Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achtundsiebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1912

Google

Rec. Hist.
Harrass.
4-23-31
32211

Inhalt.

Google

Go gle

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Januar 1912.

Epirrhema.

Freuet Euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ists ein Vieles.

Wüstes Jährchen; unter Kameraden: wohl das ekligste, das unserem Reich aufgebuckelt ward. Als es anfing, hatten wir in Preußen den Wahlrechtsrummel und die moabiter Malefizgeschichte und lasen, der ehrenwerthe Herr Carnegie habe so ungefähr zweiundvierzig Millionen Mark ausgespuckt, um mit diesem Riesenspeichel die Erinnerung an Kriegszustände von der Tafel des Gedächtnisses zu wischen. „Ausschaltung aller Kriegsgefahr, Sicherung dauernden Weltfriedens“; mit Eichenlaub ohne Schwerter. (Ob dieser Stahlprotz ernsthaft glaubt, mit seinen Dollars Beträchtliches erwirken zu können, oder nur den theuren Namen in die Weltesche einritzen will? Immerhin riecht er besser als der gräßlich berühmte Dynamitmacher, der, nach dem niedlichen Muster eines auf seine alten Tage fromm gewordenen Dirnchens, das aus Sprengstoff erhamsterte Geld der Kultur und dem Frieden zinsen läßt, allerlei Dutzendleuten die Tasche füllt und dunkle Ehrenmänner und Tugendweiber treibt, durch wilde Agitation für die Zähmung der zweibeinigen Bestie sich den Nobelpreis zu verdienen. Dem Staat viel gefährlicher als alles Sozialistische.) So fings an. In Europa fiel zwar kein Schuß. In Persien, Tripolitanien, China wurde aber eine ganze Menge Blutes vergossen

Google

und bis an unsere Küste stank es nach Pulver. Auch, versteht sich, nach Demokratie. Daß noch immer irgendwo geschossen wird, werden kann, werden darf, daß die Lebensmittel nicht billiger sind, daß der Sommer so heiß und trocken war, daß wir in keinem Rayon der Erdfeste Eßbares ernten konnten: Alles unsere Schuld. Des Adels. Hübscher klingt, volksthümlicher: der Junker. „Durch ihr Regime, ihre Günstling- und Vetternwirthschaft haben sie uns in die äußere wie in die innere Misere gebracht“: also das Berliner Tageblatt. Und im berliner Wahlaufruf des löblichen Hansabundes steht: „Jeder sei sich bewußt, daß die nächste Zeit über die Würdigung der gewerblichen Arbeit und über die Stellung ihrer Vertreter im Staat, über die gesammte Politik auf wirthschaftlichem und wirthschaftpolitischem Gebiet (Stil!) und über die Zukunft des deutschen Bürgerthumes entscheiden wird. (Mindestens.) Ein schwerer Kampf steht uns bevor, ein Kampf, der in erster Linie darauf gerichtet ist, die Macht jenes Ueberagrarierthumes zu brechen, das in den letzten Jahrzehnten verstanden hat, durch einseitigste Interessenpolitik alle Staatslasten von sich abzuwälzen (lesen Sie mal, was Fürst Otto Salm über seine Steuerleistung im Herrenhaus gesagt und bewiesen hat), unserem erwerbthätigen Bürgerthum dagegen Bürden über Bürden aufzuhalsen und ihm seine staatsbürgerlichen Rechte, unter ständiger Bevorzugung einer junkerlichen Kaste, zu verkümmern.“ Da habt Ihrs. Der ehrliche Finder eines seit der Reichsgründung „verkümmerten staatsbürgerlichen Rechtes“ bekommt einen blitzblanken Thaler. Dreiunddreißig und obendrauf eine Mark Einer, der nachweist, daß in dieser Zeit die Junker im Staat fetter, die Bürger magerer geworden sind. Thut nichts. Die Kinder hören es gern; auch solche, die genau wissen, daß unter den Tausenden, die am Silvesterabend fürs Couvert ohne Wein zwanzig Mark zahlten und am Neujahrstag für Blumen ein Landrathsgehalt ausgaben, nur recht wenige Junker waren, daß in freisinnigen Kommunen die Günstling- und Vetternwirthschaft viel üppiger gedeiht als in Fritzens und Bismarcks Reichen und daß man über eine Massenerkrankung der Aermsten nicht so mild reden und schreiben würde, wenn sie nicht aus Berlin, sondern aus einer vom Centrum beherrschten Stadt oder gar aus einer ostelbischen Landgemeinde gemeldet worden wäre. Wir müssens eben leiden; müssen den

Google

Mund halten, wenn uns an allen Ecken vorgepredigt wird, daß ohne unsere Habgier, Herrschsucht und Klüngelzucht auf dem Neuen See längst schon Eisbahn wäre. Dürfen uns aber auch durch die dickste und dreisteste Uebertreibung nicht von vernünftiger Selbstkritik abschrecken lassen. Ist etwa Alles im Loth? Hat nicht, auch in dem Jahr der Heimsuchung, Heydebrand selbst gesagt, die Adelspartei brauche ein neues Wohnhaus, „ein dem Fortschritt des modernen Kulturlebens angepaßtes Gebäude", und damit angedeutet, daß Manches anders sein könnte, als es in unserer Wirklichkeit ist? Attention, messieurs (krähte Fritz): auch im Heer.

Das ist in Ordnung; neuem Bedürfniß aber nicht so angepaßt, wie wir selbst wünschen müßten. Reicht Ihre Geduld für ein Bischen Statistik? Das militärische Gefolge Seiner Majestät besteht aus zweiundvierzig Offizieren; alle sind adelig. Unter den zweiundzwanzig Adjutanten Königlicher Prinzen sind zwei (von der Marine), unter den achtundvierzig Adjutanten deutscher Fürsten sind sechs bürgerlich. Posten, auf die noch nie ein bürgerlicher Offizier gelangt ist: Armee-Inspecteurs (sechs); Chef des Großen Generalstabes; Oberkommando in den Marken; Kriegsminister; Gouverneur von Berlin; Chef des Reitenden Feldjägercorps; Inspecteur der Jäger und Schützen; Kommandeurs der Leibgendarmerie und der Schloßgardecompagnie; General-Inspecteurs der Kavallerie, des Militärerziehung- und Bildungwesens; Kommandanten des berliner Zeughauses und des Kadettencorps; Vorsitzender der Ober-Militär-Prüfung-Kommission; Inspecteurs der Kriegsschulen und der Landwehrtruppen in Berlin, Dortmund, Essen; Gouverneur und Kommandant des berliner Invalidenhauses; Kommandeur der Haupt-Kadettenanstalt. Unsere Kriegsakademie hat einmal einen bürgerlichen Direktor gehabt; nur einmal. Generalfeldmarschälle und Generalobersten: ohne Ausnahme adelig. Generale: sechsundvierzig adelig, drei bürgerlich. Generallieutenants: dreiundsiebenzig adelig, siebenundzwanzig (davon vierzehn Artilleristen und Ingenieurs) bürgerlich. Generalmajore: hundertneunundzwanzig adelig, sechzig bürgerlich. An der Spitze der neununddreißig Gouvernements und Kommandanturen stehen nur acht bürgerliche Offiziere. In die Armee-Inspektionen, das Gouvernement Berlin, die Generalinspektion der Kavallerie, den Generalstab des Gardecorps kommt

Google

kaum je ein Bürgerlicher; auch die Adjutantur wird da, wie beim Generalstabschef und beim Inspecteur des Bildungwesens, nur mit Adeligen besetzt. In den höchsten Kommandostellen und auf anständig besoldeten Erholungposten also das selbe Bild. Die Offiziercorps der feinsten Kürassiere (Nummer 1, 2, 4, 6), Ulanen (3, 5, 9, 13), Dragoner (2, 3, 8, 12, 17 bis 19), Husaren (4, 6, 7, 12) verriegeln sich siebenfach gegen Bürgerliche. Wenn man bedenkt, daß auf der untersten Leitersprosse, im Gesammtbereich der Lieutenants, das Verhältniß ungefähr Zwei (Adel) zu Sechs (Bürgerliche) ist, erkennt man, wie glatt unsere Leute vorwärts kommen. Vor zwei Jahren, nach dem Lärm in Reichstag und Presse über die Bürgersperre im Gardecorps, wurde dem Militärkabinet gewinkt und bald dann auch eine Rundfrage losgelassen, die ermitteln sollte, welche bürgerlichen Offiziere zur Versetzung in die Garde geeignet seien. Ein übler Einfall; der Zweifel, ob sie, mit sauberer Konduite, auch in Berlin, Potsdam, Spandau möglich wären, verdroß die bravsten Knaben. „In der Behrenstraße scheint man zu glauben, daß Unsereins sich niemals die Zähne putzt und mit den Pfoten in die Salatschüssel fährt.“ Als jedes Garderegiment seinen Konzession-Schulze oder auch zwei von der Sorte hatte (nur das Erste, die Jäger und Schützen blieben hasenrein), legte der Eifer sich wieder schlafen. Kein Kommandeur eines Garderegimentes lächelt bürgerlichen Fahnenjunkern freundlich zu. Und da die nicht blaublütigen Kadetten sich offenbar nur in die litzenlosen Regimenter sehnen, muß das arme Militärkabinet immer wieder die adeligen Lieutenants in die guten Garnisonen schicken. Kein Wunder, daß die Häupter der besten Bürgerfamilien sichs dreimal überlegen, ehe sie ihren Jungen erlauben, sich als Aspiranten zu melden. Technik, Industrie, Bank bieten freiere Aussicht; der halbwegs Tüchtige, den ein starker Arm schiebt und stützt, kann da vor den Vierzig Stellvertretender Direktor sein und in Mitteljahren seine Hunderttausend zusammenschlagen. In der Armee? „Macht irgendein widriger Zufall Dich nach Fünfundzwanzig invalid, so ist jede leidliche Stellung in der Handelswelt rar wie das Große Los; überall fast wollen sie heute Ersatz, der von der Pike auf gedient hat. Die Examina, die der Staat fordert, sind dann auch nicht mehr nachzuliefern. Und entgehst Du dem Rippenbruch und der Streifkugel, wirst weder lahm

Google

noch kurzsichtig: vor dem engen Pfad, der auf die Höhen führt, mußt Du doch umkehren. Nur die Edelsten läßt man hinauf. Du fühlst Dich zurückgesetzt, nicht nach Deiner Leistung gewürdigt und wirst ein unfroher, verbitterter Kumpan. Schlechtes Geschäft, von dem Vernunft nur abrathen kann.“ Erste Folge: in die Offiziercorps aller Bürgerlichen offenen Infanterieregimenter drängen sich Söhne aus Familien, die nach Tradition und Lebensgewohnheit nicht ganz dahin taugen, aber ein großes Portemonnaie haben. Das giebt argen Kram. Drei Viertel der Linienlieutenants hungern nobel, begnügen sich abends im Kämmerlein mit einem sauren Hering und dem Wurstzipfel von gestern und schwingen sich höchstens im Kasino, wenn die Wochenrechnung noch klein ist, mal zu einiger Fettlebe auf. Schneit nun Einer hinein, der sich ein Auto hält, bei der Kommandeuse mit Orchideen antanzt, nach dem Dienst Franzosensekt hinter die Binde gießt und die Kleine vom Stadttheater mit Chinchilla behängt, dann giebts natürlich böses Blut. Können wir nicht brauchen; Lebenshaltung darf weder künstlich erhöht noch herabgedrückt werden. In Allenstein oder Mörchingen wird ein Zuschuß von fünfzigtausend Mark leicht zur Corpsgefahr. Zweite Folge: der Adel schließt sich völlig ab, verkehrt in der dienstfreien Zeit nicht mit „der gemischten Gesellschaft“ und die Gemiedenen rächen sich durch boshafte Witze über den Zwinger der feinen Hunde. Was unter solchen Umständen aus der Kameradschaft wird, ist leicht auszumalen. Im alten Preußen war ein Offizier wie der andere; das Porteepee galt mehr als der Stammbaum. Jetzt vergiftet das Gefühl, zur zweiten Klasse des Standes zu gehören, dem größten Theil das Leben. Im Ernstfall sich zu bewähren, war seit vier Jahrzehnten nicht möglich (nur China und Afrika gaben einem Häuflein dazu die Gelegenheit); und des Garnisondienstes ewig gleichgestellte Uhr scheint in der Tasche des Bürgerssohnes langsamer zu ticken. „Was hilft gewissenhafter Fleiß, strammster Nervendrill und ernsteste Pflichterfüllung? Sein Vater, heißts oben, steht hinter dem Ladentisch. Und der Baumwollhandel wird nur freigiebigen ‚Stiftern‘ verziehen.“

So darfs nicht bleiben. Kann auch nicht. Wir wissen, Alle, was uns der Adel geleistet hat. Daß ers noch heute versteht. Sind stolz, ihm anzugehören, und finden den Brauch infam, ihn, der die Seydlitz, Zieten, Yorck, Blücher, Stein, Kleist, Boyen, Clau-

Google

sewitz, Gneisenau, Roon, Bismarck, Moltke, Blumenthal und etliche Dutzend Kerle von stärkstem Kaliber gestellt hat, öffentlich wie einen vorlauten Hundejungen oder diebischen Rendanten zu verrufen. Aber wir schreiben 1912. Einundfünfzig Jahre ists her, seit der vierte Friedrich Wilhelm dem Bruder die Krone ließ. Hundert, seit Ancillon, den Gneisenau den Hofpfaffen nannte, in einer öligen Denkschrift den Anschluß an Napoleon empfahl, ders so gut mit Preußen meine, und der König, an dessen Grenze dreihunderttausend Franzosen standen und gegen dessen Festungen Spandau, Kolberg, Graudenz die Belagerungparks der napoleonischen Artillerie in Bereitschaft waren, sich in das gehaßte Bündniß schicken und zwanzigtausend Mann seiner besten Preußen als siebenundzwanzigste Division der Grande Armée vermummen mußte. Was blieb ihm übrig, nachdem Zar Alexander sich geweigert hatte, im deutschen Norden den Krieg gegen den Korsen anzufangen, und auch durch Knesebecks Drängen nicht zu einer Intervention in Paris zu bewegen gewesen war? Ist einem Einzelnen der Ruhm des Retters aus solcher Noth zuzusprechen, so gebührt er Gerhart Johann David Scharnhorst, dem Sohn kleiner Leute aus dem Hannoverschen. Der hat für Preußens Erhebung und Sieg, also für Deutschlands Wiedergeburt und Einung das Wichtigste gethan. Das gerade, was ohne ihn die Gneisenau und Grolmann, Boyen und Clausewitz nicht vermocht hätten. Und daß der zum Landwirth vorgebildete Jüngling in die Kriegsschule des Wilhelmsteins am Steinhuder Meer zugelassen worden war, hatte er nur der Fürsprache des scharfsichtigen bückeburger Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe zu danken. Der an Nachwirkung gewaltigste Offizier Preußens war (noch einmal: Attention, messieurs!) ein simpel Bürgerlicher aus dem anglisirten Welfenland. Würde er heute Karriere machen? „Die stramme, soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er umher, den Kopf gesenkt, die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab; die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thor selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte.

Google

So blieb er sein Leben lang: schlicht und schmucklos in Allem.“ Das geht (die Schilderung ist von Treitschke) noch um mehrere Eckchen über alles von Gottlieb Haeseler Erlebte hinaus, dessen Vater obendrein schon bei Wriezen auf befestigtem Grundbesitz in altem Adelsrecht saß. Wenn S. M. auf sausender Fahrt durch die Eilenriede einen im Freien mit Frau und Kindern Semmel kauenden Major sähe, brächte der Anblick wohl nicht allerhöchstes Entzücken. Tempora mutantur. Genies sind immer seltener als Brombeeren. Leider kann Keiner drauf schwören, daß ein Scharnhorst heute auch nur bis in die Reihe der Stabsoffiziere käme. Den Typ aber brauchen wir wie das liebe Brot; noch in Alltagsexemplaren. Den Offizier, der in allen Militärbildunganstalten gelernt hat, alle Waffengattungen sammt dem Generalstab kennt und nichts Anderes sein will als ein tüchtiger Offizier. Werden die aus den feinen Garnisonen in die Große Bude beförderten Herren in den Fällen periodischer Rückversetzung in die Front wieder der Garde oder bevorzugten Linienregimentern zugeschanzt, so bleibt ihr Gesichtsfeld eng und das eigentliche Leben der Armee ihnen fremd wie Ostsibirien dem petersburger Modelieutenant. Die Absperrung schmälert uns den Ersatz und hetzt die Menge auf, die nicht mehr glauben will, daß just nur wir das Soldatentalent aus Suppenlöffeln gefressen haben und daß Alles mit rechten Dingen zugegangen sei, wenn von den Marschällen und Generalobersten drei (mit dem Markenbefehlshaber vier), von den Kommandirenden Generalen vier aus dem Ersten Garderegiment stammen. Hat nicht Jeder schon mal über die dem Frontbedürfniß entfremdete Hofgeneralität gestöhnt? Nicht Jeder über den Riß im Offiziercorps, über den Mißmuth der von Gunst und Beförderung Ausgeschlossenen klagen gehört? Neid dort, Ueberhebung hier, zwei einander feindliche Klassen, wo Kameradschaft Alle einen müßte: Das wäre der Anfang vom Ende. So schwarz, wie wir gemalt werden, sind wir nicht; die Zeiten vorbei, wo man hinter Schwadronchefs dreinspotten konnte: „Wegen uralten Adels der Rechtschreibung unkundig.“ Was bei uns, täglich auch vom canis finis, geleistet wird, machen sie uns nirgends nach. Nirgends wird der Offizier so, mit allen Knochen und Nerven, herangenommen. Fraglich kann nur sein, obs nicht schon zu viel ist. Keiner denkt noch daran, Denen, die nicht im Gotha stehen, nach ungewöhnlich guter

Google

Bewährung die Thür vor der Nase zuzuschlagen. Aber sie wird nicht weit genug aufgemacht. Wir brauchen Alles, was natürlichen Anstand, Muth zur Selbstzucht, ernsten Eifer zur Militarisirung plumper oder ungeberdiger Jugend, Erziehergaben und Freude am Soldatenthum mitbringt. Wir müssen froh sein, wenn wir aus der Welt bunter Ueppigkeit einen Theil der gesunden Schößlinge in unser karges Leben pflanzen können, dürfen ihnen nicht die Spaliersonne verhängen, die den Nachbar wachsen und stämmig werden läßt, und die Herkunft nicht so hochnothpeinlich prüfen wie den Wesensgehalt des Hergekommenen. Trauen wir unserem Beispiel denn nicht mehr die Kraft zu, Sittenmängel abzufeilen und Manierlücken auszufüllen? Wir können die Konkurrenz ertragen; haben sie aber nöthig, um nicht lahm oder träg zu werden. „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich selbst ihrer annimmt; erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten: Dies ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen: weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht." Seit Scharnhorst diese Sätze schrieb, ist Preußen um hundert Jahre älter geworden. Nicht alle Wünsche des Reformators wurden erfüllt; an jeder Ecke fände er Arbeit in Ueberfülle. Die von ihm umgeformte Maschine steht noch. Wie stark, wie gut bedient muß sie sein, da zu Haus und ringsum, trotzdem sie seit vierzig Jahren nur in Probestunden lief, Alles gewiß ist: Die schaffts!

Dennoch wird in keinem anderen Land von dem Heer und von dessen Befehlshabern so oft häßlich gesprochen. Ursache? Die Nation hat, in ihrer Breite, nicht das Bewußtsein: Da ist unsere Armee, die Schule unseres Volkes, der Schutz unseres Reiches, da sind die Männer unseres Vertrauens, das, sobald sie es enttäuscht haben, von ihnen abfällt; und in diesem Heer, diesem Reich wird Jedem nach Verdienst gegeben. Das Band des Vorurtheiles ist nicht gelöst, der Nation nicht die Selbständigkeit gesichert. Verbürgt sie, laßt alten Wahn schimmeln, helft den Deutschen, die zu allem Guten willig sind, in das Gefühl, daß sichs in Staat und Staatswehr um ihre Sache handle: und frohe Zufriedenheit kehrt, wie in kahle Aeste der Frühlingssaft, in die Herzen zurück.

Google

Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, Das ist außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

Wüstes Jährchen. Mit der Verheißung eines Weltschiedsvertrages fing es an und hat mit einer anderen Posse geendet, die den Titel trägt: „Republik China". Kann allerliebst werden. Schade, daß der Panamakanal noch nicht fertig ist. (Wird ers bald? Taft sagts; doch mancher Ingenieur, der hineingerochen hat, schüttelt bedenklich das Haupt. Riesenpumpwerk und mächtige Staudämme: Alles bereit; das Becken des Kunstsees kann gefüllt, sein Wasserspiegel bis auf die Höhe von achtzig Fuß gehoben werden. Ob das eingepumpte Wasser aber nicht durch hundert Abflußrinnen wieder wegsickert? Muß der Kanal im Stauseegelände um achtzig Fuß tiefer gelegt werden, dann dauert der Bau noch Jahre und frißt Dutzende neuer Millionen.) Schade schon deshalb, weil sonst der anglo-amerikanische Interessenstreit fühlbarer würde und weil die Pflicht, zum Schutz europäischer Kultur den Kanal internationalisiren, nicht etwa von den Vereinigten Staaten befestigen zu lassen, alte Wunden überpflastern und uns ins erste Viertel der erwünschten Europäereinheit helfen könnte. So weit sind wir nun noch nicht. Aber aus dem Angelsachsenbund, dessen Urkunde Asquith schon in seiner Mappe zu haben glaubte, ist nichts geworden und England läßt seine Kohlenstationen im Stillen Ozean ausflicken. Das Jahr der Irrungen und des Mißverstandes. Im Leben des Reiches das vierzigste. Daß danach selbst der verwegenste Schwabe klug werde, hielten Alle für sicher, bis Alfred Kiderlen in Ost und West seine Karte abgab. Zu viel Adel in der Diplomatie? Unsinn. Aus vollen Eimern wurde Bürgerblut eingepumpt. Daran fehlts nicht. Doch an Zielen, Blickweite, Augenmaß. Wenn in der Centrale die liebe Thorheit thront, kann draußen der feinste Diplomat nichts Brauchbares einhandeln. Dabei kleben unsere Leute an ihrem Stuhl. Ists nicht lächerlich, daß Bethmann und sein Gehilfe nicht von Aequatorial-Afrika nur, sondern auch von England eine höchst unklare Vorstellung haben? Von einem Land, das der Pivot aller diplomatischen Aufmärsche ist? In einundzwanzig Stunden ist man, über Vlissingen oder Hoek, dort; zwischen Weihnacht und Neujahr wäre die Oberfläche mit Nutzen zu begucken. Der Aufsichtrathspräsident, der Gelsenkirchen oder Harpen nie gesehen hät-

Google

re, müßte sich verkriechen. Staatsvorstände aber verhandeln munter mit Ländern, die sie seit einer halben Ewigkeit nur aus Berichtsbildern kennen. Daher die Ministerdelirien und die Thränen der Völker. Hätte die Kommandantur der Wilhelmstraße gewußt, wie zwischen Calais und Dover das Wetter wurde, dann wären die Chefs zu Haus geblieben. Die Franzosen gaben im Mai die entente schon billig; nahmen sie als einen Britenschwindel, von dem nichts zu hoffen sei. Warteten wir, bis der franko-spanische Geheimvertrag ans Licht kam, dann riß der Draht und kein Kabelwerk konnte einen neuen anknüpfen. Dann erfuhr Frankreich, daß Britania ihm zwar Marokko verschachert, den wichtigsten Theil aber, um bei Gibraltar, Suez und Aden nicht genirt zu werden, vorenthalten habe. Das Wuthgeheul! Eduards Werk wäre bis in die tiefste Grundmauerschicht geborsten, der heilige Zorn aus den Pucelletagen wieder aufgelodert und die Noth hätte über die Vogesen hinwegblicken gelehrt. Wir wären, ohne Offerte, aufgesucht worden. Der plumpe Bluff von Agadir hat uns die ganze Jahresbilanz verdorben. England ist in Paris wieder obenauf (wir haben ja dafür gesorgt, daß es, ohne große Kosten, sich mit der Grimasse des selbstlos Treuen spreizen konnte) und fürs Erste ist an die Trennung der Westmächte nicht zu denken. Wüstes Jahr.

Was nun? Die Offiziösen trösteten zuerst: Oesterreich-Ungarn genügt uns; diese Säule zeugt von entschwundener Pracht. Stürzt auch sie nächstens vielleicht? Aus allen Winkeln wird nach Aehrenthals Kopf und Rumpf gestoßen. Im Juli hat er in Paris sagen lassen, in einem neuen Marokkoduell werde er dem Verbündeten nicht sekundiren. Im Oktober mit den Italienern geäugelt, die gedroht hatten, einem turkophilen Oesterreich das Bündniß zu kündigen. Im Dezember vor den Delegationen über Marokko-Kongo im Ton kühler Höflichkeit gesprochen. Will man ihn nicht verstehen? Er sitzt in dem undankbaren Amt eines Greisenministers, der keinen Krieg führen darf, also in beiden Beinen gelähmt ist. Er hat dem einundachtzigjährigen Kaiser, der im Kriegsfall hinter den jungen Feldherrn verschwinden müßte, versprochen, alles zur Friedenswahrung irgend Erdenkliche zu thun, muß seine Zukunft dem Anspruch der Gegenwart opfern und darf noch nicht einmal erklären, warum er wie ein müder Flötist mit schlaffen Bäckchen neben den Conrad und Auffenberg steht, die noch unter dem Nimbus des alten Kaisernamens die Fanfare von Custozza blasen möchten.

Google

Aehrenthal opfert seinen Staatsmannsruhm mit Bewußtsein. So lange er Franz Josephs Minister ist, wird Oesterreich für seine Ruhe jeden erschwinglichen Preis zahlen; und was danach kommt, ist unberechenbarer, als der berliner Hofbann heute ahnt. Jetzt wird ja auch mehr von Rußland getuschelt. Das, lesen wir, wird Englands Tücke erkennen und bald in unsere Freundschaft heimfinden. Schön. Wollen wir ihm den Besitz des Persischen Golfes, eines Meerengenersatzes, für ein Menschenalter garantiren? Das wäre die Vorbedingung. Einstweilen müßte jeder russische Minister von Durchschnittsverstand sich Tag vor Tag sagen, daß seinem Reich kein Zustand nützlicher sein könnte als der anglo-deutscher Feindschaft, der ihm von beiden Seiten Werbungen einbringt. Diesen bis in das Weichbild von Teheran wohlthätig fühlbaren Status wird er zu erhalten trachten und neue Papierwälle scheuen. Die Trennung von Frankreich (nur als Folge glaubhafter deutscher Kriegsdrohung denkbar) würde theuer, die von England mit jedem Tag chinesischer Wirrniß gefährlicher. Die alten Rezepte helfen nicht mehr. Was also bleibt uns zu thun? Im vorigen Jahr sind wieder Prinzen, Professoren, Pastoren, Lohnarbeiter nach London gereist, um mit der Zunge für den Frieden zu fechten. (Als Prinz Heinrich im londoner Automobilklub den Werth der Wettfahrt für die Kräftigung der anglo-deutschen Freundschaft sehr laut gerühmt hatte, hielt, zwölf Stunden danach, Lloyd George seine berüchtigte Rede.) Anbiederung wäre jetzt Selbstschändung. Diese traurigen Geschichten haben uns schon zwei Drittel des Ansehens gekostet. Eben so schädlich ist das (leider nicht nur im Souterrain beliebte) Geschimpf gegen die Briten, die, in Wahrung ihrer Interessen, gethan haben, was unsere Lammsgeduld ihnen zu thun erlaubte. Kriegsschiffe bauen? Ehe die jetzt auf die Hellinge zu legenden fertig sind, muß, nach Menschenermessen, die Entscheidung gefallen sein. Auch würde durch den hastigsten Bau zwar auf beiden Seiten die Ziffer (vierzehn englische, acht deutsche, sechs französische Dreadnoughts), nicht aber die britisch-deutsche Machtrelation geändert: denn England läßt sich nicht überflügeln und hat in der alten Handelsflotte eine Mannschaftschule, die seine mächtigsten Kampfschiffe vor Menschenmangel noch schützt. Die Dummheit, immer wieder auszututen, daß wir noch nicht fertig, nicht stark genug seien, sollten wir uns nachgerade doch abgewöhnen. Wirkt nach außen ja wie eine Aufforderung zum Tanz. Jetzt,

Google

nach diesem Herbst, in heiseren Wahlaufrufen von Lücken in unserer Rüstung krächzen: nur dem Heiligen Theobald wars möglich. Er meint wohl, die Nachbarschaft werde mitleidig wimmern: Wer ein Herz im Leib hat, muß den Deutschen Ruhe lassen, bis sie die Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben. Der Ordinarius wird zur Reichsgefahr. Längst sind wir zu tapferer Politik stark genug.

Sogar zu einer, die hohe Ziele zu zeigen wagt und in stolzer Ruhe ausspricht, daß kein Widerstand sie je auf dem Weg dahin hemmen wird. Die würde in England gewiß verstanden. Nicht schimpfen; still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon Allerlei. Daß er mit Persien die sorglose Herrschaft über Indien verlöre; daß in der Zeit der Mandschuliquidation, die zu früher Anmeldung britischer Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann; daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der England eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auf Hauptgrundsätze britischer Politik (Keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einem Reich, das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt sich nach Verständigung; möchte nicht, wie auch nach ihm günstigen Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schadenfroh leuchtenden Auge der Yankees stehen; und zweifelt, ob die Russen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen paktiren: er ließe sichs gern was kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des geltenden Marineprogramms Wichtiges zu bieten und fänden als Forderer der Walfischbai, zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlungbodens heute in London Gehör. Kein Mittel darf unversucht bleiben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Entschluß fest wird. Ein Jahr ist verloren; kein alter Kniff noch wirksam. Oeffnet die Fenster weit: daß im Reichshaus die Luft wieder rein werde. Und erlöst das nüchterne, arbeitsame, redliche Volk der Deutschen endlich aus dem Ruf, daß es sein internationales Geschäft nach dem Muster der Marktschreier und Rummelplatzpächter treibe.

Google

Unvernunft und Sozialismus.

Unter den Menschen, schrieb der schweizer Philosoph Bolstetten an seinen Freund Mattison, geht eine Unvernunft um, die wir uns in der Regel nicht schlimm genug vorstellen. Um sich Klarheit darüber zu verschaffen, muß man in vielen verschiedenen Gedankensphären und wirthschaftlichen Kreisen gelebt haben und in ein reiferes Alter gelangt sein, ohne in einem dieser Kreise zu haften. Das ist die Kunst oder das Vorrecht Weniger. Denn die Gesellschaft sucht Jeden gewaltsam in einen Winkel zu drängen und auf ein immer gleiches Wirken zu begrenzen, damit seine Kraft ihr den größtmöglichen Vortheil bringe. Widersetzt man sich diesem Drängen, so büßt man einen Theil der Detailkenntniß und die nur auf diese Weise zu erlangende Autorität ein, verliert den Ruf eines Fachmannes und Sachverständigen und riskirt, ein Dilettant genannt zu werden. Doch dieser Nachtheil ärgert nur, wenn der Wankelmuth eine Folge launenhaften Wesens war. Hat man erst einmal auf die Fachgelehrsamkeit verzichtet und Allgemeines zu erkennen versucht, so fühlt man sich im Vortheil.

Ich erlaube mir einen Hinweis auf mein eigenes geistiges Wanderleben. Allen Schaden, alle Schmach eines solchen Lebens habe ich erlitten und meine Vogelfreiheit hart genug empfunden. Medizin und Naturwissenschaft, Belletristik und Philosophie, Soziologie und Erwerbsleben: nirgends habe ich die Autorität eines Fachmannes angestrebt oder erworben, sondern mich damit begnügt, in allen diesen Sphären als Dilettant zu gelten. Aber dieses Wandern war auch nicht die Folge von Ungeduld oder Widerwillen gegen die für eine Weile bezogene geistige Wohnung, sondern eines Durstes, der reichliche Sättigung suchte. Ich wollte das ganze Haus von allen Seiten gesehen haben, bevor ich mich für immer in einem seiner Räume niederließ. Das werde ich nie bereuen. Eher schon, daß ich es nicht rascher und kühner that, mich durch das Geschrei über Dilettantismus einschüchtern ließ und den Verlust an Detailkenntniß und Einfluß bedauerte. Denn ich habe auf meinen Wanderzügen, oft freilich erst spät, Entdeckungen gemacht, die mir gewichtig, ja, ungeheuerlich erscheinen. Oder ists nicht ungeheuerlich, daß in jeder dieser Sphären des Geisteslebens die Erkenntniß der einfachsten Dinge verloren geht, die fast allen primitiven und ungeschulten Menschen vertraut sind? Heutzutage kommt es vor, daß der erstbeste achtzehnjährige Schuljunge von mittelmäßiger Intelligenz, daß irgendein Arbeiter, der seit seinem zwölften Jahr keine Schule gesehen hat, allgemeingiltige und gewichtige Dinge besser versteht, rascher erfaßt und tiefer durchschaut als die größten Gelehrten, die angesehensten Staatsmänner, die berühmtesten Schriftsteller, die feinstgebildeten Intellektuellen. Das sehen alle diese Männer natürlich eben so wenig ein, wie ich selbst es früher einsah. Die weithin durchgeführte Spaltung aller geistigen Thätigkeit wirkt hier in einem circulus vitiosus. Weil ich „Dilettant“ blieb, konnte ich erkennen, was

Google

ich erkannt habe; als einem „Dilettanten“ fehlt mir aber die Autorität, die ich haben mußte, um ihnen die Augen zu öffnen.

Mir gehts wie einem Menschen, der bei der Besichtigung eines Schiffes auf hoher See Brand in der Ladung entdeckt hat und mit dieser Unheilsbotschaft zu dem Kapitän und den Offizieren zurückkehrt, in der ganz natürlichen Erwartung, daß sie aufspringen und handeln werden, der nun aber erleben muß, daß sie lächelnd sitzen bleiben und sagen: „Brand in der Ladung? Haben Sie Brand in der Ladung entdeckt? Schade, daß Sie nicht Fachmann sind.“ Ganz so gehts mir. Man begreift die Bedeutung meines Berichtes nicht und zweifelt an meiner Glaubwürdigkeit, weil ich nicht den Namen eines Spezialisten habe und die Spezialisten mich nicht als gleichberechtigt anerkennen.

Ich habe gesagt, daß unsere Lebensgemeinschaft von der Gefahr des Parasitismus bedroht wird, dessen Folgen täglich fühlbarer werden und dessen Ursachen ohne allzu große Schwierigkeit bekämpft werden könnten. Niemand rührt sich. Man sieht die Gefahr nicht oder hält mich nicht für glaubwürdig.

„Aber haben Sie denn wirklich erwartet,“ wird man fragen, „daß nach dieser Mittheilung, die übrigens nicht neu klingt, die Welt in Aufruhr gerathen werde, um Ihnen zu helfen?“ Das habe ich nicht erwartet. Und doch wäre diese Erwartung vernünftig, wenn die Menschen vernünftig wären.

Das Wort „Parasitismus“ wird oft in tadelndem Sinn angewandt. Wäre der Begriff aber als primäre Entartungursache klar erkannt, dann hätte man diese Ursache schon zu beseitigen versucht. Kluge Maßregeln gegen den Parasitismus sind aber in der sozialökonomischen Reformbewegung nirgends zu erblicken. Und dennoch ist die Sache für jeden Menschen so wichtig und so leicht erkennbar wie Brand in der Ladung für die Mannschaft. Aber die scharfsinnigen und gelehrten Leute bleiben träg und die einfacheren, die es aus eigener Verstandeskraft wohl erkennen würden, sagen: Wenn es so wäre, hätten es schon mehr kluge Leute erkannt. Die Ehrfurcht vor dem als höher anerkannten Intellekt hindert die meisten, ihrer Vernunft und klaren Einsicht zu folgen. Dem Chronisten ist solche Unvernunft längst bekannt; er umschreibt sie gern mit den Worten, daß sogar die größten Geister dem Irrthum ihrer Zeit unterworfen sind, und erwähnt dann die Billigung der Sklaverei durch Aristoteles, der Christenverfolgung durch Marc Aurel, der Gladiatorenkämpfe durch Cicero, die religiöse Auffassung eines Dante und Newton. Nie aber wird in ihm die Meinung erwachen, daß seine scharfsinnigsten, aufgeklärtesten und gelehrtesten Zeitgenossen an einer viel schlimmeren Unvernunft leiden. Denn die von ihm erwähnten Irrthümer stammen nicht aus Unvernunft, sondern aus Mängeln des kosmologischen und exegetischen Wissens und sind zwar unserer Kenntniß und Empfindung, nicht aber der ihrer Entstehungzeit unbegreiflich.

Unsere besten Geister, Philosophen, Naturforscher, Staatsmänner,

Google

Industrielle und Kaufleute, werden, fast ohne Ausnahme, die Meinung vertreten, daß es ein allgemeines, zu bekämpfendes Schmarotzerthum nicht gebe und daß man gegen das vorhandene nicht wirksamer als bisher handeln könne. Diese Unvernunft ist die Folge der Fachërziehung, der Spezialisirung, die alle Geistesarbeit gespalten hat, des Mangels an Universalität also, der aus dem Durchschnittsmenschen des zwanzigsten Jahrhunderts einen für seine Zeit viel untauglicheren Astronomen, Naturwissenschaftler, Künstler oder Philosophen macht, als der Mensch des Mittelalters und der Antike für seine Zeit war. Doch die Nachwirkung dieses Mangels kann nur Einer ermessen, der die ungeheure psychische Bedeutung des Milieu kennt. Der einsame unabhängige und klare Verstand bleibt, wie er auch „spezialisirt" sein möge, doch einer neuen Wahrheit zugänglich und kann eine lange verlorene Einsicht zurückgewinnen. Der Spezialist aber, der sein für alles Andere unbrauchbares, geschrumpftes Begriffsvermögen auf die Dauer dem Einfluß Oeffentlicher Meinungen ausliefert, muß auf der Hut sein: sonst wird seine Vernunft überrumpelt, sein Verstand geknechtet. Die suggestive Wirkung der Umwelt ist eben den Gelehrten, auch unseren Psychologen und Philosophen, noch nicht in annäherndem Umfang wahrnehmbar. Die überraschenden Resultate, die Binet bei Schulkindern erzielt hat, sind nur das Gegenstück zu den gangbaren Meinungen, die der Haufe aus Gesprächen und Zeitungartikeln schöpft und zu denen sich oft auch Intellektuelle hohen Ranges bekennen.

Helmholtz gehört zu den größten Geistern unserer Zeit, seine Wissenschaft war von philosophischem Sinn bedient: und dennoch hat er gesagt, daß er eine „okkulte Erscheinung", auch wenn sie durch alle Sinne vermittelt wäre, nicht anerkennen würde. Heute, nach längerem Verkehr mit Kollegen, die solche Erscheinungen studirt haben, würde er anders sprechen; nicht, weil vernünftige Ueberlegung, sondern, weil die Suggestion der Umwelt ihn Anderes gelehrt hätte. Denn heute sind Meinungen „gangbar", die es früher nicht waren.

Vor okkulten Erscheinungen haben die spekulativen Philosophen sich nie so unvernünftig gezeigt wie die Männer der Naturwissenschaft. Die sind aber, wo es sich um Wirthschaftübel handelt, nicht immer vernünftiger. Weil sie allzu geneigt sind, die Meinungen der Menge anzunehmen. Daß man sich durch bloßes Studium und reine Reflexion keinen vollkommenen Begriff von manchen einfachen und für die Allgemeinheit doch wichtigen Dingen bilden kann, sondern dazu der Arbeit in der Praxis bedarf, ist eine Thatsache, die mir das „Dilettiren" im Betriebsleben als eine Beschäftigung von unschätzbarem Nutzen empfahl. Wallace, Reclus, Tolstoi haben aus ihrem Leben mehr gelernt als aus Theorien und waren deshalb allen „Fachgenossen" überlegen.

Niemand widerspricht meiner Behauptung, daß es einen Parasitismus giebt, daß er gefährlich ist, deshalb bekämpft werden muß und kann. Aber Niemand kümmert sich um diese einfache Wahrheit. Dagegen vertheidigt und bekämpft man mit ungeheurer Vergeudung an

Google

Denkkraft ein System, das man Sozialismus nennt. Man argumentirt über Rente und Kapital, über Werth und Eigenthum und über andere komplizirte Dinge, die mit dieser Frage nichts zu thun haben. Das Wesentliche der Sache ist leicht erkennbar. Einzelne führen auf Kosten Anderer ein unfruchtbares und üppiges Leben. Dieser Parasitismus ist höchst gefährlich: für den Schmarotzer wie für den Wirth, für die öffentlichen Sitten und für die allgemeine Wohlfahrt, und muß deshalb mit aller Kraft durch Gesetzgebung und private Initiative bekämpft werden. Ueber ein Jahrhundert wird dieser Kampf schon versucht; noch aber ist nicht erkannt worden, wie einfach die bekämpfte Sache ist. Konnte menschliche Unvernunft sich deutlicher zeigen?

Auch die Einzelheiten des Parasitismus und die Art seines Auftretens sind weder komplizirt noch unklar. Der mittelmäßige Verstand kann sie erfassen, ohne von Rente, Kapital, Werth und Eigenthum das Allergeringste zu wissen. Gemeinsam erworbenes Gut, Reichthum, Kapital, das zu neuer Produktion nothwendig ist, wird in die Hände von Individuen gehäuft und giebt ihnen die Möglichkeit, zu schmarotzen. Das ist Alles. Der Nutzen und die Nothwendigkeit der Kapitalshäufung, der Rentenerlangung, die Vortheile persönlichen Eigenthumes, der Zwang zu ungleicher Arbeitvertheilung: das Alles bedarf kaum der Erörterung; in der Hauptsache sind Alle einig. Die davon unberührte Forderung lautet ganz einfach: Das Individuum darf nicht eine Freiheit erlangen, die ihm, als dem Besitzer eines unbeschränkten Kapitals, ermöglicht, ein Parasitenleben ohne die geringste Verantwortlichkeit zu führen und so den schmählichsten Mißbrauch zu treiben.

Die unvollkommene Wahrnehmung und mangelhafte Analyse des Uebelstandes hat zu den seltsamsten aller menschlichen Verirrungen geführt: zu dem Dogma von Klassenrecht, Klassenmoral, Klassenjustiz. Um die räthselhafte Begriffsträgheit an sich scharfsinniger und gelehrter Menschen zu erklären, sprach man von einer „bürgerlichen Periode“, in der durch mystischen Einfluß der Produktionform, des „Mammons“, der Mensch, auch der hoch veranlagte, umnebelt werde und dann bürgerlich denke, dichte, plaidire, während das kommende Geschlecht der Proletarier (das zwischen diesem bürgerlichen aufwuchs wie der Klee im Haferfeld) durch den Gebrauch des auf Proletarierart erzeugten Mammons eine neue proletarische Vernunft, Rechtsprechung, Dichtkunst und Denkweise in sich gezüchtet habe. In der Entwickelungsgeschichte der neuen Gesellschaft kenne ich kaum eine schwerere Heimsuchung als die durch Marxens Einbruch in die jungen und lebenskräftige sozialistische Bewegung bewirkte. Während dieses junge Streben mehr und mehr zur Klarheit gelangte und viele vortreffliche Köpfe und Herzen erfüllte, trat der herrschsüchtige Mann mit starkem Hirn, zäher Arbeitkraft und mittelmäßiger Philosophenbegabung auf den Plan und versuchte, dem neuen Bewußtsein eine wissenschaftliche Grundlage zu geben und es mit den dürren, rationalistischen Gedanken zu verknüpfen, die eine Reaktion gegen den vorangegangenen Aberglauben

Google

und Pietismus in die Hirne gepflanzt hatte. Das Resultat dieses Versuches war ein unklares, verworrenes, unlesbares Buch, dessen beinahe überall unrichtige Schlußfolgerungen auch auf drei Seiten Platz gefunden hätten und dessen Hauptwerth noch heute in dem gesammelten Thatsachenmaterial liegt. Und dieses Buch hatte, besonders in Deutschland, einen ungewöhnlich starken Erfolg, wurde zum Standard-Werk der Bewegung und reizte auch die Gegner zu ernsthafter Prüfung.

Wie soll man erklären, daß so viele hervorragende Geister, die vom Uebel des Parasitismus nichts hören wollten, durch ein Buch aufgerüttelt wurden, das von der Kritik mit spielender Leichtigkeit in Fetzen gerissen und durch die Thatsachen selbst widerlegt ward? Ein unvernünftiger Widerstand war durch ein unvernünftiges Mittel abgeschwächt worden. Erinnern wir uns einer psychologischen Beobachtung. Ein Durchschnittsmensch liest, ohne irgendwie tiefe Impression, in einem ernsten, zuverlässigen Blatt eine unglaublich klingende Nachricht, die klar, doch knapp formulirt ist. Sein Unglaube wird dadurch nicht beseitigt. Bald danach besucht ihn Einer, der mit ungemeinem Nachdruck eine sehr ausführliche, aber schiefe Darstellung der selben Thatsache giebt. Dann hört er in einer Versammlung, daß mehrere Personen die Ueberzeugung des Redners (der ihn besucht hat) theilen. Nun wird der Unglaube erschüttert. Da herrscht eben die Unvernunft: denn der Vernunft bietet die weitschweifige Darstellung nicht mehr als der knappe Bericht. Jetzt verstehen wir, warum (nicht zum ersten Mal) ein Einzelner einer starken Bewegung die falsche Richtung weisen konnte.

Ein Verräther hätte der Sache nicht schlimmer zu schaden vermocht, als Marx mit seiner Arbeit gethan hat. Denn er gab den Intellektuellen die Möglichkeit, auf den Seitenpfaden der Theorie und im Gelände krummer Behauptungen mit scheinbarem Erfolg eine Sache zu bekämpfen, die an und für sich unbesiegbar und unantastbar ist. Und auch für die von der Bewegung Fortgerissenen waren die Folgen übel. In ihren Reihen entstand Kriegsstimmung. Statt bei der Fahne zu bleiben, stritt man über graue Theorien, über die Lehre vom Werth, über den Klassenkampf und den historischen Materialismus. Und während so um Schemen gefochten und neues auf altes Mißverständniß gehäuft wurde, entschwand dem Auge die arme Wahrheit, daß ein ernster Uebelstand ernsthaft bekämpft werden müsse.

Der Kontakt mit der ungebildeten, ungeschulten Masse ist (Erfahrung hats mich gelehrt) für Geist und Gemüth oft nützlicher als der viel begehrenswerthere und lehrreichere Umgang mit Hochgebildeten. Und zwar nicht, wie eine banale Meinung annehmen würde, wegen der reineren Moral, der Unverdorbenheit dieser Menschen, sondern wegen ihrer größeren Vernunft. Nicht, weil sie braver, sondern, weil sie vernünftiger sind. Zweifellos steht ja der gebildete Mittelstand ethisch höher als die Volksmenge. Und auf dem allerhöchsten sittlichen Standpunkt unserer Zeit, vielleicht sogar der ganzen Menschheitgeschichte stehen die Gelehrten. Wer auf die Gesammtheit blickt und die

Google

persönlichen Schwächen Einzelner übersieht, wird finden, daß die Moral der Naturforscher die edelste und erhabenste ist, der jemals eine große Gruppe von Menschen gehuldigt hat, und der weisen Größe, die das Ideal der älteren Philosophen bildete, am Nächsten.

Nun betrachte man aber die wunderlich paradoxe Verwirrung der Zustände. Das Volk glaubt aus sehr guten Gründen, sittlich höher zu stehen als die Intellektuellen. Die würden sonst ja nicht blind und fühllos auf sein Leiden schauen, sondern ihm helfen. In unserer Wirklichkeit aber muß man ins Volk gehen, nicht, um ein höheres sittliches Empfinden, sondern, um höhere Vernunft zu finden als bei den Gebildetsten. Die Intellektuellen vereinen höchste Sittlichkeit mit einer Unvernunft, die bei flüchtiger Betrachtung grausamer Eigennutz scheint.

Wenn man diese Dinge erörtert, merkt man erst, welches unvollkommene Werkzeug unsere Sprache der Philosophie und Psychologie liefert. Verstand und Verstand ist Zweierlei; und es giebt Etwas wie dumme Vernunft und grausame Bravheit, barbarische Bildung und weise Unwissenheit.

Kann Einer leugnen, daß ein Parasitismus besteht, ein den Individuen und der Gesammtheit höchst schädlicher Drang, ohne eigene Arbeit als Schmarotzer von aufgespeichertem Reichthum zu leben, und daß dieser Uebelstand bekämpft werden muß? Kann Einer behaupten, eine Gesellschaft, in der Jedem freisteht, durch unbeschränkte Aufhäufung von Waare oder deren Aequivalent das kräftige Stimulans zur Arbeit für sich und seine Günstlinge auszuschalten, sei gut organisirt? Ist es nicht Pflicht der Gemeinschaft, die persönliche Freiheit da zu beschränken, wo die Selbsterhaltung es gebietet? Um diese Fragen richtig zu beantworten, braucht man von den Folgen des Uebels nichts zu wissen, von Verzinsung, Kapitalsbildung, Lohnsklaverei, Eigenthumsformen, Luxusorgien, Klassenkampf, Ausbeutung nie gehört zu haben. Wer den Alkoholismus bekämpfen will, braucht die chemischen Bestandtheile des Alkohols und seine toxischen Wirkungen auf die verschiedenen Organe ja auch nicht zu kennen.

Nicht die Furcht vor dem Verlust individueller Freiheit hindert den Beginn des ernsten Kampfes gegen das Schmarotzerthum; auch nicht der Widerstand von Habgier und Eigennutz noch die Abhängigkeit des Intellektes von persönlichen Interessen (wie so oft behauptet wird). Wo mächtige gemeinsame Interessen auf dem Spiel stehen und als solche von den Intellektuellen anerkannt werden, kann Niemand seine persönlichen Interessen geltend machen. Ein Komplot von wissenschaftlich Gebildeten, die aus persönlichem Interesse ihre Wissenschaft fälschen, wäre die tollste Absurdität. Aber von der Nothwendigkeit des hier geforderten Kampfes ist der Intellektuelle noch nicht überzeugt. Nur deshalb hat man bisher gegen den Parasitismus Mittel weder gesucht noch gefunden. Denn nur die von den Trägern höchster Bildung geleitete Oeffentliche Meinung könnte diesen Kampf aufnehmen und durchfechten, wie sie den gegen die Sklaverei durchgefochten hat.

Google

Was im Wege steht? Die Unvernunft allzu spezialisirter Geister, die blind vor den großen wirthschaftlichen Erscheinungen stehen. Diese Unvernunft wird noch dadurch gefördert, daß eine ganz einfache Sache zu einem phantastischen, quasi wissenschaftlichen System verzerrt und der Menschheit eingeredet worden ist, bürgerliche Bildung müsse durch proletarische ersetzt werden und alle alte Wahrheit einer neuen, aus den untersten Schichten heraufdringenden weichen. Dadurch ferner, daß man religiöse und ökonomische Fragen, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben, benutzt hat, um das wahre Wesen des unsozialen, unsittlichen Parasitismus zu verschleiern. Und diese Unvernunft hat, mit ihren Helfern, bewirkt, daß nicht nur fast alle im offiziellen Leben hoch Stehenden, sondern auch viele unabhängige Geister den Sozialismus heftig bekämpfen. Sie handeln unvernünftig: denn sie bekämpfen, ohne sich Dessen bewußt zu sein, menschliche Neigungen und Empfindungen, die (Das hat mich Erfahrung gelehrt) auch ihnen nicht fremd sind und über die sie sich nicht zu erheben wünschen.

Rotterdam. Frederik van Eeden.

Frauenrache.

Man sprach in der fünften Novembernacht in der Gesellschaft der rasch aufgeblühten volkreichen Industriestadt mit Staunen und Entsetzen von dem Selbstmord eines bekannten und beliebten Offiziers. Die That war abends, nach Theaterschluß, rasch wie ein Erdbeben, ein Wolkenbruch oder sonst eine die Allgemeinheit angehende Katastrophe bekannt geworden. Wie war der ungeheure Skandal in der Familie dieses Hauptmanns entstanden, einer „Familie“ in des Wortes bürgerlichster Bedeutung, mit Bildern von Großeltern und Urahnen, mit frühen Verlobungen, zeitigen korrekten Heirathen, immer klug gleich groß gehaltenem Vermögen, umständlichen festlichen Taufen und dezenten Todesfällen? Wie war bei dieser Frau ein Skandal möglich geworden, durch diese Frau, die seit zehn Jahren die Gattin des Hauptmanns gewesen war und von der man sich jetzt sagte, daß man sie kaum gekannt habe, obwohl die Kameraden ihres Mannes mit der zarten, eleganten und ziemlich schüchternen Dame immer gern geplaudert hatten, wenn auch stets mit der merkwürdigen Nuance von verwunderter Hochachtung und leichtem Befremden, das die Männer nun einmal (unbewußt) vor der keuschen Frau haben?

Zu erklären war die fürchterliche Begebenheit, die kaum eine halbe Minute gedauert hatte, nicht. Aber zu bezweifeln war sie noch weniger; denn fast dreitausend Menschen hatten sie mitangesehen. Sie konnten sich auch nicht einreden, das Unglaubliche nur geträumt zu haben; sie brachten ja einen weißen Brief heim, auf dem wenige Worte einen so gräßlichen Tanz aufführten, daß der Hauptmann, als er sie erblickte, wie vom Satan gehetzt aus dem Theater nach Haus

Google

gestürzt, über den Pistolenkasten gefallen und bald darauf vom Arzt und seinem heulenden Burschen aus der Stadt in die kleine unheimliche Halle gebracht worden war, die fröhliche Leute nicht gern nennen.

In dem überfüllten Theater hatte Alles gespannt auf den Beginn der Vorstellung gewartet. Heute sollte es recht feierlich werden; eine Festvorstellung zum Geburtstag des Landesherrn war angesagt. Man sah schönere Kleider und mehr Blumen als sonst, Guirlanden durchzogen den Raum und das Surren der Stimmen war erregter und diskreter als gewöhnlich, denn in der mittleren Loge des Ersten Ranges saß hoher Besuch, der Minister mit seiner Gattin, und viele Uniformen und Sterne blitzten ringsum. Auch unten im Parquet funkelten Knöpfe und Epaulettes und die dazwischen sitzenden jungen Mädchen lächelten gewaltthätig und athmeten schnell. In den überfüllten Rängen sah noch Niemand die Dame, die in der oberen, für die Schauspielerinnen reservirten Proszeniumloge dicht an der Brüstung hinter dem Vorhang verborgen stand und auf die Logenthür starrte. Die Schauspielerinnen standen noch vor der halboffenen Thür, durch die ihr gedämpftes Lachen und Plaudern hereindrang.

Das erste der drei Glockenzeichen, die den Beginn der Vorstellung ankünden, versurrte in dem stiller werdenden Theaterraum. Die Frau hinter dem Vorhang wurde bleich. In dieser Minute mußte ihre That geschehen! Hastig knöpfte sie ihren langen rechten Handschuh auf und riß ihn, als das Abstreifen nicht schnell genug ging, wie wüthend mit einem Ruck von den Fingern.

Das zweite Glockenzeichen dröhnte durch den Saal: und sie erbebte, als sei das Metall in ihrem Kopf angeschlagen worden. Wie ein eiskaltes Wasser fühlte sie die nun plötzlich eintretende vollständige Stille. Sie wollte aus ihrem düsteren Versteck ins Licht, riß den Vorhang zurück und starrte in den blendend hellen Zuschauerraum. Wie Wachsfiguren sahen diese Menschen aus. Wie ein Blitz schlug es in sie ein: auch er saß da! Ganz ruhig.

Jetzt graut ihr vor der geplanten That. Sie möchte fliehen, strebt, ob sie sich gleich angewachsen dünkt, der Eingangsthür zu: da tritt Die ein, deren Züge sie wie ein Scheusäliges hassen gelernt hat. Das schlumpig gekleidete schwarze Mädchen mit den kleinen, flackernden Augen hat von der Thür bis zu ihrem Stuhl an der Logenbrüstung kaum drei Schritte. Aber während dieser drei Sekunden sah die Frau noch einmal, wie man in einander gegenüber hängenden Spiegeln viele Gestalten zu gleicher Zeit sieht, drei Bilder vor sich, die, wie mit Geißeln, sie Tage lang bis ins Blut gepeinigt und endlich in diese Loge gehetzt hatten.

Sie sah sich nach einem Fest im Wagen nach Haus fahren, warm von dem Mann umfaßt, der ihr scherzend und kosend erzählte, mit welchen lockenden Anträgen ihn dieses Mädchen verfolge. Und sie hörte sich jetzt mit Stöhnen laut denken, was sie damals, stumm vor Glück, gedacht (denn so wilde Worte sprach sie nie): „Und fänd' ich ihn in Isoldens Bett, ich glaubte ihm!“

Google

Und dann saß sie zu Haus am winterlichen Ofen in der friedvollen Dämmerung ihres wunderbar reinen Zimmers mit den wenigen etwas kargen Linien. Der Gluthschein vom Feuer tanzte durch das Gemach und blühte manchmal über dem munteren Gesicht der Freundin auf, die vor ihr saß und allerlei Geschichten erzählte. Auch von der Zuchtlosigkeit dieses Mädchens hatte die Plaudernde ein wahres Schauermärchen vorgebracht; und sie fühlte noch jetzt, wie ihr Mund verwundert belächelt hatte, was sie nicht verstand, während ihr eine Freude die Kehle bedrängte. „Welches Glück, von diesen Dingen nichts zu wissen und nie nie mit ihnen in Berührung zu kommen!“

Und dann sah sie sich die schöne Stadtallee hinaufgehen: und entgegen kam ihr wieder dieses Mädchen mit Bekannten. Man stellte ihr die Schauspielerin vor; und sie empfand heute noch den eigenthümlichen Blick, mit dem das Mädchen sie maß. Auch diesen Blick hatte sie damals nicht verstanden; jetzt ahnte sie, was er ausdrücken sollte. Hohn? Triumph? Auch Etwas wie eine körperliche Abschätzung.... Hatte er irgendeine Gemeinsamkeit zwischen ihnen entdeckt?

Sie schrie in ihrer Qual laut auf. Die drei Schritte waren gethan, das Mädchen hatte die Logenbrüstung erreicht und stand vor ihrem Stuhl. Das dritte Glockenzeichen schwirrte durch den Saal.

„Achtung!“ rief die Frau mit glashell klirrender Stimme in den Zuschauerraum hinab.

Im Nu starrten die dreitausend Gesichter auf sie. Und schnell, wie rasend, schlug sie dem Mädchen mit ihrem Handschuh laut klatschend ins Gesicht. Es zischte durch die angstvolle Stille wie eine Revolverkugel im Duell. Ein paar Damen unten schrien zu gleicher Zeit auf. Die Herren sprangen von ihren Sitzen. Doch ehe noch Einer herbeieilen konnte, hatte die Dame mit ihren kleinen Händen einen Briefhaufen vom Stuhl genommen und ins Theater geworfen; noch einen und wieder einen. Bis der heilige, mit Blumen umkränzte Raum aussah wie ein mit üblen Confetti gesprenkelter Fastnachtsaal.

Dann stürzte die Frau hinaus, sprang, die Arme weit vorgestreckt, mit einem langen Schrei die Treppe hinunter und stieß am Hauptportal mit einem Offizier zusammen, der, einen der weißen Briefe in der Hand, ohne Ueberrock und Helm aus dem Theater gestürzt war. Sie prallten vor der träg sich öffnenden Thür auf einander und flohen dann, in entgegengesetzter Richtung, in die schwarze Nacht.

In dem festlich beleuchteten Theater, dessen Vorhang heute nicht aufgehen wollte, lasen dreitausend Menschen in allen Briefen das Selbe: „Mein einstiger Mann, der Hauptmann von Stein, ist der Liebhaber der auch anderen Männern bekannten Schauspielerin, die ich eben geohrfeigt habe, gewesen. Dennoch wagte er, die Ehe mit mir aufrecht zu halten. Ich überlasse ihn hiermit allen anderen Huren der Stadt, will sie aber durch die Auslieferung dieser leichten Beute nicht beleidigen und bitte diese Damen, mich, wo wir einander auch treffen, mit ‚Du‘ anzureden. Anna Pudika, gewesene Frau von Stein.“

Hedda Moeller-Bruck.

Google

1911.

Die Wirthschaft hat den Beweis erbracht, daß sie auch in einer Atmosphäre der Kriegsfurcht gedeihen kann. Das „Elferjahr“ stand im Zeichen des Mars. Doch wars nur ein Theatergott, der die Maschinen und die Geldfabriken nicht in Schrecken setzte. Dabei wurde nicht nur auf dem Schachbrett gekämpft, sondern auch Pulver verschossen. Mitten in der Tropenhitze des Sommers ging das Spektakel los. Agadir. Die Börsen verloren die Contenance nur, wenn irgendein besonders thörichtes Gerücht herumgereicht wurde. Im Ganzen ist in der Burgstraße bessere Politik gemacht worden als in der Wilhelmstraße. Der waschechte Effektentaktiker pfeift auf die franko-germanische Annäherung, auf den Cant John Bulls und hält sich an Canada oder Phoenix. Deshalb fragen die Leute, die den richtigen Kurs haben, selten nach dem Kurs in der Politik. Sicher ist, daß die Ereignisse des Marokkojahres Lehren hinterlassen haben. Der Kapitalist hat eine Hornhaut bekommen. Er sah die Politik in Unterhosen und findet sie seitdem nur noch erheiternd. Der marokkanische Saldo sieht so aus, daß kein Bankdirektor wagen würde, ihn seinen Aktionären vorzulegen. Dann kam der Kampf um Tripolitanien und die Kyrenaika; man glaubte, daß die beiden „Kontrahenten“ nach dem Austausch der ersten Freundlichkeiten sich auf einen status quo besinnen würden. Die Finanzen haben länger gehalten, als vermuthet wurde. Beide, Türken und Italiener, legen Werth auf den Glauben an ihre finanzielle Bereitschaft. Sie unterstreichen die Dauerhaftigkeit ihrer Betriebsmittel und widersprechen der Annahme, ohne Anleihen sei das Werk nicht zu enden. Italiens geschäftlicher Kredit ist aber nicht gewachsen; und die Folgen werden sich nach der „Ernte“ zeigen. Der Levantehandel ist im Kern getroffen. Ob die italienische Textilindustrie den türkischen Markt je zurückerobern wird, ist fraglich: auch Konstantinopel hat an seinem Handel Schaden gelitten. Aber das Osmanenreich war kein fertiger Wirthschaftstaat und kann, mit Hilfe der europäischen Finanz, die Löcher, die ihm der Krieg riß, bald wieder stopfen. Die Türkei ist ein Handelsobjekt: Das sichert ihr, nach dem Friedensschluß, die Hilfe der größten Nationen. Im persischen Konflikt will sie selbst die Helferin spielen. Die Mimik, die Albion und der Russische Bär um Teheran und Bender Abbas treiben, ist erheiternd. In China siehts düsterer aus. Doch die Börse zittert weder für die Mandschus noch vor den Japanern. Was wollt Ihr denn? Die Chinesen haben, trotz bedrängter Finanzlage, das Geld für die fälligen Zinsen aufgebracht; die schwersten Coupons sind freilich erst im Frühjahr 1912 einzulösen. Jedenfalls sind Anleihen, die in Deutschland ein Asyl gefunden hatten, nicht in Noth gerathen. Und daß Porfirio Diaz aus Mexiko weggejagt wurde, hat uns nicht genirt. Wie es nach ihm wird? Abwarten.

Nicht viel bequemer als Kriege, in denen mit richtiggehenden Kanonen geschossen wird, sind handelspolitische Konflikte. Auch beim Krieg

Google

mit Soldaten kann der Vorwand, nur um Idealgüter woge der Streit, nicht immer aufrechterhalten werden. Schließlich kommt das Geschäft irgendwo zum Vorschein. Man braucht Absatzgebiete für Waaren und Menschen. Das ist aber auch der Zweck einer klugen Handelspolitik. Die Großmächte des Weltmarktes haben in der Statistik ihres Außenhandels die stärkste Anregung zu kluger Verwerthung handelspolitischer Beziehungen. Das Deutsche Reich sah den Werth seines Außenhandels (in den ersten elf Monaten) von 14822 auf 15984 Millionen Mark steigen. Großbritanien marschirt mit 22508 Millionen Mark (gegen 21728) an der Spitze der Handel treibenden Nationen. Den dritten Platz halten die Yankees, die in den ersten drei Quartalen 10352 Millionen Mark im Außenhandel umsetzten (gegen 9580). Wichtig ist, daß der Export allein um 932 Millionen Mark im Werth stieg, während die Einfuhr um 160 Millionen zurückging. Die Zunahme des Exports vermehrte die amerikanischen Guthaben im Ausland und sicherte der Handelsbilanz die Aktivität, die sie zu verlieren schien. Daß die Vereinigten Staaten in der Aufnahme fremder Waaren mäßig sein mußten, war die Folge der geschäftlichen Depression, mit der die amerikanische Wirthschaft Tafts Trustexperimente bezahlte. Daß die Yankees ihren Handelsvertrag mit dem Dominium Canada wieder zu den Akten legen mußten, war Keinem schmerzlicher als dem selben Herrn Taft, der sich diese That schon auf die Habenseite seiner Präsidentschaftbilanz geschrieben hatte. Aber die bösen Schutzzöllner von Canada (die Industriemänner, nicht die Landwirthe) machten den Liberalen im eigenen Parlament und den Freunden auf dem Kapitol in Washington einen Strich durch die Rechnung. Deutschland und Großbritanien waren über den kanadischen Reinfall nicht traurig; ihnen hätte die Einigung keinen Vortheil gebracht. Taft suchte die Gelegenheit zu einer neuen handelspolitischen That und fand den Freundschaftvertrag mit Rußland. Er sah, daß dieser Vertrag ein respektables Alter habe (geboren 1832) und in die „moderne Zeit“ nicht mehr passe. Deshalb kündigte er, damit ein neues Abkommen an seine Stelle trete. Wird es? Die Russen waren nicht begeistert, da sie handelspolitische Verwickelungen mit Deutschland und Oesterreich fürchten. Der Senat billigte das Vorgehen des Präsidenten, weil er die ungleiche Behandlung amerikanischer Bürger nicht dulden wollte. Amerika ist übrigens an dem Vertragszustand stärker interessirt als Rußland: die Vereinigten Staaten exportirten (1910) für 25 Millionen Dollars nach dem Zarenreich und führten russische Waaren im Werth von 11 Millionen Dollars ein. Außerdem haben sich amerikanische Kapitalisten eifrig um russische Konzessionen bemüht. Das Deutsche Reich hat noch immer keinen Handelsvertrag mit Amerika. Daß diese beiden großen Nationen kein festeres Band finden können als ein „Provisorium“, ist bedauerlich für beide Theile. Scheint aber fürs Erste nicht zu ändern. Vor Weihnachten blies Staatssekretär Knox eine Fanfare gegen Deutschland. Er empfiehlt die höhere Verzollung deutscher Waaren, weil

Google

amerikanisches Büchsenfleisch an den deutschen Grenzen schlecht behandelt wird. Auch das Kalifiasko ist schwer zu verwinden. Mister Knox wird mit seinen „Vergeltungzöllen“ keine Gegenliebe finden; und die Demokraten, deren Aussichten diesmal nicht schlecht sein sollen, sind nicht für hohe Zollmauern. Die Thränen des Staatssekretärs flossen der „Differenzirung“ Amerikas. Nach dem Grundsatz der Meistbegünstigung mußten die Erleichterungen, die dem Dominium zugestanden wurden, auch den europäischen Kontrahenten gewährt werden. Das geschah nicht: und so weigerte die deutsche Regirung den Yankees die Konzessionen, die Japan und Schweden erhalten hatten. Die Handelsverträge mit diesen beiden Ländern geben uns keinen Grund zu stolzer Freude. Das Deutsche Reich sah sich Kontrahenten gegenüber, die sich an den entwickelten Zollsystemen Mitteleuropas emporgelernt hatten. Ein Musterland der Schutzzöllnerei, Frankreich, hat im vergangenen Jahr die Eitelkeit aller Methodik gespürt. Der französische Außenhandel ist zwar im Werth um 1 Milliarde Francs gestiegen, aber nicht im Export (der sogar um 40 Millionen zurückging), sondern in der Einfuhr. Das ist, bei allem Respekt vor der Kaufkraft, eine bittere Erfahrung für die Propheten des Schutzzolles. Wenn Rohmaterialien (Wolle, Baumwolle, Erze) stärker eingeführt werden, so deutet Das auf guten Geschäftsgang in der Industrie. Aber ein Zuwachs an Fabrikaten, trotz Schutzmauern, schwächt das Prestige wieder. Lange ists noch nicht her, seit die Ausfuhr französischer Fabrikate den Export um das Dreifache überstieg. Heute steht die Partie schon auf Pari. Die Verschlechterung der Handelsbilanz zwang zur Kündigung der Guthaben im Ausland. Man brauchte das Geld selbst. Diese Noth versteckte man geschickt hinter sarkastische Bemerkungen über die finanzielle Bedrängniß Deutschlands. Der marokkanische Streit gab den Vorwand zur Retirade des Geldes; und das Uebrige wurde durch laute Interpretation bewirkt. Frankreich hatte eine schlechte Ernte. Das führte zu einer Umkehrung des Verhältnisses im Außenhandel mit Nahrungmitteln: die Einfuhr wuchs beträchtlich (um 630 Millionen Francs), der Export ging um 126 Millionen zurück. So büßte die französische Landwirthschaft drei Viertelmilliarden ein.

Der Sommer war übermäßig heiß und trocken und verdarb dadurch manche Frucht. Aber schließlich ist das Gesammtergebniß nicht so schlecht ausgefallen, wie man gefürchtet hatte. Das Deutsche Reich hatte eine Rekordernte in Weizen (4,06 Millionen Tonnen gegen 3,86 Millionen im Vorjahr) und eine sehr gute Roggenziffer, die, mit 10,86 Millionen Tonnen, nur vom Resultat des Jahres 1909 übertroffen wird (11,35 Millionen). Schlecht war die Kartoffelernte und geringer als in den Vorjahren das Haferquantum. Weniger begünstigt als Deutschland waren die Vereinigten Staaten, die mit ihrer Weizen- und Maisernte hinter den Resultaten der letzten sieben Jahre zurückblieben. Bei Weizen sind es, nach der neusten Schätzung, 621 Millionen Bushels (695), bei Mais 2531 (3126) Millionen Bushels.

Google

Dafür ist die Baumwollernte um so größer. Man schätzt sie auf fast 15 Millionen Ballen (12,13 im Vorjahr); und der embarras de richesse soll durch eine Valorisation gebändigt werden. Der Preis der amerikanischen Baumwolle senkte sich seit dem Januar 1911 von 15 auf 9 Cents für das Pfund. Die europäischen Spinner und Weber haben durch die Entwerthung des Rohmaterials Verluste erlitten, die sie durch starken Absatz von Fabrikaten (der Begehr nach Baumwollwaaren hat im letzten Viertel des Jahres sehr zugenommen) auszugleichen hoffen. Eine Valorisation in sich vollzog der Zuckermarkt. Die mitteleuropäischen Zuckerländer haben unter der Dürre des Sommers arg gelitten. Die Zuckerrübe hat ein wesentlich geringeres Quantum ergeben als im Vorjahr: die europäische Zuckercampagne schließt mit 6 Millionen Tonnen (gegen 8 Millionen) ab. Die Entwickelung des Preises entsprach diesem Resultat. Rußland war ein vom Glück begünstigter Außenseiter und setzte seine Ueberlegenheit gegen die Bestimmungen der Brüsseler Konvention. Die Entscheidung über das Verlangen des Zarenreiches, das Exportkontingent zu erhöhen, wird Ende Januar, natürlich in günstigem Sinn, fallen. Ob die Konvention, die im September 1913 abläuft, damit gerettet ist?

Theuerung blieb das beklagte Symptom der „wirthschaftlichen Kraft". Cerealien waren zwar nicht ganz so unerschwinglich wie im Vorjahr; aber die Preise wollten nicht so recht fallen. Weizen kostete in Berlin Anfang Januar 201,60 Mark (die Tonne), Ende Dezember 204,50 Mark. Eine ungewöhnliche Preissteigerung erlebte Roggen: von 149,50 auf 182,50 Mark. Im Ausland (besonders in Rußland) wird deutscher Roggen den Schweinen verfüttert; so sehen die Folgen unserer Agrarpolitik aus. Die Preise für Getreide und Fleisch sind, nach aufgestellten Indexzahlen, von 548 auf 582 (Januar bis November 1911), für Kaffee, Zucker, Thee von 342 auf 422 in die Höhe gegangen. Auch die Preise der Metalle stiegen, nachdem anfangs nur Zinn in die Höhe geklettert war. Zinn setzte in London zum Jahresbeginn mit 179 £ 15 sh ein und hatte Mitte Juni eine Maximalerhebung bei 225 £ erreicht. Von diesem Gipfel stürzte der Preis auf 195 £; am Tag vor Weihnachten schloß er mit 205 £. Kupfer war bis in die letzten Monate sehr still, rührte sich dann aber und gewann einen Vorsprung von fast 8 £ gegen den ersten Kurs des Jahres (64 £ gegen 56 £ 7 sh 6 d). Blei stieg von 13 auf 16 £, Zink von 24 auf 27 £. Die Preisbewegung wirkt verschieden auf die Wirthschaft. Anders bei Rohstoffen, die verarbeitet werden; anders bei Produkten, die der Ernährung des Volkes dienen. Deren Theuerung verschärft den Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern. Das Jahr 1911 war reich an Konflikten dieser Art. England nimmt einen gefährlichen Strikebestand ins neue Jahr: die Spinner von Lancashire sind ausgesperrt (160000 Mann) und in Dundee striken die Hafenarbeiter (60000 Mann). Auch unter den Grubenarbeitern ist eine Bewegung, die 700000 Arbeiter ums Brot bringen und der englischen Industrie

Google

die Gefahr eines Hungertodes aus Kohlenmangel zeigen könnte. In Deutschland kriselt es bei den 340000 Bergleuten des Ruhrreviers. Zu offenen Konflikten kam es in Berlin: bei den Buchdruckern, Mäntelnähern und Metallarbeitern.

Präsident Taft hat seinen Vorgänger, Herrn Roosevelt, in den Schatten gestellt. Er will die Trusts zerbrechen, um befriedigt auf den Trümmern der stärksten Säulen des Wirthschafthauses auszuruhen. Der Rockefellertrust gehört der Geschichte an. Die Standard Oil Company ist nur noch ein Rechenexempel. Für die beklagenswerthen Aktionäre, die ein Menschenleben mit der Berechnung ihres Antheils an den Untergesellschaften ausfüllen können. Die Iden des Mai brachten endlich das Urtheil des Obersten Gerichtshofes gegen den Oeltrust. New York hatte unter der Ungewißheit schwer gelitten. Der Aktienumsatz an der Börse war von 7570 Millionen Dollars (in den ersten vier Monaten 1910) auf 3370 Millionen eingeschrumpft. Am neunundzwanzigsten Mai folgte der Spruch gegen den Tabaktrust; er war milder als der erste. Die American Tobacco Company hatte Zeit, ein neues Programm aufzustellen, das im Spätherbst genehmigt wurde. Der Concern bleibt in vier getrennten Gesellschaften bestehen. Das berüchtigte Shermangesetz herrscht seit einundzwanzig Jahren und diese Zeit sah neunzig Trustprozesse; unter Rooseevlt 44, unter Taft 37. Die letzte Konsequenz ist aber erst im Jahr 1911 gezogen worden: die Anklage gegen den Siebenmilliardentrust, die United States Steel Corporation. Das hat selbst Roosevelt nicht gewagt: eine Korporation anzugreifen, die, nach der Meinung einer Staatskommission, nur zwei bedenkliche Stellen hat. Beide Fehler (Erzmonopol, Eisenbahnenkontrole) wurden beseitigt. Trotzdem soll das Gericht sprechen. Teddy las Henry die Leviten. Ohne Erfolg. Taft schoß Botschaft auf Botschaft ab. Der neue Kongreß wurde am fünften Dezember eröffnet und weiß schon, was der Präsident über die Shermanbill, den Payne-Aldrich-Tarif, die Währungreform, Handelsverträge, Panamakanal und Banken denkt. Aller Aufwand an Zeit, Kraft, Ueberzeugung erfolgt sub specie der Präsidentenwahl im November 1912. Eher giebt es keine Ruhe. Alle Probleme müssen in labilem Zustand bleiben, da man nur mit Versprechungen, nicht mit Thatsachen die Wähler reizen kann. Die Revision des Zolltarifs wird sicher noch nicht Ereigniß. Aber es ist gut, mit der Nothwendigkeit der Tarifermäßigung (zunächst nur für Wolle) zu operiren. Taft ist endlich am Ziel der Erkenntniß: die Monopole konnten nur hinter Schutzmauern gedeihen. To late. Vielleicht kann ein modernes Aktienrecht helfen. Der Präsident denkt an ein Aufsichtamt (Federal Incorporation) nach dem Muster der Interstate Commerce Commission. Die hat sich mit den Eisenbahnen auseinandergesetzt. Im Februar wurde gegen das Recht auf Erhöhung der Frachten entschieden. Börsenpanik. Westliche und östliche Bahnen mußten zurückstecken. Einzelne Matadore prophezeiten den Ruin der Eisenbahnen. Nichts ist geschehen. Alles Bluff. Damit die Börse Fut-

Google

ter hat und die Regirung Manchetten anlegen kann. Kein Präsident vermag die amerikanische Wirthschaft zu ruiniren. Das Kapital wird jeden erdrücken. Aber es giebt Pessimisten. Frank A. Vanderlip, der Präsident der National City Bank, sagt (mit Recht), daß eine kritiklose Anwendung des Antitrustgesetzes das Geschäftsleben schwer schädigen wird. Die letzten zwei Jahre habens bewiesen. Nur ist anzunehmen, daß vor der Katastrophe die Feinde der wirthschaftlichen Entwickelung am Boden liegen werden. H. C. Frick, ein angesehenes Mitglied des Stahltrustdirektoriums, erwartet von 1912 ein glänzendes Stahl- und Börsenjahr. Der Stahltrust kanns brauchen. In den ersten drei Quartalen 1911 hat er nur 71 Millionen Dollars rein verdient (gegen 115 Millionen im Vorjahr). Die Schätzung fürs letzte Quartal geht auf 22 Millionen (26). Die Dividenden (5 Prozent auf die Commons und 7 Prozent auf die Preferred) sind unverändert geblieben; aber Rückstellungen wurden in den ersten drei Vierteljahren 1911 nicht mehr vorgenommen. Am achtundzwanzigsten Oktober hatten Steel-Aktien einen bösen Tag. Sie purzelten bis auf 50 Prozent. Anfang Februar waren sie zu 82$^1/_8$ notirt worden. Am zweiundzwanzigsten Dezember war der Kurs 68$^3/_8$ (gegen 72$^1/_8$ Ultimo Dezember 1910). Hunderttausende von Steel-Shares sind in europäischem Besitz. Am Tage des Sturzes wurde der in Wien befindliche Aktienstock auf 300000 bis 400000 Stück berechnet. Das fremde Kapital hat einen erheblichen Kostenbeitrag zum Aufwand der „wirthschaftlichen Revolution“ in Amerika zu leisten. In den letzten beiden Monaten stand die newyorker Börse im Zeichen der Hausse, so daß ältere Verluste ausgeglichen werden konnten. Allerdings sind die höchsten Kurse des Jahres noch nicht erreicht: Canada Pacific hatten einen Hochstand von 247 und schließen mit 240$^5/_8$; Union Pacific 192$^3/_8$ und 174$^3/_8$; Amalgamated Copper 71$^5/_8$ und 66$^1/_2$. Beruhigend sind die Fortschritte der Kapitalkonzentration (trotz Sherman): in den elf Monaten wurden 34 Gesellschaften gegründet, in denen jede mehr als 10 Millionen Dollars Aktienkapital hat. Darunter die United Properties Company of California mit 200 Millionen Dollars. Einzelne Eisenbahngesellschaften gaben neue Notes aus. Darmstädter Bank und Berliner Handelsgesellschaft übernahmen zweimal Noten der National Railways of Mexico (10 und 13 Millionen Dollars). Die Pennsylvaniabahn ließ sich die Ermächtigung zur Emission von 100 Millionen Dollars neuer Aktien ertheilen; die Canadian Pacific kündigte die Ausgabe von 18 Millionen Dollars Aktien (zu 150) an. Die amerikanische Eisenindustrie hat erst in den letzten Wochen freundlichere Symptome gesehen. Die Preise konnten etwas erhöht werden. Aber die Kennzeichen der Depression sind noch sichtbar. Die Roheisenproduktion wird, am Schluß des Jahres, von 27 auf 23 Millionen Tonnen zurückgegangen sein. Deutschland konnte seine Leistung auf 15$^1/_2$ Millionen Tonnen (14$^3/_4$ Millionen im Vorjahr) bringen. Die amerikanische Eisenausfuhr stieg von 1,30 auf 1,60 Millionen Tonnen (bis Ende September), während

Google

Deutschland (bis Ende Oktober) 4,38 Millionen Tonnen (4), England 4,11 Millionen Tonnen (4,21) exportirt hatte. Der Durchschnitt der Preise für die wichtigsten Fabrikate der Eisenindustrie hat sich (Ende November) von 36 auf 31 Dollars in Jahresfrist gesenkt. Ein Tiefpunkt, wie er seit zehn Jahren nicht mehr erreicht worden war. Manches Werk mußte zum Selbstkostenpreis verkaufen, um den Betrieb nicht ganz abzutöten. Amerika nimmt eine Hoffnung ins neue Jahr. Wirds wieder nur eine Prüfung werden?

Die Germans dürfen sich am Kontrast ihrer eigenen Leistung freuen. Wars auch keine Hochkonjunktur für ihre Wirthschaft, so doch ansehnlicher Fortschritt. Einzelne Ziffern erwähnte ich schon. Deutliche Kennzeichen des Anstieges sind die Erträge der Eisenbahnen: der Güterverkehr brachte den deutschen Bahnen (in den ersten elf Monaten) 1864 Millionen (141 mehr als im Vorjahr); der Personenverkehr 841 Millionen (39 mehr). Ein außergewöhnlich günstiges Jahr hatte die Schiffahrt. Sogar der Bremser Ballin unterstrich diesmal die Linien des Bildes. Das Frachtgeschäft brachte Einnahmenrekorde. Die Güter konnten kaum bewältigt werden. Seit drei Jahren sind die Frachten um 100 Prozent gestiegen. Die nordamerikanische Passage war nicht so günstig, wurde aber reichlich ausgeglichen. Wahrscheinlich werden alle großen Schiffahrtgesellschaften höhere Dividenden zahlen. Bei der Hapag rechnet man auf 9 gegen 8, beim Lloyd auf 5 gegen 3 Prozent. Die Verlängerung des nordatlantischen und südatlantischen Passagepools auf je fünf Jahre hat die Zukunft der Seeschiffahrt von dunklen Flecken befreit. Die Konzentration in der englischen Schiffahrt (Verbindung der Royal Mail Steam Packet Co. mit der Union Castle Line zu einer Gesamtmacht von 1,30 Millionen Tonnen; die Flotte der Hapag allein umfaßt 1,20 Millionen Brutto-Registertonnen) macht den deutschen Großrhedern keine Sorge. Ganz anders wirkt die Konzentration im wichtigsten Bereich der deutschen Wirthschaft: in der Montanindustrie. Der starke Mittelträger des Industriegebäudes hat neue Panzerung bekommen. Ob die wetterfest ist, wird sich zeigen. Die produktiven Fähigkeiten von Kohle und Eisen sind unerreicht. Die Eisenziffer nannte ich schon. An Steinkohlen wurden (in den ersten elf Monaten) 147,31 Millionen Tonnen (139,28) produzirt, 25 Millionen Tonnen (21) exportirt und 9,95 Millionen (10,15) eingeführt. Das Kohlensyndikat setzte 64 Millionen Tonnen (62) ab und brachte den Verkauf im November bis an 98 Prozent der Betheiligung. Die Richtpreise für 1912/13 wurden noch nicht festgesetzt, da man sich erst mit den Außenseitern wegen Uebernahme des Verkaufs einigen wollte. Eine Erhöhung der Preise ist wahrscheinlich. Auch der Stahlwerksverband zeigte zum Schluß Rekordziffern: der Versand in A-Produkten (Halbzeug, Eisenbahnmaterial, Formeisen) betrug, bis Ende November, 5,34 Millionen Tonnen (4,79) und in B-Produkten (Stabeisen, Walzdraht, Bleche, Röhren) brachten die Monate August, September, Oktober immer neue Rekorde. Die Eisenpreise haben in der zweiten Hälfte

Google

des Jahres kräftig angezogen. Stabeisen erreichte einen Maximalsatz von 112 Mark pro Tonne (102 Mark Tiefstand des Jahres; 113,50 Ende 1910); deutsches Gießereieisen kostete 70,50 Mark (66 Ende 1910); Grobbleche 128 Mark (123); Bandeisen 135 (127). Auch in England und Belgien kletterten die Preise in die Höhe. Die Bergarbeiterlöhne in Deutschland erreichten mit 5,58 Mark im dritten Quartal (Dortmund) eine höchste Spitze. Die gesammte Lohnsumme, die im dritten Vierteljahr den westfälischen Bergleuten ausgezahlt wurde, betrug 127 Millionen (119 im Vorjahr). Das Montangewerbe strotzt von Gesundheit. Die Dividenden vieler Juli-Gesellschaften konnten erhöht werden (Geisweider Eisenwerke 11 gegen 6; Harpener 8 gegen 7; Hasper Eisen 10 gegen 8; Hoesch 20 gegen 18; Rheinische Stahlwerke 8 gegen 7; Rombacher Hütten 9 gegen 8; Sächsische Gußstahl 15 gegen 12; Stahlwerk Oecking 7 gegen 5; Westfälische Drahtindustrie 7 gegen 6) und die Marktberichte bringen stets günstige Prognosen. Eine Sorge aber lastet noch auf dem Gewerbe: die Zukunft von Stahlwerkverband und Kohlensyndikat bleibt unsicher. Der Stahlwerkverband wird durch Fusionen und Interessengemeinschaften hart bedrängt. Eine Kontrole über die B-Produkte ist kaum noch denkbar, da die großen Gesellschaften sich bis zu Röhren und Draht selbständig gemacht haben. Halbzeug aber hat schon längst keine Bedeutung mehr. Unter solchen Bedingungen einen Verband zu schaffen, ist schwer. Denn ein Kartell für A-Produkte wäre nicht viel mehr als eine leere Hülse. Daß die Mehrzahl der Mitglieder bis zuletzt alle Anträge auf Quotenerhöhung ablehnte, hat wenig zu sagen. Die Werke wollen so lange wie möglich die letzte Entscheidung hinausschieben, um das gute Geschäft nicht zu stören. Das Kohlensyndikat hat Verhandlungen mit den Außenseitern geführt, um sich von ihnen zunächst den Verkauf ihrer Produkte übertragen zu lassen. Anfangs blieben die Bemühungen ergebnißlos; zum Schluß wurden jedoch wichtige Zugeständnisse erlangt. In erster Linie ein Abkommen mit dem Fiskus, das die Grundlage für den Eintritt der fiskalischen Bergwerke in das Syndikat bildet. Die Gegnerschaft des Staates wäre dem Kohlensyndikat verhängnißvoll geworden, weil die Konkurrenz der fiskalischen Kohle (bis Ende Oktober 2,10 Millionen Tonnen gegen 1,68 im Vorjahr) sich als breiter Keil zwischen die Dispositionen des Syndikates schob. Auch einzelne Außenseiter haben dem Kohlensyndikat den Verkauf ihres Materials übertragen. Zuerst die Bergwerkgesellschaften „Trier“ und „Hermann“. Andere Zechen werden folgen. Die Verlängerung des Roheisenverbandes war ein Erfolg. Lange genug hats gedauert, bis die essener Vereinigung für vier Jahre erneuert werden konnten. Die Siegerländer waren zähe Gegner. Anfang September wurde der Schlußstein, durch die Verständigung mit der lothringisch-luxemburgischen Gruppe, gelegt. Dann wurde der Verkauf sämmtlicher Sorten zu erhöhten Preisen aufgenommen. Das Ostdeutsche Roheisensyndikat gewann neue Frist; bis Ende 1914. Dagegen erloschen Stabeisen- und Grobblechkonvention und Internatio-

Google

nale Drahtkonvention. Das belgische Kohlensyndikat wird im Juli 1912 aufhören. Ein Bergarbeiterstrike im lütticher Revier brachte vorübergehende Bedrängniß. In Deutschland gabs neue Konzentrationen. Um sich für alle Zeit den Bedarf an Halbzeug zu sichern, verband die Westfälische Drahtindustrie A.-G. sich mit der Firma Krupp in Essen, die sich die Kontrole über ihren besten Halbzeugkunden sicherte. Die Details des Vertrages riefen Widerspruch hervor, da die Aktionäre der Westfälischen Drahtindustrie sich benachtheiligt glaubten. Die Fusion der Niederrheinischen Hütte mit dem Eisenwerk Kraft bei Stettin (Kapitalserhöhung von 7 auf 18 Millionen) trug dem Fürsten Donnersmarck kritische Bemerkungen ein, die er als Großaktionär mit Gelassenheit aufnehmen konnte. Viel besprochen wurde die Verschmelzung der Sieg-Rheinischen Hütte mit dem Fassoneisenwalzwerk L. Mannstaedt & Co. (Mannstaedt erhöhte sein Kapital um 4,50 auf 10 Millionen). Der Schaaffhausensche Bankverein hatte in der schlecht rentirenden Sieg-Rheinischen Hütte Millionen stecken, die gefährdet waren. Die Fusion mit Mannstaedt machte das Engagement gut. Der Erfolg hat den Bankverein zu einer neuen Verbesserung seiner Engagements ermuthigt: Mannstaedt soll mit der Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie A.-G. verkoppelt und dann unter die Kontrole des Lothringer Hüttenvereins Aumetz-Friede gebracht werden. Der soll sein Aktienkapital von 45 auf 58 Millionen erhöhen und sich zunächst an den beiden anderen Gesellschaften betheiligen. Die Interessengemeinschaft sichert ihm die Führerschaft. Offiziell wird die Transaktion natürlich mit technischen Motiven (Ausdehnung des fabrikatorischen Machtbereiches; Einengung der Selbstkosten) begründet. In der Wirklichkeit geben finanzielle Erwägungen den Ausschlag. Die Aktionäre müssen sich der überlegenen Kraft des Großaktionärs unterwerfen. Sie thuns nicht immer gern: die Fusion der Bergbaugesellschaft Massen mit den Buderus-Eisenwerken kam erst nach einmaliger Ablehnung des Projekts zu Stande. Buderus erhöhte sein Stammkapital um 9,50 Millionen. Eine Gemeinschaft ohne Kapitalserhöhung erfolgte zwischen den Rheinischen Stahlwerken und der Aktiengesellschaft Balcke Tellering & Co., einer Röhrenfabrik, die in den Betrieb des großen Gemischtwerkes eingeführt wurde. Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft übernahm (zur Abrundung ihrer Erzländereien) das Hochofen- und Stahlwerk Rümelingen-Sankt Ingbert, zunächst mit Generalvollmacht für die Geschäfte; später kommt die Fusion. Das Eisen- und Stahlwerk Hoesch vermehrte sein Aktienkapital um 3,20 auf 20 Millionen und erwarb die Maschinenfabrik Deutschland in Dortmund. Ein weiterer Ausbau des Concerns, durch Angliederung der Wittener Stahlröhrenwerke, ist noch im Stadium der Besprechungen. Die Westfälischen Drahtwerke erhöhten ihr Stammkapital um 5 Millionen und fügten sich die Aplerbecker Hütte ein. Interessante Projekte gewannen im Distrikt der „Küstenwerke" Gestalt. Das Hochofenwerk Lübeck, dessen dividendenlose Aktien zum großen Theil im Besitz der Firma Karl

Google

Später in Koblenz sind, will den Bergischen Gruben- und Hüttenverein in Hochdahl aufkaufen. Das lübecker Aktienkapital soll von 6 auf 8½ Millionen gebracht werden. Da die Travemündung und das bergische Land nicht gerade eng zusammenliegen, so ist die Fusion nur durch die Annahme erklärlich, daß das lübecker Hochofenwerk die Quote des Bergischen Vereins und dessen rheinische Kundschaft an sich bringen will. Neben dem Hochofenwerk soll ein Stahl- und Blechwalzwerk (neue Aktiengesellschaft mit 2 Millionen Mark Kapital) angelegt werden, damit an der Ostseeküste ein geschlossener Montanconcern wirken kann. Den Clou des Jahres 1911 bildet aber die Kapitalserhöhung der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft (um 24) auf 180 Millionen. Nach Krupp ist Gelsenkirchen nun die größte Industriegesellschaft Europas.

Auch im Kalibergbau sind große Mittel neu angelegt worden. Das Reichskaligesetz hat die Anlage neuer Schächte gefördert. Nach angestellten Ermittelungen wurden im Jahr 1911 fast 100 Millionen der Kaliindustrie zugeführt. (Gegen 36 im Vorjahr und 23 im Jahr 1909.) Das Betriebskapital im Kalibergbau beläuft sich auf rund 780 Millionen. Das Kalisyndikat ist endlich zur Ruhe gekommen. Die Streitaxt zwischen den störenden Außenseitern Aschersleben-Sollstedt und dem Syndikat wurde begraben. Die berüchtigten Amerikanerkontrakte verschwanden und die beiden Ausreißer umfing der Mantel des Syndikates. Die Leistung der deutschen Industrie findet beredten Ausdruck im Können der Elektrofabriken. Die stärksten Vermittler der elektrischen Kraft haben reichen Ertrag ausgewiesen. Die AEG und Siemens & Halske blieben, trotz vermehrten Gewinnen, bei ihren vorjährigen Dividenden. Die Schuckert-Gesellschaft setzte ihre Quote von 7 auf 7½ Prozent. Die Siemens-Schuckertwerke wiesen einen Reingewinn von 13,43 (10,60) Millionen aus und konstatirten, daß der Höhepunkt des Beschäftigungsgrades noch nicht erreicht sei. Das Selbe ist aus den enormen Auftragmengen der AEG zu ersehen. Geheimrath Rathenau warnte aber davor, Umsatz und Gewinn zu identifiziren. Die Verkaufspreise seien nicht günstig. Der Kapitalbedarf der Elektroconcerns ist stets rege. Diesmal besonders bei Siemens-Schuckert. Die Schuckertgesellschaft erhöhte ihr Aktienkapital von 50 auf 60 Millionen. Die Siemens-Schuckertwerke bekamen von den Muttergesellschaften einen dauernden Vorschuß von 30 Millionen und nahmen außerdem eine 4½prozentige Anleihe im Betrag von 30 Millionen auf. Die Bergmannwerke gaben 10 Millionen Mark Obligationen aus. Die Berliner Elektrizitätwerke eben so viel. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätgesellschaft vermehrte ihr Aktienkapital (um 10) auf 100 Millionen und emittirte 15 Millionen Mark Obligationen.

Durch Geldnoth haben die Pläne der Industrie nicht gelitten. Ueberfluß an Barmitteln gabs zwar nicht; aber auch keine Knappheit. Die Reichsbank stand mehr denn je im Mittelpunkt des Stromes der Wünsche und Nothwendigkeiten. Sie trat ins Jahr 1911 mit erhöhtem steuerfreien Notenkontingent (von 473 auf 550 und, zu den vier Quartalen, auf 750 Millionen); trotzdem brachten ihr Ultimo März und

Google

Ultimo September Rekordschwächungen. Der Status vom einunddreißigsten Dezember 1910 hatte sich um 556 Millionen verschlechtert; der letzte Märztag 1911 aber brachte eine Belastung von 731 Millionen und der letzte September 1911 sogar von 774 Millionen: bei 2295 Millionen Notenumlauf und 1785 Millionen Wechselbestand. Der Reichsbankpräsident warnte: die Wirthschaft sei allzu sehr auf Kredit gebaut. Erfolglos. Das Direktorium griff nach der Waffe: Vertheuerung der Lombarddarlehen an den Quartalen. Erfolglos. Der Geldbedarf entspricht dem Format der wirthschaftlichen Bethätigung. Man kann das Größenmaß nicht künstlich verengen. Der amtliche Wechselzinsfuß wurde am sechsten Februar von 5 auf 4½, am achtzehnten Februar von 4½ auf 4 Prozent ermäßigt und am neunzehnten September auf 5 Prozent erhöht. So blieb er bis ans Jahresende. Sein Jahresdurchschnitt ist, mit 4,39 Prozent, nur wenig vom Durchschnitt des Vorjahres (4,35) verschieden. Die Sächsische Bank ging im Dezember mit ihrem Diskontsatz von 5 auf 5½. Der Privatdiskont hatte sich mehrfach auf der selben Höhe wie der Banksatz bewegt. Auch tägliches Geld war mit 5 Prozent gehandelt worden. Die Bank von England änderte ihre Rate viermal (1910 achtmal) und verließ das Jahr mit 4 Prozent (3). Die Bank von Frankreich sah sich zu einer Diskontänderung (die bedenkliche Medioliquidation im September gab den äußeren Anlaß) gezwungen (von 3 auf 3½): ein Ereigniß, da das französische Noteninstitut konservative Diskontpolitik treibt und fast nie den Satz von 3 Prozent verläßt. Die starke Beanspruchung der Bank führte zu dem Beschluß, die Notengrenze, die seit 1906 5800 Millionen Francs betragen hat, auf 6800 Millionen zu erhöhen. Die Kündigung der französischen Guthaben in Deutschland und Oesterreich führte zu Schwierigkeiten in der Devisentaktik: die Oesterreichisch-Ungarische Bank vertheidigte ihren Devisenschatz gegen den Zugriff der österreichischen und deutschen Bankwelt. Das war der einzige „Sturm“, den die Flucht der französischen Gelder verursachte. Im Uebrigen hat Deutschland sich mit eigenen Mitteln zu halten gewußt. Pierpont Morgan brauchte keine 300 Millionen zu leihen, damit der Staatsbankerot vermieden werde. Wenn fremdes Geld deutsche Stätten aufsuchte, so geschah es der guten Zinsen wegen. Amerika nahm 80 Millionen Mark preußischer Schatzwechsel, die wohl im nächsten Jahr zurückkommen werden. Am Jahresende hat das Ausland, da es seine Mittel selbst braucht, keine Gelder mehr nach Deutschland gegeben, das zum großen Theil mit eigener Kraft über die Schwelle des neuen Jahres gekommen ist.

Den Banken nützten die Geldsätze, wenn sie auch selbst für fremde Mittel, die das Ausland ihnen überließ, hohe Zinsen zu zahlen hatten. Die starke Betheiligung des Publikums am Börsengeschäft, die nur im dritten Quartal aussetzte, und die Beanspruchung des Bankkredits durch das Waarengeschäft haben die Provisioneinnahmen gesteigert. Die Banken hatten Gelegenheit, durch den neuen Elan des Börsenverkehrs im Dezember die Folgen der Interventionen im September wieder auszugleichen. Das Emissionengeschäft war, wie gewöhnlich, im ersten

Google

Halbjahr lebhafter als im zweiten. Die Nominalsumme der emittirten Papiere betrug (im ersten Semester) 2138 Millionen (2115 Millionen im Vorjahr). Dabei war der Betrag der deutschen Staatsanleihen viel niedriger als sonst: 231 Millionen (gegen 621, 1011 und 1069 Millionen von 1910 bis 1908). Industrielle Aktien und Obligationen nahmen 138 Millionen mehr in Anspruch als im Vorjahr; Kommunaldarlehen waren, mit einem Plus von 200 Millionen, sehr üppig. Ausländische Renten verschlangen 90 Millionen mehr als im Vorjahr, trotz dem (überflüssigen) Gerede über die Nothwendigkeit, deutsches Kapital vor fremden Werthpapieren zu schützen. Die Großbanken erweiterten ihren Machtbereich intensiv und extensiv. Das Kapital erhöhten: Diskontogesellschaft (um 30 auf 200), Nationalbank (um 10 auf 90), Mitteldeutsche Kreditbank (um 6 auf 60 Millionen). Die Diskontogesellschaft übernahm die Privatfirma L. Mende in Frankfurt a. O. Der zum Concern der Diskontogesellschaft gehörende Barmer Bankverein erhöht sein Aktienkapital um 25 auf 100 Millionen und tritt damit an die Spitze aller Provinzbankinstitute. Er betheiligt sich kommanditarisch an der seit 1754 bestehenden Bankfirma Von der Heydt, Kersten & Söhne in Elberfeld. Die Süddeutsche Diskontogesellschaft vermehrt ihr Stammkapital um 11½ Millionen. Die Deutsche Bank löst ihre Beziehungen zum Chemnitzer Bankverein und errichtet eine eigene Filiale. Im Concern der Deutschen Bank: die Bergisch-Märkische Bank übernimmt die Mülheimer Handelsbank und erhöht das Kapital (um 5) auf 80 Millionen; die Rheinische Kreditbank setzt ihr Aktienkapital von 85 auf 95 Millionen und gliedert sich die Pfälzische Bank nebst der Süddeutschen Bank an; der Essener Bankverein giebt 5 Millionen Mark neue Aktien aus; die Hildesheimer Bank 2 Millionen. Die Berliner Handelsgesellschaft betheiligt sich an der Kommanditgesellschaft S. L. Landsberger in Berlin und gründet die ulmer Firma C. D. Magirus (Militär- und Feuerwehrgeräthe) mit 1,50 und die Berliner Möbelfabrik Pfaff mit 3½ Millionen. Sie wirkt bei der Gründung einer neuen bulgarischen Hypothekenbank (10 Millionen Francs Stammkapital) mit. Von der Kommerz- und Diskontobank wird die Kredit- und Sparbank in Leipzig übernommen. Interessant ist eine Verbindung zwischen der Deutschen Effekten- und Wechselbank in Frankfurt a. M. und der Oesterreichischen Länderbank nebst Ungarischer Escompte- und Wechslerbank. Tote und Verwundete: Vereinsbank in Frankfurt a. O. (Konkurs), Göttinger Bank (Konkurs), Bankfirma J. H. Pistorius in Hildesheim (Konkurs), Firma Hermann Paasch in Berlin (Konkurs); Bankhaus Karl Neuburger (außergerichtliche Liquidation); Bankfirma Ferdinand Klostermann in Hattingen (wird, insolvent, durch Essener Bankverein übernommen); Märkischer Bankverein und Westfälische Kreditanstalt müssen, unter dem Druck von Veruntreuungen, in Liquidation treten. Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank, die ihr Aktienkapital (um 8) auf 20 Millionen erhöht, wird durch einen ungetreuen Prokuristen um 1 Million Mark geschädigt. Folge: neues Schema für die Zwischenbilanzen.

Google

Die Börse wird vom Publikum kräftig geheizt. Schwarze Tage, wie der vierte September, konnten die Lust am Effektenhandel nicht töten. Millionen sind verloren (amerikanische Steels; südafrikanische Goldshares) und zurückgewonnen worden. Wien hatte seine Skoda-Sensation, die, Mitte April, die Börsen des Kontinents für Stunden in Athem hielt. Die schlechten Kurse der Staatsanleihen und festverzinslichen Papiere — dreiprozentige Reichsanleihe 82¾ (85¾ am zweiten Januar); englische Konsols 77,19 (79,43); französische Rente 94,55 (97,42); vierprozentige deutsche Hypothekenpfandbriefe 93,50 — zeigen, wie der Wind weht. Daß das Deutsche Reich ohne neue Anleihe auskam und für 1912 nur 43,75 Millionen (97,50 Millionen 1911) auf Anleihe zu nehmen hätte, ist dem Kapital fzrcimentum. Die Rente muß größer sein. Das Leben ist zu theuer. Enttäuschungen waren: Warschau-Wiener (36 Prozent Kursverlust im Jahr); Otavi-Antheile, die im Lauf des Jahres 45 Prozent verloren. Die einst so berühmten Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika kosten nur noch 660 (nach einem Maximalkurs von 2100). Der Kampf gegen die „Anreißer“ wurde mit Energie fortgesetzt, so daß in den bucketshops blasse Furcht herrscht. Aber das Publikum findet noch immer genug freundliche Rathgeber. Für die Spekulation wird durch die Vermehrung der Ultimopapiere (Deutsche Kaliwerke; Aumetz-Friede) gesorgt. Und die Börse nährt den Fiskus: der Umsatzstempel warf (bis Ende November) 22,60 Millionen ab (gegen 21,42 Millionen im Vorjahr und 17,88 Millionen im lebhaften Börsenjahr 1909).

Ein Rückblick auf die Kursgestaltung des Jahres:

	2. Januar	1. April	4. September	23 Dezember
Deutsche Bank	264,—	266,12	259,87	264,—
Diskontogesellschaft	193,75	193,25	186,50	191,87
Dresdener Bank	162,75	160,25	154,12	158,87
Handelsgesellschaft	169,—	175,75	165,50	170,25
Laurahütte	168,75	175,87	169,—	178,50
Bochumer	218,37	237,50	223,37	233,12
Phoenix	236,25	255,25	247,37	259,37
Gelsenkirchen	206,25	209,62	191,50	204,—
Harpener	183,—	188,37	176,—	196,75
A E G	260,50	274,—	261,50	265,37
Siemens & Halske	240,50	245,25	237,—	245,75
Packetfahrt	140,50	144,25	127,12	144,87
Canada-Pacific	198,25	225,12	226,62	244,25
4 % Russen von 1902	94,37	95,25	90,50	91,12
3 % Reichsanleihe	85,75	84,50	82,37	82,75
5 % Chinesen von 1896	103,75	102,60	102,10	99,90
4 % unif. Türken von 1903	93,80	93,90	98,10	91,20

Für 1912 ist gut vorgearbeitet worden. Die Wirthschaft hat sich, unter erschwerenden äußeren Umständen (Politik), die Basis einer starken Konjunktur geschaffen und wird, was sie im Jahr 1911 zurückstellen mußte, im nächsten Jahr in Angriff nehmen. Vielleicht kommt auch Amerika, nach der Nomination der Präsidentschaftkandidaten (Juni 1912), zu neuen Kräften. Und Geldsorgen giebts nicht. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Januar 1912.

Tutti Frutti.

Asinus aureus.

Name: Lonsdale. Stand: Lord. Wohnort: Lowther Castle. Besondere Kennzeichen: Bis an die Grenze der Beleihungmöglichkeit mit hemmungloser Eitelkeit belastet. Seit Jahren hören wir von dem Mann. Wenn ihn der Deutsche Kaiser besucht hat: was es zu essen, zu trinken, zu sehen, zu riechen gab. Wenn ihm in Berlin oder Potsdam die Schloßthür geöffnet worden war: welche Geschenke er dem Kaiser, dessen Frau, Tochter, Hofvorständen mitgebracht hat. Nicht seine Schuld? Unsinn. Solche Kunde sickert nicht gegen den Willen Dessen durch, der sie bergen könnte. Dem Kaiser, der Kaiserin, der jungen Prinzessin ists sicher nicht Herzensbedürfniß, dem Erdkreis zu melden, was sie von Seiner Lordschaft bekommen haben. Der Herr von Lowther Castle wünscht, daß die Welt wisse: So ist er; freigiebig bis über die Puppen hinaus und mit Wilhelm und Wilhelms Nächsten so intim, daß er, wie der Onkel aus Amerika in die kassubische Kate, mit dem Ruprechtssack ins Kaiserschloß kommen darf. Mann des kaiserlichen Vertrauens. Freund Seiner Majestät. Diese Plakatirung allerhöchster Gunst konnte längst den Entschluß erwirken, den Mann abzuschütteln oder, wenn er geschont werden sollte, an die Lehre erinnern zu lassen, die seit Montaignes Tagen den Freunden und Günstlingen Regirender oft eingeschärft ward. Leider scheints nicht geschehen zu sein. Warum nicht? Die deutsche Nation be-

Google

soldet ihren Kaiser nicht. Als König von Preußen aber ist er so reichlich dotirt, daß er Geschenke nicht braucht und, wenn er eine Weile im Ausland leben will, sein Haus selbst zu bezahlen vermag. (Für ungefähr fünfzehntausend Pfund ist, mit Erinnerungen und Komfort, Essex House als Sommerwohnung zu haben; und beim schönen Robert haben schon Könige, sogar Königinnen geschlafen. Das kann die Schatulle wohl noch leisten.) Doch vielleicht ist der Lord ein ungemein kluger Herr, ein feiner Politiker, dessen Macht über die Britenstimmung dem berliner Hof, der berliner Regirung sehr nützlich werden könnte? Wers geglaubt hat, muß beschämt jetzt vor dem Götzenbild dieses Glaubens stehen. Denn der Edle Lord hat zu reden geruht. Hat, nach der Rückkehr vom Weihnachtbesuch in Berlin, einem Zeitungmann des Herzens Schrein sperrangelweit aufgethan. Was war drin zu schauen? Kinderkram. „Sollte dieses Jahr eine Zusammenkunft der beiden großen Monarchen von England und von Deutschland bringen, so wird der Kaiser vielleicht in meinem Schloß Lowther wohnen, das immer zu seiner Verfügung ist.“ (Auch der fünfte Georg ist also schon in die Historiengröße hineingewachsen. Schnell. Geht uns nicht an. Aber als Deutscher Kaiser ist Wilhelm nicht Monarch, sondern höchster Vertreter und Vollstrecker der Reichsgewalt. Artikel 11 der Verfassung: „Das Präsidium des Bundes steht dem König von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher Kaiser führt. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Erklärung des Krieges im Namen des Reiches ist die Zustimmung des Bundesrathes erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt. Insoweit die Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, welche nach Artikel 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesrathes und zu ihrer Giltigkeit die Genehmigung des Reichstages erforderlich.“ Nicht in des Kaisers, sondern in des Reiches Namen wird das Recht gesprochen. Die Lordship entbindet den Inhaber nicht der Pflicht, den Macht- und Rechtsbezirk der Menschen kennen zu lernen, mit denen er umgeht. Zusammenkunft? Fürs Erste schuldet der

Google

Große dem Großen doch wohl einen Antrittsbesuch.) „Aus den Gesprächen mit Seiner Majestät habe ich bisher nie Etwas veröffentlicht.“ (Will der gnädig Zugelassene sich aus der Erfüllung dieser Anstandspflicht etwa ein Verdienstchen zurechtschustern?) „Würde mirs erlaubt, so könnte ich tausend Sätze anführen, über deren unserem England freundlichen Inhalt die Briten staunen müßten.“ (Warum denn? Daß er ihr Freund ist, der zuverlässigste, der einzig unbedingt treue, hat, vor und nach den Tagen der Daily Telegraph-Interview, Wilhelm selbst oft, allzu oft schon gesagt. Die Wiederholung aus anderem Mund gäbe keinen Grund zum Staunen. Außerdem: noch ist Dir, Lord, nicht erlaubt, zu schwatzen; also halte den Schnabel.) „An eine deutsche Gefahr glaube ich nicht. Ich fühle in Deutschland einen gewissen Brotneid, der die Folge des eifrigen Wettbewerbes mit Englands Handel ist. Aber das deutsche Volk (ich kenne drüben ja sehr viele Personen von großem Einfluß) sieht, trotz allem Preßgerede, in England seinen Freund und denkt stets der Zeit, da die beiden Nationen bei Waterloo neben einander kämpften.“ (Die Personen von großem Einfluß müssen Dummköpfe oder feige Heuchler sein. Oder Seine Lordschaft kann nicht richtig hören. Brotneid? Deutschlands Geschäft geht ja leidlich; Deutschlands Bürger darben nicht und haben keinen Anlaß, mit Neidlingsblicken über den Aermel zu stieren. Einen Freund aber sehen sie in England nicht. Fällt ihnen gar nicht ein. Wär England denn je der Freund eines fremden Volkes? Niemals. Viel zu schlau, um sich in die Uneigennützigkeit gleiten zu lassen, ohne die ernste Freundschaft nicht denkbar ist. Nicht stets der geschworene Feind der stärksten oder zum Machtgipfel emporstrebenden Festlandsmacht, der leise oder laut wider sie wühlende? Immer; von der Aera der Rosenkriege bis in die Zeit des Russenzuges auf die Pamirs. Freund Deutschlands? Nicht einmal des erwachsenden Preußenstaates. Dessen Fritz schrieb 1758 an Karl von Braunschweig: „Die Engländer wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hanoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblichst täuschen oder sind Narren von lächerlichster Selbstgefälligkeit.“ Und vor sechzig Jahren seufzte Fritzens dritter Erbe, der so lange andächtig zum Bild britischer Größe, Weisheit, Tugend, aufgeschaut hatte, ins Ohr seines Bunsen: in

Google

London sei sein mahnendes Wort, wie eines Hündchens Gebell, überhört worden. Freundschaft? Palmerston, im neunzehnten Säkulum der stärkste, heißeste Vertreter englischer Staatskunst und ein Lord von anderem Kaliber als Lonsdale, hat im Februar des Pariseraufstandes im Unterhaus gesagt: „Daß Völker oder Regirungen sich auf die Länge von Freundschaft und ihr ähnliche Gefühle bestimmen lassen, ist eine Romantikervorstellung; nur ein Träumer kann wähnen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Verkehr der Nationen anwendbar.“ Der Freundschaft darf niemals, der Nation, die ernstlich das Land ihrer Kinder liebt, muß immer der eigene Vortheil in Dunkel und Dünung der Kompaß sein. Wir bieten den Briten nicht Freundschaft, heischen sie auch nicht von ihnen; Achtung ihres, Anerkennung unseres Lebensrechtes: damit ließe sich anständig auskommen. Mit dem Schwatz von Waterloo soll man uns endlich verschonen. In Deutschland, rief Bucher, dürfte die Schlacht bei Belle-Alliance nicht Schlacht bei Waterloo genannt werden. Woher der Name? „Blücher befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger, ‚durch eine anmuthige Gunst des Zufalls‘, zusammengetroffen waren: ‚zum Andenken des zwischen der britischen und der preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren.‘ Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen. Darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am siebenzehnten Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerthe Hilfe geleistet hätten. Gneisenau wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung der beiden Heere allein aus seinem Kopfe entsprungen war; nun mußte er hören, wie die

Google

Verbündeten Wellington als den ersten Helden priesen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfeld hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzuges Fehler auf Fehler gehäuft hatte." So stehts in Treitschkes Deutscher Geschichte. Als im Weißen Saal, am zweiundzwanzigsten März 1890, Wilhelm, im Rock des Britenadmirals, vor dem Ohr Georgs, der jetzt die Krone trägt, von der bei Waterloo bewährten Waffenbrüderschaft geredet hatte, senkte Moltke den Kahlkopf und sprach: „Ein politisch Lied, ein leidig Lied; hoffentlich kommts nicht in die Zeitung." Und was soll heute gar, nach dem glorious summer des franko-britischen Herzensbundes, uns die Erinnerung an Tage, da Briten und Deutsche gemeinsam gegen Frankreich fochten?) Weiter im Text. „Der Kaiser hat das gütigste Herz, das zu erdenken ist." (Schön; doch wer nicht tadeln dürfte, soll auch zum Lob die Backen nicht plustern.) „Nie habe ich aus seinem Mund ein Wort gehört, das nicht Sympathie mit England aussprach." (Ein wohlerzogener Mann wird, selbst wenn er nicht auf der Menschheit Höhen wohnt, vor einem englischen Wirth oder Gast nicht unfreundlich über England sprechen. Aber fragen Sie, Edler Lord, mal Pleß oder Sierstorff, ob das Jagdlied dieses Herbstes auch so hold klang; und überlegen Sie dann, ob es klug und würdig war, dem Vertrauensmann deutscher Nation heimlich für Albion glühende Liebe nachzusagen.) „Die Vorstellung eines Krieges, der Tausenden ihr Liebstes rauben würde, erfüllt ihn mit tiefstem Abscheu." (Ihren King doch wohl auch? Und Victorien, die Georgs, Heinrichs, Eduards von England? Trotzdem haben sie, wenns sein mußte, Kriege geführt; das Reichsbedürfniß, nicht des Herzens Neigung, als Richtschnur des Handelns genommen. So wird, so muß auch Wilhelm es machen. Und unser Ohr ist der Wonne satt, ihn auf allen Gassen als pacifiste und Nobelpreiswerber gefeiert zu hören.) „Wenn der Kaiser nicht fest entschlossen gewesen wäre, keinen Krieg zu führen: ein Ministerium hätte ihn daran nicht zu hindern vermocht." (Fest entschlossen, keinen unnöthigen Krieg zu führen, keinen vermeidlichen, meinen Sie wohl. Wie Sie es aussprechen, ists läppische Verdächtigung Eines, der sich stets im Kriegerkleid zeigt und von den Landsleuten für die Reichswehr einen Jahrestribut von mindestens fünf Viertelmilliarden fordert. Ministerien könnten ihn freilich nicht hin-

Google

dern: weils im Reich keine giebt. Doch den Aberglauben, daß die Wahl zwischen Frieden und Krieg nur an dem Willen des Kaisers hängt, nur von der Weichheit oder Härte seiner Seele bestimmt wird, könnten Sie eines Tages bitterlich büßen. Fünfundsechzig Millionen Rüden, die ein Lippenpaar zu Angriff oder Rückzug pfeift: so, Mylord, siehts im Deutschen Reich nun doch nicht mehr aus. Wars auch nicht im alten Preußen. Vor hundert Jahren wollte Friedrich Wilhelm der Dritte, 1866 und 1870 wollte Wilhelm der Treue nicht losschlagen: und Beide haben der nationalen Nothwendigkeit dann doch gehorcht. Die würde, auch wenn kein York ihr, kein Bismarck hülfe, sich morgen wieder Gehör erzwingen. Unnöthige, unnützliche Kriege zu führen: diese Vorstellung ist nicht dem Kaiser nur, sondern allen Deutschen wider die Natur. Müssen sies täglich über die Dächer tuten? Erzählt man, in unserem Kulturkreis, im Kontor denn dem Kunden, bei Tisch dem Nachbar, daß man nicht die Gewohnheit habe, zu trügen, zu stehlen, zu morden und Brand zu stiften?) Noch nicht fertig. „Der Deutsche Kaiser hat das wärmste Herz, das je in einer Menschenbrust schlug. Er ist der größte Geist und der größte Soldat unserer Zeit.“ Und der größte Gelehrte, Künstler, Komponist, Schiffbauer, Oekonom, Jäger, Segler, Redner, Schriftsteller, Regisseur, Tennisspieler, Archaeologe, Palaeologe, Assyriologe. Brechpause. Schillers Sophiechen verstand das Geschäft noch besser als der Landsmann Lonsdale. „Aber den Fürsten werden Sie doch ausnehmen, Lady? Den schönsten Mann, den feurigsten Liebhaber, den witzigsten Kopf in seinem ganzen Lande?“ Zofengeschwätz, das selbst die Maitresse eines Primanertraumes mit fünf Worten wegbügelt: „Denn es ist sein Land.“ Unser Lord ist zu dumm. Nicht einmal von einem neuen Apulejus zu brauchen.

Die Kraft und den Willen, einem so taktlosen, albernen Geredes Schuldigen die Hofthür zu sperren, darf auch der Gegner Herrn von Bethmann zutrauen. Der Kaiser selbst muß das (vom lustigen England mit Hohn gestäupte) Zeug ja unter heftiger Ekelsregung heruntergewürgt haben. Von seinem Großvater hat Bismarck geschrieben: „Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühl königlicher Würde würde er gedacht haben: Wenn Einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu.“ Derselbe Junkerssohn und Professoren-

enkel, der unter Friedrich Wilhelm nicht Minister sein wollte, weil Unverantwortliche ins Geschäft hineinreden durften. „Daß die Ziele der auswärtigen Politik, welche mir vorschwebten, sich mit denen des Königs nicht vollständig deckten, war mir klar; eben so die Schwierigkeit, welche ein verantwortlicher Minister dieses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen Anwandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Unregelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppeneinflüsse von politischen Intriganten, wie sie, von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten, in dem regirenden Hause, sogar bei dem strengen und hausbackenen Friedrich Wilhelm dem Ersten Zutritt gefunden haben: pharmacopolae, balatrones, hoc genus omne." Der Herr von Lowther Castle gehört zu den braven Tölpeln, die „es gut meinen". Und die dennoch der Teufel auf seinem schnellsten Untergrundmotor holen soll. Sammt allen Versuchen, den Kaiser in eine Filmglorie zu heben oder als die unter Larven, unter den Ungeheuern der traurigen Oede einzige fühlende Brust zu schildern. Wir haben genug von der Sorte. Möchten weder, daß Wilhelm, trotz allen Dementis, in den Verdacht gerathe, den reichen Tropf zum Reden ermuntert zu haben, noch, daß der Schwatz ihn zwinge, den Ausdruck seines Empfindens künstlich zu färben und den Briten, denen er als schwärmender Bewunderer vorgestellt worden ist, die Stirn gerunzelt zu zeigen. Die Stunde, die dem Deutschen Reich schlug, ist höllisch ernst (ernster, als unsere biederen Junkertöter und Pfaffenschmorer zu ahnen scheinen); kann uns ein Schicksal gebären. In dieser trächtigen, niederträchtigen Zeit wollen wir nicht durch die Applausgier eitler Wichtigthuer gestört, von nöthigem Reichsgeschäft abgelenkt werden. Drei Tage Lonsdale: Das geht nicht. In die Ecke, Besen! Außer Dingen von höherem Gewicht ersehnen wir endlich eine kluge, weitsichtige Hofregie.

Lux fuit.

Die Pariser wurden, sieben Wochen nach der wunderschönen Novemberbescherung, schon wieder sehr verdrießlich. Die Folies-Bourbon, wegen der Weihnachtferien, geschlossen. Keine Nachmittagsvorstellung in der Senatskommission, wo, sub auspiciis sämmtlicher ins Staatsoberstübchen gestürzten Minister, die Genesis des Kongovertrages ergründet und dem armen Freycinet-

Google

neffen De Selves, wie weiland einem weltberühmten Hunde das Schwänzchen, Stück vor Stück des Amtslebens dünnes Fädchen abgeschnitten werden sollte. Das war zum Kugeln gewesen. Ein neuer Konvent. Ohne Blutgeruch und Krötengequak. Gräßlich amusant, den fleischigen, in eigenem Saft bratbaren Caillaux da am Pfahl der Indianer zu sehen. Wird er gefressen oder strampelt er sich los? Noch leuchtet Siegesgewißheit aus seinem Auge. An den in ihm hausenden, aus ihm wirkenden Genius hat er schon als Finanzminister im Kabinet Clemenceau brünstig geglaubt. Einer, der sich nie unterschätzte. An ihn (und an Aristides Briand) dachte der Chef, als er auf die Frage, warum die Reformarbeit nicht rascher vorschreite, die Antwort gab: „Weil ich zwischen zwei Männern sitze, von denen Einer sich für Napoleon, der Andere für Jesus Christus hält. Was läßt sich da leisten?“ Clemenceau kennt seinen Zeitgenossen; und schnalzt bei der Vorstellung, ihn nächstens nach feinster Waidmannskunst enthäuten zu können. Wozu man, da die Annahme des Vertrages auch im Senat sicher ist, die Regirung so lange zappeln lasse? Damit ihr der Athem ausgehe. Sie soll Alles bekennen, alle Geheimakten und sekreten Vertragsanhängsel ins Licht bringen. Weigert sies (und Cambons, die nicht mit sich spaßen lassen, dulden keinen schädlichen Vertrauensbruch), giebt sie nicht jeden geforderten Zettel hin, so ists am Tag: das souveraine Volk wird getäuscht und Caillaux, dieser Finanzmensch ohne Pulsschlag des Patrioten, hat Grund, seine Schachermachei mit den Deutschen dem Censorenblick bänglich zu bergen. Krisis. Die regirende Sippe muß nachts auf den Karren und eine Schaar Ungeduldiger kann den Machthunger stillen. Welches Schauspiel! Wäre die Pause nur kürzer! Noch weiß man nicht einmal genau, wem zuerst einfiel, die Sümpfe und Urwälder, Wüsten und Giftfliegen als zum Ausgleich geeignete Werthgegenstände zu empfehlen. Nicht, wer den (hier im Sommer erwähnten) Plan einer franko-deutschen Eisenbahngemeinschaft (Kongo-Kamerun) ausgeheckt, gefördert, vereitelt hat. Ob die Verhandlungen durch Amtsorgane oder hinter des berliner Botschafters breitem Rücken geführt wurden. Gar nichts. Kann nicht geduldet werden. Schon ziehen auch im Ost wieder Wolken herauf. Unklug lärmende Teutonenwuth verlangt eine beträchtliche Mehrung der Wehrmacht. Zu Land: also solls gegen Frankreich gehen. In einem Wahltraktätlein spricht der Kanzler von den Lücken der deutschen

Google

Rüstung: also kommen neue Militärforderungen in den Reichstag. Wieder keine Ruhe. Das ist die „Annäherung“, die als Frucht der Novemberverträge verheißen ward. Diese Deutschen können nicht mehr still sitzen; müssen an jedem Morgen ausklingeln, was sie abends (vielleicht) thun werden. Neu ist die Wahrnehmung nicht. Nie war Frankreich, von der Provence bis an die Bretonenküste, so ruhig zum Krieg entschlossen; so fest überzeugt, daß er nicht lange noch zu vermeiden sein werde. Für ein Weilchen aber, bis in die Morgenröthe des Aschermittwochs, hatte es doch auf ungetrübtes Behagen gerechnet. Falsch. Das Gezänk währt fort. Täglich liest der Rentner, daß Deutschland drohe und hastig weiter rüsten wolle. „Sollen wir warten? Daß England sich, so spät, zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entschließen werde, ist durchaus noch nicht sicher; wahrscheinlich nur, wenn ein neues berliner Flottengesetz viel mehr fordert als das alte. Und bis aus Tommy Atkins dann ein in Europa brauchbarer Feldsoldat geworden, die männliche Jugend Britaniens für einen Germanenkrieg gedrillt ist, hält der Friedenskitt sicher nicht. Aux armes, citoyens! Schreit, Ihr drüben; wir handeln heimlich. Holen aus dem Wollstrumpf den letzten Franc in den Kriegsschatz, aus der Glasbläserhütte den bleichsten Syndikalisten in die Kaserne. (Seit sie in Berlin waren und, zwischen Lachs und Braten, Lehrsprüche, Rüge und Prahlreden schlucken mußten, sind die wilden Männer der rothen Gewerkschaften fast patriotisch geworden und weit von dem Drang, den deutschen Brüdern die Arme zu öffnen.) In jedem Jahr muß jede Gemeindebehörde fortan ein rundes Sümmchen für die Aviatik spenden. Stark seid Ihr? Wir sinds auch. Fünf Millionen Bayonnettes? Könnt Ihr bei uns auch sehen. Und wir sind, in den Grenzen der Heimath, unseres Schicksals freie Herren; hören Euch aber Tag vor Tag stöhnen, daß eine kleine Kaste Privilegirter nach ihrer Willkür mit Gut und Geist, Mark und Blut Eures Volkes schalte. Stolz dürfen wir wieder fragen: Que veut cette horde d'esclaves?“ Keine erfreuliche Stimmung. Ein Flor über der Zuversicht. Und die Kammer, die heiternde, geschlossen.

Da prasselt ins trübe Dunkel die Botschaft, Hauptmann Lux, ein Elsässer, den, als der Ausspähung militärischer Geheimnisse Ueberführten, deutsche Richter auf die Festung geschickt haben, sei aus Glatz geflohen und auf dem Weg nach Paris. Der echte Franzos liebt den Spion nicht; auch nicht einen, der, ohne Entgelt,

Google

für Frankreich getrachtet hat. Das listig Verschmitzte, heimlich Verschlagene ist seinem Wesen zuwider. Die Offiziere seines Heeres sollen Helden, nicht Schleicher sein; die Klinge im Sonnenschein funkeln lassen, nicht sich ins Dickicht ducken. Vor einem Jahr noch hätte solchen Flüchtling nur wortkarges Erbarmen begrüßt. Jetzt überdröhnte der nationale Groll jedes Bedenken und trug Herrn Lux im Sturm auf die Heroenhöhe. „Die Deutschen sind wüthend." (Leider schienen sies wirklich.) „So ziemts. Nach der Demüthigung, die sie uns angesonnen, nach dem Aerger, den sie durch grobe Drohrede uns gehäuft haben, sehen sie nun, daß ein französischer Offizier auch mit einer preußischen Festung fertig werden kann. Warum haben sie den Mann, gegen den, nach siebenmonatiger Untersuchung, noch kein zermalmendes Beweismaterial gefunden war, nicht nach dem Abschluß des Doppelvertrages begnadigt? Mit dem Schaden straft sie der Spott. Und die Thatsache, daß der Entwischte ein Elsässer ist, würzt uns die Freude." Wie seine Flucht möglich wurde? Er darfs nicht sagen. Doch der erfahrene Redakteur weiß sich aus engster Klemme zu winden. Bekennt um keinen Preis der Erde und des Himmels je, daß er nichts wissen könne. Nie. Ist zwischen seiner Residenz und der Stätte des neusten Erdbebens der Draht zerrissen: Herr Je, die Erde hat ja gestern nicht zum ersten Mal gebebt; in Messina wirds so ziemlich wie in Franzisko gewesen sein. Her mit den alten Friskoberichten! Einmal Erdbeben, Boy! Wer aus Kaliforniens nicht Siziliens Weh und Ach heraustasten und illuminiren könnte, wäre zwischen den Dampfpflügen der Meinungfarm ein Bellmäuschen geblieben. Paßt auf: wie gut Alles stimmen wird. Man muß dem Mob Etwas bieten; und wenn der Kolossalanzeiger Depeschen hat (drahtlose?), darf bei uns die Sache nicht fehlen. Anderes Bild. Lux will uns nicht erleuchten? Darf nicht? Interesse des Staatsdienstes? Blech. Wenn er glaubt, daß wir deshalb das Maul halten, ist er schief gewickelt. Fünf halbe Minuten mal Ruhe! Kerker, Ueberlistung uralter Staatsgewalten, Flucht bei steter Lebensgefahr mit Schlagsahne: hatten wir nicht neulich was aus der Kiste? Kaledonien schaffts nicht. Das würde Jeder erkennen. Kerker, Ueberlistung .. Der Metteur soll mir anderthalb Spalten frei lassen; erste Seite, versteht sich. Casanova! Den lesen die Leute nicht mehr ordentlich. Aus Dessen dicken Bänden picken sie nur noch die Sexualien heraus. Sein Erdbeben war nicht zu brauchen; zu kurz

Google

und zu oft loco Lissabon gehandelt. Für die Flucht aber ist er der wahre Jakob. Alles, was ein Leserherz begehrt. Die Halbpike, der Weinessig, der den Mörtel zwischen den Marmorplatten aufweicht, der in Maulbeersaft getränkte Fingernagel als Schreibfeder, das Sponton in der Bibel über der Makkaronischüssel, die aus zerschnittenen Leintüchern und Bettdecken geknoteten Stricke: Das reicht für die Flucht dreier Spione. Venedig ist freilich nicht Glatz. Ein Bischen Bleikammerstimmung bei der Schilderung einer Preußenfestung aber recht am Ort; und der Kanal als Wallgraben zu benutzen. Wird gemacht. Und mindestens vier Erdtheile lasen, wie Lux, Hauptmann und Hauptkerl, den Bütteln Borussiens durch die Lappen gegangen sei. Haarklein. Mit Dutzenden verbürgter Details. Wahrscheinlich wars ganz anders; nicht so rokoko-romantisch. 1911 ist nicht 1755; ein Festunghäftling mit Offiziersrang nicht ein von venezianischen Inquisitoren über die Seufzerbrücke ins Gräuelverließ Gestoßener. Der Franzmann durfte wohl in die Kantine, am Ende auch auf die inneren Wälle oder gar zum Stabsarzt in die Stadt. Einerlei. Alle Listen und Gefahren hatte schlaue Mächlerkunst ins Schlesische transponirt. Die Geschichte vom flinken Lüxlein las sich gut. Männlein und Weiblein schlürften sie. Und Lutetia konnte fröhlich Sankt Silvester begießen.

Sie besann sich bald. Dieser Neujahrspunsch roch nicht nach Burgunder. Und der Vorsatz, den Flüchtling als Helden zu feiern, paßte nicht in den pariser Lebensrhythmus. Die erste Freude nach Kummermonden; jetzt aber muß Raison wiederkehren. Herr Messimy, der sich staunend noch immer als Kriegsminister sieht, bekam, weil er sich mit dem Auskneifer öffentlich eingelassen hatte, von Caillaux-Bonaparte einen Rüffel; und die Weisung, den Hauptmann Lux noch am selben Tage in ein algerisches Bataillon zu versetzen. Paris schämte sich der Gefühlsentgleisung. Tröstete sich aber bald, als ihm berichtet wurde, welche Dummheit hinterm Rhein aus dem Boden geschossen sei. Wars nöthig, mit Rohrspatzeneifer dem Entschlüpften nachzuschimpfen? Ihn, der seine Ehre gewiß keinem Kommandanten oder Platzmajor verpfändet hatte, infamen Wortbruches zu zeihen? Und zu schreiben, als sei das Offiziercorps der Republik elendes Spelunkengesindel? Nur ein paar Federn tobten so wüst. Drüben aber hieß es sogleich: Die deutsche Presse bespeit den Ehrenschild unseres Heeres. Solche Vergiftung wirkt lange nach. Kommen wir endlich nicht wieder in wür-

Google

dige Ruhe? Hauptmann Lux gehört nicht zu den Halunken, die ihr Vaterland dem Feind verkaufen (und für die, wenn mildernde Umstände fehlen, die Todesstrafe nicht zu hart wäre). Er hat, nicht mit sauberen Fingern, seiner Wahlheimath zu dienen versucht. Entehrt ist er nicht; nur an Porteepee und Litzen bespritzt. Er hat ein schlimmes Semester durchlebt und manchem Kameraden wirds nie mehr ganz behaglich werden, ihm die Hand zu drücken. Daß er, dessen Späheraufzeichnungen längst nach Frankreich zurückgewandert sind, aus dem Käfig floh, ist uns kein Nationalunglück. Nach dem ersten Grimmanfall durften auch Deutsche über die Behendheit schmunzeln. Dem französischen Offiziercorps aber wollen, müssen wir die Achtung gewähren, die wir für unseres heischen.

Beinahe möchte man sich freuen, daß die Pause vorüber, die Senatskomoedie wieder im Gang ist. Clemenceau führt noch die gute Klinge seiner Jugend. Herr de Selves ist tot und Herr Caillaux den Patrioten als der leichtfertig Schnöde verdächtigt, der, ohne Jules und Paul Cambon um Erlaubniß zu bitten, mit den Deutschen Geschäftchen besprochen und der Republik die Sumpfsuppe eingebrockt hat. Gesprächsstoff in Fülle. Der Hauptmann sonnt sich in Algier. Nur in trübem Dunkel konnte Lux glänzen.

Anguis in herba.

„Und wenn wir nun wirklich, trotz Schnee und Grey, im neuen Reichstag eine liberal-sozialistische Mehrheit haben?“

„Nach Allem, was man sieht und hört, ists nicht sehr wahrscheinlich. Das Sprungbrett der Liberalen ist aus morschem Holz. Die Meisten wissen nicht, wohin sie wollen, sind nur verärgert, weil die 1907 beschnüffelte Beute ihnen aus den Fängen gezerrt wurde; und haben kein rechtes Herz zu der Litanei von den allgewaltig herrschenden und knechtenden, raubenden und knebelnden Junkern und Pfaffen. Gewinnen sie, trotzdem das Centrum, höchst weise, in so vielen Kreisen schon am Zwölften für die Bundesgenossen stimmt, von der alten Mehrheit zwei Dutzend Mandate, so ist Polen noch immer nicht verloren. Kann gerade Polen uns retten. Enteignet wird fürs Erste ja nicht. Aehrenthal ist dagegen: weil Galizien sonst seine Haufen wider das Bündniß mobil macht. Der deutsche Großgrundbesitz in Posen: weil die polnischen Arbeiter ihm weglaufen würden. Die Ansiedlungskommission: weil sie noch Land genug hat und mit dem durch Zwang erworbenen einstweilen nichts Profit-

Google

liches anfangen könnte. Schwartzkopff: weil er seinen eigenen Verwaltungplan ins Oberpräsidium mitgenommen hat und nicht ostwärts gewandert ist, um anderer Leute Kinder aufzuziehen und glattzukämmen. Wird aber nicht enteignet, bleibt die Provinz ruhig, dann haben wir für alles Wichtige die Polenstimmen und die Mehrheit von 1909 hinkt höchstens ein Bischen. Verliert sie drei Dutzend Sitze, dann, freilich, ists aus. Dann aber hält sich die neue Mehrheit nicht länger, nicht besser auf den Beinen als die vor fünf Jahren unter dem Fürsten ... hm ... gewählte. Im verehrlichen Bundesrath thronen ja einzelne Intelligenzen, die überzeugt sind, daß die Sozialdemokraten spätestens übermorgen vernünftig, ergo regirungfähig werden. Ganz so weit sind wir noch nicht. Zunächst werden sie, just nach einem Sieg, sich verpflichtet glauben, dem Anhang zu beweisen, daß sie nicht gouvernemental und militärfromm geworden sind noch ihr Programm in den Reichsrauchfang geschrieben haben. Schiffer und Ledebour, Wagner und Stadthagen: Das wird keinen Dauerreim geben. Im Nothfall könnte man den Schutz der Arbeitwilligen als Zankäpfelchen ins Bundeslager werfen. Nichts nach dem Sachsenwunsch natürlich; dafür wären Eure Excellenz, als Feind aller Ausnahmegesetze, nicht zu haben. Nein: irgendwas Anodines, das nur Lückenbüßer sein soll, bis das neue Strafgesetz, mit schärferer Präzisirung der in dieses Kapitel gehörigen Paragraphen, unter Dach ist. Dann müßten die Nationalliberalen (daß der Freisinn durch Kaempf zum Sieg schreitet, ist doch kaum anzunehmen) Farbe bekennen. Wird aber nicht mal nöthig sein. In gemeinsamem Haß kann alles Linke sich finden, in einer Negation; zu fruchtbarer Arbeit ists nicht zusammenzuhalten. Noch weniger als anno Finanzreform Kanitz und Wiemer, Oldenburg und Fischbeck. Ich verlasse mich auf die Affinität. Und währt der chemische Prozeß ein längeres Weilchen: um so besser für Eure Excellenz. Kämen die Konservativen schon als Sieger aus der Feldschlacht, so würden sie mit dem Anschwärzer Heydebrands nicht säuberlich verfahren. Müssen sie warten und sich leise in Andere schicken, so ist hinter dem Vorhang Mancherlei anzubändeln und das Rachegericht steht ab. Obendrein: wir haben die Arme ganz frei. Keine Wahlparole; und Losung längst: Ueber den Parteien. Nirgends ein Grund zur Beklemmung. Unsere Personalpolitik muß der Totfeind selbst loben."

Google

Die Gouvernante.*)

Die beiden Kinder sind nun allein in ihrem Zimmer. Das Licht ist ausgelöscht. Dunkel liegt zwischen ihnen, nur von den Betten her kommt ein leiser weißer Schimmer. Ganz leise athmen die Beiden; man möchte glauben, sie schliefen.

„Du!“ sagt da eine Stimme. Es ist die Zwölfjährige, die leise, fast ängstlich, in das Dunkel hinfragt. „Was ists?“ antwortet vom anderen Bett die Schwester. Ein Jahr nur ist sie älter.

„Du bist noch wach. Das ist gut. Ich ... ich möchte Dir gern Etwas erzählen ...“

Keine Antwort kommt von drüben. Nur ein Rascheln im Bett. Die Schwester hat sich aufgerichtet, erwartend blickt sie herüber; man kann ihre Augen funkeln sehen.

„Weißt Du ... ich wollte Dir sagen ... Aber sag Du mir zuerst, ist Dir nicht Etwas aufgefallen in den letzten Tagen? An unserem Fräulein?“

Die Andere zögert und denkt nach. „Ja,“ sagt sie dann, „aber ich weiß nicht recht, was es ist. Sie ist nicht mehr so streng. Letzthin habe ich zwei Tage keine Aufgaben gemacht und sie hat mir gar nichts gesagt. Und dann ist sie so, ich weiß nicht, wie. Ich glaube, sie kümmert sich gar nicht mehr um uns, sie setzt sich immer abseits und spielt nicht mehr mit, so wie früher.“

„Ich glaube, sie ist sehr traurig und will es nur nicht zeigen. Sie spielt auch nie mehr Klavier.“

Das Schweigen kommt wieder.

Da mahnt die Aeltere: „Du wolltest Etwas erzählen.“

„Ja, aber Du darfst es Niemandem sagen, wirklich Niemandem, der Mama nicht und nicht Deiner Freundin.“

„Nein, nein!“ Sie ist schon ungeduldig. „Was ists also!“

---

*) „Erstes Erlebniß, vier Geschichten aus Kinderland“: so nennt Herr Stefan Zweig das Buch, das er im leipziger Insel-Verlag erscheinen läßt. Der Autor (auf dessen Wunsch hier eine der Kindergeschichten veröffentlicht wird) ist auf diesem Gebiet ein Neuling. Ein willkommener; unter den Ernsten von gestern und heute sind, bei uns, nicht viele, die sich um das Kind kümmern, in dessen engen Seelenbezirk aus zärtlichem Erkenntnißwunsch einzudringen trachten. Und das Auge, das an der Oberfläche zu haften gewöhnt ist, hatte gerade dem österreichischen Lyriker, dem Dichter eines Thersitesdramas, dem Verfasser feiner Essays, nicht den Drang zugetraut, von der komplizirten sich zu der einfachen Menschheit zu wenden. Solcher Oberflächenblick übersah, was Herrn Zweig zu Verhaeren zog (für dessen Verdeutschung und Verdeutlichung er Wirksames gethan hat) und was ihm das Werk Lafcadios Hearn köstlich machte. Wird er im Kinderland heimisch? Nicht mit Gewalt kann es, will von werbender Liebe erobert werden.

Google

„Also ... jetzt, wie wir schlafen gegangen sind, ist mir plötzlich eingefallen, daß ich dem Fräulein nicht ‚Gute Nacht!‘ gesagt habe. Die Schuhe hab' ich schon ausgezogen gehabt, aber ich bin doch hinüber in ihr Zimmer, weißt Du, ganz leise, um sie zu überraschen. Ganz vorsichtig mach' ich also die Thür auf. Zuerst hab' ich geglaubt, sie ist nicht im Zimmer. Das Licht hat gebrannt, aber ich hab' sie nicht gesehen. Da plötzlich (ich bin furchtbar erschrocken) hör' ich Jemand weinen und seh' auf einmal, daß sie ganz angezogen auf dem Bett liegt, den Kopf in den Kissen. Geschluchzt hat sie, daß ich zusammengefahren bin. Aber sie hat mich nicht bemerkt. Und da hab' ich die Thür ganz leise wieder zugemacht. Einen Augenblick hab' ich stehen bleiben müssen, so hab' ich gezittert. Da kam es noch einmal ganz deutlich durch die Thür, dieses Schluchzen, und ich bin rasch heruntergelaufen.“

Sie schwiegen. Dann sagt die Eine ganz leise: „Das arme Fräulein!“ Das Wort zittert hin ins Zimmer wie ein verlorener dunkler Ton und wird wieder still.

„Ich möchte wissen, warum sie geweint hat“, fängt die Jüngere an. „Sie hat doch mit Niemand Zank gehabt in den letzten Tagen, Mama läßt sie endlich auch in Ruh mit ihren ewigen Quälereien; und wir haben ihr doch sicher nichts gethan. Warum weint sie dann so?“

„Ich kann es mir schon denken“, sagte die Aeltere.

„Warum, sag' mir, warum?“

Die Schwester zögert. Endlich sagt sie: „Ich glaube, sie ist verliebt.“

„Verliebt?“ Die Jüngere zuckt nur so auf. „Verliebt? In wen?“

„Hast Du gar nichts bemerkt?“

„Doch nicht in Otto?“

„Nicht? Und er nicht in sie? Warum hat er denn, der jetzt schon drei Jahre bei uns wohnt und studirt, uns nie begleitet und jetzt seit den paar Monaten auf einmal täglich? War er je nett zu mir oder zu Dir, bevor das Fräulein zu uns kam? Den ganzen Tag ist er jetzt um uns herum gewesen. Immer haben wir ihn zufällig getroffen, zufällig, im Volksgarten oder Stadtpark oder Prater, wo immer wir mit dem Fräulein waren. Ist Dir denn Das nie aufgefallen?“

Ganz erschreckt stammelte die Kleine:

„Ja ... ja, natürlich habe ichs bemerkt. Ich habe nur immer gedacht, es ist ...“ Die Stimme schlägt ihr um. Sie spricht nicht weiter.

„Ich habe es auch zuerst geglaubt; wir Mädchen sind ja immer so dumm. Aber ich habe noch rechtzeitig bemerkt, daß er uns nur als Vorwand nimmt.“

Jetzt schweigen Beide. Das Gespräch scheint zu Ende. Beide sind in Gedanken oder schon in Träumen.

Da sagt noch einmal die Kleine ganz hilflos aus dem Dunkel: „Aber warum weint sie dann wieder? Er hat sie doch gern. Und ich habe mir immer gedacht, es muß so schön sein, wenn man verliebt ist.“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Aeltere ganz träumerisch, „ich habe auch geglaubt, es muß sehr schön sein.“

Google

Und einmal noch, leise und bedauernd, von schon schlafmüden Lippen weht es herüber: „Das arme Fräulein!“

Und dann wird es still im Zimmer.

*

Am nächsten Morgen reden sie nicht wieder davon; und doch: Eine spürt es von der Anderen, daß ihre Gedanken das Gleiche umkreisen. Sie gehen an einander vorbei, weichen aus, aber doch begegnen sich unwillkürlich ihre Blicke, wenn Beide von der Seite die Gouvernante betrachten. Bei Tisch beobachten sie Otto, den Cousin, der seit Jahren im Haus lebt, wie einen Fremden. Sie reden nicht mit ihm, aber unter den gesenkten Lidern schielen sie immer hin, ob er sich mit ihrem Fräulein verständige. Eine Unruhe ist in Beiden. Sie spielen heute nicht, sondern thun in ihrer Nervosität, hinter das Geheimniß zu kommen, unnütze und gleichgiltige Dinge. Abends fragt nur die Eine, kühl, als ob es ihr gleichgiltig sei: „Hast Du wieder Etwas bemerkt?“ „Nein“, sagt die Schwester und wendet sich ab. Beide haben irgendwie Angst vor einem Gespräch. Und so geht es ein paar Tage weiter, dieses stumme Beobachten und im Kreise Herumspüren der beiden Kinder, die unruhig und unbewußt sich einem funkelnden Geheimniß nah fühlen.

Endlich, nach ein paar Tagen, merkt die Eine, wie bei Tisch die Gouvernante Otto leise mit den Augen zuwinkt. Er nickt leise mit dem Kopf. Das Kind zittert vor Erregung. Unter dem Tisch tastet sie leise an die Hand der älteren Schwester. Wie Die sich ihr zuwendet, funkelt sie ihr mit den Augen entgegen. Die versteht sofort die Geste und wird auch unruhig.

Als sie von der Mahlzeit aufstehen, sagt die Gouvernante zu den Mädchen: „Geht in Euer Zimmer und beschäftigt Euch ein Bischen. Ich habe Kopfschmerzen und will für eine halbe Stunde ausruhen.“

Die Kinder sehen nieder. Vorsichtig rühren sie sich an mit den Händen, wie um einander aufmerksam zu machen. Und kaum ist die Gouvernante fort, so springt die Kleinere auf die Schwester zu: „Paß auf, jetzt geht Otto in ihr Zimmer.“

„Natürlich! Darum hat sie uns doch hineingeschickt!“

„Wir müssen vor der Thür horchen!“

„Aber wenn Jemand kommt?“

„Wer denn?“

„Mama.“

Die Kleine erschrickt. „Ja, dann ...“

„Weißt Du was? Ich horche an der Thür und Du bleibst draußen im Gang und giebst mir ein Zeichen, wenn Jemand kommt. So sind wir sicher.“

Die Kleine macht ein verdrossenes Gesicht. „Aber Du erzählst mir dann nichts!“

„Alles!“

„Wirklich Alles ... aber Alles!“

Google

„Ja, mein Wort darauf. Und Du hustest, wenn Du Jemanden kommen hörst.“

Sie warten im Gang, zitternd, aufgeregt. Ihr Blut pocht wild. Was wird kommen? Eng drücken sie sich an einander.

Ein Schritt. Sie stieben fort. In das Dunkel hinein. Richtig: es ist Otto. Er faßt die Klinke, die Thür schließt sich. Wie ein Pfeil schießt die Aeltere nach und drückt sich an die Thür, ohne Athemholen horchend. Die Jüngere sieht sehnsüchtig hin. Die Neugier verbrennt sie, es reißt sie vom angewiesenen Platz. Sie schleicht heran, aber die Schwester stößt sie zornig weg. So wartet sie wieder draußen, zwei, drei Minuten, die ihr eine Ewigkeit scheinen. Sie fiebert vor Ungeduld, wie auf glühendem Boden zappelt sie hin und her. Fast ist ihr das Weinen nah vor Erregung und Zorn, daß die Schwester Alles hört und sie nichts. Da fällt drüben, im dritten Zimmer, eine Thür zu. Sie hustet. Und Beide stürzen sie weg, hinein in ihren Raum. Dort stehen sie einen Augenblick athemlos, mit pochenden Herzen. Dann drängt die Jüngere gierig: „Also ... erzähle mir.“

Die Aeltere macht ein nachdenkliches Gesicht. Endlich sagt sie, ganz versonnen, wie zu sich selbst: „Ich verstehe es nicht!“

„Was?“

„Es ist so merkwürdig.“

„Was ... was ...?“ Die Jüngere keucht die Worte nur so heraus. Nun versucht die Schwester, sich zu besinnen. Die Kleine hat sich an sie gepreßt, ganz nah, damit ihr kein Wort entgehen könne.

„Es war ganz merkwürdig ... so ganz anders, als ich mir es dachte. Ich glaube, wie er ins Zimmer kam, hat er sie umarmen wollen oder küssen, denn sie hat zu ihm gesagt: ‚Laß Das, ich habe mit Dir Ernstes zu bereden.‘ Sehen habe ich nichts können, der Schlüssel hat von innen gesteckt, aber ganz genau gehört habe ich. ‚Was ist denn los?‘ hat der Otto darauf gesagt, doch ich habe ihn nie so reden hören. Du weißt doch, er redet sonst gern so frech und laut. Das hat er aber so zaghaft gesagt, daß ich gleich gespürt habe, er hat irgendwie Angst. Und auch sie muß gemerkt haben, daß er lügt, denn sie hat nur ganz leise gesagt: ‚Du weißt es ja schon.‘ ‚Nein, ich weiß gar nichts.‘ ‚So,‘ hat sie da gesagt (und so traurig, so furchtbar traurig); und warum ziehst Du Dich denn auf einmal von mir zurück? Seit acht Tagen hast Du kein Wort mit mir geredet, Du weichst mir aus, wo Du kannst, mit den Kindern gehst Du nicht mehr, kommst nicht mehr in den Park. Bin ich Dir auf einmal so fremd? Oh, Du weißt schon, warum Du Dich auf einmal fernhältst.‘ Er hat geschwiegen und dann gesagt: ‚Ich stehe jetzt vor der Prüfung, ich habe viel zu arbeiten und für nichts Anderes mehr Zeit. Es geht jetzt nicht anders.‘ Da hat sie zu weinen angefangen und hat ihm dann gesagt, unter Thränen, aber so mild und gut: ‚Otto, warum lügst Du denn? Sag doch die Wahrheit! Das habe ich wirklich nicht verdient um Dich. Ich habe ja nichts verlangt, aber geredet muß doch darüber werden zwischen uns Zweien. Du weißt ja,

Google

was ich Dir zu sagen habe, an den Augen seh ich Dirs an.' ,Was denn?' hat er gestammelt, aber ganz, ganz schwach. Und da sagte sie..."

Das Mädchen fängt plötzlich zu zittern an und kann nicht weiter reden vor Erregung. Die Jüngere preßt sich enger an sie. „Was... was denn?"

„Da sagte sie: ,Ich hab' doch ein Kind von Dir!'"

Wie ein Blitz fährt die Kleine auf: „Ein Kind! Ein Kind! Das ist doch unmöglich!"

„Aber sie hat es gesagt."

„Du mußt schlecht gehört haben."

„Nein, nein! Und er hat es wiederholt; genau so wie Du ist er aufgefahren und hat gerufen: ,Ein Kind!' Sie hat lange geschwiegen und dann gesagt: ,Was soll jetzt geschehen?' Und dann..."

„Und dann?"

„Dann hast Du gehustet und ich habe weglaufen müssen."

Die Jüngere starrt ganz verstört vor sich hin. „Ein Kind! Das ist doch unmöglich. Wo soll sie denn das Kind haben?"

„Ich weiß nicht. Das ist es ja, was ich nicht verstehe."

„Vielleicht zu Hause wo... Bevor sie zu uns herkam. Mama hat ihr natürlich nicht erlaubt, es mitzubringen, wegen uns. Darum ist sie auch so traurig."

„Aber geh, damals hat sie doch Otto noch gar nicht gekannt!"

Sie schweigen wieder, rathlos, unschlüssig herumgrübelnd. Der Gedanke peinigt sie. Und wieder fängt die Kleine an: „Ein Kind? Das ist ganz unmöglich! Wieso kann sie ein Kind haben? Sie ist doch nicht verheirathet; und nur verheirathete Leute haben Kinder. Das weiß ich."

„Vielleicht war sie verheirathet."

„Aber sei doch nicht so dumm! Doch nicht mit Otto."

„Aber wieso...?"

Rathlos starren sie einander an.

„Das arme Fräulein", sagt die Eine ganz traurig. Es kommt immer wieder, dieses Wort, ausklingend in einen Seufzer des Mitleids. Und immer wieder flackert die Neugier dazwischen.

„Ob es ein Mädchen ist oder ein Bub?"

„Wer kann Das wissen?"

„Was glaubst Du: wenn ich sie einmal fragen würde... ganz, ganz vorsichtig..."

„Du bist verrückt!"

„Warum? Sie ist doch so gut zu uns."

„Aber was fällt Dir ein! Uns sagt man doch solche Sachen nicht. Uns verschweigt man Alles. Wenn wir ins Zimmer kommen, hören sie immer auf, zu sprechen, und reden dummes Zeug mit uns, als ob wir Kinder wären; und ich bin doch schon dreizehn Jahre. Wozu willst Du sie fragen? Uns sagt man ja doch nur Lügen."

„Aber ich hätte es so gern gewußt."

Google

„Glaubst Du, ich nicht?“

„Weißt Du ... was ich eigentlich am Wenigsten verstehe, ist, daß Otto nichts davon gewußt haben soll. Man weiß doch, daß man ein Kind hat, so wie man weiß, daß man Eltern hat.“

„Er hat sich nur so gestellt, der Schuft. Er verstellt sich immer.“

„Aber bei so Etwas doch nicht. Nur ..., nur ..., wenn er uns Etwas vormachen will ...“

Da kommt das Fräulein herein. Sie sind sofort still und scheinen zu arbeiten. Aber von der Seite schielen sie hin zu ihr. Ihre Augen sind geröthet, ihre Stimmen etwas tiefer und vibrirender als sonst. Die Kinder sind ganz still; mit einer ehrfürchtigen Scheu sehen sie plötzlich zu ihr auf. „Sie hat ein Kind,“ müssen sie immer wieder denken, „darum ist sie so traurig.“ Und langsam werden sie es selbst.

*

Am nächsten Tag, bei Tisch, erwartet sie eine jähe Nachricht. Otto verläßt das Haus. Er hat dem Onkel erklärt, er stehe jetzt knapp vor den Prüfungen, müsse intensiv arbeiten und hier sei er zu sehr gestört. Er werde sich irgendwo ein Zimmer nehmen für diese zwei Monate, bis Alles vorüber sei.

Die beiden Kinder sind furchtbar erregt, wie sie es hören. Sie ahnen irgendeinen geheimen Zusammenhang mit dem Gespräch von gestern, spüren mit ihrem geschärften Instinkt eine Feigheit, eine Flucht. Als Otto ihnen Adieu sagen will, sind sie grob und wenden ihm den Rücken. Aber sie schielen hin, wie er jetzt vor dem Fräulein steht.

Der zuckt es um die Lippen, aber sie reicht ihm ruhig, ohne ein Wort, die Hand.

Ganz anders sind die Kinder geworden in diesen paar Tagen. Sie haben ihre Spiele verloren und ihr Lachen, die Augen sind ohne den munteren, unbesorgten Schein. Eine Unruhe und Ungewißheit ist in ihnen, ein wildes Mißtrauen gegen alle Menschen um sie her. Sie glauben nicht mehr, was man ihnen sagt, wittern Lüge und Absicht hinter jedem Wort. Sie blicken und spähen den ganzen Tag, jede Bewegung belauern sie, jedes Zucken, jede Betonung fangen sie auf. Wie Schatten geistern sie hinter Allem her, vor den Thüren horchen sie, um Etwas zu erhaschen, eine leidenschaftliche Bemühung ist in ihnen, das dunkle Netz dieser Geheimnisse abzuschütteln von ihren unwilligen Schultern oder durch eine Masche in die Welt der Wirklichkeit wenigstens einen Blick zu thun. Der kindische Glaube, diese heitere, unbesorgte Blindheit ist von ihnen abgefallen. Und dann: sie ahnen aus der Schwüle der Geschehnisse irgendeine neue Entladung und haben Angst, sie könnten sie versäumen. Seit sie wissen, daß Lüge um sie ist, sind sie zäh und lauernd geworden, selbst verschlagen und verlogen. Sie ducken sich in der Nähe der Eltern in eine nun geheuchelte Kinderhaftigkeit hinein und flackern dann auf in eine jähe Beweglichkeit. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst in eine nervöse Unruhe, ihre Augen, die

Google

früher einen seichten Glanz sanft trugen, scheinen funkelnder und tiefer. So hilflos sind sie in ihrem steten Spähen und Spioniren, daß sie inniger werden in ihrer Liebe zu einander. Manchmal umarmen sie einander plötzlich stürmisch aus dem Gefühl ihrer Unwissenheit, dem jäh aufquellenden Zärtlichkeitbedürfniß überschwänglich nachgebend, oder sie brechen in Thränen aus. Anscheinend ohne Ursache ist ihr Leben mit einem Male eine Krise geworden.

Unter den vielen Kränkungen, für die ihnen erst jetzt das Gefühl erweckt worden ist, spüren sie eine am Meisten. Ganz still, ohne Wort haben sie sich verpflichtet, dem Fräulein, das so traurig ist, möglichst viel Freude zu bereiten. Sie machen ihre Aufgaben fleißig und sorgsam, helfen einander aus, sie sind still, geben keinen Grund zur Klage, springen jedem Wunsch voraus. Aber das Fräulein merkt es gar nicht. Das thut ihnen so weh. Ganz anders ist sie geworden in letzter Zeit. Manchmal, wenn eins der Mädchen sie anspricht, zuckt sie zusammen, wie aus dem Schlaf geschreckt. Und ihr Blick kommt dann immer erst suchend aus einer weiten Ferne zurück. Stunden lang sitzt sie oft da und schaut träumerisch vor sich hin. Dann schleichen die Mädchen auf den Zehen herum, um sie nicht zu stören; sie spüren dumpf und geheimnißvoll: Jetzt denkt sie an ihr Kind, das irgendwo in der Ferne ist. Und immer mehr, aus den Tiefen ihrer nun erwachenden Weiblichkeit, lieben sie das Fräulein, das jetzt so mild geworden ist und so sanft. Ihr sonst frischer und übermüthiger Gang ist nun bedächtiger, ihre Bewegungen sind vorsichtiger und die Kinder ahnen in Alledem eine geheime Traurigkeit. Sie sahen sie nie weinen, aber ihre Lider sind oft geröthet. Sie merken, daß das Fräulein ihren Schmerz vor ihnen geheim halten will, und sind verzweifelt, ihr nicht helfen zu können.

Und einmal, wie sich das Fräulein zum Fenster hin abgewandt hat und mit dem Taschentuch über die Augen fährt, faßt die Kleinere plötzlich Muth, ergreift leise ihre Hand und sagt: „Fräulein, Sie sind so traurig die letzte Zeit. Nicht wahr, wir sind doch nicht schuld daran?“

Das Fräulein sieht sie bewegt an und streift ihr mit der Hand über das weiche Haar. „Nein, Kind, nein“, sagt sie. „Ihr gewiß nicht.“ Und küßt sie sanft auf die Stirn.

*

Lauernd und beobachtend, nichts außer Acht lassend, was sich im Umkreis ihrer Blicke rührt, hat Eine in diesen Tagen, plötzlich ins Zimmer tretend, ein Wort aufgefangen. Gerade ein Satz war es nur, denn die Eltern haben sofort das Gespräch abgebrochen, aber jedes Wort entzündet in ihnen jetzt tausend Vermuthungen. „Mir ist auch schon so Etwas aufgefallen“, hat die Mutter gesagt. „Ich werde sie mir dann ins Verhör nehmen.“ Das Kind hat es zuerst auf sich bezogen und ist, fast ängstlich, zur Schwester geeilt, um Rath, um Hilfe. Aber mittags merken sie, wie die Blicke ihrer Eltern prüfend auf dem

Google

unachtsam verträumten Gesicht des Fräuleins ruhen und einander dann begegnen.

Nach Tisch sagt die Mutter leichthin zum Fräulein: „Bitte, kommen Sie dann in mein Zimmer. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“ Das Fräulein neigt leise den Kopf. Die Mädchen zittern heftig, sie spüren: jetzt wird Etwas geschehen.

Und sofort, wie das Fräulein hineingeht, stürzen sie nach. Dieses An-den-Thüren-kleben, das Durchstöbern der Ecken, das Lauschen und Belauern ist für sie ganz selbstverständlich geworden. Sie spüren gar nicht mehr das Häßliche und Verwegene daran, sie haben nur einen Gedanken: sich aller Geheimnisse zu bemächtigen, mit denen man ihnen den Blick verhängt.

Sie horchen. Aber nur ein leises Zischeln von geflüsterten Worten hören sie. Ihr Körper zittert nervös. Sie haben Angst, Alles könnte ihnen entgehen. Da wird drin eine Stimme lauter. Es ist die ihrer Mutter. Bös und zänkisch klingt sie: „Haben Sie geglaubt, daß alle Leute blind sind, daß man so Etwas nicht bemerkt? Ich kann mir denken, wie Sie Ihre Pflicht erfüllt haben mit solchen Gedanken und solcher Moral. Und so Jemandem habe ich die Erziehung meiner Kinder anvertraut, meiner Töchter, die Sie, weiß Gott, wie, vernachlässigt haben ...“

Das Fräulein scheint zu erwidern. Aber zu leise spricht sie, als daß die Kinder verstehen könnten.

„Ausreden, Ausreden! Jede leichtfertige Person hat ihre Ausrede. Das giebt sich dem Erstbesten hin und denkt an nichts. Der liebe Gott wird schon weiterhelfen. Und so Jemand will Erzieherin sein, Mädchen heranbilden! Eine Frechheit! Sie glauben doch nicht, daß ich Sie in diesem Zustand noch länger im Hause behalten werde?“

Die Kinder horchen draußen. Schauer rinnen über ihren Körper. Sie verstehen das Alles nicht, aber es ist ihnen furchtbar, die Stimme ihrer Mutter so zornig zu hören; und jetzt als einzige Antwort das leise wilde Schluchzen des Fräuleins. Thränen quellen auf in ihren Augen. Aber ihre Mutter scheint nur erregter zu werden.

„Das ist das Einzige, was Sie wissen, jetzt zu weinen. Das rührt mich nicht. Mit solchen Personen habe ich kein Mitleid. Was aus Ihnen jetzt wird, geht mich gar nicht an. Sie werden ja wissen, an wen Sie sich zu wenden haben, ich frage Sie gar nicht danach. Ich weiß nur, daß ich Jemanden, der so niederträchtig seine Pflicht vernachlässigt hat, nicht einen Tag mehr in meinem Hause dulde.“

Nur Schluchzen antwortet, dieses verzweifelte, thierisch wilde Schluchzen, das die Kinder draußen schüttelt wie ein Fieber. Nie haben sie so weinen hören. Und dumpf fühlen sie, wer so weint, kann nicht Unrecht haben. Ihre Mutter schweigt jetzt und wartet. Dann sagt sie plötzlich schroff: „So, Das habe ich Ihnen nur sagen wollen. Richten Sie heute Ihre Sachen und kommen Sie morgen früh um Ihren Lohn. Adieu!“

Go gle

Die Kinder springen weg von der Thür und retten sich hinein in ihr Zimmer. Was war Das? Wie ein Blitz ist es vor ihnen niedergefahren. Bleich und schauernd stehen sie da. Zum ersten Mal ahnen sie irgendwie die Wirklichkeit. Und zum ersten Mal wagen sie Etwas wie Auflehnung gegen ihre Eltern zu empfinden.

„Das war gemein von Mama, so mit ihr zu reden", sagte die Aeltere mit verbissenen Lippen.

Die Kleine schrickt noch zurück vor dem verwegenen Wort. „Aber wir wissen doch gar nicht, was sie gethan hat", stottert sie klagend.

„Sicher nichts Schlechtes. Das Fräulein kann nichts Schlechtes gethan haben. Mama kennt sie nicht."

„Und dann, wie sie geweint hat! Angst hat es mir gemacht."

„Ja, Das war furchtbar. Aber wie auch Mama mit ihr geschrien hat! Das war gemein. Ich sage Dir: Das war gemein." Sie stampft auf mit dem Fuß. Thränen verhüllen ihr die Augen. Da kommt das Fräulein herein. Sie sieht sehr müde aus.

„Kinder, ich habe heute nachmittags zu thun. Nicht wahr, Ihr bleibt allein, ich kann mich auf Euch verlassen? Ich sehe dann abends nach Euch." Sie geht, ohne die Erregung der Kinder zu merken.

„Hast Du gesehen? Ihre Augen waren ganz verweint. Ich verstehe nicht, daß Mama mit ihr so umgehen konnte."

„Das arme Fräulein!"

Es klingt wieder auf, mitleidig und thränentief. Verstört stehen sie da. Da kommt ihre Mutter herein und fragt, ob sie mit ihr spaziren fahren wollen. Die Kinder weichen aus. Sie haben Angst vor Mama. Und dann empört es sie, daß ihnen nichts über die Verabschiedung des Fräuleins gesagt wird. Sie bleiben lieber allein. Wie zwei Schwalben in einem engen Käfig schießen sie hin und her, erdrückt von dieser Atmosphäre der Lüge und des Verschweigens. Sie überlegen, ob sie nicht hinein zum Fräulein sollen und sie fragen, mit ihr reden über Alles, daß sie dableiben solle und daß Mama Unrecht hat. Aber sie haben Angst, sie zu kränken. Und dann schämen sie sich: Alles, was sie wissen, haben sie ja erhorcht und erschlichen. Sie müssen sich dumm stellen, dumm, wie sie es waren bis vor zwei, drei Wochen. So bleiben sie allein, einen endlosen langen Nachmittag, grübelnd und weinend und immer diese schreckhaften Stimmen im Ohr, den bösen, herzlosen Zorn ihrer Mutter und das verzweifelte Schluchzen des Fräuleins.

Abends sieht das Fräulein flüchtig zu ihnen herein und sagt ihnen Gute Nacht. Die Kinder zittern, da sie sie hinausgehen sehen; sie möchten ihr gern noch Etwas sagen. Aber jetzt, da das Fräulein schon an der Thür ist, wendet sie sich selbst plötzlich, wie von diesem stummen Wunsch zurückgerissen, noch einmal um. Etwas glänzt in ihren Augen, feucht und trüb. Sie umarmt beide Kinder, die wild zu schluchzen anfangen, küßt sie noch einmal und geht dann hastig hinaus. In Thränen stehen die Kinder da. Sie fühlen: Das war ein Abschied.

Google

„Wir werden sie nicht mehr sehen!"

„Paß auf, wenn wir morgen von der Schule zurückkommen, ist sie nicht mehr da."

„Vielleicht können wir sie dann noch besuchen. Dann zeigt sie uns auch sicher ihr Kind."

„Ja, sie ist so gut."

„Das arme Fräulein!" Es ist schon wieder ein Seufzer ihres eigenen Schicksals.

„Kannst Du Dir denken, wie Das jetzt werden wird ohne sie?"

„Ich werde nie ein anderes Fräulein leiden können."

„Ich auch nicht."

„Keine wird so gut mit uns sein. Und dann..."

Sie wagt es nicht zu sagen. Aber ein unbewußtes Gefühl der Weiblichkeit macht sie ihnen ehrfürchtig, seit sie wissen, daß sie ein Kind hat. Beide denken immer daran, und jetzt schon nicht mehr mit dieser kindischen Neugier, sondern im Tiefsten ergriffen und mitleidig.

„Du," sagte die Eine, „hör' zu!"

„Ja."

„Weißt Du, ich möchte dem Fräulein noch gern eine Freude machen, ehe sie weggeht. Damit sie weiß, daß wir sie gern haben und nicht so sind wie Mama. Willst Du?"

„Wie kannst Du noch fragen!"

„Ich habe mir gedacht, sie hatte doch weiße Rosen so gern, und da denke ich, weißt Du, wir könnten ihr morgen früh, ehe wir in die Schule gehen, ein paar kaufen und die stellen wir ihr dann ins Zimmer."

„Wann aber?"

„Zu Mittag."

„Da ist sie sicher schon fort. Weißt Du, da lauf' ich lieber ganz in der Früh hinunter und hole sie rasch, ohne daß es Jemand merkt. Und die bringen wir ihr dann hinein ins Zimmer."

„Ja, und wir stehen ganz früh auf."

Sie nehmen ihre Sparbüchsen, schütten redlich ihr ganzes Geld zusammen. Nun sind sie wieder froher, seit sie wissen, daß sie dem Fräulein ihre stumme, hingebungvolle Liebe noch werden zeigen können.

*

Ganz zeitig stehen sie dann auf. Wie sie, die schönen vollen Rosen in der leicht zitternden Hand, an die Thür des Fräuleins pochen, antwortet ihnen Niemand. Sie glauben das Fräulein schlafend und schleichen vorsichtig hinein. Aber das Zimmer ist leer, das Bett unberührt. Alles liegt in Unordnung herum verstreut, auf der dunklen Tischdecke schimmern ein paar Briefe.

Die beiden Kinder erschrecken. Was ist geschehen?

„Ich gehe hinein zu Mama", sagt die Aeltere entschlossen. Und trotzig, mit finsteren Augen, ganz ohne Angst pflanzt sie sich vor ihrer Mutter auf und fragt: „Wo ist unser Fräulein?"

Google

„Sie wird in ihrem Zimmer sein“, sagt die Mutter ganz erstaunt.

„Ihr Zimmer ist leer, das Bett ist unberührt. Sie muß schon gestern abends weggegangen sein. Warum hat man uns nichts davon gesagt?“

Die Mutter merkt gar nicht den bösen, herausfordernden Ton. Sie ist blaß geworden und geht hinein zum Vater, der dann rasch im Zimmer des Fräuleins verschwindet.

Er bleibt lange aus. Das Kind beobachtet die Mutter, die sehr erregt scheint, mit einem steten zornigen Blick, dem ihre Augen nicht recht zu begegnen wagen.

Da kommt der Vater zurück. Er ist ganz fahl im Gesicht und trägt einen Brief in der Hand. Er geht mit der Mutter hinein ins Zimmer und spricht drinnen mit ihr leise. Die Kinder stehen draußen und wagen auf einmal nicht mehr zu horchen. Sie haben Angst vor dem Zorn des Vaters, der jetzt aussah, wie sie ihn nie gekannt hatten.

Ihre Mutter, die nun aus dem Zimmer tritt, hat verweinte Augen und blickt verstört. Die Kinder kommen ihr, unbewußt, wie von ihrer Angst gestoßen, entgegen und wollen sie wieder fragen. Aber sie sagt hart: „Geht jetzt in die Schule, es ist schon spät.“

Und die Kinder müssen gehen. Wie im Traum sitzen sie dort vier, fünf Stunden unter all den anderen und hören kein Wort. Wild stürmen sie nach Hause zurück.

Dort ist Alles wie immer; nur ein furchtbarer Gedanke scheint die Menschen zu erfüllen. Keiner spricht, aber Alle, selbst die Dienstboten, haben so eigene Blicke. Die Mutter kommt den Kindern entgegen. Sie scheint sich vorbereitet zu haben, ihnen Etwas zu sagen. Sie beginnt: „Kinder, euer Fräulein kommt nicht mehr, sie ist . . .

Aber sie wagt nicht, zu Ende zu sprechen. So funkelnd, so drohend, so gefährlich sind die Augen der beiden Kinder in die ihren gebohrt, daß sie nicht wagt, ihnen eine Lüge zu sagen. Sie wendet sich um und geht weiter, flüchtet in ihr Zimmer hinein.

Nachmittags taucht plötzlich Otto auf. Man hat ihn hergerufen, ein Brief für ihn war da. Auch er ist bleich. Verstört steht er herum. Niemand redet mit ihm. Alle weichen ihm aus. Da sieht er die beiden Kinder in der Ecke kauern und will sie begrüßen.

„Rühr' mich nicht an!“ sagt die Eine, schauernd vor Ekel. Und die Andere spuckt vor ihm aus. Er irrt noch verlegen, verwirrt eine Weile herum. Dann verschwindet er.

Keiner spricht mit den Kindern. Sie selbst wechseln kein Wort. Blaß und verstört, rastlos, wie Thiere in einem Käfig, wandern sie in den Zimmern herum, begegnen sich immer wieder, sehen sich in die verweinten Augen und sagen kein Wort. Sie wissen jetzt Alles. Sie wissen, daß man sie belogen hat, daß alle Menschen schlecht und niederträchtig sein können. Sie lieben ihre Eltern nicht mehr, sie glauben nicht mehr an sie. Zu Keinem, wissen sie, werden sie Vertrauen haben dürfen; nun wird sich auf ihre schmalen Schultern die ganze Last des

Google

ungeheuren Lebens thürmen. Wie in einen Abgrund sind sie aus der heiteren Behaglichkeit ihrer Kindheit gestürzt. Noch können sie das Furchtbare, das um sie geschehen ist, nicht fassen, aber ihr Denken würgt daran und droht, sie damit zu ersticken. Fiebrige Gluth liegt auf ihren Wangen und sie haben einen bösen, gereizten Blick. Wie frierend in ihrer Einsamkeit irren sie auf und ab. Keiner, nicht einmal die Eltern, wagt, mit ihnen zu sprechen, so furchtbar sehen sie Jeden an; ihr unablässiges Herumwandern spiegelt die Erregung, die in ihnen wühlt. Und eine schreckhafte Gemeinsamkeit ist in den Beiden, ohne daß sie zusammen sprechen. Das Schweigen, das undurchdringliche, fraglose Schweigen, der tückische verschlossene Schmerz ohne Schrei und ohne Thräne macht sie Allen fremd und gefährlich. Niemand kommt ihnen nah, der Zugang zu ihren Seelen ist abgebrochen, vielleicht auf Jahre hinaus. Feinde sind sie, fühlen Alle um sie, und entschlossene Feinde, die nicht mehr verzeihen können. Denn seit gestern sind sie keine Kinder mehr.

An diesem Nachmittag werden sie älter um viele Jahre. Und erst, wie sie dann abends im Dunkel ihres Zimmers allein sind, erwacht in ihnen die Kinderangst, die Angst vor der Einsamkeit, vor den Bildern der Toten und dann eine ahnungvolle Angst vor unbestimmten Dingen. In der allgemeinen Erregung des Hauses hat man das Zimmer zu heizen vergessen. So kriechen sie fröstelnd zusammen in ein Bett, umschlingen sich fest mit den mageren Kinderarmen und pressen die schmalen, noch nicht aufgeblühten Körper Eine an die Andere, wie um Hilfe zu suchen vor ihrer Angst. Noch immer wagen sie nicht, mitsammen zu sprechen. Aber jetzt bricht die Jüngere endlich in Thränen aus und die Aeltere schluchzt wild mit. Eng umschlungen, weinen sie, baden sich das Gesicht mit den warmen, zaghaft und dann rascher niederrollenden Thränen, fangen, Brust an Brust, die Eine der Anderen schluchzenden Stoß auf und geben ihn schauernd zurück. Ein einziger Schmerz sind die Beiden, ein einziger weinender Körper im Dunkel. Sie weinen nicht mehr um das Fräulein, auch nicht um die Eltern, die nun für sie verloren sind, sondern ein jähes Grauen schüttelt sie, eine Angst vor Alledem, was nun kommen wird aus dieser unbekannten Welt, in die sie heute den ersten erschreckten Blick gethan haben. Angst haben sie vor dem Leben, in das sie nun aufwachsen, vor dem Leben, das dunkel und drohend vor ihnen steht, wie ein finsterer Wald, den sie durchschreiten müssen. Immer dämmerhafter wird ihr wirres Angstgefühl, traumhaft fast, immer leiser ihr Schluchzen. Ihre Athemzüge fließen nun sanft in einander, wie vorher ihre Thränen. Und so schlafen sie endlich ein.

Wien. Stefan Zweig.

Google

Italien im Dreibund.

Wenn man den Aeußerungen von Blättern Glauben schenken darf, die den Kabineten von Berlin und Wien nahstehen, wird von diesen Regirungen die Erneuerung des demnächst ablaufenden Dreibundvertrages beabsichtigt. Daß das feste Freundschaftverhältniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland neu verbrieft wird, ist der Zustimmung des ganzen deutschen Volkes, doch auch der meisten Bewohner der Donaumonarchie sicher. Etwas anders liegt die Sache mit Italien; und der Versuch, das pro und contra einer erneuten Bindung an diese Macht einer Prüfung zu unterziehen, kann der Mühe lohnen.

Daß Italien die Initiative zur Lösung des Bundes ergreifen werde, scheint, trotz allem chauvinistischen Geschrei, ausgeschlossen. Die Vortheile des Bündnisses für diesen Staat sind leicht erkennbar. Obendrein wußte er, wie die Geschichte der letzten Jahre erweist, sich seine volle Handlungfreiheit zu sichern.

Durchaus nicht eben so liegen die Verhältnisse für die beiden anderen Bündnißtheilhaber. Wie Fürst Bismarck, der Begründer des neuen Deutschen Reiches, bis zu seiner Verabschiedung eine rein kontinentale Politik trieb, so war auch der von ihm geschaffene Dreibund auf das Festland beschränkt. Er wollte den status quo und den kontinentalen Frieden sichern gegen zwei Faktoren, deren Friedensliebe dem großen Bismarck nicht über allen Zweifel erhaben schien: Frankreich und Rußland. England blieb bei dem Abkommen ganz aus dem Spiel. Man wußte nur, daß dieses Land sich sehr günstig zu dem Bund stellte und dessen Abschluß als Garantie für den europäischen Frieden ansah. Im Lauf der Jahre verschob sich das Verhältniß Deutschlands zu England, zum Theil durch die Macht der Umstände (Eintritt Deutschlands in die Reihe der Seemächte, Ausdehnung seines Handels und seiner Schiffahrt, Konkurrenzneid der englischen Kaufmannswelt), zum Theil durch die fortgesetzten Fehler der deutschen Diplomatie. Um die selbe Zeit wurde eine Annäherung Italiens an Frankreich wahrnehmbar; keine Extratour, wie ein leichtherziger Staatsmann zu sagen beliebte, sondern eine dauernde Annäherung, vor Allem bedingt durch den endgiltigen Verzicht der Republik auf Interventionen zu Gunsten des Stuhles Petri. Die Nachbarschaft, die Rassengemeinschaft, die gleiche lateinische Kultur, die selben freiheitlichen Staatsformen, die Abhängigkeit vom französischen Geldmarkt waren weitere Gründe zu einem Freundschaftverhältniß, das jedem Italiener ans Herz gewachsen ist und das fester und dauerhafter

Google

erscheint als das Bundesverhältniß zu den unbeliebten nordischen Barbaren. Der deutsch-englische Zwist und die italienisch-französische Verbrüderung lockerten die Grundlagen der Alliance.

Vor Jahren hatte Italien ganz offen die berliner Regirung darauf hingewiesen, daß im Fall eines deutsch-englischen Krieges der casus foederis nicht eintreten könne. Unsere Regirung scheint damals noch diese Eventualität für völlig undenkbar gehalten zu haben; immerhin wurde die Zwangslage Italiens von ihr anerkannt. Thatsächlich ist dieses Land in Folge seiner Küstenentwickelung, mit seinem langen, dünnen Leib, seinen fast ausnahmelos offenen Seehäfen, der exponirten Lage seiner Hauptstadt Rom auf Gnade und Ungnade einer mit seiner Flotte das Mittelmeer beherrschenden Macht ausgeliefert. Wer herrscht aber heute unumschränkter denn je im Mittelmeer? Das mit Frankreich eng verbündete Albion. Wer nur kann Deutschlands Gegner in dem Krieg sein, der uns in diesem Sommer so drohend nah schien? Wieder das mit Frankreich vereinte England. Der italienische Bundesgenosse ist also für Deutschland zunächst mit Null einzusetzen.

Für Oesterreich-Ungarn war der leitende Gedanke beim Abschluß des Bündnisses mit Italien der Wunsch, im Fall eines Konfliktes mit Rußland, der, zum Beispiel, im Winter 1886 fast unvermeidlich erschien, den Rücken frei zu haben. Inzwischen haben sich die Beziehungen zwischen Newa und Donau wesentlich gebessert; zunächst freilich dadurch, daß der japanische Krieg und innere Unruhen das Zarenreich zum Verzicht auf Aktivität nöthigten. Die latente Rivalität ist aber geblieben und auf dem Balkan liegen die Keime künftiger Konflikte. An und für sich scheint also die Wichtigkeit des Bündnisses mit Italien für die dualistische Monarchie weiter zu bestehen. Leider sind nur auch hier erhebliche Verschiebungen eingetreten. Italien hat für nützlich gehalten, an der ihm gegenüberliegenden adriatischen Küste eine Maulwurfsarbeit zu beginnen, die in Wien die ernsteste Sorge erregte. Wenn die Italiener die Adria als mare nostro reklamiren, so ist es für die Oesterreicher eine Lebensfrage, sich den Zugang zu Triest, ihrem einzigen größeren Exporthafen, nicht verschließen zu lassen. Sehr bedenklich stimmte ferner in Wien die Intimität mit Montenegro und mit Serbien. Italien identifizirte sich 1909 so mit diesem Königreich und den angeblich von Oesterreich durch die bosnische Aktion verletzten südslavischen Interessen, daß die Mobilmachungordre schon bereit lag. Daß es damals nicht zu einem österreichisch-italienischen Kriege kam, ist lediglich Frankreich zu verdanken, das Eduard dem Siebenten nicht die Kastanien aus dem Feuer holen

Google

und den Russen nicht das nöthige Kleingeld zur Mobilisirung vorstrecken wollte. Wahr bleibt aber, daß Italien, trotz dem Bündniß, während der ganzen bosnisch-serbischen Krisis stets diplomatisch auf der Seite der Gegner der nur von Deutschland gestützten österreichisch-ungarischen Monarchie stand. In richtiger Erkenntniß solcher Thatsachen, die den eigentlichen Werth des Bundes beleuchteten, hat denn auch der Kaiserliche und Königliche Generalstab an der italienischen Grenze Truppenaufstellungen und Fortifikationen veranlaßt, wie sie einem Verbündeten gegenüber nicht üblich sind. Eben so hat Italien Befestigungen vorgenommen und Truppen im Venezianischen angehäuft. Beim Beginn des Tripolis-Abenteuers trug man von Rom aus Sorge, die Grenzwacht gegen das verbündete Oesterreich nicht um einen Mann zu vermindern. Augenscheinlich ist man in beiden Kriegsministerien, in Wien wie in Rom, darüber klar, daß bei jedem europäischen Konflikt der Tanz auch am Isonzo beginnen muß.

Aber, so wenden die Freunde der Erneuerung des Bündnisses mit Italien ein, wenn in dem (hoffentlich nie eintretenden) großen Konflikt Italien uns auch keine Heeresfolge leistet, so ist es doch sehr wesentlich, in Friedenszeiten, schon im Hinblick auf das feste Zusammenhalten von England, Frankreich und Rußland, im Rath der Großmächte zu unseren Gunsten mit Italiens Hilfe die Stimmengleichheit herstellen zu können. Das ließe sich, rein akademisch genommen, wohl hören; doch leider werden im europäischen Areopag die Stimmen nicht lediglich gezählt, sondern auch gewogen. Das Kennzeichen einer Großmacht ist, daß sie allein, ohne Verbündete, den Kampf gegen eine andere Großmacht mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen kann. Man denke sich Italien im Kriege gegen Frankreich oder auch gegen uns. Italien ist daher viel mehr als die wirklichen Großmächte gezwungen, sich Anderen anzuschließen oder anzupassen. Die Geschichte der letzten Jahre hat gelehrt, daß diese Anderen nie die Alliirten waren, sondern immer die Engländer und die Franzosen. Auch das Verhältniß zu Rußland ist neuerdings recht herzlich geworden. Wenn Deutschland oder Oesterreich-Ungarn aber für italienische Interessen oder Uebergriffe eintreten sollen, so erinnert man sich in Rom sofort des Bundesvertrages und ist entrüstet, wenn dies Eintreten nicht mit Volldampf geschieht oder wenn die Oeffentliche Meinung in den verbündeten Reichen nicht alle gesta per Italianos sofort mit Pauken und Trompeten feiert und in den Himmel erhebt. Man leitet den Boykott unserer Waaren ein und bezichtigt die unabhängige, aber unparteiische Presse, von Finanzleuten bestochen zu

Google

sein. Das Alles stecken wir ruhig ein: in der falschen Annahme, durch unsere Engelsgeduld (ein anderes Vorwort wäre richtiger) Irredentismus und Chauvinismus entwaffnen und den Italianissimo uns freundlich stimmen zu können.

Im Urtheil über die italienische Volksstimmung und ihren Einfluß auf die Entschlüsse der Regirung zeigt sich in den Kabineten von Berlin und Wien überhaupt eine auffallende Kurzsicht. Italien ist ein romanisches Land, und wenn auch zuzugeben ist, daß Volksstimmungen und Volksverstimmungen in solchen Ländern oft umschlagen, so treten sie doch meist mit solcher Vehemenz auf, daß ihnen keine Regirung Widerstand leisten kann. Die antiösterreichische oder antideutsche Grundstimmung aber hat sich in den letzten Jahren auf der Halbinsel so vertieft, daß jedes Ministerium mit ihr rechnen, sie gewöhnlich sogar zum Ausgangspunkt seiner Erwägungen machen muß. Gut, sagt man bei uns; aber der König! Der König mag in seinen Zusicherungen von Bundestreue oder Waffenhilfe noch so loyal sein: die Macht, die er anwenden kann, reicht selbst in ruhigen Zeiten nur so weit, wie das jeweilige Ministerium zuläßt; wenn gar die Wogen des Chauvinismus hochgehen, wenn Republikaner und Anarchisten an die Thüren des Quirinals klopfen, wird kein Re oder kein Giolitti ernstlichen Widerstand wagen. Gegen diesen Strom zu schwimmen, wäre allzu gefährlich. Und leider sind Irredentismus und Patriotismus schon beinahe identische Begriffe geworden. Noch heute muß der nationale König mit der Chokolade der Jesuiten und dem Dolch der Camoristen rechnen, und wie Karl Albert und der König Galantuomo oft wider Willen in den meist trüben Wellen der von den zweifelhaftesten Elementen geleiteten nationalen Strömung sich forttreiben lassen mußten, so wird auch der Enkel im Fall dynastischer Noth seine Krone nur durch den Anschluß an die Extremsten der Extremen retten können. Sieht die Nation Oesterreich-Ungarn in einen Krieg verwickelt, so gehen die italienischen Gewehre, so zu sagen, von selbst los, mit oder ohne den Willen des Königs, dessen Position überhaupt nicht mit der eines in Deutschland oder Oesterreich Herrschenden auch nur von fern zu vergleichen ist. Im kleinen Piemont und bei einem Theil des Offiziercorps kann wohl von Vasallentreue die Rede sein; dem übrigen Italien ist das Königthum selbst in hellen Stunden Hekuba. Das weiß Victor Emanuel sehr genau; daher sein vorsichtiges Laviren. Auch die Zustimmung zu dem Tripolis-Abenteuer ist ihm recht sauer geworden. Der König ist zu klug, um nicht einzusehen, wie wenig dieses Abenteuer einbringen kann; er ordnete aber seine bessere Einsicht einer von

Google

ehrgeizigen Chauvinisten und geldgierigen Geschäftemachern geleiteten popularen Bewegung unter. Wie könnte er nun gar einen Widerstand wagen, wenn hinter einer solchen Volksbewegung Faktoren wie Frankreich und England stehen?

Die deutsche und die österreichische Diplomatie werden im Verkehr mit Italien immer auf dem so lange schon eingeschlagenen Holzweg bleiben, wenn sie nicht für Italiens Haltung stets England mitverantwortlich machen. Britanien gilt (ob mit Recht oder nicht, ist hier nicht zu prüfen) allen guten Italienern als der bewährte Erbfreund. Außerdem fragt sich Jeder, was Italien eigentlich machen solle, wenn eines schönen Morgens die englische Malta-Flotte drohend vor Neapel liegt. So könnte England, zumal bei der heutigen Stimmung der Nation und bei der durch die Tripolis-Expedition verdoppelten Abhängigkeit des Königreiches, bewirken, daß, trotz Bündniß und papiernen Zusagen, italienische Truppen am Rhein, aber nicht auf unserer Seite, auftauchen. Der Schlüssel zu dem Verhältniß Italiens zu den Kaiserreichen liegt eben, wie so manche andere Werthgegenstände, in London. So lange Deutschland mit England schlecht steht, ist der Bund mit Italien nicht mehr als ein wesenloses Phantom, an das wir, ohne uns lächerlich zu machen, die Hoffnung nicht klammern dürfen.

Müßte nicht reiflich geprüft werden, ob das stolze Orlogschiff der beiden Centralmächte nicht viel sicherer die jetzt so hoch gehenden Wogen durchschneidet, wenn es den italienischen Balast über Bord geworfen hat? Wir haben bisher die aus dem Bündniß uns erwachsenden Pflichten sehr ernst genommen; wir waren vielleicht oft etwas rauh in der Form, haben aber Italien nie im Stich gelassen. Ja, unsere Treue ging so weit, daß wir in dem vom Zaun gebrochenen Krieg gegen die Türkei für Italien Partei ergriffen, trotzdem unsere Interessen uns auf die andere Seite wiesen. Italien wußte, als es nach Tripolis marschirte, genau, daß es damit eine zwanzigjährige diplomatische Arbeit Deutschlands am Goldenen Horn vernichtete und daß es den anderen Alliirten wirthschaftlich schwer schädigte. Italien wußte auch, daß durch seine Aktion die ganze, auf Erhaltung des status quo im Orient gerichtete Dreibundspolitik ad absurdum geführt wird und daß es dem friedlichen Grundgedanken des Bündnißvertrages direkt zuwider handelte. Die Phrase, daß Italien bemüht sein werde, den Körper des türkischen Reiches (nach Abhackung eines Gliedes) intakt und fieberfrei zu erhalten, wurde in allen Kabineten Europas nach Gebühr gewürdigt; nur in Berlin und Wien, wie es scheint, beinahe ernst genommen. Jetzt will sogar Graf Aehrenthal sich an die

Google

Quadratur des Zirkels heranmachen und „einen für beide Theile ehrenvollen Frieden“ vermitteln. Das Alles wäre uns erspart geblieben, wenn man schon vor Jahren den längst nicht mehr lebensfähigen Dreibund eingesargt hätte. Dann wäre auch der Zug nach Tripolis kaum möglich gewesen: denn nur mit englischer Vollmacht hätte das mit seinen wichtigen nördlichen Landestheilen dem kontinentalen System angegliederte Italien das Abenteuer wohl nicht gewagt. Das wäre, nach dem Urtheil verständiger und ruhiger Politiker, für Italien ein großes Glück gewesen; wenn je von einem Spiel, gilt ja von diesem das Wort, daß der Einsatz zu hoch, die Gewinnchance zu mager ist. Aber Italien mag thun und treiben, was es für nützlich hält, wenn es nur unsere Kreise nicht stört. Deutschland und (besonders) Oesterreich-Ungarn haben gewiß ein großes Interesse daran, auch mit Italien in Frieden zu leben und im Guten auszukommen. Das wird aber viel leichter sein, wenn man sich von Fall zu Fall verständigt, als in einem unwahrhaftig gewordenen Bundesverhältniß, das für die Dauer die wichtigen Orientinteressen mit dem unruhigen Faktor Italien verknüpft. Man darf sogar behaupten, daß die Irredentisten, die jetzt als ungezogene Kinder gegen den guten österreichischen Onkel sich Alles herausnehmen, bescheidener Maß halten werden, wenn das für den schlimmsten Fall immer noch Schutz gewährende Bündniß aufgelöst ist. Eine Alliance, die uns nur Verlegenheiten bereitet, weder Deutschland noch Oesterreich aber zu nützen vermag, ist zum Tod verurtheilt; ihr Scheinleben kann nur verderblich sein.

* * *

Daß auch ein Politiker, der Italien so lange und so gut kennt wie der Verfasser dieses Artikels, öffentlich jetzt von der Erneuung des Dreibundvertrages abräth, ist mir, der sich seit Jahren, einsam, zu dieser Auffassung bekannt hat, ein erfreuliches Zeichen des deutschen Sehnens in klare Verhältnisse. Den Glauben freilich, daß die Eroberung Tripolitaniens und der Kyrenaika den Italienern keinen münzbaren Nutzen bringen werde, vermag ich nicht zu theilen. Darüber wird zu reden sein, wenn der Friede, um den, wie hier im Dezember erzählt wurde, Grey und Aehrenthal sich mit stillem Eifer bemühen, geschlossen ist. Auch die Wahl des Angriffstermins scheint mir keinen Tadel zu verdienen. Nach dem weltgeschichtlichen Aberwitz von Agadir konnte, durfte Italien nicht länger warten. Da Deutschland den Franzosen das Protektorat über Marokko anbot, wurde das von England und Frankreich den neuen Römern Verheißene fällig und keine altruistische Rücksicht konnte sie zwingen, thatlos zu harren, bis die wieder gewarnte Türkei den Rest ihres

Google

afrikanischen Besitzes besser zu sichern versuchte, oder, bis die panislamische Bewegung den Europäern kräftigen Zugriff erschwerte. Daß die Italiener ihr Interesse wahren, giebt uns kein Recht zu schroffem Tadel. Die (hier oft erwähnten) Voraussetzungen des Dreibundes, franko-italische Feindschaft und ein leidlich angenehmes Verhältniß zwischen Britanien und Deutschland, sind, nicht ohne unsere Schuld, beseitigt; und wenn den Italienern nicht gelingen kann, die zweite dieser Voraussetzungen wiederherzustellen, zwischen Deutschen und Briten die Mißtrauenskeime auszujäten, muß das nationale Bedürfniß sie drängen, sich die Freundschaft der großen Westmächte zu erhalten. Da ist ihr „angeborener Platz“, nicht bei den mitteleuropäischen Kaiserreichen, in deren Schutzhaus sie (rebus sic stantibus, wie Bismarck in der Hochzeit franko-italischen Zwistes sagte) in einem rauhen Winter des Mißvergnügens sich wärmen konnten. Kein Vernünftiger kann heute den Italienern zumuthen, gegen Frankreich oder England (für fremdes Interesse: ihr eigenes räth von solchem Kampf ab) zu kämpfen. Mehr braucht man über den Nothwerth des Dreibundes nicht zu sagen.

Haltlos ist auch die Hoffnung, durch harten Tadel des italischen Handelns in der Türkei Liebe zu werben. Die Klagen über angeblich vom Italienerheer bewirkte Gräuel mußten da mit einiger Skepsis aufgenommen werden, wo man sich erinnerte, was über die Britengrausamkeit im Burenkrieg, über schmähliche Russentücke im Jahr des mandschurischen Feldzuges gedruckt worden war. Daß die Türken, nach ihrer Leistung in Armenien und Makedonien, plötzlich zu Lämmlein geworden sein sollen, klingt nicht allzu glaubhaft. Und ihre Achtung könnten nur Thaten uns, nicht rührsame Reden, zurückgewinnen. Wars nicht möglich, ihnen zu helfen, so mußte das Deutsche Reich wenigstens zeigen, daß es von den Italienern (deren Schirmung auf türkischem Boden es sich in einer Stunde rathloser Blindheit aufdrängen ließ) nicht die winzigste Schmälerung seiner Hoheitrechte hinnehmen werde. Das ist nicht geschehen. Im Oktober 1911 wurde ein Kawaß des Kaiserlich Deutschen Konsulates in Tripolis beschuldigt, einen italienischen Soldaten mit dem Dolch angegriffen zu haben, von unserem Konsul deshalb dem italienischen Oberkommando ausgeliefert und dort, nach raschem kriegsrechtlichen Spruch, erschossen. Der Oesterreicher Otto Artbauer hat die Exekution geschildert. „Ich wohnte der Exekution des Marko bei, des deutschen Kawassen. Er wurde inmitten eines Bersaglierizuges herbeigeführt und mit dem Gesicht gegen die Mauer des Konak gestellt. Ein Peloton von neun Mann stellte sich zehn Schritt hinter ihm auf und begann ein Einzelfeuer. Nach-

Google

dem die ersten neun Schuß abgegeben waren, saß der Mann immer noch ruhig auf seinem Heubündel und murmelte die Glaubensformel von Gottes Einheit. Ich habe gesehen, daß die Geschosse um Manneshöhe oder meterweit neben dem Ziel einschlugen. Auf zehn Schritt Entfernung! Nach der zweiten Salve fiel er endlich; neunzehn Gewehrschüsse waren hierzu nöthig. Dann kamen noch zwei Revolverschüsse. Die Exekution hatte volle sechs Minuten gewährt. Als die Bersaglieri dann abgezogen waren, blieb die Leiche liegen. Soldaten stießen sie mit Füßen und spuckten darauf." Ob die Anschuldigung stark oder schwach begründet war, wird nach dem Tod Markos kaum noch zu erweisen sein. Dieser Nachweis ist auch zu einem Urtheil über das deutsche Handeln nicht nöthig. Als Kawaß (sogar als ein, wie nachher von Tintenkawassen behauptet wurde, nur zur Aushilfe angestellter) war der Mann ein Polizeigewalt ausübender Amtsdiener des Deutschen Konsulates und, nach der „Instruktion über den in der Türkei zu erwerbenden Schutz" vom Jahr 1872, als Schutzgenosse im Vollbesitz des Exterritorialrechtes, das dort allen dem Deutschen Reich Angehörigen zusteht. Dieses Recht hätte er natürlich auch durch eine strafbare Handlung nicht verwirkt. Gerade der wegen einer strafbaren Handlung verfolgte Deutsche oder Schutzgenosse kann von der Schutzbehörde fordern, daß sie ihn schirme; und der Konsul, der in solchem Fall den Schutz weigerte, würde pflichtwidrig handeln. Liegt eine strafbare Handlung gegen türkische Interessen oder Unterthanen vor, so sind, nach dem Wortlaut der Kapitulationen, zwar die Landesgerichte zuständig; die Untersuchung und Hauptverhandlung hat aber unter konsularischer Assistenz zu erfolgen. Der Konsul darf (und soll) das ganze Verfahren kontroliren, den Angeschuldigten, gegen den das Landesgericht die Untersuchunghaft beschlossen hat, im Konsulat, nicht in türkischen Gefängnissen, interniren und die Strafe, die verkündet und rechtskräftig ist, selbst, nicht durch die türkische Behörde, vollstrecken lassen. Als Marko angeschuldigt und gerichtet wurde, war die Annexion Tripolitaniens noch nicht verkündet und keine Bestimmung deutsch-türkischer Verträge entkräftet worden. Die Kapitulationen waren, wie die Italiener, als es sich um die Steuerfreiheit ihrer noch auf türkischem Boden lebenden Landsleute handelte, selbst behaupteten und wie auch Sir Edward Grey damals erklärte, in uneingeschränkter Giltigkeit und Italien hatte da, wo es mit dem Recht des Eroberers herrschte, im Verkehr mit den durch die Kapitulationen gebundenen Mächten alle Pflichten zu erfüllen, die vorher der Türkei zugefallen waren. Hätte, vor der Okkupation, Marko einen Türken, also einen Landsmann, an-

Google

gegriffen, so wäre er, von Rechtes wegen, unter (deutscher) konsularischer Assistenz abgeurtheilt worden. Da er beschuldigt war, einen Italiener, also einen Feind seines Sultans, angegriffen zu haben, durfte der Deutsche Konsul ihn nicht schutzlos dem italienischen Oberkommando ausliefern. Denn dieser Marko war Schutzgenosse und hatte drum, trotz seiner Hautfarbe, vollen Anspruch auf die Bürgschaft des Exterritorialitätrechtes. Und was soll der Türke denken, der sieht, daß sich das Deutsche Reich nicht nur das Patronat über die im Osmanenland lebenden Italiener aufbürdet, sondern auch, um dem wegschielenden Bundesbruder gefällig zu sein, Hoheitrechte opfert und einen Schutzgenossen von einem italienischen Kriegsgericht in unanständiger Eile aburtheilen und hinrichten läßt? Muß er nicht glauben, Deutschland fühle sich so schwach, daß es nicht mehr wage, durch die zähe Behauptung seines Rechtes das Königreich Italien zu kränken? Durch eine bedauerliche Schlaffheit in der (unbequemen) Vertretung deutscher Interessen ist unser Prestige in der Türkei ohnehin schon geschwächt worden. Ein Beispiel. Im Jahr 1910 wurde in Haifa der Deutsche Unger, ein angesehener Mann, vor den Augen des türkischen Gerichtsbeamten und des Deutschen Konsuls in scheusäliger Weise hingeschlachtet. Nach langwierigen Verhandlungen erwirkte unser Konsul in Beirut endlich, daß der Mörder zum Tod verurtheilt wurde. Im Februar 1911. Noch aber ist die Vollstreckung des Urtheils nicht gemeldet worden. Ist der Weg durch die Instanzen so lang und kann im Türkenreich, von dessen Freundschaft uns so viel vorgeschwatzt worden ist, eine für die Ruhe der deutschen Kolonien in Palaestina und Syrien so wichtige Angelegenheit nicht „angebrachtermaßen“ beschleunigt werden? Oder meinen die am Goldenen Horn Mächtigen, dem Deutschen Reich, das seine Schutzgenossen von Italienern richten und niederknallen läßt, dürfe man jede Geduldprobe zumuthen? „Auf die Ausweisung der Italiener und auf die Schließung ihrer türkischen Bankfilialen haben wir verzichtet, weil uns die Deutschen darum baten; auf die Erfüllung ihrer eigenen Wünsche mögen sie getrost noch ein Weilchen warten.“ So knirschts in Konstantinopel. Und in Rom? Weil ein paar deutsche Zeitungen thörichte Artikel veröffentlicht haben, wird Alldeutschland als der Todfeind der glorreichen Italia gevehmt. Das ist die Bilanz des Quartals, in dessen ersten Tagen an zwei Botschafter aus Berlin die Weisung erging, Römern und Osmanen die „Sympathien der Kaiserlichen Regirung“ ergebenst auszudrücken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1912.

Tohuwabohu.

Gestern.

Sechster Dezember 1905: „Die Erbschaftsteuer trifft das mobile Kapital viel weniger scharf als das immobile. Der Besitzer von mobilem Kapital kann es viel leichter bei seinen Lebzeiten an die Erben übertragen als der Besitzer von Immobilien. Die Umgehung der Erbschaftsteuer durch Zuwendungen unter Lebenden läßt sich, ohne gehässige Eingriffe in die Privatverhältnisse, bei mobilem Kapital sehr schwer verhindern. Wer Erbe von mobilem Kapital ist, kann die Erbschaftsteuer leicht flüssig machen. Der Erbe von Immobilien wird, da neben den Grundstücken oft wenig, manchmal gar kein Barvermögen vorhanden ist, nicht selten Schulden aufzunehmen haben, um die Erbschaftsteuer bezahlen zu können. Wenn die Verbündeten Regirungen Ihnen trotzdem die Reichserbschaftsteuer vorschlagen, so geschieht es, weil sie diese Bedenken nicht für unüberwindlich halten.“ (Fürst Bülow im Reichstag.) Siebenter Dezember: „Hier handelt es sich nicht nur um materielle, sondern um viel höhere, um ideelle Interessen. Es entspricht nicht dem deutschen Familiensinn, daß die Erben einen Theil Dessen herausgeben sollen, was der Vater mit Mühe erworben hat. Auch die nothwendige Prägravation des ländlichen Besitzes kommt in Betracht. Vielfach müßte die Aufnahme einer neuen Hypothek die Zahlung der Erbschaftsteuer ermöglichen. Daraus ergäbe sich eine Disparität mit dem beweglichen Kapital. Die

Google

Rückwirkung auf den bäuerlichen Besitz weckt in mir die stärksten Bedenken. Die Sozialdemokraten würden freilich gern in diese Kerbe hauen." (Freiherr von Rheinbaben.) Am elften Mai spricht Herr Wiemer, ein Führer der Freisinnigen Volkspartei: „Auf Ehegatten und Deszendenten wollen wir die Besteuerung nicht ausgedehnt wissen. Das entspräche nicht der deutschen Rechtsauffassung von der Einheit des Familienvermögens." Im November 1908 verwirft die Nationalliberale Partei die Nachlaßsteuer, die, „auf dem Lande die äußerste Erbitterung bewirken müsse." Herr Paasche sagts; und fügt hinzu: „Nicht nur der Familiensinn wird geschädigt, sondern es giebt im Volk eine unruhige Erregung, die mehr schaden wird, als die Steuer je nützen kann." Der Plan zur Erbanfallsteuer war aus Süddeutschland gekommen, aus einem Bundesstaat, wo die großen Vermögen rar sind, nur wenige Kinder und Gatten also das Ererbte hoch zu versteuern hätten. Die preußischen Stimmführer und die Nationalliberalen, die den Plan für schädlich gehalten hatten, bekehren sich; die Konservativen bleiben zäh und steif. Kein Wunder: daß die Steuer den Grundbesitz härter als das bewegliche Vermögen treffen müsse, ist ja bis in die Reihen der Liberalen hinein zugegeben worden. Eben erst hat man, ohne viel Lärm, in Preußen die schwere Schullast auf sich genommen: und soll nun das Gatten- und Deszendentenerbe versteuern? Nein. Nicht nur Knickerselbstsucht sprach so: auch Männer vom Schlag Holsteins, der keine Frau, kein Kind und kein Vermögen hinterließ, brachte der Gedanke in helle Wuth; auch ihnen schien er eine Wurzel konservativen Rechtsempfindens zu lockern. Die Wuth wächst, da den Weigernden zugeschrien wird: „Ihr lehnt die Erbanfallsteuer ja nur ab, weil sie die Steuerhinterziehung, die Euch Junkern liebe Gewohnheit ist, entschleiern müßte." Einzelne Abgeordnete, die nur mit liberalen Stimmen wiedergewählt werden könnten, splittern ab. Die Fraktion aber erklärt, sie müsse, nach Recht und Pflicht, die halbe Milliarde, die sie dem Reich gern bewilligen möchte, weigern, wenn ein Theil davon durch die Erbanfallsteuer aufgebracht werden solle.

Diese Erklärung nennt der nationalliberale Rechtsanwalt Ernst Bassermann einen „Faustschlag in das Gesicht der Verbündeten Regirungen". Also eine unerlaubte Handlung; einen rohen Frevel, der die Rechtsordnung bricht und gesühnt werden muß.

Google

Ist diese Auffassung richtig, dann haben die Verbündeten Regirungen seit dreißig Jahren sehr oft die Faust der Nationalliberalen gefühlt. Wozu, Herr Rechtsanwalt, brauchen wir ein Reichsparlament, wenn dessen Parteien Gesetzentwürfe, die ihnen mißfallen, nicht ablehnen dürfen? Müßten Sie, als Liberaler, sich nicht der Thatsache freuen, daß die Konservativen auch gegen Regirende den Muth fester Ueberzeugung haben? Selbst wenn diese Ueberzeugung Sie irrig dünkt? Dem Gewimmer des Lohgerbers, der ein schlecht behütetes Fell wegschwimmen sieht, antwortet kaum ein mitleidiges Lächeln. Die Aufgabe der Nationalliberalen war von nüchternen Blicken niemals zu verkennen. Herr Bassermann mußte Herrn Dr. Ernst von Heydebrand und der Lase aufsuchen und ihm sagen: „Sie haben zwei Wünsche. Möchten die neuen Finanzgesetze nicht ohne das Centrum machen, das sonst vor seinen Wählern jede Verantwortlichkeit für die lästigen Steuern ablehnen kann, und das Erbe der Gatten und Kinder frei lassen. Beide Wünsche wollen wir erfüllen, wenn Sie uns ein Streckchen entgegenkommen und Ihren Leuten nicht erlauben, wieder gegen das bewegliche Kapital zu wüthen. Ueber vierhundertundetliche Millionen sind wir einig; guter Wille wird den Rest leicht finden." Zu den Parteigenossen mußte er sprechen: „Die Geschichte wird nachgerade brenzlich. Wenn wir die Deszendentenerbsteuer, für die unsere Großkapitalisten nicht sind und die in unserer Landtagsfraktion keine Mehrheit fände, nicht durchsetzen, ists für unsere Parteikasse gut. Daß die Konservativen sich in die Gemeinschaft mit dem Centrum zurücksehnen, ist sicher. Sollen wir draußen bleiben? Allein oder als Sozien des Freisinns, der jetzt wieder, durch sein Zögern vor der Annahme der indirekten Steuern, zeigt, daß er zu ernsthafter Politik untauglich ist? Dann werden wir wehrlos, die Verbündeten Regirungen haben nur noch die Kirche, den Ackerbau und die organisirte Arbeiterschaft zu fürchten, nur deren politischen Wünschen nachzufragen und Industrie und Großhandel, deren Interessen wir vertreten, werden auf Jahre hinaus die Packträger des Reiches. Unsere einzige Chance sehe ich darin, daß Heydebrand nicht auf Spahn, Spahn nicht auf Heydebrand angewiesen sein möchte. Beide wollen die Möglichkeit haben, mit uns zu marschiren, und werden sich, wenn wir im Steuerconcern bleiben, hüten, uns leichtfertig zu ärgern." Statt so zu sprechen,

Google

so vorzusorgen, erklären die Nationalliberalen, daß sie ohne Deszendentenerbsteuer nicht einen Pfennig bewilligen. Künden eine Dividendensteuer an, schlagen sie aber nicht vor und lehnen jede Betheiligung an der Ersatzsteuersuche ab. Kramen die alten, rostigen Schlagwörter aus der Kulturkampfzeit vor, zetern über Untreue und Reaktion und bescheinigen sich, daß des bösen Nachbars teuflische Taktik sie ausgeschaltet habe. (Wie Goethes Regentin der Niederlande, die, weil ihr Kunkelhof leer bleibt, über Undankbarkeit und Unweisheit klagt, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft und mit dem Entschluß droht, nicht mehr mitzumachen.) Im Bezirk der Fraktion, wo Hinz den Kunz, Kunz den Hinz einen großen Politikus heißt, fehlts nicht an Beifall. Doch die Regirenden und die Häupter des Großgewerbes merken wieder einmal, was von dieser Gruppe in Wintersturmzeit zu hoffen ist.

„Die Popularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist." So sprach Bismarck. „Hunderte von Zuschriften aus dem Lande beweisen, daß uns die Strömung und Stimmung nie so günstig war wie heute." So spricht Herr Bassermann; und nennt die Ablehnung der Erbanfallsteuer „das schärfste Mißtrauensvotum, das dem Kanzler ertheilt werden konnte". Eine Partei, die ihr Ablehnungrecht ausübt, zeigt damit dem verantwortlichen Geschäftsführer noch kein Mißtrauen. Und wenn sies thäte: wäre sie dafür unter allen Umständen zu tadeln? Wenn die Nationalliberale Fraktion die Freunde von gestern als vaterlandlose Räuber verschreien, sich selbst die Möglichkeit eines Kartells mit den Katholiken der Industriestädte verrammeln und den Kampf gegen Konservative, Bund der Landwirthe, Centrum, Kleinbürgerpartei, Sozialdemokratie wagen wollte, mochte sies thun. Nur durfte sie nicht, um ihren Leuten den Ruhm des reineren Patriotismus und Idealismus zu sichern, den Geschäftsbericht färben. Die Steuerentwürfe der Verbündeten Regirungen hatten nirgends gefallen. Was im Lauf eines Jahres daraus wurde, ist, bis auf ein Fünftel, von den Nationalliberalen gebilligt worden. Die kannten die Konservative Partei nicht seit Sonntag, wußten, daß sie sich nicht, ihnen zu Liebe, ändern werde, hatten aus dem Munde des Freiherrn von Richt-

Google

hofen-Damsdorf im Reichstag früh genug ein unzweideutiges Warnwort („Die Ueberzeugung geht uns über jede Parteikonstellation") gehört und seitdem mindestens keinen Grund, über Verrath zu zetern, weil eine Steuer abgelehnt wurde, die auch den Bülow, Rheinbaben, Kirdorf, Heyl, Oriola, Paasche und hundert Anderen nicht behagte. Ihr Rücktritt aus dem Steuerconcern, den nach ihnen natürlich auch die Freisinnigen und die Demokraten verlassen mußten, hatte drei Wirkungen. Das mobile Kapital konnte nun nach Herzenslust angezapft und die Versöhnung der Konservativen mit dem Centrum nicht länger aufgeschoben werden. (Viertes Kapitel der Wahlverwandtschaften: „Stelle Dir nur das Wasser, das Oel, das Quecksilber vor, so wirst Du eine Einigkeit, einen Zusammenhang ihrer Theile finden. Diese Einung verlassen sie nicht, außer durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, so treten sie gleich wieder zusammen. Ihr Verhältniß zu einander wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander Etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden Andere fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Oel und Wasser, zusammengerüttelt, sich den Augenblick wieder auseinandersondert. Die meiste Aehnlichkeit mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüberstellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der Dritte Stand, der Soldat und der Civilist." Die Erinnerung an dieses Kapitel mußte von dem Blockbluff abmahnen.) Dritte Wirkung: Der Kanzler wurde gedrängt, seine Entlassung zu erbitten. Nicht von Denen, die eine Steuer abgelehnt, sondern von Denen, die aus dieser Ablehnung eine Haupt- und Staatsaktion gemacht und die Arbeit eingestellt hatten. Ob einer Partei, der so Alles zerrann, die Stunde wirklich so hold war, wie Herr Bassermann wähnte? Uebersetzt es ins Privatgeschäftliche. Zwei Unternehmergruppen sind nach langer Verhandlung fast einig; als im letzten Viertel eine Differenz entsteht, schlagen die Schwächeren, statt durch kluge Nachgiebigkeit sich neue Vortheile und das Recht zur Kontrole zu sichern, wüthend auf den Tisch und laufen davon. Trotzdem vor der Thür eine Gruppe wartet, die das Geschäft machen will. Die

Google

Ausreißer mögen sich selbst als echte Erben parsifalischer Tugend preisen. Jeder Geschäftskundige wird ihnen sagen, daß sie unklug gehandelt und die Interessen, deren Vertretung ihnen anvertraut war, vor dem Feind ohne Nöthigung preisgegeben haben.

Statt einer Steuer, die dem mit knappem Barvermögen wirthschaftenden Landbesitzer besonders lästig wäre, die gestern auch von den Hütern der Freiheit verworfen wurde und die einen Theil der Reichsnahrungsorge der Zukunft aufbürden müßte, schlagen die Vertreter des Landvolkes andere Steuern vor. Verbrechen? Eben so wenig wie die Wehr des Zeitungvolkes gegen die Inseratensteuer, der Empfänger von Kohlendividende gegen die Verstaatlichung des Bergbaues. Kommt der Vorschlag aus der schnöden Sucht, sich selbst der Zahlungpflicht zu entziehen? Unsinn. Auch der Landmann, der Junker trinkt Bier, verbraucht Streichhölzer, muß, wenn er nicht ganz arm ist, die für Checks, Aktien, Obligationen eingeführten Steuern mittragen. Die Konservativen haben beim Zucker und beim Spiritus der res publica Opfer gebracht und sind, mit der Immobilienumsatzsteuer, materiell mindestens nicht besser dran, als sie nach der Annahme der Erbanfallsteuer gewesen wären. Und darum Trennung und Totfeindschaft? Darum sind die Sozien vom Donnerstag am Montag Räuber und Strolche geworden? Das Reich hat fürs Erste, was es braucht, kann im nächsten Nothfall aus der Erbschaftsteuer (die doch wohl nicht zu den heiligsten Gütern des Liberalismus gehört) größeren Ertrag ziehen; und die Weissagung, unter der Last der neuen Steuern werden wichtige Zweige der deutschen Wirthschaft verdorren, ist als Thorenspruch erwiesen. Doch die Nationalliberalen können sich mit den Konservativen auch über das preußische Wahlrecht nicht einigen. Trotzdem die Hauptsache, die geheime Stimmabgabe des Urwählers (die Jahrzehnte lang als das Ziel liberalen Trachtens galt), gesichert war. Welcher Grund zwang nun noch zu schroffer Ablehnung? Ungenügendes ließ sich als Uebergangsbestimmung hinnehmen. Wie lange hats denn in England gedauert, bis im Wahlrechtsbereich die behutsamste Modernisirung möglich wurde? Und wo hat, in der Praxis des Alltagslebens und im Ringen um öffentliches Recht, ein Vernünftiger, weil er nicht schon alles Gewünschte auf der Tenne sah, das Erlangbare verschmäht? Haben Konservative und Centrum nicht immer genommen, was just zu

Google

haben war, und auch im Wahlrechtskrieg manche Lieblingforderung bestattet? Am Tag der Dritten Lesung hat Herr von Heydebrand gesagt: „Wir wünschen eine Uebereinstimmung auf breiterer Grundlage und sind auch jetzt noch bereit, entgegenzukommen und alle Anträge, die Mögliches fordern, ernstlich zu prüfen." Unter solchen Umständen schließt sich nur eine Partei, die ihr Lebensinteresse aus dem Weg des Staatswillens drängt, von der Mitarbeit aus. Auf Bismarcks Weisung schrieb, vor dreißig Jahren, Christoph Tiedemann: „Will die Nationalliberale Partei an der Regirung faktischen Antheil nehmen, so muß sie sich bestreben, allen Interessen gerecht zu werden. Sie würde ganz unpolitisch handeln, wenn sie sich in einem an vormärzliche Zeiten erinnernden Schablonenliberalismus gefiele." Die Mahnung verhallte; und der geärgerte Kanzler sagte zu Hohenlohe: „Die Kerle sind so dumm, daß mit ihnen nichts anzufangen ist. Mit so unfähigen Politikern, mit solchen Kindern, die immer nur auf die Oeffentliche Meinung horchen, kann ich nichts machen." Wieder haben sie, seit dem Sommer 1909, nur auf die Oeffentliche Meinung gehorcht; wieder waren ihre Führer selig, wenn sie sich in Demokratenblättern gelobt sahen, und im Innersten gewiß, daß sie nach barscher Abkehr vom Rechten warm in der Volksgunst wohnen würden. Was daraus entstehen müsse, ist hier oft vorausgesagt worden. Schon im Lenz 1910. „Wie anders wäre der Nationalliberalen Partei, wenn sie im vorigen Sommer an den Reichssteuergesetzen mitgewirkt hätte (deren Unschädlichkeit jetzt doch erwiesen ist)! Will sie auf dem von süddeutschen Demokraten und von männernden Jünglingen empfohlenen Weg weiterschreiten, der noch nie auf das winzigste Gipfelchen geführt hat? Gilt der Applaus ihr mehr als die Wirkung? Fordert einen Platz im Ministerium. Nicht als Escarpinstreber: als Politiker, deren letztes Ziel immer sein muß, lange Empfohlenes, unter eigener Verantwortlichkeit, selbst auszuführen. Schafft Euch Macht; zwingt Blaue und Schwarze, Graue und Feuerrothe, sie anzuerkennen. Und sorgt dann, als in weisem Sinn konservative Industriepartei, für eine nützliche Organisation deutscher Staatswirthschaft. Da ist Eure Aufgabe. Wenn Ihr, heute noch, in den Sandweg der alten Fortschrittspartei zurückbiegt, bereitet Ihr nur den Interessenverbänden, die Euch schon gierig umlauern, den Sieg. Liberalismus? Wer das schön

Google

klingende Fremdwort, das fast alle Vokale der deutschen Sprache herbergt, nur recht verstünde! Von unzeitgemäß Liberalen hat, in einer hellen Stunde, Friedrich Wilhelm der Vierte gesagt: Sie füttern das Mondkalb, bis es ihnen über den Kopf wächst."

Wards groß? Alles wiederholt sich nur im Leben. Seit ein paar Jahren, rief Bismarck im Mai 1881 den Liberalen zu, werden in Ihren Blättern unsere Zustände in den düstersten Farben gemalt; hören die Leser täglich, die Reaktion jeder Art sei im Anzug. Könnte nicht Herr von Bethmann-Hollweg heute so reden? Nicht, wie der erste Kanzler zu Bennigsen, zu dem Rechtsanwalt Bassermann sprechen: „Zwischen den Herren, die Ihrer Führung folgen, und Denen, die sich rechts an Sie schließen, scheint mir eine Verschmelzung eher möglich als mit den links von Ihnen Sitzenden, deren äußerster linker Flügel überhaupt im Ende gar nicht abzusehen ist"? „Wenn die Nationalliberale Fraktion die Anlehnung nach links fester nimmt, ist von ihrem rechten Flügel bis in die Sozialdemokratie hinein die Kontinuität der gegenseitigen Beziehungen nicht ausgeschlossen, sondern sie gehört dann zu meinen Befürchtungen für die Zukunft. Und deshalb möchte ich den Führer der Nationalliberalen in der vollen Herzlichkeit bitten: Laß nicht vom Linken Dich umgarnen!" Diese Warnung würde, Wort vor Wort, jetzt wieder passen. Denn wieder wird das Centrum als Reichsfeind und Hort der Reaktion verschrien und zu seiner Schwächung und Aechtung jedes erlangbare Mittel empfohlen. Im März 1901 fuhr Wilhelm der Zweite in die Alte Jakobstraße, um über den Zustand des erkrankten Centrumsführers ausführlichen Bericht zu hören; mußten Schloß- und Thorwachen vor dem Sarg, in dem Windthorsts Greisenleib ruhte, das Gewehr präsentiren und preußische Schutzleute dem Trauerzug durchs Brandenburger Thor den Weg weisen, der sich sonst nur den souverainen Häusern Angehörigen öffnet; wurde von den Liberalsten der Liberalen, von Richters und Barths Mannen, Windthorsts Wirken als eines Reichsförderers gepriesen. Im Dezember 1906 rief Fürst Bülow, der für das Wachsthum der Centrumsmacht mehr gethan hatte als je vor ihm, jemals bis heute ein deutscher Minister, in persönlicher Fährniß zur Hatz auf Schwarzwild. Verschmitzte und dumme Demagogen haben ihm nachgeahmt und die deutsche Stimmung ist, auch in der Oberschicht, ungefähr wieder,

Google

wie sie nach dem Zusammenbruch des Kirchenstaates war. Wer dagegen zu sprechen wagt, gilt als Dunkelmann oder Jesuitendiener. Ist die Borromaeus-Encyklika (die dem Centrum höchst unwillkommen war) so bedeutsam wie Syllabus und Unfehlbarkeitlehre? Mußte Kettelers Prophezeiung, in fernen Tagen werde man die große Bedeutung der Centrumsfraktion für Deutschlands Zukunft ganz klar erkennen, nicht Wahrheit werden, da die Liberalen noch einmal in ohnmächtigem Grimm thatlos der Reichsnoth zusahen? Glaubt ein Wacher, das Centrum, dessen Zustimmung die deutsche Flotte gebaut hat, trachte noch jetzt nach der Zertrümmerung des Reiches und wolle dem Papst die Führung der Fürsten und Völker zurückerobern? Wird durch die Weitung des Glaubensspaltes Deutschland gestärkt oder geschwächt? Wenn der Geistlichkeit, in höflichster Ruhe, die bona temporalia entzogen und die Schulen gesperrt würden, könnte, nach einem Menschenalter stiller Arbeit, der letzte Rest des Römererbes vom deutschen Boden verschwinden. Neuer Kampf brächte noch kargeren Ertrag als der alte; und nur Tröpfe bereiten dem Gegner den Sieg. Pius der Zehnte telephonirt, Automobile sausen durch die vatikanischen Gärten und über der Kuppel der Peterskirche schwebt, himmelhoch, an stillen Sommertagen ein Aeroplan. Ein Bischen Geduld! Brüllender Spukglaube hat stets nur Memmen gezüchtet.

.. Der Rückblick war nöthig. Schon ist ringsum vergessen, wodurch der Bruch des Kartells vom Dezember 1906 und der zwischen den Bürgerfraktionen seitdem fortwuchernde Haß bewirkt ward. Die Konservativen wollten nicht, daß im Reich den Witwen und Waisen drückende Steuerlast auferlegt, in Preußen nicht der Wahlmann nur, sondern auch der Abzuordnende unter dem Schutzmantel des Geheimnisses erwählt werde. Im Juli 1909 hat Herr von Heydebrand gesagt: „Konservative und Liberale sind auf weiten Wegstrecken durch die Art ihrer Weltanschauung getrennt. Die Herren von der linken Seite wollten mit konservativer Hilfe eine liberale Aera heraufführen. Das hat die Welt noch nicht gesehen. Da machen wir nicht mit. Einem vom allgemeinen und gleichen Stimmrecht gewählten Parlament geben wir nicht eine Steuer, die es nach und nach so verschärfen kann, daß schließlich eine Expropriation des Besitzes daraus wird. Wir sind modern genug, um zu wissen, daß auch in Preußen ein Wahlgesetz nicht ewig wäh-

Google

ren kann, sondern der ganzen politischen Entwickelung angepaßt werden muß. Und wir gönnen den Liberalen (die unter der Herrschaft dieses Wahlgesetzes übrigens einst die Mehrheit hatten) alle Aemter und Würden, für die sie taugen. Aber wir reden mit und werden auch einer so starken Regirung, wie wir sie wünschen, nicht unseren Standpunkt räumen." Grund zur Scheidung? Vielleicht. Zu Verruf und Vehmung? Nein. Durch den tapferen Kampf gegen den verhängnißvollen Beschluß, dem unzufriedenen Reichsland ein von gleichem Stimmrecht zu wählendes Parlament zu gewähren, und durch den ernsten Tadel einer Geschäftsführung, die Deutschlands internationale Politik ertraglos bleiben läßt, hat die Konservative Fraktion ihr Lebensrecht auch den im Denken und Wollen anders Determinirten wieder erwiesen. Seit den Flitterwochen nach der „Paarung" ist sie gewiß nicht unmoderner geworden. Auch das Centrum sieht heute nicht häßlicher aus als in den Jahren, da es dem in Hagen bedrängten Eugen Richter in den Reichstag half; seine sozialpolitische Leistung ist unübertroffen und von der Pflicht zur Wahrung deutschen Verfassungrechtes ist es niemals gewichen. Nationalliberale und Fortschrittliche Volkspartei hat die Hoffnung geeint, die seit der Lysis der Reichssteuerschmerzen Verbündeten rasch aus der Volksgunst zu drängen und über den eroberten Bezirken die Fahne des Liberalismus zu hissen. Tag vor Tag wurde uns drum erzählt, die von Heydebrand bis zu Heim reichende Willenskette umschnüre eine Schandsippe, die den nicht dem Grundherrn noch dem Priester unterthanen Bürger entrechten, plündern, in die Hörigkeit der Feudalzeit zurückzwingen wolle. Ist sie nach rechter Tüncherkunst angeschwärzt, dann winkt den Pinselführern ein einträgliches Wahlgeschäft. Wenn der Schimpf in qualmigen Schwaden übers Land hinzog, hieß es: Wartet nur; morgen leuchtet Euch des Sieges Sonne.

Heute.

Am zwölften Januartag war die Hauptwahl. Konservative, Centrum und Polen (die Mehrheit der Finanzreform) erlangten hunderteinunddreißig Mandate. Nationalliberale: vier. Die (aus der Fusion dreier Gruppen entstandene) Fortschrittliche Volkspartei hat nicht vermocht, im ganzen Deutschen Reich auch nur einen Sitz zu erringen. Das ist die lächerlichste Niederlage, die je

Google

irgendwo einer Partei beschieden war. Denn nie und nirgends hatte so lautes Posaunengeschmetter den Sieg angekündet. Der war schon ganz sicher; jedem Zweifel längst entrückt. Dämmerte uns nur erst des Wahltages Frühroth auf! Noch zwei Wochen; noch zwanzig Stunden. Dann ist Gerichtstag. Dann werden die Trüger, die Räuber, Erpresser vom Zorn des ungeduldigen Volkes gestraft. Morsch ist die Grundmauer, die den Centrumsthurm trägt. Die Konservativen ahnen, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hat; wenn sie aus Haupt- und Stichwahl noch zwanzig Mandate heimbringen, mögen sie jauchzen. Wahrscheinlich findet ihre nächste Fraktion in einem Familienauto Platz. Gerichtet sind sie; das Urtheil ist nur noch zu vollstrecken. Sie wissens; möchten ihr Gaunerleben noch ein Weilchen fristen und haben deshalb die Verzögerung der Wahl erwirkt. Hansabund und Bauernbund dringen überall siegreich vor und werden überall als Erlöser begrüßt. Lest die liberalen Leitartikel und Witzblätter der letzten Monate: auf hundert Seiten werdet Ihr viel Aergeres finden. „Nie war uns die Strömung und Stimmung so günstig wie heute." Seit dreißig Monaten haben wirs gehört. Täglich. Und mit jedem Mond schien die Zuversicht zu wachsen. Große Summen waren zusammengebettelt, alle Preßreserven zur Waffe einberufen worden. Wenn die Konservativen (die von Verbrechen zwar, doch nicht von Fehl frei geblieben waren) drei Dutzend Sitze verloren hätten, wärs begreiflich gewesen. Ihre Gegner sprachen zu der Wählermasse: „Wir schaffen Euch billigere Nahrung, geringere Steuerlast und einen Haufen neuer Rechte." Und die Bilanz? Die Nationalliberale Partei hat vier Mann durchgebracht; die Fortschrittliche Volkspartei nicht einen. Schuld der veralteten Wahlkreisabgrenzung? Die war doch schon bekannt, als protzige Siegesgewißheit ins Jubelhorn stieß. Die, glaubtet Ihr also, könne Euren Triumph nicht hindern. Nein: Schuld Eurer thörichten Taktik, Eurer widrigen Unwahrhaftigkeit.

Die zeigt sich jetzt wieder; und schändet die Namen der Parteien, denen die stärksten Intelligenzen des Reiches verlobt sind oder sein möchten. Statt Enttäuschung und Niederlage männlich zu bekennen, thun die liberalen Männer (die ihre sittliche und geistige Freiheit so oft plakatirt haben), als sei ein Sieg erfochten, der Gegner ins Herz getroffen, die Verheißung in Wirklichkeit

Google

gewandelt worden. Keiner glaubts. Jeder fühlt die Bedeutung der Thatsache, daß die Nationalliberale Partei, die 1874 hundertfünfzig, 1887 noch achtundneunzig Vertreter im Reichstag hatte, jetzt aus eigener Kraft nur vier küren zu lassen vermag. Jeder lacht über die „Volkspartei", der, vom Kurischen Haff bis an den Bodensee, das Volk nicht einen Mann, einen einzigen, abordnet und die, um ein Fähnlein ins Reichshaus zu bringen, von den gestern geschmähten Feinden Hilfe erflehen muß. Einerlei: über die Schwierigkeit der ersten Tage nach der Riesenschlappe kommt man leidlich hinweg; und inzwischen ist für den Troß neue Kurzweil gefunden. „Unsere Stimmenzahl hat sich vermehrt." Die müßte ins Ungeheure gewachsen sein, wenn Ihr wirklich die Pfadfinder moderner Entwickelung wäret; klug und nobel, muthig und ernst. Wenn Ihr seit fünfzig Jahren, in Preußen und im Reich, nicht alles Nützliche, Nothwendige, Starke, Schöpferische befehdet und verschrien hättet; Personen und Institutionen, von Roon und Bismarck bis zu Miquel und Posadowsky, von der Reorganisation des Preußenheeres bis zur Arbeiterversicherung, zum Zolltarif und Kolonialerwerb. Kaum einem der heute als zur Kräftigung Deutschlands unentbehrlich erkannten Gesetze habt Ihr zugestimmt; seid Jahrzehnte lang, nach Bismarcks Spottwort, die Partei des Hemmschuhes, nicht des Fortschrittes, gewesen: und stellt Euch nun, als sei der letzte Schluß politischer Weisheit nur aus dem Buch Eurer Geschichte abzulesen. Keine Partei hat die Fehler zu so dicken Bündeln gehäuft; und keine maßt sich mit so plumpem Hochmuth das Magisterrecht an. Erzieht Euch endlich zu vernünftiger Einsicht. Preußen oder Reich, ungleiches oder gleiches Wahlrecht: Ihr bleibt machtlos. Trotzdem Ihr das bewegliche Kapital und die Presse habt und mindestens zweimal zwischen Morgen und Abend die Oeffentliche Meinung macht. Seid Ihr geschlagen worden oder gar nicht erst zum Schuß gekommen, so sucht Ihr die Schuld auf Andere abzuwälzen. Euer ist sie. Wars denn nöthig, die alten Stümper und Krümper, Schwätzer und Hetzer wieder ins Erste Glied zu rücken? Jeden nach Applaus geilen Kaufmann, Professor, Bürgermeister, der auf einer Zufallstribüne abgestandene Absurditäten noch einmal anrichtete, wie den weisesten Helden zu preisen, dessen Lippe unvergeßliche Lehre gekündet habe? War in all Eurem Gekeif und Geplärr ein Ton, der wache und reife Menschen begeistern

Google

konnte? Draußen wird die Erde vertheilt, über China, Tibet, Persien, dem Balkan, Tripolitanien schwebt die Entscheidung, Deutschland ist einsam wie niemals seit der Stunde seiner Wiedergeburt und fühlt die Narbe unnöthigen, ruhmlos überstandenen Kampfes auf seiner Haut brennen: und Ihr quakt noch immer von der Erbschaftsteuer, deren Steigerung nur Wichte nicht ersehnen, und zeiht Junker und Pfaffen der niederträchtigsten Missethat. Die knechten den armen Bürger, beuteln ihn aus, pferchen ihn in die Kirchenfron und zwingen ihn obendrein, das Reich, dem sie selbst nur Pfefferlinge steuern, zu ernähren. Glaubts noch Einer? Priester sieht und spürt nur, wer sie sehen und spüren will; wer sie entbehren kann, braucht sich um sie nicht zu kümmern und lebt ungefähr, wie ihm beliebt. Ist die Geistesfreiheit gefährdet, weil irgendwo ein splitternacktes Mädel nicht vor Zahlungfähigen hüpfen darf? Aehnelt, zwischen dem Admiralspalast und dem Palais de danse, die berliner Friedrichstadt dem Mittelstück eines von Kaplänen beherrschten, mit Kutten verhängten Reiches? Und kann ein nicht völlig Blinder bezweifeln, daß die Junker, die Grundbesitzer (die nicht weniger, sondern oft mehr Steuer zahlen als die Städter) längst in die Defensive gedrängt sind? Jeder von Euch kennt heute ein Dutzend tüchtiger Leute, die aus Industrie oder Handel Millionärseinkommen ziehen. Wo sind die Schaaren der Landwirthe, die es in einem Menschenalter so weit gebracht haben? Nur ein Tropf kann die Leistung verkennen, die deutscher Industrie und Technik, deutschem Handel gelungen ist; nur ein Befangener leugnen, daß dieser Leistung das Reich den sichersten Theil seiner Geltung auf dem Erdball verdankt. Doch nicht klüger wäre, nicht klareren Blickes Einer, der nicht einsähe, daß gerade das hastige Tempo deutscher Industrialisirung den Staat, der nicht verkümmern, verkränkeln und seinen Menschenschacht selbst verschütten will, gebieterisch zwingt, für die Erhaltung des Ackerbaues und der seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle Sitzenden Alles zu thun, was seiner noch Kraft erreichbar ist. In jedem Land ähnlicher Entwickelung hat mans erkannt, in Republiken und Monarchien; und überall ist eine Reaktion gegen die nur dem Städterbedürfniß hastig angepaßte Gesetzgebung fühlbar. Diese Rückfluth hat manche den Stadtgewerben nützliche Schanze und Mauer weggeschwemmt, manche dem Handel bequeme Fahr-

Google

straße zerstört. Aber man soll Erwachsenen nicht vorlügen, daß in unserem Reich der Industriekartelle und Großbanken der Grundbesitzer herrsche, den Bürger ausbeute und von jedem Milchnapf die Sahne abschöpfe. Mit so alberner Uebertreibung dient man der guten Sache des modernen Bürgerrechtes nicht. Macht man die Heimath nur in der Fremde verächtlich. Ist zwar ein Abonnentenschwarm zu ködern, doch kein Wählerheer für die Dauer zu werben. Da war der Rechenfehler. Die Behauptung, daß wir nicht frei athmen, frei denken dürfen, daß der Forscher geknebelt, der Kaufmann geschunden, der Dichter kastrirt werde, bringt Keinen ins Feuer. Weil Gesicht und Gehör sie als unwahr erweisen. Der Liberale kann gegen Konservative und Centrumsmannen fechten; muß sogar. Darf aber, wenn er Wirkung, nicht nur Beifall, erstrebt, Dreierlei nicht vergessen. Daß die Gegner Deutsche sind, die ein Deutscher nicht, wider besseres Wissen, als Betrüger, Wegelagerer, Schufte anprangern soll; daß der Versuch, vom wolkenlosen Nachthimmel die Sterne herunterzulügen, auch in Wahlzeiten mißlingen muß; und daß Stände, die Jahrhunderten trotzten, nicht vom Hauch eines Mundes umzuwehen sind.

„Entgegen der leider in einigen Köpfen noch herrschenden Idee, daß die Reaktion im Reich von rechts drohe und Seite an Seite mit der Sozialdemokratie zu bekämpfen sei, liegt nach meiner festen Ueberzeugung die wahre Reaktion oder die wahre Gefahr der Reaktion bei der Sozialdemokratie. Nicht nur sind ihre kommunistischen Zukunftsträume kulturfeindlich, die Mittel zu ihrer Verwirklichung brutaler Zwang: Alles, was sich etwa irgendwo in Deutschland in reaktionärer Gesinnung findet, gewinnt Kraft und Recht durch die sozialistische Unterwühlung von Obrigkeit, Eigenthum, Religion und Vaterland. Auf den wildgewordenen Spießbürger und phrasentrunkenen Gleichmacher Robespierre folgte der Degen Bonapartes; er mußte kommen, um das französische Volk von der Schreckensherrschaft der Jakobiner und Kommunisten zu befreien." Fürst Bülow, der, trotz dem Agrariertarif, nach seinem Abgang ins Martyrologium des Freisinns aufgenommen ward, hat diese Sätze geschrieben; sie stehen in der Urkunde, die, am letzten Tag des Jahres 1906, den Ehepakt zwischen Konservativen und Liberalen bezeugte. Damals hieß die Losung: Für die Konservativen (deren Vernichtung seit Vinckes

Zeit das Ziel alles Trachtens gewesen war); keine Stimme den Sozialdemokraten. Seitdem ist dem deutschen Volke kein Recht, keine Freiheit gekürzt worden. Jetzt aber soll die Stichwahlparole lauten: Für die Sozialdemokraten; keine Stimme den Konservativen. Wenns nach den vom vierten Kanzler verhöhnten Wirrköpfen geht. Die haben die Fraktionen der Heydebrand und Hertling, Hahn und Erzberger lange schon als eine Räuberbande, die Mannschaft des Herrn Bebel als eine Schaar gescheiter Patrioten dem Leserauge vorgeführt; und nennen nun Jeden, der nicht für ein Bündniß mit der Sozialdemokratie eintritt, Rindvieh oder Verräther. Die Röthesten haben vierundsechzig Sitze erobert; nicht mehr, als zu erwarten war (und im Dezember hier vorausgesagt wurde). „Wenn wir aus der Stichwahl hundertfünfunddreißig Mandate heimbringen, dann haben wir die Mehrheit und gehen einer liberalen Aera entgegen.“ Wir: die von Bassermann bis zu Stadthagen reichende Koalition. Die soll der Reichspolitik dann die Richtung weisen. Könnte sies? Auch dieser Dreibund müßte sich vor jeder wichtigen Frage lockern. Prüft, wie oft in den vier Jahrzehnten der Reichsgeschichte Liberale mit Konservativen und Katholiken, wie oft mit Sozialdemokraten gestimmt haben. Krieg und Friede, Heer und Flotte, Zoll und Steuer, Diplomatie und Verwaltung, Fabrikrecht und Strikepflicht: auf keinem Hauptgebiet staatlichen Wirkens könnte das Wollen sich einen. Thut nichts; man schreit: „Wenn wir ernstlich wollen, haben wir übermorgen die Mehrheit; so gut steht unsere Sache. Glaubet nur; und schickt schnell neues Geld: denn der ungeheure Kampf, aus dem wir, zwei Fraktionen und zwei Wahlkriegervereine, insgesammt vier Mann gerettet haben und mit dessen Ertrag wir deshalb höchst zufrieden sind, hat sämmtliche Kassen geleert. Natürlich; doch selten hat ein Millionenaufwand so reichen Zins getragen.“ Wenn Deutschland in behaglicher Lage wäre, dürfte man wünschen, die von Knabenhirnen erträumte Majorität (zu der ja nur noch hundertfünfunddreißig Mandate fehlen) an der Arbeit zu sehen. Aber wir exerziren vor Feindesblicken und haben zu Fastnachtschwänken keine Muße. Daß Liberale sich einer Partei anbiedern, anbieten, die ihnen stets zornigen Haß oder höhnische Verachtung gezeigt hat, daß sie, um über ihre Niederlage hinwegzutäuschen, thun, als seien die Sozialistenstimmen, die in acht von

Google

zehn Fällen doch gegen ihre abgegeben wurden, den von ihnen erlangten zuzuzählen, mag, wenn der Lärm verschallt ist, die Jury der ihren Verbänden Angehörigen richten. Fühlt eine Fraktion sich hinter dem Zettelhaufen ohnmächtig und möchte, statt den Konkurs anzumelden, zum Hängsel oder Wurmfortsatz der Sozialdemokratie werden: ihr Wille geschehe. Sie scheidet sich selbst dann aus der Hoffnung des Reiches. Das braucht eine liberale Partei, die nicht wähnt, Landwirthe, Handwerker und politisch organisirte Katholiken mit Papiertrompeten wegblasen zu können; die nichts Unkluges, nichts unklug erstrebt, dem nationalen Bedürfniß ein hohes Ziel weist und mit der Kraft des in ruhige Würde Gewöhnten die im Besitzrecht Gealterten, die einst Preußens Größe schufen, erkennen lehrt, daß auch der Lebenswunsch Derer erfüllt werden muß, deren Hirne und Hände dem Deutschen Reich aus der Armuth in Wohlstand halfen. Diese liberale Partei wird in verständigem Sinn konservativ sein; niemals vor einem rothen Lord-Protektor, der sie feile Memmen schalt, um Gnade winseln; aus eigenem Vermögen sich das Recht zur Mitregirung erwerben.

Noch ist das Land, auf dem sie säen und ernten soll, wüst und leer. Unter der Herrschaft des für Alle gleichen Kreiswahlrechtes ists schwer zu bestellen. Wir sind nicht unfreier als die Republikaner der Vereinigten Staaten und erniedern uns in würdelose Dummheit, wenn wir den Irrwahn nähren, Deutschlands Bürgerthum schmachte in einem von Junkern und Pfaffen bewachten Staatskäfig. Aber wir sind nicht unseres Schicksals Bereiter und haben nicht die Führerauslese, die den Fähigsten auf die Reichshöhe hebt. Wehrlos, machtlos der Gefährdung seines Werkes zuschauen: Das will der Deutsche nicht länger; will mit dem Atomgewicht seines Stimmzettels zur Wahl der Geschäftsleiter mitwirken. Gehts auch dann nicht besser, so ist er mitschuldig oder von der Mehrheit seiner Volksgenossen überstimmt worden; darf also irdische Gewalt nicht anklagen. Muß der Kaiser sich gegen solches Verlangen sträuben? Muß nicht gerade ihm sich das rückwärts schauende Auge trüben? Als er auf den Thron stieg, waren die Westmächte in leisem, Britanien und Rußland in lautem Hader und im Reichstag saßen elf Sozialdemokraten. Jetzt werdens wohl mindestens neunzig; der Hader ist ringsum holder Eintracht gewichen und aller Haß wider das Reich Wilhelms verbündet.

Google

Das Geheimniß der großen Zahl.

Vor meinem Fenster dehnt sich eine dreißig Meter breite Straße in der Ost-West-Richtung. Und gerade gegenüber ist in der Häuserreihe eine Lücke, die den Blick nach Norden freigiebt. Ueberschreite ich die Straße, so bewege ich mich auf dem berliner Meridian und unternehme den Beginn einer Nordpolarreise: auf dem jenseitigen Trottoir bin ich dem Nordpol der Erde näher als zuvor auf dem diesseitigen.

Man wird diese Annäherung als verschwindend klein bezeichnen; und im Verhältniß zu irdischen Reisedimensionen bleibt sie wirklich unter der Schwelle der Merkbarkeit. Sie wächst aber in einer anderen Betrachtung. Denn mit dem selben Wege habe ich mich auch dem Polarstern genähert; und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Grad der ersten Annäherung, der an den Erdpol, um viele, viele millionenmal stärker ausfällt als der zweite. Fasse ich also bei meinem kurzen Marsch quer über die Straße dieses Verhältniß ins Auge, bin ich mir der Relativität dieser Differenzen bewußt, so kann ich sagen: Nach der Ueberwindung der Straßenbreite bin ich dem Nordpol beträchtlich näher gerückt. Und mit einiger Phantasie dürfte ich im nämlichen Gedankenzug hinzufügen: Wenn jetzt zufällig ein Nordlicht erstrahlt, so kann ich es besser drüben als hüben beobachten. Ich bin dem Licht wesentlich näher gekommen. Aehnlich sind die Wege überhaupt, die wir mit dem Fernblick auf ein Licht oder eine Erkenntniß beschreiten. Wer unausgesetzt die Kürze des Schrittes mit der Weite des Zieles in Vergleich stellt, muß der Resignation anheimfallen. Den aber, der diese Relativität der Differenzen zeitweilig im Bewußtsein spürt, mag die Eigenbewegung selbst mit Zuversicht stärken; sogar mit der großen Dosis von Zuversicht, die man zu einem Flug ins Ganzgroße, Unmeßbare, Unendliche nöthig hat. Und zu einer solchen Exkursion wollen wir uns nun rüsten. Sie soll uns auf gewissen Umwegen einem Räthsel näher führen, das wir zwar nicht ergründen und lösen werden, das uns aber wenigstens in seiner Fragestellung etwas versöhnlicher anblicken soll als das Grundproblem in seiner grausamen Urgestalt.

*

Was immer menschlichen Geist bewegt hat und aus ihm entsproß, findet seinen realen Ausdruck in Büchern. Und so gelte uns das Buch als die Darstellung alles Denkens, Empfindens, Könnens und Wissens. Setzen wir die Zahl seiner typographischen Stellen, hoch gegriffen, mit einer Million fest, so ergeben alle erdenklichen

Google

Permutationen und Variationen innerhalb dieser typographischen Anordnung sämmtliche Bücher, die jemals geschrieben und gedruckt wurden, und dazu noch sämmtliche, die in aller Zukunft gedruckt werden können. Voraussetzung bleibt nur, daß keine Permutation übergangen werde und daß sich keine wiederhole. Denken wir uns dieses praktisch unmögliche, theoretisch aber leicht faßbare Verfahren restlos durchgeführt, so erhalten wir lauter Bücher, die sich irgendworin unterscheiden, und wäre es auch nur in einem Buchstaben, einer Interpunktion, einem Spatium. Zugleich aber erkennen wir, daß die so gewonnene Bibliothek absolut lückenlos sein muß, daß kein Buch, einerlei, welches Inhalts, in ihr fehlen kann. Denn die Summe sämmtlicher Unterscheidungen in der Vielfältigkeit aller typographischen Anordnungen ergiebt eben den Makrokosmos aller jemals möglichen Bücher.

Man könnte also auf mechanischem Weg, ohne auf eine Ueberlieferung oder Vorahnung angewiesen zu sein, die gesammte vorhandene und zukünftige Literatur herstellen. Der Druckauftrag freilich würde zu erheblichen Umständen führen. Aber sein Umfang läßt sich ganz genau berechnen: er beläuft sich, wenn wir mit hundert verschiedenen Drucktypen rechnen, auf eine Sammlung von Büchern, deren Anzahl Zehn zur zweimillionsten Potenz beträgt. Ist innerhalb dieser Reihe nur das Eine garantirt, daß jedes Buch einer bestimmten, nie mehrfach auftretenden Ausfüllung der Möglichkeiten entspricht, so hat die übernehmende Firma das Problem gelöst. Die fertige Lieferung enthält das „Universalbuch“ wie es Kurd Laßwitz genannt hat, das Buch der Bücher, den Inbegriff und die Summe alles Druckbaren. Dieses Universalbuch entspricht, mathematisch gesehen, keiner Unendlichkeit, sondern stellt zunächst eine scharf umschriebene Endlichkeit vor. Ordnet man die Exemplare neben einander, so erstrecken sich die Bücherrücken nicht bis in infinitum, sondern irgendwo in weiter Ferne ist Schluß. Wie lange würde man wohl wandern müssen, um die Reihe abzuschreiten? Ein Fußgänger würde es nicht erleben; eben so aussichtlos wäre der Plan, die Strecke im Schnellzug zu bewältigen. Auch das Tempo einer Kanonenkugel erweist sich der Aufgabe gegenüber als ganz unzulänglich; bleibt also nur der Lichtstrahl, der in seiner Leistung von dreihunderttausend Kilometern in der Sekunde mit der Fahrt längs jener Bücherrücken in irgendwelcher Zeit fertig werden könnte. Aber auch die Lichtsekunde, die Lichtminute und die Lichtstunde erscheinen hier noch als völlig unbrauchbare Rechnungsgrößen. Und selbst, wenn wir das Lichtjahr als Einheit wählen, so erhalten wir immer noch eine völlig unaussprechbare, lediglich als Potenzaus-

Google

druck angebbare Zahl, die zu üblicher Niederschrift ein Notizblatt von ungefähr zehn Kilometern Länge beansprucht.

Wird dieses Buch der Bücher nicht als Reihe aufgestellt, sondern geschichtet und verpackt, so würde ein Hohlraum vom Durchmesser der gesammten sichtbaren Fixsternwelt nicht ausreichen, um auch nur einen nennenswerthen Bruchtheil unseres Bücherschatzes aufzunehmen. Wie wir es auch anstellen: wir gelangen sofort an das Unvorstellbare, Unaussprechbare, während der Rechner darauf beharrt, die Zahl der Bücher ganz präzis als $10^{2000000}$ anzugeben, nicht auf eins mehr oder weniger; eine begrenzte Zahl, die seiner Ansicht nach mit dem Unendlichkeitwerth nichts zu schaffen hat.

An diesem Punkt meldet sich unsere Opposition. Denn der begriffliche Inhalt dieses der Zahl nach noch endlichen Universalwerkes ist für menschliches Denken nicht mehr nur unermeßlich, sondern schlechtweg unendlich.

Daß es alle vorhandene Literatur einschließt, von den babylonischen Urschriften bis zum letzterschienenen Volkskalender, daß es die Ilias, die Veden, alle Dramen und Logarithmentafeln, alle existirenden Romane und Kochbücher, alles bereits für Schrift und Druck Gedachte als Spezialfälle irgendwo darbietet, würde für diese Anschauung noch nicht genügen. All Das bedeutet nur einen Tropfen im Ozean unseres vorgestellten Druckwerkes. Denn dieses erschöpft zugleich Sinn und Inhalt aller überhaupt möglichen Literatur, bis in die unendliche Zukunft gerechnet, sämmtliche Sinnigkeiten und Unsinnigkeiten, die überhaupt in Druckschrift fixirbar sind, und keines Menschen Gehirn wird auch nur einen Augenblick zögern, dieser Summe die Qualität des Unendlichen zuzuerkennen. Anders ausgedrückt: an den Intellekt tritt hier die Forderung, über sich hinauszudenken, in unvereinbarem Zwiespalt zu der mathematischen Anschauungweise, die ihm Dergleichen durchaus nicht zumuthet, sondern ihm mit dem präzisen Potenzausdruck $10^{2000000}$ eine klar umschriebene Endlichkeit vorspiegelt.

Sollte aber noch der geringste Zweifel darüber obwalten, daß hier ein grober logischer Fehler wirthschaftet, so wird die nachfolgende Ueberlegung ihn in aller Schärfe blosstellen. Nicht nur alles begrifflich Ausdenkbare ist der Niederschrift in gewöhnlichen Drucktypen fähig, sondern auch alles künstlerisch Empfundene. Für die musikalische Komposition, zum Beispiel, bedeutet die Note nur ein sehr bequemes, aber nicht das ausschließliche Vermittlungsymbol. Die Note läßt sich vielmehr in ihrer Höhe, Dauer, Anordnung und Beziehung mit Worten beschreiben, höchst umständlich allerdings, aber doch eindeutig. Und da unser Buch der Bücher sämmt-

Google

liche Wortkomplikationen erschöpft, so wird sich in irgendeinem Bande eine Kombination vorfinden, die irgendeiner bestimmten Komposition entspricht. Das heißt also: in allen Bänden müssen alle Tonstücke vorkommen, die bereits komponirt sind, und sämmtliche in aller Zukunft möglichen; das absolute, restlos aufgearbeitete Integral der Musik; in Bänden, getrennt durch Siriusweiten von anderen, welche die Weltgeschichte für alle Individuen beschreiben, den gesammten Zeitunginhalt bis zum Welterlöschen umfassen, von jedem Ameisenkrieg strategisch genaue Kunde geben und jede fernste, feinste Verfaserung aller überhaupt jemals möglichen Wissenschaft, Technik, jeder Wirklichkeit, jeder traumhaften Unmöglichkeit, jeder Mittheilbarkeit überhaupt auf Blättern verewigen; auf endlichen Blättern, mathematisch genommen, auf unendlichen, in reiner Anschauung betrachtet, die mit aller Macht die Vorstellung einer begrenzten Kunst, Wissenschaft, Historie abwehrt und sich mit letzter Anstrengung aus der Umklammerung einer bestimmten Grenze losreißen muß.

Wer hat nun Recht? Der Rechner mit seinem genauen Potenzausdruck oder die Anschauung, die im Zug der schweifenden Phantasie keine Grenze anerkennt? Diese Frage findet keine Antwort, da sie in eine transszendente Untersuchung mit einem untransszendenten, diesseitigen Begriff dreinfährt. Wir müssen von der Naivetät loskommen, in jenem Grenzgebiet des Denkens Etwas wie ein Recht oder Unrecht zu etabliren. Es handelt sich auch nicht darum, diese Scheidelinie zu ziehen, sondern vielmehr um einen praktikabeln Ausweg aus der philosophischen Angst, in die uns jener offenkundige Zwiespalt hineingehetzt hat. Und so flüchten wir denn aus dem Zwang zweier unmöglichen Komponenten in die Resultante, die zwar vorerst auch nicht tröstlicher und einleuchtender erscheint, aber doch einen vorläufigen Ruhepunkt bietet; wir wollen nämlich sagen: Für menschliche Denkart greift der hochgegriffene mathematische Potenzausdruck über die Endlichkeit hinaus. Zehn zur zweimillionsten Potenz ist nicht nur sehr groß, sondern ohne Weiteres unendlich. Und wiederum kann der Begriff Unendlich fehlerlos durch die sehr große Zahl nicht nur charakterisirt, sondern ersetzt werden. Vertauschen wir beide Begriffe nach Willkür, so begehen wir keine Ungenauigkeit, sondern wir beseitigen im Gegentheil einen Denkfehler, der uns zu einem den Intellekt vergewaltigenden Sprung zwingen will.

Diese Lehre ist wagehalsig und gleicht dem draufgängerischen Hieb, mit dem der Gordische Knoten nicht gelöst, sondern zerspalten wurde. Aber auf diesem Grenzgebiet findet die Feinmechanik des

Google

langsamen Aufdröselns keine Arbeitstätte. Wo zwei Unmöglichkeiten aufeinanderstoßen, bleibt nichts übrig als ein radikaler Akt, der, so unverantwortlich er auch auf den ersten Anhieb erscheinen mag, doch in seinen Denkfolgen sich als der wahre Samariter für das gequälte Gehirn erweisen wird.

Solche Quälerei kann schon da auftreten, wo wir einen einfachen Satz der Schullogik bis in seine Wurzeln verfolgen. Alle Menschen sind sterblich; Cajus ist ein Mensch: also muß Cajus sterben. Es ist nicht eine Vermuthung, sondern eine Gewißheit, die den Cajus als Einen unter Allen zum Tode verurtheilt, und die Wahrscheinlichkeit hierfür wird nicht durch die große Zahl, sondern durch das Unendlich ausgedrückt; wenn wir dem Obersatz die axiomatische Wahrheit zuerkennen. Thatsächlich giebt aber der Obersatz nicht eine Vérité éternelle im Sinn Leibnizens, sondern höchstens eine Vérité de fait; das Ergebniß einer langen Erfahrung, die bisher durch keinen Gegenbeweis gestört wurde. In zweihundert Generationen und bei einer Menschenzahl, die in die Milliarden anschwoll, aber noch unter der Billion zurückblieb, ist ein Gegenfall nicht bekannt geworden. Wir begeben uns also in einen Wahrscheinlichkeitbeweis, wenn wir aus dieser zwar großen, aber begrenzten Anzahl den Schluß auf einen noch nicht bis zu Ende beobachteten Lebenden gestalten. Die biologische Nothwendigkeit des Sterbens hat mit diesem Syllogismus nichts zu thun, denn sie ist ja erst aus der langen Erfahrungreihe entflossen, also selbst ein von einer gewissen Wahrscheinlichkeit abhängiger Schluß des statistischen Obersatzes. Mathematisch korrekt müßte demnach das Schulbeispiel lauten: Alle bisher ermittelten Menschenschicksale haben mit dem Tod geendet; Cajus ist ein Mensch, folglich besteht eine große, in Milliarden ausdrückbare Wahrscheinlichkeit für seine Mortalität*). Wenn wir diese klarere und wahrere Fassung zu Gunsten der absoluten Gewißheit ablehnen, daß Cajus sterben muß, so verrathen wir hierdurch, daß über die scheinbar unüberbrückbare Kluft in unserer Erkenntniß zwischen dem als endlich Feststehenden und dem als unendlich Geforderten doch ein geheimer Weg existirt; ein Schleichweg, der sich der mathematischen Kontrole und Bestätigung entzieht. Durch welche Windungen dieser Weg führt, wissen wir nicht. Aber was der Intellekt will, wenn er sich des Weges bedient: Das steht nun fest. Er will hinüber, hinüber um jeden Preis, selbst um den der mathematischen Rich-

*) Der mathematische Ausdruck würde lauten: $\frac{n}{n+1}$, worin n die Anzahl aller bisher gestorbenen Menschen bedeutet.

Google

tigkeit. Und so urtheilt er für den Spezialfall der Menschensterblichkeit: ich erreiche den wirklichen Unendlichkeitwerth mit einer begrenzten Zahl, die unter der Billion liegt. Es gibt hier keinen in Ziffern zu beglaubigenden Rest. Nicht nur die in den Erfahrungbereich eingeschlossenen Menschen müssen sterben, sondern alle. Und der einzig nachweisbare Fehler liegt lediglich bei Dem, der sich auf einen Unterschied zwischen einer solchen Vérité de fait und einer Vérité éternelle versteift. Mit der großen Zahl erreiche ich eine ewige Wahrheit.

Wir können sogar in die Lage gerathen, das Vertauschungrecht und die Vertauschungsgrenze in Regionen anzunehmen, die wir in der Praxis des Lebens gar nicht als immens anzusehen geneigt sind. Wer hunderttausend Mark im Besitz hat, wird sich mit seinen zehn Millionen Pfennigen ganz gewiß noch nicht zu den enorm Reichen zählen. Wer sich aber auf eine zehnmillionenfache Erfahrung beruft, lebt im Unendlichen und wird die daraus gezogene Wahrscheinlichkeit so sicher als die absolute Gewißheit ansprechen, daß er den Zweifel daran als hellen Wahnsinn erklärt. Die von Helmholtz erwähnte Erwartung, daß es in den nächsten vierundzwanzig Stunden in Berlin einmal Nacht und einmal Tag werden wird, stützt sich auf ein viel engeres Gebiet von Beobachtungen, als es die allgemeinen Prinzipien der Mechanik thun. Und doch konnten diese allgemeinen Prinzipien der Mechanik (durch das Relativitätprinzip) erschüttert werden, während sich an die Erwartung des Tag- und Nachtwechsels ein Bedenken niemals heranwagen darf. Hier liegt die Beobachtungreihe sehr tief, kaum bei der dritten Million; wir müssen schon weit über Adams Zeit zurückgehen, um selbst bei dieser geringen Zahl zu landen. Aber wenn wir auch nur über die Erfahrung von dreißig Menschenaltern verfügten, die den Tag- und Nachtwechsel höchstens vierhunderttausendmal lückenlos beglaubigten, so hätten wir schon längst den Evidenzpunkt gewonnen, unabhängig von aller astrophysikalischen Theorie, die ja in dieser Schlußkette nicht als Grund, sondern als Folge auftritt. Während wir also in der Betrachtung des Universalbuches zu unaussprechlichen Ziffern, beim sterblichen Cajus immer noch hoch in die Milliarden hinaufklettern mußten, erhalten wir hier die Vertauschungsgrenze schon in einer sehr bescheidenen, um die Million herumpendelnden Zone; eine trillionenfache, eine unendliche Erfahrung würde unsere Erwartung nicht steigern. Mit der Gewißheit, daß es in den nächsten vierundzwanzig Stunden Tag und Nacht werden muß, erhebt der Verstand für diesen Spezialfall eine Zahl von höchstens sieben Ziffern zu einem Unendlichkeitwerth.

Google

Die Kluft zwischen den beiden polaren Vorstellungen Endlich und Unendlich, von denen die eine niemals genügt, die andere niemals durchzudenken ist, zeigt ihre Schrecken vielleicht nur in der Tiefe, nicht in der Breite. Wenn sich der Verstand zum Wagesprung entschließt (und Das thut er immer, sobald er nur einen Moment von der streng mathematischen Anschauung loskommt): was geht ihn da die Tiefe an? Wie könnte es die Sicherheit seines Sprunges beeinträchtigen, daß ganz unten in unerkennbarer Versenkung ein Monstrum haust, das die scholastische Rechnung mit Eins dividirt durch Null bezeichnet? Nur die Breite ermißt er; und mit untrüglicher Gewißheit traut er sich zu, das andere Ufer zu erspringen. Diese Gewißheit, unzählige Male gewonnen und zu einer neuen Erkenntniß organisirt, wird nichts Anderes bedeuten als: Der Begriff des Unendlichen ist eine täuschende Zwangsvorstellung; nie lebt im Wirklichkeitsdenken etwas Höheres, Transszendenteres als die große Zahl. Und diese große Zahl, abgestuft nach den Bedürfnissen des Falles, tritt mit sämmtlichen Wirkungen des Unendlichkeitwerthes auf, ist das souveraine Unendlich für den gegebenen Denkakt.

*

Ich glaube nicht, daß die zu Grunde liegende Antinomie jemals zu überwinden sein wird. Aber ihre Schroffheit kann gemildert werden, wenn man sich gewöhnt, ein Neutralgebiet anzuerkennen, worin das Unermeßliche, Unbegrenzte und Unendliche einander durchdringen; mit dem Vorbehalt, daß das Unermeßliche arithmetisch begrenzt sein kann. Hier kommt es nicht darauf an, daß man zählt, sondern, wie man zählt. Der arithmetische Ausdruck für eine hohe Potenzgröße, für eine Reihe, ergiebt zunächst noch keinen klaren Begriff, stellt vielmehr nur die chiffrirte Abkürzung für ein Postulat vor. Es wird gefordert, eine Rechnung auszuführen, die im grauen Nebel des ungeheuer Großen, vielleicht Unendlichen, jedenfalls nicht mehr Vorstellbaren ausläuft. Aber das Vorstellbare wechselt nach der Natur des Falles; und hier kann es sich ereignen, daß die arithmetische Diktatur als eine unerträgliche Tyrannei empfunden wird.

Betrachten wir einmal die unendliche Reihe $1/2 + 1/3 + 1/4 + 1/5 \ldots$, die, wie man sich wohl ausdrücken darf, schwach divergent sein muß. Sie erreicht als Summe den Unendlichkeitwerth, wenn auch in einem sehr langen Tempo. Denn wenn wir sie in Gruppen von 2, 4, 8, 16 usw. Gliedern abtheilen, so erkennen wir leicht, daß jede einzelne Gruppe, angefangen von $(1/3 + 1/4)$ größer ausfällt als $1/2$; und da kein Grund vorliegt, mit dieser Eintheilung jemals auf-

Google

zuhören, so bleibt allerdings nichts übrig als: das Ergebniß dieser Reihe für unendlich groß auszugeben.

Dieser Zweifellosigkeit gegenüber regt sich aber im Untergrund unseres Bewußtseins ein Widerstand, wenn wir uns vorstellen, welche Operation auszuführen wäre, um auch nur eine sehr kleine Zahl von positivem Werth zu erreichen. Gesetzt, ich hätte mir vorgenommen, diese Reihe bis zu dem ganz bescheidenen Summenergebniß von 64 hinzuschreiben, so gerieth ich damit schon ins Unbegrenzte, jenseits von jeder Möglichkeit und Vorstellbarkeit. Die Reihe würde nämlich, eng geschrieben, einen Papierstreifen von 100 Billionen Kilometern erfordern, einen Streifen, mit dem man das ganze Sonnensystem bis zur Neptunsferne etwa siebentausendmal einwickeln könnte.

Wir erleben also eine Spaltung des Denkens. Der arithmetisch gehorchende Theil wird vom Divergenzbegriff hypnotisirt, der praktisch erkennende erklärt jene Reihe für minderwerthig und in sehr engen Grenzen eingespannt. Ihrer Tendenz, sich auch nur über ein höchst dürftiges Mittelmaß auszuwachsen, steht eine unbesiegliche Trägheit entgegen. Statt irgendwie erkennbar zur Höhe aufzuklimmen, schleicht sie in einer bis zum Erwürgen gepreßten Spirale um den Berg; und ihr Versprechen, die Unendlichkeitspitze zu gewinnen, erscheint, bürgerlich gesprochen, als eine Flunkerei. Wenn ein Gelähmter uns ansagen wollte, er werde von der Erde zum Mond springen, so wäre die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung noch größer als die Aussicht dieser Reihe auf wirkliche Divergenz.

Der selbe Rechner, der die Reihe so hoch einschätzt, behauptet daneben, daß der einfache Ausdruck 9^{9^9}, in Worten neun hoch [neun zur neunten Potenz] nur eine sehr große Zahl, aber beileibe keine Unendlichkeit darstellt. Und hier klafft der Widerspruch sperrangelweit. Denn dieser Ausdruck schnellt sofort steil an und verliert sich in einer fabelhaften Beschleunigung, mit einer wahren Zahlenorgie ins Immense. Allerdings kennt der mit Logarithmentafeln arbeitende Mathematiker das Resultat. In dekadischem Maß ausschreiben kann er es nicht und jedes Sprachmittel versagt, wenn er es nennen will. Aber er weiß, daß es aus 369 Millionen und 690000 Ziffern besteht und daß die hingeschriebene Zahl ungefähr von Berlin bis zum Nordkap reichen würde. Und diese Zahlengröße nimmt er für eine Endlichkeit, weil seine Unendlichkeit anders definirt ist. Ihn darf es nicht anfechten, daß die Anzahl der Wasserstoffatome im Atlantischen Ozean eine Null ist gegen den Werth dieser Potenzgröße, eben so wenig wie ihn berührt, daß jene Bruchreihe, millionenfach über die Siriusweite verlängert, noch keine dreistellige

Google

Zahl, noch nicht den einzigen Werth der ersten Hundert erreicht. Er vergleicht nicht das Phlegma der Reihe mit dem explosiven Temperament der Potenz, er zieht sich auf die Definition zurück und beharrt dabei, den Reihenwerth als unendlich, den Potenzwerth als endlich auszzurufen; in völligem Widerspruch mit Allem, was wir aus der Erfahrung, aus der Zählübung, aus natürlicher Größenvorstellung in uns aufbieten können und aufbieten müssen, wenn wir das sehr Große nicht blos formelhaft umschreiben, sondern in irgendwelcher Anschaulichkeit erfassen wollen. Und dieser Widerspruch läßt sich nicht einfach mit den Verdikten Wahr und Falsch aus der Welt schaffen. Auf dem Grund dieser Definition lauert vielmehr eine arithmetische Schulfuchserei; ein zugleich Okkultes und Pedantisches. Wie der Anspruch auf kirchliche Unfehlbarkeit nicht mit dogmatischen Mitteln bekämpft werden kann, so der auf mathematische Unfehlbarkeit nicht mit rechnerischen. Hier scheiden sich unerbittlich zwei Logiken, wie sie sich im Traumland, im Wunder- und Märchengebiet trennen. Der Hindu-Fabulist erzählt ganz gelassen von einer Schlacht, in der 10000 Sextillionen Affen gekämpft haben, und hält einen auf der Erde existirenden Wald als Schauplatz für ausreichend; in der Hindulogik etablirt sich da nur ein Abenteuer, aber keine Absurdität; zwei Endlichkeiten, die sich vertragen müssen. Und so umspannt auch der Rechenmeister die fabelhafte 9^{9^9} mit einer endlichen Umhüllung, gegen die seine Speziallogik nichts einzuwenden hat. Dem gegenüber stellt er der Reihe, deren Schneckengang, anschaulich gemessen, so gut wie nichts bewältigt, das Attest der Unendlichkeit aus; in einem Dokument, das ungefähr so viel Werth hat wie der Wechsel auf Sicht, der einem toten Gläubiger zur Begleichung einer Schuld in den Sarg gelegt wird. Auch diese Reihe muß sterben, bevor sie die mitgegebene Verschreibung in bare Unendlichkeit umsetzt. Wann und wo Das geschieht, entzieht sich unserer Betrachtung. Es genüge, mit einem Beispiel schärfsten Kontrastes auf ein Grenzgebiet gewiesen zu haben, auf dem sich die Erkenntnißtheorie der Zukunft noch sehr kräftig zu tummeln haben wird.

Auf die konkrete Körperwelt übertragen, kann sich die hier angedeutete Lehre vielleicht mit einem anderen Prinzip, dem „Gesetz der bestimmten Anzahl" kreuzen oder tangential berühren. Ihrer inneren Fragestellung nach sind sie jedenfalls mit einander verwandt. Sollte dieses Gesetz dereinst zu der ausdrucksvollen Geste, mit der Eugen Dühring es vortrug, die eindrucksvolle Begründung erfahren, so wird es abermals zu einem Begriffszerfall führen. Denn es wird sich dann nicht mehr um ein Gesetz handeln,

sondern um eine wechselnde Denkform, nicht um eine bestimmte Anzahl, sondern um eine unbestimmte, die ins Unermeßliche hinaufsteigt, ohne darum unendlich zu werden; oder am Ende nur um einen begrenzten, diesseitigen Quotienten aus zwei Jenseitigkeiten, von denen die eine im Raum, die andere in uns liegt. Und so könnte schließlich auf ein Divisionexempel mit einem numerus clausus hinauslaufen, was Schiller als transszendente Anschauung verkündet:

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin!

Alexander Moszkowski.

Die blinde Marie.

Am Wegrand sitzt die blinde Marie,
Die hockt so still und stumm.
Die Kinder im Dorfe kennen sie
Und spielen um sie herum.

In ihre müden Augen fällt
Kein Strahl von all dem Licht,
Das durch die weite Gotteswelt
In goldnen Fluthen bricht.

Laut jubelnd tollt der Kinder Schaar
Im lichten Sonnenschein,
Wie klingt so hell und silberklar
Ihr Ringel-Ringel-Reihn . . .

Die Alte beugt das Haupt ganz sacht
Und lauscht den Melodien,
Die durch das dunkle Thor der Nacht
In ihre Seele ziehn.

Da läuft heran ein blondes Kind,
Das neckt und hänselt sie,
So ahnunglos, wie Kinder sind:
„Komm, fang mich, blinde Marie!"

Sie aber zürnt und hadert nicht
Und herrschts nicht rauh zur Ruh'.

Google

Nur leise zuckts über ihr Gesicht,
Als wollte sie weinen dazu.

Und still ergeben im Gemüth
Die Hände faltet sie
Und sitzt so stumm und lächelt so müd,
Die alte, blinde Marie.

Und da ich so sie sitzen sah,
Als lauschte sie fernem Klang,
Da wußt' ich nicht, wie mir geschah,
Mir ward ums Herz so bang.

Da gings mir plötzlich durch den Sinn:
„Du alte, blinde Marie,
Wie Viele schreiten durchs Leben hin
Und schauen die Sonne nie!

Und fristen ihr Sein in Nacht und Noth
Und sind alles Schimmers bar,
Ist all ihr Hoffen und Wünschen tot
Und harren doch immerdar;

Und lauschen, wie berückt vom Traum,
Den inneren Melodien
Und träumen über Zeit und Raum
Nur immer irgendwohin . . .

Und sitzen einsam am Straßenrain,
Verlassen, wie Bettler sind,
Und um sie spielt im Sonnenschein
Das Glück, das thörichte Kind.

Und manchmal läufts am Wege ein Stück
Voraus und hänselt sie
Mit goldenem Stimmchen, das junge Glück:
„Komm, fang mich, blinde Marie!"

Sie aber hadern und zürnen nicht
Und herrschens nicht rauh zur Ruh'.
Nur leise zuckts über ihr Gesicht,
Als wollten sie weinen dazu . . .

Und still ergeben im Gemüth
Die Hände falten sie
Und sitzen so stumm und lächeln so müd
Wie die alte, blinde Marie.

Wien. Paul Wilhelm.

Selbstanzeigen.

Metastasio. Dramen, ausgewählt und übertragen von M. R. Schenck; Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.

„Kommende Jahrhunderte, wenn sie den Blick zurückwenden auf Deine Werke, werden sagen: Anakreon stimmte Dir die süße Leier, Claudianus gab Dir Deine Lieder, Horaz und Juvenal erfreuten sich an Deinen herrlichen Uebertragungen ihrer Dichtungen. Und spätere Geschlechter werden begreifen, daß Dich Deine Zeit bewunderte, kannte, liebte, feierte; daß sie Dich mit Ehren überhäufte; daß wir beständig und dauernd Deine Gruft mit Blumen bedecken, wie es die Griechen thaten mit den Gräbern eines Sophokles und eines Homer." So sprach, überzeugt und voll Zuversicht, Giambattista Alessandro Moreschi in seiner Gedächtnißrede (1786) in Bologna. Dennoch: Wie Viele wissen heute Etwas von Pietro Metastasio, dem großen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, der fünfzig Jahre lang, unter drei Herrschern, Kaiser Karl dem Sechsten, Franz dem Ersten und Josef dem Zweiten und der unsterblichen Maria Theresia, den wiener Kaiserhof schmückte? Wie Viele kennen heute noch seine Werke, seine Dramen und Festspiele, die an allen europäischen Höfen damals mit größtem Prunk aufgeführt wurden, aufrichtig bewundert und wahren Enthusiasmus entfesselnd? Fast vergessen ist sein Name. Die Saiten seiner Leier schwingen nicht mehr. Stumm wurden sie, übertönt und verschlungen von den Klängen gröberer Instrumente und roherer Weisen der nachfolgenden Zeiten.

Am einunddreißigsten August 1729 trug Luigio Prinz Pio di Savoja, auf Befehl des Kaisers Karl, Metastasio den Kaiserlichen Dienst in sehr schmeichelhafter Weise an. „Belieben Sie mir lediglich mitzutheilen, welches feste jährliche Honorar Sie beanspruchen. Alles Uebrige wird keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Herr Apostolo Zeno wünscht nur Sie als Kollegen, da er keine andere Persönlichkeit kennt, die mehr geeignet wäre, einem so geistreichen Monarchen, wie es der unsere ist, zu dienen." Metastasio hatte damals schon starke Erfolge errungen. 1724 war seine Didone abbandonata unter ungeheurem Beifall in Neapel in Szene gegangen. Darauf ließ er in Venedig ein Drama mit gleich großer Wirkung aufführen und in Rom waren in kurzen Zwischenräumen Cato in Utica 1727, Ezio, Artaxerxes, Semiramis und Alessandro gefolgt. Seine Antwort hüllt sich dennoch in große Bescheidenheit und Ehrfurcht: „Die kurze Zeit, die mir (in Folge verspäteten Eintreffens des Briefes) übrig bleibt, reicht nicht aus, mich von der Ueberraschung zu erholen, die naturgemäß die unerwartete Ehrung hervorbringen mußte, die ich zu wünschen noch zu hoffen je gewagt hätte. Der Zweifel an meinen bescheidenen Fähigkeiten würde mich auch mit dem größten Bangen erfüllen, wenn die Allerhöchsten Bestimmungen mir nicht auch die Freiheit nähmen, an mir selbst zu zweifeln." Nur aus Gehorsam stellt er seine Forderung, versichert aber, daß er auch unter jeder anderen Bedingung bereit ist, den Befehlen nach-

Google

zukommen, die zu ertheilen der Höchste Herr geruhen wird. Am dritten November 1729 schreibt er dann: „Die Aussetzung von dreitausend Gulden jährlich bedarf nicht meiner nochmaligen Zustimmung, denn wie ich bereits in meinem letzten Schreiben sagte, möchte ich unter keinen Umständen mein eigener Feind sein und die höchsten Ehren, die ich für meine Leistungen erhoffen kann, nicht mit offenen Armen umfangen. So schwer auch Selbstkenntniß sein mag, kenne ich mich doch genug, um mir zu gestehen, daß das mir Zugebilligte nur der Ausfluß Kaiserlicher Huld ist, die gewöhnt ward, nach Hochherzigkeit und nicht nach Verdienst Anderer zu messen. Und da mir nun die Ehre vergönnt ward, betrachte ich mich denn jetzt schon als wirklichen Diener Seiner Kaiserlichen Majestät.“

Nun naht die Zeit eines immer wachsenden Ruhmes. Werk fügt er zu Werk. Demetrius Issipile, Demofonte, Clemenza di Tito erscheinen und werden mit aller Prachtentfaltung der höfischen Feste überall in Europa aufgeführt. Unter den Fittichen des österreichischen Adlers wird Metastasio zu dem reichsten Dichter, dessen sich die Annalen einer sonst fruchtkargen, schwankenden und häßlichen Zufällen ausgesetzten und oft wenig geschätzten Kunst rühmen können. Die Größten der Erde beweisen ihm ihre Gunst und drücken ihm, meist in ansehnlichen Geschenken, ihre Zuneigung und Verehrung aus. Kein Fremder von Rang und Bedeutung, ob durch Abstammung aus reichem Geblüt oder durch andere Grade und Verdienste, besucht die Hauptstadt Oesterreichs, ohne sich den vornehmsten Wunsch nach einer persönlichen Begegnung mit dem berühmten Dichter zu befriedigen. Vor Allem aber waren es die fortgesetzten Gnadenbeweise seiner Herren, die seinem Leben am Hof immer neuen Glanz gaben. Er berichtet darüber oft in überquellendem Gefühl der Befriedigung und Dankbarkeit, besonders in den Briefen an seine Freundin, die große Sängerin Marianna Benti Bulgarini, genannt La Romanina. Ihr schreibt er am achtzehnten Juli 1733: „Evviva per mille anni mein erhabenster Herr! Der gestern im Hohen Rath eins seiner wahrhaft Kaiserlichen Dekrete bekannt geben ließ, mit dem er mir die Einnehmerstelle des Schatzmeisteramtes der Provinz Cosenza im Königreich Neapel verleiht. Ein Amt, das man nur mit dem Tode verliert. Dem, der es persönlich ausübt, bringt es fettes Einkommen, beträchtliches Ansehen und Würde in der Provinz. Ist man aber, wie ich, verhindert, es selbst zu verwalten, so kann man es im Wege der Verpachtung einem Anderen übertragen und ich darf hoffen, daß mir dann eine feste jährliche Einnahme von nicht weniger als fünfzehnhundert Gulden daraus erwächst. Sie sehen, daß die Gnade ganz beträchtlich ist. Aber ich versichere Sie, daß die Ehrung durch die fürsorgliche, liebevolle und gnädige Art, in der sie der Herr mir zu beweisen geruhte, allen Gewinn bei Weitem übertrifft.“

Dem armen Handwerkerssohn hatten die Götter und Musen zu gleichen Theilen die reichsten Gaben in die dürftige Wiege gelegt. Die wohllautende helle Knabenstimme, die beim Spiel aus dem Kinder-

Google

reigen ertönte, zog den großen Rechtslehrer Giovanvincenzo Gravina an, als er nach des Tages anstrengender Arbeit in der Umgebung des Campo Marzo seinen Spazirgang machte. Dieser feinfühlige Finder hervorragender Talente näherte sich in seiner angeborenen und immer wachen, leicht entzündlichen Begeisterung dem fröhlichen Kreis, aus dessen Mitte die Stimme kam, und war aufs Neue erstaunt, als er den kleinen zehnjährigen Sänger die fließenden Achtzeiler formen hörte. Sofort reifte in ihm der Entschluß, diese bedeutenden Anlagen nicht im Druck der Armuth untergehen zu lassen. Leicht erlangte er die Zustimmung der bedrängten Familie, den kleinen Pietro als Schüler und Sohn anzunehmen und für dessen Ausbildung zu sorgen. Mit einer Staunen erregenden Fassungsgabe drang der Knabe und Jüngling in die Wissenschaften ein und im Zeitraum von wenigen Jahren hatte er, jedes Hinderniß leicht überwindend, die Quellen aller Feinheiten erreicht, die Hellas und Latium in der Zeit höchster Blüthe einst befruchtet hatten. Als 1718 Gravina starb, hinterließ er dem Adoptivsohne sein Vermögen von fünfzehntausend römischen Scudi. Seines unermüdlichen Wohlthäters und Lehrers beraubt, folgte Metastasio in freier Wahl seinen Neigungen, die ihn unwiderstehlich zu der dramatischen Kunst hintrieben. Er ging nach Neapel, wo er die erwähnte Freundin, die Sängerin La Romanina, fand. Für sie schrieb er die Dramen, die seinen Ruf begründeten und ihn in der Folge an den Kaiserlichen Hof brachten. Länger als fünfzig Jahre haben ihn die Mauern Wiens beherbergt. Bei aller Liebe, die er seinem Heimathland bewahrte, hing er doch mit ganzem Herzen an dieser Stadt, seit er durch ihre Thore geschritten war. Am zwölften April 1782 starb Metastasio. In der Stefanskirche wurden seine irdischen Reste beigesetzt.

Leipzig. Maximilian Rudolph Schenck.

Der Hofmeister. Georg Müller in München.

Unter dem Titel dieses Buches stehen die Worte: Die Geschichte eines Niederganges. Das soll Dir bedeuten: Lieber Leser, wenn es dem Autor etwa nicht gelungen sein sollte, Dir auf seinen 319 Seiten klar zu machen, was er mit diesem Roman will, dann lerne es aus dem Titelblatt. Nämlich, daß es sich nicht in erster Linie um die beiden Gestalten handelt, die im Vordergrund stehen, um den unseligen larvenhaften Halbcretin Raffaello noch um den Vater dieses unappetitlichen Knaben, den alten Baron, der so gern normal sein möchte und doch ein groteskes, entartetes Wesen ist. Vielleicht siehst Du vor Allem diese beiden grellen Figuren; aber, bitte, tritt weiter zurück. Durch das Gewirr von bunten Episoden, von pointillistisch eingesetzten Farbenflecken, von Riviera-Impressionen und italienischen Landschaftbildern zieht sich eine Linie, die Du errathen solltest: die Linie, auf der der junge Hofmeister Erwin Gärtner aus dem hungrigsten Winkel der Studentenboheme in die fette Flachebene einer Domestikenbehaglichkeit hinabsteigt. Wenn diese feine Linie des Niederganges nicht verwischt und

Google

verzeichnet ist, dann soll sie Dir zeigen, wie ein hochorganisirter, aber schwacher Künstlermensch von schwammigen, aber starken Geldmenschen überwältigt, gelähmt, aufgefressen wird. Du mußt zurücktreten, um durch die Farben die Zeichnung zu sehen. Siehst Du sie nicht, dann mache ein Kreuz über dieses Buch. Dann ist es mißlungen.

Richard A. Bermann.

Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirthschaftlehre, Leipzig, A. Deicherts Verlag.

Wie die Naturforschung früherer Jahrhunderte die organische Welt nicht betrachten konnte, ohne immer auch Etwas beweisen zu wollen, die Vollkommenheit von Organen oder die Weisheit Gottes, so sind die Vertreter der in Deutschland herrschenden nationalökonomischen Richtung, die Kathedersozialisten, meist außer Stande, die Organe der Volkswirthschaft zu betrachten, ohne dabei politische Urtheile über ihre Vollkommenheit oder Unvollkommenheit abzugeben. Und diese Urtheile werden in die Darstellung eingeführt, ohne daß gewöhnlich auch nur der leiseste Versuch gemacht wird, ihre Grundlagen anzugeben und ihre wissenschaftliche Berechtigung nachzuweisen. Wir werden mit ihnen gleichsam hinterrücks überfallen; sie werden dem Leser oder Hörer suggerirt, also in der selben Weise verwendet, wie sie im politischen Tageskampf üblich ist. Durch das Eindringen dieser politisirenden Methode ist die heutige deutsche Nationalökonomie das Gegentheil einer voraussetzunglosen Wissenschaft geworden; in ihr gilt als erlaubt, ja, wird uns als ein großer wissenschaftlicher Fortschritt gepriesen, was in den übrigen Wissenschaften als verboten angesehen wird. Meine kleine Schrift schildert kurz die Entstehung und die Ausbreitung der politisirenden Methode und die jetzt gegen sie einsetzende Bewegung; sie zeigt dann ihre wissenschaftliche Unhaltbarkeit und entwickelt die wahren Aufgaben wissenschaftlicher Behandlung der Wirthschaftpolitik. Schließlich werden die verhängnißvollen Folgen, welche die politisirende Methode für die Entwickelung der Wissenschaft selbst und für ihre Stellung im öffentlichen Leben gehabt hat, erörtert. Man kann bezweifeln, ob es heute, nachdem die Herrschaft des Kathedersozialismus bereits mehr als ein Menschenalter gewährt hat, überhaupt noch möglich ist, die deutsche Volkswirthschaftlehre aus der Umschlingung durch die politisirende Methode wieder zu befreien. So lange auch noch der kleinste Hoffnungschimmer vorhanden ist, scheint es mir aber Pflicht, den Versuch zu wagen. Vielleicht gelingt es wenigstens, die allgemein übliche Verquickung von Politik und Wissenschaft wieder auf ein etwas erträglicheres Maß zurückzuführen. Die entschiedene Sprache meines Buches ist durch die Stärke des Gegensatzes, der meine Auffassung von der herrschenden trennt, bedingt. Mir handelt sichs hier um Sein oder Nichtsein der Nationalökonomie als voraussetzungloser Wissenschaft.

Frankfurt a. M. Professor Dr. L. Pohle.

Google

Geld und Politik.

Das thörichte Neujahrsgerücht, Oesterreich wolle in Frankreich und England eine Anleihe aufnehmen, hat in Paris und London ein Preßstürmchen entfesselt. Oesterreich-Ungarn ist dem Deutschen Reich verbündet; es baut Schiffe und Eisenbahnen, um gerüstet zu sein, wenn die Sozietät zu den Fahnen ruft. Darf man solches feindsälige Werk mit Geld unterstützen? Nevermind! Jamais! Staaten, die zu verschiedenen Bündnißgruppen gehören, dürfen einander nicht mit Finanzkredit unterstützen. Solche Geldsperre gabs ja in England schon: gegen russische Anleihen. Nun hat Oesterreich gar keinen Anlaß, im Ausland Geld zu suchen. Der Anleihekredit des Jahres 1912 beschränkt sich auf 150 Millionen Kronen, die für das inländische Kapital bestimmt waren. Mitte Dezember 1911 wurde das neue österreichische Rentenkonsortium bestätigt, das die Finanzgeschäfte des Staates durchführen soll. Wie ich hier schon schilderte, hatte der Kampf zwischen der Rothschildgruppe und dem Fiskus das alte Band zwischen Staat und Bank gelöst und bewirkt, daß der Postsparkasse die Führung bei den Rentenemissionen übertragen wurde. Die Rothschildgruppe entschloß sich zur Abdankung und eine Folge dieses Regirungwechsels war, daß im Bereich des österreichischen Rentenmarktes die Deutsche Bank an die Stelle der Diskontogesellschaft trat. Doch die Ausschaltung mächtiger Großbanken erschwerte den Absatz der ohnehin nicht leicht unterzubringenden Staatspapiere: und so war man in Wien froh, als noch vor Jahresschluß gelang, alle Banken, auch die der Rothschildgruppe, wieder unter einen Hut zu bringen. Im Finanzkonsortium ist die Postsparkasse prima inter pares. Und diese starke Gruppe sollte nun, einer Läpperei wegen, in Paris und London betteln gehen? Denkbar ist höchstens daß Leute, die auf Vermittlerlohn erpicht waren, auf eigene Faust Verhandlungen führten. Gegen solche Strebsamkeit ist kein Kraut gewachsen.

Lange hat Frankreich, auch in der Dreibundszeit, austro-ungarische Anleihen gern aufgenommen. Die Oesterreichische Länderbank hat, seit 1890, eine Filiale in Paris, der die Politik das Leben nicht schwer gemacht hat. Erst in den letzten Jahren wurde die Regirung (nicht die Haute Banque und das Publikum) unfreundlich. Unter Wekerle sollte eine ungarische Staatsanleihe von 500 Millionen Kronen auf den pariser Markt gebracht werden. Als die Vorbereitungen erledigt waren, forderten die französischen Banken, im Auftrag des Finanzministers, die Ausstattung der Titres mit Goldcoupons. In dieser Bedingung lag ein Zweifel an der Kreditwürdigkeit des Königreiches Ungarn: deshalb wurde sie abgelehnt und das Finanzgeschäft im Bereich der habsburgischen Monarchie abgeschlossen. Im April 1911 bewilligte der Stadt Budapest ein Bankenkonsortium unter der Leitung des Crédit Lyonnais eine Anleihe von 100 Millionen Kronen, der die Regirung (Finanzminister und Minister des Aeußeren) die cote officielle verweigerte. Die Banken mußten sich mit der cote en banque begnügen. Die beiden Formen der Notirung unterscheiden sich dadurch,

Google

daß im ersten Fall das Syndikat der agents de change, mit der Zustimmung des Finanzministers, die Erlaubniß zur offiziellen Börsennotirung giebt und so dem Papier einen vornehmen Rang anweist (auch in Berlin ist die amtliche Börsennotiz ja etwas Anderes als die bloße Notirung im Privatverkehr). Eine Weile wurde der Widerstand der französischen Regirung gegen wiener und pester Anleihen mit der Angelegenheit der Oesterreichischen Südbahn verquickt, deren französische Prioritäre die österreichische Gruppe ihren Wünschen gefügig machen wollten. Politische Verstimmung wurde erst fühlbar, als die Türkenanleihe des Jahres 1910 nicht von der Banque Ottomane, sondern von einem deutsch-österreichischen Finanzkonsortium übernommen wurde. Seitdem sind die Finanzbeziehungen zwischen Wien und Paris nicht wieder zärtlich geworden.

Der französische Kleinrentner liebt aber die k. k. Staatspapiere. Vierprozentige Staatsschuldverschreibungen von so guter Herkunft wie die schwarzgelben sind so billig nicht leicht zu haben. In Oesterreich selbst gehts den Anleihen nicht viel besser als in Deutschland. Die Doppelmonarchie häutet sich: der Agrarstaat will Industrieland werden. Wer zum größten Theil landwirthschaftliche Produkte ausführt, wie Rußland, hat eine aktive Handelsbilanz. So war es auch in Oesterreich bis vor wenigen Jahren. Jetzt ist der Import von Rohmaterialien gestiegen und die Handelsbilanz passiv geworden. Durch diese Wandlung ist auch die Verbreitung der Staatsrente erschwert worden. Die Industrialisirung bringt Aktien und lockt von den Anleihen weg. In Frankreich bleibt das Kapital den Renten treu. In die pariser Börse wurden im Jahr 1911 eingeführt: fremde Staats- und Stadtanleihen 989, fremde Schuldverschreibungen 1756, fremde Aktien 1137, zusammen: 3882 Millionen Francs in ausländischen Werthpapieren. Frankreich selbst war nur mit 815 Millionen vertreten. Das französische Kapital ist auf fremde Effekten angewiesen; und die Lebensbedingungen des Kapitals sind wichtiger als die politische gloire. Man mag fordern, daß ein Staat, der sich irgendwo Geld leiht, um Eisenbahnen und Schiffe zu bauen, die Industrie des Geldgebers mit Aufträgen speise. Aber Frankreich kann nicht verlangen, daß Oesterreich seine Kanonen bei Schneider im Creuzot bestelle oder seine Dreadnoughts in Toulon auf Stapel legen lasse, um in Paris seine Anleihen unterzubringen. Ließ sich etwa Rußland die Verwendung des im Ausland aufgebrachten Geldes vorschreiben? Der internationale Effektenverkehr käme in drangvolle Enge, wenn die Politik ihm die Wege sperrte. Jedenfalls hätten die Länder, deren Anlagewerthe sich nur niedrig verzinsen, keinen Vortheil von einer ihnen aufgezwungenen Enthaltsamkeit. Das Geld würde den Weg zur üppigsten Zinsenstätte schon finden; und dem strengen Fiskus entgingen die Steuern.

Der Brite steht zum ausländischen Werthpapier anders als der Franzose. Der londoner Kurszettel ist mit englischen Effekten reichlich versehen. Im vorigen Jahr betrug die Summe der dort emittirten Papiere etwa 192 Millionen £ (gegen 267 im Jahr 1910). Das Minus

Google

war hauptsächlich der Zurückhaltung in der Fabrikation von Kautschuk- und Oelshares zu danken. Aber England hat einen so stattlichen Vermögensüberschuß, daß Konsols, trotz niedrigem Preis, das Bedürfniß nicht decken. Die großen exotischen Anleihen machen zuerst in London Station; und die Subskriptionerfolge zeigen, daß John Bull mindestens so viel Gefühl für gute Zinsen hat wie jeder erfahrene Mitteleuropäer. Die unfreundlichen Worte, die dem deutsch-österreichischen Kapital als Neujahrsgrüße gespendet wurden, können uns gleichgiltig sein. Ein newyorker Finanzmann hat mit Recht gesagt, im internationalen Verkehr mit Geld und Werthpapieren seien „Schutzzölle“ undenkbar; Prohibitivmaßregeln würden immer nur leere Form bleiben und das Geld stets Vermittler finden, die ihm den Weg zur „Gelegenheit“ weisen. Die Dollarmänner schimpfen über die deutsche Handelspolitik und kaufen dennoch deutsche Schatzanweisungen; ihre Eisenbahngesellschaften geben ihre Shares, nicht aber ihre Aufträge nach Deutschland. Zwei Methoden. Wer ist nun der tüchtigere Finanzpolitiker: der Engländer, der Franzose oder der Yankee?

Daß England das Geld unserer Banken nicht verschmäht, hat sich wieder gezeigt. Nach Neujahr schien drüben das Geld knapp zu werden. Der Privatdiskont stieg und ließ (was selten geschieht) den Wechselzinsfuß in Deutschland hinter sich. Da boten deutsche Banken in London Geld an und wurden es zu gutem Zins los. Die Bühne hatte sich gedreht. Vorn stand nun Deutschland mit dem großen Portemonnaie, auf der Rückseite Britanien, das im Winter 1911 der Geldspender war. Die Bank von England zögert vor der Hingabe neuer Mittel noch länger als unsere Reichsbank: deshalb läßt ihr leidlicher Status die Dürre des Geldmarktes nicht sogleich erkennen. Sie ist in die Fesseln eines veralteten Gesetzes, der Peelsakte, gezwängt, die vorschreibt, daß jede Note, die über einen Gesammtbetrag von 18,45 Millionen £ ausausgegeben wird, mit Metall gedeckt sein muß. Im Gegensatz zur deutschen Drittelbdeckung also eine lückenlose Metalldecke, unter der man sich schwer bewegen kann. Was würde, wenn der englische Geldmarkt seine internationalen Verbindungen nur so weit ausnützen dürfte, wie die Politik gerade zuließe? Auf die Bank von Frankreich ist nicht mehr so sicher zu rechnen wie einst; auch sie ist durch den gesteigerten Kreditbedarf beengt und zur Erweiterung des Notenkontingents gezwungen worden. Das neue Bankgesetz erhöht die Möglichkeit der Emission von 5800 auf 6800 Millionen Francs.

Finanzfeindschaften pflegen nicht lange zu währen. Die neue schweizerische Staatsanleihe (83¾ Millionen Francs) ist auch in Deutschland zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt worden. Der Bund übernimmt die Gotthardbahn, die Gesellschaft liquidirt und jeder Aktionär soll zunächst eine Abschlagzahlung erhalten. Wer hat bei diesem Schlußakt der Bahnverstaatlichung noch an die Zeit gedacht, wo in Europa die Aktionäre gegen die Eidgenossenschaft tobten, die sie schlecht behandelt hatte? Eine einträgliche Emission hat noch immer mehr Zugkraft als das schönste politische Glaubensbekenntniß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Januar 1912.

Inventur=Ausverkauf.

Vier Tage vor der Hauptwahl bat mich der berliner Vertreter der (für die pariser Stimmung wichtigsten) Zeitung Le Matin, ihm zu sagen, wie ich mir das Wahlergebniß und das Antlitz des neuen Reichstages vorstelle. Nie (antwortete ich ihm) habe ich Neigung noch Beruf zum Prophetenamt gefühlt. Und diesmal die Wahlbilanz ahnen? Das wäre noch schwerer als die Enträthselung der Symbolikerdramen, die Ihr Sarcey undurchsichtig wie eine Tintenflasche fand. Aber auch ohne Prophetengabe, meinen Sie, könne man ungefähr vermuthen, welchen Eindruck die Kämpfe um die Reformen des preußischen Wahlrechtes und der Reichsfinanzen, die Theuerung der Lebensmittel, der Marokkohandel und die anglo=deutschen Friktionen in die Volksseele gemacht haben. Hier stock' ich schon. Kann diese Volksseele denn durch die Abgabe von Stimmzetteln zu klarem Ausdruck kommen? Wir haben das liberalste (im alten, schon ein Bischen altmodischen Sinn des Wortes) Wahlsystem: allgemeines und gleiches Stimmrecht, direkte und geheime Wahl. Doch unsere Wahlkreise sind einander an Größe nicht gleich, sind noch, wie sie vor vier Jahrzehnten waren: und Sie wissen ja auch in Frankreich, wie sich seit dieser Zeit die Volkszahl und die Reichsstruktur verändert hat. (Im fünften Paragraphen des Wahlgesetzes für den Reichstag des Norddeutschen Bundes, das am einunddreißigsten Mai 1869 in Kraft trat, war gesagt worden: „In jedem Bundesstaat wird auf durchschnitt=

Google

lich hunderttausend Seelen derjenigen Bevölkerungzahl, welche den Wahlen zum Verfassung gebenden Reichstag zu Grunde gelegen hat, ein Abgeordneter gewählt. Ein Ueberschuß von mindestens fünfzigtausend Seelen der Gesammtbevölkerung eines Bundesstaates wird vollen hunderttausend Seelen gleich gerechnet. In einem Bundesstaat, dessen Bevölkerung hunderttausend Seelen nicht erreicht, wird ein Abgeordneter gewählt. Eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten in Folge der steigenden Bevölkerung wird durch das Gesetz bestimmt.") Die Absicht auf diese Vermehrung ist bis heute nicht ausgeführt worden. Wir haben Abgeordnete, die von achttausend, und andere, die von fast zweihunderttausend Stimmen gewählt sind. Also eine Demokratie, deren Machtbereich durch eine fromme Lüge begrenzt ist. Durch eine jeder Regirung, die nicht zu Gunsten der Masse abdanken will, schwer entbehrliche. Denn da in den städtischen Wahlkreisen, in den Industriecentren, in die immer neue Arbeiterheere von der Ackerscholle her eindringen, die Volkszahl viel höher als in den ländlichen Bezirken gestiegen ist, würde die zeitgemäße Abgrenzung der Wahlkreise heute nur Denen nützen, deren Ziel die uneingeschränkte Volksherrschaft ist. Da haben Sie schon eine Fehlerquelle. Zweite: Das Deutsche Reich kennt keine Proportionalwahl. Die Minderheiten sind im Reichstag nicht vertreten; und sind oft doch sehr groß. Wer in unseren Industriestädten nicht für einen Sozialdemokraten zu stimmen vermag, ist eigentlich wahlrechtlos; denn die Mehrheit des rothen Kandidaten ist meist so groß und so sicher, daß die Abgabe eines nicht für ihn stimmenden Zettels zur werthlosen Demonstration wird. Trotzdem hat der Wahlkampf des Jahres 1907 den Sozialdemokraten Verluste gebracht? Sitzverluste; ihre Stimmenzahl ist auch damals gestiegen. Sitze haben sie verloren, weil die Bürgerparteien, von denen nur das Centrum ausgeschlossen war, gethan haben, als trenne sie kein Zwist; weil sie in Eintracht gegen den Feind der Bourgeoisie fochten. Mit solchem Kriegspländchen ist stets ein Erfolg zu holen. Wenn Konservative und Liberale, Landvolk und Industrievolk, die einander sonst schmähen und schonunglos bekämpfen, sich zur treuga dei entschließen und gemeinsam stimmen, können sie in manchem Wahlkreis den Sozialdemokraten das Mandat wegkapern. Doch die Nachwirkung des Kniffes währt

Google

nicht lange; die erkünstelte Einheit kann keine ernste Probe bestehen. Diesmal wendet die Wuth der Kampflustigen sich wider die Konservativen und das Centrum; und wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß viele Liberale schon am Tag der Hauptwahl für einen Sozialisten stimmen werden, weil sie ihn dem Agrarier oder Centrumsmann vorziehen. Im Januar 1907 war der Reichstag unter dem Feldgeschrei: „Gegen Roth und Schwarz" gewählt worden; Schwarz hatte sich gehalten, Roth das Spiel verloren. Die Mehrheit (Konservative und Liberale) konnte nichts Rechtes leisten, weil sie nur durch Schlagwörter, nicht durch die Einheit des Wollens zusammengehalten war. Der Streit um die Finanzreform hat das alte Bündniß der Konservativen mit dem Centrum wiederhergestellt. Nur diese Koalition bot eine Mehrheit für die neuen Reichssteuern; und in ihr lebte natürlich der Wunsch, sich im Reichstag die Herrschaft zu wahren. Das ist ihr rasch gelungen. Kein Wunder also, daß die Liberalen, die gehofft hatten, auch einmal das behagliche und einträgliche Leben einer mitregirenden Partei zu führen, grimmig enttäuscht waren. Sie zetern über „Reaktion" (von der, da dem Volke kein Recht geraubt ward, im Ernst bei uns nicht geredet werden kann) und selbst die Nationalliberalen, deren Aufgabe doch ist, einst die konservative Industriepartei zu werden und, als Vertreterin städtischer Intelligenz und Kultur, die noch allzu rustikal rauhen Sitten der Grundbesitzer und Bauern im Kampf um die Erhaltung des wohlthätig Bestehenden zu sänftigen, selbst sie scheinen entschlossen, der Sozialdemokratie vorwärts zu helfen. Das Rothe Gespenst ängstet sie also nicht; sie fürchten nicht, daß die Sozialdemokraten ihre Programmforderungen durchsetzen, die Expropriateurs (nach Marxens Ausdruck) expropriiren, die Diktatur des Proletariates schaffen, das Reich schwächen und die Grundmauer seiner Privatwirthschaft zerstören werden. Hätte ich das Glück, mit meiner Ueberzeugung an der Lehre der Sozialdemokratie zu hängen, dann würde ich dieses Schauspieles nicht froh. Die Bourgeois, die für Rothe stimmen, beweisen dadurch ja, daß sie deren Rachedrohung nicht ernst nehmen. Thäten sies, fingen sie je zu fürchten an, die rothe Fluth könne die Reichsmauer lockern: noch in der Geburtstunde dieser Furcht wären sie, alle, geeint, auch die Katholiken nicht mehr ausgeschlossen; und solche Kampfgenossenschaft wäre

Google

fester geschmiedet als die vom Bedürfniß eines Ministers bewirkte. Bis diese Stunde schlägt, können wir aber noch lange warten.

Das Ausland weiß wenig vom Wesen unserer Parteien. Und einem Franzosen braucht man nicht erst zu sagen, in welchen üblen Ruf das Geschrei der Radikalen überall die im Staat und in der Gesellschaft Herrschenden bringt. Manche deutsche Zeitung (deren Besitzer seit dem Jahr der Reichsgründung vielleicht fünf Dutzend Millionen erworben hat) sucht das Ausland in den Glauben zu überreden, das deutsche Volk ächze in einem kaum noch erträglichen Joch, das die dem Klerus verbündeten Junker ihm aufgezwungen haben und das jede freie Entwickelung der Wissenschaft, Kunst und Kultur hemme. Diese Schauermär soll auf die Galerie wirken, wo die Wählerschaaren gepfercht sind; hüten Sie sich, auch nur ein Wort davon zu glauben. Längst ist unsere Konservative Partei, die fast nur in den preußischen Landbezirken starke Wurzeln hat, in die Defensive gedrängt; ist ihr ganzes Handeln von dem einen Wunsch bestimmt, sich den Zollschutz zu bewahren, ohne den, auf undankbarem Boden, der deutsche Landmann sich im Wettbewerb mit ergiebigeren Ländern nicht halten könnte. Kein Redlicher darf leugnen, daß diese Partei (deren politische Rolle nicht geeignet ist, Massenbeifall hervorzulocken) die großen Zeichen der Zeit oft verkannt und dem modernen Empfinden sich nicht so angepaßt hat, wie weitsichtige Klugheit empfahl. Den Aufstieg der Stadtbürgerschaft hat sie dennoch nicht zu hindern vermocht. Geld, Industrie, Presse: diese Gewalten sind der Bourgeoisie unterthan. Sie leitet die Banken, Fabriken, Hütten, Zechen, läßt drucken und spielen, was ihr just beliebt, und hat sich, seit Wilhelm der Zweite auf dem Thron sitzt, sogar Titel, hohe Orden, Hofehren in reichlicher Fülle zu sichern verstanden. Die Kommerzienräthe oder Geheimräthe, die bunt bebänderten, mit Kronen, Adlern oder (trotz der Manchem unbequemen Erinnerung an Golgotha) Kreuzen behängten Herren, die um Festtafeln sitzen, ähneln in keinem Zug hörigen Schächern. Großindustrielle, Bankdirektoren, Professoren, Künstler, Schriftsteller von Ruf und stattlichem Einkommen darf der Fremde den Nationalliberalen zuzählen; die Söhne der selben Schicht, die sich noch nicht emporgearbeitet haben, gehören der Fortschrittlichen Volkspartei. Rechts die Männer, die dem alten Preußen den Kraftwerth schufen; links

die Bereiter der Wirthschaftmacht, die das neue Reich nährt. Die beiden Gruppen haben verschiedene Interessen. Von Naturrechtes wegen: wer seinen Acker bestellt, hat andere Bedürfnisse, braucht auch einen anderen Arbeitertypus als ein Stadtmensch, ein Fabrikant oder Kaufmann, Importeur oder Exporteur, der bequeme Verkehrsbedingungen und billige Preise ersehnt. Wer die politische Macht als einen Berg sieht, kann wachen Auges nicht zweifeln: die Städter steigen hinauf, die Landleute (langsam) herab. Die Liberalen aber, die nicht so dicht zusammenhocken wie auf dem Lande die Taglöhner, in der Industriestadt die Arbeiter, können deren Stimmzettelhaufen, unter der Herrschaft des Kreiswahlsystems, nicht leicht überthürmen. Deshalb werden sie ungeduldig, heischen die ihrer intellektuellen und ökonomischen Leistung gebührende Macht im Staatsleben, im Heer, auf den Höhen der Verwaltung; und knirschen, weil der Adel ihnen noch nicht die letzte Zinne räumen will. Draußen hört man den Widerhall der ungeduldig fordernden und der höhnisch abwehrenden Stimmen und wähnt, dem jungen Reich drohe Lebensgefahr. Auch dieser Glaube trügt. Unserem politischen Leben fehlt freilich mancher „Komfort der Neuzeit“. Straffe Zucht, Ordnung, Unterordnung: so lautet, noch immer, die Losung. Jeder Vorschrift soll blind gehorcht, vor jeder Autorität, auch der verjährten, der Rücken gekrümmt werden. Ein Erbtheil vom alten Preußenstaat, der, nach Bismarcks Wort, wie eine Wolljacke kratzte, aber warm hielt. Daß sichs in einem Prunkhotel behaglicher als in einem Feldlager lebt, braucht man nicht zu beweisen. Diese Feldlagerordnung aber, diesen Kriegergeist, diese strenge Disziplin, die den Schaffner zur irdischen Vorsehung des Reisenden macht, müssen wir zu erhalten trachten. Warum? Weil wir, als Nation, noch nicht gesättigt sind; weil wir auf dem Erdball noch nicht den einem so rasch wachsenden Volk nöthigen Raum haben und eines nahen oder fernen Tages gezwungen werden können, ihn uns zu erkämpfen.

Daß die Sozialdemokratie diesmal sehr viele Sitze belegen wird, ist gewiß. Einundachtzig hatte sie schon; wenn sie jetzt hundert, gar hundertzwanzig erobert: die Räder der Reichsmaschine werden weiterklappern. Der deutsche Arbeiter macht keine Revolution. Er hat Allerlei zu verlieren, ist der Stimmung eines Verzweifelnden sehr fern und erhofft, als stramm gläubiger Mar-

Google

rist, das Heil von der „Entwickelung“, die sein metaphysisches Bedürfniß ins Wolkenreich der Religionen erhoben hat. Im Straßenkampf sich modernem Geschütz als Zielscheibe aussetzen? So dumm ist er nicht. In der innersten Herzkammer sogar sehr stolz auf sein Vaterland und bereit, es mit seinem Blut zu vertheidigen. In jeder Stunde ernster Reichsgefahr wird der Parteizank verstummen und Willenseinheit die ganze Nation waffnen. Wer darauf rechnet, daß der Gruppenzwist (über den der Betrachter eines mit Treibhausgeschwindigkeit industrialisirten Bauern- und Soldatenstaates sich doch nicht wundern dürfte) die Wehrkraft, die Angriffswucht schwächen werde, hat Deutschlands Wesen nie erkannt. Das Reich steht auf festem Grund und ist stark. Drum verlangt es auch eine starke Politik; stille, stetige, tapfere. Das deutsche Volk sehnt sich nicht nach verblüffenden Gesten und Prahlerfanfaren; nicht nach Geräusch und Grimasse. Dem Ertrag seiner Alltagsarbeit soll endlich auch der Reichsgewinn aus dem internationalen Geschäft entsprechen. Das will es; findet die beiden Bilanzen (der Wirthschaft und der Politik) einander zu ungleich und langt nach dem Recht, an der Gestaltung des Reichsschicksals mitzuwirken. Gern wahrt es den Frieden und bleibt bei der Arbeit, die ihm reichlich zinst. Kommt es auf der Erde aber nicht vorwärts, muß der fleißige, friedliche, doch auch muthige Deutsche immer wieder sehen, daß ihm stets Unerlangbares nicht von Briten und Franzosen nur, sondern sogar von Russen und Italienern erlangt wird, dann könnte der furor teutonicus noch einmal aufglühen, das Feuer der Kampflust die Hirne entflammen und die Nation sich erinnern, daß ihr keine Industrie so viel eingebracht hat wie der Krieg. Keiner hätte die Kraft, diese Flamme zu löschen. Im weiten Reich nicht Einer. Drum muß man (nicht bei uns nur) wünschen, daß dem Deutschen Reich bald eine Regirung beschieden werde, die, ohne Gefuchtel und Bluff, die nationale Arbeit im Bezirk internationaler Politik nutzbar macht und im Volk die Freude am Reichsleben, die zu welken anfängt, zu neuer Blüthe bringt. Stärkere Friedensbürgschaft ward bis heute noch nirgends erdacht.

Des Einzelnen Stimme verhallt. Seit in den Zeitungen, die sich der größten Kundschaft rühmen, täglich zweimal erzählt wird, die Verdoppelung der sozialdemokratischen Mandate sei ein Himmelssegen fürs arme Reich, das bald nun, spätestens in der näch-

Google

sten Woche, eine völlige Wesenswandlung erleben werde, glaubt man draußen wieder, der Teutonenteufel sei los und Deutschland könne sich, auf morschender Grundmauer, kaum noch vor dem Zusammenbruch retten. Muß draußen dran glauben. „Der Kampf ist in erster Linie darauf gerichtet, die Macht jenes Ueberagrarierthumes zu brechen, das in den letzten Jahrzehnten verstanden hat, durch die einseitigste Interessenpolitik alle Staatslasten von sich abzuwälzen, unserem erwerbthätigen Bürgerthum dagegen Bürden über Bürden aufzuhalsen und ihm seine staatsbürgerlichen Rechte, unter ständiger Bevorzugung einer junkerlichen Kaste, zu verkümmern.“ (Hört! Einseitige, einseitigere, einseitigste Interessenpolitik. Ueberagrarier, die „alle“ Staatslasten von sich abgewälzt haben, also weder direkte noch indirekte Steuern zahlen. Und ein Bürgerthum mit verkümmerten Rechten.) „Eine Unsumme von Empörung und Erbitterung hat sich gegen dieses Ueberagrarierthum angehäuft, das allen Wünschen des Volkes nach steuerlicher Gerechtigkeit und nach sozialem Ausgleich hohnlachte, das dem dringenden Bedürfniß nach Vorwärtsbewegung auf wirthschaftpolitischem und kulturellem Gebiet, nach innerem Zusammenschluß des deutschen Handels, Gewerbes und der Industrie ständig neue Hindernisse in den Weg legte.“ (Hört! Ungerechte Steuern; kein Wille zu sozialem Ausgleich; Wirthschaft und Kultur schrumpft; Handel, Gewerbe, Industrie stöhnen unter striemender Junkerpeitsche. Neben dem Bild dieses Gräuelstaates scheint das Frankreich der Lilienlouis ein Eden. Und wer zeigt uns das Schreckbild? Ein am Straßenrand lungernder Strolch? Hört!) „Die nächste Zeit wird über die Zukunft des Bürgerthums entscheiden. Und deshalb treten wir heute an Sie heran, nicht als Bittende, sondern als Mahnrufer Ihres Gewissens, Ihre Pflicht zu thun gegenüber Ihrem eigenen Stand durch Leistung eines Ihren Vermögensverhältnissen entsprechenden Beitrages zum Wahlfonds des Hansabundes. (Außer der „Unsumme von Empörung und Erbitterung“ ist also noch eine von Markstücken nöthig. Daß die Gemeinschaft mit diesem ekeln Kram den Erben Miquels und Bennigsens geschadet hat, ist begreiflich. Unbegreiflich nur, daß Männer von Selbstachtungbedürfniß für die Verbrämung so schnöder Demagogie ihre Namen hergeben.) Das ist ein Pröbchen. In einer großen Volksparteizeitung stand, der Ertrag der Reichsfinanz-

Google

reform sei „den Aermsten der Armen“ abgepreßt worden. (Eine halbe Milliarde. Glückliches Reich, wo noch den Allerärmsten so viel zu erpressen ist!) Das lesen, Tag vor Tag, die Fremden und Fernen; und müssen glauben: „Die Räuberbande, die den deutschen Bürger plündert und anspeit, weicht nur der Gewalt; also kommts zum Bürgerkrieg, wenn Deutschland den Volkszorn nicht nach außen kehrt.“ Die Rechnung stimmt nicht, liebe Nachbarn; was Ihr aufgetischt seht, ist Bettelsuppe und Quark. Den wichtigsten Steuer- und Zollgesetzen hat die Nationalliberale Partei zugestimmt. Der Grundbesitzer zahlt dem Staat mindestens eben so viel wie der Geldbesitzer. Kein Bürgerrecht ist verkümmert. Der „soziale Ausgleich“ weiter gediehen als in den größten Republiken der Erde. Industrie und Handel sind manchmal durch dumme Chicane geärgert worden, doch so schnell erstarkt, daß sie die älteren Konkurrenten zurückdrängen konnten und weder die deutsche Landwirthschaft noch die Republikaner Amerikas und Frankreichs beneiden, die keine Junker und dennoch hohe Schutzzölle haben. Wäre der Reichszustand, wie die Hansahetzer ihn schildern, dann könnten nur Feiglinge, die Tribunenruhm einheimsen, auch auf Orden und Titel aber nicht verzichten möchten, den Kampf gegen Parteien, nicht gegen die allein für diesen Zustand verantwortliche Regirung führen. (Daß eine Partei ihr Interesse wahrt, ist am Ende verzeihlich; infam aber die Regirung, die von Parteiwillkür das Land verwüsten läßt. Die erbärmliche Pfiffigkeit, die, um hoffähig zu bleiben und an Ministertischen schmatzen zu dürfen, thut, als sei alles Unheil das Werk einer Fraktion, ist nachgerade doch fadenscheinig geworden.) Ein von Mißgeschick Verfolgter, ein Darbender, nie an die Quellen der Macht Zugelassener mag die Mängel eines ihm lästigen Staatswesens ins Ungeheure verzerren. Von Millionären, Günstlingen Fortunens und anderer Majestät, müßte, wenn sie das Bild der Heimath ins Verächtliche fälschen, der Deutsche sich in Abscheu und Ekel wegwenden.

Diese traurige Fälschung, die Deutschlands Feinden neuen Muth giebt, wird, über die Wochen des Wahlgekläffs hinaus, als Reichsgefährdung fortwirken. Und was wird „anders“ werden? Die liberalen Fraktionen haben Sitze und Ansehen verloren. Leben nur von der Gnade des Feindes; von der grimmigen Laune, die einen Anderen ärgern wollte. Wenn der Phrasenrausch aus

Google

dem Hirn geweht ist, werden sie selbst es spüren. Nicht Alles darf man ungestraft dem Wähler zumuthen. Anno 1907 sollte er mit jeder erlangbaren Waffe für den Konservativen wider den Sozialdemokraten kämpfen. Jetzt? Jubeln, wenn ein Konservativer erschlagen, einem Sozialdemokraten ein Platz im Reichstag erstritten ist. Noch am dreißigsten März 1909 (als die Konservativen sich schon gegen die erweiterte Erbschaftsteuer ausgesprochen, also Todsünde auf ihre Seele geladen hatten) sagte Herr Bassermann: „Die Sozialdemokraten Arm in Arm mit den Nationalliberalen zu sehen: ich muß sagen, Das ist eine absonderliche Auffassung. Ich meine, wenn der Block einmal vergeht, dann muß der Liberalismus auf eigenen Füßen stehen, auf eigenen Beinen; er hat ja zwei, ein rechtes und ein linkes, und braucht das dritte, sozialdemokratische Bein nicht dazu. Der Unwille des gesammten Bürgerthumes hat zu der Niederlage der Sozialdemokratie geführt. Ich meine, dieses Tod bringende Bündniß mit der Sozialdemokratie wird der Liberalismus nicht abschließen." Im Dezember 1911 wars abgeschlossen; am zwanzigsten Januar 1912 wurde Herr Bassermann von sozialdemokratischen Stimmen gewählt, am dreiundzwanzigsten ein Freudenfeuer angezündet, weil Nationalliberale in Köln den Fall des tüchtigen Justizrathes Trimborn und den Sieg eines noch unerprobten Sozialdemokraten erwirkt hatten. Wer solchen Kostwechsel verträgt, ist um seinen Magen zu beneiden. Konservative und Sozialdemokraten waren 1907 und 1909 nicht um ein Haar anders, als sie heute sind. Durften Liberale sich raubsüchtigen Reichsblutsaugern verbünden? Durften sie, die seit vierzig Jahren den demokratischen Sozialismus als die schlimmste Reichssorge verschreien, ihm nun in Triumph und Gloria helfen? Ihn sich auch nur als Helfer wünschen? Und dennoch von Grundsätzen und Idealen, von Ueberzeugung und Manneswürde deklamiren? Doch sie spaßen nur; selbst die große Vergiftungszene: ein Schauspiel nur. Jeder Nationalliberale weiß, daß er in Nothfällen sich mit den Herren von Oldenburg und von Hertling, niemals mit Herrn Stadthagen verständigen kann. Aber man wollte auch mal sein Fäustchen ballen; für eines Karnevals Dauer Reichsschicksal spielen. Ob das Plaisir gut bekommen wird? Im Morgengrau des Aschermittwochs reibt der Wähler sich die schmerzende Stirn und fängt zu fragen an. „Bin ich ein Rindvieh, das dem Ruf des Hirten stumm und

Google

dumm gehorchen muß? Gestern war der Rothe der Erzfeind, dem ein reinlicher Patriot nicht die Hand hinstrecken durfte. Heute soll ich ihn mir als Gesetzgeber wünschen. Will ichs nicht, bleibe zu Haus oder wähle, nach kurzem Zaudern, den Agrarier oder Centrumsmann (weil Beide mir den Landesschutz und den Industriezoll sichern, den der Genosse abschaffen will), dann bin ich ein Verräther, Quertreiber oder streberischer Wicht. Eigentlich ist mirs, trotz manchem Mißstand, bisher doch recht gut gegangen; warum soll ich da Einen wählen, der den höchsten und den allerhöchsten Herrn, das Eigenthum und das Erbrecht, Wehr und Zoll aus meiner Welt dekretiren will? Der meine Partei geschimpft hat wie einen räudigen Köter und auf der deutschen Erde im Staatsgebäude nichts auch nur des kleinsten Lobes würdig findet?" Ob dieser Wähler fromm in die Hürde zurückkehrt, wenn der Wahnsinnssturm verbraust ist? Die Tollheit hatte Methode; würde aber nur dem Sieger verziehen. Hätten die zwei Fraktionen des Liberalismus Mandate gewonnen, dann späche ihr Haufe wohl zu Allem, was geschehen ist, Ja und Amen. Sie haben Mandate verloren; sind überhaupt nur durch die links erkaufte, rechts erflehte Hilfe lebensfähig geworden. Da bleibt Fehl und Schuld wohl nicht ewig ungesühnt.

Auch Konservative und Katholiken haben Sitze verloren. Natürlich: sie hatten die Steuerlast um eine halbe Milliarde erhöht, einen Kanzler gestützt, den im ganzen Reich nicht hundert Menschen für sein Amt irgendwie tauglich finden, und sich mit anderer Thorheit belastet. Wider sie fochten die in der modernen Gesellschaft stärksten Mächte. Die Koalition (von Gwinner bis Zubeil der ganze Bann) war der Nothwendigkeit natürlicher Entwickelung noch ferner als die vom Januar 1907; schien für die Schlachtstunde aber stärker. Nur Wirrköpfe oder Lügner können leugnen, daß die Verluste der Angegriffenen kleiner sind, als ringsum erwartet wurde; zu klein, muß man fürchten, um an die Pflicht zu ernster Selbstbesinnung zu mahnen. Was vor fünf Jahren verhindert werden sollte, ist wieder Ereigniß geworden: ohne das Centrum giebts keine leistungfähige Mehrheit. Sieg des Liberalismus? Der braucht, als politische Organisation von Technik und Industrie, Gewerbe und Handel, ernster und fröhlicher Wissenschaft, als Hauptvertreter der unaufhaltsam vorwärts drängenden Stadtkulturmenschheit, nicht vor den alten Gewalten, vor Ritterschaft und Klerisei, zu zittern, denen er, in acht Lustren,

Google

den Herrschbezirk schon über alles Erwarten hinaus verengt hat und bald, wenn er die Ungeduld zäumte, den Friedensvertrag diktiren könnte. Gefährlich ist ihm nur die Sozialdemokratie; wird mit jedem Jahr ihm gefährlicher. Preist oder verdammt sie: jeder liberalen Partei muß sie zum Verhängniß werden. Nicht nur in der zerbeulten Urform der Marxistensekte; auch als Instrument des Gewerkschaftwillens. Dem Staat und der Kirche, dem zu Rodbertus und Belcredi, zu Wichern und Stoecker bekehrten Grundbesitzer sogar kann sie sich eher versöhnen als dem Großindustriellen und Großhändler, dem ungehemmter Individualismus und Kapitalismus Lebensnothdurft ist. Statt behutsam und sacht die alten Gewalten in neue Interessen zu locken, in kluge Privilegienopfer zu überreden und durch solche Bündnißvorbereitung die Reichsmacht und das Besitzrecht des Einzelnen fester einzuwurzeln, waffnen unsere Liberalen den einzigen Feind, den sie zu fürchten haben; düngen und pflügen das Feld, von dem er ernten wird; legen selbst ihm die Sichel in die schwielige Hand. Er lacht der Thoren, die, weil sie in vier Jahrzehnten noch nicht alle Thürmchen erklettert haben, den ganzen Bau werthlos finden; läßt sich ihre Hilfeleistung aber gern gefallen. Und die zu Lehnsleuten Erniederten kreischen, ihre Lage sei behaglicher als eine im Traum je erlebte; und betrillern den „Sieg der Linken“.

Die giebts nicht; auf Zeitungpapier, nicht in der Wirklichkeit des Deutschen Reiches. Rechter Block, linker Block: Spielzeug für müßige Kinder. Die Rechnerei und Mehrheitschnüffelei war nicht ernster zu nehmen als Kurdchens und Evchens Mühe, ein Vexirbild zu enträthseln. Ob zwischen den Herren Bassermann und Ledebour mehr Mannen sitzen als zwischen dem Ernst von der Lase und dem von Mannheim, ist für die Reichstagspraxis ohne Bedeutung. Die Fragen, denen Nationalliberale und Sozialdemokraten die selbe Antwort fänden, sind an den Fingern einer Hand abzuzählen; und keine Lebensfrage des Reiches ist darunter. Die „Linke“, die gesiegt haben soll, sah nie das Licht deutscher Sonne. Und über den Sozialistenzuwachs werden die Liberalen bald mehr trauern als Konservative und Centrum. Die werden noch weniger entbehrlich sein als in der vorigen Legislaturperiode. Zank und Stank wirds geben; wenn nicht entschlossene Männer den Mißbrauch vehmen, alles Monate lang in der Presse Eingespeichelte im Hohen Haus noch einmal durchzukauen. Sonst aber: all

Google

right. Die Verbündeten Regirungen fordern hundert Millionen für Heer und Flotte? Bequem zu haben. (Daß jeder Mangel an Staatsmannskunst außer dem Ansehensverlust auch die Pflicht zu neuer Rüstung bringt, weiß der gutmüthige Michel; nimmts gelassen hin und fragt nicht, was seit Bismarcks Abgang auf dieses Konto zu buchen war.) Deckung? Ein Bischen Nachlaß und viel Petroleum; sicher keine Mixtur, die nicht geschluckt wird. Die alte Mehrheit für den Zolltarif (als dessen Entbinder Herr Bassermann von den Sozialdemokraten wie der ruppigste Spelunkendieb gehunzt wurde). Alles in schönster Ordnung. Noch zwanzig Rothe mehr als vor 1907. Warum nicht? Gescheite Leute sind drunter; sollen nun zeigen, was sie können. Und müssen sehr höflich behandelt werden. Dann wird sich „die Linke" bald herrlich offenbaren. (Vor dem dritten Stichwahltag hatte die lauteste Stimme der volklosen Volkspartei die Nationalliberale schon einer Allen feilen Gassendirne verglichen.) Vom Reichstag dräut keine nahe Gefahr.

Wenn täppische Dummheit vermieden wird und die Mummenschanz nicht zu spät endet. Gönnet den Kindern ihr Papierputschvergnügen; und sorget nur, endlich, dafür, daß man sie draußen nicht für die Exponenten deutschen Wollens nehme. Wenn sie ausgetobt haben, kommen sie wieder zu Vernunft. Und die steinreichen Demagogen, die mit ihnen um die Wette lärmten, werden morgen vom Katzenjammer gekirrt. Entrunzelt die Stirn, Patrioten! Noch habt Ihr Grund, heiter zu blicken! Im Reichshaus siehts nicht so schlimm aus, wie dem Wähler ins Ohr gebrüllt und geflennt ward. Nirgends lauern Raubritter auf den arglos seinem Gewerbe nachgehenden Handelsmann. Die Opfer der Zündmittelsteuer häufen nur selten sich zum Gebirg und der Sektkonsum ist zwischen Januschau und Podangen nicht ganz so schnell gestiegen wie zwischen Mascotte und Riche. Das Stadtgeschäft blüht, Orden und Titel sind zu den alten Bedingungen jedem Unbestraften erreichbar und anderer Komfort wird das Bürgerherz laben, wenn Deutschland sich zu den saturirten Staaten zählen und die altpreußische Feldlagerzucht entbehren kann. Habt Ihr nicht gestern erst Fritzen mit Festreden gefeiert? Müßt Ihr selbst, vor unfreundlich Lauschenden, den Rechtszustand ins Schimpfliche verzerren, der Euch erstarken und reich werden ließ? Die Ladenhüter sind ausverkauft. Plakatreklamen nicht mehr nöthig. An neue Arbeit!

Google

Persönlichkeit, Kultur, Stil.

Zwanzig Jahre mag es her sein, daß eine Zeitschrift Suleikas Verse ausgrub: „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit.“ Seitdem hat sich der Ruf „Persönlichkeit“ mit dem Nietzscheschrei „Individualität“ zu einem Kanon verschlungen, der von einem vielstimmigen Chor unablässig gesungen wird. Person ist in der Juristensprache das Rechtssubjekt im Gegensatz zum Rechtsobjekt, zur Sache. Wie sich die Kirche der Sklaverei gegenüber verhalten hat, geht uns hier nicht an; nur das Eine muß hervorgehoben werden, daß schon der Versuch, einen Menschen als Sache zu behandeln, mit dem Geist des Christenthums unvereinbar ist und daß sich dieser Geist, unter der Beihilfe und dem Zwang der modernen Produktion, die dabei freilich selbst für eine Weile neue Formen entsetzlichster Sklaverei hervorbrachte, in der heutigen Kulturwelt durchgesetzt hat. Im Einzelnen mag noch viel wirkliche Sklaverei vorkommen, im Ganzen und von Gesetzes wegen ist Jedem seine Persönlichkeit gesichert. Aber die Etymologie giebt dem Wort noch einen anderen Sinn. Persona hieß die Charaktermaske des Schauspielers; Person bedeutet also einen Menschen von originellem Charakter. Einen solchen hat man oder man hat ihn nicht, wie man eine griechische, eine römische oder eine Stumpfnase hat; daran läßt sich durch Kunst und Willkür nichts ändern. Nur allerdings kann schwache Charakteranlage gestärkt oder noch mehr geschwächt werden; und dabei vermögen Meinungen, Ansichten, ein lebhafter Glaube Einiges. Man wird nicht übermäßig großes Gewicht auf die eigene Persönlichkeit legen, wenn man ähnlichen Betrachtungen nachhängt, wie sie der homerische Sänger mitunter anstellt: „Wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen“, und wenn man nach dem Tode nichts als ein jämmerliches Schattendasein zu erwarten hat. Ueber die eigene Nichtigkeit und Vergänglichkeit erhob sich der gewöhnlich nicht schwermüthig grübelnde, sondern freudig genießende und muthig kämpfende Grieche am Anblick der unsterblichen Idealmenschen, mit denen seine Phantasie den Olymp bevölkerte. Plato aber forderte vom wirklichen Menschen, daß er der Idealmensch wieder werde, der er schon gewesen sei, ehe er in diese sublunare Welt verbannt wurde, und bald reifte der Glaube an eine Welt, in der die Menschen sind, was in der Jugendblüthe des Gesunden die herrliche Gestalt, das edle Antlitz, die Geistesanlage verheißen, und wo Schönheit genossen wird ohne die häßlichen und lächerlichen oder ekelhaften und schrecklichen Zustände und Vorgänge, zu denen der

Google

thierische Lebensprozeß die Seele verurtheilt. Dieser Glaube wurde nach Ausscheidung der Praeexistenz durchs Christenthum Volksglaube und blieb noch für Cartesius und Leibniz philosophische Hypothese. Intensiveres, vom beglückendsten Selbstgenuß begleitetes Persönlichkeitgefühl als das der ekstatischen Heiligen ist nicht denkbar. Gesünder als solches Leben in der Phantasie war das des Thatmenschen, den sein Glaube (später hat ihn die Goldgier abgelöst) begeisterte, Wüsten zu kultiviren, Heidenvölker zu unterjochen und Staaten zu gründen. Seit Spinoza arbeiteten Pantheismus und Atheismus an der Auflösung des alten Glaubens; die von Kant und der idealistischen Philosophie errichteten Schutzwehren erwiesen sich als zu schwach und die Grübler fielen sammt ihren Nachbetern ins Leere, wo sie in der Schwebe bleiben zwischen dem Neubuddhismus und dem Materialismus. Wo soll ein starkes Persönlichkeitgefühl, der Wille, die eigene Persönlichkeit zu behaupten, denn herkommen, wenn man sich für ein wesenloses Traumbild des mit dem Nichts identischen Absoluten hält, oder für ein Theilchen des organischen Schimmels, mit dem sich ein im All verschwindender winziger Planet überzogen hat, oder für eine Energieumsatzmaschine? Natürlich kann man eine Theorie im Kopf haben, wie man sie auf dem Bücherbrett hat, ohne sich in seinem Fühlen, Denken und Handeln von ihr beeinflussen zu lassen. Ein gesunder Naturbursche, der sie nachschwätzt, wird, wenn man ihn an die Konsequenzen erinnert, lachend erwidern: Was scheren mich Konsequenzen, was schert mich die Zukunft? „Die Gegenwart von einem braven Knaben ist, dächt' ich, immer auch schon was.“ Aber bei Literaturmenschen, die keine gesunden Naturburschen mehr sind, richtet die philosophische Grübelei nicht selten arge Verherungen an; und so darf man sich nicht wundern, daß manchem um seine Persönlichkeit bang wird.

Eine andere Bedrohung, die durch heutige Arbeitweisen, wird so oft beklagt, daß ich dabei nicht zu verweilen brauche. Alfred Weber, der sie in einer Abhandlung über den Beamten erörtert, begegnet pessimistischen Befürchtungen mit dem Hinweis darauf, daß der Maschinenarbeiter seine Persönlichkeit außerhalb des Bereiches seiner Berufsarbeit zu sichern verstanden hat. Ich hätte hinzugefügt, daß neben dem Kampf um die Emanzipation und Organisation, neben dem Bildungstreben das Familienleben es ist, was den Arbeiter zur Person macht, und daß er die Möglichkeit, in diesen Wirkungskreisen und Thätigkeiten Person zu werden, der deutschen Sozialpolitik verdankt; in England hat ihn vor hundert Jahren das Manchesterthum tief unter das Vieh hinabgedrückt.

Google

Auch verwandelt sich selbst die geistloseste Berufsarbeit aus einer Schädigung in eine Stütze der Persönlichkeit, wenn sie als Pflichterfüllung aufgefaßt und dadurch geadelt wird; der gläubige Fabrikarbeiter fühlt sich so gut wie Kaiser Wilhelm als Instrument Gottes, als zur Mitherrschaft berufener Diener des Herrn der Welt. Weber meint zwar, diese metaphysische Basis der Berufsthätigkeit (die übrigens nicht die Form puritanischer Askese anzunehmen braucht) sei geschwunden, aber sie besteht noch für Millionen. Freilich erfüllen in unserer Gesellschaft alle Menschen vom Schulbüblein an, nur die Lumpen ausgenommen, auch ohne Religion und Metaphysik ihre Berufspflicht: gezwungen; aber auf das Wie und die begleitende Seelenstimmung kommt doch wohl auch Etwas an.

Was das Berufsleben der höheren Stände betrifft, so ist alles Bureaukratische mir ein Gräuel; aber, wie auch Weber einsieht, nicht der preußisch-deutsche Staat ist an dessen Wachsthum schuld, sondern es wird von der heutigen Menschenanhäufung, Berufsgliederung und gesellschaftlichen Verwickelung gefordert. Nicht nur jede große Stadt (kleine giebts kaum noch), auch jede Genossenschaft, jede Körperschaft, jedes große Privatunternehmen bedarf eines bureaukratischen Apparates, und wenn die Post, die Eisenbahn, die Arbeiterversicherung Privatunternehmungen wären, so würde sich deren Schalter- und Schreibstubendienst um kein Haar geistvoller gestalten. Frankreich hat eine andere als die bureaukratische Staatsverwaltung überhaupt niemals gekannt; aber auch England bureaukratisirt sich mehr und mehr. Während ich hier am Schreibtisch sitze, fällt mir eine Klage der Ingenieure in die Hand. Die Praxis der amerikanischen Fabrikanten, möglichst nur Maschinen vom gleichen Typ zu verwenden, dringe in Deutschland ein; dadurch würden Konstrukteure erspart; das Zeichnen und Anpassen besorgten Hilfsarbeiter; auch hier setze sich die moderne Praxis durch, daß man nur einen Kopf in Anspruch nehme, hundert oder tausend Hände zu beschäftigen. Verarmt der Geist des Gelehrten, so ist wiederum nicht seine Eigenschaft als Staatsdiener daran schuld, sondern das Spezialistenthum. Darwin hat über der anhaltenden Beschäftigung mit Vierfüßlern und Regenwürmern den Sinn für Poesie und Musik eingebüßt; und er war doch universell im Vergleich mit heutigen Mikrobenforschern. Die Orden- und Titelwirthschaft endlich wird vom lieben Publikum gezüchtet. In Bayern, in Oesterreich ist es ja damit ärger als in Preußen; jeder Bebrillte wird Doktor oder Professor, wer einen Zwicker trägt, Baron titulirt. Natürlich titulirt Jeder, um selbst titulirt zu werden. Der Unbedeutende (Das ist seine Weise, sich als Persönlichkeit zu be-

Google

thätigen) will Etwas bedeuten, darum durch einen Orden, einen Titel ausgezeichnet werden. Die Vielköpfigkeit, Vielgestaltigkeit, Verzweigtheit, Arbeitstheilung der modernen Gesellschaft also ist es, was den geistigen Bereich des Einzelnen verengt, der Staat thut es nur, weil und so weit er selbst eine moderne, mit Fachmenschen arbeitende Maschine ist. Nur durch äußerste Kleinheit seines Gebietes, durch die spärliche Zahl und die Gleichartigkeit, Undifferenzirtheit seiner Bürger kann ein Staat dem Schicksal der Bureaukratisirung entgehen: Uri braucht keine Bureaukratie, wie es auch keine starke Centralgewalt braucht, weder einen König noch einen Präsidenten, der, gleich dem der Vereinigten Staaten, mit der Macht eines Autokraten ausgerüstet wäre.

Nicht das Gebiet des Intellekts und des Gemüths, wohl aber das des Willens wird allerdings vom Staat eingeschränkt. Doch gehorcht etwa der Philister seinem Parteiboß, der Arbeiter dem Strikeorganisator und dem „Vorwärts" nicht eben so devot wie der Staatsbeamte dem Minister? Und ist die Abhängigkeit des kleinen Kaufmanns, der jeden dummen Jungen mit tiefem Bückling „mein Herr" anredet, vom Publikum, die Abhängigkeit des Journalisten vom Zeitungverleger und Beider vom Publikum (der Abhängigkeit des Geschäftsmanns von der Revolverpresse gar nicht zu gedenken) etwa weniger drückend als die des Beamten vom Staat? Und diese ist nicht, gleich jener, schmachvoll, weil sie ja vom Gemeinwohl gefordert wird. Die Freiheit wird eben in dem Maß eingeschränkt, wie die Menschen civilisirt sind und gedrängt wohnen. Das höchste Maß der Unabhängigkeit von der Gesellschaft genießt der fern von der Gesellschaft hausende Ansiedler im Urwald; er bezahlt diese Unabhängigkeit aber mit harter Abhängigkeit von der Natur. Besser daran ist der deutsche Bauer in einem von Sommerfrischlern noch nicht heimgesuchten Dorf, der die Güter der Civilisation genießt und trotzdem auf seinem Anwesen und auf der Dorfstraße weit ausschreiten und sich behaglich ergehen, in Stube und Stall, in Hof und Garten, auf seinem Acker nach Herzenslust pfeifen, singen, jauchzen und fluchen darf; gleicher Freiheit erfreuen sich seine Kinder. Der Berliner muß sich gespannter Aufmerksamkeit befleißigen und seine Schritte abzirkeln, wenn er nicht entweder gerädert werden oder Anderen auf die Zehen treten will, und machen im engen Wohnkäfig seine Kinder ihren Gefühlen hörbar Luft, so wirft ihn der Hauswirth hinaus; auf der Straße faßt ihn die Polizei: weil das nervöse und höchst wohlanständige Publikum Das so fordert; klagt es doch schon wegen eines krähenden Hahns vor Gericht. Ohne Menschen kann man nicht Mensch

Google

sein, mit Menschen lebend, hat man nur die Wahl, ob man seine eigene Persönlichkeit einengen lassen oder in das Recht der Persönlichkeit Anderer eingreifen will. Im Kulturstaat sind solche Eingriffe nur möglich in der Form einer gesetzlichen Gewalt, welche die Freiheitsphären der Einzelnen gegen einander abgrenzt, oder in der Form des Verbrechens; darum muß heute das Leben des Starken, der nicht auf einen Platz gelangt, von wo er legitime Herrschaft ausüben kann, tragisch verlaufen. Die Privatorganisationen, die schon längst im Entstehen begriffen sind und die, wie Weber hofft, einmal den Staat ablösen werden, bedeuten die Rückkehr zum Korporationleben des Mittelalters, das, nach meiner Ueberzeugung, im Ganzen freier (im einzelnen Fall muß jedes Stück Unabhängigkeit mit einem Stück andersartiger Abhängigkeit bezahlt werden), dazu subjektiver und individualistischer gewesen ist als unsere Zeit, und es macht mich in meiner Ueberzeugung auch nicht irr, daß der angesehenste heutige Historiker, dessen Forschung noch dazu vom mittelalterlichen Wirthschaftleben ausgegangen ist, auf die entgegengesetzte Ansicht die Gliederung seiner Deutschen Geschichte gebaut hat. Der Schein größerer Subjektivität entsteht dadurch, daß heute jeder Schuljunge die persönlichen Ansichten und Gefühle, die er zu haben glaubt, die ihm aber blos von seinem Lieblingdichter suggerirt sind, zu Papier bringt, der mittelalterliche Mensch aber gewöhnlich nicht schreiben konnte, weder Lust noch Zeit dazu hatte und daß im Mittelalter die Hierarchie die Weltanschauung für Alle zu machen sich anmaßte (was ihr, wie die trotz Scheiterhaufen nicht abreißenden Ketzereien beweisen, durchaus mißlang), während es heute von Weltanschauungfabrikanten wimmelt, so daß jeder des Lesens Kundige die ihm zusagende wählen kann, wie man sich im Kleiderladen den passenden Rock aussucht. Die Meisten sparen übrigens diese Mühe; sie gehen nicht in den Laden, die Bibliothek, sondern nehmen die Meinung an, die ihnen der Zeitungskolporteur ins Haus bringt. Der körperlichen Bethätigung mit Faust, Knüppel, Schwert und Dolch hat der mit Pulver, Blei und Dynamit bewaffnete moderne Staat ein Ende gemacht; die Zahl Derer, die die Wiederherstellung des Faustrechtes wünschen, dürfte heute nicht mehr groß sein. Vor sechzig Jahren hat Heinrich Leo das Mittelalter gerade seiner Gewaltthätigkeit wegen gepriesen, die skrophulöses Gesindel nicht habe aufwachsen lassen. Nur einen Vorzug, welcher der Persönlichkeit zu Gut kommt, hat unsere Zeit vor dem Mittelalter voraus: daß, weil das Leben heute viel reicher ist, auch die Individualseele reicher sein kann. Aber sie wird es nur bei Wenigen. Der Mann, der im Mittelalter aus

Google

Frankreich zu Fuß nach Jerusalem pilgerte oder abenteuerte, erlebte mehr als die heutige berliner Großschlächtersgattin, die, in einen Schlafwagen verladen, auf allen Bahnhöfen das selbe Menschengewimmel, in allen Hotels die selben Einrichtungen wiederfindet und Kunstwerke angafft, die ihrer Seele nichts sagen.

Nicht, Persönlichkeit zu haben oder zu sein, ist schwieriger geworden, sondern, der eigenen Persönlichkeit Geltung zu verschaffen. Im antiken wie im mittelalterlichen Stadtstaat hatte jeder Schuster Aussicht, einmal Mitglied der Regirung zu werden und das Licht seiner Weisheit von der höchsten Staffel herab leuchten zu lassen; heute verliert sich auch der Akademiker, der Edelmann in der ungeheuren Menge, wenn ihn nicht außerordentliche Begabung oder glückliche Fügung auf eine der höchsten Stellen befördert. Ist er auf einer solchen angelangt, dann erfreut er sich allerdings einer weit größeren Einflußsphäre als irgendein starker Mann früherer Zeiten (nur kann er sie nicht in der Weise eines Renaissancetyrannen ausnutzen), wie ja auch ein heutiger Dichter, dessen Dramen auf allen großen Bühnen der Welt aufgeführt, dessen Romane von Millionen gelesen werden, zu tausendmal mehr Menschen spricht, als Sophokles und Dante gesprochen haben. Die Vereinsmeierei, Kirchen- und Sektengründerei, die politische Parteiagitation sind Manifestationen des Dranges, der eigenen Persönlichkeit eine Einflußsphäre zu erobern.

Von der Sehnsucht, seiner Persönlichkeit Geltung zu verschaffen, ist nur noch ein Schritt bis zu dem Streben, als eine bedeutende Persönlichkeit zu erscheinen, ja, bedeutend blos zu scheinen. Darauf haben es die Romanen mehr abgesehen als wir soliden Deutschen. Jeder Franzose posirt, jeder Italiener schauspielert ein Wenig. Mit Vergnügen erinnere ich mich eines Einakters in einem mailänder Volkstheater. Ein bildhübscher junger Kerl hatte das Glück, in seiner Rolle ganz und gar sich selbst darstellen und, breit vor der Rampe aufgepflanzt, immer wieder mit der entsprechenden Geste rufen zu dürfen: „Io, un tanto giovane!“ Italien, wie es leibt und lebt. Einen feineren Typus der Scheinenwollenden zeichnet Goethe (man denke übrigens auch an den Schlittschuhfahrer im blausammetenen Pelz der Frau Rath) im Wilhelm Meister, der an Werner schreibt: „Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person Alles giebt, so giebt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen, dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt... Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt ver-

Google

sagt, eine unwiderstehliche Neigung. Ich habe durch Leibesübung viel gewonnen, habe meine Sprache und Stimme ausgebildet und darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle. Du siehst wohl, daß Alles für mich nur auf dem Theater zu finden ist." Theaterspiel: darauf läuft diese Art Persönlichkeitsdrang hinaus. Später hat dann Meister-Goethe gelernt, daß es würdiger ist, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu sein als auf der Theater- oder Lebensbühne zu paradiren, und daß nicht der höhere oder niedere Schauspieler, sondern der tüchtige Handwerker, trotz seiner Einseitigkeit (ohne Einseitigkeit keine Tüchtigkeit) Achtung verdient. Das zur Narrheit gesteigerte Scheinenwollen verkörperte Nero, der Cirkuskünstler und Musikant auf dem Thron der Caesaren.

Ich wüßte nicht, was einen heutigen Richter, Oberlehrer, Kaufmann hindern könnte, ein rechtschaffener, tüchtiger und edler Charakter zu sein, in Beruf und Familie eine ihn befriedigende Wirksamkeit zu entfalten, sich durch Umgang und Lecture, durch Kunstgenuß und Kunstübung eine reiche innere Welt aufzubauen, in den von seinem Einkommen gezogenen Grenzen sein äußeres Dasein nach seinem Geschmack zu gestalten, und ich wüßte nicht anzugeben, was einem solchen Mann zur Persönlichkeit fehlt. Daß die Frau, wenn sie nicht Sachwalterin, Aerztin oder Sanskritforscherin wird, weniger als der Mann in Gefahr schwebt, durch allzu opferwillige Hingabe an eine einseitige Berufsthätigkeit ein Stück ihrer Persönlichkeit einzubüßen, haben schon Andere betont.

Der zweite Sehnsuchtschrei moderner Menschen lautet: Kultur! Zum Verständniß des Begriffes hilft das Wort. Colere heißt pflegen. Der Mensch ist ein pflegendes Wesen. Das höhere Thier pflegt seine Jungen, der Mensch pflegt das ganze Universum, so weit er es in den Bereich seiner theoretischen und praktischen Thätigkeit zu ziehen vermag, von seinem eigenen Leibe bis zu den fernsten Fixsternen und von seiner eigenen Seele bis zum unerkennbaren Urgrunde aller Dinge. In den Gegenständen, in der Art, wie er sie pflegt, offenbart sich der Individual-, der Volkscharakter. Für die Bodenpflege zuerst ist das Substantivum cultura gebildet worden; und im Aussehen des Bodens wird dem Reisenden die Volksart sichtbar: an dem Zustande der Aecker, Wiesen und Gärten und ihres Zubehörs, der menschlichen Wohnungen, erkennt er schon von Weitem, daß er sich der Grenze nähert, die slavisches Gebiet von deutschem scheidet. Die Gesammtheit der Dinge, die der Mensch in Pflegschaft genommen, gestaltet, geschaffen, denen er seinen Charakter aufgeprägt, in denen sein Innerstes sich enthüllt hat, ist die objektive, dieses Innerste selbst, die Fähigkeit, so

Google

zu wirken, ist die subjektive Kultur. Da versteht sich also von selbst, daß es kulturlose Völker nicht giebt (die sogenannten Naturmenschen sind nur Menschen von niederer Kultur) und daß jedes Volk seine eigene Kultur hat. Auf einer gewissen Stufe angelangt, schafft die Kultur eine bürgerliche Ordnung, eine civitas, und die Lebensgewohnheiten und die technischen Hilfsmittel, deren das Gemeinwesen bedarf, die civilitas. Civilisation ist demnach eine Frucht, die auf einer gewissen Stufe der Kultur dieser entsprießt. Die Chinesen sind, wie wenigstens der Europäer gewöhnlich glaubt, auf dieser Stufe stehen geblieben. Wir Europäer haben uns zur Höhe einer feineren Kultur emporgeschwungen, indem wir die Wissenschaften nicht nur um ihres Nutzens willen, sondern nach der Erkenntniß der Wahrheit dürstend betreiben, ein reiches Gemüthsleben entfaltet, das Land der Schönheit entdeckt und durch all Das (ein staunenswerther Nebenerfolg) auch unsere Civilisation gesteigert, vermehrt, zum Mittel der Weltbeherrschung ausgebildet haben. So ist denn die Kultur sowohl Wurzel als Blüthe und edelste Frucht des echten Menschendaseins und umschließt die Civilisation als eine ihrer Funktionen und Produkte. Wenn heute geklagt wird, die Kultur sei bedroht, oder gar, sie fehle, dann kann natürlich nur höchste Kultur gemeint sein.

Gefahr droht von der Maschine, der sich der Ruskinismus entgegenstemmt, und vom Amerikanismus, den man als Verschüttung der Kultur durch überreiche Civilisation definiren kann. Werner Sombart charakterisirt ihn gut, wenn er sagt, der Amerikaner halte the big für the great; er frage nicht: Hast Du den neuen Rubens des Mr. So und So gesehen, hast Du die Farbenpracht bewundert? sondern: Hast Du das Hunderttausenddollarbild gesehen? Erforscher des nordamerikanischen Volkslebens erzählen uns, daß der gebildetste Amerikaner sich unbefangen den Genüssen hingiebt, die eine Rummelwiese darbietet, und daß die meisten Theater auf der Stufe deutscher Schmieren stehen, die in Dörfern Ritter- und Räuberstücke aufführen oder ehedem aufgeführt haben. Oft erscheint der Nordamerikaner als ein oberflächlich civilisirter Cowboy oder Goldgräber, als ein ungeschlachtes Kind, das sich mit Flittern der Civilisation behängt, wie der schwarze Stutzer mit abgelegten Europäerkleidern. Die Dollarjagd will ich nicht ins Debet-Conto setzen, weil sich der stürmische Erwerbstrieb zur großartigen industriellen Schöpferkraft veredelt hat, und selbstverständlich fehlt es in einem aus Europa stammenden, mit Europa verkehrenden, mit den reichsten europäischen Mitteln ausgestatteten Volk nicht an zahlreichen Vertretern wirklich hoher und feiner Kultur; aber

Google

daß diese von der Talmikultur überwuchert wird, leugnet, so viel ich sehen kann, kein Kenner der Vereinigten Staaten.

Ich glaube nun nicht, daß uns Deutschen die Gefahr droht, in einen ähnlichen Zustand zu versinken. Die deutsche Kultur ist doch wohl zu tief gewurzelt, als daß man Solches befürchten müßte, und sie entfaltet sich immer reicher, dringt immer weiter vor, da ja Staat und Gemeinden, Philanthropen, Ethiker und Bildungvereine wetteifern, sie mit den von der heutigen Technik dargebotenen Mitteln bis in die untersten Schichten zu verbreiten. Es ist, bei Licht besehen, nur eine Seite der höheren Kultur, die ästhetische, die einigermaßen bedroht erscheint, und diese meint man wohl ausschließlich, wenn man über den Verfall der Kultur jammert. Werner Sombart hat einmal die Röllchen als Das bezeichnet, was den Unkultivirten vom Kultivirten unterscheide. In der That ist der Widerwille gegen dieses Ausstattungstück ein Kennzeichen ästhetischen Empfindens; steife Cylinder können wohl als Futterale gebraucht werden, aber nicht einen lebendigen Leib bekleiden. Ich habe sie immer unästhetisch genannt, und unmoralisch dazu, weil sie die nicht vorhandene Thatsache reiner Wäsche vortäuschen sollen. Sie stammen natürlich, sammt allem Gestärkten, aus England. Bulwer läßt Brummel (wenn ich mich recht erinnere, im Pelham) sich rühmen: I have brought starch in all the shirts of Europe. Nur ein scotisirter Engländer konnte darauf verfallen, die Brust mit dem falschen Schein der Weißheit zu panzern; die katholische Nonne hat sich dann die ketzerische Erfindung zum Schutze der Keuschheit gern für ihre Haube angeeignet. Aber der ästhetische Widerwille mag noch so groß sein: was bleibt dem Stadtmenschen von bescheidenem Einkommen übrig, als sich Brummel zu fügen? Zwischen rauchenden Schornsteinen sitzend, müßte er in der Woche vierzehn Taghemden verbrauchen, wenn er niemals schwarze Ränder an den ungestärkten Hemdärmeln haben wollte, und Das würde einen Haufen Geld kosten. Aesthetisch sein auf Kosten der Moral, des schönen Scheins wegen die Familie darben lassen, dem Handwerker, der Nähterin, dem Kaufmann schuldig bleiben: Das ist keine echte Kultur; vielmehr ist, wers so treibt, ein Lump, er mag ein armer Graf oder ein stutzerhafter Prolet sein. Die Röllchen bringen uns also zum Bewußtsein, daß es höhere Rücksichten giebt, denen das Aesthetische zu weichen hat. Schönheit ist nach Platos Phädrus wie nach dem katholischen Glauben der Abglanz unserer ewigen Heimath, der uns an sie erinnern, die Sehnsucht nach ihr erwecken, zu einem für sie würdig machenden Streben und Wirken ermuthigen, uns aufrecht erhalten soll in der Jämmerlichkeit, Häß-

Google

lichkeit, Niedertracht des Erdenlebens. Aber sie ist eben nur ein unvollkommener und ein an rasch vorübergehenden Erscheinungen haftender Abglanz. Seine Dauer verlängert der Künstler, indem er einen selbständigen Schein des Scheines schafft. Nur ihm ist es erlaubt und vergönnt, sich ganz und ausschließlich in den schönen Schein zu versenken, weil es eben seine Lebensaufgabe ist, für Andere diesen Schein in Kunstwerken zu fixiren. Wer nicht das Schaffen, sondern den müßigen Genuß des Schönen zur Lebensaufgabe macht, geht zu Grunde; eine Nation, eine soziale Schicht, die Das versucht, das kaiserliche Rom, die Gesellschaft, die ein Watteau verewigt hat, ist dem Untergang geweiht. Das Aesthetische ist also zwar unentbehrlich für die Vollendung, aber nicht in gleichem Grade wie die Geistes-, Herzens- und Charakterbildung unentbehrlich für die Existenz der Kultur, und seine Allein- oder Vorherrschaft kündet den Untergang an.

Die Kultur, wird zum Dritten gefordert, soll Stil haben. Les choses sont hors de l'homme; le style est l'homme même, schreibt Buffon. Er ist also eine Offenbarung der Persönlichkeit. Da muß nun zunächst schon Gesagtes wiederholt werden: ein Mensch ist eine Persönlichkeit im höheren Sinn des Wortes, dann hat er seinen Stil; oder er ist ein Dutzendmensch, dann hat er keinen oder den Schulknaben- oder den Geschäfts- oder den Aktenstil. Was gefordert wird, ist nun allerdings nicht der Schreib-, sondern der Lebensstil, und der umfaßt weitere Menschenkreise. Zum Schreibstil gehört Uebung im Schreiben, also ein bestimmter Lebensberuf nebst höherer Bildung, Lebensstil hat jeder Mensch von Charakter und jede seiner Schöpfungen. Der Haushalt einer Frau, die ein Jedes zur rechten Zeit thut und jedem Gegenstand seinen richtigen Platz anweist, hat Stil, desgleichen die Wirthschaft eines tüchtigen Bauern. Jeder Stand hat seinen eigenen Stil; der Bauer, der Handwerker, der Lehrer kann und darf nicht den Stil des Grandseigneurs haben; und auf der Stufe der Bettelhaftigkeit hört alle Stilmöglichkeit auf. Dem Soldaten, zum Theil auch dem Beamten und solchen Angehörigen der übrigen Stände, die ihren Beruf nicht aus Neigung, sondern gezwungen gewählt haben, wird der Stil von außen aufgeprägt; für das preußische Volk hat sich diese gewaltsame Prägung heilsam erwiesen: sie hat es zur Reichsgründung befähigt. Die heutige Vielheit und Mannichfaltigkeit der persönlichen und Standesstile hat bis jetzt die aus den Zeiten der Undifferenzirtheit stammenden Volksstile nicht vernichtet; auch wir Deutschen haben den unseren noch nicht verloren. Wirthschaftlichkeit, Ordnungliebe, ausdauernder Fleiß, Wahrhaftigkeit, Recht-

Google

schaffenheit, Zuverlässigkeit, Gemüthstiefe, Reinlichkeit sind von je her deutsche Art gewesen und im Ganzen hat unser Volk diese Eigenschaften noch nicht eingebüßt. Der Fleiß ist dem Deutschen allerdings erst im frühen Mittelalter, nicht ohne Zwang, anerzogen worden; aber reinlich scheint er schon gewesen zu sein, was bei der kaukasischen Rasse wohl mit der hellen Hautfarbe zusammenhängt, die jeden Schmutzfleck sofort bemerkbar macht. In Karls des Großen Capitulare de Villis wird vorgeschrieben, daß beim Keltern, Brauen, Kochen und Backen strengstens auf Sauberkeit der dazu verwendeten Personen, Geräthschaften und Gefäße zu halten sei und daß die Trauben nicht mit den Füßen gekeltert werden dürfen; und in mittelalterlichen Höfeordnungen wird auf Reinhaltung sogar der Schweine gedrungen: je gräulicher diese Thiere stänken, desto nothwendiger sei es, den Fußboden im Schweinestall trocken und die Luft rein zu erhalten. In der Wirthschaftlichkeit sind uns die Franzosen über. Alle Kenner des französischen Volkslebens stimmen darin überein, daß ihnen der waghalsige, kühne Untergehmungsgeist fehlt, der den Deutschen und den Angelsachsen auszeichnet, und daß die Wirthschaftlichkeit ihrer Bauern und Kleinbürger in spießbürgerlich ideenlose Engherzigkeit und in Geiz ausartet. Dagegen scheint es, namentlich im Süden, um die Reinlichkeit nicht gut bestellt zu sein. Diese hat der vornehme Engländer zum Luxus gesteigert, dem niederen Volk Englands dagegen ist sie in der Noth des Lebens bei schwacher ästhetischer Anlage verloren gegangen. Hume nannte London eine Kloake (Paris hat freilich, nach den Schilderungen der Liselotte, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht besser gerochen). Neuere deutsche Beobachter endlich stimmen mit englischen Autoren darin überein, daß trotz gewaltiger Hebung des englischen Arbeiterstandes in den letzten sechzig Jahren in Ostlondon und in den Industriecentren die Personen, die Kleidung, die Wohnungen der Arbeiterbevölkerung einen Grad von Verwahrlosung offenbaren, der in Deutschland nur bei einzelnen Individuen, nirgends en masse anzutreffen sei. Der Wirthschafthistoriker William James Ashley konstatirt in seiner vor vier Jahren erschienenen Schrift „Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands“ die ihn betrübende Thatsache, daß diese Klassen in England einen sehr viel weniger erfreulichen Eindruck machen als in Deutschland. Er hat sich gefragt, „ob nicht der Schmutz und die Lumpen, die in England so viel öfter in die Augen fallen, vielleicht besser genährte Körper bedecken“; da er aber nicht in der Lage gewesen ist, die Leute auszukleiden und abzuscheuern, hat er leider seinen patriotischen Wunsch, verborgene Schönheiten zu ent-

Google

decken, nicht zu befriedigen vermocht. Eine Seite des deutschen Wesens, die Zuverlässigkeit und Solidität, ist freilich, im Osten unseres Vaterlandes wenigstens, vom benachbarten Halbasien angefressen; so wird Konsumtivkredit mit einer Unverschämtheit aufgedrängt, mit einer Schlappheit bewilligt, mit einem Leichtsinn genommen, die in England und Nordamerika, wahrscheinlich auch in Frankreich, undenkbar wären. Um die Wahrhaftigkeit ist es, dem politischen Theil der Zeitungen nach zu urtheilen, gänzlich geschehen, wird mancher Zeitungleser meinen. Ich halte jedoch unsere politischen Parteiführer für ganz wunderbare Geschöpfe, denen aus dem eigentlichen Menschen der politische Mensch wie der zweite Kopf einer Mißgeburt herausgewachsen ist; während das Lügenmaul und der Schreibfinger des Wuchergewächses vor keiner noch so abgeschmackten und lächerlichen Lüge zurückbebt, bleibt der eigentliche und Stammensch im Privat- und Geschäftsleben ein wahrhaftiger und ehrlicher Deutscher. Auch die Humanität gegen die Thiere ist eine den Germanen vom Romanen unterscheidende Tugend.

Ein guter Theil unseres deutschen Stils ist ja freilich nicht spontaner Ausdruck eines inneren Gehaltes, sondern, wie schon an zwei Stellen angedeutet wurde, anerzogen und zum Theil aufgezwungen (wobei indeß beachtet werden mag, daß dem inneren Wesen völlig Heterogenes gar nicht anerzogen werden kann; Anlage muß vorhanden sein, wenn ein Erziehungwerk gelingen soll). Im Ganzen hat jedoch dieser Zwang wohlthätig gewirkt, er hat die Deutschen vor verderblichen Einflüssen geschützt und vor Fäulniß bewahrt. Ein Regiment preußischer Soldaten und ein Zug gewaschener, glattgekämmter und sorgfältig gekleideter Schulmädchen sehen nicht so malerisch aus wie Murillos Betteljungen oder neapolitanische Lazzaroni. (Südliche Verlumpung wirkt, im Gegensatz zur ekelhaften nordischen, ästhetisch, weil Schwimmhöschen und Hemdfragmente nicht hinreichen, einen wohlgebildeten Leib zu verbergen oder wesentlich zu entstellen, weil dieser Leib in der Ruhe Behagen und in der Bewegung Anmuth athmet, weil der dazu gehörige Mund lacht, das Auge blitzt und weil sich das Ganze von einem blauen Himmel abhebt und vom Sonnenlichte verklärt wird. Je mehr mit der nordischen Reisewuth der Bekleidungzwang südwärts fortschreitet, internationale Politik und Civilisation den Militär- und Schuldrill über den ganzen Globus ausbreiten, desto mehr schwindet dieser Unterschied zwischen Nord und Süd.) Aber von der Mehrheit der Gebildeten wird ja wohl die Kultur, die der deutsche Stil offenbart, für werthvoller gehalten als die neapolitanische oder sevillanische.

Neisse. Karl Jentsch.

Google

Julius Caesar.*)

Shakespeares Caesar war schon zu seiner Zeit eins von seinen populärsten Dramen und steht noch immer auf dem Theaterzettel aller gebildeten Länder. Obgleich das Stück nicht unterhaltend ist. Man weiß ja Alles voraus, auch, wie es dem Helden ergehen wird; da fehlt auch Liebe, welche die einfachsten und trockensten Zubereitungen schmackhaft macht; da ist kein Narr, der belustigt, keine Intrigue, die spannt, nur ein Geist, aber dürftiger als der Hamlets. Dennoch interessirt das Stück, wie Alles, was Shakespeare gemacht hat, weil es von einer inneren Spannkraft getragen wird, die hier aber manchmal nachläßt.

Als ich 1869 Julius Caesar als Lesebuch im Englischen benutzte (obwohl ich die schwierige Sprache kaum aussprechen konnte), war das Stück gewählt worden, weil dessen Sprache verhältnißmäßig leicht ist und der Text nichts Grobkörniges enthält. Wir jungen Leute waren besonders stark in der Kritik und sagten sofort, daß das Drama Brutus heißen müßte, weil Caesar schon im dritten Akt stirbt; und den größten Helden der Welt, den wir aus der Weltgeschichte wie aus seinem eigenen „Gallischen Krieg“ kannten, fanden wir schlecht gezeichnet: ein Feigling, der an Wahrzeichen glaubt, unter dem Pantoffel steht; der dem Senat fernbleiben will, weil seine Frau schlecht geträumt hat. Dieser Tadel von Zwanzigjährigen ist wirklich vorher und nachher von berühmten Erklärern ausgesprochen worden, und als ich mit sechzig Jahren meinen Caesar wieder las, den ich aus Schulübersetzungen am

*) Strindberg ist nun ein Sechziger. Wir lasen, er sei krank, müsse, der seelisch so viel gelitten hat, auch körperlich seit Monaten leiden, und konnten uns diesen Trotzigen zunächst gar nicht als einen Siechen vorstellen. Möge er rasch und völlig gesunden! Uns Allen, die auf dem weiten Rund der Erde heute keinen stärkeren Dichter kennen. Was er uns ist, ward hier oft gesagt. Was er erlebt hat, ist in seinen Werken zu lesen. („Der Sohn der Magd“, „Entwickelung einer Seele“, „Die Beichte eines Thoren“, „Inferno“, „Legenden“, „Einsam“ lassen uns in sein innerstes Werden blicken.) Herr Emil Schering, der seit Jahren, mit männlicher Hingebung, bemüht ist, dem Einsamen (dem eine groteske Grille seiner gelehrten Landsleute bis heute den Nobelpreis versagt, Schwedens Volk jetzt aber eine Ehrengabe gespendet hat) in Deutschland eine Gemeinde zu werben, läßt bei Georg Müller einen neuen Band der Gesammtausgabe erscheinen, der auch diesen Aufsatz enthalten wird. Der Titel des Buches ist „Dramaturgie“; es bringt, außer den Shakespearekritiken und einem Essay über Faust, allerlei feine Bemerkungen und Aufsätze über das historische Drama, Schauspielkunst und das Intime Theater, dessen Möglichkeiten im Vorwort zu „Fräulein Julie“ angedeutet waren. Die Gesammtausgabe, die den Dichter, in seiner fast unzeitgemäßen Universalität, erst recht erkennen lehrt, muß (morgen oder übermorgen) viele Leser finden.

Google

Besten von Shakespeares Stücken kenne, drängten sich mir die selben Mängel auf. Als ich, wie ich schon früher gethan, Caesars Rolle herausnahm, fand ich, jetzt wie damals, eine gewisse Schwäche in der Charakterzeichnung, die man nicht in ein Verdienst verwandeln muß, weil man Shakespeare liebt.

Sehen wir uns nun das Gewebe an, unterscheiden wir die Kette vom Einschlag und besichtigen wir den Schaft.

Schon in der zweiten Szene des ersten Aktes kommt Caesar mit seiner Gemahlin Kalpurnia auf einen offenen Platz. Bekanntlich spricht man nicht von Caesars Gattin; und ein Römer zeigte seine Frau nicht auf der Straße. Als Caesar, der Welterschütterer, den Mund öffnet, geschieht es, um seine Frau zu bitten, sich beim Wettlauf Antonius in den Weg zu stellen, damit Antonius sie berühre:

Denn es ist
Ein alter Glaube: unfruchtbare Weiber,
Berührt bei diesem heilgen Wettlauf,
Entladen sich des Fluchs.

Dies hat ein Kommentator so erklärt: Caesar ist jetzt, mit fünfundfünfzig Jahren, müde oder abgelebt; darum beginnt er, ganz einfach, abergläubig zu werden. Könnte man nicht lieber Anderes annehmen: Caesar ist auf der Höhe seiner Macht, ist Imperator, Pontifex Maximus, ihm wird (buchstäblich) göttliche Verehrung gezollt. Er hat jedoch keine Kinder von seiner Frau (von Kleopatra hatte er allerdings Caesarion), und da er sein Ende ahnt, will er in Nachkommen weiterleben oder eine Dynastie gründen. Dann kommt der Wahrsager und warnt vor des Märzen Iden; aber Caesar will nicht darauf hören, sondern nennt ihn einen Träumer. In diesem Sinn war er also nicht abergläubig.

Diese Vorstellung geschieht auf einer Druckseite, kam aber zu früh, wie wir Neueren finden würden.

Nach einer Weile (in der selben zweiten Szene) kommt Caesar zurück und charakterisirt die Verschworenen scharf. Das soll bedeuten, daß sie ihm verdächtig sind. (Der Erklärer sagt, seine Menschenkenntniß solle hierdurch gezeigt werden.) Dann geht er wieder und kommt im ersten Akte nicht zurück.

Der Verschwörungplan wird ausgearbeitet; und in der zweiten Szene des zweiten Aktes kommt Caesar im Nachtkleid (und in Pantoffeln), vom Gewitter und von Kalpurnias Albdruck erschreckt. Er schickt einen Diener zu den Priestern, damit sie opfern und weissagen (aus den Eingeweiden der Opferthiere). Das ist kein Aberglaube, sondern religiöser Brauch bei den Römern, wie die Orakel in Griechenland. Jetzt kommt Kalpurnia aus der Schlafstube. Sie hat bisher nicht an Wahrzeichen geglaubt, ist jetzt aber davon erschreckt und bittet ihren Gatten, vorsichtig zu sein. „Kometen sieht man nicht, wenn Bettler sterben.“ Damit ist sie im Recht.

Der Diener kommt zurück und erzählt, daß die Augurn kein Herz

Google

in dem Opferthier gefunden haben. Darauf antwortet Caesar auf eine prahlerische Art, die dem besonnenen, hochgebildeten Mann nicht ähnlich ist und uns daher unwahr erscheint: „Gar wohl weiß die Gefahr, Caesar sei noch gefährlicher als sie.“ So sprach Julius Caesar, der die leidenschaftlose Geschichte des Gallischen Krieges geschrieben hat, nicht.

Kalpurnia, liebevolle Gattin und durchaus nicht unweiblich, bittet ihn flehentlich, nicht in den Senat zu gehen: „Nennts meine Furcht, die Euch zu Hause hält.“ Caesar will seiner liebenswürdigen Gattin den Willen thun, um sie nicht zu beunruhigen. Hier ist keine Spur vom Pantoffel zu sehen. Da kommt der Hausfreund Decius Brutus. Ihm gelingt, Caesars männlichen Stolz zu wecken. Der ändert seinen Entschluß und zieht die Toga an, um in den Senat zu gehen. Die Verschworenen treten ein und Caesar begrüßt sie, ohne Mißtrauen zu zeigen. Brutus wirft er im Vorbeigehen eine Frage hin, die bedeutunglos sein kann: „Wie, Brutus, seid Ihr auch so früh schon auf?“ Alle gehen aufs Kapitol.

Dritter Akt. Das Kapitol. Der Wahrsager warnt wieder. Artemidorus überreicht seine Warnung, Decius Brutus die Bittschrift des Trebonius. Vergebens: Caesar geht in den Senat. Metellus Cimber bittet um Gnade für seinen verbannten Bruder. Caesar wird brutal. Brutus, Cassius drängen heran und stimmen dem Gnadengesuch bei. Caesar antwortet, er sei unerschütterlich wie der Polarstern, der Seinesgleichen nicht hat am Firmament:

> So in der Welt auch; sie ist voll von Menschen
> Und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut;
> Doch in der Menge weiß ich Einen nur,
> Der unbesiegbar seinen Platz bewahrt,
> Vom Andrang unbewegt; daß ich Der bin ...

Und dann wird er niedergestochen.

Also: mit der ersten Szene des dritten Aktes ist der Held des Stückes verschwunden. Das hat man immer als einen Fehler der Komposition getadelt. Nun aber kommt die Kritik des neuen Jahrhunderts und spricht Shakespeare frei, wenn auch nicht Alle beistimmen. Ein Kommentator hat ausgeklügelt, daß Caesar nicht verschwunden sei, denn er komme im vierten und fünften Akt wieder, als Geist nämlich; auch beschäftige seine mächtige Persönlichkeit die handelnden Menschen noch bis ans Ende. Die letzten Worte des Brutus sind ja:

> Besänftige, Caesar, Dich!
> Nicht halb so gern bracht' ich Dich um wie mich.

Das kann man ja sagen.

Aber den größten Helden der Welt als eine Memme schildern? Wie reimt sich Das mit Shakespeares aristokratischer Denkart? Man kann antworten: Das Menschliche, die Schwächen einbegriffen, interessirt uns. Wie wollt Ihr denn den Herrscher, den Staatsmann, den Historiker auf der Bühne schildern? Soll er mit Legionen auf Schlachtfeldern umherziehen? Soll er an einem Tisch sitzen und Gesetze schrei-

Google

ben? Oder soll er den „Gallischen Krieg“ verfassen? Das ist nicht dramatisch; also bleibt das Privatleben übrig. Ihn aber in eine Liebesintrigue, zum Beispiel: mit Kleopatra, zu verwickeln, wäre nicht schön, und auch nicht von Bedeutung für Caesar, denn er ging seiner Kleopatra durch, während Antonius hängen blieb. Bleibt also nur „César intime“, at home, wie Shakespeare gethan hat, Schlafkammerszene im Nachtkleid. Wir sehen ja Caesar als guten Gatten, der in Kleinigkeiten nachgiebt, als Freund, als Staatsmann und als Herrscher, im Senat. Feldherrnthum ist nicht auf die Bühne zu bringen, weil dazu Schlachtfelder und Heere nothwendig sind.

Cassius' Schilderung des Charakters Caesars ist nur ein treuer Ausdruck für den konstanten Irrthum des Demagogen, daß alle Menschen gleich sind. Daß Caesar um Hilfe rief, als er am Ertrinken war, ist in den Augen des Demokraten ein Beweis für einen Mangel an Heldenmuth; daß Caesar in Spanien das Kalte Fieber haben und während der Krankheit nach einem Trunk verlangen konnte, wird für Cassius zu „weichlichem Wesen“. Und die ganze kleinliche Schilderung wird nur eine Schilderung von der Kleinlichkeit und dem Neid des Schilderers; denn Shakespeare scheint eine naive Bewunderung für Caesar gehegt zu haben und er hätte die Anekdote von „Caesar und seinem Glück“ im Boot erzählen können.

Beim historischen Drama besteht die Schwierigkeit darin, im Historischen wie im Intimen Maß zu halten. Die Geschichte in ihren großen Zügen ist die eigene Komposition der Vorsehung und Shakespeare ist Providentialist, wie die Tragiker der Antike waren; darum versäumt er das Historische nicht, sondern läßt das höchste Gericht so weit Recht üben, daß es kleinlich wird. Beispiel: Caesar hat Pompejus, seinen Mittriumvir, gestürzt; Caesar fällt am Fuß von Pompejus' Bildsäule. Cassius hat Caesar mit seinem Schwert erstochen und Cassius fällt durch das selbe Schwert:

Caesar, Du bist gerächt
Und mit dem selben Schwert, das Dich getötet.

Aber Shakespeare ist auch sklavisch der Geschichte gefolgt, wie sie Plutarch geschrieben hat; ja, er hat ganze Stücke abgeschrieben.

Brutus ist eine Idealgestalt und dem Hamlet verwandt, der in der selben Epoche entstand. Brutus philosophirt über Alles, was er unternimmt, hält auch einen Selbstmordmonolog, erblickt einen Geist, spekulirt über sein Schicksal und das Problem des Daseins. Brutus hat keine Fehler, macht aber einen einzigen großen, als er in den Rathschluß der Vorsehung eingreift und Caesar mordet; und dadurch fällt er, nachdem er zuerst gesehen, mit welchem Pack er zusammengearbeitet hat und wie die Männer waren, die auf den Tyrannen folgten. Antonius ändert Caesars Testament, Cassius ist geizig und läßt sich bestechen, Lepidus ist ein Esel. Das Volk, das im ersten Akt Caesar zujubelt, ist erst neulich „auf Mauern und Zinnen geklettert“, um Pompejus zu feiern; nach Caesars Tod jubelt es dem Brutus zu, danach

Google

dem Antonius und dann wieder, als das Testament geöffnet wird, dem großen Caesar. Dem beweglichen Haufen hat Brutus das Leben seines Freundes geopfert, auf dem Altar der abstrakten Volksfreiheit hat er den abstrakten Begriff Tyrann geschlachtet, der nur eine schlechte Uebersetzung von Herrscher ist.

Caesar behielt bekanntlich alle republikanischen Formen bei, aber machte sich zum Alleinherrscher. Daß er sich göttliche Verehrung (Apotheose) anmaßte, hätte ein griechischer Tragiker als genügendes Motiv für seinen Sturz angeführt (Hybris).

Shakespeares Art, seinen Helden zu charakterisiren, ist nicht gelungen, denn statt den Charakter aus der Handlung hervorgehen zu lassen, läßt er Brutus erzählen, wer er ist; und in dem berühmten kleinen Zug, seiner Zartheit gegen die schläfrigen Diener, posirt er nach meiner Ansicht Edelsinn. Das ist zu weichlich für einen Römer. Brutus deklamirt, würden wir Neueren sagen, und er ist zu hastig in seiner Lobrede über den toten Cassius, den er eben als einen geizigen Lumpen entlarvt hat:

> Du letzter aller Römer, Lebewohl!
> Unmöglich ists, daß Rom je Deinesgleichen
> Erzeugen sollte.

Das ist die Art des Parteimannes, sich selbst in seinem Mitschuldigen zu preisen.

Grausam ist das Bild von der Grausamkeit der neuen Männer, als sie zur Macht gekommen sind und in Antonius' Haus Todesurtheile ausfertigen. Octavius verlangt, daß Lepidus seinen eigenen Bruder zum Tode verurtheile; Lepidus willigt ohne Widerspruch ein. Lepidus verlangt, daß Antonius' Schwestersohn Publius sterbe. „Er lebe nicht," antwortet Antonius; „sieh her, ein Strich verdammt ihn!" Wir denken zurück an Caesars Weigerung, Metellus Cimber zu begnadigen, die der Vorwand für Caesars Ermordung wurde. Jetzt begehen die neuen Männer das selbe Verbrechen, ungenirt. Also bliebs beim Alten.

In der Rechnung des Brutus hat man es immer als eine Schwäche empfunden, daß Brutus seine Berufung von Cassius empfängt und dessen Werkzeug wird, also unter den Einfluß des geringeren Mannes kommt. Caesars Freundschaft für Brutus ist in keiner Szene dargestellt; dagegen ist Brutus' grenzenlose Liebe zu Caesar stark betont. Von welcher Art diese Liebe war, weiß man nicht; eine unsichere Tradition hat ihn zu Caesars natürlichem Sohn gemacht; Das wurde früher angedeutet durch die freie Uebersetzung „Auch Du, mein Brutus" (Et tu, Brute!). Gollancz sagt, nach Plutarch habe Caesar dem Casca zugerufen: „O vile traitor, Casca, what doest thou?" Suetonius dagegen läßt Caesar den Brutus griechisch anreden: „Kai sy teknon" (Auch Du, mein Sohn)? Teknon bedeutet nicht, daß Brutus Caesars Sohn war, denn Sohn heißt hyios, sondern teknon ist ein Kosename, der unserem „liebes Kind" entspricht. Paulus gebraucht teknon Timotheus gegenüber, der nicht sein Sohn war. In dem Ausdruck „Davids Sohn" heißt Sohn hyios; und Kind heißt pais.

Google

Wer ist nun Brutus? Shakespeare, der nicht an überflüssiger Gelehrsamkeit leidet und die Dinge etwas flott nimmt (Decimus Brutus nennt er Decius) läßt Brutus von Lucius Junius Brutus abstammen, der Tarquinius Superbus vertrieb, selbst aber ein Schwestersohn von Roms letztem König (nach Lucretias Abenteuer) war. So glaubte ich in meiner Jugend, erfahre aber jetzt, daß Caesars Brutus, Marcus Junius, der Sohn eines Volkstribunen „des selben Namens" und der Servilia, der Halbschwester des jüngeren Cato, war. Hier will ich im Vorbeigehen daran erinnern, daß sich der ältere Brutus „blöde stellte", um der Verfolgung des Tarquinius zu entgehen, und daß vielleicht Shakespeare das Hamletmotiv gefunden hat, als er sich mit Brutus beschäftigte (für Julius Caesar, der dem Hamlet voranging).

Shakespeares Brutus ist jedenfalls ein herrlicher Mann, rechtschaffen, human, nicht selbstsüchtig; nicht einmal seine Feinde trauen ihm schlechte Motive zu. Vom Morde sagt er selbst: „Weil Caesar mich liebte, weine ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er tapfer war, erschlug ich ihn." Das ist ungefähr Hamlets: „Aus lauter Liebe muß ich grausam sein."

Aber es giebt noch eine wichtige Person in Shakespeares Drama. Sie mußte ordentlich vorgestellt werden, weil sie die selbe versöhnende Rolle spielt wie Fortinbras in „Hamlet". Das ist der Mann, den Shakespeare Octavius Caesar nennt, der aber später Kaiser Augustus wird. Er hieß allerdings zuerst Cajus Octavius, war Adoptivsohn von Caesar, aber auch der Sohn von dessen Schwestertochter, und nannte sich dann Cajus Julius Caesar Octavianus. Bei Philippi hätte er im Drama Octavianus heißen müssen. (Erst im Jahr 27 bekam er von Senat und Volk den Ehrentitel Augustus.)

Der künftige Kaiser Augustus wird nicht vernachlässigt, obgleich er nicht einmal beim Mord anwesend ist. In der ersten Szene des vierten Aktes zeigt er sich endlich und verlangt, daß Lepidus' Bruder getötet werde. Er legt ein gutes Wort für Lepidus ein, den Antonius erst mit einem Esel vergleicht und dann mit seinem Pferd. Dann erscheint er erst wieder im fünften Akt, bei Philippi; da streitet er bereits mit Antonius über die Schlachtordnung. „Was kreuzt Ihr mich, da die Entscheidung drängt?" Der künftige Herrscher, der Antonius bei Actium schlagen wird, antwortet: „Ich kreuz' Euch nicht, doch ich verlang' es so!" Kurz darauf, seinen Stern ahnend, antwortet er: „Von Brutus' Schwert war Tod mir nicht bestimmt." Nach Brutus' Tode nimmt Octavius Caesar alles Volk des Brutus in seinen Dienst und als edelmüthiger Sieger hält er die Leichenrede über seinen Feind:

> Nach seiner Tugend laßt uns ihm begegnen
> Mit aller Achtung und Bestattungfeier.
> Er lieg' in meinem Zelte diese Nacht.

Das ist gut. Aber das Publikum hätte wissen müssen, daß es Augustus ist, der einmal Antonius schlagen und ihm nachfolgen wird. Dadurch hätte das Drama eine unendliche Perspektive bekommen, ohne

Google

Anfang, ohne Ende, Etwas von welthistorischer Ewigkeit: die Schauspieler lösen einander ab, aber das Theater bleibt stehen; das Publikum ist immer neu, aber die guten alten Stücke halten sich; „der große Caesar, tot und Lehm geworden, verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden." Pompejus, Caesar, Brutus, Antonius, Augustus: Das ist eine Reihe, in der jeder Term die Wurzel aus dem vorigen ist.

Die Komposition im Caesar zeichnet sich durch eine einfache, beinahe antike Behandlung aus; und es gefällt müden Menschen, wenn sie das Kunstwerk frei überschauen können. Form fehlt nicht, denn der Mord ist in zwei Akten vorbereitet, geschieht im dritten und dann rollen sich die tragischen Folgen ab, auf die Katastrophe zu, die den Ausblick auf Erneuerung und Zukunft giebt. Caesar lebt fort, im Geist (Rache oder Gericht), in der Erinnerung, im Adoptivsohn.

Die Frauen, Kalpurnia und Portia, sind, nach Shakespeares Auffassung und nach der aller gesunden Menschen, wahre Frauen: weiblich, ehrgeizig, besorgt um ihre Gatten, ergeben. Kalpurnia wird vergessen, aber Portia ist mehr Römerin von der weniger weichen Art. Beide werden deshalb gut von ihren Männern behandelt, als wahre Freunde, auf die man hört, denen man aber nicht in Allem gehorcht. Es herrscht ein gutes Verhältniß, das in Caesars Ehe nicht einmal durch die Unfruchtbarkeit der Gattin gestört wird.

Eine kleine Szene hat mich besonders gefesselt, weil sie gut gemacht ist: die dritte Szene des vierten Aktes. Brutus kommt zu einer Auseinandersetzung mit Cassius. Diese Szene ist lehrreich, weil sie den Typus für einen Streit bildet.

Cassius hat Geld erpreßt und Aemter verkauft. Brutus sagts ihm ins Gesicht. Cassius leugnet erst die Thatsache (typisch!): „Mach' ich hohle Hände?" Als er sich nicht mehr herausreden kann, beruft er sich darauf, daß er „erfahrener, älter, fähiger ist, Bedingungen zu machen". Brutus kann darauf nicht eingehen. Cassius: „Ich bins." Brutus: „Ich sag', Ihr seid es nicht." Dann geht man zu den Scheltworten über. Brutus: „Geht, leichtgesinnter Mann!" Dann fangen sie an, zu prahlen; und darauf folgt die Kabbelei. Cassius: „Ich sagt', ein älterer Krieger, nicht ein besserer." (Da lügt er.) „Sagt' ich, ein besserer?" (Hier haben Beide die gefallenen Worte vergessen.) Brutus antwortet, wie man pflegt, wenn der Zank den Höhepunkt erreicht hat: „Und hättet Ihrs gesagt, mir gilt es gleich." (Nachher kann man Das leicht sagen!) Dann schämen sie sich, werden traurig und versöhnen sich.

Was hat Shakespeare mit dieser Szene gemeint? Daß Cassius nicht ohne Selbstsucht in seinem Streben nach Freiheit war? Oder daß alle Menschen, auch die größten, mit Schwächen behaftet sind und daß ein Mensch ohne Schwächen eine Unwirklichkeit ist? Selbst den Caesar konnte der Dichter nicht zu einem Gott machen, aber darum hat er ihn nicht etwa herabgezogen. Caesars Heldenthaten werden als bekannt vorausgesetzt und nun sehen wir den Menschen, der uns interessirt.

Stockholm. August Strindberg.

Google

Theatergründung.

Viele Gründungen sind nur Theater, aber wenige Theater sind gut fundirte Gründungen. Trotzdem giebts in Berlin für solche Pläne immer wieder Geld. Taucht ein Theaterprojekt auf, so wittern die Grundstückspekulanten Morgenluft. Und wenn sie erst einmal „Fühlung“ bekommen haben, ist die Sache schon faul. Am Grab mancher Hoffnung kann man sagen: Im Anfang war (nicht die Kunst, sondern) das Grundstück. Ensemble und Betriebskapital: darum kann man sich später kümmern. Wo soll das neue Theater stehen? Das ist die Hauptfrage. Ist sie beantwortet, so wird im Umkreis das Bauland plötzlich sehr werthvoll. Nun fällt die Entscheidung. Nur Einer kann Sieger sein. Die Anderen tragen ihre Enttäuschung nach Haus und diskontiren sie bis zum nächsten Mal. Der Eine aber macht den Preis; den hat die Theatergesellschaft oder die Baufirma, die das Haus später dem Theaterconcern in Pacht giebt, zu zahlen. Die Ueberkapitalisirung des Bodenwerthes belastet von vorn herein die Bilanz; dazu kommt noch der (oft recht theure) Fundus (Dekorationen, Kostüme, Requisiten). Und schließlich kanns geschehen, daß die Polizei allen Hoffnungen und Entwürfen ein Ende macht und, wo ein Opernhaus stehen sollte, ein Boardinghouse mit vierhundert Betten himmelan ragt.

Neben der Spekulation waltet der Nachahmungtrieb. Für Projekte scheint ein sicherer Verschluß noch nicht erfunden zu sein. Während der Vorverhandlungen sickern Details durch die dicksten Polsterthüren. Sofort sagen sich gierige Leute: Das könnten wir auch machen; und wenn wir uns sputen, sind wir schneller als die Anderen am Ziel. Theatergeschäfte sind schon deshalb in die höchste Gefahrenklasse zu weisen, weil sie der unklügsten Konkurrenz ausgesetzt sind. Das gilt nun freilich nicht für das neuste Projekt. Die Schauspielertruppe des Lessing-Theaters hat eine Sozietät gebildet, die, nach dem Rücktritt ihres Direktors Brahm (1914), ein eigenes Theater aufmachen will. Hier zeigt sich eine Möglichkeit, die in der deutschen Theatergeschichte noch niemals zum Greifen nah war. Eine Theatergründung, der eine Konkurrenz kaum entstehen kann. Was sichert dem Programm den Erfolg? Der überlieferte und lebendige Werth der Künstlerschaft, die, als stärkstes Aktivum, in das neue Unternehmen eingebracht wird. Ein Fertiges. Sonst wird (nach flüchtiger Prüfung der Bedarfsfrage und eingehender Behandlung der Grundstücksangelegenheit speculandi causa) erst gebaut, dann finanzirt, endlich das Personal zusammengesucht. Die Sozietäre des Lessing-Theaters (ich nenne sie der Kürze halber so) machen es anders: erst das Ensemble, dann die Finanzirung, zuletzt das Haus. Die Kunstleistung darf hier als Vermögensbestandtheil gelten. Sie ist kein Phantasiewerth. Die Gesammtheit der unter Brahm wirkenden Künstler ist die Trägerin einer Tradition; sie hat ihre beliebtesten Leute, wie Bassermann und Rittner, verloren, ihren Wohnort (1904) gewechselt und dennoch ihren Kredit ungemindert erhalten. Daß

Google

sie jetzt eine Sozietät schafft, um die Ueberlieferung fortzuführen, ist vernünftig. Der Entschluß erinnert an die Comédie Française, das Theater Molières, das seit drei Jahrhunderten die beste Tradition der französischen Bühne verkörpert. Der Sturm der Weltgeschichte, der Monarchien entwurzelte, hat dieses Kunsthaus unberührt gelassen. Noch heute gilt im Wesentlichen die Verfassung, die der große Napoleon ihr im Moskauer Dekret gab. Die Verwaltung wird von einem aus sechs Mitgliedern bestehenden Ausschuß geführt, dem ein vom Staat ernannter Direktor vorsitzt. Seit 1885 ist es Jules Claretie. Von Talma bis auf Got und Coquelin, von der Mars bis auf die Bernhardt haben die Besten hier ihr Bestes geboten. Und der Ruf des Théâtre Français hat alles Irdische überdauert; auch den Rücktritt der berühmtesten Sozietäre, die Weltruhm oder Mammon aus der Reihe lockte. Sollte nicht möglich sein, in Deutschland ein Schauspielhaus vom selben Rang zu schaffen? Die Künstlertruppe mit nützlicher Ueberlieferung haben wir; nur die passende Verfassung ist noch zu finden.

Zum ersten Mal soll versucht werden, eine bestehende künstlerische Einheit kaufmännisch zu verwerthen. Das Ensemble ist hier nicht nur ein Idealwerth, sondern ein berechenbares Vermögen. Die Grundlage dieser Rechnung bildet der „Preis" des Schauspielers und seine Rentabilität, die in den Einnahmen erkennbar wird. Wenn das Anlagekapital des Lessing-Theaters mit rund 500 000 Mark angesetzt wird, so hat der Nettoertrag im letzten Jahr etwa 65 Prozent ausgemacht. Diese hohe Rentabilität empfiehlt den Entschluß, für die Erhaltung dieses leistungfähigen Körpers neues Kapital in Anspruch nehmen. 300 000 Mark sind für den Zweck schon in Bereitschaft gestellt; 400 000 Mark sind noch nöthig. Schwer scheints nicht, sie aufzubringen. Der Plan war kaum bekannt, als sich Leute meldeten, die Antheile haben wollten. Man denkt an die Form einer G. m. b. H., die sich für die besondere Art solcher Sozietät besser eignet als die Aktiengesellschaft. Wichtig ist, daß die Schauspieler selbst als Gesellschafter betheiligt sind. Diese doppelten Beziehungen sichern dem Unternehmen die Einheitlichkeit, ohne die es in den Sumpf des Durchschnittsgeschäftes sänke und schnell sein Prestige verlöre. Sozietäre, die erwerbsunfähig werden, sollen ihren Theil am Gewinn behalten. Die Gesellschaft deckt sich für die Garantie solcher Betheiligung durch Rückversicherung. Der finanzielle Aufbau des Unternehmens kann ganz einfach sein.

Entweder kauft die Sozietät selbst ein Grundstück und baut sich ihr Haus; oder sie pachtet es von einer Baufirma; oder die Stadt Berlin giebt ihr den Boden in Erbbau, so daß nur die Kosten für das Haus in Ansatz zu bringen wären. Das Erbbaurecht ist auch für Theater verwerthbar. Das Schauspielhaus in Hagen wird von einer (mit 930 000 Mark Kapital arbeitenden) Aktiengesellschaft betrieben, die das Grundstück (für 75 Jahre) in Erbbaurecht erworben hat. Die Stadt Berlin hat manche Gelegenheit versäumt, wo mit dem Erbbau ein nützlicher Versuch zu machen gewesen wäre. Beispiele: das Tempelhofer Feld

Google

und das Scheunenviertel. Wie wäre es mit dem „Théâtre Allemand"? In der Dorotheenstraße ist eine Markthalle, die bis an den Schiffbauerdamm reicht. Ein Grundstück mit zwei Fronten. Die Stadt denkt schon lange daran, diesen Platz zu verkaufen, da er jetzt nicht rentirt. Ist das Grundstück für einen Theaterbau geeignet, so sollte man den Gedanken in „wohlwollende Erwägung" ziehen. Das Erbbaurecht brächte dem Stadtsäckel eine feste Verzinsung und nach dem Ablauf des Vertrages wäre die Kommune Besitzerin des Hauses. Die Baukosten wären durch Aufnahme einer Hypothek zu decken (wenn die Stadt sich einsetzt, sicher; trotzdem die Hypothekenbanken die Beleihung von Erbbaugrundstücken bisher immer abgelehnt haben). Denkbar ist auch, daß die Stadtgemeinde selbst ein Theater baut und es an die Sozietät verpachtet. Charlottenburg hat dem „Deutschen Opernhaus" (einer Gesellschaft mit 1 Million Mark Aktienkapital) ein Gebäude errichtet. Billiger als der eigene Bau auf selbst erworbenem Boden wäre ein Abkommen mit einer Baufirma, das der Sozietät das Vorkaufsrecht auf das Grundstück sichert. Dann ist sie zunächst Pächterin, hat aber die Sicherheit, später Eigenthümerin des Hauses zu werden. Wer so gute Werthe ins Geschäft bringt, braucht die Verbindung mit einer Immobilien- oder Baugesellschaft nicht, wie ein Mittelloser, zu scheuen.

Drei Bedingungen, die wichtigsten, sind hier erfüllt: die Sozietät hat Künstler von bewährtem Ruf, eine Tradition und fast die Hälfte des nöthigen Geldes. Die Frage nach dem Bedarf ist durch die im alten Deutschen Theater, dann im Lessing-Theater gesammelte Erfahrung beantwortet. Wo liegt also das Risiko? Daß die Leute, die sich zur Sozietät vereint haben, ihren mühsam erworbenen Ruf auf ein leichtsinniges Spiel setzen, die Ueberlieferung mißachten und nicht nur künstlerisch Bankerot machen werden, ist kaum anzunehmen. Geschäftlich, scheint mir, der nur diese Seite der Sache zu betrachten hat, das Unternehmen bessere Aussicht zu bieten als manches, dem das Kapital in hastigem Strom zufließt. Auch Einer, der diesen Theaterkörper schon etwas geschwächt findet, muß zugeben, daß er seinen Nimbus bewahrt, sich bei Publikum und Presse in der höchsten Gunst gehalten hat. Warum soll dieser behagliche Zustand enden, wenn der Ort der Bühnenhandlung zum zweiten Mal verlegt worden ist? Vielleicht kann man nach einem Weilchen sogar über ein Gefühlsagio witzeln. Manchem Mann und namentlich mancher Frau wird der Gedanke Freude bereiten, daß die für ein Billet bezahlten sechs oder acht Mark nicht einem kühl blickenden Unternehmer oder einer anonymen Pachtgesellschaft, sondern ganz direkt den Lieblingen auf der Szene die Einnahme erhöhen; daß Hjalmar Ekdal und Rose Bernd mehr verdienen, wenn man die Bekannten fleißig zum Besuch des Sozietäthauses animirt. Und schließlich sind 400 000 Mark heutzutage kaum noch der Rede werth. Kann Berlin sich mit dem bescheidenen Aufwand dieser Summe ein gutes Theater sichern, dann hat es ein billiges Geschäft gemacht.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Februar 1912.

Herbarium.

Fritzenfeier.

Am vierundzwanzigsten Januartag waren zweihundert Jahre vergangen, seit im berliner Schloß dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem zwei Knäblein, ehe ihr Geburtstag sich jährte, gestorben waren, ein Sohn geboren wurde, der von dem Großvater den Namen Friedrich empfing und, bis der Utrechter Friede dem jungen Königreich das Fürstenthum Orange nahm, Prinz von Oranien hieß. Zweihundert Jahre; also: Feier. Kein Volksfest (nie ward deutlicher fühlbar, wie fremd dieser Fritz, dieses einzige Genie des Hohenzollernhauses, dem Volke geblieben ist); kein Versuch, für ein paar Stunden wenigstens Nation und Dynastie in einer Empfindung zu vermählen. Auch kein Armeefest; nirgends, an der Spitze des Staates, der Gemeinden, des Hofes nicht, ein Dämmern des Wunsches, jedem preußischen Soldaten eine festliche Erinnerung an diesen Tag ins Leben, ein Purpurfähnchen ins Alltagsgrau, mitzugeben. Nur abgesperrte Feierlichkeit und unbeseeltes Spektakel. Rauchs würdiges Friedrichsdenkmal, das Gebild eines schwunglos anständigen Künstlers, der sich ins Erlangbare bescheidet und durch fast dürftige Schlichtheit wirkt, wurde für den Wintertag mit unzeitgemäßer Treibhauszier aufgeputzt und mit buntem Stoff bebändert. (Auf dem Seidenband des Kranzes, den der Kaiser vor das Denkmal legen ließ, standen die Worte: „Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern,

Google

die ihnen zur rechten Stunde geboren werden.“ Dann stünde es schlimm um Preußens, um des Deutschen Reiches Stärke. Auf ihren Zinnen ist ringsum kein Großer zu schauen; und einer, der ihnen zur rechten Stunde geboren war, mußte unverbraucht, bevor noch von Weitem der Tod ihm winkte, aus dem Dienst scheiden. Ist aber nicht die Schöpferleistung eines tüchtigen Volkes das festeste Fundament seines Staates? Und mußte auch an solchem Tag wieder der Glaube genährt werden, daß der Werth dieser Leistung noch nicht ins Bewußtsein des Reichshauptes drang? „Wenn die Fürsten sich von ihren irrigen Ideen losmachen und bis zu dem Zweck ihrer Einsetzung hinaufsteigen würden, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist“: Das hat Fritz gesagt.) In Potsdam bekam das Regiment der Gardes du Corps Brustschilde mit dem Namenszug des großen Königs; möge, so hieß es in der Kabinetsordre, „diese Auszeichnung für das Regiment ein Ansporn sein, mir, meinem Haus und dem Vaterland auch fernerhin in gleich hingebender Weise zu dienen, wie es Dies bisher gethan hat.“ Seltsam; unserem Auge winden solche Worte sich zum Zöpfchen. Das Heer der allgemeinen Wehrpflicht hat nur dem Vaterland zu dienen, dessen Interesse weder in Zufallsreden noch gar in Kabinetsbefehlen an die zweite Stelle gerückt, von dem des Königs, der Dynastie getrennt werden sollte. Ein Regiment, dessen völlige Hingebung an diesen Dienst durch sichtbaren Huldbeweis erzwungen werden müßte, wäre dem Land ein Fluch, nicht ein Segen. Und ist an Besatz und Behang, an Waffenrockszierrath aller Sorten noch nicht genug gethan? Also sprach Fridericus Rex: „Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Pomp, durch Pracht und äußeren Glanz auszeichnen. Die Truppen, mit denen Alexander sich Griechenland unterwarf und den größten Theil von Asien eroberte, sahen ganz anders aus. Ihr einziger Schmuck war das Schwert.“ Am Stadtschloß, neben der Garnisonkirche, in der, unter der Kanzel, Fritzens Leib liegt, war Parade. Laut rief da der König und Kaiser: „Die erste Pflicht der hier versammelten Truppen, die unter den Augen des großen Königs gefochten und gesiegt haben, ist heute, ihm hier, vor der Garnisonkirche, in der seine sterblichen Ueberreste ruhen, die militärischen Ehren zu erweisen. Achtung! Präsentirt das Gewehr! So grüßt

Google

die Potsdamer Wachtparade ihren dahingegangenen glorreichen Führer. Ich erwarte von ihr, daß sie sich im Ernstfall gerade so schlagen wird wie damals." Das darf der König erwarten; doch des Ahnen Wort nicht vergessen, nach dem der Preuße zum Angriff besser als zur Vertheidigung taugt. Die wunderliche Tönung der Rede, die (nicht nur eine Wiederkunft des Gleichen) eine Heeresseelenwanderung annimmt und von der Doppelfiktion ausgeht, in der Gruft sehe das Königsauge den Ehrengruß seiner alten, in unzerstörbarer Gemeinschaft mit ihrem Feldherrn fortlebenden Truppe, ist dem friderizianischen Empfindensbezirk nicht so nah wie dem der ballad-opera. Ob einem Märker oder Pommer von heute das Herz höher schlägt, wenn er in der Heimathschänke erzählt, er habe dem toten Friedrich das Gewehr präsentirt? Vorher hatte in der Garnisonkirche ein beredter Feldpropst gepredigt. Als Grundtext hatte der Kaiser den Satz aus dem Buch des Propheten Jesaia gewählt: „Wenn sie gleich Alle zusammentreten, müssen sie dennoch sich fürchten und zu Schanden werden." Das wurde als das Trutzwort eines Bedrängten gedeutet, von dem die tapfere Zuversicht niemals wich; sollte an Fritzens Lage und zugleich an die Fährniß unseres Reiches erinnern. Willkür befahl solche Deutung. Das vierundvierzigste Kapitel im Buch Jesaias wendet sich wider den Götzendienst. „Ich bin der Herr, bin der Erste und bin der Letzte und außer mir ist kein Gott, kein Hort irgendwo. Die Götzenmacher sind allzumal eitel; was sie als Köstlichstes anpreisen, ist unnützlich. Wer sind sie, die einen Gott machen, einen Götzen gießen, der zu nichts nütz ist? Siehe: alle ihre Genossen werden zu Schanden; denn es sind Meister aus Menschen. Wenn sie gleich Alle zusammentreten, müssen sie dennoch sich fürchten und zu Schanden werden. Sie wissen nichts und verstehen nichts; denn sie sind verblendet, daß ihre Augen nicht sehen und ihre Herzen nicht fühlen können." Aus dieser Warnung vor Götzenhändlern ward ein Leitartikelthema gemacht. Fritzisch: „Um Nachbarn und Feinden nicht zum Spielzeug zu werden, muß ein Preußenkönig zu jedem Ereigniß bereit und gerüstet sein. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer starken Armee." Neuberlinisch: „Uns kann Keiner." Jesaia paßt nicht in den Wehrverein; und brauchte nicht bemüht zu werden. Leicht ists freilich nicht, den König, der schon die Frommen seiner

Google

Zeit in jedem Wesenszug den Jüngern Jesu unähnlich fand, in den Puppenstand der Kirchenchristenheit zu retten. Aus der Fremde, sagt der Feldpropst, „wehte ein satanischer Geist herüber, von dessen Gifthauch des Königs Seele nicht unberührt blieb. Doch er vertheidigt, nach dem Maß seiner Erkenntniß, das Christenthum; er glaubt an Preußen, an Preußens Zukunft und damit an Den, der die Geschicke der Völker lenkt und diese Zukunft gewollt hat.“ Darüber ließe sich streiten. „Priestermacht erwächst nur aus der Leichtgläubigkeit der Menge. Der Herrgott ist stets bei den stärksten Schwadronen“: solche Worte sind nicht von der Gedächtnißtafel zu kratzen. Der Militärpfarrer weiß auch genau, was uns fehlt: „Vertrauen in die eigene Kraft. Deshalb werden die Deutschen ihres Vaterlandes nicht froh. Gerade die Mißgunst aber, mit der das Ausland jetzt wieder unser Thun und Lassen verfolgt, müßte uns die Größe und Stärke des Vaterlandes erkennen lehren.“ Eine merkwürdige Predigt. Nicht dem Volk, sondern der Regierung fehlts an Vertrauen in die eigene Kraft. Und von „Mißgunst des Auslandes“ sollte, auch auf der Kanzel der Soldatenkirche, vor dem Ohr des Königs und der Königischen nicht laut geredet werden. (Wenns in London geschehen wäre: wir läsen lange Alarmdepeschen. „Du siehest den Splitter in Deines Bruders Auge und in Deinem eigenen nicht den Balken?“) Mahnung, sich das Wort einzuprägen, das der Kaiser auf das Seidenband seines Kranzes drucken ließ. Paßt sie zum Bibeltext der Predigt? „Ich bin der Erste und bin der Letzte und außer mir ist kein Hort irgendwo. Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern, die ihnen zur rechten Stunde geboren werden. Die Götzenmacher sind allzumal eitel.“ Das giebt keinen Denkreim. Aber seid getrost: „Noch niemals ließ es Gott uns an den rechten Männern fehlen.“ (Niemals. Im Kirchenschiff sitzt Herr von Bethmann-Hollweg.) „Gott läßt uns nicht zu Schanden werden, so lange wir uns um den Thron unseres Königs schaaren, in Treue, die nicht wankt, in Gehorsam, der nicht fragt, in Ausdauer, die nicht versagt, in Opfermuth, dem nichts zu schwer wird.“ Jesaia schüttelt den zerfurchten Judenkopf und in Fritzens Profildreieck krümmt ein Lächeln den Lippenstrich. Das also ist das Endziel zweitausendjähriger Entwickelung? Weiter nichts nöthig als blinder, stummer Gehorsam, frageloses Vertrauen in das Instrument des Herrn

Google

und Bereitschaft zum schwersten Opfer? Fast hundertvierzig Jahre nach Mirabeaus Essai sur le despotisme wirds, als letzter Schluß preußischer Staatsweisheit, vom Altar gekündet. Nicht eine Silbe, die den König aus der Reihe der Ahnen und Neffensöhne rückt; nicht eine, aus der dieses großen Hirnes besonderer Ton widerhallt. Der Sachse Treitschke hat den Preußen klarer gefühlt. „Friedrich giebt sich, wie er ist, und sieht die Dinge, wie sie sind. So oft er zum Schwert greift, verkündet er mit unumwundener Bestimmtheit, was er von dem Gegner fordert, und legt die Waffen erst nieder am erreichten Ziel. Seit er zum Denken erwacht, fühlt er sich froh und stolz als den Sohn eines freien Jahrhunderts, das mit der Fackel der Vernunft in die staubigen Winkel einer Welt alter Vorurtheile und entgeisteter Ueberlieferungen hineinleuchtet. In den schweren Machtkämpfen der Staaten achtet er nur das Lebendige, nur die von rascher Thatkraft klug benutzte Macht. Sein innerstes Wesen drängte zu rascher Entschließung, zu stürmischer Verwegenheit. Nichts halb zu thun, gilt ihm als die oberste Pflicht des Staatsmannes und unter allen denkbaren Entschlüssen scheint ihm der schlimmste, keinen zu fassen. So kühn und froh der Zweifel und der Spott in seinem Kopf sich regen: die sittliche Weltordnung, der Gedanke der Pflicht steht ihm unantastbar fest. Vom Vaterland viel zu reden, war nicht die Weise dieses Hassers der Phrase; und doch war seine Politik nur preußisch, nichts weiter.“

Diesen Fritz will das offizielle Preußen von heute feiern? Trotz Predigt und Hymne bleibt er ihm ein Fremdling. „Wer vor den Großen der Erde das Knie beugt, Der kennt sie nicht.“ „Wenn man im Vortheil ist: soll man ihn nicht ausnützen?“ „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente.“ „In jedem Land, wo man Plutus mehr ehrt als Minerva, müssen die Börsen voll und die Köpfe leer werden.“ So spricht er. Wann ward, seit zwanzig Jahren, bei uns je ein Vortheil ausgenützt? Könnte das blaue Fritzenauge heiter auf den Staat blicken, der die Pierpont Morgan und Ernest Cassel mit den höchsten Ehren krönt und in dem die Mahnung, mit dem Gegner nicht ohne Waffen zu verhandeln, als Hetzruf gevehmt wird? Macht: war Friedrichs Losung; show of power: höher hinauf langts heute nicht. Kein Wunder, daß aus der Gruft nicht ein Fünkchen des Fritzengeistes bis auf die Kanzel sprühte und Allerhöchster Befehl ihn auf dem

Google

Hoftheater von dem armsäligsten Versstümper auswalzen ließ. Mag man dem bis zum letzten Wank Allzumenschlichen Engelsflügel ankitten, die Fülle seiner abscheulichen Eigenschaften (die seine Größe glaubhaft machen, nicht kürzen) feig verkleben, die ranzig gewordene Rationalistenweisheit, die voltairischen Witze über die pechschwarze „prêtraille“ aus den Winkeln klauben: nie war eine Zeit ihm wie unsere so weltenfern. Nicht einmal die des längst überlaut gelästerten Sonnenkönigs. Der schrieb, als der Flagge Frankreichs von den Briten einst der schuldige Ehrengruß versagt worden war, an seinen Gesandten nach London: „Der König, mein Herr Bruder, kennt mich nicht, wenn er wähnt, mich hochmüthig behandeln zu dürfen. Keine Macht unter dem Himmel ist stark genug, um mich auf solchem Weg auch nur zum ersten Schritt zu zwingen. Schlecht kann mirs gehen; furchtsam wird nie Einer mich sehen. Der König von England und sein Kanzler wissen ungefähr vielleicht, was ich an Wehrmacht aufzubringen vermag; aber sie blicken nicht in mein Herz. Ich begnüge mich nicht mit Untersuchung und Kompensation. Ich werde, was auch draus entstehe, mein Recht wahren und, ehe ich durch Schwachheit meinen Namen beflecke, meinen ganzen königlichen Besitz an den Kampf für dieses Recht wagen.“ Das klingt höllisch unmodern. Nicht so sehr, was Mirabeau in der Histoire secrète de la cour de Berlin erzählt. Der Geist Friedrich Wilhelms des Zweiten ist uns näher als Fritzens. „Drei Viertel aller Berliner mühen sich jetzt, zu erweisen, daß Friedrich der Zweite ein gewöhnlicher Mensch, kaum von Durchschnittswuchs, war. Wenn sein großes Auge, das, je nach dem Willen seiner Heldenseele, bezaubern oder entsetzen konnte, nur für eines Blickes Dauer sich wieder aufthäte: hätten diese albernen Schmeichler auch nur den Muth, in Scham zu ersticken?“ Mirabeaus Worte erinnern an das unter dem Märzmond des Jahres 1890 Erlebte. Da fing es an. Auch Friedrichs Erbe wurde als Friedensfürst gepriesen. Treitschke: „Preußen stand völlig vereinsamt; man vernahm bald, daß die britische Treulosigkeit in Petersburg und Wien mit lauter Schadenfreude begrüßt wurde. Im preußischen Staat aber ahnte Niemand, wie tief die Macht des Staates durch eine Politik der Halbheit und Unklarheit geschädigt war. Die Hauptstadt jubelte. Das prächtige Siegesdenkmal der alten Monarchie, das Brandenburger Thor, ward

Google

eingeweiht; frohlockend drängte sich das Volk herbei, als die liebliche Braut des jungen Kronprinzen durch dies Triumphthor einzog. Preußische Schriftsteller verglichen in ehrlicher Verblendung das ungetrübte Glück der Nation mit der Zerrüttung und der Ohnmacht des Staates der gallischen Königsmörder." Bismarck hat den Vergleich nicht gescheut, der den Abgesetzten doch in den Schein eitler Ueberhebung bringen konnte. Hört ihn! „Friedrich der Große hinterließ ein reiches Erbe von Autorität und von Glauben an die preußische Politik und Macht. Seine Erben konnten, wie heute der Neue Kurs von der Erbschaft des Alten, zwei Jahrzehnte hindurch davon zehren, ohne sich über die Schwächen und Irrthümer ihrer Epigonenwirthschaft klar zu werden; noch in die Schlacht von Jena hinein trugen sie sich mit der Ueberschätzung des eigenen militärischen und politischen Könnens. Erst der Zusammenbruch der folgenden Wochen brachte den Hof und das Volk zu dem Bewußtsein, daß Ungeschick und Irrthum in der Staatsleitung obgewaltet hatten. Wessen Ungeschick und wessen Irrthum aber, wer persönlich die Verantwortlichkeit für diesen gewaltigen und unerwarteten Zusammenbruch trug, darüber kann selbst heute noch gestritten werden." Alte Preußen haben gestöhnt, weil die Fritzenfeier gar so unfritzisch war. Konnte sie anders sein?

Pro memoria.

„Das Schicksal Deutschlands drängt zur Entscheidung und die erleuchtetsten Fürsten haben erkannt, daß nur außerordentliche und kräftige Mittel das Vaterland retten können. Die Krisis ist sehr nah; und wenn die Regirungen sie nicht selbst zu leiten versuchen, so fällt sie den Parteien anheim, deren Macht und mögliches Zusammenwirken Niemand leugnen wird. Die Republik der Franzosen hat durch ihr unerwartetes und für die Umstände vernünftiges und würdiges Auftreten die Welt in Erstaunen gesetzt. Man verhehle sich nicht den Zustand von Deutschland. Die Gesinnungen der Landbevölkerung, der Bauern, die der Monarchie durch natürlichen Instinkt und durch ihre religiöse Erziehung am Meisten zugethan scheinen, sind leider vielfach untergraben und bedroht; auch auf dem Land ist an vielen Orten die Zahl der Proletarier reißend gewachsen. Und wenn Dies dem besonnenen Beobachter unleugbar: was muß man erst von den niederen

Google

Klassen der großen Städte, den eigentlichen Proletariern, befürchten? Das Schlimmste, wenn man bedenkt, durch wen sie geleitet werden, nämlich durch die in Deutschland zahllose Menge von Halbgebildeten, brotlosen Subjekten aus dem Stande der Gelehrten, Aerzte, kleinen Beamten, die sämmtlich kein Interesse mehr an dem Bestehenden haben. Und womit gedenkt man gegen diese wilden Mächte auszureichen? Hoffentlich nicht mit der Militärmacht unserer Nationalarmee, die aus allen diesen Klassen zusammengesetzt ist. Republik oder Anarchie ist einer ungeheuren Anzahl der Bewohner Deutschlands durchaus willkommen. Die höheren Klassen des deutschen Volkes halten an der Monarchie aus Einsicht oder Glauben an die Nothwendigkeit, aus Interesse, aus Gewohnheit oder persönlicher Treue; aber die Jugend, die immer und überall zuerst handelt, kennt das klassische Alterthum, kennt die Republik, liebt sie, kann sie nur lieben und sieht in dieser Staatsform die nächste und schönste Hoffnung, daß sich Jeder nach Verdienst selbst Bahn brechen und um den Lorber in Krieg und Frieden, in Kunst und Wissenschaft künftig, ohne Gunst, nach freier Bewerbung ringen werde. Der Begriff der Nationalität ist bei allen Völkern Europas bis zur Vergötterung einer Idee emporgetrieben worden. Die Entschlüsse der Fürsten müssen rasch, groß und einmüthig sein."

Aus einer konservativen Zeitung von gestern? Nein: aus der Denkschrift, die Max von Gagern am vierzehnten März 1848 dem ersten Bayernkönig Ludwig vorlegen ließ. (Professor Ludwig von Pastor, Janssens würdigster Schüler, hat sie seinem „Leben des Freiherrn Max von Gagern" angehängt; einem Buch, das viel Neues bietet, einen wichtigen Abschnitt der deutschen Geschichte im Kopf eines klugen Katholiken spiegelt und ahnen lehrt, wie schädlich ihr, seit dem kölner Kirchenstreit, dem ersten „Kulturkampf" in Preußen, der Hader der Konfessionen geworden ist.)

Wahlaufrufe.

„Erbitterung, wie sie jetzt mit vollem Recht herrscht, verleitet leicht zur Abgabe sozialdemokratischer Wahlzettel. Nichts ist falscher als solches Verhalten. Es gilt nicht nur, zu zerstören; es gilt auch, aufzubauen. Wir brauchen im Reichstag eine arbeitfähige Mehrheit, die eintritt für eine das nationale Ansehen des Reiches verbürgende Aufrechterhaltung unserer Wehrmacht, für

Google

den freiheitlichen Ausbau unserer Verfassung, für eine gerechte Wirthschaftpolitik. Zur Erreichung dieser Aufgaben führt nicht die Wahl von Anhängern der Sozialdemokratie. Denn sie versagt dem Reich nicht nur alle Machtmittel, sondern auch, durch die Ablehnung des Reichshaushaltes, alle Mittel zu kultureller und wirthschaftlicher Hebung der Bedrückten; sie hemmt den Fortschritt, indem sie extreme Forderungen stellt und Diejenigen, die das Erreichbare erstreben, bekämpft und verhöhnt; sie verbreitert, statt den sozialen Frieden zu fördern, als einseitige Klassenpartei den Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, auf deren harmonischem Zusammenarbeiten das Gedeihen der Volkswirthschaft beruht. Wohl giebt es auch in der Sozialdemokratie Einzelne, die das Verkehrte solcher Handlungweise erkennen; aber die Mehrheit erstickt solche Regungen mit brutaler Gewalt. Darum kann die Sozialdemokratie nimmermehr die Reaktion beseitigen. Im Gegentheil: ihre Erfolge schmieden die reaktionären Elemente zusammen, treiben ihnen Kräfte aus dem Bürgerthum zu und stabiliren damit auch für weiterhin die Herrschaft des bisherigen reaktionären Systems. Hinaus mit den Reaktionären!!! Hinaus aber auch mit der Sozialdemokratie aus unserem Wahlkreis!!! Es gilt ein großes Ziel in ernster Zeit. Wer das Gebot der Stunde versteht, Der wählt den Liberalen. Der Wahlausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei." Als dieser Aufruf, den schon der Stil zur Kulturthat stempelt, im Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg morgens zwischen die Thürritzen geschoben wurde, hoffte die Volkspartei noch auf glorreichen Sieg; verkündeten ihre Häupter ihn als „absolut sicher". Vielleicht wuchs die Wahlbeute sogar hoch über das Hoffnungspalier hinaus; wahrscheinlich. „Entrechtung, Erpressung, Theuerung; Heilige und Ritter; Steuerdefraudanten, Reichsblutsauger & Co.; Branntwein-, Kali- und Zündholzschmach; schwarzblauer Block." (Clemenceau hat uns was Schönes angerichtet. Weil er, im Redeturnier wider Thermidorfeinde, einst die Große Revolution einen bloc genannt hat, von dem die Laune weder Knubben noch Zacken abbröckeln dürfe, muß unser Schaudern jetzt die dümmste, schäbigste Sprachverhunzung dulden. Hottentotenblock, Schnaps- und Schweineblock, schwarzblauer und rosarother Block, Groß- und Antigroßblock, Rechts- und Linksblock. „Um's Haar sich auszu-

Google

raufen und an den Wänden hinaufzulaufen!“ Daß ein Mensch, dem Selbstachtung noch Bedürfniß ist, sich solcher öffentlichen Rülpserei nicht schämt, ist schwer zu fassen.) „Längst aufgespeicherter Volkszorn. Fürchterlich wirds tagen. In fünfundneunzig Kreisen haben die Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei Aussicht, gewählt zu werden. Hinaus aus unseren mit der Sozialdemokratie!“ Aus der reinlichsten Zelle riefs der Doktor Wiemer. Ihm erwiderte, auf- und abschwebend, Mannheims pater ecstaticus: „Der Kampf der Nationalliberalen Partei gegen die Sozialdemokratie wird heißer werden als je zuvor. Darüber darf Niemand im Unklaren sein. Zwei Fronten! Aber mit Hoffnung kann heute unsere Partei in den Wahlkampf ziehen, während die Sozialdemokratie, wie ich glaube, selbst ihre Hoffnung beträchtlich herabgestimmt hat.“ Nun ists anders gekommen. Die Sozialdemokraten haben hundertzehn Sitze, die Liberalen, trotz absoluter Siegessicherheit und gespeichertem Volkszorn, fünfzehn weniger als im schlechten Erntejahr 1907: und nun sollen wir, auch die Wähler von Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg, nach der Weisung der verbündeten Parteibonzen, jauchzen, weil so viele Sozialdemokraten gewählt worden sind. Die, hieß es doch gestern, „können nimmermehr die Reaktion beseitigen; im Gegentheil: ihre Erfolge schmieden die reaktionären Elemente zusammen, treiben ihnen Kräfte aus dem Bürgerthum zu und stabiliren damit auch für weiterhin die Herrschaft des bisherigen reaktionären Systems.“ Das ertragen wir Ur- und Erzliberalen nicht länger; können nicht, wollen nicht, dürfen nicht. Wirds also stabilirt? Dann sind wir zu zorniger Empörung verpflichtet und begreifen nicht, wie Ihr von unserer Lippe Jubellieder erwarten könnt. Wird es durch die Rothen zerstört? Dann habt Ihr, um den Nachbarn die Stimmen wegzuschnappen, uns hundsfötisch belogen.

Aus der preußischen Mark in den badischen Breisgau. Um den Wahlkreis Freiburg ringen Centrum, Sozialdemokratie, Volkspartei. Kommt der Fortschrittskandidat in die Stichwahl? Nur, wenn er den Handwerkern und Bauern den Rothen verekelt. Leicht hat ers nicht. Daß er, Herr Dr. von Schulze-Gaevernitz, ein tüchtiger Gelehrter und Lehrer ist, Ordentlicher Professor und Geheimer Hofrath gar, über Rußland und England lesenswerthe Bücher geschrieben hat und, als Nationalökonom und Soziologe,

Google

im Reichstag Nützliches leisten kann: dieser Beweis födert ihm noch keine Stimme. Die stärkste von seinen Künsten muß helfen. „Die Sozialdemokratie vertritt nur die Interessen der städtischen Arbeiter, die sie gegen alle anderen Stände und Berufe aufhetzt. Sie hat niemals Etwas durchsetzen können, weil sie die Feindin jeder Regirung ist. Hört es, Ihr Kleinbauern und Handwerker: Ihr sollt zur besitzlosen Masse herabgedrückt werden! Ballt sich ob solcher Geringschätzung nicht die Faust in gerechtem Zorn? .... Handwerker und Bauern, könnt Ihr einem sozialdemokratischen Kandidaten Eure Stimme geben? Niemals; denn Ihr müßtet Euch ja vor Euch selbst schämen und würdet Euren eigenen Stand besudeln.“ So stehts auf einem Flugblatt des Ordinarius und Kandidaten. Das wirkt Wunder. Genosse Engler wird überrannt. Stichwahl zwischen dem Geheimrath von Schulze-Gaevernitz und dem Bäckermeister Karl Hauser. Jetzt braucht der adelige Professor die Stimmen der Rothen gegen das Centrum. Hetzer sinds, die auch die ordentlichsten Professoren zur besitzlosen Masse herabdrücken möchten? Freilich. Doch die Hand ballt sich heute nicht in gerechtem Zorn ob solcher Geringschätzung, sondern unterschreibt die Bedingungen, unter denen, nach dem Beschluß des jenenser Parteitages, die Stichwahlhilfe zu haben ist. Wer reinen Herzens glaubt, daß neue Wehrmachtkosten durch direkte Reichssteuern und Luxusabgaben zu decken sind, kann diesen Pakt schließen. Schwerer immerhin Einer, der die Genossenschaft gestern an den Pranger band. Einerlei: Così fan tutti. Und schon schallts aus dem Munde der Röthesten: „Wir stellen unsere sonstigen Bedenken, auch gegen die zur Genüge charakterisirte Agitatorenmethode des Herrn von Schulze-Gaevernitz, zurück und lassen nur das eine Ziel vor Augen schweben: Nieder mit dem Centrum!“ Das Ziel schwebt; und das Geschäft ist richtig. Wie aber ringt man das Centrum, in der Bischofsstadt, nieder? Zweeen jungen Universitätlehrern hilft der Geist. „Fort mit der Hottentoten-, zum Spotten bankeroten Weltflottenpolitik!“ Das an ähnlichen Reimen reiche Gedicht, das dieser gewaltige Vers schloß, hat anno 1907 manches deutsche Herz gewärmt. In solcher Spur tastet wohl auch ein Neuling sich ans schwebende Ziel. Zwei Dozenten sehen endlich Rath: ein Zeichner, ein Dichter. Der breisgauer Forain zwingt seinen Stift zum Bild eines rabenschwarzen Struwwelpeters, der mit

Google

zottigem Hintern auf Wallots Reichstagskuppel thront; in einer Badewanne den Rumpf, die Plattfüße und Affenarme weiß zu schrubbern versucht (ein Pole bringt Seife, ein Elsässer das Handtuch); sich als Himmelsknecht Ruprecht vermummt; im Schafspelz, mit frommer Miene und hell klingendem Friedensglöcklein, umherhüpft; als Magister der Schülerschaar beweist, daß zweimal Zwei Fünf gebe; Reichsapfel und Reichsschwert in seine schmierigen Pfoten nimmt; Wahrheit, Recht und Freiheit, die er zu ehren heuchelte, auf wüstem Galgenfeld henkt; am Ende aber, den alle Seifen und Bürsten nicht säubern konnten, von weißen Wahlzetteln bis an die Mähne bedeckt, bis an den Scheitel begraben wird. Und unter jedes Bild setzt der Poet ein paar herzige Verschen; für den lieben Wähler. Aus der Talentsozietät zweier Jugendbildner entsteht ein illustrirtes Wahlflugblatt, dessen Text lautet:

Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann? Niemand!!

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?
Herbei, Ihr Leut! Seht ihn Euch an.
Ein Ungeheuer, zottig, krumm,
Verbost, verlogen, tückisch, dumm!
Gebt Acht, wie er sich produzirt,
Sonst wird Euer guter Sinn verführt.

Der schwarze Mann, der wascht sich rein,
Es juckt ihn, unschuldweiß zu sein.
Puh, wie er spritzt und patscht und reibt!
Was hilfts? Die schwarze Farbe bleibt.
Polacke und Elsässer Wackes,
Die freuen sich des soliden Lackes,
Bedienen ihn voll Hinterlist:
„Darfst bleiben, Freundchen, wie Du bist!“

Die Schwarzhaut steckt das Ungethüm
In mannichfaltiges Kostüm.
Holdselig lächelnd, weihnachtlich,
So wills, o Volk, bethören Dich.
Dem Junker mit der feisten Tasche,
Dem giebts die Branntweinliebesflasche,
Dem Arbeitmann ein Dreierlicht!
Aus Talg! Ein helleres braucht Der nicht!

Bäh! Bäh! Ein friedlich-zart Getön!
Im Schafspelz, Schwarzer! Ei, wie schön!

Google

Der stammt wohl von der Reichspartei?
Ihr sollt ihn streicheln! Kommt herbei!
Volk, läßt Du Dich denn so belämmern?
Bist Du gefressen, wird Dirs dämmern!

Hört Ihr den Lehrer? Laut und stark
Die helle Stimme geht ins Mark.
Ihr fragt, was Das für Weisheit sei!?
Die Fünf ist eine Doppel-Zwei!
Verdrehung, Halbheit, Trug, Gezeter!
Zur Kasperlbühne wirds Katheder!

O deutsches Volk, Dein schwarzer Feind
Ist Satan, weil er Engel scheint.
Das Panzerkleid, das gute Schwert,
Mit dem Germania stolz sich wehrt,
Die Krone auch (die er verräth!),
Er nimmts und sieht, wie ihm Das steht.
Germanias Namen schändest Du,
Bei lichtem Tag in kecker Ruh!
Jedoch zur mitternächtigen Zeit,
Da schlüpfst Du aus dem Heuchlerkleid!
Schamlos, ein Henker, knüpfst Du dann
Drei Göttinnen am Galgen an
(Hast Dich der Namen stets erfrecht).
Sie heißen: Wahrheit, Freiheit, Recht.

Volk, fürcht' Dich nicht vorm schwarzen Mann!
Dein guter Geist löst seinen Bann,
Der Dich bedrückt so lange Zeit.
Schau, wies Wahlzettelflocken schneit!
So leis, so dicht, so feucht, so weich —
O schwarzer Mann, jetzt wirst Du bleich!
Es schreien traurig alle Raben!
Bist eingesenkt und eingegraben.
Verschwunden! Weg! Vorbei! Zu Ende!
Welch wundervolles Skigelände!

Ihr saht ein Bild zu Eurem Grause,
Den Schwarzen auf dem Reichstagshause!
Nun lügt das Centrum mit Gezeter:
„Huh, huh, Der sitzt ja auf Sankt Peter!“
Das ist doch wirklich mehr wie dreist!
Der Reichstag nicht Sankt Peter heißt!
Herunter sollst Du mit Gekrache
Von unserem guten Reichstagsdache!
Dem Schwarzen keinen Reichstagssitz!
Wählt Alle Schulze-Gaevernitz!

Google

Die Verse könnten, wie in Auerbachs Keller die Studentenweine, besser sein. Doch die noble Gesinnung entschädigt von aller Ohrenpein. „Ein Ungeheuer, zottig, krumm, verbost, verlogen, tückisch, dumm“: Das ist die Centrumspartei, die, fast ohne fremden Beistand, nun dreiundneunzig Mandate aus deutschen Wahlurnen geholt hat; so sehen sie drei mit dem Doktorhut geschmückte Herren, deren berühmtester noch acht Tage zuvor in gerechtem Zorn wider arge Hetzer und Sudler wettern konnte. Graut Liebchen auch? Ist ja so schlimm nicht gemeint. Klappern gehört zum Handwerk. Wäre der Röthesten mit dem Volksparteimann in die Stichwahl gekommen, also vom Schwarzen Hilfe zu werben gewesen, dann hätte das Ungeheuer anders ausgesehen und das Bänkellied anders geklungen. „O deutsches Volk, Dein rother Feind ist Satan, weil er Engel scheint. Das Panzerkleid, das gute Schwert, mit dem Germania stolz sich wehrt, er wills zerlöchert, wills zerbrochen. Wann wird die Schmach vom Volk gerochen? Germanias Name ward geschändet. Heil Euch, die Ihr den Frevel endet! Kein Zettel für den Zuchthausstaat! Wählt Alle den Geheimen Rath!“ Das wäre beinahe eben so schön gewesen; hat aber nicht sollen sein. Herr von Schulze-Gaevernitz ist gewählt worden. Schade, daß er so sumpfige Wege durchwaten mußte. Dem Banausenreichstag ist er ein Gewinn. Daß der Zweck die Mittel heilige, behaupten aber nur die tückischsten Schwarzhäute aus Loyolas Heer. Erhaltet uns, höchster und allerhöchster Herr, die über alles Menschenmaß gerechte und sittliche Institution der Stichwahl! Sie allein ließ, auf dunklen Schleichpfaden, die Fortschrittliche Volkspartei zu zweiundvierzig Mandaten kommen. Nun danket Alle Gott; wie nach Leuthen. Die Sache der Freiheit, des Rechts hat gesiegt.

Schwabenstreiche.

Vor dem essener Amtsgericht hat Herr Dr. Reismann-Grone, Verleger der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, ausgesagt: „Rechtsanwalt Claß, der dem Alldeutschen Verband vorsitzt, ist bereit, vor jedem Gericht zu beschwören, daß ihn Staatssekretär von Kiderlen-Waechter ersucht habe, zu einer Aussprache nach Mannheim, in den Pfälzer Hof, zu kommen. Dort hat ihm der Staatssekretär gesagt: ‚Ich bin eben so alldeutsch wie Sie. Daß Ihr Verband einen Theil von Marokko fordert, ist durchaus berechtigt. Den fordern wir auch. Sie werden an unserer Politik

Google

Ihre Freude haben. Auf mich dürfen Sie sich verlassen. Wir halten durch; und sind in vorzüglicher Lage. Cambon krümmt sich vor mir schon wie ein Wurm.' Herr Rippler, Leiter der Täglichen Rundschau, wird beschwören, daß noch im Juli Herr von Kiderlen zu ihm gesagt habe: ‚Die Alldeutschen sind im Recht. Aus Marokko bringt uns jetzt Keiner mehr. Wir müssen mindestens Mogador haben und werden vielleicht auch Rabat fordern.' Am ersten Juli, mittags, war Rechtsanwalt Claß beim Unterstaatssekretär Zimmermann im Auswärtigen Amt. Der sprach: ‚Sie erleben hier eine weltgeschichtliche Stunde. Gerade jetzt erfahren die fremden Regirungen, daß ein deutsches Kanonenboot nach Agadir fährt. Wir hatten zwei Lockspitzel hingeschickt, die im Sus deutsche Kaufleute auffordern sollten, sich in Berlin als des Schutzes bedürftig zu melden, über den anarchischen Zustand des Landes Beschwerde zu führen und vom Reichskanzler Hilfe zu erbitten. Unsere Agenten haben ihre Sache sehr gut gemacht. Jetzt legen wir die Hand auf das Susgebiet und geben es nicht wieder heraus. Deutschland braucht eine Siedelstätte für seine überschüssigen Menschen; so lange sie fehlt, ist jeder Auswanderer ein Nationalverlust. Sorgen Sie, Herr Rechtsanwalt, nur dafür, daß in dem Ihnen zugänglichen Preßbezirk nicht etwa empfohlen werde, von Frankreich Kompensationen anzunehmen. Die Pariser werden uns vielleicht ihren Kongotheil anbieten. Den wollen wir aber nicht. Ueberhaupt keine Kompensation. Sondern ein Stück von Marokko."

Das ist vor einem preußischen Gericht ausgesagt worden. Am neunzehnten Januartag. Am einunddreißigsten hatte das Auswärtige Amt noch nicht geantwortet. Dieses unwahrscheinliche Amt läßt eine seiner Excellenzen am Eßtisch erzählen, Deutschlands Bündniß mit Italien sei über Augenblicksstimmungen erhaben, weil es auf unabänderlichen Thatsachen beruhe. (Auf welchen? Die Umstände, die uns Mancini, Robilant, Crispi einfingen, gutes Verhältniß zwischen Britanien und Deutschland, schlechtes zwischen Frankreich und Italien, haben sich als „abänderlich" erwiesen.) Wird vor Europens Ohr aber der Chef des Amtes gröblicher Unwahrhaftigkeit beschuldigt, dann schweigen, jedesmal, alle Flöten der Wilhelmstraße. Herr von Kiderlen hat vor dem Reichskanzler und vor dem Reichstag bestritten, daß er im Lauf der Verhandlungen je einen Theil von Marokko gefordert, je mit den Alldeutschen bande à part gemacht, je seine For-

Google

derung herabgesetzt habe. Mit derbstem Hohnwort bestritten. Wahr oder unwahr? Zwei Deutsche, zwei Franzosen zeugen wider ihn. Sein Intimus, der unermeßliche Diplomat Zimmermann, plaudert vor Zunftfremden aus, was er dem Treusten kaum ins Ohr raunen dürfte; und ist doch nur die gehorsame Huppe des achten Schwaben. Wo Ders, durch seine Preßkawassen, zu erwirken vermag, wird die essener Aussage verschwiegen. Wahr oder unwahr? Den Franzosen, die den bei uns durchgepeitschten Vertrag Monate lang ohne Unterschrift lassen, wird jedes zur Sache gehörige Aktenbündel aufgeschnürt, jede Botschafterdepesche dechiffrirt. Wir, die der Handel, billig gerechnet, zweihundert Millionen gekostet hat, erfahren nichts. Nicht einmal, ob uns im Wesentlichsten von Amtes wegen Wahrheit oder Dichtung aufgetischt worden ist. Wo ist der Kanzler, der allein verantwortliche Reichsminister? Er sollte sich hüten, die Nation in unnützlichen Vergleich der in Monarchien und in Republiken geltenden Staatssitten zu drängen und seinen wichtigsten Gehilfen immer wieder dreister Lüge zeihen zu lassen. Der Brite muß sich heute sagen: „Grey wäre ein Esel gewesen, wenn er den Berlinern geglaubt hätte. Das Schutzbedürfniß der paar Deutschen im Sus: Lockspitzelwerk. Die amtliche Begründung des Panthersprunges: Schwindel. Die Kongofetzen konnten sie vorher haben. Wollten aber Agadir und Mogador; die Möglichkeit, unsere Getreidezufuhr abzuschneiden. Greys höfliche Frage ließen sie sechzehn Tage lang unbeantwortet; weil sie sich scheuten, Farbe zu bekennen. Erst nach der Rede unseres Lloyd George wichen sie zurück; begnügten sich mit der Kompensation, die sie so lange verschmäht hatten. War also die Rede nicht nöthig? Die Bereitschaft der Nordseeflotte zum Angriff? Mußten wir uns nicht für den Kriegsfall rüsten? Und kann ein Deutscher, in dem der Wille zur Gerechtigkeit lebt, nun unser Handeln noch schelten?“

Wo ist der Kanzler? Er läßt sich sehen. Zwingt das vergrämte Antlitz in leuchtende Fröhlichkeit. Keine Majorität? Für jede Vorlage mindestens eine. Der Gunst entwurzelt? Jeden Tag kommt der Kaiser. Schorlemorle schon in den Kühler gestellt? Jetzt fängt der Fünfte erst recht zu regiren an. „Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern, die ihnen zur rechten Stunde geboren werden.“ Trauerweide? Triumphator. Ringsum aber zischelts: „Der Heilige Theobald lernt jetzt lächeln!“

Google

Kann ein moderner Mensch konservativ sein?*)

> Diejenigen, welche Verbesserungen gehindert haben, weil sie Neuerungen bedeuten, werden eines Tages gezwungen sein, Neuerungen anzunehmen, wenn sie aufgehört haben, Verbesserungen zu sein.
> Canning.

Was ist Konservatismus, abgesehen von aller an Zeit und Ort gebundenen Parteidoktrin? Das Konserviren alles lebendig Gewachsenen, organisch Gewordenen gegen zersetzende, der abstrakten Spekulation entspringende Doktrin; die Gewohnheit, mehr Das zu sehen, was ist, als Das, was sein könnte. Zum Schutz der lebendigen Kräfte bedarf es einer gewissen centralisirten Kontrole, daß nicht eins der berechtigten Interessen das andere überwuchere und erdrücke. Daher die Nothwendigkeit einer starken Regirung und ihr gegenüber die Eintheilung der Gesellschaft in Klassen, deren Grenzen zwar den Einzelnen binden, ihm aber auch Halt gegen das Uebergewicht der anderen Klassen gewähren. Daß sich die konservative Weltanschauung heute hauptsächlich an den Landbesitz knüpft, ist zwar erklärlich, aber keineswegs für ihr Wesen nothwendig. Eben so wenig braucht Klassengliederung die Herrschaft einer Klasse zu be-

*) Ausführlicher beantworte ich diese Frage in einem Buch über Lord Beaconsfield: „Die Kunst der Politik" (Meyer & Jessen). An dem Staatsmann D'Israeli wird da gezeigt, daß die konservative Weltanschauung nicht reaktionär zu sein braucht, vielmehr, ohne ihr Wesen zu verändern, die Forderungen der neuen Zeit erfassen, ja, ihnen Erfüllung gewähren kann. An dem Semiten D'Israeli wird bewiesen, daß die Juden von Haus aus, als Hüter von Religion, Familientradition und Besitz, ein konservatives Gesellschaftelement erster Ordnung sind und nur ihr Metökenthum sie dem Radikalismus zutreibt, der ohne ihre Führerschaft in Deutschland machtlos wäre. Der Dichter D'Israeli offenbart, daß (im Gegensatz zu der heute allgemeinen Auffassung) auch die künstlerische Weltanschauung konservativ gerichtet ist; verlangt doch gerade sie die Erhaltung der bunten Mannichfaltigkeit einer organisch gewachsenen Welt, die der liberale Demokrat zu zerstören im Begriff ist; die einseitige Anwendung der Prinzipien der Vernünftigkeit und Nützlichkeit macht das Leben monoton, indem sie die Unterschiede der Nationen, Stände, Berufe, Familien und zuletzt sogar der Geschlechter verwischt. Alle dahin zielenden Forderungen sind in ihrem Wesen antikünstlerisch. Das Buch enthält zahlreiche Nutzanwendungen auf die heutigen deutschen Zustände.

Google

deuten. Wenn Bauern und Bürger früher ihre Rechte begründeten, so geschah es nicht in der Absicht, die Klassengliederung zu zerbrechen, sondern, innerhalb dieser Gliederung ihre Rechte und ihre Macht zu festigen. Wir wissen, wie konservativ der Bauernstand ist. Daß es der Bürgerstand weniger ist, liegt mehr an den Bedingungen des Großstadtlebens und den ins Weite weisenden händlerischen Interessen als an dem ständischen Wesen des Bürgerthums selbst. Früher gab es vor Allem den Landbesitz und seine Interessen, die Kirche und, etwas ferner, das Königthum mit dem Heer und der Beamtenschaft. Hier sind die Nuancen des Konservatismus bereits abgestuft. Der König mit seinem Beamtenthum verkörpert häufig den neueren Geist gegenüber dem zäh am Alten und an seinen Rechten festhaltenden Grundadel. Der Gegensatz jedoch schließt sich gegenüber dem theoretischen Radikalismus, der mit der Französischen Revolution geschichtliche Thatsache wird. Die neuen Menschen halten alles Bestehende für ungerecht, in ihren milderen Vertretern wenigstens für unzeitgemäß. Sie vertreten die Theorie gegenüber dem Leben. Freilich haben sie das Leben in ihrer Weise beeinflußt. Nie ist zwar dem Radikalismus die Zeugung irgendeiner lebensfähigen Form gelungen, aber aus seinen Dummheiten haben die schöpferischen Mächte nachher oft gelernt. So hat das Deutsche Parlament in der Paulskirche nach einem ruhmlosen Leben ein ruhmloses Ende gefunden, aber Niemand kann leugnen, daß es die (freilich korrekturbedürftigen) Vorarbeiten zu dem Werk Bismarcks schuf. Dieses Werk, die nationale Einheit, wurzelt bekanntlich, eben so wie die Italiens, in einem Boden, der von dem altlegitimistischen Standpunkt aus den Zeiten der Heiligen Allianz nicht anders als revolutionär bezeichnet werden kann. Wir wissen, welchen Konflikt sich in Friedrich Wilhelm dem Vierten zwischen legitimistischen und deutsch-vaterländischen Neigungen abspielte.

Aus den Formen des bismarckischen Werkes hat das organische Wachsthum der Wirklichkeit alle revolutionären Züge (mit Ausnahme des Reichstagswahlrechtes) verwischt. Die preußischen Konservativen haben ihr Mißtrauen aufgegeben und sind Deutsch-Konservative geworden; und (vielleicht von einigen aussterbenden Typen abgesehen) der Hauptgegenstand ihrer heutigen Bewahrungsinstinkte dürfte das Reich sein. Aus diesen und ähnlichen Thatsachen der Geschichte läßt sich erkennen, daß der Konservatismus sich auf Alles erstrecken kann, was Form geworden ist, was ist. Wenn seine passive Tugend das Bewahren ist, so sollte seine aktive das Gestalten von lebensfähigen, also der Bewahrung werthen Formen sein. Aus den formlosen Strebungen und Wünschen der Zeit, für die der radi-

Google

kale Theoretiker immer tausend Mittel bereit hält, die zunächst immer einmal das Bestehende zerstören würden, soll der konservative Staatsmann, oft angeregt durch liberale Vorschläge, lebensfähige Formen gestalten. Er muß die neuen Kräfte der Zeit erkennen, die ihre Wichtigkeit zwar selbst immer überschätzen, indem sie sich für das schlechthin Neue, Zukunftfrohe erklären, die aber, wenn auch nicht so allgemein berechtigt, wie ihre Vertreter glauben, neben dem Alten ihre junge Daseinsberechtigung haben. Der konservative Staatsmann hat ihnen den Rahmen zu schnitzen, in dem sie als neue Gruppe leben und fruchtbar sein können, ohne über die ihnen innerhalb des Ganzen gebührenden Grenzen hinauszugreifen. Solche Kräfte entwickelten im neunzehnten Jahrhundert das wissenschaftlich gebildete, das Handel und Industrie treibende Bürgerthum und die neue Arbeiterklasse. Die theoretische Maßlosigkeit in den politischen Forderungen dieser Stände, welche die Regirung an sich reißen möchten, wird um so mehr gesteigert, je mehr die Konservativen Das ablehnen, was an ihnen tüchtig, zur Ausübung von Rechten fähig und darum traditionbildend ist. Der Theil des höheren Bürgerthums, der keinerlei Beschränkungen mehr fühlt, die Großindustrie, in England auch ein großer Theil des Handels, sind ihrem Wesen nach konservative Mächte geworden, die ihre bereits seit Generationen entwickelten Lebensformen gegen Zersetzung bewahren wollen.

Aus Alledem geht hervor, daß einseitiges Agrarierthum nur eine bedauerliche Abspaltung von der großen konservativen Lebensauffassung ist, daß das Streben nach Klassenherrschaft dagegen eine mögliche Entartung bedeutet, die die konservative mit jeder anderen politischen Auffassung gemein hat. Während aber den Bestrebungen des Arbeiterstandes oder des liberalen Bürgerthumes ein propagandistischer Zug innewohnt, der die ganze Welt nach sozialistischen oder Manchester-Theorien umgestalten möchte, bietet gerade die konservative Weltanschauung einem weiteren Geist Möglichkeiten, einer solchen Monotonie zu entgehen, indem sie sich nicht auf irgendwelche Doktrinen, sondern auf die ewige bunte Mannigfaltigkeit der Form gewordenen Lebenserscheinungen gründet. Während die Sozialisten den Bau der Gesellschaft niederreißen wollen, um etwas theoretisch Erdachtes an die Stelle zu setzen, während die Liberalen das Haus an den Meistbietenden versteigern wollen, bietet der wahre Konservatismus die Möglichkeit, wie ein Vater in das weitläufige Gebäude auch die Haushaltungen der neu verheiratheten Kinder aufzunehmen. Dies wird natürlich langsam die Einrichtungen des Hauses umgestalten, und wer nach

14*

Google

hundert Jahren zurückkäme, würde sie nicht mehr wiedererkennen, trotzdem keine Revolution stattgefunden hätte. Die Möglichkeiten von Handel und Industrie sind so weit, daß sie neben blühendem Ackerbau bestehen können, daß sie, wenn der Landbau zu seinem Schutz hoher Zölle bedarf, diese wohl zu tragen vermögen. Die bürgerliche Tüchtigkeit kann hoch in Ansehen stehen, das Recht auf Koalition den Arbeiterstand zu starken Gruppen vereinen, ohne daß dadurch in einer anderen Klasse die Voraussetzungen adeliger Tugenden und Distinktionen zu schwinden brauchen. Die Wissenschaft kann in Universitäten und in Bibliotheken die größte Freiheit genießen, ohne daß darum ihre Resultate zur Propaganda gegen die Religion, die noch lebendige Kraft hat, benutzt zu werden braucht. Kunst und Literatur mögen vor der Behandlung keiner Frage zurückschrecken, so lange das für reife und verfeinerte Geister Bestimmte von den Plätzen fern gehalten wird, wo sich die unerfahrene Jugend oder die mißverstehende Masse bewegt. Eben so mag jeder Stand aus seinen Voraussetzungen seine berechtigte Moral haben. Man braucht eine Sittlichkeit, die für die monogame Ehe eine nothwendige Voraussetzung ist, nicht auf Frauen anzuwenden, denen äußere oder innere Verhältnisse eine ihnen wünschenswerthe Verheirathung unwahrscheinlich machen.

Alles Dies heißt: das Vorhandene, aus lebendigen Voraussetzungen Geborene schützen, gegen die Proaganda irgendeiner politischen oder ethischen Theorie wie gegen die gleichberechtigten, aber nicht mehrberechtigten lebendigen Kräfte ringsum. Der Bauer, der sich Freiheiten errang, war stets ein ethisch aller Hochachtung würdiges Wesen, so lange er dabei nur Bauer blieb. Der mißgeleitete Arbeiter aber will etwas ganz Anderes: nicht den Arbeiterstand innerhalb der Gesellschaft heben, sondern über den Stand hinaus Vorschriften machen, Standesgrenzen einreißen, regiren, womöglich allein regiren. Oft genug ist gezeigt worden, daß sich im Unbewußten aller radikalen Freiheitmänner tyrannische Herrschsucht verbirgt, die nichts Anderes will als gewaltsames Klassenregiment. Dem gegenüber bedeutet ein weitherziger, keiner modernen Strebung prinzipiell widersprechender Konservatismus die höchste Freiheit: Alles soll erlaubt sein, was sich organisch entwickelt und, ohne über seine Grenzen zu greifen, an seinem Platz bleibt. Der Fromme hat kein Recht, die Weltlust zu schmälen, so lange die stille Heiligkeit seines Gottesdienstes nicht gestört wird. Die Erde hat Platz genug für Gotteshäuser und Tanzhäuser. Jeder aber hat ein Recht darauf, daß sein sozial oder individuell berechtigtes Leben vor Uebergriffen des Nachbars geschützt wird. Die

Google

Frage, ob meine oder Deine Ansicht die richtige ist, können wir nicht entscheiden. Darum verlangt Menschlichkeit so gut wie praktische Politik, daß Beide neben einander bestehen mögen, so lange sie einander in Ruhe lassen. Der Radikalismus dagegen weiß Alles besser. Er meint, im Besitz der Wahrheit zu sein, wenn er eine Theorie der Gerechtigkeit gegen die Mißstände des Bestehenden anführt oder einen Satz moderner Wissenschaft gegen den Glauben. Und weil er Alles besser weiß, legt er sein Herrschbedürfniß ethisch aus, indem er sich verantwortlich meint, seine Wahrheit, die er als eine Art Mission empfindet, auch den Anderen zugänglich machen zu müssen. Daher seine Propaganda, seine Aufdringlichkeit, sein Mangel an Distanz, was man bei harmlosen Naturen Idealismus, bei bösartigen Fanatismus nennt.

Zum Schluß sei nur noch darauf hingewiesen, wie nah wahrer Konservatismus der künstlerischen Weltauffassung steht, der doch auch nur an dem Schutz der mannichfachen Erscheinungen des Daseins gelegen sein kann, gegenüber den eintönigen Forderungen abstrakter Theorien, politischer wie ethischer. Eine der größten Verwirrungen unserer Zeit ist daher die Verbündung des geistigen, besonders des künstlerischen Lebens mit radikalen Doktrinen. Das macht die moderne Kunst bei all ihren großen Bewegungen so selten fähig, Werke hervorzubringen, in denen das glühende Erlebniß sich in klassische Form ausprägt. Immer wieder hören wir vom Zerbrechen der Tradition, von neuen Wegen und sehen auch sehr interessante Naturen diese Wege gehen, aber der alle Kunsttriebe zersetzende Radikalismus ihrer Weltanschauung verräth sich auch hier in einem Mangel an formbildenden Kräften. Der Triumph der „Persönlichkeit“ über die Form, die Ablehnung des guten Geschmackes, die Einseitigkeit der Stoffwahl und die Verbohrtheit in Theorien sind der allen Besuchern moderner Kunstausstellungen bekannte Ausdruck dieses Elends.

Viele werden sagen: Wenn nur diese Art von Konservatismus in der Konservativen Partei vorherrschte! Leider beschränken viele Konservative ihre politische Aufgabe darauf, ein Hinderniß zu sein, daß sich jeder radikale Unsinn verwirklichen kann. Die konservativen Mächte zwingen das Neue, daß es sich erst erprobe; ist es stark genug, dann wird es sich gegen jeden Widerstand durchsetzen. Eine schöpferische konservative Politik wird aber nicht darauf verzichten, die Formung selbst zu versuchen.

Oskar A. H. Schmitz.

Google

Sozialismus und Regirung.*)

Das Kommen des Sozialismus wird durch eine sozialistische Partei, die sich einer sozialisirenden überlegen glaubt, verzögert. R. MacDonald.

Die Vereinigten Staaten der Erde.

Der heutige, national abgegrenzte Staat, der sich in seinem Landheer und seiner Marine mit höchster Dramatik ausdrückt, ist wahrscheinlich zum Vergehen verurtheilt. Ein allgemeines, ein Menschheitparlament wird vielleicht einst berufen sein, die Vereinigten Staaten der Erde zu vertreten. Ja, selbst der Begriff einer Regirung als einer Zwangsgewalt dürfte dem Menschengeist fremd geworden sein, wenn für unsere entfernte Nachkommenschaft die Glückseligkeit die allgemeine Lebensregel geworden sein wird und sich die sittlichen Ideen der Propheten in den landläufigen Gewohnheiten des Volkes verwirklicht haben. Aber diese Vision vom Neuen Jerusalem haben wir nur, wenn wir vom „Geist ergriffen" sind. Das uns gewordene Erbe ist Patmos: mit seinem Groll, seiner Politik und seinen Problemen. Noch ist die Menschheit nach Farbe, Kultur, Rasse und Nationalität zerklüftet. Aus ihren jetzigen Unvollkommenheiten muß sie sich im Fortschritt der Zeit zum Reifegrad erheben; und die Aufgabe des Gesellschaftreformators, der Erfolge von dauernder Wirkung erstrebt, besteht darin, daß sich seine verbessernde Thätigkeit zuerst auf den empirisch gegebenen Stoff richtet. Nur dann sind Ideale werthvoll, wenn sie dem praktischen Zweck der Neugestaltung bestehender Dinge und Verhältnisse dienen.

Sozialismus und bürgerlicher Staat.

Der bürgerliche Staat kann eben so wenig ungestraft wider die Gerechtigkeit handeln wie der Einzelne. Wer behauptet, daß nur dann

*) „Sozialismus und Regirung": so heißt ein Buch, das (als sechster Band der „Politischen Bibliothek") in den ersten Februartagen bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen und die hier veröffentlichten Aphorismen enthalten wird. Der Verfasser, ein Flügelmann der britischen Sozialistenarmee (dessen langes Gespräch mit dem Deutschen Kaiser im vorigen Jahr viel beredet wurde), sucht darin zu beweisen, daß manche Einrichtung und Maßregel, die (auch bei uns) für im besten Sinn demokratisch gilt, die vernünftige Funktion der Volksregirung gefährdet, manche andere, die mit der Demokratie unvereinbar schien, ihr unentbehrlich ist. Da der Sieg der deutschen Sozialdemokratie diese Partei vor die Frage stellt, ob und in welchem Umfang sie an der praktischen Arbeit für den Staat mitwirken soll, darf man, gerade jetzt, die Mühe nicht scheuen, die seltsamen, oft nicht ganz hellen Gedankengänge des englischen Sozialisten abzuschreiten.

Google

vollkommene gesellschaftliche Beziehungen geschaffen werden können, wenn vorher Herz und Gemüth der Menschen verändert worden seien, irrt genau so wie Einer, der glaubt, daß man nur gute Gesetze brauche, um eine schöne Lebensführung zu verbürgen. Das Sittengesetz und das geschriebene Recht müssen einander unterstützen. Der Einzelne und seine soziale Umgebung, Das, was er wünscht, und Das, was er wünschen sollte, müssen in Uebereinstimmung gebracht werden. Aus diesem Grunde müssen Theorie und Praxis des Sozialismus die politische Thätigkeit einbegreifen und von dem Dasein des bürgerlichen Staates ausgehen.

Der Staat als Persönlichkeit.

Der Staat ist die organisirte politische Persönlichkeit eines souverainen Volkes; die Organisation einer Gemeinschaft zu dem Zweck, ihren gemeinsamen Willen politisch durchzusetzen. Die Volksvertretung drückt nur diesen Willen in der selben Weise aus, wie der Vorstand die Entscheidungen eines Vereines vermittelt. Die Bureaukratie ist das Organ zur Vollstreckung der Staatsbeschlüsse. Die Organisation der Gemeinschaft ist nicht einfach ein loses Gefüge einzelner Personen, das sich für spezielle Zwecke bildet und sich nach deren Erfüllung auflöst. Es ist keine bloße Versammlung, sondern eine Form gemeinsamen Handelns, die, wie andere Institute menschlichen Zusammenwirkens (Familie, Kirche), auf eine Geschichte zurückschaut, in stetem Werden ist, zu einer Gewohnheit ward und von einem Zweck, einer Idee erfüllt ist. Religion, nationale Erfahrung, wirthschaftliche und gewerbliche Entwickelung haben den Staat in eine Persönlichkeit verwandelt, die auf den Individualwillen wirkt, dessen Richtung und Beweggründe verändert.

Der Einzelne und der Staat.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß der Staat nur eine Schöpfung der in ihm lebenden Personen sei oder auf Freiwilligkeit der menschlichen Thätigkeit beruhe; auch die Vergangenheit hat an seinem Aufbau gearbeitet. Der Staat ermöglicht erst viele Willenshandlungen zusammenlebender Individuen. Wie die Verrichtungen der Körperzellen des Menschen von der Entwickelung des Menschenkörpers abhängen, so bestimmen die sich am Staatskörper vollziehenden Wandlungen auch die Aktivität des Einzelnen, der ein Theil des Staates ist. Die Entwickelung des Staates und des Einzelnen ist die Entwickelung Beider.

Das Problem der Freiheit.

Seine volle Kraft und Stärke kann der menschliche Intellekt nur in einem Gemeinwesen entfalten, das beseelt ist von einem gemeinsamen Geist, der sich durch die als organische Einheit handelnde Gemeinschaft und durch die Gedankenarbeit der auf ihre eigene Entwickelung bedachten Einzelnen äußert. Das Problem der Freiheit, das heute nach seiner Lösung drängt, ließe sich etwa so formuliren: Wie kann der Einzelne ausschließlich mit solchen sozialen Zwangseinrich-

Google

tungen umgeben werden, durch die auch ein individueller sozialer Wille freiwillig sein Spiel begrenzen würde, und wie kann man diese Zwangsmächte in einem ausführlichen Plan gesellschaftlicher Wirksamkeit systematisch gliedern und verbinden? Nach Rousseaus Muster könnte man sagen: Das Problem der Freiheit ist zum Theil wenigstens gelöst, wenn man erkannt hat, wie der Staat das Individuum zur Freiheit zwingen kann.

Persönlichkeit und demokratische Praxis.

Der Individualwille ist eine persönliche innere Macht, die, wie die Kompaßnadel, von dem magnetischen Pole des Allgemeinwillens geleitet wird, jedoch in ihren Bemühungen um die Sicherung größerer Freiheit und höherer Vollkommenheit von den Gegenströmungen der Unwissenheit und des kurzsichtigen Eigennutzes beständig gehemmt und abgelenkt wird. Mögen immerhin der thatsächliche und der ausgedrückte Wille mit einander hadern, wenn das soziale und das moralische Selbst zeitweilig zum Schweigen gebracht werden: das letzte Wort spricht stets die wirkliche Persönlichkeit, die im Hintergrund bleibt. Dieser Unterschied zwischen dem thatsächlichen und dem verkündeten Willen des Individuums hat in der Politik hohe Bedeutung; erst er vermittelt das Verständniß für Manches, was ein Gegensatz zwischen demokratischer Theorie und Praxis scheint.

Soziale Rechte und Pflichten.

Für den Staat ist der Einzelne der Erbe aller Erfahrung der Menschheit, der Nutznießer ihrer erworbenen Schätze, der Arbeiter am Schöpfungwerk menschlicher Vollkommenheit, kein Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zur Erreichung „jenes in weiter Ferne liegenden göttlichen Zieles, dem die ganze Schöpfung entgegengeht". Dieser Gedanke läßt sich auch so einkleiden: In erster Reihe befaßt sich der Staat nicht mit dem Menschen als dem Inhaber von Rechten, sondern als dem Erfüller von Pflichten. Ein Recht ist die Möglichkeit, einer Pflicht zu genügen, und sollte nur so weit anerkannt werden, wie es zur Pflichterfüllung nöthig ist. Deshalb sollte der Staat nie ein Recht anerkennen (zum Beispiel: das Recht, sich zu betrinken), wenn er weiß, daß dieses „Recht" seinem Träger die Erfüllung der Pflicht unmöglich macht. Noch sollte der Staat das Wahl-„Recht" gewähren, wenn er dadurch nicht seine eigenen Zwecke fördere.

Gerechtigkeit des sozialen Staates.

Ein Staat, in dem mit größter Unparteilichkeit Recht gesprochen wird, kann dennoch von der Gerechtigkeit weit entfernt sein, weil die Lebensbedingungen der einen Klasse denen einer anderen so ungleich sind, daß das Walten der Gesetzlichkeit unbillig wird. Der Staat, der die politische Persönlichkeit des Ganzen darstellt, ist in diesen Dingen der allein mögliche Richter; er denkt und fühlt für die Gesammtheit, deren Leben sein eigenes ist. Deshalb ist er am Besten geeignet, die Wirkung der individuellen Handlung auf das Ganze und auf andere Individuen zu schätzen. Und in seinem Thun sollte er nicht einem

Google

Richter nacheifern, der Verdienst und Vergehen nach vollbrachter That ausmißt; sondern er sollte die Umstände so organisiren, daß er Uebeln vorbeugt. Der kollektive Wille und das gemeinsame Interesse sollten sich die gesellschaftlichen Mächte in einer Weise unterordnen, daß sie nur dem Wohl und nicht der Ausbeutung des Ganzen dienen.

Das Problem der Armuth.

Der Sozialist deutet den Rassenverfall als eine gesellschaftliche Erscheinung, als ein organisches Unwohlsein, das das Zellengewebe des sozialen Körpers zerstört. Die Kranken und Schwachen müssen wir beschirmen. Das gebietet unser moralisches Bewußtsein. Reine Sozialpolitik aber läßt befürchten, daß die Schwachen den Grundstock schädigen. Wollen wir sie ausscheiden, so haben wir uns mit dem Problem der Armuth in allen ihren Verzweigungen zu beschäftigen.

Keine Revolution.

Die Handlungen der gesetzgebenden Körperschaften können schließlich nur den Willen der Gemeinschaft, nicht den Willen einer Klasse, einer Mehrheit oder Minderheit noch einer Partei ausdrücken. Beherrscht die Oeffentliche Meinung die Staatsentscheidungen, so bildet sie die Grundlage der Regirung. Das sichtbarste Kennzeichen einer Demokratie ist nun aber, daß sie die für diesen Zweck erforderliche Macht dem Volk anvertraut, sich nicht mehr im revolutionären Schilderheben bethätigt, sondern sich als eine gebietende Mehrheit äußert. Wer in einer Demokratie nicht an der Wahlurne Sieger bleibt, Der hat nicht die rechtliche Gewalt, dem Land Gesetze zu geben. Die Oeffentliche Meinung hat stets da den größten Einfluß, wo keine Verfassungurkunden und Gesetzsammlungen vorhanden sind, wo sich keine Pläne zur gewaltsamen Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge bilden und wo keine Gefahr, etwa der Sturz von Dynastien (Spanien) und Regirungformen (Frankreich), droht. Nicht laut genug kann betont werden, daß sich eine demokratische Regirung auf die Oeffentliche Meinung stützen muß, die weder die Meinung einer Partei noch eines Klüngels sein darf.

Individualismus und Sozialismus.

Die Antriebe zum Fortschritt und die Kräfte, die in den Gesetzen der Aufwärtsentwickelung ausgedrückt sind, beziehen sich sowohl auf eine vollkommene Menschheit, die durch das Medium des Individuums denkt und handelt, als auch auf das sich bildende Individuum, das in seinem eigenen Denken und Thun ein stets wachsendes Maß des menschlichen Typus entdeckt. Der menschliche Fortschritt prägt sich in der Annäherung an den vollendeten Typus aus und gestattet einen Einblick in das Studium der Gesetze des schwankenden Gleichgewichts eines Organismus, der sich eine edlere und feinere Gliederung giebt. Deshalb befaßt er sich mit dem Ziel und den Mitteln, es zu erreichen. Die Lebensfähigkeit des Organs hängt von der Gesundheit der Zellen ab und vice versa; in dieser höheren Einheit, zu der der Sozialismus gelangt ist, vermählen sich Individualismus und Kollektivismus. Nur

Google

kann diese Einheit nicht durch eine Verquickung der Funktionen der verschiedenen Gruppen und Organe gewonnen werden; denn die Synthesis wird nicht durch ihr unmittelbares Ineinanderfließen verwirklicht, vielmehr liegt sie in einem gemeinsamen Hinarbeiten auf das selbe Ziel. Der Sozialist betrachtet das Individuum nur dann als etwas Vollständiges, wenn seine sozialen Beziehungen in seine persönlichen Ziele eingeschlossen werden. Freiheit bedeutet für den Menschen sowohl die Fähigkeit, in dem Komplex seiner sozialen Beziehungen zu wirken, als auch die Möglichkeit, sein eigenes Selbst zu sein.

Herrscher und Unterthan.

In den Begriffen Herrscher und Unterthan kommt ein Unterschied zum Vorschein, der immer in einem Staat vorhanden sein wird. So lange die Bezeichnung Herrscher und Unterthan noch ein persönliches Verhältniß ausdrückten, schloß es die Hörigkeit ein; und die Geschichte der Demokratie ist für diese Zeiten die Geschichte der politischen Befreiung des Individuums. Heute ist diese Thatsache eine Quelle politischer Irrthümer geworden. In einer Demokratie bezeichnet die Unterscheidung zwischen Herrscher und Unterthanen die Funktionen und nicht die Persönlichkeit, sie bezeichnet nicht mehr eine soziale Standesgliederung, auf keinen Fall bedeutet sie aber einen durch Geburt vererbten Unterschied. Differenzirt wird nur zwischen dem Ganzen und den Theilen. Wer die Regirungfunktionen erfüllt, durch die der Wille des Ganzen redet und sich bekundet, übt die höchste Staatsaufsicht über den Einzelnen; und die Souverainetät des Ganzen kann nur wirksam sein, wenn ihre Ausübung bestimmten Organen in der Gesellschaft übertragen wird. Einst pflegte diese Thätigkeit ausschließlich von Familien, „den Priestern und Leviten", besorgt zu werden, heute wird sie von den Vertretern der Oeffentlichen Meinung ausgeübt: und hierin erschöpft sich das Ergebniß des historischen Kampfes zwischen Herrscher und Unterthanen. Gedanklich sollte deshalb die Souverainetät der demokratischen Idee nicht mehr widerstreben als der zwischen dem Werkmeister und dem gewöhnlichen Arbeiter zu machende Unterschied; vielleicht nicht einmal in dem selben Maß.

Die Demokratie als geistiges Prinzip.

Demokratie heißt nicht einfach eine Regirungmethode, sondern mit ihr verknüpft sich die Vorstellung eines geistigen Prinzipes und eines Regirungzweckes. Hier wie im Allgemeinen bedeutet nun Formwandel eine Zweckveränderung. Eine Absolute Monarchie oder eine Aristokratie vermag wohl Staaten zu gründen und zu erhalten, ihnen durch Weltpolitik Größe zu verleihen, die schönen Künste und die Wissenschaften zu pflegen, Industrie und Gewerbe zu fördern und die Organe der Rechtsprechung zu schaffen; aber die Freiheit können sie ihnen nicht geben. Ihre segenreichen Schöpfungen sind die guten Thaten von Protektoren, aber ihre Herrschaft birgt innerlich die Keime einer neuen Ordnung, der Ordnung der von den freien Staatsbürgern erhaltenen und beschirmten Freiheit.

Google

Die Unsicherheit der ökonomischen Lage.

Zählt der Einzelne zu den Besitzenden, so ist er deshalb durchaus nicht den endlosen Unsicherheiten unserer ökonomischen Ordnung enthoben. Ob er in Wohlstand fortleben oder der Noth anheimfallen soll, bestimmen von seinem Willen ganz unabhängige Gewalten; und bricht einmal das Unglück über ihn herein, so empfindet er gerade wegen seiner höheren Lebenshaltung die Pein und die Qualen viel heftiger. Man spürt immer schmerzlicher die geistige Anspannung, das finanzielle Risiko und die Opferung jedes anderen Interesses, die die heutige Gesellschaft ihren „Hauptleuten“ als Voraussetzung des Erfolges aufzwingt. Die Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht verdrängt die alte Form der Handelsfirmen; denn so unbehaglich und beschwerlich ist der Kraftaufwand, daß die zweite und die dritte Generation vieler Handelsfamilien schon müde geboren werden; sie sind nicht vom alten Schrot und Korn der Ahnen und haben nichts von deren Geist.

Das allgemeine Wahlrecht.

Dem Staat sind die Erfahrungen der besitzlosen und der vermögenden Klassen in gleichem Grade unentbehrlich. Die Lebenspraxis des Armen, dem niedriger Lohn, unregelmäßige Beschäftigung oder sonstiges Mißgeschick nie die Möglichkeit zur Eigenthumserwerbung geboten haben, ist politisch so hoch zu werthen wie die Erfahrung des Millionärs, dessen einzige Beschwerden und Plackereien der Ueberfülle von Besitz entsprungen sind. Beim expropriirten und landlosen Kätner ist viel eher eine sozial vernünftige Ansicht über Landbesitz vorauszusehen als beim Grundbesitzer, der dem Jagdvergnügen frönt; und der beschäftigunglose Lohnarbeiter, dem ein Unterstützungskomitee Hilfe spendet, ist genau so berufen, über die menschlichen Folgen der bestehenden Ordnung ein Urtheil zu fällen, wie der erfolgreiche Arbeitgeber. Gelingen und Mißerfolge müssen in der Staatspersönlichkeit mit gleichem Recht vertreten sein; der Unglückliche muß, wie der Gesegnete, auf dem Richterstuhl sitzen.

Gute und schlechte Staatsbürger.

Vergebens sehen wir uns nach mechanischen Mitteln um, die uns die Scheidung der guten von den schlechten Staatsbürgern ermöglichen. Unbedeutend sind die vorhandenen Kennzeichen wie Irrsinn und Verbrecherthum; an sie reiht sich das Erwachsensein, da das Individuum vor dieser Periode dem Kind an Erfahrung gleicht, dessen Geist noch nicht genügend geschult ist, um giltige Entscheidungen finden zu können. Der einzige Prüfstein ist das Leben, die Erfahrung, der einzige Schutz die Pflege eines guten staatsbürgerlichen Sinnes, der sozialen Intelligenz und des sittlichen Gefühls.

Parlamentarische Majorität und Minorität.

Von dem individualistischen Radikalen hat der Sozialist die Bezeichnung und den Gedanken einer „Mehrheitherrschaft“ übernommen; daher kommt seine Verkennung der Begriffe Demokratie und Staatsautorität. Die Mehrheit bestimmt die Grundsätze und die Ziele

Google

der Gesetzgebung, aber die Minderheit hat ein gewichtiges Wort mitzureden, wenn es zu entscheiden gilt, wie weit die Prinzipien angewandt werden sollen und wie nah man dem Ziel kommen dürfe. Als gesetzgebende Macht ist die Mehrheit nicht für sich selbst thätig, sondern sie arbeitet für die Gesellschaft. Die Macht der Mehrheiten kann der Vernunft der Gemeinschaft nicht Gewalt anthun. Vor allen Dingen aber können Mehrheiten weder Etwas gegen die moralischen Anschauungen ihrer eigenen Parteigänger noch gegen die einer bedeutenden Minderheit unternehmen. Nicht durch Gewalt regirt eine Mehrheit, sondern sie muß das Land durch Ueberzeugung gewinnen, sie muß sich auf die Gerechtigkeit stützen und nicht auf die Macht. Eine politische Gewalt wird nur anerkannt, wenn sie eine moralische ist.

Der Abgeordnete und seine Wähler.

Eine Wahl ist keine Ausfragung der Wähler, sondern ein Urtheil des Gemeinwesens über die von der regirenden Gewalt geleistete oder noch zu verrichtende Arbeit. Nicht fremder Leute Meinung, sondern seine eigene bringt der Politiker zum Ausdruck. Wähler und Abgeordnete leiten ihr geistiges Sein und ihre sozialen Ideen aus der Gesellschaft ab, in der sie leben, und deshalb besteht zwischen ihnen nicht das Verhältniß des Herrn zum Diener, sondern sie regeln ihre Beziehungen wie Personen, denen die Lebensenergien aus der selben Quelle zuströmen und die in ihren gemeinsamen Interessen übereinstimmen oder divergiren. Der Abgeordnete vertritt die Gesellschaft, er ist kein Legat der Mehrheit, die ihn gewählt hat; dem Ganzen und nicht einzelnen Theilen schuldet er Rechenschaft.

Staat und sozialistische Partei.

Die Sozialisten sollten den Staat und die politische Gewalt nicht als Ausdruck einer Mehrheitherrschaft oder des Willens einer Partei auffassen, sondern sollten in ihnen die Verkörperung des Lebens der ganzen Gemeinschaft erblicken, die sich durch Vererbung gewissen Veränderungen widersetzt, zugleich aber alle Potenzen größerer Vervollkommnung in sich birgt, weil ihre Vergangenheit in ihrer Zukunft Früchte tragen muß.

Referendum des Volkes.

Die Menge ist ihrem Wesen nach nicht zum Gesetzgeber geschaffen.

Parteidisziplin.

Die Parteidisziplin sollte sich nur auf die größeren und wichtigeren Fragen der Staatspolitik erstrecken.

Privateigenthum im sozialistischen Staat.

Wie ein Einzelner ein Recht auf Privateigenthum hat, aber kein Recht, sich dadurch reich zu erhalten, daß er armen Leuten Hindernisse in den Weg legt, so hat auch ein Staat das Recht, einen hohen Grad persönlicher Behaglichkeit aufrechtzuerhalten. Die Anlässe und Motive, die heute zur Kapitalanhäufung treiben, vom persönlichen Genießen bis zum Vermächtniß an seine Erben, werden auch unter dem Sozialismus nicht verschwinden. Nur Eins wird nicht mehr möglich

Google

sein. Niemand wird mehr für eigene Zwecke Eigenthumsformen monopolisiren und ausbeuten können, die, wenn sie auf privaten Rechtstiteln beruhen, die Freiheit großer Volksmassen beschränken. Die von dem Sozialismus aufgezwungenen wirthschaftlichen Beschränkungen werden dadurch gerechtfertigt, daß sie erforderlich sind, um den Umfang der persönlichen Freiheit auszudehnen und sie über die ganze Gemeinschaft auszubreiten. Die Freiheit des sozialistischen Staates wird deshalb eine wirthschaftliche sein. Um sie zu sichern, muß das Privateigenthumsrecht auf die Eigenthumsformen beschränkt werden, die für große Theile des Volkes den Privatbesitz in irgendwelcher Art nicht unmöglich machen.

Innere Kämpfe im sozialistischen Staat.

Im sozialistischen Staat wird es eine umspannende Organisation der Wirthschaftkräfte und der industriellen Prozesse geben, um in der Gesellschaft das Wirtschaftleben und die Belohnung für Dienstleistungen zu sichern. In einem solchen Staat wird zwischen den Produzenten und den Konsumenten Zwist entstehen und Schiedsgerichte, die dann nicht etwa Differenzen zwischen Unternehmern und Arbeitern (diese Kategorien werden in ihrer heutigen Form nicht existiren), sondern Rechtsstreitfälle zwischen Produzenten und Konsumenten zu schlichten hätten, werden in dem sozialen Mechanismus eine äußerst wichtige Funktion haben. Auch getrennte Interessenvereinigungen wird es geben. Die Gewerkschaftbewegung wird nicht verschwunden, wohl aber umgewandelt sein. Ramsay MacDonald.

Judentaufen.*)

Wenn ich der ehrenden Aufforderung, die gestellten Fragen kurz zu beantworten, nachkommen soll, möchte ich zunächst um die

---

*) Eine Probe aus dem in den nächsten Tagen bei Georg Müller in München unter dem Titel „Judentaufen“ erscheinenden Buch, das Professor Werner Sombart herausgiebt und in dem die Herren Hermann Bahr, Dehmel, Erzberger, Geiger, Kohler, Naumann, Nordau, Toennies, Weber, Wedekind, Zangwill und andere drei vom Dr. Artur Landsberger gestellte Fragen beantworten. Die Fragen lauten: 1. Welche sind die voraussichtlichen Folgen in geistiger, wirthschaftlicher, politischer Beziehung im Fall der Assimilation aller Juden durch Massenübertritte, Mischehen und so weiter? 2. Welche sind eben diese Folgen im Fall der Verwirklichung der zionistischen Idee a) für die judenreinen Staaten, b) für den Zionistenstaat? 3. Wenn weder 1 noch 2 eintritt: sind Konflikte zu befürchten? Falls „ja“: welcher Art werden diese Konflikte sein? Schluß: Ist demnach 1, 2 oder 3 wünschenswerth? Der Band kostet 2 Mark.

Google

Erlaubniß bitten, die Reihenfolge der Fragen umkehren zu dürfen; denn weder über die drohenden Folgen einer Fortdauer der gegenwärtigen Lage noch über die Folgen zionistischer Gründungen wüßte ich etwas so Persönliches zu sagen wie über die sich wörtlich vollziehende Assimilation der Juden. Und auf persönliche Gedanken, auf aus Wünschen geborene Gedanken wird ja hinauslaufen, was hier etwa selbst von Historikern und von Nationalökonomen gesagt werden wird. Es giebt keine historischen Gesetze, die Historie ist keine Wissenschaft; aus der Zufallsgeschichte der Vergangenheit läßt sich so gut wie nichts für die Zukunft voraussagen.

Wenn es weder zu zionistischen Gründungen kommt noch zu einer schnelleren Aufsaugung der abendländischen Juden durch ihre Wirthsvölker, so bleibt eben Alles beim Alten; dann wird auch der Judenhaß, der sich seit etwa dreißig Jahren gern Antisemitismus nennt, bestehen bleiben. Dieses Uebelwollen gegen die Juden ist durchaus nicht auf die Kreise der Antisemiten beschränkt; ich glaube im Gegentheil, daß die barbarische Kampfesweise der Antisemiten seit Jahrzehnten judenfeindliche Aeußerungen liberal (Das heißt: billig) denkender Menschen nur zurückgedrängt hat. Nun ist die Judenfeindschaft bei den abendländischen Kulturvölkern nicht blos auf gemeine Motive zurückzuführen, wie auf Bosheit und Futterneid; auch das starke Nationalgefühl unserer Zeit spricht mit, wie denn, zum Beispiel, die Liebe zur Muttersprache die Verhunzung dieser Muttersprache durch mauschelnde Juden wie eine Kränkung empfindet. Da aber die Ueberspannung der Nationalitätidee nachläßt, da auch die Sünden der Juden gegen die Muttersprachen ihrer Wirthsvölker geringer werden, da endlich Bosheit und Futterneid Ursache hat, sich gegen stärkere Feinde zu richten als gegen die reichen Juden, so glaube ich: die Wellenbewegung des Antisemitismus wird langsam abebben, auch wenn die Lage der abendländischen Juden nicht wesentlich durch Zionismus oder durch raschere Assimilirung geändert werden sollte.

Die Seele der Zionistenbewegung kenne ich wenig und verstehe ich gar nicht. Mein historischer Instinkt sagt mir, daß die Errichtung eines Judenstaates irgendwo in einem angeblich herrenlosen oder geschenkten Land eine Rettung wäre für die unglücklichen russischen Juden, die heute schlimmer daran sind als die deutschen Juden im Mittelalter; daß aber der abendländische Jude von nur Viertelskultur nicht daran denken wird, zu Gunsten eines solchen Judenstaates auszuwandern. Wie endlich etwa deutsche Juden, denen Kant und Goethe und Beethoven die besten Erlebnisse ihres Daseins geschenkt haben, dennoch, aus Prinzipien heraus, zionistisch empfinden können: Das begreife ich nicht.

Für eine gründliche Lösung der abendländischen Judenfrage bleibt also nur die Assimilirung der Juden übrig, die beschleunigte oder gar die durch einen Beschluß der Juden erzwungene allgemeine Assimilirung. Niemand kann leugnen, daß eine allmähliche Assimilirung

Google

durch Taufen und Mischehen seit hundert Jahren vor sich geht. Diese aber wird unwirksam gemacht durch die Einwanderung von Juden aus Rußland und aus Polen. Verhinderung dieses Zuzuges wäre das sicherste Mittel, die Assimilirung, besonders der deutschen Juden, zu beschleunigen. Ich fühle mich nicht zu der Untersuchung berufen, ob eine solche Sperrung der Grenzen nicht allen abendländischen Grundsätzen von Freiheit widerspräche. Die abendländischen Juden und die abendländischen Antisemiten müssen eine solche Sperrung wünschen; die Juden schon deshalb, um eine scharfe Trennunglinie ziehen zu können zwischen ihren kultivirten Elementen und einer Masse, mit welcher der gebildete deutsche Jude fast nichts mehr gemein hat.

Bei der Assimilirung denkt man meist an ein langsames Aufsaugen jüdischer Individuen durch Uebertritt und durch Mischehe. Gegen die Assimilirung durch Taufe wendet sich der Spott der Christen und die Entrüstung der treu gebliebenen Juden. Nicht ganz ohne Grund. Es ist ja an sich nicht unmöglich, daß ein erwachsener und gebildeter Jude aus Ueberzeugung Christ wird; nur ist mir ein solcher Fall in meinem Leben nicht vorgekommen. In den allermeisten Fällen wird der erwachsene Täufling aus feineren oder gemeineren Nützlichkeitgründen dazu gebracht, ein Glaubensbekenntniß abzulegen, das er nicht glaubt. Also eigentlich die Todsünde gegen den Heiligen Geist zu begehen. Ich kann trotzdem diese Fälle so tragisch nicht nehmen; die Lüge beim Uebertritt ist nur etwas aktiver, aber nicht schlimmer als die passive Lüge des gebildeten Juden, der sich bei einer Volkszählung zu der Religion der Juden bekennt.

Die Gesetze des Abendlandes haben aber dem Juden, der sich seinem Wirthsvolke ganz assimiliren will, ein vorbereitendes Mittel an die Hand gegeben, das ihn dem Vorwurf der Lüge nicht aussetzt: den Austritt aus seiner Religiongenossenschaft, den Austritt aus seiner rassenhaften Gemeinde. Auch der Austritt aus dem Judenthum wird vorläufig mit Opfern bezahlt; ein konfessionloser Mensch kann in Deutschland weder Offizier noch Professor werden, wahrscheinlich auch nicht Nachtwächter. Dennoch giebt es in Deutschland verhältnißmäßig ungleich mehr Juden als Christen, die aus ihrer Religiongemeinschaft ausgetreten sind und sich konfessionlos nennen. Unter den hunderttausend deutschen Christen, die längst konfessionlos sind, bekennen sich nur wenige zu ihrem Unglauben.

Sollte es immer noch Juden geben, die ihr Volk für das auserwählte Volk Gottes halten, so könnten sie sich jetzt daran halten: durch den Drang der Verhältnisse getrieben, sind wieder einmal die Juden in der Welt vorangegangen, ohne Bekenntniß zu dem Gott einer Konfession, gottlos zu leben.

Ein Geschichtphilosoph mag, wenn er Lust hat, in dieser Entwickelung die Aufgabe des jüdischen Volkes erblicken. Ich glaube an keine Geschichtphilosophie.

Meersburg. Fritz Mauthner.

Google

Aus Ballins Reich.

Schon vor dem Thorschluß des Jahres 1911 wußten wir, daß die Seeschiffahrt mit diesem Jahr zufrieden sein könne. Albert Ballin, der voreilige Glücksprognosen zu meiden pflegt, hatte der Zufriedenheit Ausdruck gegeben. Der Güterverkehr sei sehr lebhaft gewesen und die Summe der Frachten seit drei Jahren um hundert Prozent gestiegen. Für das neue Jahr könne man die beste Hoffnung hegen; auch seien die wichtigen Geld- und Effektenmärkte von Ueberspekulation gesäubert. Freundlichere Botschaft war von dem Mann nicht zu erwarten, der einst von dem „überhitzten Dampfkessel" gesprochen hatte. Ein Schatten glitt erst über das Bild, als Ballin die Engländer vor einer Konjunkturüberschätzung warnte und aussprach, daß die guten Verhältnisse in der Seeschiffahrt rascher zu Ende sein könnten, als ruhige Zuversicht sich träumen lasse. Will er, so wurde gefragt, nun doch nicht 9 Prozent Dividende geben? Die giebt er; aber er wollte die englischen Mitkämpfer auf die schädlichen Folgen hastig betriebener Konzentration hinweisen. Die hatten wieder einen neuen Plan ausgeheckt.

Drei englische Großrhedereien, die Royal Mail Steam Packet Co., die Union Castle Steamship Co. und die Elder, Dempster & Co. Ltd., haben sich vereinigt. Die Royal Mail Co., die Führerin, arbeitet mit einem Aktienkapital von 1½ Millionen £, das nur kleinen Ertrag gebracht hat. Viel besser gehts der Union Castle, der ältesten englischen Schiffahrtgesellschaft, deren Aktie am Tag der Fusion zu 325 Prozent notirt wurde. Da die Gemeinschaft der drei Rhedereien eine stattliche Gesammttonnage aufbrachte, hatte die Royal Mail sich als die „größte Rhederei der Welt" angepriesen. Mußte die deutsche Konkurrenz sich dagegen wehren? Nein, meint Ballin. Der englische Concern ist ein durch Personalunion zusammengehaltenes Gebilde, das unsere Schiffahrtgesellschaften nicht zu ängstigen braucht. Der Jahresabschluß der Hamburg-Amerika-Linie ergiebt einen Betriebsgewinn von fast 44 Millionen; im schlimmen Jahr 1908 warens knapp 16 Millionen gewesen. Der Aufwand für die Dividende von 9 Prozent ist größer als je einer; denn 1905 und 1906, als 11 und 10 Prozent gezahlt wurden, war das Aktienkapital um 20 Millionen kleiner. Für Abschreibungen und Rücklagen werden 29 Millionen verwendet. Besonders interessant aber ist, daß die flüssigen Mittel der Gesellschaft Ultimo Dezember 1911 ungefähr 47 Millionen betrugen, obwohl rund 30 Millionen für die Vergrößerung der Flotte ausgegeben worden waren. Solche Ziffern können die englischen Rhedereien nicht zeigen; auch nicht die Dividendenkurve der HAL. Deren Kurs war schon einmal um 30 Prozent höher, als er heute ist; aber das Gefüge der Gesellschaft ist jetzt fester. Sie erhöht ihr Aktienkapital (um 25) auf 150 Millionen. Vor fünf Jahren, bei der letzten Emission, waren es nur 5 Millionen (denen 1906 allerdings 20 vorangegangen waren). Die beträchtliche Erhöhung zeigt, daß Ballin, der den Aufschwung des Welthandels beobachtet, auch für sein Gewerbe einen neuen Aufstieg vorbereitet.

Google

Im Jahr 1911 gab die HAL den Auftrag zum Bau von 19 neuen Dampfern mit 180000 Brutto-Registertonnen. Die Dimensionen der Dampfer wachsen ins Ungeheure; und der Luxus wird bis ins letzte Raffinement getrieben. Die HAL hat zwei Riesenschiffe von je 50000 Tonnen auf Stapel liegen, von denen eins, der Imperator, schon im nächsten Jahr seine Fahrten beginnen soll. Ballin läßt sich nicht von den Engländern übertrumpfen, die in ihren Olympics und Titanics schwimmende Luxushotels haben. Der Norddeutsche Lloyd, dessen Finanzen sich von den Sorgen düsterer Jahre erholen mußten, war in seinem Bauprogramm bescheidener als die hamburger Gesellschaft. Er mußte zunächst den Schiffpark für die südamerikanische Fahrt ergänzen. Die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtgesellschaft und die „Hansa“ in Bremen, die in einer Interessengemeinschaft stehen, haben auch eifrig gebaut. Den Engländern, die sich einer Tonnage von 1,30 Millionen rühmen, stehen HAL und Lloyd mit zusammen 1,90 Millionen Tonnen gegenüber. Und das Betriebskapital, das in den deutschen Aktienrhedereien arbeitet, beträgt fast schon eine halbe Milliarde. Dabei kann in ihrem Bereich von Ueberkapitalisirung nicht ernstlich die Rede sein. Sie haben sich finanziell nur so weit gestreckt, wie die Entwickelung forderte. Die Art ihrer Bilanzirung ist vernünftig und hält sich an die Thatsachen, die gerade dieses Gewerbe so schwierig machen. Als Ballin von der Carr-Linie übertrat, betrug die Tonnageziffer 71237; heute hat die HAL 1200000 Tons. Und der „Imperator“, den sie jetzt baut, hat allein 50000. Elf Stockwerke, 5000 Passagiere, ein großes Schwimmbassin, aller Komfort der ersten Hotels: so wird der neue Dampfer aussehen. Drei von dieser Sorte werden gebaut. Sie kosten zusammen 90 Millionen Mark. Und trotz diesem Aufwand ist die Gesellschaft in behaglicher Lage. Ballin kann lachen. Und diese Gesellschaft ist nicht durch Verschachtelung so groß, durch Effektengewinn so stark geworden, sondern dankt ihre Gesundheit und ihren Wohlstand nur der eigenen Leistung.

Die Konkurrenz: da ist immer die gefährlichste Klippe. Unzählige Hindernisse stellen sich dem Abschluß internationaler Verträge entgegen. Bald will diese, bald jene Gesellschaft eine Extrawurst haben. So wars bei dem nordatlantischen Schiffahrtpool, der im Oktober 1911 um fünf Jahre verlängert wurde. Die englischen Rhedereien hatten besondere Forderungen für die Fahrt nach den Vereinigten Staaten gestellt und die Schiffahrtlinie der Canadian Pacific Bahn wollte einen Sonderantheil am Auswandererverkehr von Europa nach Canada haben. Schließlich bewirkte Ballins Klugheit einen befriedigenden Kompromiß. Auch das südamerikanische Abkommen, das in die Brüche zu gehen drohte, dankt ihm die Rettung. Deutsche, englische, französische, holländische und spanische Schiffahrtgesellschaften haben für den Dienst nach Argentinien und Brasilien einen süd- und einen nordeuropäischen Pool geschaffen. Der erste umfaßt die Auswanderung von den spanischen und portugiesischen Häfen nach dem La Plata und nach Brasilien; der zweite den Verkehr aus den nordeuropäischen Häfen.

Google

An beiden Pools sind die Rhedereien der verschiedenen Länder mit bestimmten Quoten des Verkehrs betheiligt. Wer seinen Antheil überschreitet, hat die übrigen Gesellschaften zu entschädigen. Da der Norddeutsche Lloyd, dessen südamerikanisches Geschäft gut geht, den ihm gewährten Prozentsatz überschritten hat, war er zum Ausgleich gezwungen. Das war ein kostspieliges Vergnügen; und der Lloyd erklärte deshalb, nicht mehr mitmachen zu wollen, wenn seine Betheiligung nicht wesentlich vergrößert werde. Dadurch war die Erneuerung der Pools, die im September abliefen, in Frage gestellt. Wäre es zum Konkurrenzkampf gekommen, so hätten die deutschen Rhedereien auch gegen einander zu kämpfen gehabt. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtgesellschaft, die der HAL nah steht, mußte dann ihren ganzen Passagierverkehr vertheidigen. Da griff Ballin ein und schlichtete den Streit. Als kluger Taktiker stellte er sich offen auf die Seite des Norddeutschen Lloyds. In einer (vielleicht ein Bischen ironisch gefärbten) Erklärung billigte er die Haltung der Bremer, durch die endlich einmal der unkaufmännische Gedanke beseitigt worden sei, daß die Rücksicht auf die Konkurrenten große Gesellschaften leiten müsse, die in erster Reihe für ihre Aktionäre zu sorgen haben. Der Werth der Pools, Syndikate und Kartelle sei immerhin fraglich. Diese diplomatische Geschicklichkeit hatte Erfolg. Hamburg und Bremen verständigten sich über Südamerika, der Lloyd zog seine Anträge zurück und die Pools bleiben vorläufig aufrecht. Daß der Lloyd vier Doppelschraubendampfer für den südamerikanischen Dienst bauen läßt, zeigt ihn als zähen Vertheidiger seines Vorsprunges. Das letzte Wort über die Quoten ist also noch nicht gesprochen. Auch die hamburger Gesellschaften haben zwei große Schnelldampfer für die Fahrt nach Südamerika bestellt. Diese Doppelrüstung kann sich auch gegen die ausländischen Gesellschaften richten.

Auf eine Fusion Hamburg-Bremen, an die in der schlimmsten Zeit des Lloyd wieder gedacht wurde, ist fürs Erste nicht zu rechnen. Aber die Tage des Haders sind vorüber. Der Feind ist jenseits vom Kanal. Britaniens Schiffer sind der stolzen deutschen Hanse nicht grün. Die Engländer können Ballins kluge Geschäftspolitik nicht nachmachen und ärgern sich über jeden Erfolg des deutschen Unternehmens, den sie sich, aus Mangel an Blick und Initiative, entgehen ließen. Vor ein paar Monaten hat die HAL wichtige Verträge für den Bananentransport abgeschlossen. Mit der Atlantic Fruit Company in New York, die in Westindien zwölf Bananenplantagen besitzt, vereinbarte sie einen Dienst von Westindien nach New York und sichert so einigen Dampfern vortheilhafte Frachten. Auch eine deutsche Firma, die Hamburg-Kolumbien-Bananen-Aktiengesellschaft, zog die HAL in ihren Concern. Wer dem Weltgeist sich so nah fühlt, Kühnheit und Klugheit in so guter Mischung vereint, Der wird die deutsche Flagge auch gegen den Union Jack mit starken Kaufmannswaffen vertheidigen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Februar 1912.

Menschenökonomie.

Rudolf Goldscheid stellt in seinem groß angelegten Werk „Höherentwickelung und Menschenökonomie" (der erste Band ist bei Klinkhardt in Leipzig 1911 erschienen) das Universum als einen Regulirungmechanismus dar, dessen Theilsysteme sich durch Selbstregulirung erhalten. Im Reich des Organischen führt die Selbsterhaltung zu immer feinerer und verwickelterer Differenzirung; den einzelnen Theilen des Organismus fallen gesonderte Funktionen zu, jede Funktion bildet ein Organ aus und zuletzt entsteht ein Centralorgan als Oberregulator. Nachdem dieses im Großhirn des Menschen seine höchste Vollkommenheit erlangt hat, schlägt die bis dahin rein kausal und unbewußt verlaufene Entwickelung in die bewußt teleologische um. Der Mensch setzt sich Zwecke und steckt sich Ziele; und sein edelstes Ziel ist eins, das in immer weitere Fernen flieht: die Selbstvervollkommnung, die Höherentwickelung. Für sie kämpft Goldscheid mit dem Aufgebot all seines reichen Wissens und scharfsinnigen Denkens und bekämpft darum die beiden Ansichten, die ihm den Fortschritt zu hemmen scheinen: die Lehre von der Konstanz der Arten, die, meint er, den Menschen zum Stillstand verurtheile, und den Malthusianismus im Darwinismus. Darwin hat bekanntlich von Malthus den Anstoß empfangen, sich mit seinem Forschen in der Richtung zu bewegen, die er einschlug. Die Meinung, daß Knappheit der Nahrungmittel die Lebewesen der selben Gattung zu einem Konkurrenzkampf um den Unterhalt zwinge, wobei die Unterliegenden dem Tod verfallen, ehe sie zur Fortpflanzung gelangten, schien ihm den Weg zu zeigen, auf dem sich die Entstehung der Arten ohne Eingriffe eines

Google

Schöpfers erklären lasse. Die Sieger seien doch ohne Zweifel die Tüchtigsten; die Tüchtigkeit bestehe eben in den Eigenschaften, die zum Sieg oder, was das Selbe sei, zur Anpassung an die jedesmalige Lebenslage befähigten, und da immer nur die am Besten Angepaßten Sieger und am Leben blieben, also die jene fraglichen Eigenschaften im höchsten Grade besitzen, so sei die Wirkung der durch Jahrmillionen fortgesetzten Auswahl im Kampf ums Dasein eine stete Steigerung der Eigenschaften, deren Steigerung zur zur Folge habe, daß dabei schließlich ein anderes Wesen, eine neue Art herauskomme. Weismann, der diesen Gedankengang konsequent verfolgt, läßt die Selektion ganz allein bei der Artbildung thätig sein, schließt jede Mitwirkung des Milieu aus und bestreitet die Möglichkeit, daß Eigenschaften vererbt werden, die das Individuum unter dem Einfluß des Milieu oder in Wechselwirkung mit ihm erworben hat. Nur was im Keim enthalten ist, wird vererbt, nicht die im Individualleben entstandene Beschaffenheit des Gesammtorganismus, des Leibes, des Soma. Hier soll nicht auf die Frage eingegangen werden, wie bei solcher Beharrlichkeit der Vererbung überhaupt neue Arten entstehen können; nur an die Verwerthung dieser Selektionlehre durch die Rassentheoretiker ist zu erinnern. Goldscheid sagt ganz richtig, in der Keimplasmalehre berge sich der ökonomische Liberalismus, der das laissez faire predige und nicht wolle, daß die Regirung durch Milieuverbesserung für die kommende Generation sorge, und dieser Liberalismus sei verkappter politischer Konservativismus, der den beati possidentes die Herrschaft sichern und die unteren Schichten am Aufsteigen hindern wolle. Ich habe gegen Weismann und seine politische Gefolgschaft das Schriftchen „Sozialauslese" gerichtet, das sich natürlich, da Goldscheid über ein viel vollständigeres biologisches Wissen verfügt, mit seinen Ausführungen nicht messen kann. Er erörtert nicht nur die bekannten Gegengründe (daß der besser Angepaßte keineswegs immer der Tüchtigere ist, daß es eine Verkümmerunganpassung giebt, daß die Minderwerthigen gar nicht aussterben, sondern sich fortpflanzen, während sehr werthvolle Individuen, die sich gerade ihrer hochwerthigen Eigenschaften wegen unwürdigen Zumuthungen nicht fügen können, im Kampf ums Dasein zu Grunde gehen), sondern er beschreibt auch den wirklichen Entwickelungprozeß sehr genau als eine stete Wechselwirkung zwischen Keim und Soma, Soma und Außenwelt, und nennt Vererbung nur ein Bild für den wirklichen Vorgang, der nichts Anderes sei als die Kontinuität des Lebens: das elterliche Leben setze sich in den Kindern fort. Ich bekämpfe den Weismannismus nur als jenen Um-

Google

monismus, der alle Minderwerthigkeit und jeden Mißerfolg im Leben auf schlechtes Keimplasma zurückführt, um sozialen Verbesserungen zu wehren, die der Entstehung minderwerthiger Individuen vorbeugen sollen. Daß in der Regel der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, leugne ich nicht, eben so wenig, daß die Volks- und Rassencharaktere sehr beständig sind. Ein Ire mag von Engländern erzogen werden und seine ganze Lebenszeit unter Engländern zubringen: er bleibt doch ein Ire; eine wie unenglische Natur Bernhard Shaw ist, sieht jeder Leser, der die englische Literatur kennt, auf den ersten Blick. Noch mehr gilt Das natürlich von den Charaktereigenschaften der Farbigen, nicht zu reden von der Farbe selbst und dem Gesichtsschnitt, die durch Sozialpolitik nicht zu ändern sein wird. Also in der Ablehnung des Weismannismus und Ammonismus stimme ich mit Goldscheid überein; und in der Beurtheilung des Malthusianismus im engeren Sinn des Wortes komme ich ihm nah. Auch ich weiß, daß für die jetzt lebenden Menschen Nahrungmittel reichlich vorhanden sein würden, wenn diese Menschen sich gleichmäßig über die anbaufähigen Gegenden der Erdoberfläche vertheilten, und dringe darum bei jeder Gelegenheit auf innere und äußere Kolonisation und auf ein gesundes Gleichgewicht zwischen Landwirthschaft und Industrie. Wie es bei weiterem Bevölkerungwachsthum nach fünfhundert Jahren um die Menschheit bestellt sein wird, darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf. Goldscheid glaubt, daß uns eher die Gefahr des Aus- und Absterbens als Uebervölkerung drohe. Seine biologische Ansicht, daß starke Geburtenfrequenz nicht Ursache, sondern Wirkung großer Sterblichkeit sei (natürliche Ausgleichung als ein Mittel, die Gattung zu erhalten), geht uns hier nicht an.

In entschiedenen Gegensatz muß ich jedoch zu ihm treten, wenn er auch die Lehre von der Konstanz der Arten für ein Hemmniß der Sozialpolitik hält, ja, für das eigentliche und Haupthinderniß, da der Weismannismus nur eine durch naturwissenschaftlichen Schein verdeckte Rückkehr zum Cuvierismus sei. Hinter der Selektiontheorie steckten reaktionäre Tendenzen: „Dem Menschen soll, um seinen Willen zur That zu lähmen, weiter eingeredet werden, alle sozialen Uebel seien ein nothwendiges Durchgangsstadium der Höherentwickelung. Die Theologen stellten die sozialen Uebel als eine Prüfung der sündigen Menschheit dar, gegen die sie sich, ohne der Vorsehung entgegen zu wirken, nicht auflehnen durfte.“ Daß die Theologen die Leiden als Prüfungen des Einzelnen auffassen, ist richtig, aber daß sie die Bekämpfung der individuellen oder gar der Sozialübel verbieten sollen, Das ist ein

Google

wunderlicher Irrthum. Die Bekämpfung solcher Uebel ist stets in der Christenheit als Liebespflicht gelehrt und thatkräftig geübt worden. Goldscheid beruft sich auf bekannte Verirrungen der mittelalterlichen Menschen, die bis an die Grenze des achtzehnten Jahrhunderts Unheil angerichtet haben. „Beinahe könnte man sagen, ein naturalistisches laissez faire, laissez aller sei das ungeschriebene Grunddogma aller Religionen. Die Ueberzeugung von der immanenten Zweckmäßigkeit des natürlichen Geschehens war es im Mittelalter, die die Menschen thatlos, betend oder Ketzer bratend den völkermordenden Epidemien gegenüberstehen ließ." Wenn die Menschen vom dreizehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert Juden und Hexen (nicht Ketzer; die wurden aus anderen Gründen gebraten) als die Anstifter von Krankheiten verbrannten, so standen sie doch den Uebeln nicht thatlos gegenüber. Es war ein sehr unzweckmäßiges Mittel, das sie in ihrer Unwissenheit, in ihrem Aberglauben anwendeten, aber thatlos blieben sie weder in diesen noch in anderen Nöthen. Thatlose Ergebung ins Kismet ist islamitischer Grundsatz und erklärt den Zustand der islamitischen Welt. Die christlichen Europäer (genauer: die christlichen Germanen und Romanen) haben das ganze Mittelalter hindurch die unbändigste That- und Schlagkraft bekundet und dabei allerdings, weil es oft an der richtigen Einsicht in den Zusammenhang der Geschehnisse fehlte, viel Energie unnütz verschwendet. Freilich gehörte diese Thatkraft zu ihren Rasseneigenschaften, aber die christliche Religion, weit entfernt davon, sie an der Entfaltung dieser Eigenschaft zu hindern, hat sie dabei angespornt. „Wirket, so lange es Tag ist", gebietet der Heiland.

Wenn dann Goldscheid die sozialen Uebel heutiger Zeit beschreibt und zu ihrer Bekämpfung durch rationelle Sozialpolitik auffordert, hat er mich wieder auf seiner Seite; doch auch in diesem Theil seines Werkes muß ich seiner Auffassung an zwei Punkten widersprechen. Er schreibt: „Historisch ist das Menschenmaterial ursprünglich nichts Anderes als das Geschäftskapital der den Staat beherrschenden Klassen; die Menschen werden in der kriegerischen und in der wirthschaftlichen Konkurrenz okkupirt wie Land und als zinstragendes Gut bewerthet und verwerthet." Die Auffassung, die den Kapitalismus in seiner Entartung kennzeichnet, erscheint ihm also als das Ursprüngliche, Sozialpolitik als etwas ganz Neues und die heutige Sozialversicherung als der „Uebergang vom Vergewaltigungstaat über den Verwaltungstaat in die Versicherungsgemeinschaft." Goldscheid mag einmal die Bibel durchlesen, die den Niederschlag des Fühlens und Denkens eines alten Volkes

Google

im Verlauf seiner tausendjährigen Geschichte darbietet; er wird dann bekennen müssen, daß sich von dieser Werthung des Menschen keine Spur darin findet. Der Mensch, jeder einzelne Mensch, erscheint immer und überall als Selbstzweck; Kants Moralgrundsatz als eine neue Entdeckung zu feiern, ist angesichts dieser uralten gewaltigen Thatsache eine Lächerlichkeit. Und dann mag sich unser Autor das Mittelalter ein Wenig beschauen. Von einem heutigen Soziologen ist ja nicht zu verlangen, daß er die Schilderungen der wirthschaftlichen Zustände Deutschlands vor der Reformation lese, die Johannes Janssen entworfen hat, um daraus die Grundsätze zu entnehmen, die zur Erzeugung und Erhaltung dieser Zustände beigetragen haben. Aber die Grundsätze findet er auch bei Sombart, den er ja kennt. Sombart giebt ganz richtig als einen Hauptunterschied des heutigen Kapitalismus vom mittelalterlichen Wirthschaftleben an, daß dieses den Menschen, jener die Waare und schließlich den Profit, das Geld, zum Mittelpunkt und Endzweck aller Wirthschaftsthätigkeit macht. Wohl geschahen viele entsetzliche Unthaten im Mittelalter; Menschen wurden umgebracht, gemartert, eingekerkert, wie wilde Thiere gejagt, aus persönlichem Belieben von Gewaltmenschen, aus Habsucht, aus Parteihaß, aus Fanatismus; aber den Menschen, das Kind Gottes, als Ausbeutungobjekt, das Volk als Geschäftskapital darzustellen, hätte Niemand gewagt; es würde als die ruchloseste Lästerung erschienen sein. Thatsächlich wurden immer und überall auch damals Menschen ausgebeutet, denn die Selbstsucht bleibt in allen Zeiten unverändert, aber der Ausbeutung waren durch die soziale und ökonomische Struktur enge Grenzen gezogen. Die Könige waren bis zur Ohnmacht durch die Stände eingeschränkt, die Städte waren Republiken, das Handwerk galt als ein Gemeindeamt, das mit „Sicherung der Nahrung" gelohnt wurde; Jeder hatte nur den gerechten Lohn seiner Arbeit zu beanspruchen, Bereicherung auf Kosten der Mitbürger durch übermäßigen Geschäftsgewinn galt als sündhaft und unanständig. Den hörigen Bauern, die übrigens nach und nach zu völliger Freiheit aufstiegen (in manchen Gauen haben sie diese vor dem sechzehnten Jahrhundert niemals verloren), war ihr reichlicher Lebensunterhalt durch Gesetz und Herkommen, zum Theil auch durch das eigne Interesse des Gutsherrn gesichert. Die Kriege waren im früheren Mittelalter Vertheidigungskriege gegen die Einfälle räuberischer Horden, im späteren Fehden, die aus dem freien Willen der Kämpfenden hervorgingen. Noch im siebenzehnten Jahrhundert wurden die damals beginnenden dynastischen Kriege mit Söldnern geführt, die freiwillig, um Geld und

Google

Beute und aus Abenteuerlust dienten. Erst der Sonnenkönig und die Königlein in der Zeit des Absolutismus und Napoleon haben ihre „Unterthanen“ (die hat es im eigentlichen Mittelalter, wo alle Abhängigkeitverhältnisse auf Vertrag und gegenseitiger Verpflichtung beruhten, gar nicht gegeben) wie Schafe auf die Schlachtbank geschleppt. Die ökonomische Ausbeutung begann um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Textilgewerbe, also auf einem sehr beschränkten Gebiete, und steigerte sich in England gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in dem Grade, daß man dort nicht mehr Seelen, Bürger, Volksgenossen, sondern von einer gewissen Einkommenstufe abwärts nur noch „Hände“ kannte, die man mit Vergnügen durch Maschinen ersetzte, so weit sich diese als bequemer und rentabler erwiesen. Die Behandlung des Menschen als einer Sache ist also innerhalb der europäischen Christenheit, abgesehen von einigen Rückfällen in heidnische Sklaverei, nicht das Ursprüngliche und Alte, sondern eine neuere Episode und die heutige Sozialpolitik nur zeitgemäß modifizirte Anwendung der Grundsätze, die bis zum Siege des modernen Kapitalismus gegolten haben. Die mittelalterliche Ständeordnung war nichts weiter als die Berufsgliederung, ohne die ein Kulturstaat nicht denkbar ist, und auch, daß sie als eine Gottesordnung aufgefaßt und mit der Mahnung des Apostels, es möge Jeder seinem Beruf treu bleiben, noch fester im religiösen Bewußtsein verankert wurde, machte die Berufstände nicht zu Kasten. Keinem Hörigensohn war verwehrt (vielmehr ward er, wenn sein Pfarrer oder ein klösterlicher Lehrer sein Talent entdeckte, gefördert), zu den höchsten Würden emporzusteigen; daß der Weg gewöhnlich durch den Klerikerstand führte, brachte die damalige wirthschaftlich-soziale Struktur so mit sich; doch war der Kleriker, der, um eine Pfründe zu erlangen, die niederen Weihen empfing, nicht genöthigt, Priester zu werden; auch Männer wie Erasmus haben von Kirchenpfründen gelebt. Daß der Umweg über den halbgeistlichen Stand heute nicht mehr nöthig ist, darf ja als ein Fortschritt gepriesen werden, aber ob der talentvolle Arme heute mehr Förderung erfährt und weniger Schwierigkeiten zu überwinden hat, ist eine andere Frage.

Schon dieser geschichtliche Verlauf der Dinge eröffnet dem Unternehmen Goldscheids, die Nächstenliebe, die Humanität, durch das ökonomische Interesse zu ersetzen, schlechte Aussichten. Zwar, daß der Mensch seinen ökonomischen Werth hat, sogar das allerwerthvollste ökonomische Gut ist, daß es als Niedertracht verurtheilt werden muß, wenn das Unternehmerinteresse darauf ausgeht, den Preis der „Waare“ Mensch niedrig zu halten, daß auch

Google

von dieser Waarengattung gilt, im Großen und Ganzen und auf die Dauer rentire das solid gearbeitete Stück besser als der Schund, daß es heuchlerische und dumme Sozialpolitik ist, wenn man die Zustände, aus denen Minderwerthige hervorgehen, bestehen läßt und dann die unglücklichen Produkte dieser Mißwirthschaft hygienisch aufpäppelt, daß man die abgearbeiteten Weiber der Armen die Menschenproduktion nicht länger als unbezahlte Nebenarbeit betreiben lassen sollte: alle diese und viele andere Gedanken sind löblich, wenn auch nicht eben neu. Aber daß uns vom Oekonomischen her ein neuer Idealismus erblühe, daß auf diesem Weg die durch heuchlerische Sozialpolitik entwürdigte Ethik rehabilitirt werden könne, vermag ich nicht zu glauben. Goldscheid will, daß die Sozialpolitik und die Sozialhygiene nicht länger als Wohlfahrtpflege, sondern als Betriebsverbesserung aufgefaßt werden. Die bisherige Erfahrung spricht nicht dafür, daß wir damit weiter kommen würden. Als die Schundproduktion der „Waare“ Mensch und die Abnutzung dieses „Produktionwerkzeuges“ nach dem Muster brutaler und dummer Zugviehhalter einen nie, auch in der antiken Sklavenwirthschaft nicht, gekannten Grad erreicht hatten, in England um das Jahr 1800, da war es, wie uns Schulze-Gävernitz gelehrt hat, das christliche Gewissen, das die Gegenbewegung in Gang gebracht hat. Und in Deutschland, wo übrigens so arge Gräuel nicht vorkamen, haben V. A. Huber und Bischof Ketteler im selben Sinn gewirkt. Es ist wahr, daß weder die englischen noch die deutschen Christlichsozialen durchschlagenden Erfolg erzielt hätten, wenn ihnen nicht mächtige Interessen zu Hilfe gekommen wären. Aber das Interesse der industriellen Unternehmer war nur insofern daran betheiligt, als die mehr und mehr in den Vordergrund tretende Eisenindustrie und auch schon die verbesserte Maschinenspinnerei ein anderes Material erforderten als zu Tod gepeitschte Kinder. Die mächtigsten Triebkräfte waren die Sorge um die Wehrkraft (in England die maritime), also um eine Institution, die Goldscheid als einen bedauerlichen Atavismus verabscheut, außerdem in England das Parteiinteresse der Landlords gegenüber den ausbeutenden „Liberalen“ und in Deutschland die Furcht vor der Sozialdemokratie, die Bismarck klug benutzt hat. (Welches Verdienst sich die Sozialdemokratie durch Kritik und Furchterregung in den achtziger und neunziger Jahren erworben hat, habe ich immer anerkannt.) Was die Unternehmer betrifft, so überwiegt auch heute noch die Zahl derer, denen entweder Menschenschund oder ruchlose Ausbeutung tüchtiger Menschen besser rentirt als kostspielige Aufzucht und Schonung der Aufgezogenen. Will Gold-

Google

scheid empörende Beispiele der von ihm mit Recht gegeißelten vorzeitigen Abnutzung beobachten, dann muß er nicht auf die Güter der „rückständigen" ostelbischen Agrarier gehen, sondern in die Werkstätten der nordamerikanischen Trustmagnaten, die den Gipfel der Unternehmerintellgienz erklommen haben und Virtuosen der Rentabilitätberechnung sind. Ruhmvolle Captains of labour wie der alte Krupp in Deutschland und die Brüder Lever in England würden niemals aus bloßem Interesse in der Sorge für ihre Arbeiter so erstaunlich weit gegangen sein; was sie getrieben hat, war das christliche Gewissen und die Nächstenliebe. Und was treibt die Unzähligen, die heute in Vereinen im Sinn Goldscheids für die Wöchnerinnen, für Säuglinge, für die Jugend, für Volkshygiene thätig sind? Irgendein Unternehmerinteresse doch wahrhaftig nicht. Das Oekonomische nur insofern, als von der Menschenökonomie das Gedeihen, die Kraft und Macht von Volk und Vaterland abhängt, wobei aber wieder in erster Linie an die Wehrkraft gedacht wird, also an die von den konsequenten Menschenökonomen verpönte Kraftentfaltung in einem möglichen Krieg. Goldscheid ist ein interessantes Spezimen der modernen Naturwissenschaftler (ihr Urtyp war Karl Marx), die von ihrer rein theoretischen voraussetzunglosen Forschung jede Werthung, jedes Gefühl, jede Tendenz ausschließen wollen, während die zu allen Poren ihrer dicken Bücherleiber herausschwitzende Menschenliebe und Empörung über die Versündigungen dagegen beweisen, daß die intellektuelle die allerletzte ihrer Triebfedern ist.

Neben der Humanität wirkt bei diesen Intellektuellen als zweitmächtige Triebkraft die Feindschaft gegen den metaphysischen Schöpfer und Leiter der Menschenschicksale; der moderne Mensch ihres Schlages will sein eigener Gott werden, sich selbst schaffen, die Menschheit umschaffen. Glück auf zu dem Titanenunternehmen! Aber ihm stehen unübersteigliche Schwierigkeiten im Wege. Das Objekt ist der zu schaffende Mensch: wie soll er aussehen, welche Sorte Mensch soll „gezüchtet" werden? Nebenbei bemerkt: möchte dieses häßliche Wort, das den Menschen unter die Hausthiere einreiht, aus dem soziologischen Sprachgebrauch recht bald wieder verschwinden! Aus der Geschichte sind mir nur zwei Beispiele von Menschenzüchtung bekannt: der Staat Lykurgs, dessen Züchterpraxis ein klägliches Fiasko erlitt, da der Spartiatenstamm verdorrt ist wie kein zweiter Griechenstamm, und die Gewohnheit einiger Sklavenhalter der nordamerikanischen Südstaaten, bewährte bucking niggers um Geld zu miethen und zu vermiethen. Goldscheid bekennt, daß es nicht angehe, Menschen wie das Vieh zu züchten, wenn man auch, was richtig ist, für die Menschenproduk-

Google

tion und Aufzucht von den Landwirthen viel lernen könne. Er erkennt auch die Gefahr, die bei planmäßiger Leitung der Menschenproduktion dadurch drohen würde, daß Auswahl der Zuchtexemplare den Kreis der Entwickelungmöglichkeiten einschränkt. Wie oft geraten, nach der günstigen wie nach der ungünstigen Seite hin, die Kinder ganz anders, als die Beschaffenheit der Eltern erwarten ließ! Aber zurück zu unserer Frage: welche Sorte Mensch soll und will der menschliche Schöpfer erschaffen? Auch Goldscheid sieht darin das Centralproblem seiner Oekonomie. Also welche Art von Menschen wünschen wir? Heilige, Geschäftsvirtuosen, künstlerische Genies, Arbeitbienen, „einen Olymp rothbäckiger Hausknechte", wie Konstantin Rößler einmal das Kraftmeierideal genannt hat? Und warum nicht lieber alles Dieses und noch Manches dazu, was wir schon längst haben, also nicht erst zu züchten brauchen? Was mich betrifft: ausgenommen die Teufel in Menschengestalt und die jämmerlich Verkümmerten, die als Menschenschmutz in den Slums englischer Großstädte faulen, möchte ich keine der Figuren missen, welche die große Tragikomoedie des Lebens aufführen, auch den pfiffigen Gauner, das Pumpgenie und das Klatschweib nicht. Woher wollen die Dichter, die Maler, die Karikaturenzeichner die Nachbilder nehmen, mit denen sie unser Herz erfreuen, wenn ihnen der schaffende Menschgott die Vorbilder raubt? In jungen Jahren bemerkte ich einmal in einer Censurkonferenz bei Erwähnung eines Musterschülers: „Ja, wenn alle so wären!" „Wünschen Sie sich Das nicht," rief der Direktor, „Das wäre zum Sterben langweilig." Oder sollen wir etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes erwarten? Ich fürchte, da möchte ein Monstrum herauskommen, etwa ein Hirnmensch, wie ihn die Fliegenden Blätter einmal gemalt haben: ein Riesenkopf mit einem Zwergenleib. Im Chauffeur, im fixen Maschinenspinner sieht Goldscheid eine neue Psyche keimen. Aber da ist nur eine neue Modifikation einer längst schon vorhandenen Eigenschaft: der Fähigkeit, alle Energie in der gespannten Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt zu konzentriren. Dem Ideal des Vollmenschen kam der verschwundene Postkutscher, kommt der noch existirende langsame und bedächtige Bauer näher als der einseitig gedrillte Chauffeur oder Fabrikarbeiter. Mit einem größeren Reichthum von Vorstellungen kann die Seele des modernen Menschen ausgestattet sein, aber „neue Gefühle, neue Wollungen" finde ich nicht in ihr. Eine elektrische Lampe konnte sich freilich Caesar zum Geburtstag nicht wünschen, aber daß sich heutige Wollungen auf eine größere Mannichfaltigkeit von Gegenständen beziehen, macht aus ihnen noch keinen neuen Willen. Und welche Art von äußerer Arbeit wäre nöthig, die innere Be-

Google

schaffenheit, wenn man sich über diese geeinigt hätte, zu erwirken? Goldscheid eifert gegen Ueberarbeit. Edison antwortet auf die Frage, was ihn im Alter jugendfrisch erhalte: Achtzehn Stunden täglicher Arbeit. Goldscheid will gleich den Sozialdemokraten eine möglichst lange, kostspielige Ausbildung für Alle, „hohe Investitionen", aber Jeder kennt Schlingel, an welche die höchsten Investitionen vergebens hinausgeworfen wurden, und selfmademen, an denen sich gar keine Erziehung als die beste erwiesen hat; Carnegie und Edison haben im Kindesalter angefangen, sich ihr Brot zu verdienen. Das sind Ausnahmen; aber wer kann in jedem einzelnen Fall vorauswissen, ob nicht gerade die scheinbar ungünstigen Lebensverhältnisse die schlummernden Anlagen hervortreiben und ob nicht eine Mustererziehung den zu Großem angelegten Menschen verkrüppeln würde?

Und nun das Subjekt: der Menschgott als Schöpfer oder Züchter! Ein Einzelner solls nicht sein, sondern die Gesellschaft, die sich zum Uebermenschen steigernde Menschheit. „Die höchste Ausgestaltung der interindividuellen Regelung haben wir erst dann vor uns, wenn die Kollaboration der Individuen begleitet und geleitet wird von wirklichem Gemeinschaftdenken, wenn das Gesellschafthandeln im Sinn der sozialen Logik vor sich geht. Unter sozialer Logik ist aber nicht zu verstehen: die Logik angewandt auf die sozialen Phänomene, sondern sozial logisch ist das Denken der einzelnen Individuen dann, wenn zwischen ihnen Einheit im Denken besteht." Einheit im Denken! Du lieber Himmel! Einheit giebts nur dort, wo gar nicht gedacht wird, wo ein Interesse, ein Gefühl die Massen eint oder wo der Denkapparat lediglich als Werkzeug des Willens in Bewegung gesetzt wird. Je zwei Juristen, sagt man, haben drei Meinungen; so gehts aber nicht nur bei den Juristen, sondern überall, wo selbständig gedacht wird, denken sich die Denkenden auseinander. So heute in der evangelischen Kirche oder, wie die Atheisten, die sich darauf versteifen, als evangelische Christen gelten zu wollen und die sich ein Christenthum ohne Kirche einbilden, lieber sagen, im Protestantismus. So in der Schulreform, in der Volkshygiene. Die geeinte Menschheit der Utopisten ist nichts Anderes als das alte Reich Gottes, dessen hienieden nicht zu erreichende Vollendung die Kirche weislich ins Jenseits verlegt. Der Menschgott kann nicht schaffen, weil er nicht lebt; und lebte er, so würde er das Ziel seiner Schöpferthätigkeit nicht kennen.

Neisse. Karl Jentsch.

Google

Die Armee in der Stadt.

Bald ist Antoine ein Vierteljahrhundert der Schirmherr der jungfranzösischen Theaterdichter: und noch immer hat er seinem Lande nicht eine neue Dramengattung, immer noch nicht unter zahllosen Theaterschreibern einen Dichter gefunden. Namen und Moden haben gewechselt. Der Naturalismus versuchte, das Theater zu brutalisiren, der Symbolismus, flüsternd es zu entheatralisiren. Vergebens. Das Theater blieb immer Theater und immer wieder siegte das Gesellschaftstück als die wohlfeilste und angenehmste Abendunterhaltung. Merkwürdig ist aber, daß Antoine, trotzdem er so oft junge Leute an sich gezogen hat, die sich als verkannt, verfolgt und lärmend als geniale Neutöner geberdeten und nach dem ersten Erfolg in die Bahnen der Konvention einschwenkten, nach so vielen Enttäuschungen nicht blasirt geworden ist, daß dieser Idealist auch heute noch seine Hoffnung auf die Jugend setzt. Niemand ist jungen Leuten zugänglicher als er. Und es scheint, daß ihm das Alter den Erfolg beschert, den der Jüngling begehrte. Der, auf den sich neu seine Hoffnung stützte, ist kein Einsamer, kein Verfehmter, Keiner, der der Bretterwelt neue Gesetze, einen neuen Stil aufzwingen will, sondern ein Dichter, der nichts Anderes will als die Reinigung der Bühne von dem dünnen und schwächlichen Wortgerinnsel der Gesellschaftkomoedie, die mit der Mode verfällt. Jules Romains, von dem hier schon einmal die Rede war, will nicht nur die Unterhaltungwünsche des Publikums erfüllen, sondern den Zusammenstoß machtwilliger Gruppen in einer starken Synthese zeigen. Er will das Bühnenerlebniß wieder zum Ereigniß machen. Ists ihm gelungen? Die logisch fortschreitende Entwickelung der heftig bewegten, leidenschaftlichen Handlung des Stückes hielt die Menge in athemloser Spannung. Und diese Menge fühlte sich getroffen, ergriffen, erhoben, wie der laufende Jubel am Ende des Spiels fühlen ließ. In dem Drama „Die Armee in der Stadt“ ist nicht das gleichgiltige Schicksal irgendeines Einzelnen spektakelig-dramatisch gestaltet. Die Tragoedie zeigt zwei Gruppen: die Armee und die Stadt im Kampf; Beide sind lebendige Massen, aus denen die einzelnen Personen sich nur herausheben, um ihren Antagonismus zu erklären.

Ein fremdes Heer hat die Stadt erobert und hält sie seit einem Jahre besetzt. Im ersten Akt treffen Arbeiter und Handwerker der Stadt einander in ihrem Stammlokal, das seit der schlimmen Zeit auch von feindlichen Soldaten besucht wird. Heute aber bleiben die Städtischen unter sich. Nach den ersten Worten: „Pas de soldats ici!“ öffnen sich die Herzen der Bürger; in lyrischer Schwärmerei hängen sie Erinnerungen aus der Friedenszeit nach und klagen über alles Unglück, das der Krieg über sie gebracht hat. Ein reich nuancirtes Stimmungbild wie aus dem Paris von 1871. Hier und da blitzt Haß und Erbitterung gegen die Eroberer auf. Flüche stöhnen auf. Der für übermorgen geplante Aufstand wird besprochen, heimlich, flüsternd. Die

Google

ungewissen Aussichten dieses Verzweiflungskampfes, Tollkühnheit und Furcht betäuben die Bürger im Wein. Ein volksthümlicher Rundgesang, zu dem sie im Reigentanz kräftig den Takt trampeln, weckt in den Berauschten ein Gefühl der Gemeinsamkeit. Das Band zerreißt, das Licht bricht ab, der Rhythmus verschwimmt, als Infanteristen das Lokal betreten. Scheu und ängstlich drücken die Bürger sich zur Thür hinaus, während die Soldaten sich niederlassen und auf die Beschwerden des Krieges, die Verlassenheit, Heimathlosigkeit, die fremde Stadt, die öde Langeweile schelten. Artilleristen, die bald darauf eintreten, suchen mit den Infanteristen Händel, die brüsk abbrechen, als sie sich neu eintretenden Bürgern gegenüber in Gemeinschaft fühlen. Nun bläht sich die Gruppe der Soldaten, die in der Disziplin und den gemeinsamen Idealen sich eng verwachsen fühlen, in triumphirenden Hohn und Spott vor den geschlagenen Bürgern, die sich in lautloser Empörung in eine Ecke ducken. Dieser erste Akt ist wie ein symbolisches Vorspiel des Ganzen.

Im zweiten Aufzug sind die Führer der beiden Gruppen einander gegenübergestellt. Der siegreiche General, der in seinem Zelt seinen Offiziersstab versammelt hat, wird in wenigen, wuchtigen Strichen als Thatmensch, als straffer Organisator und unerbittlicher Strafer jeden Uebergriffs seiner Untergebenen gezeichnet. Da in der Stadt Waffen und Munition gefunden worden sind, hat der General den Bürgermeister zu sich gebeten. Das Stadtoberhaupt versichert, es handle sich nur um Jagdflinten; er spricht von dem Wildreichthum der Gegend und weckt, als er von der Jagd erzählt, das Interesse des Generals, der scheinbar auf Alles eingeht. Er läßt den Bürgermeister gewähren, der betheuert, die Stadt wünsche friedliches und freundschaftliches Einvernehmen mit dem Erobererheer. Sie biete die Hand dazu, indem sie die fremden Soldaten zum Nationalfest des übernächsten Tages einlade. Obwohl der General die plumpe Falle erkennt, lehnt er nicht ab, will sichs überlegen und morgen seinen Bescheid geben. Er ist müde des Kampfes, müde des Lebens. Wohl hat er die Stadt besiegt und erobert; aber er mag den hinterlistigen Plänen der Bürger nicht mehr trotzen. Sollen Stadt und Heer noch einmal zusammenstoßen, so will er als Fatalist müßig zuschauen. Im dritten Akt berichtet der Bürgermeister seiner Frau von der Audienz beim General. Die Frau, in der aller Zorn, aller Haß und der letzte Muth der Stadt sich verkörpern, entwickelt den Plan, wie in alle Familienhäuser Soldaten eingeladen, wie sie betrunken gemacht und zu einer bestimmten Stunde ermordet werden sollen. Da diese Schreckensstunde aber naht, zaudert der Bürgermeister und findet nicht den Muth zum Handeln. Nachdem er in die Rathsversammlung gegangen ist, ruft seine Frau die Damen der Stadt zu sich; sie klagen über die Feigheit der Männer und wollen den finsteren Plan selbst ausführen. In der Rathssitzung der Männer kommt kein Entschluß zu Stande; alle Bürger schrecken vor dem Blutbad zurück. Da erscheint die Frau des Präsidenten, reißt den Männern die

Google

Fäden aus der Hand und erklärt, die Frauen würden allein ausführen, was den Männern zu beschwerlich sei. Sie sucht den General auf und dringt in ihn, die Einladung der Stadt anzunehmen. Er sagt ihr, daß er ihren Plan durchschaue, aber trotzdem ihre Einladung annehme.

> . . . Je suis dégouté déjà
> d'un certain nombre de choses.
> Et quant à celles qui restent,
> je crois bien que je m'en moque.
> Donc je ne l'interdirai pas.
> La ville et l'armée ensemble!
> Ça me distraira de voir,
> Comment elles se débrouillent.

Am Abend des Festes speist der General beim Bürgermeister, der ihn zur verabredeten Stunde töten soll. Als er zögert, von der Waffe Gebrauch zu machen, zwingt seine Frau ihn dazu, indem sie seine Eifersucht weckt. In der selben Stunde beginnt der Kampf in der Stadt und der General erlebt sterbend den Triumph seiner Armee.

In diesem ersten Bühnenwerk zeigte Romains eine bemerkenswerthe Handwerksmeisterschaft, eine weise Objektivität und die schönste Fähigkeit, mit seinen Geschöpfen zu leiden.

Paris. Otto Grautoff.

Die lenkbare Flugwaffe.

Wir sind heute daran gewöhnt, auf allen Gebieten immer wieder ein Unbegreifliches zu entdecken. Selbst eine scheinbar so einfache Sache wie die Mechanik führt uns eine ganze Reihe von Unbegreiflichkeiten vor; und es giebt schon sehr viele Physiker, die behaupten, daß es uns Menschen gar nicht gegeben ist, Naturgesetze zu erkennen und zu formuliren. Geht man aber vom physischen auf das psychische Gebiet über, dann wird das Reich des Unverständlichen so groß, daß man erschrecken muß.

Ich möchte hier nur einen speziellen Fall näher untersuchen: den einer psychischen Massenerkrankung. (Wir wollen nicht gleich von einem Massenwahnsinn sprechen, wie er in der Zeit von Kriegen, Revolutionen und Seuchen wahrnehmbar ist.) In den letzten Jahren sind sehr viele Abhandlungen und utopische Romane erschienen, die sich mit der lenkbaren Luftschiffahrt und ihrem Werth für die moderne Kriegführung beschäftigen. Der Luftmilitarismus ist ein Hauptthema unserer Tagespresse geworden. Man hat auch auf seine Gefahren hingewiesen und gezeigt, daß eine aus dem Luftschiff geworfene Dynamitmenge unsere ganze Kultur vernichten müsse. Jedenfalls macht der Luftmilitarismus den Land- und Seemilitarismus „überflüssig“. Die Festungen sind entwerthet; die feindliche Luftflotte kann ihnen aus-

Google

biegen oder sie überfliegen und dann die Hauptstädte mit Dynamit überschütten. Gegen diesen Luftangriff ist Land- und Seemilitarismus machtlos. Müßte man nun nicht an die Beseitigung dieser unnützen Dinge denken? Man denkt aber nicht daran. Und daß man nicht daran denkt: diese verblüffende „Gedankenlosigkeit“ führe ich auf eine psychische Massenerkrankung zurück. Man hält die Entwerthung von Heer und Flotte für etwas so Ungeheuerliches, daß man den Gedanken nicht zu Ende zu denken wagt. Und dabei ist die Geschichte so schrecklich einfach, daß man über dieses feige Zaudern des Denkvermögens staunen muß. Wer hält denn in unserem Erdenleben einen unbrauchbar gewordenen Gegenstand mit großen Kosten in Stand, wenn er einen Ersatz hat, der hundertmal besser und billiger ist? Wir können doch nicht Heer und Marine mit Riesenkosten weiter ausbilden und mit Zärtlichkeit pflegen, trotzdem wir wissen, daß zweihundertsechzig flotte Aeroplane hundertmal schneller und stärker wirken als eine Armee von drei Millionen Land- und Seesoldaten. Die können den Aeroplanen kaum gefährlich werden; die Flieger aber können in ein paar Stunden die Hauptstädte des feindlichen Landes in Trümmerhaufen verwandeln. Kein Kirchthurm bleibt stehen. Und alle Staatsgebäude können das herunterfallende Dynamit nicht abwehren. Die Thatsache, daß man die jetzt noch in Europa und Amerika nutzlos vergeudeten Milliarden nicht lieber für den Luftflottenbau verwendet, scheint mir nur durch eine Massenpsychose erklärlich. Darüber müßte man Neurologen und Psychiater hören.

Wir haben heute ja schon eine „lenkbare“ Flugwaffe. Wir sind nicht mehr darauf angewiesen, das Dynamit vom Luftschiff aus hinunterzuwerfen. Wir können einen Torpedo auf einen Aeroplan legen, der dann, ohne Draht, von einer Wellensendestation aus gelenkt wird. Die Station kann auch auf einem lenkbaren Luftschiff sein. Will man noch mehr haben? Die Kriegführer brauchen ihr Dynamit nicht mehr zu verschwenden; sie können sparsam damit umgehen. Ists da nicht Wahnsinn, für Kriegsschiffe, Kasernen, Soldaten, Matrosen immer neue Millionen auszugeben?

Die Firma Wirth, Beck & Knauß in Nürnberg besitzt einen Wellenfernschalter, mit dem sie ein zehn Meter langes Elektromotorboot ohne Bemannung drahtlos lenken kann. Ferner einen Drachenflieger, der ohne Draht und ohne Mannschaft zu lenken ist. Das Boot haben einzelne Reichstagsmitglieder gesehen; es fuhr im Kreis herum, ließ sich nach rechts und links steuern, stoppte und fuhr sogar rückwärts. Künftig kann man also unbemannte Luft- und Wasserfahrzeuge nach freiem Willen lenken. Und da begnügen wir uns mit der Förderung des Landheeres und der Marine? Mir scheint, wir müßten die ganze Kraft der Finanz und Technik aufbieten, um uns für den möglichen Luftkrieg zu rüsten und die Mächte zu überholen, die diese Nothwendigkeit früher als wir erkannt haben.

Großlichterfelde. Paul Scheerbart.

Google

Speidel.

Der Herausgeber der „Zukunft“ hat in seiner Betrachtung des Kaisers Franz Joseph von den „Ministerschaaren“ gesprochen, die das Oesterreich der letzten sechzig Jahre verbraucht habe. Es spricht für die Stärke dieses Staates und seiner Völker, daß in allen Stürmen einer oft erfolglosen Politik immer wieder Männer, darunter tüchtige und werthvolle, für die Staatsgeschäfte gefunden wurden. Wie viel andere, insbesondere künstlerische und literarische Kraft in Deutsch-Oesterreich während desselben Zeitraumes geschaffen hat, ohne draußen nach Gebühr gewürdigt, ja, nur bekannt zu werden, lehrt uns jetzt fast jedes Jahr. Zuerst entdeckte der Reichsdeutsche, daß Ferdinand von Saar ein großer Novellist, fast ebenbürtig unserem Storm, und ein Lyriker von hohem Reiz war; die vortreffliche Ausgabe seiner Gesammelten Werke (von Minor und Bettelheim in Max Hesses Verlag) erweist es Jedem, der zu lesen versteht. Dann wurden die Schriften Ferdinands Kürnberger frei und lehrten (die Sammlung erscheint bei Georg Müller), daß in diesem Mann von starken Nerven und plastischer Gestaltungskraft im kleinsten Rahmen ein Publizist gelebt hat, den wir mit seinen politischen Aufsätzen ruhig in die Nähe Heinrichs von Treitschke setzen können, dem er durch Leidenschaft und Formung des leidenschaftlichen Wortes verwandt war. Dann brachte eine Ausgabe der Schriften Ludwigs Speidel (bei Meyer & Jessen in Berlin) einen Dritten ans Licht, der Wien und Deutsch-Oesterreich stärker als die beiden Anderen beschäftigt, die Kunst der Tage Franz Josephs urtheilend begleitet hat und dabei außerhalb seiner neuen Heimath fast ein Unbekannter war.

Seiner neuen Heimath: denn Ludwig Speidel war kein gebürtiger Oesterreicher; er stammte aus dem Genieland Schwaben und ward als Sohn eines Musiklehrers am elften April 1830 zu Ulm geboren. Seit 1853 lebte er in Wien und schrieb, besonders oft für die Neue Freie Presse, Feuilletons über Theater, Literatur, historische Persönlichkeiten, Wanderungen, Erinnerungen und Aehnliches. Das Wort „Feuilleton“ bedeutet in seinem (und überhaupt im österreichischen) Sinn etwas Anderes als bei uns, wo sein Gegenstand in den Jahrzehnten seit dem großen Krieg mit Recht mehr und mehr in Verruf gerathen ist. Welche Abgründe liegen zwischen den dem Leser von heute nicht mehr erträglichen Feuilletons, die Daniel Spitzer, der „Wiener Spazirgänger“, über Ereignisse seiner Tage schrieb, heute ausgebrannte Feuerwerke ohne Glanz und ohne Knall, und den Aufsätzen Kürnbergers, die nichts

Google

von ihrer körnigen Substanz, ihrer Bedeutung, ihrem Ernst und ihrer spezifischen Schwere verloren haben. Das Feuilleton Speidels war eine besondere Form des Essays. Er produzirte nach dem Bericht seiner Freunde ungemein schwer und mußte oft genug geradezu an den Schreibtisch gezwungen werden; seinen Arbeiten merkt man von ihrer qualvollen Geburt jedoch nichts an. Dem tiefer Zuschauenden, der sie nun im Zusammenhange liest, erweist sich die Feinheit und Stärke der Arbeit daran, daß Speidel Alles abwehrt, was ihn von seinem Gegenstand ablenkt; er schreibt nicht „blumig", sondern sachlich, bürgerlich reell, ohne Seitensprünge, ohne Schielen ins Publikum, ohne die recht feuilletonistische Sucht, jeden „brillanten Gedanken" nur ja mitzunehmen. Dabei sind doch alle diese Arbeiten wiederum dem Raum, den sie ausfüllen sollten, angepaßt; denn Speidel schrieb ja nicht für umfassende Monatsschriften, sondern für Tageszeitungen, in denen ihm ein nur bis zu gewisser Grenze dehnbarer Raum zur Verfügung stand. Er besaß, wie seine Schriften lehren, eine Vieles umfassende Bildung nicht nur in Dingen der Kunst, sondern auch der Geschichte, der Naturwissenschaften; er hatte offenbar das Bemühen, jeden Satz so zu fundiren, daß auch die Nachprüfung über den Tag des Erscheinens hinaus nichts umzustoßen vermöchte.

Ein Charakteristiker spricht zu uns; im ersten Bande der Schriften ein Darsteller von Persönlichkeiten, von Luther und Zwingli, über Voltaire und Jakob Grimm bis zu Vischer und Freytag, Uhde und Meunier, im zweiten Bande der in Wien zum Wiener gewordene Süddeutsche, mit dem wir nun Denkmale und Künstler, Wald und Land um Wien, aber auch die Frauen der Stadt kennen lernen. Mit Recht eröffnet der Festaufsatz zu Luthers vierhundertstem Geburtstag die Bände; denn der Katholik Speidel ehrt sich hier durch die Freiheit und Feinheit, mit der er den Befreier Deutschlands charakterisirt. Und wie er Luthers Sprache bis in die letzten Feinheiten nachzugehen weiß, so hat Speidel für den Stil Voltaires das klassische Wort: „Seine Sprache besitzt die köstliche Geschmacklosigkeit frischen Quellwassers."

Ein Meisterstück der Kunst, einen Lebenden, dem Darsteller genau Bekannten, mit genügendem Abstand darzustellen, ist der Aufsatz über Anselm Feuerbach. Die persönliche Freundschaft wählt hier keine Farbe für die Kunst des Freundes zu stark und weiß die Krone von Feuerbachs Schöpfungen, seine Frauen, mit den Sätzen zu charakterisiren: „Er faßt das Weib nie blos sinnlich auf, sondern in jener zitternden Mitte zwischen Leib und Seele und eher noch mit nachdrücklicherer Betonung der Seelen-

Google

haftigkeit. Am Frauenleib wird ihm Alles redend, so der nicht ganz volle Arm der Francesca von Rimini, der uns Leiden und Leidenschaft auszusprechen scheint."

Daß gegenüber so herber Charakteristik Speidel auch den leichteren Ton wiener Lebens in charakteristischen Wendungen erfassen konnte, zeigt das famose Wort über Bauernfeld: „In ihm hat sich Wien einen Schnabel wachsen lassen." Und der selbe Speidel, der Wagners Musik nicht ertrug, aber Wagners nationale Bedeutung wohl abschätzte, fand für die neue Bildende Kunst, für Meunier und Uhde, Marées und Leibl Worte feinsten Verständnisses. In einem höchst unterhaltenden Aufsatz über einen Besuch bei Leibl in Aibling ist ein Gespräch mit dem Maler wiedergegeben. Leibl erklärt, Goethe nicht recht leiden zu können; er habe nicht die Natur aus erster Hand. „Leibls Wort über Goethe", schreibt Speidel, „wurde ihm verübelt. Ich lege es mir zurecht und sage: Bahnbrechende Talente von einer gewissen Einseitigkeit dürfen und müssen in ihrer Empfänglichkeit begrenzt sein. An diesen Grenzen befestigen sie sich." Das ist eins der Worte, die sich für immer einprägen und mehr als ein Räthsel, nicht nur künstlerischer Naturen, zu lösen vermögen.

Niemals fehlt diesen aus dem Grund eines tief ernsten Wesens emporquellenden Arbeiten die Grazie, die der Schwabe wohl zum guten Theil seiner zweiten Heimath verdankt, und ein feiner Humor, den wir als ein Gewächs seiner ersten erkennen. Im Rahmen solcher Lebensarbeit schadet es nicht, daß er Wagner bekämpft und nicht gewürdigt hat. Wohin kämen wir, wenn Geist und Verdienst danach bemessen würden, ob Jemand in einem langen kritischen Leben immer da stand, wo die klarer sehende Zukunft steht? Uns genügt, wenn der Kritiker, der Essayist nie Werthloses auf den Thron gehoben und, wenn er Werthvolles bekämpfte, Das nicht mit kleinen Waffen gethan hat. Und diese hohe Ethik des kritischen Berufes leuchtet aus Speidels nun gesammelten Schriften hervor. Er sah, unbeirrt von Tagesmeinungen, um sich und empfand in stark sinnlicher Natur den künstlerischen Reiz einer großen Zahl von Erscheinungen, die seine Feder dann in dauerhaften Umrissen festhielt. Er fühlte und schilderte zugleich Reiz und Art deutscher oder italienischer Natur, sah Landschaft und Städte mit hellem, frohem Auge und gab sie, oft mit dem kleinen Zuge das Große charakterisirend, wieder. Er hat es bei Lebzeiten verschmäht, seine Feuilletons zu sammeln; nun treten sie um so frischer gemeinsam ans Licht und zeigen einen auf seinem Gebiet nicht übertroffenen Meister der Charakteristik in engem Rahmen. Oft wird bedauert, daß Arbeiter

Google

dieser Art nie Werke größeren Umfanges geschaffen, sich nie dazu „aufgerafft“ haben. Mindestens in diesem Fall wäre solche Meinung schulmeisterlich. Speidel hat in seinen Feuilletons einen ihm ganz eigenen Stil gefunden; und indem er ihn zur Vollendung bildete, gab er Werke, von denen eine reiche Auslese dauern wird.

Hamburg. Heinrich Spiero.

Münchener Träume.

„So blau die Nacht nach diesem blassen Tag.... Komm, Pumpanella, in meinen Arm und laß uns von den goldenen Welten träumen, den Sternenwelten, die da droben schweifen.“

„Mich dünkt, Fantasio, die Zeit sei schlecht gewählt zum Träumen.“

„Wieso, mein Schatz? Was weißt Du Besseres nach der Hast und Unrast des streiterfüllten Werkeltages? Dem Geiste frommts, um Helligkeit und Spannkraft für das Irdische sich zu sichern, am Feierabend in schöneren Reichen sich zu ergehen als jenem, zu dessen Bürgern die Noth des Zufalls uns gemacht.“

„Ach ja, wir armen Deutschen von heute, denen man Alles vergällt, was das Leben schmückt und liebenswürdig macht und denen man immer gleich mit Zerschmettern und Zermalmen drohen darf, will ihr altes Selbstgefühl nicht jeder Laune eines neuen Herrn sich beugen bis hinab in den Staub!“

„Siehst Du wohl? Nun kommst Du mir entgegen. Auch Dir liegts wie Albdruck auf der Seele, was des Reiches Lenker uns zumuthen als auserlesen kluge Politik, als höchste staatsmännische Weisheit. Man äfft uns mit Licht und Glück; in unserer Wirklichkeit ist Alles grau in Grau. Und was den Herren behagt, empfindet das Volk als Beengung, Druck und Last. Frei ist der heutige Deutsche nur in seinen Träumen. So laß uns träumen, damit wir uns wieder als freie Menschen fühlen, nachdem uns der Tag mit tausend Ketten geknechtet hat.“

„Und nach dem Traum, dem kurzen, schmerzt uns doppelt die Wirklichkeit, Fantasio, und locker sitzt die Rüstung für den Kampf und viel schwerer dünkt uns der Sieg und unerreichbar das ersehnte Ziel. Träumen erschlafft, entführt es uns den harten Lebensdingen. Erzähle mir lieber, was jüngst Du erlebt im Verkehr mit dem Volke: so ruhe ich aus und Du selbst bleibst in der heilsamen Stimmung, die unsere Kraft für Lebenspflicht und Tagesnothdurft tauglich erhält.“

„Nun laß mich lachen, Pumpanella!

„Nur zu. Lachen ist so gesund wie Gähnen oder Fluchen.“

„So gähne Du; ich lache.

Google

„Hast besonderen Grund, Fantasio?"

„Ja, einen sehr triftigen. Ich lache, weil meine Pumpanella pathetisch wird. Pumpanella und Pathos! Die Kritik auf dem Kothurn!"

„Du fingst an, Fantasio. Dein Ton verführte mich. Gieb mir ein besseres Vorbild: und ich will kein Weib sein, wenn Du noch zu klagen und zu spotten hast."

„Los! Schlag vor!"

„Erzähl mir das Pfingstwunder, das Du jüngst im Volke erlebtest. Ich deutete Dirs ja an."

„Richtig, das Pfingstwunder. Und in welchem Ton, Pumpanella?"

„Nun lache ich, Lieber. In welchem Ton? Wart'! Laß mich mit Bedacht wählen. . . . Ich habs! Im Bibelton, im feierlichsten Bibelton, wie ein preußischer Hofprediger."

„Das findest Du ergötzlich?"

„Je nachdem. Aber zeit- und reichgemäß ganz sicher. Ich schließe die Augen und versetze mich in eine recht öde brandenburgisch-versandete Protestantenkirche, während da unten vor unserem Garten die Isar leise rauscht und der Nachtwind in den Weiden flüstert."

„Poesie der Gegensätze. Du bist raffinirt, Geliebte."

„Genau so sehr, wie Dus gern hast. Weißt Du? Also los! Ich sitze ganz bequem in meinem Gartenstuhl.... Das heißt: in meiner preußisch-protestantischen Kirchenbank."

„Im feierlichen Bibelton; Du bestehst darauf?"

„Ja, auch ein Bischen schauspielern darfst Du dazu, wie Pastoren schauspielern, wenn sie ihre Sache recht ernsthaft machen wollen."

„Und den guten Gläubigen imponiren."

„Nein, das Imponiren verbitte ich mir, Fantasio. Das stört unsere Erholungabsicht. Auch ansehen darfst Du mich nicht. Das reizt meinen Widerspruch. Schon läuten die Glocken, die Orgel saust in harten, strudelnden Choralwellen, die Gemeinde... nein, keine Entweihung. Jeder diene seinem Gott, wie ers gut und schön findet. Ich bitte Dich, Fantasio, nimm das Wort zur Erzählung Deines Pfingstwunders. Ganz Ohr und Einfalt bin ich, Dein gläubiges Schaf."

„O laß Dich küssen, Du mein holdester Traum...."

„Nein, nein... Fantasio!"

„Und diesen noch.... Und jetzt in Positur."

*

...Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, saßen sie Alle einmüthig bei einander. Nämlich: so da genannt sind „Die Ungespundeten".

In einem großen Bierkeller über der Waldhöhe des rechten Isarufers. Ich sage: Waldhöhe, obgleich nur noch die Höhe auf dem Fleck geblieben, der Wald aber, verrathen und verkauft von der Habgier gemeiner Menschen, längst die Isar hinabgeschwommen ist, zu Gunsten eines räudigen Holzspekulanten. Denn dem Jammergeschlecht der

Google

Seelenlosigkeit und des Geldbeutels von heute bedeutet Wald Bauholz, Nutzholz, Brennholz, ausschließlich Holz, nichts weiter. Das ist der Fluch dieser spekulirenden Holzköpfe, daß sie, so lange sie nicht selbst zu Scheiterhaufen aufgeschichtet und zur größeren Ehre des ewigen Geistes verbrannt werden, in allen Dingen nur das Hölzerne, nur das Materielle sehen und schätzen und nicht das Symbol göttlichen Weltschauens und Weltempfindens. Ich sage also und bleibe dabei: Waldhöhe; und gebe damit der entweihten Landschaft den Adelsbrief der Poesie zurück und damit ihre Seele.

Fünf Reihen uralter Kastanienbäume von unverwüstlicher Kraft und Schönheit standen wieder in junger Blüthe. Sie hüllten den Keller in lichtgrünen Schatten von unsagbarer Wohligkeit und die Nerven berückendem Reiz. Aus den Zweigen erschallte das Preislied der gefiederten Sänger auf Alles, was den Kindern der Welt Lust und Liebe spendet. Es war also kein Preislied der Politik, der Diplomatie, des Militarismus, des Bonzenthums und anderer Staatserfindungen, sondern das Preislied der naiven, genußfrohen Natur, der inbrünstig sich bezeugenden Gottheit des ewigen Werdens.

Die frommen Männer, so da saßen im Schatten, aus allerlei gelehrtem Stand, von guter, „ungespundeter" Gesinnung allesammt, nippten nicht mehr an der ersten schäumenden Maß, obwohl es noch nicht spät am Nachmittag war; denn sie waren eben so trinkhaft wie fromm, noch ein Geschlecht aus starken Lenden gezeugt. Deutsche Männer. Kernig, markvoll, wurzelständig. Keine hysterischen Asphaltpflanzen voll Gebresten und dünnwässerigem Geilingschuß.

Plötzlich verdunkelte sich der heitere Lenzhimmel. Und es geschah schnell ein Sausen und Brausen als eines gewaltigen Windes und erfüllte den kastanienschattigen Kellergarten, da die trinkhaften Männer saßen, und schüttelte die Kronen und das mächtige Geäst der Bäume, daß die weißen und zartrosigen Blüthen erschreckt herabrieselten auf die Tische und den Erdboden. Und ein Blitzen und Donnern hob an und ein immer grelleres Leuchten, daß den Männern das starke Herz im Leibe lachte, und man sah an ihnen Flammen vertheilet auf den Köpfen, als wären sie feurig.

Da aber geschah das Andere. Von den Straßen her und den freien Plätzen und den Feldwegen strömte allerlei Volk herein, gleich einer entsetzten Schafheerde, Schutz zu suchen und Unterkunft vor dem Aufruhr der Elemente. Denn der niedersausende Regen vermochte nicht durch das dichte Laubdach der Kastanien zu dringen noch durch die Bedachung der leichten Anbauten, die gleich Hallen und Arkaden rings den riesigen Kellergarten umschlossen, der sicher seine Tausend fassen mochte.

Es war ein großes Getümmel und viel Geschrei, lustig anzusehen in der bunten Bewegung und der lärmenden Sorge um einen Platz. Unter den herandrängenden Schaaren waren auch Massen Solcher, die kein sonntäglich Kleid anhatten und überhaupt nichts Besonderes

Google

halten mochten vom Tag der Pfingsten, des lieblichsten Festes, denn ihr Kopf war schwer von werktäglicher Arbeit und ihr Gemüth dumpf von drückender Sorge und ihre Glieder hatten nichts von leichtem, lustigem Gehaben, denn sie hatten als arme Arbeitsklaven des Kapitals gefrondet die ganze Woche in freudlosem Dienst und ihr Versuch, durch Ausstand ihr saures Los zu verbessern, war vergeblich gewesen.

Als das Unwetter mit seinen Blitzesschlangen und Donnerschlägen ausgestürmt hatte und die von flinken Kellnerinnen herbeigeschafften bajuvarischen Maßkrüge auf den Tischen wuchteten, mit seitlich abfließenden Schaumborten, da kam frischer Muth in die Seelen. Welchen Volksstammes sie auch waren: sie fühlten sich voll des einigen deutschen Geistes.

Etliche fingen an, laut zu reden und zu zeugen, je nachdem das Gefühl ihnen gab, auszusprechen. Mit dem köstlichen Bier ging ein erhöhter Empfindungstrom von Mann zu Mann. Einer entzündete sich am anderen und jeder deutete in seiner Mundart die Meinungen, Hoffnungen und Gewißheiten des anderen. Bei allem Drang zur Kritik war ein fröhliches Glauben in ihrem Gemüth. Und der Glaube macht nicht nur selig wie gutes Bier: er beschwingt auch die Zunge. Die Schlichtesten waren nicht am Wenigsten beredt, und die mühsälig und beladen schienen und sorgenvoll den Pfenniginhalt ihrer Taschen mit tastenden Fingern prüften, waren nicht die Letzten, die reiche Gedanken und Laute fanden.

Die Maß vorzüglichen Gebräues kostete auch nur vierundzwanzig Pfennig und die neue Biersteuer hatte noch nicht die Freude an dem köstlichsten nationalen Getränk, dem Nektar des armen Mannes, getrübt. Die Welt erschien schöner und farbiger mit jedem herzhaften Schluck von dem edlen braunen Trank.

Da nahm einer von den „Ungespundeten", die seit einer Weile still beobachtend auf ihren Stammgastsitzen geblieben waren, das Wort zu längerer Rede:

„Sind diese Alle, die hier ihren bescheidenen Maßkrug leeren und gute Gespräche dabei führen, nicht Leute von geringem und bedrücktem Stande, ohne fürsorgliche Erziehung und Schulung? Wie vernehmen wir denn aus ihren Worten und Geberden die Offenbarungen des selben Geistes, der uns erfüllt, die wir doch vornehmer erzogen zu sein uns immer bedünken und auf unsere klassischen Bildungpatente pochen? Und sind die kritischen Bemerkungen, die sie zu den Erscheinungen des Alltags, den politischen und sozialen Welthändeln machen, weniger werthvoll und zutreffend als unsere, die wir Alles mit angedrillter Gelahrtheit und historischen Vergleichen verbrämen? Sind wir nicht thöricht stolz mit den Sprüchen, die wir aus unserem alten Schulsack ziehen, als wären es heilige Kleinodien? Was preisen wir als auserlesene Weisheit Worte und Phrasen, die unser Kopf nur durch die Fähigkeiten unseres Sitzfleisches erworben? Und die wir nur behalten, weil wir sie durch nichts neu Hinzugelerntes ver-

Google

drängten? Weil diese Leute ohne schulmeisterlich bezeugtes Latein und Griechisch sind (das wir übrigens auch schon längst wieder ausgeschwitzt haben), weil sie ohne gesicherten Geldbesitz und soziale Respektstellung sind: sagt mir, sind sie deshalb weniger Geist von unserem Geist und Fleisch, von unserem Fleisch und ehrenwerthe Glieder unseres Volkes, weniger wichtige Theile unserer Mutter, der Natur? Weil ihre Leiber weniger gepflegt sind und in weniger kostbaren Kleidern stecken als unsere? Ich bitte Euch, gütige Herren, lasset uns dieser Bemerkung einen Hochachtungschluck weihen!"

Und die Hörer, nachdem sie eilig angestoßen und getrunken hatten, waren bestürzt und schüttelten die Köpfe. „Wie kommst Du, geliebter Mitungespundeter, auf so billige Gedanken am Festtag des Heiligen Geistes, und predigest als neue Weisheit, was die Spatzen längst von allen Dächern pfeifen? Wahrlich ein kurioses Pfingstwunder! Du entdeckst die Gleichheit aller guten Menschen, die strebend sich bemühen, sich und den Ihren ein menschenwürdig Dasein zu bereiten. Ist Das nicht ein christlicher Grundsatz, der mit und ohne staatliche Gutheißung seit neunzehnhundert Jahren gepredigt wird? Du thust wahrhaftig, als ahntest Du nicht, daß in dem allgemeinen politischen Stimmrecht längst die erste große Anerkennung eben dieses christlichen Grundsatzes offiziell ausgedrückt und geübt wird. Ob man zu der Gemeinde der Gläubigen und durch Besitz Geheiligten gehört, die das Erträgniß ihres Reichthums gar nicht mehr zu überschauen, geschweige denn zu verbrauchen vermögen, ihn aber doch hüten wie der Drache seinen Schatz, oder zu den Ketzern der Armuth und des Kampfes um die tägliche Nothdurft: vor ‚Gott', vor dem ‚Deutschen Reich' und vor den ‚Ungespundeten' sind alle Menschen gleich. Du sprichst wie Einer, nimm mirs nicht übel, der da wohnet, nach biblischer Geographie, bei Parthern, Medern und Elamitern, in Mesopotamien und Judäa, in Kappadozien, Pontus und Asien, in Phrygien und Pamphilien, in Egypten und an den Enden der Lybien bei Kyrene, unter Ausländern von Rom, Juden und Judengenossen, Kretern und Arabern, aber wahrhaftig nicht wie Einer, der da wohnet im Deutschen Reich."

Da schlug, bei dieser prahlerischen Rede, der Sinn Mancher plötzlich um; und Einer rief? „Wie? Das soll ‚ungespundet' gedacht sein? Daherzureden wie Einer, der den Zapfen im Spund und den Knebel im Gehirn hat? Ist hier wirklich das Reich, in welchem die Gleichheit wohnen soll, Gleichheit der Pflichten, Gleichheit der Lasten, Gleichheit der Rechte, Gleichheit vor dem Gesetz? Seht es Euch doch einmal genau an, dieses Reich der Furcht und Sitte, der papiernen Sozialreform und eisernen Militärvorlagen, der Wohlfahrt Weniger und der Bedrückung der großen Mehrzahl, des gesegneten Friedens und der allen Segen auffressenden Kriegsrüstungen, der vorgegaukelten Freiheit und der Knechtung, bis die Schwarten krachen, und so weiter. Da wird Einem ja schließlich so blümerant, daß man den Maßkrug für eine egyptische Pyramide und die furchtbarste Kanone, die mit

Google

jedem Uebungsschuß ein kleines Bauerngut rauchlos verpulvert, für eine wohlthätige Klistirspritze hält, ohne deren Gebrauch das Deutsche Reich und die übrige europäische Menschheit an Verstopfung stürbe."

Was war nun darauf zu sagen?

Der Sprecher lüftete seinen Steinkrug, hob die Neige mit einem heißen Zug heraus und klapperte mit dem Deckel nach einer frischen Füllung. „Gleich, Herr Rath!" rief die Kellnerin, die eben mit einer enormen Krugbatterie vorüberschwenkte.

Die Uebrigen hatten, bis auf Einen, die grimmige Rede mit der Ruhe von Männern hingenommen, die nicht gesonnen sind, sich von einem Draufgänger die Laune verderben zu lassen, doch in diesem Fall den passiven Widerstand jeder anderen Opposition vorzogen.

Der Eine aber, ein Meister des Pinsels und der Feder, zwirbelte mit nervösen Fingern an seinem langen blonden Schnurrbart; und seine Augen hatten einen so harten Blick in die sonnig leuchtende und vergnügt rumorende Welt ringsum, daß man sich nicht auf Gutes gefaßt machen durfte, als er den Mund zur Unterstützung seines Vorredners, des Rathes aus der städtischen Leihhausverwaltung, öffnete.

„Das Reich, ja, das Reich soll uns bleiben. Aber Die darinnen wohnen, die sollen einmal wild werden, nicht fuchsteufelswild, nein, wild wie Männer, denen man den fruchtbaren Lebensacker verödet, denen man die heiligsten Kulturideale zerstückt und in Scherben vor die Füße geworfen hat. Wer verfolgt unsere begabtesten Geister, sofern sie sich dem klerikalen Mechanismus nicht einfügen, mit der ärgsten Bosheit? Wer knebelt unsere deutsche Schaubühne? Wer setzt unsere fortschrittlichen Lehrer an die Luft? So sehr wird bei uns jede Reaktion und Versimpelung protegirt, daß wir den Samen des Neuen gar nicht mehr auf eigenem Hause zu ziehen vermögen: so ist der Boden mit sterilem Widersinn verschlammt. Wild müssen wir werden, daß die Fetzen der Knechtungseile nur so in die Lüfte fliegen. Den teutonischen Furor müssen wir einmal gegen uns selbst wenden, heldenhaft, zur großen Rettungthat der Selbstbefreiung, ehe es zu spät ist. Das Reich soll bleiben, aber das ganze anlackirte Gerümpel, das uns Luft, Licht und freie Bewegung nimmt, soll in Trümmer gehen. Man hat uns im neuen Reich entdeutscht und der Teufel soll uns holen, wenn wir die Geschichte nicht zwingen, wieder mit uns deutsch zu werden."

„Der Deutsche von heute wild? Ein Furioso? Lieber Mann, da fordern Sie ein Wunder vom Himmel. Und Das wird der geschätzte Himmel schön bleiben lassen. Er käme damit nicht auf seine Rechnung. Mit Verlaub, ich verspreche mir nicht einmal von der deutschen Wildheit etwas Rechtes. Etwas Ungewöhnliches höchstens, von heute auf morgen, Etwas, das die Menge hypnotisirt, aber ein segenreiches Dauerwerk? Ich zweifle." Der also sprach, war, trotz seiner Zugehörigkeit zu den Ungespundeten, ein wenig redseliger Mann und in seiner Art, zu sprechen, war kaum eine Spur von Aufregung zu bemerken.

Nun kam aber Einer zu Wort, der durchaus nichts Kraftmeieri-

Google

sches an sich hatte, sondern, trotz seiner Jugend, etwas so Maßvolles, daß man ihn für einen Dekadenten halten könnte, wäre er nicht so schlicht und natürlich. Schlank gewachsen, zierlich, sorgfältig in der Kleidung, mit dunklem Haar und Bart, nach welscher Art kurz zugeschnitten, in einem feinen Gesicht, das, sobald er den Mund öffnete, vom Leben des Geistes und der Nerven zeugte.

„Ungespundet sind wir", hob er an. „Das will sagen, daß es in unserem Kreis keinerlei Zwang und Rücksicht giebt. Einfach von der Leber weg. Wie wohl Das thut! In dieser verkünstelten Welt zumal. Und doch, ohne Anzüglichkeit: ein schlechter Vogel, der sein eigen Nest beschmutzt. Deutsche sind wir und wir tragen nicht leicht daran. Aber ist es unsere Schuld, daß wir geworden, wie wir heute sind? Ein böses Schicksal lastet auf unserer Entwickelung. Selten, daß unsere Geschichte den Zug ins Große, Starke, Stolze länger als für die Dauer einer Episode festzuhalten vermag. Zwischenspiel blieb es immer, wo wir herrlich wir selbst waren. Der Orientalismus hat mit dem importirten Christenthum unser Rückgrat gebrochen und unser Blut vergiftet. Da sind wir Jenseitige geworden. Jenseitige in jedem Sinn. Damit werden wir nicht fertig. Wir finden nicht mehr zu uns zurück. Und wenn wir wild werden, fürchte ich, werden wir auch damit nichts Gutes stiften. Es ist kein Verlaß mehr. Allen Völkern sind wir nützlich als Kulturdünger, aber nächst den Juden sind wir die meist gehaßte Rasse."

„Danken wir Gott, daß wir wenigstens noch das beste Bier brauen", fiel da Einer ein und lüpftete den Maßkrug.

„Und es mit Humor zu trinken vermögen."

„Ja, darauf läuft alles Deutschthümliche hinaus; des Lebens Unverstand entweder mit Bier oder mit Wehmuth zu genießen."

„Schrecklich! Bibelhusar: nimm Du wieder das Wort!"

Und der zuerst gesprochen, ein alter, fetter Herr mit apostolischer Glatze, war der Aufforderung froh und begann mit würdevoll vergnügtem Gesicht: „Ich sinne nach. Also steht geschrieben: Und es soll geschehen in den letzten Tagen des Reiches (spricht Gott, notabene); ich will ausgießen von meinen Geist auf alles Volk und Eure Söhne und Töchter sollen weissagen und Eure Jünglinge sollen Gesichte sehen und Eure Greise sollen Träume haben und auf Eure Knechte und Mägde will ich in den selbigen Tagen ausgießen von meinem Geist und auch sie sollen weissagen; und ich will Wunder thun oben im Himmel und Zeichen auf Erden (und der Heilige Rock soll ausgestellt werden in Trier und der Teufel ausgetrieben aus Wemding), Blut und Feuer und Rauchdampf, daß Euch die Augen übergehen in Eurer Dummheit. Die Sonne soll sich verkehren in Finsterniß und der Mond in Blut, ehe denn der große und offenbarliche Tag des Gerichtes kommt...."

Aber da fiel sein Widersacher vom Anfang, ein gar boshaft spaßiger Herr mit kniffligem Gesicht und gekleidet in Rock und Hosen von jägerischer Normalwolle, ihm in die Rede: „Wie geschrieben steht

Google

in der Apostelgeschichte! Halt' ein mit Deinem neutestamentlichen Renner! Das ist ein altmodischer gothischer Wappengaul, der nichts mehr umwirft und niederreißt seit Bismarcken, dem Gottesfürchtigen, dem ein einziger zufriedener Millionär lieber ist als tausend unzufriedene Proletarier, die ihr Recht fordern. Und auch diese Vorliebe des Säkularmenschen ist von dem christlichen und jüdischen, dem klerikalen und heidnischen Deutschland bejubelt worden als genialer Wesenszug. Oder steht auch Dies in Deiner orthodoxen Bibel und im mosaischen Schöpfungbericht: Gott sahe an Alles, was er aus dem unrentablen Chaos geschaffen hatte, und siehe da, die Bankiers und Kommerzienräthe waren herrlich gerathen und auch die Offiziere und das übrige Kriegsvolk, kenntlich an dem göttlichen Ebenbild in der Gestalt und Haltung und der bunten Uniform, waren sehr gut; und desgleichen noch Einiges, was sich zu Lakaien und Hofgelehrten eignete, zu Medizinmännern und theologischen Zeichendeutern. Aber das übrige Menschenpad dünkte ihn von zweifelhafter Güte, gerade genügend mit der plebejischen Fähigkeit begabt, für die vornehm gerathenen Mitgeschöpfe Nahrung, Vergnügen und allerlei irdische Herrlichkeit zu schaffen. Also einfache Werkzeugnaturen aus den sonst nicht verwendbaren Resten von Schöpfungdreck schnell ein Dutzend hergestellt und eigentlich nur geschaffen, um bei erster Gelegenheit wieder vertilgt zu werden durch Feuer und Schwefel, Sintfluth und schwere Noth, Hunger und Elend, Seuchen und Schießprügel.... Mein werther Freund, sofern auch Dieses in Deiner Bibel steht, sei sie anerkannt als die Heilige Schrift der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeit, als die Offenbarung, auf die sich unsere Gesellschaftordnung gründet. Amen."

„Prosit! Ja, so stehts darin. Steht überhaupt Alles darin, was man hinein und heraus zu lesen für gut findet, Bejahung und Verneinung zugleich...."

Da fuhr der junge Ungespundete auf, der gar nichts Kraftmeierisches an sich hatte: „Die Verneinung brauchen wir. Darin liegt auch, was unser verehrter Meister zuvor mit seiner Forderung meinte: Die Deutschen müssen wild werden. Das bedeutet: sie sollen zu Allem Nein sagen, wozu sie bisher Ja gesagt haben."

Der Meister nickte beifällig.

„Einmal all Das nicht mehr wollen, was man uns anpreist, empfiehlt, befiehlt. Und mit allen Mitteln, wie sie die Nothdurft heischt, unsere Absicht durchsetzen, mit allen Mitteln! Feinen und derben, geraden und krummen!"

Und der Bibelhusar schlug dem Rath vom Leihhaus lachend auf den Schenkel: „Was sagst jetzt dazu? Gelt, da schaust? Diese Erleuchtung! Sakradi, mich freuts! Das ist Jugend und Kühnheit. Wenn die Jungen nur auch das Zeug dazu haben, mit diesem Grundsatz auszuhalten. O Heiliger Geist, o Pfingstfest — Prosit!"

Aber sie ließen sich nicht beruhigen. Ihr Kämpfersinn kam mehr und mehr in Schwung und ihre Debatten wurden so heftig und ver-

Google

worren, daß bald Einer den Anderen nicht mehr verstand. Die Leute von den Nachbartischen rückten näher heran, lobten, verneinten: und so schrie Alles durcheinander, Stimmen, Argumente, leidenschaftliche Gegensätze, Zorn, Aerger, Streitlust, und die Verwirrung stieg ins Fabelhafte wie beim Babylonischen Thurm. Von allen Tischen verbreitete sich eine feindsälige Spannung. Es war, als ob Alle auf das Zeichen harrten, gegen einen noch unsichtbaren Feind loszuschlagen, sobald er aus dem Reiche der Gedanken sich zu körperlicher Gestalt verdichtet habe.

Da kam ein Mann aus dem Gedräng und rückte sacht, obgleich er kaum ein schmales Plätzchen auf dem Bankende leer fand, zu den Arbeitern. Ein merkwürdiger Mann in seinem Aeußeren wie in seinen Geberden; ein Gemisch von Mönch und Soldat, Pfaffen und Mephisto, Gelehrten und Possenreißer; in modischen, aber schäbigen Kleidern. In Allem etwas Abgedanktes, nur noch heimlich unter einer kümmerlichen Hülle Lebendes, doch mit einem Stich ins boshaft Aufreizende. Seine Art, zu sprechen, in verwischten Dialekten mit Bemühung zur Buchsprache, erinnerte durch die Zuspitzung auf berechnete Effekte, an den Charakterdarsteller in einer schlechten Komoedie.

„Ihr seid aufgeregt, liebe Leute; darf da ein stiller Mensch bei Euch Platz nehmen?“ Es klang, wie wenn eine zischende Schlange über ein Cello krieche; ganz seltsam.

Einzelne Tischgenossen schienen den Mann halbwegs zu kennen; sie rückten zusammen. Andere warfen dem Eindringling stechende Seitenblicke zu, mit drohenden Mienen.

Er aber fuhr unverzagt fort: „Ist das Bier nicht gut? Ist es nicht billig? Billiger als in drei, vier Jahren, wo es das Doppelte kosten wird. Das ist so sicher wie die Thatsache, daß die hohe Geistlichkeit die ständige, strenge Aufsicht über die aufreizenden Lehrer behalten wird.“ Er zögerte und blickte umher, als suche er nach der Kellnerin. „Die geistliche Schulaufsicht ist nothwendig; da ist nichts zu sagen. Was streitet Ihr also darüber, liebe Leute?“

Er schielte nach rechts und nach links, hob dann prüfend den herrenlosen Krug zur Rechten und that hastig einen Zug. „Neige. Ex. Ich wische mir den Mund und streite nicht. Man muß Gott für Alles danken. Ja, Das muß man. Eine ideale Form des staatlichen Lebens ist das Deutsche Reich und die deutsche Schule nicht. Muß denn die Form gerade ideal sein? Eine andere thuts auch. Gehorsam? Man kann schweigen und still stehen: so erwartet man den Feind am Besten. Die Hauptsache ist, bis an die Zähne gerüstet zu sein; so furchtbar wie möglich. Man kann auch unter der schwersten Rüstung verdauen, wenn man etwas Gesundes im Leib hat.“ Dabei blickte er beobachtend zu den „Ungespundeten“ hinüber, als ob er beim Geräusch seiner eigenen Worte die Reden der Anderen um so sicherer zu erfassen vermöchte.

Ein Arbeiter stieß den Nachbar an: „Ist der Kerl ein Narr oder ein Lockspitzel?“

Google

Ein Anderer warf einen Fluch herüber.

Der Eindringling fuhr fort: „Und dann: der Krieg, Ihr Herren; da spricht man immer von Mord und Blutvergießen und von den Opfern. Ein Werk der Nächstenliebe ist er allerdings nicht, aber er hat schon größere Dinge vollbracht als sie; fragt einmal die Buren.“

Da stieß ein Dritter einen Krug auf, daß der Tisch schütterte: „Wer hat Sie denn aufgefordert, hier Ihre Sprüche loszulassen? Wofür halten Sie uns denn eigentlich?“

Doch der Sprecher fuhr, nach einem boshaften Blick auf den Unterbrecher, fort: „Tapfer sein, ist gut. Und wild sein auch. Und auskneifen, wenn das Vaterland in Gefahr, ist auch gut, nicht wahr? Die Anderen können ihre Haut zu Markt tragen.“

Nun wurde es auch am oberen Tisch lebendiger. „Beleidigungen giebts hier nicht! Verstanden, Sie Batzi da drunten?“

„Ich habe die Herren da droben nicht aufgefordert, sich mir vorzustellen. Ich bin für die Politik der Nichteinmischung.“

„Eine Maß! Wer kriegt sie?“ rief die Kellnerin und hob sie dem Fremdling über die Schulter zu. „Gleich zahlen, bitte.“

„Hier das Geld; ich zahle. Habe ich mich aufgelehnt? Habe ich Rechte verletzt? Das überlasse ich Anderen. Auflehnung ist Sklavenart. Wir sind doch keine Sklaven? Wir ‚Unterthanen‘ des Deutschen Reiches? Das sollen sich die Anarchisten einreden lassen.“

Mehrere Gäste der Nachbartische verließen ihre Plätze und drückten sich näher heran. Hinter dem Sprecher entstand ein Gedräng.

„Den kenne ich. Das ist ein ganz Gefährlicher“: eine Stimme von hinten. „Ein Spitzel, der überall herumstänkert“: eine zweite Stimme. „Ein Lump“: eine dritte.

Inzwischen hatte das Abendkonzert begonnen. Von der erhöhten Estrade in einer Ecke schmetterte eine Abtheilung Regimentsmusiker aufstachelnde Märsche über den Garten hin. Trompeten, Trommeln, Pauken, Tschinellen arbeiteten wüthend zusammen und erschütterten mit ihren betäubenden Klangmassen die Luft so, daß nur die zunächst Sitzenden den Ruf des Nachbartisches vernahmen: „Naus! Naus!“

Vom Tisch der Ungespundeten: „Hört nicht auf ihn, den Gezeichneten! Kein Ehrenmann hat mit Dem was zu schaffen.“

„Das entscheide ich, wen ich als Ehrenmann gelten lasse, verstanden? Ihnen steht am Wenigsten eine Censur über mich zu. Ich kenne die revolutionäre Bande; ich...“

Ein Maßkrug sauste heran und traf ihn mitten ins Gesicht. Woher kam der Wurf?

Im Nu verschwand der Getroffene im Getümmel der Leiber und Arme, die ihn umdrängten, packten und zerrten und durch die nahe Gartenthür hinausschoben.

„Er ist bewaffnet; drauf!“ schrie draußen Einer aus dem Knäuel.

„Kreuzsakerment: da sind ja Spießgesellen, die ihm helfen!“

„Nach unten stechen!“

Google

„Herrgott!“

„Blut...“

Am halbleeren Tisch der „Ungespundeten“ erhob sich der alte Bibelhusar, wischte sich mit der Hand über das Gesicht, rief: „Ein Pfingstwunder!“ Und fiel wieder auf seinen Sitz zurück; denn er hatte im heiligen Eifer des Guten zu viel gethan. Die Ellbogen auf dem Tisch, mit vorhängendem Kopf lallte er: „Pfingstwunder! Freiheit und Gleichheit! Kampf bis aufs Messer gegen Niedertracht!“

Der Abendsonne blutroth scheidender Strahl traf durch eine Mauerlücke das glänzende Blech des Posaunisten, daß zuckende Flammen am Schalloche gleisten. Mit einem Tschinderadda-Bum schloß die Militärmusik den Operettenmarsch aus dem „Feldprediger“.

*

Die Isar rauscht so leis im Duft der Nacht.

Pumpanella schlägt ihr tiefes Auge auf. „Nicht die Hälfte habe ich von Dem vernommen, was mir mein Fantasio vorgepredigt hat. Wie gut ich schlief! Dann kamen Träume. Zehn Tage nach Pfingsten war Fronleichnam, die Stadt erfüllt von frischem Birkenduft und nach der Prozession geistliche Herrentafel in der Residenz. Da wurden neunzig Würdenträger der Kirche vom König ausgespeist. Der König warst Du. Ich stand hinter dem großen Anrichtetisch. Mit kostbaren Aufsätzen war die Tafel geschmückt, der Raum erfüllt mit dem Geruch der Heiligkeit unserer hochwürdigen Gäste, vermischt mit dem Brodem der Speisen und dem Aroma der Weine, daß die Luft in dem prunkvollen, von Kerzenlicht flirrenden Saal balsamisch vibrirte. Da gabs nicht Hader, nicht Streit, nicht Debatte über Rechte und Pflichten; da gabs nur Würde, Andacht, Appetit, Kardinalsuppe, Elblachs mit holländischer Tunke, auf vlämische Art gedämpfte Ochsenlende, junge Kapaunen nach der Perigord-Sitte, Gänseleberpastete, Rehbraten mit Salat, Spargel, Pudding, Ananas-Gefrorenes. Sherry, Chateau Leoville, Geisenheimer, Champagner, Trinksprüche....“

„Und die Wirthin hat sich vom bloßen Zusehen im Traum den Magen verdorben.“

„Aber die neunzig lieben geistlichen Herren, die zum lecker bereiteten Mahl die Hände erhoben, sind heute noch frisch und munter wie das Fischlein im Wasser und die Sorgen des Volkes haben keine Gewalt über sie.“

...Da erwachte ich. Und wünschte meine Hausgeister Fantasio und Pumpanella zum Teufel, weil sie mich sogar im Schlaf mit dem Unerträglichsten gemartert hatten, was es unter dem Monde giebt: mit deutscher Politik.

München. Michael Georg Conrad.

Google

Selbstanzeigen.

Stechinelli, der Roman eines Kavaliers. Zwei Bände. Karl Reißner in Dresden. 6 Mark.

Der Zweck dieses Buches ist, die Bedeutung der Erotik als Entwickelungsfaktors im Leben des Mannes zu untersuchen. Träger des Romans und damit der Idee ist Francesco Maria Capellini Stechinelli, chevalier de fortune und Mann von Geschmack, aus dem pervertirten Venedig des Spätbarock. Er kommt als Begleiter der Welfenherzöge nach Hannover, mit der Sehnsucht, sich selbst in all diesen unverdorbenen Frauen und Mädchen Niederdeutschlands zu erleben. Und er erlebt. Erst nur sich; dann aber die Anderen. Langsam weicht seine Herzenskälte; langsam erkennt er, daß in der echten Frau das Dirnenhafte, wenn es wirklich vorhanden ist, nur als häßliche Aeußerung eines großen inneren Werthes genommen werden darf, und Erfahrung und Jahre lassen ihn endlich das Glück der Differenzirten erreichen: die Ruhe... Hier ist dauernde Erotik, aber keine Erotomanie. Die Erotik, die Triebfeder großer Thaten ist; die deshalb nicht in sich selbst verfault, weil sie nichts Anderes bedeutet als Kraft. Stechinelli soll etwas erfrischend Animalisches haben. Er kennt keine quälenden Vorstellungen von Lüsten, die er nicht erreichen kann. Er haßt Gehirnsünden, weil er der Natur nah bleibt. Um Das ganz klar herausmeißeln zu können, mußte ich den Edlen in der Zeit leben lassen, in der das Animalische noch offen auftreten konnte und nicht die blöde Maske der Vergeistigung trug. Aus diesem Animalischen heraus konnte dann eine echte Liebe erstehen, konnte sich durch sie ein Mann formen, der in Wahrheit Kavalier war. Nicht ein mystisch Verzückter, nicht ein Brünstiger. Kein Don Juan, so nahe das Problem lag. Don Juan ist Zustand, Stechinelli Entwickelung, Don Juan Kreis, Stechinelli Kette. Weshalb ich dem Buch eine „spannende Handlung" gab? Weil ich den neopsychopathischen Roman mit seinen Dämmerzuständen und Reflexionen langweilig finde. Weshalb ich ein prächtiges, fürstliches Milieu wählte? Weil die Vorbedingung der Differenzirtheit Wohlstand ist, mich aber die Psychen der Leute mit dem reinen Herzen unter dem schmutzigen Kittel nicht interessiren.

Werner von der Schulenburg.

Das Kindlein. Frauenverlag in München.

Dieses Buch wollte das Wunder der Kindheit darstellen, wie es vielleicht nur dem Auge der Frau so rein und deutlich erscheinen kann. Vom ersten verborgenen Werden an wird das Kindlein belauscht, im Traum und unergründlichen Schlaf des ersten Jahres, im leisen Erwachen des zweiten. Doch wozu erwacht es? Zur Liebe; wie es aus Liebe kam. Liebe ist seine ganze Mitgift, Liebe seine Tugend, Genialität und Zukunft. Wie die Natur geheimnißvoll schafft, wissen wir nicht; wir wissen nicht, wie sie ihre außerordentlichen Talente und die tausend möglichen Vorzüge auch ihren bescheidensten Kindern braut.

Google

Aber gebt Ihr Liebenden nur eine glühende Flamme zu ihrem Werk, so schafft sie die neue Kreatur frei, vollkommen, wie am ersten Tag.

Brünn. Erika Rheinsch.

Die Frau in der Hose. Berlin, bei Wilhelm Borngräber.

Mein Büchlein, das den Untertitel „Ein Beitrag zur Kultur der Frauenkleidung“ trägt, war lange geplant, als die Frauenmode des Hosenrockes sein Erscheinen veranlaßte. Ich führe in meiner Schrift die lange Reihe der Frauen vor, die, von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage, in männlicher Kleidung umhergingen, Frauen, bei denen man diese Tracht nicht auffällig fand, weil sie ihrem Wesen und Berufsleben entsprach, und glaube den Beweis zu erbringen, daß die Frauenhose dem Charakter und Wesen der Frauen unserer Tage so angemessen ist, wie nur irgendeine Tracht sein kann, der Frauen, die mit dem Mann um die Wette vorwärts streben und kämpfen. Und ich glaube ferner, in meiner Schrift alle Vorwürfe widerlegt zu haben, die man dieser Kleidung macht, Vorwürfe, die vielleicht unterblieben wären, wenn die Bewegung zur Frauenhose nicht von der Modedame, sondern von der arbeitenden Frau ausgegangen wäre, die durch die bisherige unpraktische Frauenkleidung am Wettkampf mit dem Mann gehindert wird. Eugen Isolani.

Hans Gregors Komische Oper. Oesterheld & Co. 3 Mark.

In diesem Buch wollte ich die jüngste Opernvergangenheit Berlins zeichnen. Von der Komischen Oper gingen die stärksten Eindrücke und Anregungen der letzten Jahre aus. Der modernen Opernregie, aber auch der modernen Oper sind hier Förderungen geworden, die ein gutes Stück vorwärts geführt haben, die nicht mehr wegzudenken sind. Gregor war der Erste, der eine Privatoper, ohne die Zugkraft der Werke Wagners ausnutzen zu können, auf einem erstaunlich hohen Niveau zu halten vermochte, unter steter Sorge um seine Existenz. Warum es nicht weiter ging, warum Gregor Berlin verlassen und den stolzen Posten des Direktors der wiener Hofoper annehmen mußte, habe ich in diesem Buch gezeigt. Dann aber habe ich Gregors Werk, seine sämmtlichen Aufführungen kritisch dargestellt. Dabei habe ich Gregors Fehler nicht übersehen; denn ich wollte ja keinen Panegyrikus auf den Mann schreiben, sondern einen sachlichen Beitrag zur Geschichte der modernen Inszenirungskunst und der modernen Oper liefern.

Fritz Jacobsohn.

Unser Körper als Grundlage des Naturerkennens. C. Wigand, Berlin-Halensee.

Die Natur ist die gesetzmäßige Ordnung der Dinge. Diese Ordnung ist erforschbar nur auf dem Gebiete der Körperlichkeit (Mathematik) und durch das Studium der Naturveränderungen (Physik und Chemie). „Wär' ich nicht selber körperhaft, die Körper könnt' ich nicht

Google

erkennen.“ Der Mensch ist selber ein Stück der Natur. Mit seinem Leib ragt er in die Körperwelt, er ist selber Objekt der Geometrie; hinwieder mit seinen leiblichen organischen Veränderungen ist er Gegenstand der Physik und Chemie. Also ist mir der eigene Leib Ausgangspunkt und Grundlage alles Naturerkennens. Müßte ers nicht auch für die Philosophie sein? Zurück zu Baco und John Locke: so, meine ich, muß die Losung lauten.

Saarbrücken. Amtsgerichtsrath L. W. Glahn.

Handschrift und Charakter. Mit 164 Handschriftproben im Text. 318 Seiten. Preis 10 Mark. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Ist auch das Buch in erster Linie für den Zweck der vom Verfasser in Aussicht genommenen Vorlesungen und Uebungen bearbeitet worden, so wird doch jeder Gebildete, namentlich der Historiker, Psychologe, Arzt, Lehrer, Erzieher, Richter, Anwalt, Offizier und höhere Verwaltungbeamte, aus dem Werk Anregung mannigfachster Art empfangen. In den Hauptabschnitten wird behandelt: Geschichtliches, wissenschaftliche Grundlage der Lehre von der Handschriftenbeurtheilung, pathologische Handschriften, Schriftenvergleichung, allgemeine Grundlehren der Handschriftenbeurtheilung, Handschriften gebildeter und ungebildeter Personen, Handschriften der Verbrecher, männliche und weibliche Handschriften, das Alter der Schreibenden, Kinderhandschriften, Grundzüge des praktischen Verfahrens für die Ermittelung der wichtigsten Charaktereigenschaften.

Kiel. Professor Dr. Georg Schneidemühl.

Masken. Schauspielerbildnisse. Hamburg, bei Alfred Janssen.

Ich lade den Leser zum Mitschaffen ein; ob ich nun Verse biete oder Prosa. Das kann für eine Höflichkeit genommen werden. Andere Leute kümmern sich um Walfische, Theosophie, Hexen, E. T. A. Hoffmann, indische Klöster; mir haben es offenbar Hamburgs Histrionen angethan. Man wird nicht bestreiten können, daß die Theaterstadt Hamburg ein Thema ist; und aus meinem Buch ersehen, daß sie wirklich und wahrhaftig permanente Möglichkeiten, will sagen: diskutable Bühnenkünstler besitzt. Denn die Maßstäbe habe ich von Europas ersten Theaterstädten (Paris, Moskau, Berlin, Petersburg, London) geholt. Dann eignet mir eine höllisch deutsche Scheu vor allem Dilettantismus; deshalb versuchte ich, meine Objekte genau zu studiren. Wahrlich aber habe ich sie trotzdem nur erlebt. Das Problem war wohl, den impressionistisch eingefangenen fremden Rhythmus mit der Melodie meines Stils zu verschmelzen. Solches konnte mir natürlich nur bei Schauspielern gelingen, die mich seelisch (positiv oder negativ) stark erregen. Das Buch will nicht mit gelehrten Wörtchen jongliren, sondern eine Auseinandersetzung seines Verfassers mit einem immerhin kuriosen Stück Umwelt sein.

Hamburg. Dr. Arthur Sakheim.

Google

Steuerreform.

Gerechte Steuer: der Stein der Weisen. Gefunden hat sie noch Keiner. Vom Fiskus sagt man, daß er zu viel fordere; der Angeschuldigte behauptet, daß ihm zu wenig geboten werde. Mit der Sozialpolitik kann sich der Staat eher abfinden als mit der Wirthschaft. In Preußen erlebt mans jetzt wieder. Seit dem Gesetz vom Mai 1909, das die Zuschläge zur Einkommensteuer brachte (um „die Mittel zur Erhöhung der Beamtengehälter aufzubringen"), drohte die „organische" Neuregelung der preußischen direkten Steuern. Der Finanzminister war verpflichtet, spätestens drei Jahre nach der Zuschlagnovelle den Entwurf eines neuen Steuergesetzes vorzulegen. Das ist geschehen; doch der neue Plan fand keinen freudigen Empfang. Er enttäuschte schon dadurch, daß er die „Zuschläge", die als Provisorien gedacht waren, zur bleibenden Einrichtung macht; sie sind, wie im Entwurf zu lesen ist, „in die alten Steuersätze hineingearbeitet worden". Die Steuertechnik soll „verfeinert" werden; nur die Leistungfähigkeit noch die Norm der Besteuerung bestimmen. Aber wo giebt es zwei Haushaltungen, deren Steuerleistung auf ganz gleichen Voraussetzungen beruhen kann? Die grobe Klassirung der Einkommen, die vor Miquels Steuerreform galt, ist feineren Unterscheidungen gewichen. Doch den Stein der Weisen hat man noch immer nicht gefunden.

Der neuen Einkommensteuer von 1891 folgte die Ergänzungsteuer (1893), die das Einkommen aus Besitz erfaßt. Wer Vermögen hat, steuert nicht nur für die Zinsen, sondern auch für die Summe des Besitzes. Diese Ergänzung schafft den gerechten Ausgleich zwischen den Erträgen der Arbeit und des Kapitals. Später wurde das „Kinderprivileg" und die Rücksicht auf besondere Umstände, welche die Leistungfähigkeit wesentlich beeinflussen, eingeführt. Je mehr Familienglieder der Steuerträger zu versorgen hat, desto größer ist sein Anspruch auf Steuerermäßigung. Allgemeine Herabsetzung? Darauf könnt Ihr lange warten. Das „dauernde Defizit" des preußischen Haushaltes ist von 65 Millionen (1908) auf 19 Millionen (1912) zurückgegangen. Der Finanzminister erklärt diesen Erfolg durch die „ungewöhnlich hohe" Beschränkung der Ausgaben für die Staatsverwaltung. Das Defizit würde aber noch größer werden, wenn einem jährlichen Mehrbedarf von 23 bis 24 Millionen nicht höhere Ueberschüsse gegenüber ständen. Steuerzahler, lasciate ogni speranza! Die Prüfung hat nämlich ergeben, daß die Einnahmen genügen werden, wenn „bei den direkten Steuern der Ueberschuß aus den bisherigen Zuschlägen in gleicher Höhe bestehen bleibt". Was zu beweisen war. Die Zuschläge haben 60 Millionen Mark gebracht. Ohne diesen Ueberschuß kann das Gleichgewicht im Staatshaushalt nicht hergestellt werden. Von 1898 bis 1910 vermehrten sich die Einnahmen im Jahresdurchschnitt um 10½ Millionen; sie stiegen von 168 auf 426 Millionen. Der Finanzminister will den Eisenbahnetat nicht ändern. Dessen für allgemeine

Google

Staatsausgaben verwendbarer Reinüberschuß ist bis zum Jahr 1915 auf höchstens 2,10 Prozent des statistischen Anlagekapitals der Bahnen festgelegt. Vor diesem Termin könnte eine Aenderung nicht eintreten; der neue Steuertarif soll aber schon für das nächste Jahr gelten. Eisenbahneinnahmen sind von der wirthschaftlichen Konjunktur abhängig, also unsicher; deshalb müssen große Reserven (Ausgleichfonds) gesammelt und die von den Eisenbahnen zu leistenden Beiträge begrenzt werden. Daß die Finanzverwaltung allzu unbekümmert auf die Unwandelbarkeit des Eisenbahnüberschusses rechne, wird ihr oft vorgeworfen. Tadel verdient sie nur, wenn sies macht wie im Aktienreich mancher Direktor: erst die Dividende, dann die Bilanz. Gegen die „schärfere“ Form des Finanzirens (so nannte man schon in den Tagen Kaiser Maxens, des letzten Ritters, das Ausquetschen des fiskalischen Vermögens; damals waren die Silber- und Kupferbergwerke und die Schmelzhütten Tirols die Finanzobjekte) muß der Finanzminister sich wehren. Aus den Ueberschüssen der Eisenbahnen sind bestimmte Aufwendungen, die ins „Extraordinarium“ gehören (Ausgaben zur Verbesserung des Betriebes), zu decken. Man hat nun gemeint, der Gesammtgewinn und damit die Wirkung auf das Staatsbudget könne verstärkt werden, wenn die außerordentlichen Unkosten „auf Anleihe genommen würden“. Aber die Ausdehnung der Anleiheschuld bliebe bestehen. Darf man empfehlen, das ohnehin lästige Rentenproblem, durch eine Aenderung im Bilanziren, noch mehr zu beschweren?

Der Fiskus erklärt: „Ich kann auf die Zuschläge nicht verzichten.“ Gut; dann behalte sie, aber sorge dafür, daß der Bürger den Schmachtriemen nicht wieder um ein Loch enger schnallen muß. Den Zuschlag konnte die Kommunalsteuer nicht mit erfassen; nach dem neuen Tarif kann sies. Nach dem alten Modus ist ein Einkommen von 15000 Mark mit je 450 Mark Hauptsteuern und 67 Mark Zuschlag belastet. Zusammen 967 Mark. Der neue Tarif fordert 500 Mark Staatssteuer, also auch 500 Mark Gemeindeabgabe, zusammen 1000 Mark. Auch die Kirchensteuer richtet sich nach der Staatssteuer und steigt mit ihr. In dem Beispiel sind heute 90 Mark (20 Prozent) der Kirche zu zahlen, künftig 100. Bei 30000 Mark Einkommen ist das Verhältniß 1980 zu 2200 Mark. Der Finanzminister darf die Staatssteuer nicht als Ding an sich betrachten; er muß auch ihre Ausstrahlungen auf Gemeinde und Kirche ins Auge fassen: dann erst kann er sagen, ob die Steuerlast unverändert bleibt oder wächst. Die Regirung wünscht ja nicht, daß die Kommunen auf eigene Faust Finanzpolitik treiben, und hat erst neulich die Städte aufgefordert, am Anfang des Jahres ihr Anleiheprogramm einzureichen, damit die Fisci sich mit den Emissionen danach richten können. Da darf man doch wohl fordern, daß auch der Steuerfiskus den Anspruch der Städte nicht vergesse. Mit der Behauptung, daß die Steuernovelle „Abänderungen grundsätzlicher Art“ nicht bringe, ist die schmerzhafte Gewißheit höherer Steuern nicht aus der Welt geschafft. Die physischen und juristischen Personen werden

von 1913 ab schwerer belastet. Und auch den Aktiengesellschaften et ceteris aliis werden die provisorischen Zuschläge für die Dauer aufgepackt; denn ihre Entwickelung habe gezeigt, daß sie „wirthschaftlich sehr wohl in der Lage gewesen sind, die ihnen auferlegten höheren Einkommensteuersätze zu tragen“. Auch stets „in der Lage“ sein werden?

Noch immer meint Mancher, wer 100000 Mark im Jahr zu verzehren habe, müsse, ohne Ausnahme, im Ueberfluß schwimmen. Die Verschiedenartigkeit der Haushaltungen, die 100000 Mark zu einem kümmerlichen Existenzminimum, 5000 Mark zu einem auskömmlichen Budget machen kann, wird in der Theorie kaum erwogen. Sonst würde man nicht empfehlen, Einkommen nach ihrer Ersparnißmöglichkeit zu staffeln. Man mache dem Bürger die Nothwendigkeit der Steuer dadurch glaubhaft, daß man ihm seine Pflichten gegen den Staat ohne Brimborium und Tyrannengesten zeigt. Das Kunststück, wie aus Vermögen und Einkommen der letzte Steuertropfen herauszupressen sei, kann nur Mißstimmung zeugen. Auch der Werthzuwachs wird wieder ministerieller Beachtung empfohlen. Der Grundbesitz soll sich nicht allein dieser Steuer freuen. Wo der Vermögenszuwachs im Jahr mehr als 3000 Mark beträgt, soll für den Ueberschuß dem Staat gezinst werden. Wer 10000 Mark Aktien zu 150 Prozent gekauft hat, soll, wenn die Aktien im nächsten Jahr auf 300 stehen, für 15000 Mark Steuer zahlen. Geben die Papiere im Jahr danach nur noch 120 Prozent, so bleibt der Verlust unberücksichtigt. Sind sie aber am Ende des dritten Jahres wieder auf 200 Prozent gestiegen, so hat der Censit den „Vermögenszuwachs“ von 80 Prozent (also 8000 Mark) zu versteuern. All diese Vorschläge blinder Theorie hat der Finanzminister als unbrauchbar bestattet und der Landtag wird sich hüten, sie auszugraben. Ohne Sparen ist die Entwickelung des Besitzes unmöglich. Auch der Konjunkturgewinn und das Kapital, das durch Spekulation erworben wurde, setzt Ersparnisse voraus; und jeder Staat, der seine Lebensbedingungen nicht verkennt, muß den Spartrieb fördern. Die Besteuerung jedes Ueberflusses ist aber eine Strafe für den Sparer.

Der preußische Finanzminister hat sich in aller Deutlichkeit zu dieser Auffassung bekannt. Er mußte klug genug dazu sein. Was würde aus seinen Anleihen, wenn es keinen Vermögensüberschuß mehr gäbe? Schließlich brächte Mancher sein ganzes Einkommen durch, um es nicht mit neuen Steuern bepackt zu sehen. Warum aber reicht die Staatsklugheit nicht noch weiter? Daß die Steuern guten Ertrag gebracht haben, wird ausdrücklich anerkannt. Die Methode könnte also unverändert bleiben. Nein: der Censit soll auch bei der Ergänzungsteuer, der Abgabe für das Vermögen, zur Deklaration gezwungen werden. Ob bei dieser Deklaration (die nur in jedem dritten Jahr gefordert wird) mehr herauskommen kann als Unruhe und Arbeit, ist fraglich. Laßts nur ruhig beim Alten! Das Ideal des Staatswesens ist erreicht, wenn der Bürger sich ihm schmerzlos einzufügen vermag. Diesem Ideal bringt das neue preußische Steuergesetz uns nicht näher. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Februar 1912.

Das Hohe Haus.

Memento.

„Die Linke“: das aus westlichen Volkshäusern geholte Schlagwort hatte vor achtundzwanzig Jahren im Deutschen Reich noch keinen rechten Kurswerth. Sonst wäre am zwanzigsten November 1884, als der Kanzler im Namen der Verbündeten Regirungen den neuen Reichstag eröffnete, ein Jubelchor hörbar geworden. Die Stimme der Nation hatte zweihundertvierzig Gegner der Regirung gekürt; und die große liberale Partei, von der die Städter das Heil erhofften, schien Wirklichkeit zu werden. Am fünften Märzabend hatten die von der Nationalliberalen Partei Abtrünnigen („Sezessionisten“) sich der Fortschrittspartei vermählt und die so entstandene Deutsche Freisinnige Partei, deren starker Fraktion Freiherr Schenk von Stauffenberg vorsaß, bekannte sich zu einem Programm, das die Hauptwünsche des Liberalismus zusammenfaßte. Den Fürsten Bismarck ärgerte schon der neue Name. Er hatte die Fortschrittspartei einmal Hemmschuhpartei genannt und sprach nun: „Wo ich das Wort ‚frei‘ vor einem anderen Adjektiv lese, werde ich argwöhnisch. Unter ‚Freiheit‘ verstehen die Meisten eigentlich ‚Herrschaft‘; unter ‚Freiheit der Rede‘ Herrschaft der Redner, unter ‚Freiheit der Presse‘ den vorherrschenden und vorwiegenden Einfluß der Redaktionen, der Zeitungen, unter ‚Freiheit der Kirche‘ die Herrschaft der Priester. Sinnig: Das mag wohl sein. Aber Freisinnigkeit ist eigentlich gleich-

Google

bedeutend mit Herrschsucht oder Engherzigkeit oder Unduldsamkeit. Ich traue dem Wort nicht. Keiner will die Freiheit für Alle; Jeder will sie für sich, dem die Anderen zu gehorchen, zu folgen haben. Ich muß mich gegen die Bezeichnung, die diese Fraktion gewählt hat, verwahren und werde sie amtlich nicht benutzen. Ich glaube nicht, daß eine Fraktion das Recht hat, sich ausschließlich eine Gesinnung zu vindiziren, an der wir Alle den gleichen Antheil haben. Eine Partei könnte sich eben so gut ‚die ehrliche Partei‘ nennen, was doch lediglich ein Vorwurf für die anderen wäre, daß sie nicht ehrlich sind. Freisinnig und ehrlich glauben wir Alle zu sein. Deutsch-Freisinnig: Das kann ich wirklich nicht über meine Lippen bringen. Sie werden mir die Unwahrheit, die darin liegt, nicht aufzwingen. Sie sind Demokraten; nur nicht ‚sozial‘. Sie sind Antisozialdemokraten." Das durfte er sagen: denn das Programm der neuen Partei forderte die „Bekämpfung des Staatssozialismus." Sie konnte laut dem Schlachtruf Auers zustimmen: „Dem eisernen Kanzler stählernen Widerstand!" Sich aber nicht einmal leise der Thatsache freuen, daß die Sozialdemokratie die Zahl ihrer Mandate verdoppelt hatte. Die Linke: dieses Sternbild blieb noch am Begriffshimmel. In Heidelberg hatte Miquel die Nationalliberalen einem neuen Programm verpflichtet, dessen dritter Satz lautete: „Sie billigen die auf eine erhöhte Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen gerichteten Bestrebungen des Reichskanzlers und unterstützen die Reichsregirung in ihren Bemühungen, die soziale Lage dieser Klassen zu verbessern." Seit dem heidelberger Maitag hießen sie Richters und Bambergers Leuten „verkappte Reaktionäre" und wurden in der Stichwahl von den zu diesem Zweck verbündeten Truppen des Centrums und des Freisinns mit allen erlangbaren Waffen bekämpft. Schon vor der Wahl hatte Richter gesagt: „Wenn das Recht auf Arbeit anerkannt wird, besteht kaum noch ein Unterschied zwischen den Anschauungen des Herrn Reichskanzlers und denen der Sozialisten." Bamberger schrieb: „Die Einführung der freien Eisenbahnfahrkarten wird mit Erfolg zur Verkündung der sozialistischen Lehren verwandt und hat vielleicht dazu beigetragen, die Zahl der sozialistischen Abgeordneten zu vergrößern." Ein Seufzer. Bismarck antwortete: „Ich bin über diese Vergrößerung gar nicht unglücklich. Je größer die Zahl der sozialistischen Abgeordneten wird,

Google

desto mehr wird ihnen die Ehrenpflicht obliegen, doch bald mit positiven Plänen hervorzutreten und zu sagen, wie sich in ihren Köpfen die Zukunft der Welt und die Verfassung gestaltet. Bisher sind sie damit im Rückstand geblieben. Alles, was besteht, ist schlecht: Das zu sagen, ist gar leicht. Alle menschlichen Einrichtungen sind unvollkommen, am Meisten die staatlichen Einrichtungen. Weil so viele Leute mitzuarbeiten haben, kommen auch die vielen Unvollkommenheiten der Urheber dabei mit zur Geltung. Wenn ich nun doch endlich einmal eine Verfassung und Gesetzgebung sehen könnte, wie die Herren Führer der Sozialdemokratie sie sich denken! Sie sind jetzt Fünfundzwanzig. Das zweite Dutzend haben Sie also. Ich will Ihnen noch das dritte geben. Wenn Sie aber Sechsunddreißig sind, dann (Das erwarte ich mit Sicherheit) werden Sie den vollen Plan zu einer Verfassung, wie sie sein soll, entwerfen. Sonst glaube ich, Sie können nichts. Stellen Sie Anträge, wie die Verfassung sein soll; legen Sie Ihr Dorado auf den Tisch des Hauses, damit jeder Andere ein Urtheil darüber bekommt. Ich bin übezeugt: Vieles wird darunter sein, von dem ich sagen kann, daß Richtiges darin steckt, und worüber ich mit Ihnen verhandeln kann; aber nicht Alles. Die Leute, die jetzt für Sie stimmen: Das ist die Summe Derer, die mit Etwas unzufrieden sind, die das Bedürfniß haben, ihre Lage zu verbessern, und die von den Zukunftpolitikern, deren Pläne sie noch nicht übersehen können, die Aufbesserung alles irdischen Elends hoffen. Den Plänen des Altliberalismus, der Fortschrittspartei haben sie schon auf den Grund gesehen; von denen erwarten sie nicht mehr viel. Zur Beruhigung all Derer (zu denen ich nicht gehöre), die in der Sozialdemokratie das größte Schreckbild der Zukunft sehen, möchte ich sagen: Wenn die Herren erst mit positiven Plänen herauskommen, werden sie viel zahmer werden, als sie sind, und die Zahl ihrer Anhänger wird sich außerordentlich lichten. Ich wollte, wir könnten Ihnen eine Provinz einräumen und in Entreprise geben; ich möchte sehen, wie Sie wirthschaften. Dann würde die Zahl Ihrer Anhänger sich lichten; vielleicht über den Bedarf hinaus. Denn die Sozialdemokratie ist doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen, dafür, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden kann. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht

Google

viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht gemacht sein; und insofern ist die Furcht vor der Sozialdemokratie in Bezug auf Den, der sonst kein Herz für seine armen Mitbürger hat, ein ganz nützliches Element." Den hageren Leib Bambergers krümmte ein Schaudern. Seinem klugen Kapitalistenkopf (der bis ans Lebensende in Laskers Februarrede gegen die adeligen Gründer eine Thorheit und ein Parteiunglück sah) schien aller Sozialismus stets der Wille zum „Kampf der Arme gegen die Gehirne", in dem der Bourgeois das Hirn schützen müsse. Und die geistig von ihm Abhängenden ließen, bis in die neunziger Jahre, kein auch nur im Mindesten nach Sozialismus riechendes Wörtchen passiren.

Die Zweihundertvierzig konnten nicht in einer Front fechten. Gemeinsamer Haß hatte sie für eine Weile geeint; die Unmöglichkeit gemeinsamer Arbeit ward rasch erwiesen. Sogar Herodes und Pilatus (den Beiden, „die einander ja auch nicht liebten", verglich Bismarck gern die Sozien Windthorst und Richter) beschritten bald schon verschiedene Wege. Centrum und Nationalliberale traten in die Wirthschaftliche Vereinigung ein, deren Lebenszweck die Sicherung der Schutzzollgesetze war. Und nach der Auflösung des Reichstages entstand das Kartell, das, unter dem Zeichen der Militärvorlage, im Wahlkampf zweihundertzwanzig Sitze eroberte. Freisinn und Volkspartei verloren neununddreißig, die Sozialdemokraten dreizehn Mandate. Die Fraktion der Nationalliberalen wurde im Bund mit den Konservativen wieder so stark, wie sie 1878 gewesen war. Bismarck zählte sie (sammt dem Centrum) nun zu den konservativen Parteien, „die das Reich nicht nur überhaupt und generell, sondern auch angebrachtermaßen erhalten und schützen wollen." Noch im letzten Satz der letzten Rede, die er im Reichstag hielt, bat er die vier in seinem Sinn konservativen Fraktionen, „sich von der Gemeinschaft mit Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Elsässer-Franzosen und auch von der Gemeinschaft mit den Freisinnigen absolut loszusagen". Dem Wahlkartell vom Dezember 1906 (Titel: „Block"; Losung: „Gegen Roth und Schwarz") sind auch die Freisinnigen beigetreten. Eine Verständigung mit dem Centrum schien möglich; undenkbar jeder Pakt mit der Sozialdemokratie. Am ersten Morgen des Jahres 1909 lasen wir die von dem Abgeordneten Bassermann geschriebenen

Google

Sätze: „Auch dem verbohrtesten Genossen kommt langsam, aber sicher zum Bewußtsein, daß, gleichsam einem Naturgesetz folgend, sich die Reihen der bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie immer enger zusammenschließen. Wenn die nächsten Wahlen sich nicht wieder im Zeichen der Blockpolitik vollziehen sollten, dann wird die Sozialdemokratie nicht den Nutzen davon haben. Im Gegentheil: in dem Augenblick, in dem die scharfen Gegensätze zwischen dem Centrum und den Blockparteien verschwunden sein werden, wird die Sozialdemokratie erst recht darüber belehrt werden, welche gewaltige Bedeutung die Solidarität der Arbeitgeber in ihrer gleichmäßigen Abneigung gegen die sozialdemokratische Vergewaltigung besitzt und wie sie ausgleichend unter den bürgerlichen Parteien wirkt." Drei Jahre danach sagt der selbe Abgeordnete: „Die Stimmenzahl der Sozialdemokratie wird vor Allem durch die Thatsache erhöht, daß die Unzufriedenheit, die über dem deutschen Volk lagert, heute eine gewaltige ist." (Worte tiefsinniger Weisheit. Wenn es regnet, wird es naß. Sicher. Immer.) „Wir müssen alle Kräfte einsetzen, um den sozialdemokratischen Ansturm abzuschlagen. Aber ein Bündniß mit dem Centrum ist contra naturam einer liberalen Partei und gegen unsere ganze Tradition. Parteien lassen sich nicht umdrehen wie Handschuhe." (Die werden doch auch wohl nur zum Zweck der Reinigung umgedreht.) „Jede Verbrüderung einer liberalen Partei mit dem kulturfeindlichen Ultramontanismus ist unerträglich. Unser alter Kampf gegen die Sozialdemokratie geht weiter. Und zu den wirthschaftlichen Fragen stehen wir anders als die Fortschrittliche Volkspartei, mit denen wir uns über die Wahltaktik geeinigt haben." So sieht „die Linke" aus, die gesiegt haben soll. Die (wurde nach der Stichwahl hier gesagt) „giebts nicht; auf Zeitungpapier, nicht in der Wirklichkeit des Deutschen Reiches. Rechter Block, linker Block: Spielzeug für müßige Kinder. Die Fragen, denen Nationalliberale und Sozialdemokraten die selbe Antwort fänden, sind an den Fingern einer Hand abzuzählen; und keine Lebensfrage des Reiches ist darunter. Die ‚Linke', die gesiegt haben soll, sah nie das Licht deutscher Sonne." War ein papiernes Gewächs.

Bilanz.

Centrum und Konservative haben, mit den Affiliirten, aus eigener Kraft ungefähr hundertzwanzig Mandate erstritten. Na=

Google

tionalliberale und Volkspartei zusammen: zwei. Einen Sieg des Liberalismus stellt der Menschenverstand sich anders vor. Wem soll jetzt die Lüge noch nützen? Weder im Reich noch in Bayern ist der erträumte Sieg Wirklichkeit geworden. In München hat das Centrum noch die Mehrheit; in Berlin kann es entweder mit Konservativen und Nationalliberalen oder mit den Sozialdemokraten eine Mehrheit bilden. Die einstweilen (pourvou que cela doure, pflegte die Korsin Laetitia zu sagen) bequemste Lage, die zu erdenken war. Im Reich noch bequemer als in Bayern: denn da ist nach dem Centrumssieg Freiherr von Hertling zur Geschäftsführung berufen worden (als einen ersten Schritt auf dem Weg ans Ziel Parlamentarischer Regirung müßte jeder aufrichtig Liberale den Entschluß der Prinzen Luitpold und Ludwig preisen) und muß nun, unter dem Schwergewicht voller Verantwortlichkeit, zeigen, was seine Partei vermag, was sie, als Vertreterin eng gebundener Weltanschauung, zu fordern, deutscher Menschheit von 1912 zuzumuthen wagt. Enttäuscht der fast siebenzigjährige Professor, Kämmerer, Reichsrath der Krone Bayern, dann zerbröckelt die Parteimacht, die hinter irgendeinem glatten Podewils ungreifbar geblieben wäre. Im Reich hat das Centrum die (nicht nur von Gladstone ersehnte) Macht ohne Verantwortlichkeit: nur mit seiner Zustimmung kann eine Vorlage, der die Sozialdemokratie widerstrebt, Gesetz werden. Das gerade, die Wiederkehr des Zustandes, der das Schicksal der Legislatur an den Willen des Centrums hängt, wollte 1906 Fürst Bülow, wollten 1911 die unter ein Banner geschaarten Liberalen hindern. Die haben gesiegt? Erzählts in Bezirksvereinen der lieben Einfalt. Konservative und Katholiken haben Sitze verloren. Natürlich: sie hatten die Steuerlast, der Noth gehorchend, um eine halbe Milliarde vermehrt und sich mit mancher Thorenthat belastet. Wo aber war der Volkszorn, dessen Gewittersturm sie wegfegen, in ihrer Sündenfluth wegschwemmen sollte? Hundertzwanzig gegen Zwei: die Zahlen sind nicht aus dem Gedächtniß zu schwatzen. Und nach dem Stichwahlschacher noch, der sie zwang, da Hilfe zu erbetteln, wo sie gestern Schimpf und Schmähung gehäuft hatte, war die Koalition viel schwächer als im Reichstag der zwölften Legislaturperiode. Allein vermag sie nichts. (Die Fortschrittliche Volkspartei, die aus eigener Kraft nicht einen einzigen Sitz erstreiten konnte, existirt überhaupt

Google

nicht. Vielleicht würde sie unter einem anderen Wahlsystem stark; heute ist sie eine prahlerische Ohnmacht.) Daß die Koalirten auf dem Hauptgebiet parlamentarischer Arbeit uneinig sind, hat Herr Bassermann gestanden. Werden sie einig, so brauchen sie, um die Mehrheitziffer zu erreichen, im vollen Hohen Haus die Hilfe der Sozialdemokraten und die Stimme des Dänen. Wie oft kann sich die Möglichkeit solcher Gemeinschaft bieten? Weil Fraktionen, denen jede innere Einheit fehlt, in einem von der Zufallsgunst einer Stunde geknüpften Bündniß zwei Stimmen mehr haben können als ihre über die wichtigsten Grundfragen einigen Gegner, darf kein Redlicher von „errungener Majorität" reden. Höret endlich auf, uns die Hymne von Eurem Sieg ins Ohr zu plärren! Eure Sache wird dadurch nicht besser. Der bestimmt nicht der Verlust, nicht der Gewinn einer Schlacht den Werth. Würdig wärs, männlich und darum auch klug, ohne eitle Empfindsamkeit jetzt zu bekennen: „Wir haben die Reichswahlschlacht verloren."

Das mußte jeder nicht völlig von Eitelkeit Geblendete erwarten. Der Wähler ist selten eine Prachtausgabe des homo sapiens; doch auch nicht das geduldige Rindvieh, dessen dumpfer Sinn sich in den Stoppelweg jeder Hirtenlaune duckt. 1907: Kampfgenossenschaft mit den Konservativen; keine Stimme einem Centrumsmann noch gar einem Sozialdemokraten. 1909: Interessengemeinschaft der Bürgerparteien gegen die Rothen; Verständigung mit dem Centrum bleibt das nächste Ziel; „das Tod bringende Bündniß mit der Sozialdemokratie wird der Liberalismus nicht abschließen." (Herr Bassermann). 1911: „Unser alter Kampf gegen die Sozialdemokratie geht weiter; aber mit dem Centrum kann eine liberale Partei sich nicht verständigen." (Herr Bassermann). 1912: Keine Stimme einem Konservativen oder Centrumsmann; den Sozialdemokraten ist mindestens durch Stimmenthaltung in der Stichwahl gegen diese beiden Parteien zu helfen. Nicht Alles darf man ungestraft dem Wähler zumuthen. Der hat sich eines Tages gesagt: „Die Leute, für die ich bisher gestimmt habe, wissen nicht, was sie wollen. Sind die Konservativen wirklich so schlechte Kerle, wie jetzt bei uns behauptet wird, dann durfte man mir vor fünf Jahren nicht rathen, ihre Macht zu mehren; verändert haben sie sich seitdem ja nicht im Allergeringsten. Auch die Sozialdemokraten nicht. Darf man ihnen, unter bestimmten Umständen, helfen,

Google

dann wars Frevel, ihnen die Feuerfarbe des Satanas anzupinseln und mich das Schaudern vor ihnen zu lehren. Das Klima von Laodicaea paßt mir nicht länger. Ich will nicht, bevor ich die berühmte höchste Bürgerpflicht erfülle, jedesmal fragen, von welcher Partei Bassermanns Wahlschicksal morgen abhängen wird. Braucht er jetzt die Rothen: auch ich wills mit ihnen versuchen. Sind wir geknechtet, von frechen Junkern und listigen Pfaffen ausgebeutet, ist, wie die Führer uns Tag vor Tag zurufen, der Bürger zum Sklaven geworden und sind die Sozi, wie wir eben so oft hören, gescheite Patrioten, aus deren welkenden Schrullen keine Gefahr droht: auf einen Schelmen anderthalb. Denken Andere wie ich und wird der Reichstag sehr roth, dann ärgern sich Die in Berlin; merken, daß die Sonne nicht immer scheint und auch die excellente Bude nicht vor Hagel geschützt ist. Nützliche Lehre für die Stümper, die uns die dummen Steuern und den Kongokram aufgepackt haben. Schlimmes kann nicht draus werden. Rothe Regirung? Unsinn. Rothe Fluth? Das erste Symptom nahender Gefahr sähe die ganze Bürgermannschaft, Protestanten und Katholiken, Junker und Juden, mit dem Spaten beim Deichbau. Warnen will ich und mir zugleich einen Jocus machen; mein Stimmzettel soll ein Denkzettel sein. Verantwortlich bin ich ja nicht. Wenn ich wüßte, daß mein Stimmzettel auch nur mit dem Gewicht eines Atomes zu der Wahl neuer Geschäftsführer mitwirken könnte, schriebe ich einen anderen Namen drauf. Aber bei uns geht, wie der Bayer sagt, doch ‚Alles seinen geweisten Gang‘. Zur Verantwortung des Geschehenden und der Unterlassungsünde braucht keine Fraktion und kein Reichstag bereit zu sein. Heute Roth. Morgen? Wieder lustig.“ Was kommen mußte, kam. Die Liberalen holten sich die lächerlichste Schlappe ihres glücklosen Lebens. Für die Sozialdemokratische Partei, in deren Listen ungefähr neunhunderttausend Mitglieder eingeschrieben sind, wurden fast siebenzehn Viertelmillionen Stimmen gezählt. Nicht die Höhe der Ziffer soll man bestaunen; nur, wie ein Wunder, daß sie nicht viel höher ist. Außer den organisirten Arbeitern, denen schon der Gedanke an ein anderes Votum so schmählich wie Fahnenflucht schiene, stimmen für die Sozialdemokratie Alle, die nichts zu verlieren haben und die Ursache ihres Unvermögens in der schlechten Gesellschaftstruktur suchen; Alle, die von den alten Parteien enttäuscht sind und vom Aufstieg einer noch nicht verlebten Klasse nun der Menschheit das Heil erhoffen;

Google

kleine Beamte, denen an jeder Ecke ihres engen Gehäuses das Nöthigste fehlt; graue Pensionäre, die Milch, Eier, Wruken, Fleisch theurer einkaufen und vom Staat, von der Aktiengesellschaft doch keine Mark mehr bekommen als in der Zeit billiger Preise; Alle, die „modern" sein und nicht allzu selten sich einer Sensation freuen möchten; die ruhige, nüchtern getriebene Politik langweilt und die hellen Auges erst nach ihrem Tageblatt langen, wenn Krieg oder Reichskrakehl in Sicht ist; Großkapitalisten sogar, die zwar innig überzeugt sind, daß sie selbst den Reichthum ihrer Leistung verdanken, ringsum aber nur ein Gewimmel gieriger Schmarotzer erblicken und drum, „ohne Obligo", den Umsturz des Besitzrechtes wünschen. Vor Allen paradirt Hans Cade, der unsterbliche, stets nach der neusten Mode gekleidete, gekämmte Plebejerheiland, und brüllt: „Alles soll fortan Allen gehören. Ich bin ein Ehrenmann und gelobe Euch, jeden Mißbrauch schonunglos abzuschaffen. Sieben Sechserbrote sollen nur noch einen Groschen kosten, die dreireifige Kanne soll von morgen ab zehn Reifen haben und das ganze Reich Volkseigenthum sein. Geld? Giebts bald nicht mehr. Jeder kann so viel essen und trinken, wie er will. Kein Lord, kein Edelmann darf übrig bleiben. Schont nur, die in geflickten Schuhen gehen: denn sie sind wackere, fleißige Leute, die, wenn sie dürften, zu uns überträten." Jetzt dürfen sie (das Geheimniß des Wahlklosets ist undurchdringlich): und treten in Schaaren über. Haben nicht auch die Hauptmänner der Bürgerwehr verkündet, unter der alten Staatsordnung sei das Leben nicht mehr zu ertragen?

Fazit: Niederlage des Liberalismus, Sieg der Sozialdemokratie. Der einzigen Partei, von deren Teleologie ein unüberbrückbarer Abgrund den Liberalen trennt. Der einzigen, die ihm, auch dem im Kampf gegen aussterbende Gruppen siegreichen, die Beute abjagen kann und rasch zum Verhängniß werden muß.

Thronrede.

Die Rede, in der am siebenten Februarmittag der Kaiser, im Namen der Verbündeten Regirungen, den neuen Reichstag begrüßte, hat reichlicheres Lob verdient, als ihr bisher ward. Sie hat Takt und Klang; ist kurz und sagt dennoch das Nothwendige. Die staatliche Ordnung soll gewahrt, die Wehrkraft des Reiches gesteigert und jeder fremden Macht, die uns „Achtung und guten Willen" zeigt, freundlich begegnet werden. Volksthümlich ein-

Google

fache Gedanken sind klar ausgedrückt und einzelne Sätze zierlich zugespitzt. Kein Gelöbniß, den Frieden zu erhalten. (Wer ihn muthwillig bräche, wäre ein gemeingefährlich Toller; wer ihn länger erhielte, als nationaler Vortheil heischt, ein verächtlicher Schwächling.) Keine Phrase. Kein Marksteinstil. Kein Ton, der Schreck oder Bangniß ahnen ließ. Die beste Antwort auf die Weissagung deutschen Weltunterganges. Gleichgewicht im Reichshaushalt; der Reichspanzer ohne Rostfleck; Blüthe der Landwirthschaft und der wichtigsten Stadtgewerbe. Solche Wahrheit kann ohne Prunk wirken. Besonders würdig und hübsch waren die persönlich gefärbten Worte am Schluß der Rede: „Im Vertrauen auf die gesunde Kraft des deutschen Volkes blicke ich mit Zuversicht, auf Gottes gnädigen Beistand bauend, über die Kämpfe des Tages hinweg in die Zukunft des Reiches.“ Ihr (heißt Das), liebe Landsleute, setzt Euch, allen Gewalten zum Trotz, auch in einer feindlichen Welt durch; dieser Zuversicht kann mich der Anblick des Kampfes nicht entwurzeln, der heute durchs Reich tobt und dessen Getümmel nie den Saum meines Herrschergewandes besudeln darf. So wollen wir den Kaiser. Auf der höchsten Zinne des Reiches; wachsam und still; hinter der Brustwehr vornehmer Fröhlichkeit, deren blankes Gestein mißtrauische Angst vor dem Volksgeist nicht überklettern kann; als den furchtlos schlichten Schirmer des Reichspaniers, nicht als Geschäftsführer (nicht gern deshalb auch auf dem Weg nach Döberitz im Zwiegespräch mit Viscount Haldane).

Schade, daß die hundertzehn Sozialdemokraten nicht, die Thronrede zu hören, in den Weißen Saal kamen. Nicht lautlos sprachen: „Hier sind wir. Du, Kaiser, mußt uns in Deinem Schloß empfangen; und Dein rasches Auge wird spüren, daß wir nicht die wüsten Gesellen sind, als die Höflingseifer uns malte. Wir geben, was Dir gebührt; hehlen aber nicht, daß wirs mindern möchten.“ Oberste Hofchargen, ein Prinzenschwarm, die Schloßgarde in Gala, auf Seidendamastkissen Krone und Reichsapfel, Schwert und Szepter, das Reichshaupt unter dem Stahlhelm der Kürassiere. Dreihundert Kaiserliche; hundertzehn Republikaner. In Wilhelms Filmspeicher wäre das Wandelbild dieses Pantomimus ein noch dem Urenkel sehenswerthes Stück gewesen. „Wir gehen nicht ins Schloß; neigen das Haupt nicht vor Fürstenthronen.“ Genosse John Burns hats gethan; hat mit dem König wie mit jedem Gentleman (und wie Genosse MacDonald mit Wilhelm)

Google

geplaudert und ist Eduards Staatssekretär geworden. Und als der sozialdemokratische Vicepräsident des wiener Reichsrathes die Hofburg verlassen hatte, sagte Franz Joseph lächelnd: „Ich dachte gar nicht, daß der Herr Pernerstorfer so nett mit mir sein werde.“ Unsere Pathetiker zittern für ihren Verrinaruf, dem ein in der Hofluft verlebtes Stündchen schaden könnte. Oder korrumpirt den Mannesstolz schon das Schauspiel monarchischer Macht?

Präsidium.

Ins Schloß gehen, als stärkste Fraktion (um anderthalb Dutzend Köpfe stärker als das Centrum) den ersten Platz im Präsidium fordern, einen manierlichen Genossen in das für den Reichstagspräsidenten gebaute Haus, zwischen die Pompmöbel, setzen und ihm aus der Parteikasse so viel zuschießen, daß er, mit dem feinen Porzellan und dem noblen Silber, mindestens so anständig repräsentiren kann wie Graf Schwerin-Loewitz: so kühn besonnene Taktik hätte lange nachgewirkt. Und wäre nur von Tröpfen und Rückgratprotzen mißverstanden worden. „Wir sind so stark geworden, daß im Sektenkäfig kein Raum mehr für uns ist. Wir müssen ins Weite; und lassen den Plunder, dem wir entwuchsen, ohne Reue zurück. Nicht erst lange Rede. Ihr kennt uns und wißt, daß wir ungewandelt bleiben. Wißt aber auch, was es für unsere Sache bedeutet, daß wir jetzt die Vormacht im Reichstag sind und der Träger Eures Vertrauens mit dem Kanzler, von Mann zu Mann, den Geschäftsgang beräth. Wenn wir uns dieses Ziel durch Zwirnsfäden sperren ließen, wären wir die blödesten Esel auf dieser Erde; unfähig, unwürdig, Eure Sachwalter zu sein. Hängt Ihr etwa an einer versteinten Schmollpolitik, die Keinem schadet, kaum Einen noch ärgert? Unsere spröde Abstinenz würde den Feinden zur Herzenswonne. Wir sind die Partei der Evolution: und sollten uns gegen die Nothwendigkeiten neuer Entwickelung stemmen? Nein. Das Ceremoniale, das uns den Machtbesitz verekeln könnte, klügelt in Peking selbst kein Höflingshirn aus. Wo der Sitz im Landtag ohne Treuschwur nicht zu erlangen war, haben wir, August der Heilige vornan, ihn geleistet. Und Ihr habt uns verstanden. Werdet auch verstehen, daß wir jetzt alles Unvermeidliche thun müssen. Im Präsidialpalast der Sommerstraße thront morgen unser Genosse. Kommt der Kaiser zu Gast, so wird er höflich empfangen; wird versucht, ihn für Gesprächsgegenstände zu interessiren,

Google

die man ihm sonst ängstlich birgt. Kommt er nicht, so setzt er sich ins Unrecht. Schmeichler wird er unter uns niemals finden; aber auch keinen struppigen Tölpel. Neue Erfahrung wird uns Mancherlei lehren, was wir bisher nicht zu lernen vermochten. Wir werden beweisen, daß wir auf jedem Boden vorwärts kommen und Gerechtigkeit gern gewähren, nicht nur fordern. Die Feindschaft wird knirschen; kann aber nichts wider uns, die nur ihres Rechtes walten. Und das Deutsche Reich wird von dieser Stunde an außen und innen anders sein als jemals seit der Geburt."

Das wollten die Sozialdemokraten nicht. Sie wollten den Platz des Ersten Vicepräsidenten besetzen, doch der Pflicht entbunden sein, mit der alter Brauch den Vorsitzenden bebürdet. Wollten den Hof und das Kanzlerhaus wie verseuchten Boden meiden, kein Wort über die Lippe lassen, das eines Gekrönten ehrerbietig gedenkt, und aus dem Sitzungsaal rennen, wenn zu solchem Wort aufgerufen ward. Also weiter im Winkel knurren. Dieser Entschluß nahm ihnen das Recht auf irgendeinen Platz im Präsidium. Würden sie einen Konservativen hineinwählen, der zuvor erklärt hätte, er werde sich nie zu dem Amt hergeben, den Tod eines Sozialdemokraten, im Namen des Reichstages, mit frommem Wort zu registriren noch gar die Abgeordneten zu stummer Gedächtnißfeier aufzufordern? Würden sie die Wahl solches Wütherichs nicht mit allen erreichbaren Mitteln zu hindern trachten? Und dieser Mann könnte immerhin sagen: „Die rothe Sippe bekennt, daß sie Monarchie, Staatskirche, Privateigenthum, Wehrpflicht und Erbrecht abschaffen will, verschreit Alles, was uns ehrwürdig dünkt, als schmutzigen Schwindel, behängt die größten deutschen Männer mit Ekelnamen und schimpft uns täglich Schufte und Strolche. Ich wäre der feigste Heuchler, wenn ich thäte, als rührte die Kunde vom Tod Eines aus diesem Haufen mein Herz." Wer einer zu dauernder Arbeit berufenen Versammlung vorsitzen will, muß bereit sein, sich ihrem Gefühl und ihrer Gewohnheit anzupassen; kann ers nicht, so taugt er nicht auf den erhöhten Sitz. Dem Deutschen Reichstag darf, so lange drei Viertel seiner Mitglieder auf dem festen Grund der Verfassung stehen, nicht fünf Minuten lang ein Mann präsidiren, der sich weigern würde, einem gemordeten Zaren die vom Empfinden der Hörer (und, primo loco, vom Reichsinteresse) geforderten Worte nachzurufen; der nicht mitgeht, wenn die Kollegen sich im Schloß dem Reichsoberhaupt vorstellen;

Google

der den (vielleicht fernen) Ersatzmann herbeirufen muß, wenn der Tod eines Bundesfürsten oder Preußenprinzen gemeldet worden ist; dessen Fraktion hastig wegläuft, wenn die Nachbarn sich zur Konvenienz kurzer Huldigung rüsten. Der Kegelklub „Sandhase" giebt den Vorsitz nicht Einem, der die Sitte, an jedem Freitag auf Vereinskosten Bierkarpfen auftischen zu lassen, nicht fortsetzen will: „weils nach Schloßteich schmeckt". Wer nicht nach der vom Brauch gebildeten Norm handeln will, muß aufs Präsidium verzichten.

Die Bedingung der Sozialdemokratie konnte der Reichstag nicht annehmen, ohne sich zu demüthigen oder lächerlich zu werden. Das Centrum mußte, als zweitstärkste Fraktion und als Mandatar der rechten Hälfte des Hohen Hauses, den Ersten Präsidenten stellen; die beiden anderen Posten gebührten den Nationalliberalen und der Volkspartei. Wo aber blieb dann die „Linke" und wo die Mär von glorreichem Sieg und zerschmetternder Niederlage? „Die Linke führt die Geschäfte des Hauses!" Das, wird drüben geantwortet, „wollen auch wir ja; unsere Stimmen bekommt nur Einer, der die überlieferte Sitte treu zu wahren gelobt; wählt Ihr einen Rothen mit beschränkter Haftpflicht, dann sorgt nur allein für den Kram." Noch kämpft in der Seele des Herrn Bassermann der Corpsbursche gegen den mannheimer Demokraten; die Ehrfurcht vor Bennigsens Schatten gegen die Sehnsucht, der standhafte Heros des Tageblattes zu werden. Das Volk lechzt nach der Stunde, die dem Bürgerthum in den seiner Leistung ziemenden Rang hilft: also darf nur Prinz Schönaich-Carolath der Kandidat der Bürgerpartei sein. Präsidiren kann er nicht; ist aber ein Prinz. Nicht durchzubringen. Zwanzig Bassermannische stimmen für den alten Herrn Bebel; ein Dutzend versucht, ihm durch unbeschriebene Zettel zu helfen. Auch nichts. Der Centrumsmann Spahn wird gewählt; nach ihm ein Sozialdemokrat, für den zwei Drittel der Nationalliberalen stimmen. Herr Spahn verzichtet nun schnell auf das Amt. In Ost und West rebellirt die Nationalliberale Partei; will um keinen Preis die Rothen fett füttern. Der am siebenten Februar eröffnete Reichstag hat am vierzehnten noch kein Präsidium. Schon aber werden in allen Fortschrittsblättern die Bundesgenossen von gestern Deserteurs und Verräther gescholten ... Hier muß ich schließen. Nächstens mehr vom Werk der Linken. Krisis? Hosenmätze haben „Reichsschicksal" gespielt.

Google

Per Hallström.

In der Erzählung „Wind vom Lande“, der letzten des Novellenbandes „Florentinischer Abendtraum“, kehrt ein junger Deutscher, in allen hochfliegenden Plänen von Künstlerruhm, in allen Glückeshoffnungen enttäuscht und verbittert, schwindsüchtig aus Amerika nach Europa zurück, um in seiner Heimath zu sterben. Als eine Mitreisende, eine junge fröhliche Amerikanerin, in überströmender Freude über ihre erste Fahrt nach Europa ihm schildert, wie sie sich nach dieser Reise gesehnt habe, „gesehnt und von Allem gelesen und das Buch fallen gelassen und beinahe die Arme danach geöffnet und mich wieder gesehnt“, und ihn fragt: „Haben Sie sich nicht auch nach dem Leben gesehnt und es offen und weit vor sich gesehen, können Sie mich nicht verstehen?“, antwortet ihr der Kranke: „Ja, ich habe mich gesehnt. Und wollen Sie hören, was mir einmal geschah? Es war in der Jünglingszeit. Sie haben keine Vorstellung, wie unruhig und heftig das Blut da in Einem braust, besonders im Frühling. Man irrt in den Straßen umher. Wir haben eine so schöne Dämmerung, im Sonnenuntergang ist Alles wie schmachtende Musik, man träumt sich hinein und sehnt sich nach aller Freude und allem Schmerz der Welt. Man irrt sich müde und man geht heim in sein ärmliches Zimmer, man geht dort weiter, die Pulse pochen und man kann nicht still sein. So ging ich einmal. Ich hatte gerade die Lampe angezündet, um zu arbeiten. Draußen war die Luft blau gegen das Licht. Ich konnte nichts thun, ich vibrirte wie ein Saiteninstrument in der Pause eines Spiels; Etwas sollte geschehen, Etwas mußte geschehen. Es sollte an die Thür klopfen, Jemand sollte kommen und all das unbestimmte, große Glück mit sich bringen; ich wußte nicht, was.... So scheints Einem immer. Von außen muß es uns gegeben werden; selbst ist man arm, aber Andere sind so reich, das Leben ist so reich! Es sollte kommen und an die Thür klopfen, sollte herannahen mit hurtigen, leichten Schritten und dann vor meiner Thür Halt machen, all das Reiche, das Keiner aus sich selbst hat, das aber da sein muß, weil das Leben so herrlich ist.... Ich lauschte den Schritten und drückte die Hände gegen die Brust und hielt den Athem an, um durch das Pochen des Herzens hören zu können. Da klopfte es an die Thür. Den Laut der Schritte hatte ich nicht aufgefangen; aber da war es, da klopfte es an die Thür. Der Jubel, der in mir aufstieg, der Blitz im Auge, das Singen im Blute, ach, es ist nun so weit weg, aber dennoch erinnere ich mich so furchtbar gut daran! Wie ich aufsprang, um zu öffnen, wie der Schlüssel in der Hand glitt, wie ich bebte und wie ich tastete, um zu sehen, als die Thür aufflog! In dem Lichtstreifen, der hinter ihm in seinem schwarzen Schatten dahinstarb, stand ein Bettler. Es war ein Bettler, der geklopft hatte. Er war so begierig, ob ich Etwas zu geben hätte, eine kleine Münze für das Nothdürftigste, einen Bissen Brot oder ein abgetragenes, abgelegtes Kleidungstück. Ich sehe noch seinen

Google

leeren Blick, der nichts ausdrückte, weder Hoffnung noch Neid noch Trauer, nichts. Der Bettler ist es immer, der kommt. Was das Leben zu bieten hat? Die Bitte des Bettlers um ein Scherflein aus aller Armuth.“ Doch wie dann nah der Elbmündung der Wind vom Lande den Duft des Frühlings und der Erde dem Schiff zuträgt, stürmt die Fülle der Erinnerungen über den Kranken her. Er hört das Leben rufen und sinkt, verzweifelt weinend, in die Knie: „Das Leben, es wird uns ja nur einmal und Keiner weiß, was es bergen kann. Und hier stehe ich mit leeren Händen! Mit leeren Händen!“ Auf diesen Ton ist, wenn wir nachdenklich ihm lauschen, Hallströms ganze erzählende Poesie gestimmt. Und doch wirkt keins seiner Werke als eine Wiederholung.

Per Hallström ist (am neunundzwanzigsten September 1866) in Stockholm geboren worden und dort aufgewachsen. Er erwarb zunächst die gewöhnliche Schulbildung. Schon im Alter von sechzehn Jahren bestand er die Prüfung, die zum Studium an den schwedischen Universitäten und Hochschulen berechtigt. „Nachdem ich so weit war“ (1883), erzählt er in einem noch unveröffentlichten Brief, „mußte ich mir einen Lebensberuf wählen, glaubte, daß ich eine Leuchte in jedem Fach werden würde, dem ich geruhte mich zuzuwenden, und ging auf unsere Technische Hochschule, wo ich mich gründlich langweilte. Literarisches Interesse hatte ich immer gehabt; aber erst auf der Hochschule, im Selbsterhaltungtrieb gegen den industriellen Rummel, gab ich mich ihm ganz hin und begann, selbst zu schreiben. Natürlich Gedichte; und natürlich meist ziemlich schlechte. Das war gerade in der Zeit, wo unsere Literatur daheim erwachte; wie man gewöhnlich erwacht: mit einigem Gähnen, das doch Manchen imponirte (wohl für das Brüllen des Löwen angesehen wurde) und Manche abschreckte. Bei diesem Urtheil beziehe ich Strindberg nicht ein, der uns ja wirklich damals einige seiner brillantesten Sachen brachte. Nachher bin ich nie ganz sein Mann gewesen; hatte stets eine andere Richtung. Schon seit der Knabenzeit war ich von der englischen Literatur angezogen, las englische Verse bis zu einem Umfang, den ich selbst nicht begreife, war mit achtzehn bis zwanzig Jahren ganz eingesponnen in die englische Renaissancepoesie aus dem Zeitalter der Elisabeth und ihrer Nachfolger. Auch von unseren Modernen und von Franzosen und Russen wurde ich in Anspruch genommen; las sie aber nicht mit dem selben Entzücken. Taine und Georg Brandes waren natürlich meine Leitsterne. Nach vollendeten Hochschulstudien und einiger Praxis fuhr ich im Herbst 1888 nach Amerika, um mich in der Welt umzusehen; wollte auch meine Reise nach dem Süden ausdehnen, wurde aber recht bald müde.“ (Die Erzählung „Wind vom Lande“ bringt uns die Vermuthung, daß die Enttäuschung des Heimkehrenden die eigene Stimmung Hallströms spiegelt.) „Ich ging nur mit einigen Deutschen um, lernte Deutsch lieben und las nun erst mit wirklichem Ernst Goethe und Heine. Nach anderthalb Jahren kehrte ich, im Frühjahr 1890,

Google

heim. Ich war zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Industrialismus und ich nichts mit einander gemein haben (in Amerika war ich als Ingenieur angestellt gewesen), und nahm deshalb eine Stelle, die ein Mittelding zwischen Beamten und Ingenieur war, in einem stockholmer Amt an. Ich debutirte auch als Schriftsteller; gab im Frühjahr 1891 Gedichte heraus. Leider erschienen sie gerade, als der größte und populärste Erfolg, den unsere Poesie seit langen Jahren errungen hatte, durchs Land hallte: die Gedichte Gustafs Fröding. Meine wurden aber auch von Einzelnen freundlich aufgenommen, errangen eine Portion billigen Ruhmes und eine größere billigen Tadels. Ich selbst bin noch mit den meisten zufrieden; besonders ‚Chatterton‘ ist wirklich erlebt und bei all seinen hochgespannten Gefühlen völlig echt. Ich war damals sehr gekränkt dadurch, daß ich nicht gleich ans Ziel gekommen war; schrieb aber weiter Verse, schrieb auch meine ‚Verirrten Vögel‘ und gab sie sogar heraus. Sie hatten einen recht großen literarischen Erfolg. Eingeführt hatte sie Ola Hansson, der aber in Schweden von Vielen so gehaßt wird, daß auch für mich dabei ein Stachel zurückblieb (den ich mir übrigens gern gefallen lasse).“

Von Werk zu Werk wuchsen nun Hallströms Erfolge. Seit 1897 lebt er ganz seinen dichterischen Arbeiten. Aus ihrer Fülle seien hier nur erwähnt die Bände „Purpur“ (1895), „Der Brillantschmuck“ (1896), „Das Reisebuch“ (1898), „Gustav Sparfverts Roman“ (1903), „Seelengeschichte eines jungen Lehrers“ (1904) und „Die vier Elemente“ (1906). Von ihnen sind meines Wissens deutsch nur die drei letzten und nur in Zeitungen erschienen, keins aber in Buchform, eben so wenig seine Gedichtsammlungen (1891 und 1904) oder seine Bühnenwerke, das Märchendrama „Der Graf von Antwerpen“ (1899) und das historische Drama „Bianca Capello“ (1900). Das Lustspiel „Eine venezianische Komoedie“ (1901) wurde in diesem Frühjahr im braunschweiger Hoftheater gegeben. Die Romane „Eine alte Geschichte“ (1895), „Frühling“ (1898) und „Der tote Fall“ (1902) und die Novellensammlungen „Verirrte Vögel“ (1894) und „Thanatos“ (1900) (unter dem Titel „Ein geheimes Idyll“) sind, schön ausgestattet, im Inselverlag erschienen; daran schließt sich die Uebersetzung der Novellensammlung „Florentinischer Abendtraum“ (1902) bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig. Der Dichter lebt heute in der Nähe von Stockholm auf dem Lande. Er ist, wie ich höre, seit etwa fünfzehn Jahren verheirathet und hat Kinder. Vor zwei Jahren wurde er zum Mitglied der Schwedischen Akademie gewählt.

Ueber sein Erstlingwerk schrieb Ellen Key: „In dem Buch ‚Verirrte Vögel‘ ist eine Schilderung, wie ein Pferd stirbt, und eine, wie ein Kind stirbt. Diese wenigen Seiten allein waren genug, um mich zu überzeugen, daß der damals unbekannte Name Per Hallström einmal unter unseren besten genannt werden würde.“ Die Sammlung zeigte schon die Eigenart des Dichters in scharfer Prägung. Der Titel trifft, wie selten einmal, jede der sechzehn kleinen Geschichten. Sie alle

Google

handeln von verirrten Geschöpfen, die das Leben aus ihren rechten Gleisen geworfen hat. Und doch giebt es auch hier keine Wiederholung. Hallström giebt jeder Erzählung ihre eigene Färbung und ihr besonderes Gewand. Die ersten, Erinnerungen an die Jahre in Amerika, zeigen den bei Hallström seltenen Humor in mannichfachen Schattirungen der Ironie. Die Bitterkeit des „Symposion“ wird in „Hausmanns Lebensversicherung“ durch eine lächelnd überlegene Satire abgelöst, die dann im „Weg nach Damaskus“ sich zu witzigem Sarkasmus erhebt. Der liegt, allerdings abgeschwächt, auch noch über der Erzählung „Spielmann“: hier ist es aber schon mehr die leise Wehmuth, die über allen Erzählungen (Novellen wie Romanen) Hallströms ruht. Denn nirgends finden wir eine freudige Lebensbejahung; immer nur Verneinung oder Skepsis. In keinem der Bücher ist ein froher, starker Klang; bei jedem aber glauben wir, einen spöttisch schmerzlichen Zug um den Mund des Dichters zu sehen. Vielleicht ist diese Veranlagung des Dichters auch die Erklärung dafür, daß er sich so oft der kleinen Erzählung, Novelle, Skizze, zuwendet; auch die von ihm Romane genannten Bände „Eine alte Geschichte“, „Frühling“ und selbst „Der tote Fall“ sind mindestens dem Umfang nach nur Novellen. Ich habe bei Hallström das Gefühl, daß ihm Alles, Erlebniß und Begegnung, zur dichterischen Schöpfung wird, daß ihn aber eine gewisse müde Resignation von einer Ausgestaltung ins Große abhält.

Besonders charakteristisch ist in den „Verirrten Vögeln“ die letzte Geschichte „Aus dem Dunkel“. Ein Maler hat ein schönes, blasses, schwarz gekleidetes Mädchen auf der Straße im Schneetreiben aufgelesen und in den Kreis seiner Kameraden gebracht. Hier sitzt sie, mit stillen, dunklen Augen in dem schmalen Gesicht, seltsam und fremd. Als sie Jemand fragt, woher sie komme, ob sie nicht in die Schule gehe, ob sie nicht arbeiten müsse, antwortet sie: „‚Papa will es‘; sie sprach das Wort mit einem fremden Accent aus. ‚Papa (‚ich weiß nicht, ob er mein Vater ist‘, fügte sie gleichgiltig hinzu) will, daß ich fort soll; einerlei, wohin, sagt er. In die Schule bin ich gegangen; aber sie paßten dort nicht zu mir. Nun läßt man mich in Ruhe. Mama spricht mit ihnen, wenn sie mich suchen, sie kann sich so groß machen, Mama.‘ Und was thun Deine Eltern? Sie blickte hohnvoll abweisend auf und antwortete nicht. Plötzlich lachte sie leise. ‚So ein lustiges Wort‘, sagte sie; ‚das ist aus dem Katechismus, nicht wahr?‘ Welches? ‚Eltern! Nein: ich weiß, da steht Vater und Mutter‘ (sie dehnte die Worte zu komischer Länge). ‚Mama ist fein, aber jetzt fängt sie an, dick zu werden, und schnürt sich. Ihr solltet sie sehen, wenn sie Sodawasser getrunken hat! Ihre Zähne sind auch nicht mehr sehr schön, sie ist auf meine eifersüchtig.‘ Und was sollst Du werden, wenns nach ihr geht? ‚Das ist gleich‘ (ihre Stimme war schneidend hart), ‚ganz gleich, was sie will, und gleich, was sie sagt. Ich thue es doch nicht.‘ Es war leicht, sich nach diesen Worten ihr Heim vorzustellen; leider auch allzu leicht, die Zukunft zu ahnen.“

Google

Der Roman „Eine alte Geschichte“ ist die Geschichte von den Beiden, die einander in Liebe gefunden haben, die aber die Eltern nicht zusammenkommen lassen. Der Jammer eines zerstörten Lebens packt uns in dem Brief des alten verbrauchten Lehrers, „der grinsenden Burschenreihen Worte vorgekaut und ihren Hohn ertragen hat, bis er seine Atmosphäre ward, bis er erschrocken zusammenfuhr, wenn rings um ihn her kein Kichern war (denn da konnten die Gedanken, die Gespenster kommen), und der instinktiv den Narren agirte, um das Gelächter herbeizurufen.“ Eine alte Geschichte; aber meisterlich erzählt. Zunächst ein behagliches Ausmalen mit einer köstlichen Echtheit von Ton und Rhythmus, von Stimmung und Farbe der Biedermeierzeit; dann der jähe Zusammenbruch: die Liebenden werden auseinandergerissen; und zum Schluß der gellende Hohn, daß die cynisch harte alte Frau, die dem jungen schwärmenden Magister sein holdes Lieb genommen, ihm, als Trost, Leinwand zu Hemden schickt. Plötzlich ist es mit all dem frühlingsfreudigen Hoffen und Plänemachen aus. Es ist, als ob der Vorhang viel zu früh gefallen sei; als ob jäh über ein sonniges Land ein Hagelwetter herniedergegangen sei und nun undurchdringlicher Nebel Alles für immer bedecke. Nur blitzartig, für Augenblicke, wird der Nebel uns durch Bruchstücke aus dem Tagebuch der Enkelin gelichtet: Bemerkungen über das Schicksal ihrer Großmutter mit dem wundervollen Haar; und der Brief des herabgekommenen Magisters an die Jugendgeliebte.

Auch in dem Roman „Frühling“ liegt die Bedeutung der Dichtung nicht in dem äußeren Geschehen. Das ist in beiden Romanen gering, fast dürftig. Die Hauptsache ist wieder die liebevolle Ausmalung im Einzelnen. Ein junger Künstler sieht in der Dämmerung des Abends ein junges Mädchen stehen bleiben. Die eigenthümlich gespannte Haltung der Gestalt, die plötzlich gehemmte Bewegung, die noch in jeder Linie lebt, fesseln ihn. „Der Sinn dieser Stellung war es, der ihn packte, Dieses: auf einer dunklen Straße gehen und gehen, in schweren, müden Alltagsgedanken, vielleicht auf der Suche nach Arbeit, und dann mit einem Male einen fernen Ausblick vor sich haben, stutzen, aus seinen Gedanken gerissen werden und sehen und in Erstarrung von Dem, was man sieht, gefangen und gefesselt werden. Was war es doch?“ Als das junge Mädchen mit dem traurigen Gesicht ihm schon längst entschwunden ist, beschäftigt er sich in seinen Gedanken mit ihr. Das war der Frühling, denkt er, ewig neu, ewig unruhig und fragend. Ihn von Neuem zu beginnen, seinen Frühling wieder zu leben! „Aber nicht Glück war es, was er begehrte; nur seine Tragoedie reicher zu leben, um nicht mit leeren Händen dazustehen.“ So, nur um sie als Modell für sein Bild zu gewinnen, das sein Meisterwerk werden soll, sucht er sie. Ihm gelingt auch, sie zu finden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Während jedoch in dem einsamen Mädchen, das in den Enttäuschungen und Demüthigungen enger Verhältnisse zu einer zarten, schönen Blume mit stolzer Empfindlichkeit aufgewachsen ist, die Liebe

Google

erwacht, ist sie für ihn nur ein Ziel des Ehrgeizes. Nicht zum Glück, so predigt er ihr, ist man da, sondern zu etwas Großem, zur Größe selbst. So kommt es, daß, während er die Liebe zu ihr hinter der Arbeit niederhält, in ihr die zarten Wurzeln der Liebe in Bitterkeit allmählich absterben. Als das Bild fertig und ein Meisterwerk ist, gehört ihr dann freilich auch der Mensch. Aber die Ehe ist nur von kurzer Dauer. Bei der Geburt des ersten Kindes schwindet sie dahin. Und erst als es zu spät ist, erkennt er, daß er nicht den Frühling genutzt, sondern gemordet hat. „Als ihr ganzes Wesen sich zum ersten Mal erschloß und in zweifelnder Hoffnung und in ahnungvollem Schmerz dahinschmolz, als sie ihren Traum vom Glück, ihre zögernden und scheuen Hoffnungen an ihn knüpfte: wo war er da? Er lebte sein starres Ideenleben, um ihn eine Mauer von Glas, durch die er Alles sah, aber nichts fühlte, wie es auch mit den Flügeln schlug, um hereinzukommen. Er und das Bild: Das war Alles, was für ihn existirte." Auch hier ein verirrtes Vöglein, ein Mädchen „aus dem Dunkel"; eine andere alte Geschichte.

Auch in die Thierseele versenkt sich Hallström. Er zeichnet („Zwei Leben") mit nachhaltender Wirkung das arme, müde, mühevolle Leben eines alten, abgetriebenen Postpferdes. Stärker aber fesselt er uns in „Thanatos" mit der Geschichte des uns allen von Kindheit her bekannten Löwen von Florenz. Welche tiefen Perspektiven des leiblichen und geistigen Schauens eröffnet der Tod des altersschwachen Leun! „Mit einem Ruck, einer pfeilschnellen Bewegung stand der Löwe aufrecht. Das schwere Haupt, das durch die Mähne noch größer und schwerer erschien, trug er ohne Anstrengung, ohne Beben hoch und frei wie einst. Seine Beine standen fest und stark wie zuvor: nur daran, daß die Klauen sich tief in die Erde gruben, konnte man sehen, welche Mühe es ihn kostete. Aber das Seltsamste waren seine Augen. Die waren wieder groß und klar. Waren sie nicht klarer als sonst? Groß und golden weiteten sie sich und in dem warmen, gelben, aber gedämpften Abendlicht wuchsen die Pupillen zu halber Rundung. Das gab einen seltsam ruhigen und stolzen Ausdruck. Sie schienen auch weiter zu sehen als je zuvor, vorbei an den grauen Häusern mit Sonnengold auf den Schieferdächern, über den Arno, der jetzt hinter den Mauern im Licht tanzen mußte, über die silbergrauen Wälder der Hügel, über das Blau der fernen Berge, weiter und weiter noch. Was sah er, woran dachte er? Träumte er wieder? Nein, er brauchte nicht mehr zu träumen. Klar und sicher und fest, eben so gewiß, wie der Mensch weiß, daß Dies oder Das rings um ihn Wirklichkeit gewesen ist, begriff er, daß die fliehenden Bilder des Traumes einstmals sein gewesen, daß es diesen von Licht brennenden Boden gab, daß er über ihn geschritten war, daß er gelebt hatte und für diese Welt geschaffen war und nicht für den Käfig und die Qual. Ja, sie war jetzt um ihn, er sah sie. In leise dahinsterbenden Wellen, mit Purpurbraun und Blau im Schatten fiel die Erde von dem niedrigen Hügel, auf dem er stand, zu der Ruhe

Google

des Sandmeeres ab. Hier und dort glitzerten Flecken von Salz, die kleinen Seen glichen; sonst war Alles gleich. In dem selben flammenden Blau über der ganzen Wölbung lag der Himmel, unermeßlich groß, aber fest begrenzt, und schloß seinen Ring. Aus der Mitte sprühte die Sonne ihren Feuerregen nieder. Von der Hitze des Sandes theilte sich der angrenzenden Luft eine sacht wogende Bewegung mit, die den Eindruck von Wasserdunst machte. Was für ein Gefühl es in der gewaltigen Brust eines Löwen ist, als König dazustehen und über diese Erde zu blicken, welcher Jubel, welches stolze Kraftbewußtsein, Alles in den einfachsten, undeutlichsten Gefühlen, ungreifbar, aber mächtig wie der Sturm, wer kann es in der Sprache der Menschen wiedergeben?"

Der Roman „Der tote Fall", in dem Hallström sich der Landschaft und dem Volksthum des nordschwedischen Bezirkes Norrland zuwendet, steht in gewisser Beziehung außerhalb des Kreises der bisher betrachteten Werke. Er ist reicher an äußerem Geschehen. Er allein verdient den Namen Roman. „Der wilde Huß", eine seltsame Mischung von Phantast, Abenteurer und Genie, läßt sich, durch Feuersbrunst und Konkurs wieder verarmt, nicht entmuthigen. Sein ideenreicher, unruhiger Sinn treibt ihn weiter. Durch ein Werk, an das noch Keiner gedacht hat, will er wieder hochkommen: den gewaltigen Wasserfall, der den Oberlauf des Flusses mit seinen riesigen Wäldern und dem großen See vom Verkehr abschneidet, will er beseitigen. Er will durch einen Kanal, der den Wasserfall umkreist, der Schiffahrt einen Weg ins Hinterland öffnen. Den Fall legt er auch wirklich trocken. Aber „der tote Fall" rächt sich im Sterben. Die ungeheuren Wassermassen des Sees, der völlig ausläuft, stürzen, Alles vernichtend, ins Thal. Nicht Ruhm und Dank, nur Flüche erntet Huß. Bei dem Versuch, sein Ansehen durch eine neue, unerhörte That wiederherzustellen, findet er im Fluß den Tod. Das gewaltigste an dem Roman ist die Schilderung, wie der See sich durch die von Huß gegrabene Rinne seinen Weg bahnt und mit immer steigender Wucht der Vernichtung durch das Thal hinabrast. Diese Kraft des Dichters läßt noch Außerordentliches erwarten. „Nur von Almquist und von Strindberg, unseren größten Landschaftschilderern in der Prosaliteratur, wird die malerische Anschauung, der feine Farbensinn, die Stimmungstärke dieses Dichters manchmal noch übertroffen", sagt Ellen Key. Und vielfach hat man die Meinung gehört, in der Naturschilderung habe Hallström sein Höchstes geleistet.

Der Name Hallström hat heute schon in Schweden eben so guten Klang wie der Name Selma Lagerlöf. „In Schweden", sagt Ellen Key, „steht Per Hallström jetzt in der ersten Reihe der Dichter, die unsere Literatur in den beiden letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts so glänzend gestaltet haben, wie sie es seit den beiden ersten Jahrzehnten des selben Jahrhunderts nicht gewesen ist."

Jena. Dr. Fritz Böckel.

Google

La Muiron.*)

Und manchmal an unseren langen Abenden gab uns der Oberbefehlshaber Spukgeschichten zum Besten, aus einem Gebiet der Erzählungskunst, das er sicher beherrschte.

(Denkwürdigkeiten des Grafen Lavallette. 1831.)

Seit über drei Monaten war Bonaparte ohne Nachrichten aus Europa. Da sandte er bei seiner Rückkehr von Saint-Jean-d'Acre einen Parlamentär zum osmanischen General, unter dem Vorwand, über den Gefangenenaustausch zu verhandeln; thatsächlich aber hoffte er, Sir Sidney Smith werde den durchreisenden Offizier anhalten und ihm die jüngsten Ereignisse zur Kenntniß bringen, wenn sie, wie man voraussehen konnte, unglücklich für die Republik seien. Die Rechnung des Generals stimmte. Sir Sidney ließ den Parlamentär zu sich an Bord kommen und empfing ihn ehrenvoll. Im Gespräch, das sich nun entspann, kam Jener zur Gewißheit, daß die syrische Armee weder Depeschen noch irgend andere Auskünfte erhalten hatte. Er zeigte ihm die Zeitungen, die geöffnet auf dem Tische lagen, und mit tückischer Artigkeit bat er ihn, sie mitzunehmen.

Bonaparte las sie die Nacht hindurch in seinem Zelt. Am Morgen war sein Entschluß gefaßt: er wollte nach Frankreich zurückkehren, um dort die gestürzte Herrschaft an sich zu reißen. Nur den Fuß brauchte er auf die Gemarkung der Republik zu setzen: und er zermalmte jene schwache und gewaltthätige Regirung, die das Vaterland Tröpfen und Spitzbuben preisgab, und er nahm allein den ausgefegten Platz ein. Um diesen Plan auszuführen, galt es, unter widrigen Winden das Mittelmeer zu durchschiffen, das von englischen Kreuzern bedeckt war. Doch Bonaparte sah einzig das Ziel und seinen Stern. Ein unbegreifliches Glück wollte, daß er vom pariser Direktorium ermächtigt worden war, die egyptische Armee zu verlassen und seinen Nachfolger dort selbst zu bestimmen.

Er berief den Admiral Gantheaume, der sich seit dem Untergang der Flotte im Hauptquartier aufhielt, und gab ihm Befehl, rasch und

---

*) Aus dem Band „Klio", der bei R. Piper & Co. in München erscheint. Der Autor der „Pinguineninsel" und der „Thaïs", den man auch deutschen Lesern längst nicht mehr zu empfehlen braucht, giebt in diesem Buch „historische Miniaturen"; und zeigt wieder, wie einst im (hier zuerst veröffentlichten) „Prokurator von Judaea", seine Kunst, im engsten Rahmen das Bild einer Kulturperiode lebendig zu machen. Diesmal sinds die Zeiten Homers, Caesars, der italienischen Städtekriege, Bonapartes. Das Bonapartebildchen kann dem Buch Freunde werben.

Google

heimlich zwei venetianische Fregatten auszurüsten, die vor Alexandrien lagen; und er bestimmte einen öden Küstenpunkt, wohin der Admiral sie zu führen habe. Er selbst überwies in einem versiegelten Schreiben dem General Kleber den Oberbefehl. Unter dem Vorwand, eine Runde zu machen, begab er sich mit einer Schwadron Guiden an die Bucht von Marabu. Abends, am siebenten Fructidor des Jahres 7, traf er an der Kreuzstelle zweier Wege, von wo das Meer sich aufthut, plötzlich mit General Menou zusammen, der mit seiner Bedeckung nach Alexandrien zurückritt. Da er nicht Mittel noch Gründe mehr hatte, sein Geheimniß zu bewahren, nahm er jäh Abschied von den Soldaten, empfahl ihnen, sich in Egypten gut zu halten, und sagte zu ihnen: „Wenn ich das Glück habe, den Fuß auf Frankreich zu setzen, ist es mit dem Reich der Schwätzer zu Ende!“

Er schien aus Eingebung so zu sprechen und gleichsam wider seinen Willen. Doch diese Kundgebung war berechnet; sie sollte seine Flucht rechtfertigen und eine Ahnung von seiner künftigen Macht in den Hörern wecken.

Er sprang ins Boot, das bei Einbruch der Nacht an der Fregatte ‚La Muiron‘ anlegte. Der Admiral Gantheaume hieß ihn unter seiner Flagge willkommen mit den Worten: „Ich steure unter Ihrem Stern.“ Und alsbald ließ er die Segel klarmachen. Der General hatte zur Begleitung seinen Flügeladjutanten Lavallette, Monge und Berthollet. Als Beischiff fuhr die Fregatte ‚La Carrière‘, mit den verwundeten Generälen Lannes und Murat, den Herren Denon, Costaz und Parseval-Grandmaison an Bord.

Kurz nach der Abfahrt trat Windstille ein. Der Admiral schlug vor, sich wieder nach Alexandrien zu wenden, damit man morgens nicht in Sicht von Abukir komme, wo die feindliche Flotte vor Anker lag. Der treue Lavallette bat den General inständig, sich dieser Ansicht zu fügen. Doch Bonaparte wies in die Ferne: „Seien Sie unbesorgt! Wir finden uns durch.“

Um Mitternacht erhob sich eine gute Brise. Das Geschwader war morgens außer Sicht. Wie Bonaparte allein auf Deck spazirte, näherte sich ihm Berthollet. „General, Sie haben in richtiger Eingebung zu Lavallette gesagt, er solle unbesorgt sein, wir würden uns durchfinden.“

Bonaparte lächelte: „Ich beruhigte einen schwachen, ergebenen Menschen. Doch zu Ihnen, Berthollet (denn Ihr Charakter ist nicht vom selben Schlag), will ich anders reden. An die Zukunft denke ich nicht. Die Gegenwart allein soll erwogen werden. Man muß wagen und zugleich rechnen können; und das Uebrige dem Schicksal anheimgeben.“ Und er beschleunigte den Schritt, während er murmelte: „Wagen ... rechnen ... nicht sich einschließen in einen festen Plan ... sich biegen nach den Umständen, sich leiten lassen durch sie. Die geringsten Gelegenheiten nützen wie die größten Ereignisse. Nur das Mögliche thun und alles Mögliche thun.“

Am selben Tag, während des Essens, tadelte der General Laval-

Google

lettes Kleinmuth, worauf der Flügeladjutant erwiderte, daß er andere, doch jetzt nicht geringere Befürchtungen hege und daß er sie ohne Schande eingestehe, weil sie Bonapartes Los angingen und folglich die Geschicke Frankreichs und der Welt. „Ich weiß vom Sekretär des Sir Sidney Smith," sagte er, „daß der Kommodore es für sehr vortheilhaft hält, außer Sicht zu blockiren. Wenn wir so sein Verfahren und seinen Charakter kennen, müssen wir uns darauf gefaßt machen, ihn auf unserem Weg zu treffen. Und in dem Fall..."

Bonaparte unterbrach ihn: „In dem Fall zweifeln Sie nicht, daß unsere Eingebung und unsere Führung der Gefahr überlegen sind. Das heißt aber, dem jungen Tollkopf viel Ehre anthun, wenn man glaubt, er sei fähig, folgerichtig nach einem festen Plan zu handeln. Smith sollte Branderkapitän sein." Bonaparte urtheilte parteiisch über den furchtbaren Mann, der sein Schicksal vor Saint-Jean-d'Acre besiegelt hatte; wohl, weil der große Verlust minder grausam für ihn war, sobald der Zufall mitspielte und nicht mehr eines Mannes Genie.

Der Admiral erhob die Hand, wie um einen Entschluß zu bezeugen: „Wenn wir die englischen Kreuzer antreffen, verfüge ich mich an Bord der ‚Carrière'; und Sie können mir glauben: ich werde von dort aus den Gegner so lange beschäftigen, daß ‚La Muiron' Zeit genug hat, zu entkommen."

Lavallette öffnete halb den Mund. Er hatte große Lust, dem Admiral zu erwidern, daß ‚La Muiron' ein schlechter Segler sei und wenig geeignet, den Vorsprung, den man ihr gäbe, nutzbar zu machen. Doch Bonaparte las ihm den Gedanken von der Stirn. Und er faßte ihn bei einem Knopf seines Rockes.

„Lavallette, Sie sind ein Ehrenmann", sagte er zu ihm; „ein guter Kriegsmann werden Sie aber nie sein. Sie haben Ihren Vortheil nicht genug im Auge und Sie halten sich an unheilbare Mißstände. Es liegt nicht in unserer Macht, einen vorzüglichen Schnellsegler aus dieser Fregatte zu machen. Aber es ist zu bedenken, daß die Mannschaft von den besten Gefühlen beseelt ist und daß sie fähig ist, im Nothfall Wunder zu verrichten. Vergessen Sie nicht: sie heißt ‚La Muiron'. Ich selbst habe sie so benannt. Ich war in Venedig. Man forderte mich auf, eine Fregatte zu taufen, die soeben ausgerüstet worden war, und da ergriff ich die Gelegenheit, eine mir theure Erinnerung berühmt zu machen: die an meinen Flügeladjutanten, der auf der Brücke von Arcole fiel, während er mit seinem Leib seinen General deckte, auf den die Kartätschen regneten. Das ist dies Schiff, das uns heute trägt. Zweifeln Sie, ob sein Name von glücklicher Vorbedeutung ist?"

Einige Zeit noch warf er mit hitzigen Worten um sich, damit er die Herzen erwärme. Dann sagte er, er gehe schlafen. Am anderen Morgen erfuhr man, er habe beschlossen, den Kreuzern sei auszuweichen und darum vier oder fünf Wochen hindurch an den Küsten Afrikas entlang zu schiffen.

Von nun an folgten die Tage gleichartig und eintönig auf ein-

Google

ander. ‚La Muiron‘ blieb in Sehweite der flachen, öden Küsten, die die Schiffe nie anlaufen, und fuhr halbe Meilen hin und wieder, ohne sich weiter hinauszuwagen. Bonaparte verwandte den Tag zu Gesprächen und Träumereien. Manchmal geschah es, daß er die Namen Ossian und Fingal murmelte. Dann wieder bat er seinen Flügeladjutanten, Vertots ‚Revolutionen‘ oder Plutarchs ‚Vitae‘ vorzulesen. Unruhe und Ungeduld schienen ihm fernzuliegen und sein Geist bewahrte sich volle Freiheit, weniger wohl aus Seelenstärke als aus einer Naturanlage heraus, die bewirkte, daß er ganz und gar dem gegenwärtigen Augenblick lebte. Ja, er fand ein melancholisches Vergnügen darin, das Meer zu betrachten, das, ob lachend oder finster, sein Schicksal bedrohte und ihn vom Ziel trennte. Bei schönem Wetter stieg er nach der Mahlzeit auf Deck und lagerte sich auf einer Kanonenlafette in der wilden, verlorenen Haltung, die er als Kind angenommen hatte, da er sich über die Steine seiner Insel legte. Die beiden Gelehrten, der Admiral, der Fregattenkapitän und der Flügeladjutant Lavallette schlossen um ihn einen Kreis. Und er führte eine oft abreißende Unterhaltung, die sich meist um irgendwelche neue Entdeckung der Wissenschaft drehte. Monge drückte sich schwerfällig aus. Aber seine Rede verrieth einen klaren, geraden Verstand. Stets geneigt, das Nützliche zu suchen, erwies er sich selbst in der Physik als Patrioten und guten Bürger. Berthollet, der eher philosophisch angelegt war, stellte gern allgemeine Theorien auf.

„Man soll nicht aus der Chemie die geheimnißvolle Wissenschaft der Metamorphosen machen,“ pflegte er zu sagen, „eine neue Kirke, die ihren Zauberstab über die Natur hält. Solche Anschauungen schmeicheln der lebhaften Einbildungskraft; aber nachdenkliche Geister befriedigen sie nicht, Geister, die die Wandlungen der Körper auf allgemeine Gesetze der Physik zurückführen wollen.“

Er ahnte, daß die Reaktionen, deren Erreger und Zeuge der Chemiker ist, sich unter streng mechanischen Bedingungen vollziehen, die man eines Tages der genauen Berechnung unterwerfen könnte. Auf diese Idee kam er immer wieder zurück und unterwarf ihr die bekannten oder muthmaßlichen Thatsachen. Eines Abends fiel ihm Bonaparte, der die reine Spekulation wenig mochte, jäh ins Wort: „Ihre Theorien!... Seifenblasen, aus einem Hauch geboren und die ein Hauch zerstört. Die Chemie ist nur Zeitvertreib, Berthollet, wenn sie sich nicht den Bedürfnissen des Krieges oder der Industrie anpaßt. Der Gelehrte hat bei seiner Forschung einen bestimmten, großen, nützlichen Gegenstand vorzunehmen; wie Monge, der, um Pulver herzustellen, in Kellern und Stallungen nach Salpeter suchte.“

Berthollet und auch Monge hielten dem General nachdrücklich vor, wie wichtig es sei, die Erscheinungen zu meistern und sie allgemeinen Gesetzen zu unterwerfen, ehe man Nutzanwendungen daraus ziehe, und daß anderes Vorgehen bedeute: sich in das gefährliche Dunkel der Empirie verlieren.

Google

Bonaparte gab Dies zu. Doch fürchtete er die Empirie weniger als die Ideologie. Er fragte Berthollet barsch: „Hoffen Sie, durch Ihre Auslegungen das unendliche Mysterium der Natur aufzuhellen, das Unbekannte durchzuhecheln?“

Berthollet erwiderte, daß der Gelehrte, ohne den Anspruch auf eine Erklärung des Weltalls, der Menschheit den größten Dienst erweise, indem er die Schrecken der Unwissenheit und des Aberglaubens verscheuche und durch den Muth zu einer vernünftigen Anschauung der Naturerscheinungen ersetze.

„Heißt Das nicht, den Menschen ein Wohlthäter sein,“ fragte er, „wenn man sie von Truggestalten befreit, die ihre Seele in der Furcht vor einer Scheinhölle ersinnt; wenn man sie dem Joch der Wahrsager und Priester entzieht, ihnen die Angst vor Träumen und Vorzeichen nimmt?“

Die Nacht hüllte das weite Meer in Dämmer. An einem Himmel ohne Mond und ohne Wolken hing der Sternenschnee glühend in zitternden Flocken. Der General verharrte eine Weile in Träumen. Dann richtete er Kopf und Brust empor, beschrieb mit einer Geberde seiner Hand die Himmelswölbung; und seine Stimme, rauh wie eines jungen Hirten und eines antiken Helden Stimme, brach das Schweigen: „Meine Seele ist von Marmor und nichts verwirrt sie, mein Herz ist unnahbar für die gemeinen Schwächen. Sie aber, Berthollet, wissen Sie so sicher, was das Leben ist, was der Tod?*) Haben Sie so sicher ihre Grenzen erforscht, daß Sie betheuern, es sei kein Mysterium dahinter? Haben Sie die Gewißheit, daß aller Spuk aus den Gespinnsten eines kranken Hirns besteht? Meinen Sie, alle Vorahnungen erklären zu können? Der General La Harpe war an Wuchs und Herz ein Grenadier. Seinem Verstand fehlte in den Kämpfen die nöthige Nahrung nicht. Er glänzte dort. Bei Fiombo zum ersten Mal, am Abend, der seinem Tode voranging, verharrte er betäubt, dem Treffen fern, in nie gekanntem, jähem Entsetzen erstarrt. Sie leugnen die Erscheinungen. Monge, haben Sie in Italien den Kapitän Aubelet nicht gekannt?“

Auf diese Frage zog Monge sein Gedächtniß zu Rathe und schüttelte den Kopf. Er entsann sich durchaus nicht des Kapitäns Aubelet.

Bonaparte fuhr fort: „In Toulon hatte ich ihn ausgezeichnet; da verdiente er sich die Achselstücke. Er hatte die Jugend, die Schönheit, die Tapferkeit eines Soldaten von Plataeae. Er war wie ein antiker Held. Seinen Vorgesetzten fielen sein ernstes Wesen, seine reinen Züge, die Klugheit auf, die in seinem jungen Antlitz durchschimmerte, und sie hatten ihn Minerva zubenannt; die Grenadiere gaben ihm diesen Namen, ohne dessen Sinn zu verstehen.“

„Der Kapitän Minerva!“ rief Monge. „Warum nannten Sie ihn nicht gleich zu Anfang so! Der Kapitän Minerva war vor Mantua ge-

*) Ich gebe den Satz wieder, wie er gesprochen worden ist.

Google

tötet worden, einige Wochen ehe ich in jene Stadt kam. Sein Tod hatte einen starken Eindruck hinterlassen, denn man umgab ihn mit wunderbaren Umständen, die mir berichtet wurden, die ich aber nicht genau in der Erinnerung behalten habe. Ich entsinne mich nur, wie der General Miollis befahl, daß Degen und Halsschutz des Kapitäns Minerva, mit Lorber gekränzt, dem Zug vorangetragen würden, der an einem Festtag vor der Grotte Virgils defilirte, um das Andenken an den Besinger der Helden zu ehren."

„Aubelet", fuhr Bonaparte nun fort, „hatte den stillen Muth, den ich einzig noch bei Bessières gefunden habe. Die edelsten Leidenschaften beseelten ihn. Er steigerte alle Gefühle seiner Seele bis zur Aufopferung. Er hatte einen Waffenbruder, um einige Jahre älter als er: Kapitän Demarteau, den er mit der ganzen Kraft eines großen Herzens liebte. Demarteau glich seinem Freund nicht. Er, ein Heißsporn, aufbrausend, den Lustbarkeiten wie den Gefahren mit gleichem Feuer hingegeben, war dem Lager manchmal ein Vorbild der Heiterkeit. Aubelet war der hehre Sklave der Pflicht, Demarteau der fröhliche Liebling des Ruhms. Dieser gab seinem Waffenbruder so viel Freundschaft, wie er empfing. Beide ließen Nisus und Euryalus unter unseren Standarten wieder aufleben. Des Einen wie des Anderen Ende war umgeben von eigenthümlichen Umständen. Ich ward davon benachrichtigt wie Sie, Monge, doch schenkte ich dem Fall mehr Aufmerksamkeit, ob ich schon damals zu großen Zielen hingerissen ward. Ich hatte es eilig, Mantua zu nehmen, bevor eine neue österreichische Armee Zeit fände, in Italien einzurücken. Trotz Allem las ich einen Bericht über die Geschehnisse vor und nach dem Tode des Kapitäns Aubelet. Gewisse in diesem Bericht verbürgte Vorgänge grenzen ans Wunder. Ihre Ursache ist entweder mit unbekannten Fähigkeiten in Zusammenhang zu bringen, die der Mensch in einzigartigen Augenblicken erwirbt, oder mit der Einwirkung einer Vernunft, die der unseren überlegen wäre."

„General, die zweite Hypothese müssen Sie ausschalten", sagte Berthollet. „Wer die Natur beobachtet, hat von einer höheren Vernunft nie Lebenszeichen gesehen."

„Ich weiß, Sie leugnen die Vorsehung", erwiderte Bonaparte. „Dies ist einem stubenhockenden Gelehrten erlaubt, nicht einem Volksleiter, der über den großen Haufen nur Gewalt hat durch die Ideengemeinschaft. Gilt es, die Menschen zu lenken, so muß man über alle großen Dinge denken wie sie und sich von der Meinung aller Mitlebenden tragen lassen." Und Bonaparte richtete die Augen durch die Nacht empor zum Wimpel, der hoch oben am Hauptmast flatterte, und sagte gleich darauf: „Der Wind bläst von Norden."

Er hatte mit der ihm eigenen Schroffheit dem Gespräch eine andere Wendung gegeben; wie Herr Denon sagte: „Der General stößt die Schublade zu."

Der Admiral Gantheaume meinte, es sei nicht darauf zu rechnen, daß der Wind vor den ersten Herbsttagen umschlage.

Google

Der Wimpel war Egypten zugekehrt. Bonaparte blickte nach jener Seite. Der Blick seiner Augen bohrte sich ins Weite und aus seinem Munde kamen gehämmert die Worte: „Sie sollen aushalten dort drüben! Die Räumung Egyptens wäre für Militär und Handel ein Unstern. Alexandrien ist die Hauptstadt der Beherrscher Europas. Von dort aus werde ich Englands Handel vernichten und Indien einer neuen Bestimmung zuführen. Alexandrien: Das ist für mich, wie für Alexander, der Waffenplatz, der Hafen, der Speicher, von wo ich hervorstürze, die Welt zu erobern, und wo mir die Schätze Afrikas und Asiens hinströmen sollen. In Egypten allein wird man England besiegen. Wenn es Egypten in seine Macht bekäme, dann wäre es an unserer Statt Herr des Alls. Der Türke liegt im Sterben. Egypten sichert mir den Besitz Griechenlands. Mein Name wird für alle Ewigkeit neben dem des Epaminondas geschrieben stehen. Das Los der Welt hängt an meinem Verstand und an Klebers Festigkeit."

In den Tagen, die nun folgten, blieb der General schweigsam. Er ließ sich die ‚Revolutionen der römischen Republik' vorlesen, deren Erzählungsgang ihm unerträglich langsam schien. Der Flügeladjutant Lavallette mußte im Sturmschritt den Abbé Vertot durchnehmen. Und bald riß ihm Bonaparte ungeduldig das Buch aus der Hand und verlangte die ‚Vitae' des Plutarch, deren er nicht überdrüssig wurde. Er finde darin, sagte er, in Ermangelung großzügiger, ausgeprägter Anschauungen ein mächtiges Gefühl der Bestimmung.

Eines Tages rief er nach der Mittagsruhe seinen Vorleser und wies ihn an, im ‚Leben des Brutus' da einzusetzen, wo er am Abend zuvor stehen geblieben war.

Lavallette schlug die bezeichnete Seite im Buch auf und las: „Einst, da Cassius und er sich eben anschickten, Asien mit der ganzen Armee zu verlassen (es war eine stockdunkle Nacht; sein Zelt war nur durch ein schwaches Licht erhellt; tiefe Stille herrschte im ganzen Lager und er selbst war in seine Betrachtungen versunken), schien es ihm, als ob Jemand in sein Zelt trete. Er wendet die Augen der Thür zu und gewahrt einen grauenhaften Geist, seltsam und schrecklich von Angesicht; der nähert sich ihm und verharrt dann stillschweigend. Er hatte den Muth, ihn anzureden. ‚Wer bist Du,' fragte er ihn, ‚ein Mensch oder ein Gott? Wozu kommst Du hierher und was willst Du von mir?' ‚Brutus,' antwortete das Gespenst, ‚ich bin Dein böser Genius und Du wirst mich in Philippi sehen.' Drauf Brutus, ohne die Fassung zu verlieren: ‚Ich werde Dich sehen'. Das Gespenst verschwand alsbald; und Brutus, dem die herbeigerufenen Diener sagten, sie hätten nichts gesehen noch gehört, fuhr fort, sich mit seinen Geschäften zu befassen."

„Gerade hier," rief Bonaparte aus, „in der Einsamkeit der Fluthen wirkt so eine Szene wahrhaft grauenvoll. Plutarch ist ein guter Erzähler. Er weiß die Darstellung zu beleben. Er entblößt die Charaktere. Doch ihm entschlüpft, was die Ereignisse verbindet. Seiner Bestimmung entgeht man nicht. Brutus, ein mittelmäßiger Kopf, glaubte

Google

an die Kraft des Willens. Ein höher stehender Mensch wird diesen Wahn nicht haben. Er sieht, wie die Nothwendigkeit ihm Schranken setzt. Er zerschellt nicht daran. Groß sein: Das heißt: von Allem abhängen. Ich hänge von Ereignissen ab, über die ein Nichts entscheidet. Wir Elenden vermögen nichts wider die Natur der Dinge. Kinder sind eigenwillig. Ein großer Mensch ist es nicht. Was ist Das: ein Menschenleben? Die Kurve eines Geschosses."

Der Admiral kam und meldete Bonaparte, daß der Wind endlich umgeschlagen habe. Die Ueberfahrt mußte versucht werden. Gefahr war im Anzug. Von der englischen Flotte, die in Syrakus vor Anker lag, bewachten einzelne Kreuzer das Meer zwischen Tunis und Sizilien; und dies Meer hatten sie zu durchschiffen. Nelson befehligte die britischen Schiffe. Ein Kreuzer brauchte nur das kleine Geschwader zu entdecken: und wenige Stunden danach hätte man den schrecklichen Admiral vor sich.

Gantheaume ließ das Kap Bon umsegeln, bei Nacht, mit gelöschten Lichtern. Es war eine helle Nacht. Der Ausguck erspähte im Nordosten die Lichter eines Schiffes. Die Unruhe, die Lavallette verzehrte, hatte selbst Monge ergriffen. Bonaparte saß wie gewöhnlich auf seiner Kanonenlafette und zeigte dabei eine Ruhe, die man für echt oder für erkünstelt halten mag, je nachdem man darauf ausgeht, seinen von Wahn und Hoffnung erfüllten Fatalismus zu erwägen oder seine unglaubliche Fähigkeit, sich zu verstellen. Er hatte mit Monge und Berthollet verschiedene Fragen aus der Physik, Mathematik und Kriegskunst behandelt; nun kam er auf gewisse abergläubige Vorstellungen zu sprechen, von denen sein Geist vielleicht nicht ganz frei war.

„Sie leugnen das Wunderbare", sagte er zu Monge. „Aber wir leben, wir sterben inmitten des Wunderbaren. Mit Verachtung haben Sie, wie Sie mir eines Tages sagten, die außerordentlichen Umstände aus Ihrem Gedächtniß verbannt, die den Tod des Kapitäns Aubelet begleitet haben. Vielleicht führte die italienische Leichtgläubigkeit sie Ihnen mit zu vielen Ausschmückungen vor. Es wäre Ihre Entschuldigung. Hören Sie mich an. Dies ist die nackte Wahrheit. Am neunten September um Mitternacht war der Kapitän Aubelet im Biwak vor Mantua. Auf den drückend heißen Tag folgte eine kühle Nacht, denn über der sumpfigen Ebene stiegen die Nebel empor. Aubelet befühlte seinen Mantel und fand, daß er naß war. Da er einen leichten Schauer verspürte, näherte er sich einem Feuer, über welchem die Grenadiere Suppe gekocht hatten, und wärmte sich, auf einem Maulthiersattel sitzend, die Füße. Dichter zogen Nacht und Dunst ihren Kreis um ihn. Er hörte Pferdegewieher in der Ferne und den regelmäßigen Ruf der Posten. So saß der Kapitän eine Weile angstvoll, traurig in die glühende Asche starrend, als lautlos eine große Gestalt herankam und sich neben ihm aufpflanzte. Er fühlte sie an seiner Seite und wagte doch nicht, den Kopf zu wenden. Er wandte ihn endlich; da erkannte er seinen Freund, den Kapitän Demarteau. Der stützte wie sonst den Rücken

Google

seiner linken Hand gegen die Hüfte und wiegte sich leicht. Bei diesem Anblick fühlte Kapitän Aubelet, daß sich auf seinem Kopf die Haare sträubten. Er konnte nicht zweifeln: sein Waffenbruder stand neben ihm; und es war ihm unmöglich, daran zu glauben, da er wußte, daß sich Kapitän Demarteau gerade am Main befand unter Jourdan, den der Erzherzog Karl bedrohte. Doch im Anschauen des Freundes nahm sein Schrecken zu; etwas Unbekanntes war da, das sich dessen eigentlichem Wesen gesellte. Es war Demarteau und gleichzeitig war noch Etwas da, was Niemand ohne Entsetzen hätte sehen können. Aubelet öffnete den Mund. Doch konnte seine eisige Zunge nicht einen Laut hervorbringen. Der Andere aber sprach: ‚Lebewohl! Ich gehe, wohin ich zu gehen habe. Wir sehen uns morgen wieder.‘ Und er entfernte sich mit unhörbaren Schritten.

Am nächsten Tag ward Aubelet zur Auskundschaftung nach San Giorgio gesandt. Ehe er ging, rief er den dienstältesten Lieutenant zu sich und gab ihm die nöthigen Weisungen, wie der Kapitän zu vertreten sei. ‚Ich werde heute getötet werden,‘ sagte er, ‚so wahr Demarteau gestern getötet worden ist.‘

Und er erzählte mehreren Offizieren, was er in der Nacht gesehen hatte. Sie glaubten, er habe einen Anfall des Fiebers, das die Armee in den Sümpfen von Mantua heimzusuchen begann. Die Compagnie Aubelet erkundete, ohne belästigt zu werden, das Fort San Giorgio. Damit hatte sie ihren Zweck erfüllt und zog sich auf unsere Stellungen zurück. Sie marschirte in der Deckung eines Olivenwäldchens. Der dienstälteste Lieutenant trat an den Kapitän heran und sagte zu ihm: ‚Jetzt werden Sie es nicht mehr bezweifeln, Kapitän Minerva: wir bringen Sie lebend zurück.‘

Aubelet wollte antworten, da traf ihn eine durchs Laub sausende Kugel vor die Stirn.

Vierzehn Tage später übermittelte das Direktorium der Armee in Italien einen Brief vom General Joubert, der den Tod des tapferen Kapitäns Demarteau meldete, gefallen auf dem Feld der Ehre am neunten September.“

Als der General diese Erzählung beendet hatte, durchbrach er den Kreis seiner stummen Zuhörer und spazirte schweigend mit großen Schritten auf dem Verdeck umher.

„General,“ sagte Gantheaume zu ihm, „wir haben die gefährliche Enge hinter uns.“

Am nächsten Tag hielt er nordwärts, da er sich vornahm, der sardinischen Küste entlang bis nach Korsika zu segeln und dann der provençalischen Küste zuzusteuern; doch Bonaparte wollte an einem Punkt des Languedoc an Land gehen, aus Besorgniß, Toulon möchte vom Feinde besetzt sein.

‚La Muiron‘ richtete ihren Kurs auf Port-Vendres, doch ein Windstoß trieb sie nach Korsika zurück und zwang sie, in Ajaccio einzulaufen. Das ganze Inselvolk war herbeigeeilt, seinen Landsmann zu

Google

begrüßen, und kränzte die über den Golf ragenden Höhen. Inzwischen kam die Nachricht, daß Frankreichs ganze Meeresküste frei sei; so segelte man denn nach einigen Stunden der Rast auf Toulon zu. Der Wind war gut, doch schwach.

In der Ruhe, die er Allen mitgetheilt hatte, war Bonaparte der Einzige, welcher nun mählich in Erregung gerieth, vor Ungeduld, den Boden zu berühren; und manchmal fuhr seine kleine, heftige Hand nach seinem Degen. Die glühende Herrschbegierde, die seit drei Jahren in ihm glomm, der Funke von Lodi entflammte ihn. Eines Abends, während zu seiner Rechten die gezackte Küste seiner Heimathinsel sich verlor, fing er plötzlich zu sprechen an, so rasch, daß sich die Silben in seinem Munde verwirrten: „Die Schwätzer und Nichtskönner würden, wenn man nicht Ordnung hineinbrächte, Frankreich vollends zu Schanden machen. Deutschland bei Stockach verloren, Italien an der Trebbia verloren; unsere Armeen geschlagen, unsere Minister ermordet, die Lieferanten gestopft mit Gold, die Magazine ohne Lebensmittel und ohne Ausrüstungstücke, die Invasion nah: Das ist, was uns eine Regirung ohne Kraft noch Redlichkeit einträgt. Nur die redlichen Männer liefern der Autorität eine dauernde Stütze. Die bestochenen Leute flößen mir unüberwindlichen Abscheu ein. Man kann mit solchen Kerlen nicht regiren."

Monge, der Patriot war, sagte mit Nachdruck: „Redlichkeit ist der Freiheit nöthig wie Bestechlichkeit der Tyrannei."

„Redlichkeit", sagt der General, „ist eine natürliche und eigennützige Anlage bei Männern, die zum Regiren geboren sind."

Die Sonne tauchte in den Nebelring, der den Horizont säumte, ihre vergrößerte, geröthete Scheibe. Der Himmel war gen Osten mit leichtem Gewölk besät, das den Blättern einer Rose glich. Das Meer regte lässig die rothgoldenen und azurnen Falten seines leuchtenden Teppichs. Ein Schiffssegel ward am Horizont sichtbar und der dienstthuende Offizier erkannte durch sein Fernglas die englische Flagge.

„Haben wir," rief Lavallette aus, „haben wir unzähligen Gefahren entgehen müssen, um so nah am Ufer umzukommen!"

Bonaparte hob die Achseln: „Kann man noch an meinem Glück und an meiner Bestimmung zweifeln?"

Und er ließ seinen Gedanken ihren Lauf.

„Man muß die Schelme und Nichtskönner wegfegen und eine energische Regirung an ihre Stelle setzen, mit raschen, sicheren Bewegungen wie der Löwe. Ordnung muß hinein. Ohne Ordnung keine Verwaltung. Ohne Verwaltung nicht Kredit noch Geld, sondern der Ruin des Staates und der Privatleute. Man muß die Räuberei und den Börsenwucher, die soziale Auflösung stoppen. Was ist Frankreich ohne Regirung? Dreißig Millionen Staubkörnchen. Die Herrschaft ist Alles. Der Rest ist nichts. In den Kriegen der Vendée meisterten vierzig Männer ein Departement. Der Gesammthaufe der Bevölkerung will Ruhe, Ordnung und der Streitigkeiten Ende um jeden Preis. Er wird

Google

sich aus Furcht vor Jakobinern, Emigranten oder Chouans einem Herrn in die Arme werfen."

„Und dieser Herr", sagte Berthollet, „wird zweifellos doch wohl ein Heerführer sein?"

„Nicht doch," entgegnete lebhaft Bonaparte, „nicht doch! Niemals wird ein Soldat Herr sein über diese durch Philosophie und Wissenschaft aufgeklärte Nation. Welcher General auch versuchen würde, nach der Herrschaft zu greifen: seine Vermessenheit wäre bald bestraft. Hoche ging damit um. Ob ihn der Geschmack an Lustbarkeiten oder eine richtige Würdigung der Dinge davon abhielt, weiß ich nicht: aber einstürzen wird das Unternehmen über allen Soldaten, die sich darin versuchen werden. Ich für mein Theil billige diese Ungeduld der Franzosen, die das militärische Joch nicht leiden wollen, und ich meine unbedenklich, daß der Vorrang im Staate dem Bürger gehört."

Als Monge und Berthollet diese Erklärungen hörten, schauten sie einander verwundert an. Sie wußten, daß Bonaparte auf dem Wege war, durch Gefahren und Unbekanntes hindurch nach der Herrschaft zu greifen, und sie wurden nicht klug aus einer Rede, die seinen Verzicht auf diese glühend begehrte Herrschaft zu enthalten schien. Monge, der tief in seinem Herzen die Freiheit liebte, wollte sich schon freuen. Doch der General errieth ihren Gedanken und antwortete alsbald: „Freilich, wenn die Nation in einem Soldaten die zur Verwaltung und Regirung des Landes geeigneten civilen Fähigkeiten entdeckt, dann wird sie ihn zu ihrem Oberhaupt machen; doch als civilen und nicht als militärischen Führer. So will es der Stand der Geister in einem civilisirten, vernünftigen und gebildeten Volk."

Und Bonaparte fügte nach einer Pause hinzu: „Ich bin Mitglied des Institutes."

Das englische Schiff schwamm eine Weile noch auf dem Streifen des purpurnen Horizontes und verschwand dann.

Am Morgen danach zeigte der Ausguck Frankreichs Küste an. Port-Vendres kam in Sicht. Bonaparte richtete seinen Blick nach dem schmalen, blassen Strich Landes. Ein Sturm von Gedanken erhob sich in seiner Seele. Ihm ward eine glänzende und verworrene Vision von Waffen und Togen; ungeheures Geschrei erfüllte seine Ohren im Schweigen des Meeres. Und unter den Bildern, die seinem Auge vorüberglitten, den Grenadieren, Beamten, Gesetzgebern, Menschenmassen, sah er sie, deren Andenken ihm unauslöschbar im Blut brannte, lächelnd und schmachtend, ihr Tuch an den Lippen und halb entblößten Busens: Josephine.

„General," sagte Gantheaume zu ihm und wies nach der Küste, die in der Morgensonne bleichte, „ich habe Sie geführt, wohin Ihr Geschick Sie rief. Sie landen wie Aeneas an den von den hohen Göttern gelobten Gestaden."

Bonaparte ging in Fréjus an Land; am siebenzehnten Vendémaire des Jahres 8.

Paris. Anatole France.

Google

Orientalia.

Japan hat eine Wirthschaftgeschichte, für die der Europäer Dezennien brauchte, in ein paar Jahren durchlebt. Hochkonjunktur (mit englischer Hilfe), Krisis, Krieg, Industrialisirung, Expansion, Massenelend: immer gings im Galop. Mit der Finanzkraft haperts noch. Im Jahr 1910 wollte das Kabinet Katsura die fünfprozentigen Anleihen in vierprozentige umwandeln, um zu zeigen, wie stark das Land sei. Das Experiment konnte nicht fortgesetzt werden und Japan bekäme heute nicht leicht in Europa neues Geld. Nach dem Kabinetswechsel des vorigen Jahres hieß es, man müsse und wolle sparen; und Finanzminister Yamamoto, ein Kaufmann, hält den Daumen auf den Geldbeutel. Was dieser Wermuth Nippons erreicht, bleibt abzuwarten. Der Gesammtertrag des internationalen Handels ist immerhin stattlich; er ist (mit Einschluß Koreas) von 1850 (1910) auf mehr als 2000 Millionen Mark (1911) gestiegen. Die Ausnützung der chinesischen Wirren muß mit äußerster Vorsicht betrieben werden. Japan sucht sich der wichtigsten Theile der chinesischen Montanindustrie zu bemächtigen; der Kohlen- und Erzgruben, deren Produkte den japanischen Hochöfen willkommen wären. Die großen Stahlwerke in Wakamatsu und Muroran leiden unter Erzmangel; nur aus China ist brauchbares Rohmaterial unter günstigen Bedingungen zu holen. Die Revolution zwang mehrmals zur Unterbrechung der Erzlieferungen; aber die klugen Japs machen auch aus der Noth ein Geschäft. Sie bieten der „Republik China“ eine Anleihe (5 Millionen Dollars) und verlangen als Gegenleistung eine Betheiligung an den chinesischen Hanyangwerken (Hochöfen, Walzwerke, Eisengruben), an den Eisenerzgruben von Tajeh in der Provinz Hupeh und an den Kohlenbergwerken von Pinghsiang, die den Hanyangstahlwerken Koks liefern. Im industriell wichtigsten Revier will Japan herrschen. Auch ein Schifffahrtbündniß wird geplant: die japanische Großrhederei Nippon-Jusen-Kaisha möchte sich der Kaiserlich Chinesischen Handels- und Schifffahrtgesellschaft vermählen. Ostasiens Wirthschaft modernisirt sich.

Wird Europa und (besonders) Amerika ruhig zusehen? Sie haben dem Kaiserreich Geld geliehen, sind Japans Gläubiger und haben ihrem Handel im Mikadoland Vorposten aufgestellt. Als eine Bedingung der fünfprozentigen Hukuang-Eisenbahn-Anleihe, die im Herbst 1911 an die berliner Börse gebracht wurde, war den vier betheiligten Mächten (Deutschland, England, Frankreich, Amerika) die Bestellung von Eisenbahnmaterial zugesagt worden. Wenn die Japaner aber die Leistungen der Hanyangwerke steigern, entsteht den Anleihestaaten eine gefährliche Konkurrenz. Die neue „Republik“ wird, so lange sie auf schwachen Füßen steht, kaum irgendwo große Kreditmöglichkeiten finden. Daß Chinas Finanzen in übler Verfassung sind, zeigen die Dekrete der Kaiserlichen Regirung in Peking. Ende 1911 wurde eine Zwangsanleihe im Höchstbetrag von 30 Millionen Dollars ausgege-

Google

ben, die vom gesammten Tshin übernommen werden sollte. Wer sich weigerte, hatte Strafe zu fürchten. Da jedoch der Werth dieser „Verlegenheitbonds“ in Geld ausgedrückt werden mußte, war der Erfolg nur durch ausreichende Barmittel zu sichern. Und die Beamten hohen und niederen Grades werden sich für die Reste der Kaiserherrlichkeit nicht allzu eifrig tummeln. Die europäischen Gläubiger wurden durch einen Schreckschuß aus der Ruhe gestört; ein englisches Blatt hatte gemeldet, die Regirung werde am chinesischen Neujahrstag (achtzehnten Februar) den Staatsbankerot anmelden. Die deutschen Emissionhäuser beeilten sich, die Lage der in Berlin aufgenommenen „Chinesen“ zu schildern und vor übertriebener Angst zu warnen. Diese Anleihen sind durch Reichseinnahmen garantirt, die zum Theil unter europäischer Kontrole stehen. Coupons, die am zweiten Januar fällig wurden, sind bezahlt worden; andere, die am ersten März und am ersten April eingelöst werden müssen, sind, zum Theil, durch Abschlagzahlungen gesichert. Sorgenlos werden die Gläubiger freilich erst sein, wenn sie wissen, daß eine lebensfähige Regirung für die Zinsen bürgt.

Auch der Kampf um Persien ist noch nicht entschieden. Einst dachte man in London, der Kaiser von Indien werde dem Zaren nie erlauben, die Hand auf Persien zu legen. Vor zwanzig Jahren gewährte England dem Schah großmüthig ein Darlehen. Das erste und letzte. Dann griff Rußland tief in den Beutel und sicherte sich dadurch das finanzielle Protektorat. Russische Waaren haben sich den ersten Platz auf dem persischen Markt erobert (die Einfuhr Rußlands ist um das Vierfache größer als die indisch-britische); Rußland beherrscht auch die besten Transportwege und England leidet jetzt darunter, daß es nicht zu rechter Zeit für den Bau von Eisenbahnen sorgte. Der britische Händler hat nur das Kamel, dessen Rücken ihm Wagon und Schiff ersetzen muß. Rußland hat in Persien klug und emsig gearbeitet. Seiner Wirthschaft ist die Vormachtstellung gesichert.

Im Wettkampf auf dem Weltmarkt ist Der voraus, der die besten Transportmittel und Verkehrswege beherrscht. Das hat, wie England in Persien, Frankreich in Egypten vergessen. Die französischen Konsulatberichte melden die sichtbaren Fortschritte anderer Länder und den Rückgang Frankreichs, das noch vor wenigen Jahren im Lande der Pyramiden den zweiten Platz einnahm. Daß Deutschland, Italien und Oesterreich den französischen Handel überflügelt haben, ist den Franzosen ein schlimmes Aergerniß. Kein unverschuldetes. Der Transport von Waaren aus Marseille nach Alexandria ist theurer als der von Hamburg oder Bremen, obwohl dieser Weg ums Doppelte länger ist. Wer den Werth einer tüchtigen Handelsflotte nicht erkennt, kommt beim Rennen um den Preis im Welthandel zu spät ans Ziel. Der deutsche Exporteur hat in den Rhedereien verständnißvolle Mitkämpfer und weiß den Werth guter Transportmittel auch der Kundschaft fühlbar zu machen. Alle fremden Konsuln rühmen den deutschen Agenten, der sich, im Gegensatz zum Franzosen, Engländer und Amerikaner, flink den

Google

Bedingungen des Landes fügt und dem Kunden jeden „nationalen“ Wunsch zu erfüllen sucht. Das beste Zeugniß ist dem deutschen Kaufmann in Feindesland ausgestellt worden. Als in Polen von den Feinden des Ostmarkenvereins deutsche Waaren boykottirt wurden, versuchten amerikanische Agenten, in den Bereich des deutschen Rivalen einzudringen. Vergebens: die polnischen Geschäftsleute erklärten, so bequem wie mit dem deutschen sei mit keinem anderen Kaufmann zu arbeiten. Und der Yankee versteht sich doch aufs Geschäft. Nach Ostasien ist er ein Bischen spät gekommen. Aber der Dollar hat sich durchzusetzen vermocht. Auch von der Türkenbeute fordern die Amerikaner ihren Theil. Sie haben große Eisenbahnkonzessionen zu erlangen versucht. Unter dem alten Regime war gegen die deutsche und französische Konkurrenz nichts zu machen. Jetzt siehts heller aus. Das Türkenparlament hat sich, zum dritten Mal, im Dezember 1911 mit den amerikanischen Vorschlägen beschäftigt. Zum Abschluß kams noch nicht, weil die Amerikaner Konzessionen forderten, die ihnen den ganzen Bereich der Bahnen (zunächst 2000 Kilometer) ausgeliefert hätten. Die türkische Regirung verlangt, daß die Strecken nach der Weisung des Generalstabes gebaut werden, während die Yankees nur an raschen Profit denken. Herr Chester, der Unternehmer, muß sich gedulden; wenn nicht etwa Deutschland, Frankreich und Rußland sich zur Abwehr der Dollarinvasion vereinen, kommt er am Ende doch noch ans Ziel. Ladon.

In Sachen Wagner.

An Frau Kapellmeister Wagner,
allhier, Marienstraße No. 9.

Ergebenste Notiz.

Der Grundsatz, daß den sächsischen politischen Flüchtlingen die Rückkehr nur unter der Bedingung zu gestatten, daß sie sich der Untersuchung, der sie sich durch die Flucht entzogen haben, noch unterwerfen, ist bereits wiederholt zur Anwendung gebracht und festgehalten worden. Ich bin daher auch Ihrem Herrn Gemahl gegenüber nicht in der Lage, ihm Aussicht auf eine Ausnahme davon eröffnen zu können.

Von Ihrem Erbieten Gebrauch machend, ihm Nachricht geben zu wollen, bitte ich Sie, mich durch Mittheilung des Obigen an Ihren Herrn Gemahl der Nothwendigkeit seiner besonderen Benachrichtigung und einer weiteren Beantwortung seines Briefes überheben zu wollen.

Hochachtungvoll

Dresden, den zehnten März 1859. v. Behr, Justizminister.

Das Original dieses für das Verhältniß des Staates zum Künstler charakteristischen Schreibens ist im Besitz des Buchhändlers Herrn Georg Müller in Meran, der mir dessen Veröffentlichung freundlich gestattete. Es erklärt sich durch sich selbst. La Mara.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Februar 1912.

Fastenpredigt.

Alle, die im Reichstag irgendein Wort mitreden wollen, müssen mit einem ernsten, treuen Willen und einem großartigen, vom Kleinlichen abgewendeten Sinn eine gründliche Kenntniß der Geschichte des Vaterlandes verbinden. Deutschlands Verfassung darf nicht gebildet werden, wie man in den letzten Jahrzehnten Verfassungen bilden zu können meinte. Man glaubte nämlich, an allgemeinen Begriffen, welche man für ein System hielt, genug zu haben, und wähnte, aus einem Gedachten müsse auch nothwendig ein Wirkliches folgen. Und indem zu diesem Dünkel gewöhnlich eine schmähliche Leichtfertigkeit, ja, Verderbtheit des Gemüthes kam, so warf man freventlich die alten Grundfesten nieder, welche auf der innersten Lebensgewohnheit eines Volkes ruhten, und wollte nach neuer Bauweise auch Das sichtbar und tastbar darlegen, was im sicheren Schoß der Erde als sicherer Anker liegen muß. Die alten Gesetzgeber verstanden besser, auf das Alte das Neue zu bauen und nicht umzureißen, was stehen sollte. Das Volk, das seine Vergangenheit von sich wirft, entblößt seine feinsten Lebensnerven allen Stürmen der wetterwendischen Zukunft. Weh also uns, wenn unsere neue Gestalt so neu würde, daß sie nur aus dem Bedürfniß der Gegenwart ihr Dasein schöpfte. Aber auch aus der nächsten Vergangenheit soll sie es nicht. Die letzten Jahrhunderte, seit dem Westfälischen Frieden, sind die schlechtesten unserer ganzen Geschichte. Da fängt hauptsächlich die heillose Zeit an, wo die einzelnen Glieder des Deutschen Bundes ihre Blicke nach dem Schutz des Auslandes umherwerfen, wo sie sich herausnehmen, ein Jeder für

Google

sich und sein Interesse, Gesandte an fremden Höfen zu halten, wo überhaupt an die Stelle großartiger politischen Maximen, welche aus der Ganzheit eines Volkslebens hervorgehen, die Kabinetspolitik und das Gesandtenspürwesen trat. Auf dem großen Deutschen Reichstag, der unser Vaterland gründlich ordnen soll, müssen außer den ehrenwerthen Männern, denen ihr Standpunkt und Beruf, der gewöhnlichen Ordnung nach, dort Sitz und Stimme giebt, auch die echten Kenner alter deutscher Geschichte und Weise, Sprache und Verfassung erscheinen, welche den übrigen Ständen den Geist unserer großen Vergangenheit lebendig vor Augen zu stellen vermögen, damit uralte Formen in verjüngter Gestalt wieder aufstehen und, gleich den ehrwürdigen Bildern großer Ahnen, uns, ernsthaft anschauend, gegen jede Entwürdigung des deutschen Adels bewahren. In verjüngter, zeitgemäßer Gestalt: denn auch von dem Wahn müssen wir uns freihalten, daß ein Vergangenes, Abgelaufenes sich, wie es war, herstellen lasse. Aber wer eine lebendige Anschauung der Zeiten besitzt, wer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Eins zu sehen weiß, wird solchen Wahn nicht hegen, sondern nur ein organisches Hervorbilden der Zukunft aus Vergangenheit und Gegenwart meinen, welches vom Nachahmen weit entfernt ist. Alles auf den Mißbrauch und das Schlechte in der Verfassung Angewiesene findet nicht mehr Gnade vor der Meinung. Die Thorheit des leeren Hochmuthes auf blos konventionelle Vorzüge, die aufgeblasene, hohle Eitelkeit, das ganz dünkelhafte, anmaßliche Junkerthum ist die Fabel und der Spott der Zeit geworden; aber ein wahrer, rechter, tüchtiger und ehrenfester Adel fehlt uns überall, am Meisten in den höchsten Stellen, wo nur allzu oft die kahlste, flachste, plattste, erbärmlichste Gemeinheit ohne Würde, Anstand und eine Spur adeliger Gesinnung durch den Trödel äußerer Auszeichnung im Kontrast nur um so schärfer sticht und die Nation bei jeder Gelegenheit vor dem Ausland schändet. Ein solcher Adel, nicht im langweiligen Müßiggang der Höfe ausgeblasen, nicht im Stilleben auf seinem Besitz verbauert, kann allein aus einem regen öffentlichen Leben in der Gymnastik der Kammern und der Volksbewaffnung uns erwachsen; und diese Schule müssen die Geschlechter suchen, wenn sie sich historisch behaupten wollen. Nur wenn man dem Volk seinen billigen Theil an der eigenen Regirung gestattet, kann ihm die lebendige Theilnahme an dem allgemeinen Wohl zugemuthet werden, die zum Bestande Deutschlands erfordert wird.

Diese Sätze hat der Koblenzer Joseph Görres geschrieben. Vor hundert Jahren; als die deutschen Stämme den Reichstag ersehnten.

Google

Israels als Literat.

Das Interieur des Israels, das die Reife seiner Kunst bezeichnet, giebt stets im Letzten die lyrische Auslösung. Ein in den Stubendämmer einfluthendes, in weichen, wehmüthigen Rhythmen schwingendes Licht wird ihr Mittel. Das bleibt der unwillkürlichen Lyrik durchaus fremd, die sich der Klarheit des germanischen Landschaftbildes nicht selten wie von selber zugesellt. Der musikalische Ausklang bei Israels folgt einer tiefbewußten Willersäußerung, ist für ihn die Zusammenfassung aller Bildelemente zu einer höheren Einheit und die Steigerung des Ausdruckes ins Fremde.

Hierin ist wohl auch zunächst die Umwerthung des Lichtgedankens zu suchen, die das Erbe Rembrandts im Spätherbst des letzten „Haagers“ erfahren hat. Das Lied des jungen David ergiebt sich beim Altmeister wesentlich aus der sichtbaren Durchschütterung Sauls, bei Israels allein aus dem reichtönigen, unsicheren Lichtstreit im wüsten Luftraum. Dort ist selbst innerhalb solcher musikalischen Absicht die malerische Umgrenzung des Themas sicher festgehalten, hier sind diese äußersten Wirkungen nur an der Grenze zweier Künste erreicht. Wäre dieser tönende Gehalt von Israels' Bildern nicht näher bestimmt, blos akkordal zusammenströmend, man müßte vor Allem nach dem Musiker Israels fragen.

Auch Der hat geradezu als eine mitbestimmende Energie an der Formung dieser Persönlichkeit theilgenommen. Werk und Leben deuten es reichlich an. Man wird auf eine belangreiche Frühäußerung dieses Genieantheils schließen dürfen, wenn man erfährt, daß der ums Brot sorgende groninger Kleinhändler aus seiner starkzähligen Sippe gerade diesen Jungen ins Violinspiel einführen ließ, bis die zunehmende Augenschwäche die Fortführung hinderte. In den romantischen Werdetagen seiner Bildkunst wird der mit seinem Instrumente versehene Cellist zum unbeholfenen Mittler des musikalischen Gedankens, „adagio con expressione“, mit dem er Webers letztem Liede huldigte. Er hat bei den vielen orchestralen Vorführungen Mengelbergs und Viottas im haager Winter bis ins höchste Alter kaum je gefehlt; als zuletzt die Füße versagen, läßt er sich ins Konzerthaus tragen. Beethoven voran. Nächst ihm Mozart. Auf der Durchreise nach Spanien bietet ihm

Google

in Brüssel der Kellner Karten „für eine schöne Abendunterhaltung“, wie er es bezeichnet. Es gilt „Tristan und Isolde“. „Ach, ich hätte lieber den Himmel vor mir aufgehen sehen in ‚Figaros Hochzeit‘. Denn ist es (Musik) auch nicht das Einzige, was unser eigenes Herzblut bewegt, so trifft es uns doch, als ob es aus der selben Athmasphäre käme, in der wir selbst leben und jubeln. Da saß ich nun und ließ die herrlichen Ströme von Wagners Schöpfung über mich hingehen; ich wollte bis zu Ende bleiben, bis zum endlichen Ende.... Dann ging ich allein im Mondschein, träumend und nachdenklich, nach meinem Hotel. Hatte ich mich amusirt, war ich entzückt von dem Zauber, der mich umgeben hatte? Ich konnte mir keine genaue Rechenschaft geben; ich stand unter einem unbeschreiblich nervösen Eindruck durch die Musik von Liebe und Verlangen, die mich noch umrauschte.“ Er war nahe an Fünfundsiebenzig, als er diesen Eindruck empfing und aufzeichnete.

Nun ist aber die rhythmische Schwingung im Malwerk Josephs Israels nach Ursprung und Traggehalt eingehender bestimmt: sie ist die letzte Ausdeutung der inneren Vorgänge seiner Menschen, nimmt von Diesen ihren Ausgang und ist auf sie gestimmt, ihre ins Reinere und Allgemeine gesteigerte Charakteristik, — das Klangmittel für den Ausdruck der Idee vom Menschen, wie Israels ihn sieht. Damit ist die lyrische Nuance näher bezeichnet und die Frage nach dem Lieddichter Israels gegeben.

Ein auf solche Auswirkung gerichteter Instinkt mußte sich gelegentlich auch in dem Mittel versuchen, in dem sich die künstlerische Absicht geradezu organisch, jedenfalls grenzgerechter aussprechen konnte. Und so sind auch die Jahrzehnte, innerhalb deren er das lyrische Thema bildnerisch zu fassen und auszubauen suchte, sinngemäß begleitet vom reichlichen Bemühen, ein Gleiches in poetischer Form darzustellen. In den Zwiespalt dieses Weges führt zunächst ein sinnfälligeres Exempel. Da radirt er irgendwann ein Kind im Sessel, das man in der dumpfen Kammerecke allein gelassen hat. Das Bildchen spricht einfältig für sich: im reichen Spiel der Schatten, die das im warmen Licht gebildete Köpfchen betasten. Aber der Bildner ist damals seiner Sprache noch nicht sicher. Er meint, den von umgebender Daseinsschwere bedrängten und vertieften Liebreiz des Kindes, den tragischen Accent seiner sorglosen Anmuth nicht deutlich genug gegeben zu haben. Und so läßt er dem Blatte bald seine Verse folgen:

„Im schwärzlichen, stinkenden Fischerkoth
ein Haus, zerstört von den Winden,
die Mauern zerrissen, die Fenster blind, —

Google

wer will da noch Liebliches finden?
Und doch! Bei dem Herd, wo von Rauch und Ruß
so reichlich die Wände bespült
und Alles Dich ansieht so faul und alt,
sitzt ein Kind im Stühlchen und spielt."

Im poetischen Nachtrag sichert er sich die Idee des Sichtbaren, er gebraucht die Lyrik zur Ergänzung des Bildnerischen, um im zwiefachen Mittel die ganze Absicht auszuschöpfen, die er in einem nur unvollkommen erreicht glaubt.

Aber wie diese lyrische Erweiterung (im Sinn seiner damaligen Suche) gerade das Wesentliche ausspricht, so ist ihr Gehalt das Primäre und Bewegende auch im bildnerischen Schaffensvorgange gewesen. Ein lyrisch näher definirtes Motiv steht bestimmend voran, seine künstlerische Durchführung bleibt schwankend zwischen Klang- und Bildungmittel.

Es ist hier belanglos, daß das lyrische Produkt, welches die Stilsuche des Malers begleitete und über einige Jahrgänge des „Spektators" verstreut ist, an sich wenig Werth besitzt; in dem Deutschen entlehnten Formen und in einer hergebrachten, monotonen inneren Folge hält es an dem romantischen Uebermaß fest, in dessen Dämpfung und Eindämmerung gerade die Meisterschaft seiner Bildnerspäte gelegen war. Es war Blutgabe, vom verschmiedenden groninger Juden auf den Sohn vererbt. Schon die Mutter hat aus solchen bedichteten Schreibsetzen des Knaben ein ansehnliches Bündel zusammengetragen. Später wurde an dieser Reimmühe bezeichnend, daß das Gedicht am Geschauten seinen Ansatz nahm und auf seine breitere Grundlage nur einen knappen Stimmungausklang setzte. Daß sein Bau also im Beschreibenden ruhte und das Bildnergut steigendes Mitrecht forderte.

Ein Wort, vom Meister im gelegentlichen Gespräch empfangen, ließ die Triebkraft des Lyrischen wie ihr unschlüssig wechselndes Verlangen nach der Kunstform gleich deutlich werden: „Wenns mich einmal überfiel, mußte ich einfach," sagte Israels; „wie ich mich auch zusammennahm, ich konnte es nicht abwehren. Ich habe oft mitten im Malen einhalten müssen, um ihm zu folgen. Und all Das, obwohl ich Vers und Reim nur schwerfällig zu verbinden verstand."

Der Trieb zur Dichtung wurde mit der reifenden Bemeisterung des malerischen Mittels, das sich zuletzt jedes melodischen Ausdrucks (innerhalb der melancholischen Tonlage seines Naturells) fähig erwies, milder und versiechte zuletzt in der Befriedigung des Bildners. Die künstlerischen Werthe, die Dieser schuf,

Google

sind nur innerhalb des Gebietes einzuschätzen, in dem sie zur Darstellung gelangten; aber für ihre letzte Erkenntniß wird man den Beitrag nicht übergehen dürfen, den der Dichter gab. Der fortdauernde Zweikampf leuchtet in die tieferen Gründe seiner schöpferischen Doppelnatur, der stete Flug des Genies in der Berührungzone zweier heterogenen Künste wirft eine Grenzfrage von allgemeinem Gewicht neuerlich und bedeutsam auf und läßt es namentlich zweifelhaft erscheinen, ob diese Persönlichkeit im Wegwurf des Schicksals zu ihrer reichsten oder auch nur zu ihrer nothwendigen und gerechten Kunstäußerung gekommen ist.

Auch der längst gereifte, beschreibende Literat hat an der lyrisch bewegten Art dieses Malerschauens festgehalten. An der beglückten Wahrnehmung von Linien, Licht und Farben setzt sie ein, aber vernimmt zuletzt ihr Zusammenströmen nur noch melodisch und erfährt darin den äußersten Rausch, die letzte Entzückung. Daß dieser gleichartige Ausklang dort im Licht, hier im Lied gefaßt wurde, lag nur an dem verschiedenen Ausdrucksvermögen beider Künste. Aber man muß nur dem ersten Abendblick auf Tanger, mit dem er das Kapitel „Afrika" seines spanischen Reisebuches beschloß, nachgehen und wird Widerstreit und Lösung dieses zwiespältigen Genietriebes unmittelbar erfassen: „Ich setzte mich und starrte auf die herrlichen Linien und Farben, bis ich bemerkte, daß der Abend hereinbrach. Die Farbe der Luft wurde grünlich-blau und hin und wieder bekamen die violet gefärbten, langen, schmalen Wölkchen einen goldenen Ton, so daß sie, während ich hinsah, wie polirte Goldbarren glänzten; aber als ich plötzlich aus dem flimmernden Glanz der Luft auf die weiße Stadt blickte, war sie nicht mehr weiß: ein heller, rosiger Ton schien über sie gebreitet, die scharfen Linien der Mauern schwammen ineinander, das Blaßroth wurde grau, das Gold in der Luft war verschwunden und als ich wieder meine Augen von dem noch hellen Himmel abwandte, waren Stadt, Hügel und See eins geworden und bildeten eine dunkle Masse gegen die hellere Luft, in der Mond und Sterne langsam sichtbar wurden. Alles lag im Schleier der Nacht...

Ich schloß die Augen und ich sah dann noch
das blaue Meer, auf dem das Dunkel wohnt,
vornan die Felsen, marmorweiß und kalt,
darüber scheint mit Silberlicht der Mond.
Die athemlose Stille schweigt umher.
Nur dann und wann, wie uns das Leid erwacht,
erhebt der Wind die Stimme mit Geheul.
Dann wird es wieder still, still in der Nacht."

Google

Das Stück giebt die Brücke zum Literaten Israels. Es ist nicht allzu viel, was er hinterlassen hat: ein Reisebuch „Spanien“ (1898), zwei Künstlerworte, für Millet (1892) und Rembrandt (1906) und endlich zwei Spazirgänge, in der Wassenaarschen Allee im Haag (1901) und am scheveninger Strande (1905), die ich jüngst hier in antiquarischen Jahrheften aufgestöbert habe, bezeichnen das Wesentliche. Und es ist nicht Vielerlei. Die Erzählung von der Reise, die im Marokkanischen endete, giebt nur den Rahmen für eine ziemlich lose angereihte Folge von malerischen Eindrücken, jedes Kapital etwa ein Bildstoff, das Begleitwort zu der beigefügten Kopfzeichnung, das die Umwerthungmöglichkeiten des unmittelbar Geschauten und im Stift Festgehaltenen andeutet — ein Repertorium von Bewegungen, Linienreizen, Lichtwundern und Raumerscheinungen, das aufgeregte Kolorit Spaniens von einem sanftmüthigen Holländer empfangen, der die Farbe nur im Fluß ihrer Lichtlösung und Lufthülle wahrzunehmen vermag. Die Worte über Rembrandt und Millet sind Huldigungen, an die Gelegenheit einer Jahrhundertfeier und an die einer Bildschau geknüpft; sie umschreiben keineswegs das Werk Beider, sondern berichten nur von den inneren Erfahrungen, die ein Fernverwandter hier empfing; zwei Heroisirungen im Sinne Carlyles, aber weniger auf intellektueller Eindringlichkeit als auf der Intuition des Monumentalen begründet. Die beiden Plaudereien vom Wald und Meer im Umkreis seiner jahrzeitlich wechselnden Wohnstätten auf der haager Koniginnengracht und im Hotel d'Orange am Strand von Scheveningen geben Streifzüge in den heimlichen Malschatz der Heimath, altholländisch erstaunt und entdeckerfroh am Glück der Nähe.

Was dieses Vielerlei einfach macht, ist zunächst der Standort des Erzählers innerhalb seines Stoffes: der Literat geräth niemals in die Distanz des Objektiven, steht stets inmitten des Vorwurfs, bezieht Alles auf sich und bildet es in diesem Medium zu subjektiven Werthen um; es ist Bekenntnißliteratur, die auch im fernsten Afrika niemals aus dem Nahkreis der Persönlichkeit tritt.

Aber selbst in solcher Begrenzung ist das Persönliche noch an eine altüberlieferte Kultur des Schauens gebunden, an jene weise, stets von Heimwerthen ausschreitende Enge der Aufnahme, die das Gemeinförmige, den Grad der Intensität und den Nationalbegriff alles holländischen Künstlerthums wesentlich erklärt. Es giebt nur eine Kunst. Im Prado, vor Velazquez, bleibt Rembrandt der Werthmesser; aus dem Irrgang in einem tirolischen Provinzialmuseum bringt er ein gutherziges Wort über Defregger und ein tiefbleibendes Erlebniß mit einem fernverschlagenen Terborch

Google

heim. Es giebt nur ein Land; er sagt es selber: Holländische Maler sind merkwürdige Reisende; wenn sie ins Ausland fahren, beginnen sie mit der Feststellung, es sei nirgends so schön wie zu Haus. Er schätzt im Gespräch zunächst gutmüthig die Anmuth des Rheins, die Bucht der Alpen ein, gleitet dann mit dem lächelnden Spott über „die Berge", der hier erbgesessen und gemeingiltig ist, unversehens zu den Räumen unter dem heimischen Himmel und schließt beglückt, daß Größe der Landschaft doch nur hier, in dem ruhevollen Zusammenwirken der breiten, freien Fläche und der mächtigen Höhe zu finden sei. Und so wägt auch der Fernreisende mit dem an den feingrauen Dunst über dem feuchten Polder, an das gardinengestäubte Stubenlicht gewohnten Auge das fremde Strahl- und Farbengut immer wieder gegen das unvergessene der Heimath. Seine Logik geräth nothwendig in Zwangsfolgerungen: sie findet den letzten Grund für die Blüthe französischer Landschaftkunst in der Erkenntniß und Darstellung jener beiden Komponenten des holländischen Raumes.

Ja, er führt den Nahbegriff, der die Entstehung der neuholländischen paysage intime nicht weniger erklärt, als der von Fontainebleau und der im Werke Israels nur auf eine besonderes Stoffgebiet angewendet erscheint, bis aufs Aeußerste: er spielt gar seinen Strandbezirk gegen die Waldstätte von Oosterbeek aus, die doch auch im heimischen Gelderlande gelegen ist. Vom Nahen gilt ihm das Nächste zumeist. Man wird von hier aus den Weg zu der Intensität einer Beobachtung finden, die zwischen Zandvoort, Katwijk und Scheveningen den Erfahrungbezirk eines ganzen Lebens abgesteckt hat.

In solcher subjektivistischen Abgrenzung bietet sich das literarische Werk, — auch dieses, wie das lyrische, als Kunstform an sich belanglos oder gar minderwerthig. Denn obwohl Israels die Erzählung vielfach versuchte, er ist niemals auch wirklich zu einem epischen Stil gelangt. Dieser auffällige Defekt ist schon vom Frühwerk des Künstlers reichlich begründet worden; auf dieser Verkennung seiner Anlage beruhte der Irrthum eines Schaffens, an dem er bis in die Mannesreife hartnäckig festhielt: gerade die frühesten Verse irrten auf epischer Spur, strebten der Thatäußerung eines Thomas Morus, Albrecht Beyling und des Admirals de Ruyter nach, gerade die frühesten Bildwerke mühten sich fruchtlos um den Staatsakt des selben Kreises und der langjährige Historismus seiner ersten Malversuche ist zuletzt doch nur an jenem epischen Versagen des Genies gescheitert. Wieder, wie im Lyrischen, gab ein Bildstoff, der dem Erzähler und Maler gleich kräftigen Anreiz

Google

bot, die Entscheidung, enthüllte den Widerstreit des epischen Willens mit dem romantischen Instinkt und gab dem Sucher die Erkenntniß seines Weges.

Im gelegentlichen Gespräch bot sichs als ungefähre Anekdote. Um 1860 rumorte wieder einmal die erzählerische Lust. Es sollte eine Novelle werden und der Titel stand auch schon fest: „Ida, das Fischermädchen.“ Der Anstoß war von Geschautem gekommen. Ein schönes Ding, von dessen Anmuth noch ein feiner Glanz im müden Greisenauge glimmt, war ihm begegnet. Jedes Bemühen, den Stoff dichterisch zu fassen, bleibt umsonst. Aber der Trieb muß seinen plastischen Ausdruck haben. So entschließt er sich endlich zum Pinsel und malt die „Strickerin“, ein blankes, wohlgebildetes Geschöpf im Thürrahmen, das über seinem magdlichen Sinnen das Strickzeug sinken läßt. Von Handlung, auf die der erste Angriff losging, keine Spur. Alles im frischen Liebreiz der Erscheinung; und dazu der milde Einschlag von Stimmung, in dem sich der eigenthümliche Stil seiner psychischen Analyse bereits ankündet. Auch hier im Zweikampf zuletzt der Sieg des Bildners; aber versagte sich im Lyrischen das Mittel, hier die gestaltende Kraft.

Auf diesem Wesenszuge beruhte auch das epische Unvermögen des späteren Literaten. Selbst die äußere Folge der Handlung, im Stierkampf, im mönchischen Straßenzuge, in der Begegnung des Heimkehrenden mit Mutter und Kind, löst sich hier in unverbundene Impressionen von rein malerischer Umgrenzung. Nur das Bildmögliche umfaßt sie.

Aber zuletzt liegt auch hier der Hauptwerth seiner literarischen Aeußerung im Relativen: im Maß ihrer wesentlichen Beziehungen zum Malwerk des Meisters. Gerade in den Unvollkommenheiten des Erzählers bricht der Bildner recht eigentlich durch. Handlung ist ihm blos jenes Maß von Bewegung, das bildplastischen Ausdruck finden kann. Der Literat übertrifft in der Darstellung dieses Moments beinahe den Maler. Sein Wort bemeistert selbst den äußersten rhythmischen Exzeß der Bewegung, dem begleitenden Zeichenstift, an wuchtig zulangende Fischergeberde gewohnt, fügt sich auch der Tolltanz der spanischen Kirmes nur zu schwerschlürfendem Schritt. Aber es bleibt höchst merkwürdig, wie motivisch dieses Moment seine Schriften durchläuft, wie es die Höhepunkte der Erzählung bezeichnet und im Lichtströmen der Farben eben so betont wird wie im Auslangen der Glieder. Auf seine Bildkunst bezogen, läßt es ein plastisch-bewegtes Interesse ungemein kräftig hervortreten, das im unsicheren Licht seiner Stuben wie zugedeckt, von der schweren, pfuschigen Hand wie gebannt

Google

ist. Der Literat giebt in diesem Punkt wichtiges Zeugniß für den Bildner. Im Gespräch erfährt man ein Uebriges. Mit erregtem Hinweis auf den bekannten Brief Millets an einen Sozialisten hat Israels (mich) versichert, daß auch für ihn die menschliche Theilnahme nach der malerischen, das große Mitleid nach dem bestimmenden Anlaß komme, den Maß und Schönheit der Formen und ihrer Bewegung darböten. Oder, um Wendungen zu gebrauchen, in denen sein charaktervoller Wortschatz die letzte Prägnanz fand: In echten Zügen des Da-Seins, die sich in Bewegung äußern.

Man wird von da aus den Schöpfungvorgang bei Israels, dem Maler, auf jene einfache Formel bringen dürfen, in der die zeitliche Folge zweier Begriffe Alles unterscheidet: vom Bewegten kommt er zum Bewegenden, der inneren Auslegung des sichtbaren Vorgangs. Diese Ordnung spricht für den Bildner; wäre sie (wie das ästhetische Urtheil meist schweigend annimmt) umgekehrt, es würde dem Dichter im Genie eine Rolle zukommen, die jeden Zweifel am Werth des Gestalters rechtfertigen könnte. Noch an anderer Stelle fördert der Literat diese wesentliche Erkenntniß.

Hier mag ein Beispiel stehen, das ich seinem scheveninger Spazirgang entnehme und das um so mehr überzeugt, als es am Ungefähren seinen Anlaß nimmt. In dem großartigen Massenspiel des Sommerstrandes, Meer, Düne und Menschenstrom, fesselt ihn gerade Dies: „Was mich stets besonders trifft, ist Toets Triumphkarre, die mit zwei Rossen in die See einfährt, um Wasser für die Landbäder zu holen. Mit einem Ruck erklimmt Toet seinen Siegeswagen, er hebt die Peitsche hoch und mit langgereckten, vorgekrümmten Hälsen ziehen die Pferde den schweren Holzkasten auf großen, breiten Rädern in den Müllsand. Sie stampfen und schnauben, bis sie am Rand des Wassers stehen; dann heben sie einen Augenblick ihre Köpfe; aber ein Hieb ihres Treibers: und sie gehen mit ihrer schweren Fracht in die wühlenden Wogen. Das schlägt und schäumt und spritzt überallhin und, noch ein Wenig vorgestapft, stehen Pferde und Wagen, von allen Seiten umstaut durch die auf sie andonnernden Wogen. Doch hoch sitzt Toet auf seinem Siegeskarren, schlägt links- und rechtshin, daß es eine Art hat, zieht die Zügel an und nun heißts: Rechtsumkehrt! Die Köpfe der Rosse gehen hin und her, kraftvoll schleppen sie den angefüllten Trog, der hinten an der Karre hängt, vorwärts und bringen so, durch Dick und Dünn trappend, ihre Wasserfracht ans Land."

Das Beispiel steht für viele; seine Ausbeute ist mannichfach. Israels hat die gymnasiale „Lehre von der Beschreibung" niemals erfahren und doch ist hier die Schilderung durchaus in Bewegung

Google

aufgelöst, kein Zustand, nur Fluß. Der sprachliche Ausdruck fügte sich nur mühsam und schwerfällig dem Bildnerwillen, der auf die plastische Reproduktion losstrebte. Die Bezeichnung der Stoffe, ihrer Form und Schwerewirkung, muthet wie die Notiz der Zeichenskizze an. Ein kräftiger Sinnenmensch nimmt zunächst sehend und hörend wahr. Er hat, wie hier, namentlich die Klanggewalt von Sturm und Meer mit kindlicher Häufung der Alliterationen zu fassen gesucht; und die eigenartige Aneignung fremder Literatur, namentlich deutscher Wendungen, die er gern in Schrift und Rede mischte, das Wohlgefallen am althebräischen und rückertischen Reimspiel, sprach vor Allem von diesem Klangsinn.

Und außerdem noch Dies: von ungefähr, leicht angeregt, öfter noch von seinem tiefgründigen Humor begriffen, setzt hier und oft die Szene ein. Erst mit dem Schauen wächst sie sich bedeutsam aus, hier zum plastischen Ernst, sonst (bezeichnender noch) von den nahen, Schiffchen spielenden Kindern zur Wahrnehmung des Meeres hinter ihnen, das dem lieben Lächeln der Sorglosen die Größe und Schwere zufügt. Und in den wachsenden Massen dieser Erregung des Schauens erschließt sich seine Persönlichkeit und begründet die Größe ihrer Vision.

Selbst auf die schnurrigen Pfaffen mit Kniestrumpf und Langrock, die aufgeputzten Damen, Eseltreiber und Verliebten färbt so in seinen Schilderungen die Weite und Weihe ihres Rahmens ab, der leichtspöttische Ansatz mündet in großen Ernst, der über dem kleinmenschlichen Getriebe „eine unnennbare Bewegung, scharf gehoben gegen den mächtigen Fond von Sand, See und Himmel“ wahrnimmt. Aber wie seine Malkunst es heischte, nimmt auch der Schriftsteller erst in der Stube, im vereinsamten Innenmenschen, in der Beschreibung, in der jeder Bewegungnerv zu tief verhaltener Schwingung gedämpft ist, den Schritt ins Große und schafft damit auch auf literarischem Boden den markantesten und bleibenden Werth.

Im Entdeckungeifer geräth er in Tanger einmal in ein verfallenes Haus. Halb furchtsam, halb unternehmend wagt er sich in den finsteren Hof, die Treppe hinauf. Hebräischer Willkommgruß kommt von irgendwo, er erwidert, so gut es geht, und dringt der Stimme nach. „Ich war in einen dunklen Raum getreten, erleuchtet durch ein kleines, längliches, horizontal liegendes Fensterchen, Das heißt: ein viereckiges Loch, das nachts oder bei Unwetter mit einer Luke verschlossen werden konnte. Grell schien das Licht durch das Viereck und zeichnete sich auf dem Steinflur ab. In der Nähe dieser Oeffnung stand ein langer Tisch

mit schiefen Beinen und darüber lag ein großes, weißes Pergament, das beinahe ganz den Tisch bedeckte und mit einer Rolle nach unten hing. Da saß hinter dem Tisch der jüdische Gesetzesschreiber, beide Arme auf das Pergament gestützt, und wandte sein fürstliches Haupt mir zu. Es war ein prächtiges Gesicht, fein und durchsichtig bleich wie Alabaster; Falten, kleine und große, liefen um die kleinen Augen und die große, gekrümmte Habichtsnase. Ein schwarzes Käppchen bedeckte den weißen Schädel und ein langer, weißgelber Bart lag in großen Strähnen über dem beschriebenen Pergament. Er saß in einer Art Lehnstuhl ohne Rückenlehne und zwei Krücken lagen neben ihm auf der Erde. Wie gern hätte ich mein Skizzenbuch hervorgeholt! Der edle Kopf mit dem Bart, der mit dem Pergament und Licht des Fensters eins war, umgeben von dem Dunkel des finsteren Raumes... Dann bat er mich, ihm die Krücken zu reichen, und er humpelte mit mir nach dem offenen, flachen Dach, das auf dem selben Flur mit seinem Zimmer lag. Hier lagen Matten, auf die er sich niederließ, und er ersuchte mich, neben ihm zu sitzen. Beide genossen wir nun das Panorama von Tanger, das unter uns lag, die Hügel und die See in der Ferne. So sitzend, das fremde Land vor mir, neben mir den langbärtigen Alten, auf den Matten des flachen Daches in Marokko, überkam mich das Gefühl, als ob ich in diesem Augenblick in einer Welt lebte, von der ich einmal geträumt hatte."

Hier erst hat auch der Literat die große Ruhe gewonnen, die mild und weise ist, und in ihr den Gleichschritt mit der Bildschöpfung seiner Lichtreife. Nicht nur das Werk, in das er später den damals empfangenen Eindruck faßte, die Sprache Aller, die ins Monumentale ragen, hat hier den höchsten literarischen Ausdruck gefunden, dessen Israels, der Schreiber, fähig war.

Als letzte Ausbeute für das Bild der Persönlichkeit geben die Schriften ihren reichen Beitrag zur Umschreibung der intellektuellen Erscheinung des Israels. Der Intellekt ist die feste Struktur dieses Gefühlsmenschen, die konstruktive Sicherung seiner Dämmerempfindung. Alles scheinbar Zerfließende findet in ihm seinen Rückhalt: ein ordnender Geist bringt zunächst ins Bild das kompositorische Gefüge, das den Bau bindet; erst an dieser Ueberlegung erwärmt sich die Intuition und schreitet zur Harmonie vor. An beiläufiger Beobachtung setzt das Schriftwerk, das Gespräch ein, die Naivetät eines Stillfrohen bestimmt es; dann springt ein Gedanke in diesen verworrenen Stoff, entzündet ein leichtflammendes Sinnspiel: und von ihm aus findet, ernster gestimmt, der Intellekt den Weg zur Idee. Die Wendung ist bezeichnend und kehrt immer

Google

wieder: unmerklich gleitet das Wort vom gerade Gegebenen ins Allgemeine, induktiv wird Dieses gewonnen und darum sicher begründet. Im Malgang das Selbe: was die Interieurs des Israels aus der Sintfluth seiner Nachahmer hebt, ist namentlich Dies: daß sich bei ihm allein vom Einzelnen und Schlichtgebotenen stets der große Hinweis ins Soziale und in den allgemeinen Geist ergiebt. An dieser Folge, die logisch ist, nimmt der intellektuelle Einschlag im Genie als mitschöpferische Energie Antheil.

Wie die lineare Struktur seiner Bildwerke im füllenden, fließenden Lichte reifte, ihre Härten und Kanten verlor und gegen das psychische Moment der Stimmung stets weiter zurückwich, so haben auch die Aeußerungen dieses Geistes im Wort allmählich an Schärfe verloren, sind milder und weiser geworden und gedämpft durch den wachsenden Anspruch des Gemüthes und seinen Eingriff ins Urtheil. Ganz äußerlich erklärt die Erfahrung eines reichen Lebens diese Läuterung und die Ueberwindung des schürfenden Gedankens durch die umfassende Seele. Sprüche alter Weisen und Goethes sind ihm so zu Selbstbekenntnissen geworden, die die Probe eines Lebens bestanden. Aber die außerordentliche Anomalie dieser Mischung von Kopf und Herz bedarf noch ihrer letzten Entzifferung. Das ist doch gewiß — sein Werk bezeugt es auf jedem Tuche —, daß der stahlkalt intellektuellen Wahrnehmung des Historienmalers die warme Intuition des Instinktiven im Werke der Reife folgte. Es ergab sich die paradoxe Folge, daß Einer naiv wurde, nachdem er wissend gewesen. Und Israels war etwa Dreißig alt geworden, als sich diese seltsame Umkehr in ihm vollzog.

In solcher Erscheinung trat jetzt auch dort sein Geist zu Tage, wo er sich kritisch äußern sollte. Wir haben wichtige Worte von ihm, über Rembrandt, Velazquez, Murillo, Morales, Millet und Leibl. Ihre Kunst ist hier nicht eingehend durchspürt und auch gegen einander nur durch ein Gefühl geschieden. Aber das Elementare darin ist groß begriffen. Gerade hier, an dem schärfsten Reiz, der sich zersetzendem Intellekte bot, bewies er recht eigentlich die persönliche Form, in die er zuletzt ausgereift war: dem Analytischen lange entfremdet, kann er sich nur in Synthese äußern. Das Bauende, Bildende siegt auch im Geistesgang. Und solchem Weg angereiht, erscheint auch die Späte der Intuition, die posthume Naivetät des Künstlers begründet. Alles geht eine Straße.

Und hier, im Eigenen, entfaltet auch der Literat seine intimsten und breitesten Züge, seine Sprache wird des reichsten Ausdrucks fähig. Wie zart erweist sie sich, wenn sie den Umgang seiner suchenden Jugend mit der Zeichenkunst Rembrandts im freund-

Google

lichen Raum des alten Trippenhuis wiedergiebt: wie die Bestürzung vor der Größe des Oelmalers hier stilltiefer Versenkung weicht, wie sich ihm hier im Kleinen das Geheimniß alles Lebens aufthut und dann, vor dem Blatt mit Rembrandts Mutter... „Nimmt man das kleine Portrait in die Hand, dann schiebt man die Mappe wohl einen Augenblick zurück und legt die Hand vors Auge, um sich der Thränen zu erwehren. Ein zarteres Blatt als diese kleine Radirung dürfte kaum zu finden sein. Aus jeder Linie, jedem feinsten Strich spricht das verständnißvolle, liebe Bild der alten Mutter. Da ist kein Schatten zu viel und eine fortgelassene Linie würde die Harmonie des kleinen Meisterwerkes stören. Der berühmte japanische Maler Hokusai wünschte, den Tag zu erleben, an dem er mit jedem Bleistiftstrich Lebendes lebendig machen könne. Und Das hat schon der vierundzwanzigjährige Rembrandt in diesem Bildniß seiner Mutter ganz erreicht."

Es bedarf nur eines besonderen Motivs mehr, vom Zeit- und Weggenossen gegeben, um den Accent seiner Ergriffenheit in ein schönes Pathos zu steigern, in dessen Stolz die Rückschau auf die eigene Wegsuche tief erregt mitschwingt. Es gilt Millet: „Ihm haben wir zu danken, daß das Menschliche des Alltages auf den Thron erhoben ist, den es beanspruchen darf, daß nicht nur die Geschichte von Königen und Eroberern, von heiligen und berühmten Männern die Gegenstände bildet, durch die sich ein erhabener Geist inspiriren lassen darf, sondern daß dem Arbeiter, der das Land pflügt, der Mutter, welche ihren Säugling nährt, die selbe Liebe gewidmet werden darf und gleich große Schönheit zuerkannt werden muß wie jedem Gegenstande der uns umgebenden Schöpfung."*)

Haag. Dr. Max Eisler.

---

*) Die Gedichte Israels sind über einige Jahrgänge der holländischen Zeitschrift „Spektator" verstreut, weder gesammelt noch ins Deutsche übertragen. Vom Reisebuch „Spanien" und vom „Rembrandt" sind Uebersetzungen erschienen, bei Cassirer (zweite Auflage 1906) und im Verlag „Harmonie" 1910. Das „Wort über Millet" aus dem Ausstellungskatalog von „Pulchri-Studio", Haag 1892, steht deutsch (gekürzt) in „Kunst und Künstler", 1904, Februarheft. Die beiden Stücke „Ein Spazirgang beim Haag" und „Am Strande von Scheveningen", in den Jahrheften des archäologischen Vereins „Die Haghe" 1901 und 1905 erschienen, werde ich demnächst selber in deutscher Uebertragung erscheinen lassen.

Google

Der demokratische Reichstag.

Demokratie und Monarchie haben sich immer vortrefflich vertragen. Wenn man den Ton nicht auf den zweiten Bestandtheil des Wortes Demokratie legt, sondern damit nur meint, daß das Volk einen ungegliederten und undifferenzirten Haufen gleichberechtigter oder gleich rechtloser Individuen bildet, dann ist die asiatische Despotie sogar das verwirklichte Ideal dieser Staatsform. Denn der Sultan darf alle Unterthanen ohne Unterschied prügeln; er erhebt heute einen seiner Stallknechte zum Ersten Minister und läßt ihn morgen köpfen. Macht man aber Ernst mit dem κρατεῖν und will man die Volksherrschaft, so ist die Demokratie im modernen Großstaat eine unwürdige Posse. Alle Kenner französischer Zustände stimmen darin überein, daß es keine geduldigeren Hammel giebt als die Franzosen, die von den mit der Hilfe oder Erlaubniß der Hochfinanz ans Ruder gelangten Emporkömmlingen täglich bureaukratische, polizeiliche und steuerliche Fußtritte schweigend oder lachend hinnehmen und unaufhörlich Bismarcks Charakteristik des Franzosen illustriren, er lasse sich gern prügeln, wenn man ihm dabei nur eine Rede zum Ruhm der Freiheit halte. Die Nordamerikaner sind weniger geduldig; geführt von ihrem Präsidenten, toben sie gegen ihre Tyrannen, die Trustherren; aber es nützt ihnen nicht.

Nach englischem Muster, meinte neulich Naumann, solle sich bei uns die Versöhnung der Monarchie mit der Demokratie vollziehen. Wie nach den Aufklärungen über die Natur des englischen Staates, die wir Josef Redlich und Sidney Low verdanken, heute noch ein deutscher Politiker den englischen Parlamentarismus für eine demokratische Institution halten kann, ist mir schlechthin unbegreiflich. England ist bis 1906 das am Meisten aristokratische aller Länder der Erde gewesen und auf diesem aristokratischen Charakter beruht seine Weltherrschaft; darauf, daß im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert seine Geschicke weder von einem einzelnen Mann (Monarchen oder Diktator) noch von Volkshaufen oder von Demagogen, die sich der Volkshaufen bedienten, sondern von dem Ausschuß (dem Unterhaus) eines Standes gelenkt wurden, dessen Mitglieder wirthschaftlicher Unabhängigkeit sich erfreuten, in einem Kreis aufwuchsen, der ihnen den Weitblick über das Erdenrund erschloß, und die ihr Leben lang nichts Anderes zu thun hatten als: zu regiren (wofür sie keine Bezahlung zu fordern brauchten); wenn sie nicht vorzogen, sich den Künsten und Wissenschaften oder dem Sinnengenuß zu widmen. Daß die Parlamentswahlen

Google

reiner Humbug waren, haben die deutschen Romanleser vor sechzig Jahren von Dickens erfahren, der übrigens nur soziales, kein politisches Verständniß hatte und darum von der Aristokratie Zerrbilder giebt. Von der Periode, in der (nicht eine Demokratie, sondern) der Adel dem König die Macht entrang, hat vor vierundzwanzig Jahren Thorold Rogers in seinem für die englische Wirthschaftgeschichte grundlegenden Werk Six Centuries of Work and Wages geschrieben: „Von dem arbeitenden und leidenden Volk, das den Helden der ‚glorreichen Revolution' von 1688 und der späteren parlamentarischen Kämpfe das Leben und die Durchführung ihrer Rollen möglich machte, ist in der englischen Geschichte jener Zeit nichts zu sehen. Es verschwindet vollständig; es ist kein Element der Politik mehr, so wenig wie das Lastvieh; nur durch das Studium der Lohnlisten kann sich der Forscher einen Begriff von ihm verschaffen. Einzelne mittelalterliche Könige haben sich des Volkes angenommen. Unter den Plantagenets hatten die Richter ihr Amt zum Segen des Vaterlandes verwaltet, unter den Tudors und den Stuarts waren sie beharrliche und bösartige Feinde jedes Rechtes und jeder Freiheit und unter den Königen der Häuser Oranien und Hannover trieben sie es noch ärger. Ich behaupte, daß in der Zeit von 1563 bis 1824 in der Form von Gesetzen, deren Ausführung in der Hand von Interessenten lag, eine Verschwörung zusammengebraut worden ist zu dem Zweck, den englischen Arbeiter um seinen Lohn zu betrügen, ihn jeder Hoffnung zu berauben und ihn in unheilbare Armuth hinabzustoßen. Länger als zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch haben sich in England die Gesetzgebung und die Verwaltung zur Aufgabe gemacht, den Arbeiter auf die tiefste Daseinsstufe hinunterzupeinigen, jede Regung eines organisirten Widerstandes niederzutreten und Strafe auf Strafe zu häufen, so oft er sich seiner Menschenrechte erinnerte." Diese Seite der englischen Geschichte ist sogar den deutschen Sozialdemokraten unbekannt; die Kapitel von Marx und Engels, die davon handeln (es sind gerade die werthvollsten), werden ihnen von den Führern unterschlagen, weil es zu deren Taktik gehört, die englischen Verhältnisse auf Kosten der deutschen zu rühmen und den Genossen einzureden, dieses England, wo es den Arbeitern so gut geht, sei eine Demokratie. Diesen Herren wars sehr unbequem, als ich vor neunzehn Jahren in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" die Wahrheit aufdeckte; diese Zustände seien ja längst überwunden, hieß es. Ja, sie sind (durchaus nicht ganz) überwunden worden. Aber nicht etwa durch die Theilnahme „des Volkes" an der Gesetzgebung. Das Unterhaus ist eine aristokratische Körperschaft geblie-

Google

ben bis 1906 und das moneyed Interest, dem die erste Parlamentsreform das Unterhaus erschloß, die „liberale“ Bourgeoisie, war der erbittertste Gegner der Arbeiterschutzgesetzgebung, gewann „Vertreter der medizinischen Wissenschaft“, die vor der Parlamentskommission aussagten, vierzehnstündige Fabrikarbeit sei sechsjährigen Kindern gesund; Aristokraten wie Lord Shaftesbury und Christlichsoziale waren es, welche die Agitation für eine Sozialgesetzgebung in Gang brachten, und Staatsnothwendigkeiten verhalfen der Agitation zum Sieg. Und wer regirt jetzt, wo das Unterhaus, wenn die Iren dazu gerechnet werden, eine demokratische Mehrheit hat? Dank der von 1881 an ausgebildeten Geschäftsordnung, über die man sich von Redlich unterrichten lassen mag, das Kabinet oder, genauer gesagt, der Premier. Sogar die Frankfurter Zeitung kann nicht vermeiden, londoner Korrespondenzen aufzunehmen, in denen festgestellt wird, daß der Vollzugsausschuß der Unterhausmehrheit, das Kabinet, hum Herrn des Unterhauses geworden, dieses aber zu einem Apparat herabgedrückt worden ist, der die vom Premier gewollten Gesetze zu registriren hat. Dessen Diktatur: Das ist die thatsächliche Verfassung des heutigen Englands; und daß mit dem Veto des Oberhauses die letzte Schranke dieser Diktatur fiel, war ein Hauptgrund des leidenschaftlichen Widerstandes gegen diese „Oberhausreform“.

Also die Aristokratie, nicht die Demokratie, die es damals noch gar nicht gab (in dem dritten Sinn des Wortes: Partei, welche die Herrschaft der Masse anstrebt), hat den König von England mattgesetzt; und die inzwischen entstandene Demokratie, die 1906 Vertretung im Unterhaus und in Lloyd George einen Finanzminister nach ihrem Herzen erlangt hat, kämpft nicht gegen den König, sondern gegen das Boden- und gegen das Geldkapital. Um nun von der verfehlten Analogie zu unseren häuslichen Angelegenheiten zurückzukehren, so meint Naumann: „Der König soll über den Parteien sein, seine Minister aber soll er aus den Händen der Parteien empfangen“; und er deutet an, daß die Partei der sieben Millionen Wähler es sei, die den leitenden Minister zu stellen, den Kurs zu bestimmen habe. Ja, wenn man nur erst wüßte, was diese sieben Millionen wollen! Es giebt ja Leute, die dem Reichskanzler Opposition machen, weil er im vorigen Sommer nicht losgeschlagen hat; aber Die sind doch in der Gegend der Heydebrände zu suchen, nicht bei den sozialdemokratischen Pazifisten und bei den Erben Virchows und Richters. Vom Seelenzustand der sieben Millionen vermag ich aus der Sintfluth von Kundgebungen weiter nichts zu erkennen, als daß sie all den Unsinn geglaubt haben, den ihnen

Google

drei Jahre lang die Agitatoren vorgelogen haben: es sei eine Mißhandlung des Volkes, daß dem gemeingefährlichen Wüsten der Raucher mit Streichhölzchen durch eine Preiserhöhung ein Wenig Einhalt gethan werde (in der „demokratischen“ Republik Frankreich, wo die Zündwaarenfabrikation Staatsmonopol ist, kosten die Streichhölzchen viermal so viel und sind dabei schlecht); die Großgrundbesitzer steckten unverschämte „Liebesgaben“ in die Tasche (im Politischen Handbuch der Nationalliberalen Partei steht: „Diese Liebesgabe war in ihrer Entstehung nicht so unberechtigt, wie Viele meinen“; unter den unheilvollen Folgen der Steuergesetzgebung des Herrn Lloyd George wird angeführt: Tausende von Wirthshäusern und Brauereien mußten geschlossen werden, weil ihnen, den fanatischen Temperenzlern und Sektirern zu Gefallen, unerschwingliche Lasten auferlegt wurden); und ruchlose Habsucht der Agrarier sei die Forderung zu nennen, daß Korn und Vieh (Vieh und Fleisch sind nicht das Selbe) einen den allgemeinen Einkommen-, Geld- und Preisverhältnissen entsprechenden Preis behaupten sollen und daß dadurch die Landwirthschaft in den Stand gesetzt werde, die Produktion womöglich im Verhältniß der Volkszunahme zu steigern. Da nun dieser Glaube der sieben Millionen ein schlagender Beweis fürs Gegentheil von Weisheit und gesundem Urtheil ist, wird also dem Kaiser zugemuthet, das Steuerruder den Erkorenen des dümmsten Theils der Staatsbürger anzuvertrauen. (Jeder Einzelne ist ja klug und verständig, doch sind sie als Wähler vereint, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.) Am Ehesten dürfte man vom Hansabund zuverlässigen Aufschluß darüber erwarten, was eigentlich gewünscht, was erstrebt wird, denn Kaufleute sind doch klare Köpfe, die wissen, was sie wollen; aber auch von Denen erfuhren wir weiter nichts als Variationen der Betheuerung: Handel und Gewerbe seien entschlossen, nicht länger die Ueberagrarier auf sich herumtrampeln zu lassen. Nun predigt, zum Beispiel, der hamburger Chokoladefabrikant Max Rieck in seinem Gordian (hat es auch schon in der „Zukunft“ gesagt und mir kürzlich geschrieben), den hamburger Kaufleuten und Fabrikanten sei es noch niemals so gut gegangen wie in den letzten Jahren (also unter dem „Hungertarif“); sie werden rascher wohlhabend als je zuvor, brauchen immer mehr Leute und bezahlen sie gut; „wir können Das ja“. Die Klage, Handel und Gewerbe seien unterdrückt, ist also nur eine agitatorische Redensart. Welchen Zweck aber hat die Agitation? Stärkung der Sozialdemokratie? Daß sie das Ergebniß der Agitation sein würde, hat Jedermann vorausgesehen. Also: die Vertreter von Handel und Gewerbe wollen den

Google

Schutz und die Vergrößerung des Privatkapitals der Sozialdemokratie anvertrauen. Jetzt, nachdem es geschehen ist, jammert der „Berliner Aktionär“, die Börse müsse mit Trauer erfüllen, daß nur noch drei Männer (Kaempf, Dove und Roland-Luecke) im Reichstag sitzen, die als Sachverständige für Handelspolitik in Betracht kommen. Ein Rattenkönig unlösbarer Räthsel. Und wenn nun der Monarch so gewissenlos wäre, einem Auserkorenen dieser Räthselpartei das Steuerruder übergeben zu wollen, könnte es dann zu einer Kür kommen? Die größere Hälfte der Siebenmillionenpartei besteht aus Kollektivisten (wenigstens behaupten Das ihre erwählten Vertreter), der Wahlfonds der kleineren Hälfte wird von Kaufleuten, Fabrikanten, Grubenbesitzern und Finanzherren gespeist, die reich und immer reicher werden wollen; ist es denkbar, daß Beide einen gemeinsamen Vertrauensmann als Premier vorschlagen? Hier giebts keine Diagonale: man will entweder das Privateigenthum abschaffen oder man will es vertheidigen; ein Kompromiß zwischen diesen beiden Parteien ist unmöglich. Und eine der beiden Hälften könnte den Vertrauensmann nicht stellen, weil sie nicht die Mehrheit hat, weder im Hohen Haus noch im Land. Auch beim besten Willen des Monarchen, zu abdiziren, wäre der echte Parlamentarismus, dem in seiner Heimat durch die Demokratisirung des Unterhauses der Boden entzogen worden ist, bei uns heute, mit unseren Parteiverhältnissen, noch nicht möglich.

Aus dem selben Grund, an den der Herausgeber der „Zukunft“ schon oft erinnert hat, ist auch an fruchtbare Arbeit im neuen Reichstag nicht zu denken. Die Möglichkeit ließe sich nur dadurch herstellen, daß die Nationalliberalen ihren Wahnsinnsrausch abschüttelten und sich resolut mit den beiden konservativen Fraktionen und dem Centrum zu einer Arbeitmehrheit verbänden. Die Aussicht auf diese Möglichkeit ist geschwunden, sei sie Herrn Scheidemann zum Amt des Vicepräsidenten verholfen haben.

Beim allgemeinen, gleichen Wahlrecht ist es selbstverständlich, daß die Mehrheit der Abgeordneten aus Vertretern der Unterschicht besteht (wir sind blos deshalb noch nicht ganz so weit, weil mancherlei Mächte die natürliche Wirkung dieses Wahlrechts hemmen). Das muß eigentlich immer eine unfähige Volksvertretung ergeben. Trotzdem würde ich die Aufhebung des Reichstagswahlrechtes nicht billigen. Denn da an die Einführung der einzigen vernünftigen, der berufsständischen Volksvertretung einstweilen nicht zu denken ist, würden wir Censuswahlen bekommen, welche die Unterschicht mundtot machen; die Alleinherrschaft der Scharfmacher aber würde eine Volksverelendung zur Folge haben, ähnlich der

Google

englischen um das Jahr 1800. Eine starke Vertretung der Lohnarbeiter ist also nothwendig. Daß sich diese Vertretung zur Zeit Sozialdemokratie nennt, ist allerdings ein unerträglicher Zustand. Eine sozialdemokratische Reichstagsfraktion ist eine contradictio in adjecto, denn der Name setzt den Willen voraus, das Reich zu erhalten. Die Thür zum Reichshaus einer Partei öffnen, welche die Abschaffung des Privateigenthums und der Monarchie erstrebt: Das ist ungefähr so, wie wenn Monsieur Delcassé zum deutschen Reichskriegsminister gemacht würde. Von dieser Anomalie sehe ich ab und betrachte die Sozialdemokratische Partei nur als Arbeiterpartei, als welche sie unentbehrlich ist. Und auch mit dem schlechtesten Reichstag läßt sich auskommen, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind. Erstens muß der leitende Minister die Zügel fest in der Hand haben und die Pferde je nach seinen Zielen (natürlich muß er solche haben) zweckmäßig lenken. (Ein solcher Staatsmann wird allerdings auch schon einem ganz schlechten Wahlausfall vorzubeugen verstehen; so weit braucht er nicht zu gehen, wie die leitenden Minister der romanischen Staaten, denen gehorsame Präfekten stets die vorgeschriebene Zahl von Anhängern und von Gegnern ins Haus liefern). Zweitens darf es unter den bürgerlichen Parteien keine geben, die es macht, wie es die Nationalliberale seit dem Sommer 1909 gemacht hat. Sie hat sich der Mitarbeit an der Finanzreform entzogen, um das Odium der neuen Steuern dem von ihr als Popanz geschaffenen schwarzblauen Block aufladen zu können; eine Spekulation auf Mandatvermehrung, die, wie vorauszusehen war, verunglückt ist. Wenn Parteien, deren Mitarbeit wegen der Sachkenntniß und der Zahl ihrer Mitglieder unentbehrlich ist, statt zu arbeiten, die Reichstagsgeschäfte zu unwürdigen und thörichten Wahlmanövern mißbrauchen, dann bleibt einem energischen Reichskanzler am Ende nichts mehr übrig als: der österreichischen Verfassung den Paragraph 14 zu entlehnen.

Neisse. Karl Jentsch.

Wäre das Unterhaus, was es nach der Ansicht der Chartisten und ihrer Vorläufer sein sollte und was die Französische Nationalversammlung zu sein versuchte, das Gehirn oder der Magen des Staatskörpers, so hätte der verkrüppelte Zustand, in dem es sich Jahrhunderte lang befand, und die Quaksalberei, mit der es an sich selbst kurirt, schon ganz andere Zuckungen in den Gliedern und ganz andere Rückschläge auf das Haupt bewirkt. (Lothar Bucher.) Die Akte eines angelsächsischen Parlamentes sind nichts Anderes als Friedensverträge zwischen den verbündeten Gruppen, die den Staat bilden, immer erneute Revisionen ihrer alten Schutz- und Trutzbündnisse. (Kemble.)

Google

Mite Kremnitz.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn."
Kerner.

Vor einiger Zeit sagte ich zu einem Verlagsbuchhändler: „Ich hätte wohl Lust, einen Roman zu schreiben. Indessen Sie wissen: ich schreibe, um zu leben, nicht, um zu schreiben. Also sagen Sie mir, btite, was für mich dabei herauskommen würde." „Offener Frage offene Antwort", erwiderte er; „nichts". „Nichts?" repetirte ich mechanisch. „Nichts", wiederholte er mit behaglichem Ernst; „wenn Sie nicht einen Milieuroman schreiben oder ganz neue erotische Töne anschlagen könnten." Dieser Gedanke erschreckte mich doch ein Bischen und ich trat einen geordneten Rückzug an. Erinnere mich aber jetzt der lehrreichen Auskunft, während ich über Frau Mite Kremnitz und ihr Buch „Die Getäuschten" nachdenke.

Frau Kremnitz war Jahre lang Hofdame: sie könnte also den begehrtesten Milieuroman schreiben. In ihrer meisterlich erzählten Novelle „Der rothe Streif" braust die Wotansjagd der Leidenschaft an uns vorüber: sie könnte also vielleicht auch marktgängige Erotik liefern. Sie hätte Aussicht, mit Nataly von Eschstruth und Marie Madeleine zu konkurriren. Statt so zu thun, schreibt sie Bücher, die den Leser (im Sinn Schillers) „inkommodiren". Und wenn ich Etwas von ihr lese, so wirkt sie immer zugleich anziehend und abstoßend auf mich. Eins aber darf ohne Zweifel von ihr gesagt werden und muß daher auch einmal gesagt werden: sie ist eine Persönlichkeit. Ich wollte gern „über sie schreiben", kann es aber nicht; und wenn ich kurz gesagt habe, warum ich es nicht kann, wird auch ihr Wesen skizzirt sein. Ich bete die Form an; und die Form ist der Frau Kremnitz nichts. Ich entzücke mich an Esprit; Frau Kremnitz verweigert ihn. Ich lese gern von liebenswürdigen Menschen (und berufe mich dabei auf Goethe); Frau Kremnitz schildert nur liebenswerthe. Ich verweile wohlig im Idyll (siehe etwa die ersten fünfzig Seiten der „Haindlkinder" von Bartsch); Frau Kremnitz kennt kein Verweilen.

Sie interessirt sich nur für das seelische Erleben ihrer Menschen (echt weiblich!) und ist ganz bei der Sache, entfernt jedes Beiwerk, geht stracks aufs Ziel los. (Echt männlich?) Sie glaubt an erlösende Liebe, glaubt mit den tiefsten Kräften ihrer Natur an ein Göttliches und müht sich, den Ekel, den ihr die Unsauberkeit der Welt einflößt, zu überwinden, müht sich, den unerbittlich zerstörenden Zweifel in das Joch eines Credo zurückzuzwingen. Das gelingt dieser hermelinreinen, sensitiven und kritisch begabten Frau aber nicht, sich einzulullen: sie hat zu viel gesehen, gefühlt, gelebt, gelitten. Und da ist ihre „Note":

Google

sie leidet so sehr am Leben, daß ihre Bücher oft wie ein lange ausgehaltener Schmerzensschrei wirken. Und nun schreibt sie gleichsam mediumistisch. Von Kunst so wenig eine Spur, als walte hier höchste Kunst. Technische Absichten und Schachzüge und scènes à faire sind nicht zu bemerken. Nur eine Frage beherrscht sie, beherrscht uns: Können diese beiden Menschen einander noch lieben, können diese beiden Menschen noch leben?

Nun wollte ich noch sagen: Frau Kremnitz besitzt eine tiefe Kenntniß der menschlichen Seele. Aber Das ist wieder „vorbei“ gelobt. Sie besitzt sie nicht: sie bewährt sie. In dunklem Drang, nicht etwa nach der Art gewisser Franzosen, die bei ihren Dissertationen immer auf den Leser schielen: Habe ich Das nicht geistreich, überraschend und doch folgerichtig, gefingert? Freilich, die Psychologie dieser Schriftstellerin erinnert an das Wort Josephs de Maistre: „Die Seele eines Verbrechers kenne ich nicht; aber ich kenne die eines ehrlichen Mannes und ich weiß, daß es furchtbar um sie bestellt ist.“ Aber Frau Kremnitz glaubt (gewaltsam ringend und gleichsam das Kreuz umklammernd) an die erlösende Liebe und im letzten Kapitel ihres Romans hat sie diesem Glauben einen sublimen Ausdruck gegeben. Auch hier: nicht redend, sondern bildend.

Jedes Ding hat seine Zeit. Heute blicke ich gern auf eine bunte Wiese, morgen staune ich zu Gipfeln empor oder starre schaudernd in einen Abgrund. Auf Wiesen schreitet Mite Kremnitz nicht einher, zu Gipfeln führt sie nicht, aber manchmal reißt sie einen Abgrund auf, wo wir eine Blumenflur wähnten.

Sie kann kaum mit einem anderen Autor unserer Zeit verglichen, sicher mit keinem verwechselt werden. Mir scheint kaum möglich, ihre Lehrer zu nennen; ganz unmöglich, sie zu rubriziren. Sie ist einsam, ist „quelqu'un“. Besonderes Kennzeichen: ein zerrissenes, gütiges Herz.

Eduard Goldbeck.

Die Erfindung des Salons.*)

Die Marquise de Rambouillet verdient ihren Platz in jedem Buch, das sich um die Technik der Gesellschaft bemüht; denn sie ist es gewesen, die den Salon erfunden hat, nicht nur figürlich, sondern in der That. Man kannte bisher kein eigentliches Gesellschaftzimmer, empfing bald im Garten, bald im Schlafzimmer, meist, wo man war, und kannte keinen festen Mittelpunkt des geselligen Lebens; den schuf nun

*) Eine Probe aus dem Buch „Lebensformen (Anmerkungen über die Technik des gesellschaftlichen Lebens)“, das bei Georg Müller in München erscheint.

Google

zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Marquise de Rambouillet und sie setzte damit dem einen Centrum, das die Höfe bildeten, ein zweites entgegen oder an die Seite, nämlich das Haus der vornehmen Frau, die es versteht, zu empfangen. In diesem Hotel de Rambouillet nimmt die Geschichte des französischen Salons ihren Anfang, der die deutschen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ein gutes Theil ihrer geistigen Entwickelung zu danken haben; denn die innerlich ähnliche Form des Renaissancelebens war längst durch den Wirbel reformatorischer Bestrebungen verwischt worden. Das Leben dieser Preziösen, aus der Literatur oder doch aus dem oft wiederholten Schlagwort Jedem bekannt, ist eine seltsame Mischung von eifrigem Suchen nach dem seltenen, dem raren Ausdruck und einer harmlosen Naivetät. Die selben Menschen, die keinen Satz aussprechen wollten, dessen Worte Allgemeingut, dessen Fügung banal sind, vergnügten sich an den Reizen kleiner Ueberraschungen, kindlicher Spiele, die man allerdings, wie es ja auch schon ein Hauptvergnügen am Hof der Königin von Navarra war, oft genug in „Jeux d'esprit" verwandelte. In dieser Gesellschaft fängt man an, sich um die Philosophen zu kümmern. Das ist ja auch der Kreis, aus dem das klassische französische Theater ersteht, in dem Corneille seine Stücke vorliest. Aber man ist auch furchtbar vergnügt, Tage lang erregt, weil es gelingt, Einem was klug zu verstecken. Dieser Kreis bildet einen Gegensatz zu dem Hof, an dem inzwischen die Formen lässiger, die Manieren ganz schlecht geworden sind. Die Zeitgenossen konstatiren hier zum ersten Mal den Einfluß des gesellschaftlichen Milieu auf den Charakter des Einzelnen. Auch darum ist diese Welt für uns so interessant. Man findet nämlich, daß die selben Leute am Hof ganz anders sich gaben, sprachen und fühlten, als nach ihrem Eintritt in den Salon der Marquise. Es waren die selben Namen und die selben Gesichter, erzählen die Chronisten, aber doch ganz andere Menschen. So kannten sie die Kunst der menschlichen Metamorphose, die das Kuriosum aller alten und neuen Geselligkeit ist. An ihnen kann man schon beobachten, was dem Helläugigen die Geselligkeit unserer Zeit Tag vor Tag offenbart, wie die Umgebung Menschen von nicht allzu starker Eigenart eilig verwandelt, aus ihnen für Minuten, Stunden und Tage andere macht. Niemand hätte gewagt, in dem Kreise der Preziösen, an die unsere Snobs mit ihrem klugen Leben oft allzu sehr erinnern, sich zu benehmen, wie es Ludwig XIII. selbst that, der (um nur ein Beispiel zu geben) in einer Hofgesellschaft bemerkte, daß eine Dame ein zu weit dekolletirtes Kleid trug und dann bei Tisch aus seinem Becher einen Schluck Wein in den Mund nahm, um ihn auf den bloßen Körper dieser Frau zu sprudeln. Oder wie der Marquis de Case, der an dem selben Hof, weil seine Nachbarin bei Tisch ihn neckte, von der Platte ein Stück Fleisch voll Saft nahm und es der jungen Dame ins Gesicht warf. „Qui on rit de tout son cœur", fügen die gleichzeitigen Memoiren hinzu und offenbaren uns die verwirrte Welt der Zeit. Solche Art stimmt allerdings wenig

zu der Erscheinung des vollendeten Hofmannes, die man zwei Jahrhunderte vorher nie mehr verlieren zu können geglaubt hatte. Diese französische Zeit der Richelieu, Mazarin, ja, auch der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, den man sich gern als eine Epoche der allerfeinsten Manieren, der höchst entwickelten Kavaliertugenden denkt, weist noch eine große Reihe absonderlicher Widersprüche zwischen Charakter und Form auf. Der Herzog von Lauzun, den man schon als das Vorbild aller künftigen Dandys preist, tritt mit seinem Schuh, mit der ganzen Gewalt seines Beines auf die Hand der Prinzessin von Monaco, weil sie ihn ärgert, und man versteht gut, daß die Ceremonienmeister der Könige Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Fünfzehnte unerbittlich und streng immer neue Gesetze erlassen, um endlich eine reine, glatte und zuverlässige Form der Gesellschaft zu erzielen. Die Seufzer der Zeitgenossen helfen nicht. Madame de Maintenon bricht in die Klage aus: „In keinem Kloster der Welt giebt es so viele Gesetze wie am Hof.“ Aber nur durch diese pedantische Art erreicht man endlich die Geselligkeit, die, romantisch, wehmüthig und frivol zugleich, allen Genüssen hingegeben, jeder neuen Sensation nachläuft, kein Gesetz tiefinnerlicher Sittlichkeit zugiebt, wohl aber die Form als das äußerste Heiligthum festhält und durch sie sich Alles zu gestatten vermag. In Frankreich ist diese Welt ironisch, schmachtend und frivol zugleich, in Deutschland verbrämt sie sich lieber mit romantischem Aufputz.

Die Geselligkeit des französischen Rokokos ist vor Allem sensuell, Angelegenheit der Nerven, unsentimental; die der deutschen Höfe und Adelsgesellschaften, die nun auch von den jungen Beamten und halben Bürgern acceptirt wird, neigt sich im Zug des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr den Werthergefühlen zu. Wann immer in einer Gesellschaft die Dichter eine große Rolle spielen, der Dilettant Verse macht, bleibt der empfindsame Ton nicht aus. Die Abenteurer der französischen Hofgesellschaft hatten ihn auch. Ja, er bildet in der Mischung mit der Lebensneugier, der Lüsternheit, der Genußsucht und der Athemlosigkeit der Zeit ihren seltsamsten Reiz. Nun ist die ganze Geselligkeit von den kleinen zerbrechlichen Sèvres-Porzellanfiguren, diesen Frauen voll Charme und Härte, abhängig. In Einem sehen sie einander alle gleich, die Königinnen, die Favoritinnen, die Hofdamen: sie scheinen den Schutz bei den Männern zu suchen und sind die Herrscherinnen. Sie scheinen nur Gefühlen hingegeben zu sein und leben mit Gehirn und Nerven mehr als mit der „Seele“. Ob man nun an die ersten Barockzeiten denkt, an die Schäferei der nächsten Jahrzehnte oder an die Hausbackenheit der Zopftage: alle diese Generationen, kraus vermischt, leben nur für das amusante und aufreibende Dasein der Geselligkeit. Ob man nun im köstlich geschichteten Bett empfängt, um sich über die neuen Schändlichkeiten des Crébillon zu unterhalten, ob man, die Rose in der Hand, mit kleinen Bewegungen und zierlichem Fuß durch den Garten hindurch Haschen spielt, ob man die Reize verbotener Lust im Winkel des Ballsaales genießt, für ein neues Stück,

Google

ein neues Ballet, für einen Tanzschritt probt, ob man schließlich die Kinder an die Brust legt und Lotte spielt, Alles hat nur den einen Sinn: so sehr auf den Nebenmenschen zu wirken, wie es irgend geht, aus dem Leben so viel an heftigen und kurzen Reizen hervorzuholen, wie die oft recht gebrechlichen Körper gestatten, und niemals bis zu dem letzten Zucken der Muskeln, bis zum leise verzerrten Lächeln des Todes zu vergessen, daß man gesehen wird, Schauspieler auf der großen Komoedienbühne der Welt ist.

Der Ton der Gesellschaft bleibt ja nicht immer der selbe. Von Corneille und Crébillon bis zu Voltaire, von den chinesischen Festen bis zu den bäuerlichen Freuden ländlicher Vergnügungen, wo man die Kühe melkt und dem Hahnenschrei nachahmt, ist ein weiter Weg mit allerlei Ruheplätzen, Verzweigungen und Lauben. Das Bewußtsein fehlt aber diesen Menschen nie, und was sie auch thun, sie denken wohl daran, daß sie es zwar um ihrer selbst willen, aus dem reinsten Egoismus machen, aber doch zugleich zur Freude der Anderen; denn das eigene Lustgefühl ist ihnen nicht viel mehr als der Reflex fremden Vergnügens oder fremden Kummers. Darum wirkt Alles, was diese Zeit unternimmt, Alles, was sie erregt, als Kunst, als Mittel der gesellschaftlichen Kultur. Man kann kaum eine einzige Form, eine einzige Nuance unserer heutigen Gesellschaft, mag sie dem ersten Eindruck auch noch so modern scheinen, auffinden, die nicht damals schon geübt wurde. Liebhabertheater, Jagden, Ritte, Bälle, Maskenfeste, Redouten, das Spiel mit Worten, die Konversation, Gesang, philosophische Erörterungen, die höchste Verfeinerung des Briefschreibens, der Flirt (noch unter einem Pseudonym): das Alles war regelrechtes Rüstzeug jedes Menschen, der „dazu gehörte“.

Der „Cortegiano“ des achtzehnten Jahrhunderts, der Kodex der gesellschaftlichen Sitte in Frankreich, ist nie geschrieben worden. Dazu ging das Leben schon zu schnell. Aber aus tausend Memoiren, hunderttausend Briefen, aus den Komoedien, den Novellen, den Bildern und den Stichen, mehr aber noch aus den unversehrt erhaltenen Wohnungen, Schlößchen, Gärten jener Menschen erkennen wir die Form ihrer Geselligkeit. Was in den Kreis der Preziösen eingeführt wurde, nämlich die Konversation, die Causerie, Das wurde in den Salons vom Barock an ausgebildet. Auf den zierlichen Möbeln, die für zwei Menschen engen Platz hatten, verstand man die Kunst der halben Worte, der Redespiele, wußte man die leisesten Regungen der Nerven in hübsche Sätze zu fassen; und man war umgeben von Spiegeln, in denen man an sich, an den Anderen jedes kleinste Zucken beobachtete. Unter dem Eindruck dieser ständigen Kontrole maß man seine Manieren sorgsam, achtete auf Grazie und lernte die Kunst, die Worte als Geheimnisse voll Andeutungen zu brauchen, die wie Irrlichter das Leben verwirren. Jeder Zug dieser Menschen ist vielsagend, und wenn sie ihren Fächer so viel gebrauchen, so war er ihnen ein Mittel, mit dem selben Lächeln sowohl Ja als Nein sagen zu können. Sie haben übrigens öfters „Ja“ als „Nein“ gesagt. Man hat von dieser ganzen Ge-

Google

sellschaft immer den Eindruck, als ob sie beständig beisammen ist, nie Einer allein, daß auch rein physisch immer wieder Einer den Anderen berührt; auch ihre Gefühle tauchen immer wieder in einander, mancherlei Bänder und Ketten verschlingen sie. Und doch hat man das Gefühl, daß Jeder verlassen ist, Keiner mit dem Anderen Etwas zu thun hat. Diese Antithese der Weltgefühle charakterisirt die Höhe gesellschaftlicher Kultur. Die Zeit, in der so viele Feuer glühen, ist im Wesentlichsten kalt und verdankt dieser Kühle viele Möglichkeiten. Denn zu glänzender Ausbildung der Persönlichkeit scheint doch das Bewußtsein nothwendig zu sein; man darf sich nicht allzu lange verlieren, kein Erlebniß so ernst nehmen, daß es die letzte Kraft verzehrt, daß es nicht einen Ueberschuß läßt, der eine originelle und charmante Form erzeugt. Selbst die modernen Brüder Goncourt, diese feinen, subtilen und ins achtzehnte Jahrhundert verliebten Kenner, können sich aus ihren stärker schlagenden Herzen heraus nicht helfen und müssen sagen: „Eigentlich mögen wir diese Frauen des achtzehnten Jahrhunderts nicht, weil sie, mit zwei oder drei Ausnahmen, ohne Impuls, ohne Glauben an Güte und Selbstlosigkeit dahin gelebt haben, voll von Indifferentismus und Skeptizismus gewesen sind, Advokatenseelen in der Brust hatten."

Für diese Gesellschaft müssen nun seltsame Zeiten gekommen sein, als selbst in begrenzten Horizonten die phantastische Erscheinung einer großen menschlichen Umwälzung auftauchte. Man citirt gewöhnlich das Wort der armen Königin, die, als das Volk kein Brot hatte, fragte, warum man den Leuten nicht Kuchen gebe; aber man thäte Unrecht, wenn man meinen wollte, daß so weltenfern, kindlich und ohne jede Ahnung der Zukunft drohender Geschehnisse die Gesellschaft ihr hübsches Einerlei weitergetrieben habe. Als die Menschen sich häuslichen Beschäftigungen zuwandten und die galanten Künste in kleinbürgerlichen Masken zu üben begannen, war Dies schon ein halb bewußter Schritt rückwärts, ein vielleicht kindischer, aber doch vielsagender Versuch, die Götter zu versöhnen, das Unglück, dessen Dräuen sie Alle spürten, aufzuhalten. Kaum zehn Jahre später aber hatte sich in allen maßgebenden Salons der pariser Gesellschaft der Ton verändert. Aus der leichten Konversation, den nervösen Spielen von Männern und Frauen war die Gewohnheit ernster Diskussionen geworden, und wenn man sich auch zuvor schon mit jener gesellschaftlichen Universalität, die auch die Encyklopädisten in den Kreis der großen Welt gezogen hatte, eben so sehr um ökonomische Angelegenheiten wie um die Lästereien der Novellisten gekümmert hatte, so verschwindet jetzt der Künstler, der Dichter aus dem Mittelpunkt der Gesellschaft; es ist kein Platz mehr da für den Ballettänzer, kaum noch Raum für den Schauspieler, es sei denn, daß er mit erhabener Miene und hocherhobenem Organ pathetische Verse voll politischer Anspielungen spricht. Das tönende Wort tritt an die Stelle des verliebten Flüsterns. Das Anrecht, ein Don Juan, ein Lovelace zu werden, hat nun nicht mehr der graziöse Galan, sondern der Politiker.

W. Fred.

Google

Die wilde Helene.

Ende der siebenziger Jahre war es, als der Funke des sozialistischen Feuerbrandes, der die Welt umkreiste, übersprang und flammend aufging in den leicht entzündlichen Herzen junger Männer. Eine Bewegung, die der Menschheit Befreiung von Knechtschaft und Elend verhieß, mußte Jeden mitreißen, der die Fesseln der Schule und der bürgerlichen Ideenwelt gelockert hatte. Aus dem Lager der Proletarier winkte die Gestalt Lassalles, die, wie keine der Neuzeit, geschaffen war, jugendliche Herzen zum Ueberschäumen zu bringen. In geheimen Konventikeln, die Schule und Haus nie erspürten, loderte die Begeisterung für den Volkstribunen auf; aber auch der Haß gegen die Bereiterin seines frühzeitigen Endes, gegen die Mörderin Helene von Racowitza. Die Worte, die einst die Gräfin Hatzfeld an Hans von Bülow schrieb: „Ich habe auf Lassalles toten Körper den Schwur geleistet, daß ihm Rache werden soll, und ich muß ihn halten" klangen wie ein heiliges Vermächtniß in den Seelen nach.

Fast drei Jahrzehnte waren darüber hinweggegangen, die Leidenschaften in Liebe und Haß durch Leben und Dulden ihrer Gluth beraubt. Helene von Racowitza? Wenn je ihr Name noch genannt wurde, klang er wie der einer Verschollenen. Selbst daß sie, die Ruhelose, die rastlos Irrende, am Ende ihres bacchantischen Zuges durch die Welt die legitime Gattin eines russischen Revolutionärs geworden, haftete nur dunkel noch im Bewußtsein. Man schrieb das Jahr 1908; in München waren flüchtige russische Studenten der Polizei in die Arme gefallen und über ihnen schwebte das Schicksal der Auslieferung. Das sollte gehindert, jedes erreichbare Mittel dagegen angewandt werden. Durch diese Sache kam ich zu Sergius von Schewitsch, dessen nächste Verwandte noch Großwürdenträger der russischen Krone waren. In einer nur wenige Häuser umfassenden Seitenstraße des Vorortes Bogenhausen wohnte er mit seiner Helene. Gegend und Milieu ließen darauf schließen, daß der Nomadentrieb des Paares zur Ruhe gekommen sei. Kleine, mit Anmuth und Phantasie eingerichtete Räume, voll von Behaglichkeit und Wärme. Und als der Zweck meines Besuches erfüllt war, als mein Partner, der Typ eines Weltmannes, an mich die Frage richtete, ob ich nicht auch seiner Gattin vorgestellt zu werden wünsche, da flammten wohl noch einen Augenblick alte Abwehrerinnerungen in mir auf; doch sie verstummten, als Helene von Schewitsch eintrat. Und sie mußten für immer verstummen; denn dieser Wärme des Ausdrucks, dieser wahrhaft herzlichen Menschlichkeit in Urtheil und Interesse konnte Keiner widerstreben. Eine innerlich stille, fast hausfraulich schlichte Dame stand vor mir. Der Märchenschein des glühend goldenen Haares war längst verblaßt und von der gefeierten Schönheit des Antlitzes, der stolzen, freien Stirn, dem feinen und kühnen Schnitt der trotzig gebogenen Nase, dem sprühend zärtlichen Auge nur das Unzerstörbare übrig geblieben. Hinzu aber war der Charme der Matrone gekommen.

Google

Alter, langes Siechthum, Kämpfe um Leben und Existenz und wohl nicht am Wenigsten die Beschäftigung mit philosophischen Problemen hatten das allzu rasch pulsende Blut endlich beruhigt. Helene nennt in einem Brief ihr theosophisches Glaubensbekenntniß „die schönste Endsumme, welche die so oft konfuse Rechnung meines Lebens giebt“. Wer in den letzten Jahren ihr näher trat, Der sah bewegt dies Ergebniß innersten Erlebens. Eine Betschwester war das Weltkind von dazumal nicht geworden. Muthig, wenn auch gesättigt, schaute sie ihrer Vergangenheit ins Auge. Einer ihrer treusten Freunde schrieb an und über sie: „Der eigene Lebensinhalt wird für uns werthvoller, wenn ein liebendes Auge darauf ruht. Er wird, geläutert, für uns und Andere zur Klarheit erhoben. Ueber die Niederungen des Alltagslebens, ja, über unser voriges Selbst streben wir hinaus. Wir erblicken vor uns einen Führer und Freund, einen Mitkämpfer und Kameraden. Und das Alles ist Helene für mich. Sie hat tapferer, ausdauernder, erfolgreicher gerungen als ich. Ich war geschützt durch Geburt, Erziehung, Umgebung, Beruf, ängstliches Rücksichtnehmen auf das Forum der Welt. Dieser äußere Halt hat Helene gefehlt. Sie hat den sittlichen Halt in sich selbst suchen und finden müssen. Und hat ihn gefunden. Darum ist sie mir weit voran und ich blicke zu ihr hinauf.“ Und an einer anderen Stelle: „Wer nur die wilde Helene kennt, Der beneidet (oder beklagt) dies Sonnenkind um die Höhen und Abgründe ihres Lebens. Nun ist sie still und einsam geworden, aber doppelt beneidenswerth. Höhen und Abgründe kennt sie noch jetzt. Abgründe des Verzagens und Höhen des Sieges. Eines Sieges, gleich werthvoll für den Geretteten wie für sie selbst. Ob er sich behaupten wird, ist ja wohl fraglich. Aber sie hat unmittelbaren und unbeschreiblichen Gewinn. Die Läuterung ist, wo nicht vollendet, doch gefördert. Eine höhere Stufe erreicht. Die Kraft des Ausharrens erprobt. Sie gehört einer vollkommneren Reihe an. Sie vernimmt den Chor der Büßerinnen: ‚Daß ja das Nichtige ganz sich verflüchtige, glänze der Dauerstern, ewiger Liebe Kern.‘ Und in tiefer Beugung antwortet sie wie Jene: ‚Wer zerreißt aus eigener Kraft der Gelüste Ketten?‘“

Im Oktober 1911 brach das morsche Brett, das die Existenz der beiden Schewitsch trug. Den Mann hatte die moskowitische Indolenz, die Grandseigneurgewohnheit in der langen Dauer seines münchener Aufenthaltes zu keiner Bethätigung kommen lassen. Wissen und Geist, über die er verfügen konnte, blieben brach. Die eiserne Willenskraft, die ihn in Amerika als Journalisten und Volksredner vorwärts gebracht hatten, war rostig geworden. Alle Anstrengungen, sich über Wasser zu halten, mißlangen, die alten Verbindungen (Schewitsch war einer der Mitbegründer des Simplizissimus, seine ewige Geldnoth der Grund zu früher Abfindung) waren verloren, die Maschen des Netzes, das ihn umfing, unerträglich eng geworden. Er hat sich getötet. Und Helene ist ihm bald gefolgt. Schon 1905 hatte sie Selbstmord versucht. Als sie zum ersten Mal in den Abgrund blickte, den ihr der geliebte

Google

Sorge bereitet hatte. Dann schien es wieder ruhiger um sie werden zu wollen; doch im Inneren schritt das Verhängniß weiter. Und während sie in einem prunklosen, aber ungemein warmen Heim ihre Freunde um sich versammelte und selbst noch an der Schwelle des Greisenalters durch ihren Frauenreiz die Menschen an sich fesselte, krächzten bereits die Raben nach Habe und Gut, nach Edelgestein und Flitter, der in so überreichem Maße aus den Tagen der tollen Freuden zurück geblieben war. Sie blieb sich bis ans Ende getreu: das Gift, das sie nahm, lähmte das Herz; kein verzerrender Zug entstellte das friedvolle Antlitz.

Und wieder stand ich vor ihrer Gestalt, ihrem fast noch blutwarmen Sein und Wirken, als ihr geistiger Nachlaß mich an die Stätte ihrer letzten Tage rief. Längst war das vornehme bogenhausener Quartier mit einer kleinbürgerlichen Wohnung im entlegensten Proletarierviertel vertauscht worden. Vergilbte Blätter, Schwüre der Liebe, Worte der Freundschaft tragend, mancher große Name darunter, geistvolle Plaudereien und neckische Scherze gingen mir durch die Hände. Von ihrem Mohrenprinzen, dem Wallachen Janko von Racowitz, dem ungeübten Schützen, der einmal in seinem Leben so gut sein Ziel traf, Bild und Locken, in silberner Kapsel sorglich aufgehoben. Von Lassalle nichts mehr; kein Bild, kein Brief; als wäre seine Erscheinung für sie ausgelöscht. Aus dem Kreis seiner Freunde freundschaftliche Zeilen von Karl Oldenberg, dem Weisen der Parlamentstribüne, aus dem Dezember 1867. Dazwischen Stöße von Manuskripten, begonnene und beendete Aufsätze, meist theosophischen Inhalts, und als wohl werthvollstes Bild ihres geistigen Wirkens aus der letzten Zeit ein über volle zwei Jahre sich hinziehender fast täglicher Briefwechsel mit ihrem letzten Freund. Ihr letztes Idol, Schewitsch, war lange zuvor schon, noch als Lebender, in den Staub des Alltags gesunken.

München. Dr. Julian Marcuse.

Obligationen.

In Preußen gab es 1911 fast 1000 Millionäre mehr als 1910; und die Zahl der Personen, die ein Vermögen von mehr als 20000 Mark versteuerten, ist von 770000 auf 870000 gestiegen. Nun sollte man meinen, daß der „Rentner“ auch im Bezirk der Anlagepapiere der sicherste Kantonist sei. Aber der Prozentsatz der Aktien im Gesammtvermögen ist von Jahr zu Jahr größer geworden; und seit 1909 hat das Publikum die Hürde der Dividendenwerthe kaum noch verlassen. Staatspapiere, Kommunalanleihen, Hypothekenpfandbriefe, Industrieobligationen: wer zählt die Völker, nennt die Namen? Das Alles will untergebracht sein. Da muß oft kräftig nachgeholfen werden. Die Hypothekenbanken heizen beim Vertrieb ihrer Pfandbriefe so stark, daß schon gefragt wird, ob die Bonifikationen nicht begrenzt werden sollten.

Google

Die Kreditbank bekommt ihre Vergütung für den Absatz der Obligationen und zahlt eine Provision an den Bankier, der die Papiere bei seiner Kundschaft unterbringt. Das macht 2 Prozent Verkaufsprämie; und die künstliche Erwärmung des Marktes bewirkt wunderliche Erscheinungen. Daß zwischen alten und neuen Serien von Hypothekenpfandbriefen Kursdifferenzen von 1½ Prozent bestehen, ist nur der ungleichartigen Behandlung der Papiere durch die Banken zuzuschreiben. Die interessiren sich eben nur für die neusten Ausgaben und sehen in den älteren „zurückgestellte Waaren". Das Publikum aber wähnt, vor Kursverlust sicher zu sein, weil „die Hypothekenbanken den Börsenpreis ihrer Schuldverschreibungen stützen". Das ist eitler Wahn. Daß der Umlauf der Hypothekenpfandbriefe im Jahr 1911 sich um 522 auf 11213 Millionen ausdehnte, obwohl die Neigung des Publikums den Dividendenträgern gehörte, beweist nur, wie geschickt der Verkauf betrieben wurde. Staatsanleihen sind gewiß nicht schlechter als die Schuldverschreibungen der Pfandbriefbanken; und doch schwerer abzusetzen. (Den Werth einer zuverlässigen Verkaufstechnik zeigte der große Erfolg der jüngsten österreichischen Rentenemission. Bis in die kleinste Hütte drang der Ruf zur Betheiligung. Die deutschen Anleihen mußten sich mit einem Achtungerfolg begnügen; doch ist kein Grund zur Klage, wenn die Subskribenten bei der Stange bleiben.) Schon wurde erzählt, die Hypothekenbanken seien entschlossen, über den vierprozentigen Normaltypus hinauszugehen. Vor einigen Jahren haben zwei Institute (Deutsche und Berliner Hypothekenbank) 4½prozentige Schuldverschreibungen ausgegeben. Das Experiment blieb vereinzelt; jetzt, hieß es, empfiehlt die Situation des Grundstück- und Baumarktes, besonders in Berlin, die Wiederholung. Aber gerade die Schwierigkeit, gutes Hypothekenmaterial zu erlangen, müßte die Hypothekenbanken mit der Begrenzung des Pfandbriefabsatzes aussöhnen. Die Summen, die in Hypotheken angelegt werden können, nehmen rascher zu als die Chancen ihrer Verwendung. Die Konkurrenz ist nicht klein: im Wettbewerb mit den Pfandbriefbanken stehen die Versicherungsgesellschaften, Sparkassen, Stiftungsgelder und das Privatkapital. Am ersten Januar 1913 tritt das Gesetz für die Versicherung der Privatbeamten in Kraft. Die Beiträge, die von Chefs und Angestellten bezahlt werden müssen, sind auf etwa 250 Millionen Mark im Jahr zu schätzen. Wenn davon auch nur der dritte Theil in Hypotheken untergebracht wird, müssen die Beherrscher des Hypothekengeschäftes die Wirkung spüren.

Eines Tages wird der Vertrieb neuer Pfandbriefe sich verlangsamen; doch die Hypothekenbanken können durch die Prolongirung alter Hypotheken, zu besseren Bedingungen als beim ersten Abschluß, die ihnen entfallende Zinsensumme wieder hereinbringen. Vielleicht nützt den Staatspapieren die Karenz, die sich die Hypothekenbanken auferlegen müssen. Die Schicksalslinien der verschiedenen Gattungen von Schuldverschreibungen kreuzen sich; jeder Richtungwechsel wirkt auf alle Theile. Der sichere Zins hat seine Wirkung auf den Kapitalisten noch nicht verloren. Mit der Schuldverschreibung ist ja auch

Google

leichter zu arbeiten als mit der Aktie. Bankschulden gehören zum Inventar industrieller Unternehmungen. Werden sie lästig (durch hohe Zinsen oder störende Breite in der Bilanz, so daß sie als Schönheitfehler wirken), dann wandelt man sie in eine Obligationenanleihe um. Die Bank wird abgefunden und an ihre Stelle treten die Besitzer der Obligationen. Das vom Kaiserlichen Statistischen Amt herausgegebene Verzeichniß der „Schuldverschreibungen der deutschen Aktiengesellschaften und sonstigen privatrechtlichen Schuldner“ lehrt, daß Ende 1910 für etwa 3964 Millionen Mark Obligationen in Umlauf waren, die sich auf 2017 privatrechtliche Schuldner (mit Ausnahme der Bodenkreditinstitute) vertheilten. Auf Aktiengesellschaften entfielen etwa 3¼ Milliarden. Zur Charakteristik dieser Art von Obligationen ist die Unterscheidung in Schuldverschreibungen auf den Namen oder Inhaber wichtig. Von den 3964 Millionen waren nur 586 Millionen auf den Inhaber ausgestellt. Daraus ist zu ersehen, daß bei der Industrieobligation besondere Garantien nothwendig sind, die nicht nur in ihrer eigenen Sicherung (2050 Millionen waren durch hypothekarische Eintragungen verbürgt), sondern auch im Verhalten des Gesetzgebers zum Ausdruck kommen. Das Bürgerliche Gesetzbuch erkennt nur die Obligation an, die auf den Namen (eines Bankhauses oder eines anderen Ausstellers) lautet und durch Indossament übertragbar ist. Zur Ausgabe von Schuldverschreibungen auf den Inhaber ist die Genehmigung der Landesregirung erforderlich, die in Preußen niemals ertheilt wird. Nicht einmal die Große Berliner Straßenbahn konnte das Inhaberprivileg für ihre letzte große Anleihe erreichen. In anderen Bundesstaaten ist man weniger streng; selbst wenn die Firma, die die Obligationen ausgiebt, keine Riesengesellschaft ist. Jedenfalls gehört die Industrieobligation zur Gattung der Papiere, die sich besonderen Vorschriften unterwerfen müssen, weil sie als besonders sicher gelten wollen. Da der Staat nicht jede Industriegesellschaft, die Obligationen ausgeben will, bis ins Innerste prüfen kann, sucht er sich durch die Bedingung der Namensangabe so gut wie möglich zu schützen.

Bis ins Innerste dringt oft ja nicht einmal das Auge der Nächsten. Die Hohenlohewerke haben der Deutschen Bank eine Obligationenanleihe von 40 Millionen Mark „begeben“, deren Andenken in der deutschen Wirthschaftgeschichte fortleben wird. Seit der Veröffentlichung dieser Transaktion muß der von der Deutschen Bank patronisirte Finanz- und Industrieconcern der Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen und Max Egon Fürstenberg allerlei Unerfreuliches hören. Die Hohenlohewerke sind (oder waren) der werthvollste Bestandtheil der fürstlichen Unternehmungen. Sie wurden im Jahr 1905 mit 40 Millionen Mark Aktienkapital gegründet und haben heute 80 Millionen. Dem Fürsten zu Hohenlohe wurden für seinen Besitz an Bergwerken, Bergwerkantheilen, Grubenfeldern 44 Millionen gezahlt und eine ewige Jahresrente von 3 Millionen Mark gesichert. Am ersten Oktober 1910 ist die Rente gegen 32 Millionen Mark neuer Aktien abgelöst worden. Das ganze Aktienkapital ist zum Börsenhandel zuge-

Google

lassen; die Stücke werden auch im Ultimoverkehr notirt (letzter Kurs 200 Prozent)). Für 1910/11 wurden 11 Prozent Dividende (vorher 9) gezahlt. Ende Januar lasen wir, der Stellvertretende Vorsitzende des Aufsichtrathes, Geheimer Kommerzienrath Fritz von Friedländer-Fuld, habe sein Amt niedergelegt, weil er überbürdet sei. Wenige Tage später hieß es, die Verwaltung der Hohenlohewerke werde eine Anleihe von 40 Millionen Mark aufnehmen, um neue Kohlenfelder zu erschließen. Nun erinnerte man sich, daß neben der Firma Emanuel Friedländer & Co. der vom Fürstentrust gegründeten G. m. b. H. Wulff & Co. der Verkauf der Hohenlohe-Kohlen übertragen worden war, und vermuthete, daß durch die Anlage und Ausbeute neuer Schächte der Einfluß der Firma Wulff & Co. wachsen werde. Der Vertrag mit Friedländer endet zwar mit dem Jahr 1915; doch scheint dafür vorgesorgt zu sein, daß nur Wulff vom Zuwachs der Kohlenproduktion Nutzen habe. Rebus sic stantibus konnte Herrn von Friedländer-Fuld die Erschließung neuer Kohlenfelder nicht wünschenswerth sein. Hat er gegen die Anleihe protestirt? Er selbst behauptet, daß er von dem Finanzplan erst nach seinem Rücktritt aus dem Aufsichtrath der Hohenlohewerke gehört habe; aber die Absicht auf die Schachtbauten wird ihm wohl bekannt gewesen sein. Auch vernahm man von Konflikten mit dem Generaldirektor Lob, von der Entlassung zweier Direktoren und von Bücherrevisionen. Der Generaldirektor bleibt „bis auf Weiteres“; zwei Stellvertretende Direktoren erklärten öffentlich, daß der Aufsichtrath, ohne zu hören, sie dem Amt enthoben habe. Vielfach wird erzählt, die Direktoren der Hohenlohewerke seien durch ihre Haltung bei den Reichstagswahlen der Hüttenpartei (Hilger, Uthemann, Williger) mißliebig geworden, deren Beschwerde den Fürsten Hohenlohe alarmirt habe. Dem Aufsichtrath der Hohenlohewerke präsidirt Kommerzienrath Kloenne, Direktor der Deutschen Bank. Höher aber als er thront Fürst Hohenlohe, der die Aktienmehrheit hat. Will er den Diktator spielen? Das würde höchstens einem Finanzgenie verziehen. Die Verwaltung hat der Presse mitgetheilt, sie müsse für die Aufschließung der gleiwitzer Kohlenfelder „Investitionen bis zur Höhe von 20 Millionen“ machen (die Börsensachverständigen glaubten, 10 würden genügen) und brauche die andere Hälfte für andere Zwecke (der Hohenlohewerke, müssen wir annehmen; nicht etwa zur Deckung anderer Bedürfnisse im Bereich des Fürstentrusts); die Revision (durch die Deutsche Treuhandgesellschaft) habe mit der Geschäftslage von heute nicht das Allergeringste zu thun. Daß diese Erklärung die entstandenen Zweifel beseitigt habe, kann kein Ehrlicher behaupten. Ueber dem Geschäftsbereich der Fürsten, der ja auch noch die Posten Boswau & Knauer, Wolf Wertheim und Passagekaufhaus umfaßt, haben sich so dunkle Wolken zusammengezogen, daß Karl Fürstenberg Grund hätte, sich seiner frühen Prognose zu rühmen und in der Burgstraße, wo Kurzsichtige seinen Rücktritt aus der Fürstenzone einst wie eine böse Schlappe bespöttelten, laut zu sagen: „Das, Kinder, war der klügste Einfall meines Lebens.“ Ladon.

Google

Zwei Briefe.

Professor Dr. Naecke hat hier in seinem Aufsatz „Die Leitung Schwachsinniger“ empfohlen, die leitende Stellung in den Anstalten, unter deren Insassen auch Schwachsinnige sind, dem Pädagogen zu nehmen und sie dem psychiatrisch geschulten Arzt, der auch pädagogische Kenntnisse haben soll, zu übertragen. „Der Schwachsinnige ist geisteskrank“: mit diesem kategorischen Satz wird die Forderung begründet. Wäre er von der Wissenschaft als durchaus richtig erwiesen, dann wäre das Verlangen nach ärztlicher Anstaltleitung berechtigt. Noch aber behaupten auch namhafte Aerzte, daß die Schwachsinnigen nicht zu den Geisteskranken gerechnet werden dürfen. Bei den schwachsinnigen Zöglingen handelt sichs um abgelaufene Krankheiten, deren Ursprung im Foetalleben oder im ersten Kindesalter zu suchen ist. Den psychischen Zustand eines Schwachsinnigen kann man dem körperlichen Zustand eines Schwächlings oder Krüppels vergleichen, die man nicht zu den Schwerkranken zählt. Der Schwachsinnige ist ein Gehirnkrüppel. Und wie man den schwachen Körper durch gymnastische Uebungen zu kräftigen versucht, so soll die Gymnastik des Geistes, Unterricht und Erziehung die schwachen Sinne stählen. Das ist des Pädagogen Sache, nicht des Arztes. Professor Dr. Kraepelin urtheilt: „Die Pflege, die Erziehung, der Unterricht in Schwachsinnigenanstalten gehört in die Hände der Pädagogen; wenn es sich aber darum handelt, die Ursachen des Schwachsinnes zu untersuchen, die eigentlichen Krankheitzustände, körperliche und geistige, zu behandeln, die Analogien der Erscheinungen des Schwachsinns mit den Zuständen der Geisteskrankheiten festzustellen und endlich die Heilmittel zu finden, so ist Das Sache des Arztes. Die Grenze zwischen Pädagogen und Aerzten kann nur da liegen, wo die Grenze zwischen Schule und Krankenhaus ist. Die Schule gehört dem Pädagogen, das Krankenhaus dem Arzt.“ Auch der bedeutende Irrenarzt Dr. Pelmann hat ausgesprochen, daß vom Arzt gegen Schwachsinn nicht viel zu thun sei, weil es sich hier in den meisten Fällen um abgelaufene Krankheitprozesse handelt. Als Mitarbeiter aber brauchen und wünschen wir den Arzt. Wir wollen sein Urtheil hören und seinen Rath beachten, so lange er auf dem Gebiet physiologischer und psychologischer Erkenntniß bleibt. Wir wollen seine Anordnungen zum Schutz vor Schwächezuständen und Krankheit aller Art genau befolgen. Aber die Schule und die Anstaltordnung haben wir zu leiten. Die Heilpädagogik soll nicht ihrer erzieherischen und deshalb sozialen Bedeutung entkleidet und zu Handlangerdiensten verurtheilt werden. Sonst wären für ihre Zwecke tüchtige Erzieher, Pädagogen von Ruf bald nicht mehr zu haben: und den Schaden hätten die armen Schwachsinnigen. Das wäre die Folge, wenn Naeckes Wunsch erfüllt und den Aerzten die „Regirung“ der Anstalten überlassen würde, in denen nicht Kranke, sondern Kränkelnde, Schwache hausen.

Bromberg. Ernst Grimm, Taubstummenlehrer.

Google

II. Ein Leser der „Zukunft“ schreibt mir: Vor ein paar Wochen schritt ich durch die Gänge einer Kaserne, um einen alten Freund aufzusuchen. Da starrt mich aus einer Ecke, zwischen den Bildern ehrwürdiger Kurfürsten, ein ganz moderner Apparat an, so ein dickbauchiger Automat mit der stummen Bitte, ihm zwanzig Pfennige anzuvertrauen. „Ziehen“: Das thue ich gern; ich zog also und ... Und hatte ein „unfehlbares“ Heilmittel gegen Gonorrhöe und Syphilis in der Hand. „Jetzt passirt nichts mehr“, sagte, mit breitem Grinsen, ein Rekrut, der daneben stand. Die Untersuchung ergab, daß das Mittel keinerlei Heilkraft habe. Und den zuständigen Stellen kam zum Bewußtsein, daß die sichtbare Aufstellung der Automaten zu geschlechtlicher Ausschweifung geradezu herausfordere. Vorgestern ging ich den selben Weg. Mein Blick suchte den Automaten: er war verschwunden. An der Wand aber hing, unter den Bildern ehrwürdiger Kurfürsten, der Erlaß, dessen Wortlaut hier folgt:

Kriegsministerium. Berlin W. 66, den 20. Januar 1912.
Nr. 876/1. 12 M. A.

Seine Majestät der Kaiser und König haben zu bestimmen geruht, daß die Aufstellung von Automaten mit vorbeugenden Mitteln gegen venerische Krankheiten (Viro-Automaten usw.) in den Kasernen verboten wird und daß solche Mittel käuflich nicht mehr bereit zu stellen sind. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Heer wird nach wie vor in erster Linie durch die in der Verfügung vom einundzwanzigsten Juni 1904 Nr. 957/5. 04 M. A. angeordneten Belehrungen anzustreben sein. Dort, wo nach Lage der örtlichen Verhältnisse und nach dem Ermessen der Truppenkommandeure weitergehende Maßnahmen angezeigt erscheinen, sind auf den Kasernenkrankenstuben vorbeugende Mittel vorräthig zu halten und solchen Leuten unentgeltlich zu verabfolgen, die sich, trotz der Belehrung, der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt haben. Die Truppen sind gegebenen Falls bei den Belehrungen auf diese Maßnahme in geeigneter Weise hinzuweisen. Die Auswahl und die Art der Abgabe wirksamer und für die Gesundheit unschädlicher Mittel regeln die Truppenärzte nach Vortrag beim Truppenkommando. Dem Ermessen der Truppenkommandeure wird es anheimgestellt, Leute, die geschlechtlich erkranken, ohne von den bereitgestellten Mitteln rechtzeitig Gebrauch gemacht zu haben, zu bestrafen. Auf die Durchführung der vorerwähnten Verhütungmaßnahme bei den Kriegschulen wird besonderer Werth zu legen sein. Zum fünfzehnten Januar 1913 darf einem Bericht über vorstehende Maßnahmen und ihren Erfolg entgegengesehen werden, insbesondere darüber, wo in den Kasernenkrankenstuben vorbeugende Mittel und welche bereitgehalten werden, in welchem Umfang sie bei den einzelnen Truppen benutzt worden sind, ob sich das Verfahren bewährt hat und in welcher Weise für seine Durchführung gesorgt wird.

An die Königlichen Generalkommandos. von Heeringen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 2. März 1912.

Residua.

Marokko-Kongo.

Sechs Tage hat, nach langwieriger Berathung in der Kommission, die Erörterung des franko-deutschen Vertrages vom vierten November 1911 im Senat der Französischen Republik gedauert. Am zehnten Februar ist der Vertrag (mit 212 gegen 80 Stimmen) auch in zweiter Instanz endlich angenommen worden. Von den im Palais-Luxembourg gehaltenen Reden drang kaum ein mattes Echo in deutsche Ohren. Den Offiziösen paßte der Inhalt nicht in den Kram; die Liberalen brauchten alle Zeit, allen Raum, um die herrlichen „Siege der Linken" zu verzeichnen. Manches darf aber auch bei uns nicht ungehört verhallen. Daß der Vertrag den Franzosen viel größeren Vortheil bringt als dem Deutschen Reich, ward nirgends bestritten. Viele meinen, daß dieser Profit noch billiger zu haben war; und die Schwachheit des Herrn Caillaux, der sich, so lange ein deutsches Kriegsschiff vor Agadir lag, in Verhandlungen einließ, wird in beiden Kammern verurtheilt. (Diesen Minister, einen Guizot kleinen Formates, hat nur der jähe Rücktritt des Herrn von Lindequist noch ein Weilchen im Amt gehalten.) Die wichtigsten Reden waren die der Herren Pichon, Ribot, Poincaré, Clemenceau. Herr Stephen Pichon, der uns freundlichste Leiter des internationalen Geschäftes, den die Republik seit Hanotaux hatte, mußte die Wohnung am Quai d'Orsay räumen, weil das berliner Thorengeschrei über die „potsdamer Errungenschaft"

ihn dem Vertrauen der Kammern entwurzelte. Aus der Rede, die seine Ablehnung des Novembervertrages begründen sollte: „Der Vertrag vom neunten Februar 1909 war der Lohn des zähen Beharrens in unserem Recht. Er gab uns, wie auch Fürst Bülow ausdrücklich anerkannt hat, Marokko. Er war kein endgiltiger Abschluß; doch er sicherte uns die ruhige Entwickelung und hatte uns nichts gekostet. Später hat Deutschland Forderungen gestellt, die mit diesem Vertrag unvereinbar waren. Wir mußten auf seinem Boden bleiben und durften keine Kompensation gewähren. Im April 1911 rief uns der Sultan nach Fez. Alle Konsuln hielten den Marsch für unvermeidlich; auch der Deutsche Konsul sprach sich in diesem Sinn aus. Die Instruktionen, die General Moinier erhielt, wurden allen Mächten mitgetheilt und genau ausgeführt. Trotzdem behauptete dann Herr von Kiderlen, wir seien über die Grenze unserer Rechte hinausgegangen, und sagte in Kissingen zum Botschafter Cambon: ‚Bringen Sie uns Etwas aus Paris mit.‘ Während die beiden Regirungen die Möglichkeit der Verständigung suchten, überraschte uns der Streich von Agadir. Von Unruhen in und bei diesem Hafen konnte im Ernst nicht die Rede sein. Ich bedaure, daß wir uns unter dem Druck einer Drohung überhaupt zu Gesprächen hergegeben haben; unsere Pflicht war, zunächst diese Drohung abzuwehren und die Verhandlung in Gemeinschaft mit allen Signatarmächten der Algesirasakte zu führen. Ein paar Tage nach der bekannten Rede des Schatzkanzlers Lloyd George hat Deutschland dem londoner Kabinet angezeigt, daß es nicht daran denke, in Agadir Truppen zu landen. Jetzt? Auch der neue Vertrag ist nur ein Kompromiß und eine Etape auf unserem Weg. Deutschland verzichtet auf Rechte, die wir ihm niemals gewährt haben. In einem Vertrag, der uns unter Drohung abverlangt wurde, sehe ich eine Demüthigung und kann ihm deshalb nicht zustimmen.“ Herr Ribot: „Wir können den Vertrag nicht ablehnen; was er uns giebt, ist nicht wenig. Der selbe Kaiser, der sich vor sieben Jahren für die Unabhängigkeit Marokkos verbürgt hat, muß jetzt unser Protektoratsrecht auf Marokko anerkennen. Aber wenn ich, als das deutsche Kriegsschiff nach Agadir geschickt wurde, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gewesen wäre, hätte ich Herrn Cambon nicht erlaubt, nach Berlin zurückzukehren.“ Ministerpräsident Poincaré: „Man hat gesagt, im Kongo sei unser

Google

Gebiet von den deutschen Fühlhörnern bedroht. Das ist nicht richtig: die deutsch gewordenen Landstreifen sind auf allen Seiten von unserem Kolonialbesitz eingeschlossen. Wenns nicht so wäre, würde ich, als Freund herzlichen Einvernehmens mit Belgien, den Vertrag hier nicht vertheidigen. Man hat gerügt, daß wir verpflichtet seien, in Marokko den Wettbewerb um die öffentlichen Arbeiten allen Nationen zu den selben Bedingungen zu ermöglichen. Dabei wurde nur das Wesentlichste nicht erwähnt: das Recht der (von uns kontrolirten) marokkanischen Regirung, die großen Arbeiten, den Bau von Eisenbahnen, Häfen, Telegraphenlinien und Aehnliches, nach ihrem Belieben zu vergeben, sie also auch französischen Gesellschaften anzuvertrauen. Werden unsere alten und neuen Rechte jemals bestritten, dann werden wir keine Schwäche zeigen, sondern so deutlich und in so festem Ton sprechen, daß man uns hören wird." Herr Clemenceau: „Der Vertrag ähnelt dem Trojanischen Pferd; als ein Friedenspfand wird er gepriesen und aus seinem Inhalt klingt mir doch Waffengeklirr ins Ohr. Wir mußten nach Fez gehen. Ich hatte gezweifelt, bin aber durch die Akten überzeugt worden. Es wäre eine Schande gewesen, wenn Frankreich, aus Furcht vor deutschem Einspruch, das Nothwendige nicht gethan hätte. So lange ein deutsches Kriegsschiff vor Agadir lag, durften wir nicht verhandeln. Darin stimme ich mit den Herren Pichon und Ribot überein. Wir mußten uns in das Februarabkommen vom Jahr 1909 verschanzen, den deutschen Eingriff mit aller Kraft abwehren und Europa als Schiedsrichter anrufen. Der deutsche Geist ist anders als unserer. Das Verhälniß ist schwierig geworden, weil Deutschland sich durch seinen Sieg zur Herrschaft berechtigt glaubt und wir nicht zugeben können, daß unsere Niederlage uns ins Vasallenthum zwinge. Als Jules Favre (er hat mirs selbst erzählt) in Versailles den Bundeskanzler beschworen hatte, die deutschen Truppen nicht in Paris einziehen zu lassen und sich mit dem Ruhm, unsere Hauptstadt zur Uebergabe genöthigt zu haben, zu begnügen, antwortete Bismarck: ‚Ruhm? Das Wort hat bei uns keinen Kurs.‘ Deutschland hat uns besiegt, nicht unterworfen. Die Lebenden halten den Toten die Treue. Wir haben in der Welt noch Manches zu thun und zu sagen. Wenn dem Muth, dem Feuer, der bewundernswerthen Energie, von denen das Land uns täglich Proben zeigt, Selbstzucht und kühle Ueberlegung sich

Google

gesellen, ist uns die Rache gewiß. Menschen, die nicht besiegt sein wollen, die ihr Leben dem Vaterland als Opfer hinwerfen, sind unbesieglich. Und an dem Tag, der den Marschbefehl bringt, werden die selben Leute, die sich jetzt von verblendeten Schwätzern gegen das Vaterland aufhetzen lassen, Gewehre verlangen. Unsere Pflicht ist, den Vertrag abzulehnen. Ist Deutschland dann unzufrieden, — nun, so mag Deutschland unzufrieden sein."

Was seit acht Monaten hier vorausgesagt wurde, ist Ereigniß geworden. Wir haben ein schlechtes Geschäft gemacht, den Franzosen, die der Panthersprung demüthigen sollte, in neue beträchtliche Machtmehrung geholfen, dem Islam uns, als unzuverlässige Freunde, entwerthet und Methoden angewandt, deren Spur wir längst lieber in Dunkel bürgen. Wer heute die Novemberreden des Herrn von Bethmann liest, die der Zuversicht auf eine nahe Wiedergeburt franko-deutscher Freundschaft Ausdruck geben, wird fragen, wie solche Blindheit möglich war.

(Und warum mußte Herr von Kiderlen im Januar nach Rom reisen? Um der Stifter eines Friedens zu scheinen, zu dem die Türkei jetzt, da der Araberaufstand organisirt ist, sich schwerer entschließen wird als unter dem Dezembermond? Oder, weil ers in Berlin nicht aushält und die Urlaubsfristen drum länger dehnt als je ein Vorgänger im Amt? In Rom wurde nichts erreicht, in Konstantinopel neuer Zorn gezüchtet. Hat Herr Giolitti sich wenigstens verpflichtet, den Bau einer den deutschen Kongo der tripolitanischen Küste verbindenden Eisenbahn zu fördern? Oder ist daran noch gar nicht gedacht und als Lohn für alles den Italienern Gewährte nur die Erneuung des Bündnißvertrages erstrebt worden, den, nach Aehrenthals Tod, römische Schlauheit sicher nicht freiwillig ablaufen ließe? Videat Jagow Romanus ...)

Liest Herr von Bethmann französische Zeitungen? Weiß er, welches Echo der Rath des „Matin", durch Spenden der Kommunen und der Presse Frankreichs Luftflotte rasch zu stärken, geweckt hat? Die Minister Poincaré, Millerand, Delcassé („développer l'aviation, c'est grandir la France") spenden lauten Beifall. Aus allen Lagern tönts: „Wir müssen uns, um jeden Preis, die Herrschaft im Luftreich sichern. Wir dürfen weder warten, bis Deutschland auch da vorwärts gekommen ist, noch blind der Regirung vertrauen, die für alles Nöthige und Mögliche in ihrer Weisheit schon sorgen

Google

werde. Aus eigener Kraft und aus eigenem Willen muß Frankreichs Volk sich so wehrfähig machen, wie es irgend vermag." Von allen Seiten strömt das Geld herbei und ein Patriotenrausch verbündet die Gegner von gestern. Die Soldaten werden auf jeder Straße bejubelt und aus abertausend Kehlen kam, am vorigen Sonnabend, auf dem Boulevard Saint-Michel und vor dem Denkmal der Stadt Straßburg der Ruf: „Wir müssen den Elsaß haben!" Sind solche Vorgänge nicht am Ende fast eben so wichtig wie der Zank und Stank unserer ehrenwerthen Fraktionen? Herrn von Bethmann aber, dem Organisator neuer Lothringerhoffnung, wird bei seiner Gottähnlichkeit noch immer nicht bang.

Aehrenthal.

Alois Lexa Graf von Aehrenthal ist tapfer gestorben; und hatte gerade im letzten Jahr tapfer gelebt. Kein leichtes Los ward ihm. Kanzler (nicht den Titel hatte er, doch den Geschäftsbereich) eines Greises, der, wenns die Ehre irgend erlaubte, nicht mehr Krieg führen wollte; und mit seiner Zukunft auf die Gunst eines Heftigen hingewiesen, der dieses Greises Ansehen rasch noch für das ihm nothwendig Scheinende auszumünzen trachtete. Wenn Aehrenthal nur den eigenen Vortheil bedacht und (nach Bismarcks grimmigem Wort) „für die maßgebende Zukunft optirt hätte", sähe es in Oesterreich und in Ungarn heute wohl anders aus. Wäre Freiherr Conrad von Hötzendorf noch Generalstabschef, die Südgrenze der Monarchie stärker befestigt und von größeren Truppenmengen bewacht, mit den Häuptern der magyarischen Achtundvierziger nicht so lange, nicht in so sanftem Ton verhandelt worden. Aber Aehrenthal war ein dem Kaiser treuer Mann; er fühlte sich an das Gelübde, ohne Krieg auszukommen, gebunden und ihm, in dessen kühler Geschäftsmannsseele doch nichts vom dumpfen Vasallensinn eines Bancban lebte, ward zwischen den Hecken der schönbrunner Politik die Werkstatt niemals zu eng. Seit zwei Jahren war er ein kranker Mann. Schon morsch, als er im Februar 1910 nach Berlin kam, dann zwei Tage lang in München mit zwei Prinzen und einem Minister verhandelte und die aufhorchende Diplomatie Europas an die Thatsache erinnerte, daß Bayern, da es das Recht auf eigene Gesandtschaften hat und ausübt, auch zu freiem Verkehr mit den Geschäftsführern fremder

Google

Großmächte berechtigt ist. Vielleicht hat er die Unruhe und Sorge des bosnischen Jahres, die unerwartete Gefahr eines ohne zureichende strategische Eisenstranglinien schwer zu führenden Krieges nie ganz überwunden. Dadurch würde erklärt, daß er die einträglichsten Gelegenheiten verzauderte, gegen die russo-italische Freundschaft (Desio-Racconigi) sich nicht zu rechter Zeit assekurirte und in einer seinem Wesen sonst fernen Hast in die Schlappe des Friedjung-Prozesses rannte. Bis zum letzten Wank aber hat er gearbeitet; und hätte just im letzten Lebensjahr auch als Kerngesunder kaum anders gehandelt. Italiens Expansion nach Nordafrika war ihm nicht unwillkommen. Für Jahre, dachte er, haben die Römer nun auf libyschem Boden zu thun, können nicht an Albanien denken und werden bald merken, wie unbequem Frankreich ihnen im Mittelmeer wird; aus freiem Willen also den Bund mit den Kaisermächten nicht lockern. Deshalb wollte er sich ihnen freundlich zeigen; sie nicht in den Tagen nationaler Erregung durch die vom Erzherzog Franz Ferdinand gewünschten Truppenverschiebungen zu neuem Groll reizen. Ein Weilchen sah es aus, als solle Aehrenthal unterliegen. Freiherr von Schönaich, der Reichskriegsminister, der das Militärprogramm des Grafen in den Delegationen vertreten hatte, mußte dem Willen des Thronfolgers weichen („Den Franz kann ich ja nicht wegschicken", seufzte der alte Kaiser). Noch einmal aber raffte der sieche Mann am Ballplatz sich auf. Regirt in diesem Reich nicht mehr Franz Joseph? Dürfen wir, deren Blick nicht weit genug reicht, um der Vorsehung in die Karten zu gucken, einen Präventivkrieg führen, der alles Ruhende in Bewegung brächte? Uns auch nur, durch den Schein der Kriegsvorbereitung, Feinde machen, deren Wuth dann, in uns ungünstiger Stunde, nicht leicht zu entwaffnen wäre? In London und Petersburg, Paris und Berlin wurde die Wahrung des europäischen Friedens gewünscht. Hötzendorf fiel und Franz Ferdinand mußte sich fügen. Als Sieger ist Aehrenthal gestorben. Sein Auge war schon blicklos, als der Kaiser ihm, mit den Brillanten zum Großkreuz des Stephansordens, den Abschiedsbrief schickte, der ihn „ungeschmälerten Vertrauens" versicherte. Doch er wußte, daß er gesiegt habe und daß Graf Berchtold, dem er im Herbst die Nachfolge zugedacht hatte, sein Amt erben werde.

In dem mährischen Schloß dieses Grafen Leopold Berchtold,

Google

der Oesterreich-Ungarn am Zarenhof vertrat, hat Aehrenthal eine Schicksalsstunde erlebt. Herr Iswolskij, den er aus Bukarest kannte, wollte dem Zarenreich in Stambul und Galata Stützpunkte gegen den rebellirenden Islam schaffen und hatte dem wiener Kollegen, um ihn dem Plan günstig zu stimmen, leis die Annexion des Sandschaks Novibazar angeboten. Am fünfzehnten September 1908 trifft er in Buchlau den Freiherrn von Aehrenthal (der vier Diplomaten mitgebracht hat: die Botschafter Grafen Berchtold und Lützow, den Gesandten Baron Gagern und den Sektionchef Grafen Esterhazy). Nach der jungtürkischen Revolution ist die Gebietsdehnung unmöglich geworden, die im Juni noch möglich schien. Der Russe denkt nicht mehr an Dardanellenforts, der Oesterreicher nicht an den Sandschak. Bosnien und die Herzegowina? Die muß Oesterreich nun nächstens seinem Reichsleib eingliedern; die Serbenwühlerei wird unerträglich und Wien kann nicht dulden, daß in den seit dreißig Jahren okkupirten Provinzen im Namen des Sultans Wahlen fürs Türkenparlament angeordnet werden. Iswolskijs Stirn umwölkt sich. Die Südslaven würden die Annexion als neue Kränkung empfinden; und sie müßte von einem Europäischen Kongreß bewilligt werden. Einen, der die Einverleibung nur registrirt und unser Besitzrecht nicht erst erörtert, würde ich ohne Zaudern beschicken, spricht Aehrenthal; nöthig dünkt er mich nicht: mit Rußland ist die Sache seit der Reichstadter Konvention geordnet, mit der Türkei werden wir uns verständigen und die anderen Mächte haben nicht dreinzureden. „Und wenn wir, als Entgelt, die Oeffnung der Meerengen fordern?“ Oesterreich wird Ihnen keine Schwierigkeit machen. In einer gemeinsam redigirten Mittheilung an die Presse wird die „vollkommene Uebereinstimmung“ der beiden Minister festgestellt. Herzlicher Abschied. Iswolskij hat nur noch gebeten, ihm den Entschluß zur Annexion früher als Anderen anzuzeigen. In Paris hört er, ein paar Tage danach, daß Graf Khevenhüller dem Präsidenten der Republik die Thatsache der Annexion gemeldet habe. Er rast durch Europa, um einen zur Demüthigung Oesterreichs bereiten Kongreß zusammenzubringen; wird in Berlin abgewiesen, in Paris gefoppt und muß knirschend (um nicht durch die Veröffentlichung seiner Briefe kompromittirt zu werden) schließlich in der Reichsduma zugeben, daß Rußland, nach den Vereinbarungen von Reichstadt,

Google

Berlin und Budapest, nicht das Recht habe, der Annexion zu widersprechen. Kein Kongreß; keine Züchtigung Oesterreichs; nicht einmal eine Kriegserklärung im belgrader Konak. Aehrenthal hatte die in Buchlau klug vorbereitete Partie gewonnen. Dem Haus Habsburg-Lothringen ohne Blutverlust zwei Provinzen erobert und der Monarchie im Rath der Balkangroßmächte einen Platz gesichert. Zwei Jahre lang war er der Hort austrischer Hoffnung. Dann verblich sein Stern sacht; und aus dem Mund manches Oesterreichers vernahm man: „Er hat enttäuscht.“ Immer enttäuschen zu müssen: wars ihm Verhängniß? Als Botschaftrath und als Botschafter schien er der aufrichtigste Bewunderer des russischen Genius und sein Freund Schwanebach pries ihn als den zuverlässigsten aller in Petersburg beglaubigten Diplomaten. Und der Liebling wurde dann zum Schwarzen Mann. Von dem Thronfolger, der ihm die Nachfolge Goluchowskis verschafft hatte, mußte er sich wenden. Den Landsleuten, die bismärckisches Handeln von ihm heischten, sich als bedächtigen Rechner zeigen. Und von dem verbündeten Kaiserreich, das von seiner Nibelungentreue und schimmernden Wehr ein Bischen laut sprach, die Distanz wahren.

Er mußte. Weil er nur an Oesterreich denken durfte. Dessen Völker sollten wieder an sich glauben lernen; sollten erkennen, daß aus dem Qualm des böhmischen und ungarischen Haders die Reichspflicht gebieterisch sie in neue Gemeinschaft des Wollens rief. Das ward erreicht. Aehrenthals Oesterreich sah im Innersten anders aus als Goluchowskis; anders auch als Haymerles und Kalnokys. Der Puls pochte nicht mehr so zaghaft. Den Raunzern antwortete ringsum ein stolzes Lächeln. Alles Handeln hatte, alles Denken sogar einen kräftigeren Rhythmus. Und die Jugend hob nicht mehr die Achseln, wenn ein Aelterer von Politik zu reden anfing. Ists für ein fünfjähriges Ministerleben nicht eine stattliche Leistung? Wer höhere forderte, übersah, welche Hindernisse dem Grafen Aehrenthal fast alle Wege sperrten. Was er in solcher Enge zu thun vermochte, hat er redlich gethan. Allen Großmächten bewiesen, daß Oesterreich-Ungarn der freie Herr seiner Geschicke ist. In aller Höflichkeit auch dem Deutschen Reich, dessen technisch unzulängliche Geschäftsleitung ihm den Herbst verbitterte. Der Rückblick lehrt ihn richtig schätzen. Er hat ohne Schwertstreich zwei Provinzen erobert und das Vertrauen der dadurch Gekränkten zurückgewonnen. Ein Genie war er nicht;

Google

konnte auch weder durch Beredsamkeit noch durch Charmeurkunst wirken. Tüchtig war er; ernst und gewissenhaft. Arbeiter und Rechner. Den alles Brimborium widerte. Wie weit er, an welche Möglichkeiten schon, vorausgedacht hat (nicht an den Tag nur, wo er, als Vertrauensmann Englands und Rußlands, zwischen Frankreich und Italien vermitteln könnte), wird die Nachwelt vielleicht spät erst, vielleicht niemals erfahren. Er war eine Gestalt, nicht nur ein Amtsinhaber. In seiner steifen Selbständigkeit dem Verbündeten nicht immer bequem. Aber ein Mann; und einer, der sein Metier von Grund auf verstand und in Ehrfurcht liebte. Stirbt dieser Diplomatenschlag aus? In Europa ist nur ein Exemplar noch auf hohem Sitz sichtbar: Sir Edward Grey.

Fair play.

Aehrenthal pflegte zu sagen, eine Wandlung europäischer Politik werde erst der Tag bringen, der Rußland wieder zu starker Aktion fähig sieht. Dieser Glaube kann trügen: wenn die anglodeutsche Verständigung gelingt, stellt sich die Wandlung viel früher ein. Seit Viscount Haldane in Berlin war, wird verhandelt. Ueber die gewählte Basis, die Vorschläge und Gegenvorschläge ein Wörtchen ins Weite schlüpfen zu lassen, wäre, als Thun eines Deutschen, kaum besser als Landesverrath. Grober Unfug ists aber auch, Britaniens Aufrichtigkeit jetzt öffentlich zu verdächtigen und mit Hohn oder Schimpfrede die Verhandlung zu stören. Seit unsere Politik so schwachgemuth ward, weiß Jeder, daß jedes gegen England gesprochene schroffe Wort ihm Beifall einträgt. Solche Gewißheit dürften Abgeordnete und Schreiber nicht leichtfertig mißbrauchen; ihrer Applaussucht ward lange genug ja reichlicher Lohn. Wenn in der Wilhelmstraße ein Mann von Autorität und Weitsicht säße, hätte er die Fraktionen und Redaktionen gebeten, den großen Gegenstand einstweilen nicht anzurühren. Da dieser starke Kopf fehlt, muß der Einzelne sich fragen, ob er die Geschäftsstörung vor seinen Landsleuten verantworten könne. Wir wollen noch nicht auf offenem Markt untersuchen, welche Umstände und Fährnisse den Briten ein agreement mit dem Deutschen Reich empfehlen. Nicht länger die falsche (dem Deutschen Kaiser mit Daten und Ziffern als falsch erwiesene) Behauptung herumtragen, England habe im Spätsommer eine Ueberrumpelung unserer Flotte geplant. In der Zeit schlimmster Strikegefahr, als alle

Google

Truppen zum Schutz der Hauptstädte gebraucht wurden. Ertappte Stümper ließen bei uns die Ente aufflattern. Wir wollen auch nicht kindisch wüthen, weil der Marinesekretär Winston Churchill in einer Rede, die in unfreundlichem Ton, doch mit höchstem Respekt von Deutschland sprach, einen unschicklichen Ausdruck angewandt hat. (Er wollte sagen: „Für England ist die Flotte unentbehrliche Lebensbürgschaft, für Deutschland, dem sein Landheer den Besitzstand sichert, ein Mittel zur Machtmehrung. Ohne unüberwindliche Flotte müßte England verzwergen und verhungern; bliebe Deutschland noch, was es heute ist. Deshalb darf der Deutsche in unserem Entschluß, ihn im Kriegsschiffbau fortan stets um das Doppelte zu überbieten, nicht feindsälige Absicht wittern“.) Wir wollen noch warten. In der ersten Januarwoche, ehe Grey den Kollegen Haldane für den letzten Versuch friedlicher Einigung warb, wurde hier tapfer geduldige Politik empfohlen. „Nicht schimpfen, still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon Allerlei. Daß er mit Persien die sorglose Herrschaft über Indien verlöre; daß in der Zeit der Mandschuliquidation, die zu früher Anmeldung britischer Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in der Nordsee zu halten, zu schwer erträglicher Last werden kann; daß im Mittelmeer den Lateinern eine Macht erwächst, der England eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auf Hauptgrundsätze britischer Politik (keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine Grenzgemeinschaft mit einem Reich, das über ein großes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat. Er sehnt sich nach Verständigung; möchte nicht, wie auch nach ihm günstigen Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schadenfroh leuchtenden Auge der Yankees stehen; und zweifelt, ob die Russen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünfundsechzig Millionen Deutschen paktiren: er ließe sichs gern was kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des geltenden Marineprogrammes Wichtiges zu bieten und fänden als Forderer der Walfischbai, zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlungbodens heute in London Gehör.“ Utopierwahn: rief man mir damals zu; vier Wochen

Google

danach kam die Bestätigung über den Kanal. „Kein Mittel darf unversucht bleiben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vormächte der Entschluß fest wird.“ Die Wiederholung solcher Sätze kann nicht schaden. Mehr aber dürfte, wer als Politiker eingeschätzt werden will, heute nicht sagen. Morgen wird wieder ein Tag.

Nicht wir, ließ Herr von Bethmann verkünden, haben die Verhandlung gewünscht; die Anregung ist aus England gekommen. Dreimal lasen wirs. Schämten uns dreimal der Unmanier, die Grobheit mit Kraft verwechselt und einem gestern allzu hastig bekränzten Gast nachkreischt: „Ich muß aber konstatiren, daß ich Sie nicht eingeladen habe!“ Der Dutzendbeamte, der selig strahlt, wenn er in die Norddeutsche setzen kann, daß wieder drei Herzoge, vier Fürsten und der Ordenspediteur Jacob bei ihm gespeist haben, müßte über Serviettenringe und Taktfehler endlich hinaus sein. Herr Asquith hat, ohne die Stimme zu heben, erwidert: „Uns war angedeutet worden, daß der Besuch eines englischen Ministers in Berlin nicht unwillkommen sein würde.“ Einerlei. Wir stehen vor ernster Entscheidung, die Europens Antlitz glätten oder noch tiefer furchen kann. Frankreich will den Elsaß, England friedlichen Geschäftsabschluß. Der hitzigste Patriot sollte einsehen, daß die Regirung, die in solcher Zeit ihr Flottenprogramm erweitert, sich selbst ins Unrecht setzt. Wir können warten. Haben nichts zu fürchten.

Die Linke.

Seit Jahren die beste Thronrede und die erbärmlichste Haushaltsdebatte: damit ist dem Reichstag fürs Erste das Urtheil gesprochen. Der verstaubte Plunder kam noch einmal an die Sonne; und mit Grausen wandte der Gast sich. Giebt es noch irgendwo ein Parlament, dessen Mitglieder drei Viertel der Zeit an den Beweis verzetteln, daß vor und hinter dem Bereich ihrer Sippe nur Tröpfe und Gauner sitzen? „Sehenswürdigkeit“ der deutschen Reichshauptstadt; nach zwei Sessionen und einem Wahlrummel ist die Zugkraft freilich erlahmt. Nur das Präsidium hat noch den Reiz der Neuheit. Zwei Fortschrittliche und ein Sozialdemokrat. Erster: Herr Johannes Kaempf; einst Direktor der Darmstädter Bank (und auf diesem Posten so beliebt, daß die Bankbeamten sich heute noch weigern, für ihn zu stimmen oder gar zu agitiren), jetzt Präsident des Handelstages und der Kaufmannschaftältesten, auch (im Ernst) Ehrendoktor der berliner Juristenfakultät. Zweiter:

Google

Herr Philipp Scheidemann; einst Buchdrucker, jetzt Redakteur. Dritter: Herr Heinrich Dove; einst Amtsrichter, jetzt Geheimrath, auch Syndikus der Handelskammer und des Börsenvorstandes in Berlin. Der Rötheste ist der Tüchtigste und sieht besser aus als die beiden Bankmänner (die er für Schmarotzer, Ausbeuter, Mehrwerthräuber halten muß). Ein Nothpräsidium. Weil die Sozialdemokraten die Meldung beim Kaiser unter ihrer Manneswürde fanden, wollte weder das Centrum noch die Nationalliberale Fraktion neben ihnen im Vorsitz thronen. Aber die Herren Spahn und Paasche haben am neunten Februar doch die Wahl ins Präsidium angenommen? Mißverständniß. Anderthalb Dutzend Nationalliberale haben doch für Herrn Bebel gestimmt? Mißverständniß. Mindestens dreißig für Herrn Scheidemann? Mißverständniß. Eine Komoedie der Irrungen; in vier Aufzügen. Zuerst heißts: Der alte, kranke Bebel will für vier Wochen Erster Präsident werden; will, ganz allein, ins Schloß gehen und mit Wilhelm unter vier Augen reden. (Das wäre vernünftig und beiden Herren nützlich gewesen.) „Nee, Kinder, zu solchem Skandal darfs bei uns nicht kommen!" Die Liberalen stimmen für den Prinzen Heinrich von Schönaich-Carolath. Stichwahl zwischen Spahn und Bebel. In der letzten Minute eilt Herr Dr. Semler herbei. „Wählt, Mann vor Mann, jetzt Bebel! Der will nur den Triumph, verzichtet dann auf das Amt und setzt sich mit seinen Hundertneun für unseren Prinzen ein." Hätten Alle gehorcht, dann säße noch jetzt vielleicht Herr Bebel auf der Sella. Doch nur (ungefähr) Achtzehn folgen Herrn Semler; und Petro Spahn wird die Schlüsselgewalt anvertraut. Centrum und Liberale sind, nach langer Verhandlung mit dem Abgeordneten Bebel, überzeugt, daß die Sozialdemokraten sich altem Brauch nicht entziehen werden: und sträuben sich drum nicht gegen die Präsidialgemeinschaft. Als sie hören, daß Herr Scheidemann nicht mit ins Schloß gehen werde, rücken sie von ihm weg. Herr Spahn verzichtet. Herr Paasche verzichtet. Nur die Fortschrittliche Volkspartei ist zum schweren Opfer bereit (so las ich auf hundert Blättern; weiß aber noch heute nicht, worin das Opfer bestand): sie schickt die Kämpen Kaempf und Dove vor die Front. Die werden gewählt. „Sieg der Linken". Sieg der Rechten. Die Nationalliberalen sofort von den Wahlkampfgenossen zu trennen und ein Präsidium der Demokraten zu erwirken, das sich nicht

Google

halten könnte: so hatte Heydebrand sichs gewünscht. Thut nichts. Durch Kaempf zum Sieg; und ohne Scheidemann zum Kaiser.

Der ist schon ein Bischen ärgerlich. „Ueberall wird gefragt, ob der Herr Scheidemann sich herbeilassen werde, mich zu besuchen, nirgends, ob ich ihn empfangen wolle." Nun werden zwei Karten abgegeben; zwei Männer erbitten Audienz. Antwort: „Seine Majestät lassen bestens danken, sind aber verhindert, die Herren zu empfangen." Konnte der Kaiser anders handeln? Erstens ist gewiß, daß die beiden Herren nicht in ihren Aemtern bestätigt werden. Zweitens haben sie Einen gekürt, der ins Land gerufen hat, der Wortbruch gehöre zu den erhabensten Traditionen des Hohenzollernhauses, und der dem Reichshaupt den Ehrengruß weigert. Wenn sie meinen, daß dieser Gruß dem Kaiser gebühre, mußten sie nach solcher Weigerung aus der Präsidialgemeinschaft scheiden; sind sie anderer Meinung, so ist ihr Platz nicht im Schloß. „Ich empfange, als Bundespräsident, jedes Reichstagspräsidium, sogar ein brandrothes; aber nicht zwei Herren, die ihrem Amtsgenossen erlauben, mich als des Verkehrs mit seiner werthen Person Unwürdigen zu behandeln. Habe ich darum meine Leute, vom Kanzler bis zum Stallknecht, zu Haupt- und Stichwahl für Herrn Kaempf an die Wahlurne gehetzt und ihm mit den Schloßstimmen in eine magere Mehrheit geholfen? Nach seinen Flugblättern und noch mehr nach denen seines Gegners mußte ich annehmen, er sei der Todfeind der Sozialdemokratie. Jetzt sehe ich: Jacke wie Hose. Aerger wärs ja auch nicht, wenn der Genosse das Rennen gemacht hätte. Am Ende war der alte Bismarck im Recht: Vorfrucht; Kryptorepublikaner. Dann sollten die Leute aber auch nicht nach Orden und Titeln schmachten. Ich thue, was die Verfassung vorschreibt; Grobheit zu schlucken, zwingt sie mich nicht." So könnte der Kaiser gedacht haben. Daß er dem Nothpräsidium, der Vertretung eines Rump-Parliament, die Thür schloß, darf der Gerechte nicht tadeln.

Am zehnten Februarmorgen stand im Berliner Tageblatt: „Der Beweis, daß eine Links-Mehrheit, und zwar eine ganz deutliche und ausreichende Links-Mehrheit in dem neuen Reichstag existirt, wurde gestern geführt. Und diese Links-Mehrheit hat sich, nach anfänglicher Uneinigkeit, mit fast überraschender Festigkeit zusammengefunden und in sehr thatkräftiger Weise bewährt". Durch die Wahl des Präsidiums Spahn-Scheidemann-Paasche. Von dessen Pracht drei Tage danach nur eine Säule noch zeugte.

Google

Heimathurlaub.

Im Süden lohte der Aufstand. Er schien nicht enden zu sollen. Hinter Klippe und Dornbusch lauerten die Gelben. Ihre Geschosse zischten in die Reihen unserer Reiter und rissen hier Den, da Jenen aus kühner Jugend ins Totenreich. Ihnen war wohl. Schlimmer gings Denen, die, nicht krank, nicht gesund, sich von Gefecht zu Gefecht schleppten, ohne die rechte Freude im Herzen. Gehalten von dem Bewußtsein der Pflicht, auszuharren in Durst und Hunger, Staub und Sonnenbrand, bis zum Zusammenbruch.

Man hatte mich, blinddarmkrank, im Ochsenwagen an die Küste geschickt. Dreiundzwanzig Tage lang holperte die Arche den Weg zur Bai hinab. Erst durch kahles Bergland, dann über gleißenden Sand. Er barg die unentdeckten Diamantschätze, die später diesem armen Sande den Ruf des Reichthums brachten. Wir Kranke im Ochsenwagen hätten keinen Finger danach gestreckt.

Ein Woermannschiff sammelte, was beide Hafenplätze zur Heimreise gespeichert hatten. Alle überragte der lange Hauptmann von Erckert. Ihn deckt, nach mancher Ruhmesthat, nun rother Kalaharisand. Er war ein starker Kopf. Zwang in den wenigen Stunden des Feldlebens, die nicht von militärischer Arbeit erfüllt waren, seinen Geist zur Betrachtung höherer Dinge.

Die gelbe Küste der Namib sank ins Meer. Wir drängten zur Reeling, suchten den letzten schmalen Streifen Südwests mit den Augen zu halten. Schon lange war nichts mehr zu sehen, als wir zurücktraten. Ich wußte: Auch Du bist Einer von Denen, die wiederkommen, weil sie müssen; Dich giebt das Dornenland nicht frei.

Durch glattes blaues Meer glitt das Schiff heimwärts. Meinen Tischnachbar raffte der Typhus fort. Er hatte zwei Jahre im Kampf gegen Herero und Hottentoten gestanden, ohne daß ihn die Kugel traf. Dann fing er an, die Kräfte zu verlieren. Was konnte es sein? Man lud ihn aufs Schiff; und er war in Ungeduld, seine Mutter wiederzusehen, die ihn am Petersenkai erwarten sollte. Aber zwei, drei Tage nach der Abfahrt legte er sich hin. Und stand nicht wieder auf. Perforation der Därme. Matrosen wickelten ihn in die Reichsflagge und banden Gewichte an seine Füße. Nach ein paar Worten des Transportführers glitt seine Leiche ins Meer. Der Mutter wurde die Nachricht von Las Palmas gemeldet. Lieutenant Cleve war ihr ältester Sohn.

Auf den Glückseligen Inseln leuchtete Frühlingspracht. Sie schütteten einen Schwarm eleganter Passagiere auf unseren Dampfer, die vor der Sommersonne flüchteten. Sie betrachteten unsere zerlumpten Padfracks mit Erstaunen und wollten nicht glauben,

Google

daß wir noch ganz anders ausgesehen hatten. Spornten uns, in gut gemeintem Unverstand, in den Strudel ihrer Bordvergnügungen und mußten erleben, daß selbst der deutsche Lieutenant manchmal nicht tanzen mag.

In langsamer Fahrt liefen wir die Elbe hinauf. Rechts und links die lieblichen Ufer Blankeneses. Uns schienen sie das Schönste der Erde. Gepflegte Rasenflächen, hohe Parkbäume, in Grün gerahmte Villen und darüber der Duft der Heimath. Heimweh faßte, zum ersten Mal, das Herz. Es löste mildthätig die Spannung, die all das Große, Neue, Schreckliche durch Jahr und Tag geschaffen hatte.

Von Schiffen, die uns begegneten, rief man uns Grüße zu. Vom Ufer winkten Taschentücher. Die Bordkapelle strengte sich zu Marschweisen in amerikanischem Tempo an. Ein Abgesandter der Stadt Hamburg hielt eine Rede. Das Alles fiel auf die Nerven. Wir waren zu elend und dachten wohl, Jeder für sich, etwas Besonderes in dieser Stunde. Am Liebsten wäre man still von Bord gegangen.

Und nun begann der Urlaub. Ich rathe jedem Afrikaner ab, auf Urlaub zu gehen. Er ist kein Vergnügen. Ahasver gleich irrst Du von Ort zu Ort, lebst in Hotels, in Gastzimmern, aus Koffern und Kisten, unter allen Längen und Breiten der Heimath. Hier wird Dir eine Kur, da eine Nachkur verordnet. Alte Beziehungen rühren sich. Entfernte Verwandte, gute Bekannte, Freundschaften, Liebschaften verlangen nach Dir. Jeder Besuch enttäuscht Dich. Du findest Jeden verändert. Doch Das ist Irrthum. Du selbst bist ein Anderer geworden. Fremder Boden hat Dich schneller, in neuer Richtung wachsen lassen. Und Du legst nun, unbewußt, den lieben guten Menschen, die ganz sie selbst geblieben sind, das Maß Deines fernen Tropenlandes an. Ueberall mißt es zu kurz. Du findest die Herzen eng, die Wohnungen dumpf, die Ziele klein, das Verständniß matt, die Freuden schal. Wünschst Deinen Urlaub zu allen Henkern und wirst erst froh, wenn er zu Ende ist.

Ich fuhr zur Nachkur in ein böhmisches Bad. Zwei Deutsche zwängten sich in mein Abtheil. Aus Halbschlaf weckte mich die Stimme des Einen: „Wir sehen ja, wies mit der Armee steht. Sie kostet Unsummen und leistet nichts. Jetzt werden fünfzehntausend Reiter mit siebenhundert Hottentoten nicht fertig.“ Sollte ich zu bereden versuchen, was Viele damals dachten? Nicht nur ängstliche Steuerzahler, die Millionen in den südwestafrikanischen Sand rollen sahen, auf Nimmerwiedersehen; politische Parteien, deren Beruf es ist, am Heer zu kritteln. Auch wahre Freunde, die Lob nicht gespart hätten, wäre es dort unten Schlag auf Schlag gegangen, wie in den drei großen Kriegen. Oder so leicht und rasch wie gegen

Google

Boxerbanden. Mit Eingeborenen war man doch immer schnell fertig geworden. Das hatte eben erst Graf Goetzen im ostafrikanischen Aufstand gezeigt. Und die nun erstaunt und besorgt fragten: Warum gehts dort unten nicht?

Bis Marienbad hätte ich meinen Mitreisenden keinen Glauben erweckt. Mir aber formte sich die Zeitungnotiz des letzten Tages zum Bild: „Lieutenant Fürbringer und zwölf Mann aus dem Hinterhalt bei Tsamab abgeschossen." Du siehst nicht, guter Reisegefährte, die Felsenöde im Namaland, zwischen Karas- und Oranje-Bergen, zerrissen von wasserlosen Rivieren, auf die unbarmherzige Sonne brennt. Du siehst nicht die kleine Reiterschaar, die mutterseelenallein, meilenweit der deutschen Abtheilung vorausgeschickt ist, um die Sichtverbindung mit einem fernen schwachen Posten aufzunehmen. Die auf müden Thieren, zerlumpt und abgetrieben, ohne Weg und Steg, querein zieht, nichts zu beißen und zu brechen hat und doch vorwärts drängt. Bis ein scharfer Knall plötzlich die Luft zerreißt (von wem? woher?) und dann pfeifend, singend, klatschend, zischend Geschoß auf Geschoß in ausgemergelte Reiter- und Pferdeleiber schlägt. Grinsend streckt nach einer Stunde ein Gelber die Fratze aus Klippendeckung hervor. Er duckt sich wieder, denn noch scheint ein verwundeter Reiter zu leben. Es ist der Führer. Man ruft ihm zu, sich zu ergeben. Er antwortet mit einem Schuß. Und muß noch lange warten, bis auch ihn, den Letzten, die feindliche Kugel erlöst.

Ein kleines Beispiel, ungezählten entnommen. Aber Dir hätte besser gefallen, wäre in Südwest leichte Arbeit gewesen. Wenn auch dort Pauken und Trompeten den Ruhm der deutschen Waffen in die Welt geschmettert hätten. Denn Dein Ohr versteht nicht, Leiseres zu hören, Feineres, stilles Heldenthum.

Zum zweiten Mal trug mich der Ozean dem Kampfplatz zu. Wir waren zu Dritt. Auch die beiden Anderen hatten schon einmal dort unten gekämpft. Oberlieutenant von Boetticher hatte nach Skorbut, Lieutenant Freiherr von Crailsheim nach Typhus kurze Erholung in Deutschland gesucht. Dem Skorbutkranken brechen noch jetzt die Zähne weg. Er sollte nicht mehr gesunden. Die Kalahari-Expedition gab ihm den Rest. Er wurde ein Opfer der Strapazen. Der Andere brachte ein Füllhorn süddeutschen Frohmuths mit, der ihm über jede Entbehrung hinweghalf. Nach dem Krieg, der zwei seiner Schwabenstreiche im Gefechtskalender verzeichnet, wurde Südwest ihm zu friedlich. Er fand in Kamerun neue Arbeit.

Denn endlich sollten die Waffen ruhen. Der Friede kam. Ein Jahr lang schwieg der Kriegslärm.

A. F.

Google

Japanische Kunsthändler.

Der japanische Kaufmann steht bei seinen europäischen Kollegen nicht in gutem Ruf. Immer wieder hört man Klagen über seine Unzuverlässigkeit. Und die Moral des Standes, der bis zur Zeit der Restauration der letzte war, niederer als der des Handwerkers und Bauern, scheint wirklich noch heute manchen Wunsch unerfüllt zu lassen. Doch giebt es natürlich auch viele ehrenhafte Kaufleute. Besonders mißtrauisch sind die Europäer im Verkehr mit den Antiquitätenhändlern, die im Asiatenenglisch, geschmacklos und treffend zugleich, Kuriohändler heißen. Das hat gewiß einen guten Grund. Ist überall in der Welt der Antiquitätenhandel ein gefährliches Geschäft (wegen der durch keinerlei objektive Merkmale regulirbaren Preisbestimmung und wegen der dadurch bedingten Fehlerquellen, wie man euphemistisch die ganze Reihe, von möglichen Täuschungen, irrthümlicher Bestimmung bis zu bewußter Fälschung, nennen mag), so ist der Kuriohandel in Japan, wo das Kopiren und Nachahmen von je her zur Kunstübung selbst gehörte, noch größeren Gefahren als anderswo ausgesetzt.

Die unzähligen Kleinigkeiten, die die Kurioläden der Fremdencentren füllen, sind alle „alt“, so alt, wie der Kunde zu hören wünscht. Und alt in irgendeinem Sinn sind sie meist in der That, wenn auch vielleicht nur in dem Sinn, in dem man von getragenen Kleidern spricht. Aber ob eine Bronzeschale oder ein Elfenbeinnetzke durchschnittlicher Qualität zwanzig oder hundert Jahre alt ist: die für uns, wenn wir etwa eine meißener Porzellanfigur kaufen, wichtigste Frage wird auch der gewiegteste Händler uns selten zuverlässig beantworten. Mit gutem Gewissen nennt er jedes Stück alt oder sehr alt, das er nicht unmittelbar vom Handwerker erworben hat. Daß diese Altersbezeichnung im Grunde belanglos ist, wissen die Käufer gewöhnlich nicht. Sie hören so oft das Wort „alt“, daß sie am Ende einer Art von Hypnose verfallen und sich um Stil und Güte des Gegenstandes weniger kümmern als um die Thatsache des Alters, ohne aber mit dem Wort noch die Vorstellung eines bestimmten Zeitstiles zu verbinden.

Kann man in solchen Fällen, den häufigsten, nicht gut von bewußter Täuschung sprechen, so sieht die Sache natürlich anders aus, sobald es sich um eigentliche Qualitätstücke handelt, sobald der Händler einen guten Lack der Ashikagazeit, eine Plastik der frühen Perioden, ein Stichblatt, ein Gemälde von der Hand eines berühmten Meisters zu besitzen glaubt. Hier sind alle Täuschungen möglich, denen die Händler selbst ausgesetzt sind, aber auch alle absichtlichen, mit denen einer den Werth seiner Waare zu steigern, eine

Google

Fälschung an den Mann zu bringen sucht. Von diesen Betrugsfällen braucht man nicht lange zu reden; auch der europäische Kunsthandel kennt davon Beispiele. In Japan kommen sie vielleicht öfter vor; aber der ganze Kunsthandel hat dort, wo eigentlich Jeder sammelt, ja ein relativ größeres Gebiet. Der Japaner besitzt keine Möbel (weil er keine braucht), aber Kunstwerke, von den Geräthen seines Schreibtisches bis zu den Kostbarkeiten der Theeceremonie, zu denen nicht zuletzt die Gemälde zählen. Und wenn jeder Japaner die Leidenschaft des Sammelns hat, so hat sie der Kuriohändler gewissermaßen von Berufes wegen. Er muß Sammler sein, die Liebe zu den Dingen haben, die ihn treibt, ihnen bis in die verborgensten Verstecke nachzugehen, aus denen er sie aufspürt und ans Tageslicht bringt; von dort verschwinden sie dann schnell wieder ins Dunkel seines Speichers.

Denn der japanische Händler hat nicht, wie unserer, einen Ausstellungraum, in dem die Dinge zur Schau stehen. Wie die Museen in Japan europäischer Import sind, so sind auch die großen Antiquitätenhandlungen mit ihren Schausälen nur für Europäer und Amerikaner geschaffen und, was in ihnen zu sehen ist, meist auch nur für diese Fremden gefertigt. Ein echter Japaner würde niemals so kaufen und ein echter japanischer Händler niemals so seine Waaren prostituiren. Was der japanische Händler in seinem Laden stehen hat, ist, im besten Fall, Mittelgut, an dem nicht viel gelegen ist, das mitnehmen mag, wer es will. Hat er aber ein gutes Stück, so verbirgt er es wohlweislich, behält es für eine Weile, wenn er reich genug ist, und zeigt es höchstens vertrauten Freunden beim Chanoyu, der Theeceremonie, in der man gestimmt ist, die Reize eines Kunstwerkes zu genießen. Aber wenn er noch so arm ist: niemals würde er ein solches Stück an den Erstbesten wegwerfen, der zahlen kann.

Der japanische Händler prüft seine Kunden; er beobachtet, wie sie die Gegenstände betrachten, die er ihnen hingestellt hat, und hört, wie sie nach anderen fragen. Er zeigt nicht mehr, als der Kunde zu würdigen weiß. Versteht ers nicht besser, so mag er die geringere Waare nehmen. Die gute ist selten (und wird in Japan mit jedem Jahr seltener); deshalb wird sie für Den bewahrt, der sie „versteht".

Ein Händler, bei dem ich Mancherlei gekauft hatte, brachte mir an einem der letzten Tage und nach langem Ueberlegen und einleitendem Reden ein Stück, das alles bisher bei ihm Gesehene übertraf. Nachdem ich es gekauft hatte, fragte ich ihn, warum er so lange gezögert habe. Er antwortete: „Dieses Stück ist mein bestes; ich habe es noch keinem Menschen gezeigt; brachte ich es vor Ihr Auge, so mußte ich sicher sein, daß Sie es würdigen und kaufen werden. Denn biete ichs Ihnen an und Sie schlagen es aus, so ist das Stück ent-

Google

werthet. Verkaufe ich es dann einem Anderen, so können Sie hingehen und sagen: Das konnte ich haben, aber mir schien es zu gering."

Die kleine Geschichte lehrt die Denkart des japanischen Kunsthändlers erkennen. Da man so oft von der Unmoral dieses Standes redet, sollte man auch diese eigenartige Moral nicht vergessen, die freilich nur aus der hohen ästhetischen Kultur des japanischen Volkes zu erklären und in unseren ganz anderen Verhältnissen kaum zu begreifen ist. Denn bei uns siegt ja das höchste Preisangebot. Auch in Japan gilt der Zuschlag Dem, der das höchste Gebot macht; aber Jeder hat sich selbst zu fragen, was ihm der Gegenstand werth ist, hat sein Angebot auf einen Zettel zu schreiben, das er in ein Kästchen legt, und dann ruhig zu warten. Ein rohes Ueberbieten giebt es dort nicht. Für unseren Handel ist das Kunstwerk eine Waare wie jede andere; zahlen die Amerikaner die höchsten Preise, so beeilen sich alle Händler, ihnen die schönsten Stücke zu verkaufen. Aus Japan ist bisher nur eine sehr kleine Zahl wirklicher Kunstwerke in fremde Länder gelangt. Und jeder japanische Händler würde sich für ehrlos halten, gäbe er einen werthvollen Gegenstand einem Ausländer, bevor er versucht hat, unter seinen Landsleuten einen Käufer zu finden. Sicher fehlts nicht an solchen „Ehrlosen"; doch sind sie, den Japanern zum Heil, sehr selten die wahren Liebhaber und guten Kenner. Einer allerdings kam nach Europa und erzog sich hier einen ganz kleinen Kreis von Liebhabern, denen er Kunstwerke hohen Ranges verkaufte. Aber der Menge Dessen, was den europäischen Markt überschwemmt und was der Globetrotter in den Kurioläden ersteht, braucht Japan wahrhaftig nicht nachzutrauern. Den so arg verschrienen Kunsthändlern und ihrer Sondermoral ist zu danken, daß dem Lande das Feinste geblieben ist.

Dr. Kurt Glaser.

Selbstanzeigen.

Deutsche Lyrik aus Oesterreich. Meyer & Jessen in Berlin.

Deutsche Dichter sind in diesem Buche versammelt: Oesterreicher. Im großen Gefüge der deutschen Kultur haben Die immer ihre Sonderart besessen; sie waren immer die südlicheren Temperamente, die sinnlicheren Naturen, die musikalisch Empfänglicheren. Denkt man längst hingeblaßter Zeitläufe: der Sänger von der Vogelweide war Oesterreicher. Aber hier muß so weit nicht zurückgegriffen werden. Hier kommt etwa nur ein Jahrhundert der österreichischen Dichtung in Betracht, das jüngste. Nicht aber so, wie es meist gesehen zu werden pflegt, indem man für Wien einfach Oesterreich sagt. Deckt sich denn Wien mit dem Begriff Oesterreich? Mag es auch Gipfel und Quint-

Google

essenz sein. Vom Reif der Habsburgerkrone umspannt, klüftet sich, wirrt sich, stößt sich das Ländergemenge. Ein nationales Gesprenkel. Ein Reich im Aufeinanderprall der Rassen. Ist es nicht seine historische Mission, das harte Zusammenklirren zu mildern? Die grelle Buntheit in einen harmonischen Akkord aufzuschmelzen? Grenzvölker mischen ihr Blut. Scharf schießen ihre Gegensätze im politischen Kampf hervor. Aber unsichtbar vollzieht sich doch der Ausgleich. Unter allem nationalen Bewußtsein hinweg regirt das geheimnißvolle ewige Gesetz der Blutmischung. Und im Einzelnen steigen die feinsten Säfte der Auslese empor. Im Künstler wirken sie besonders geistig und fruchtbar. Erkennt man in den barocken Palästen von Salzburg, Wien, Graz nicht ein Grüßen her von Italien? Schimmert in Straußens Walzertakten nicht der weiche Klang slavischer Sehnsucht auf? Eingebettet mitten zwischen den Ländern ruht Wien. Das Herz. Ihm rinnt das Blut aus allen Gliedern zu. Ein Wenig buhlerisch und in Sicherheit gewiegt, liebäugelt es mit dem eigenen Zauber. An den Rändern des Reiches bedeutet aber jeder Tag neues Ringen und Wehren. Da klammern die Völker sich eigensinniger an ihre Ursprünglichkeit. Kein stolzeres Deutschthum als in Tirol. Echt, aufrecht, derb und gemüthvoll zugleich. In Böhmen nicht anders. Fremde Art filtert schwer sich durch. Wer leugnet es dennoch: allein durch die Reibung schon flimmert ein Phosphoresziren auf. Im seelischen Ausdruck bebt manchmal eine andere Tönung mit, eine andere Musik klingt an. Man soll nicht vergessen, daß Künstler sensitiver im Empfangen sind. Dies bleibt der Reiz aller deutsch-österreichischen Kunst: daß sie aus einem Geblüt stammt, das sich durch viele Jahrhunderte veredelt hat und das eine jüngere und eine ältere Rasse mitgespeist haben. Die Kunst ist beschwingter, farbiger, differenzirter geworden.

Spiegelt sich die Mannichfaltigkeit österreichischer Art nicht in der Landschaft? Voll Anmuth wellen sich des Wienerwaldes Hügel. Um die Siedlungen rings klimmen Weinreben die Hänge empor. Das breite Band der Donau schlingt sich durch die Wachau, dieses Panorama von Schloßruinen, Kirchen, entzückenden Veduten; vorüber an kleinen Städten, denen die Bauherren von einst die Behaglichkeit stilvoller Residenzen schenkten. Aesthetische Gefälligkeit überall. Das kaiserliche Wien: eine Riesenstadt, die gegen die lärmende Modernisirung sich stemmt. Straßen und Alleen lassen die Bewohner zu Spazirgängern werden, zu Flaneuren, die im Umhergehen einzig den beglückenden Zweck des Schauens suchen. Anastasius Grün spazirte im Getümmel des vormärzlichen Praters und dichtete. Grillparzer löste im Vorwärtsschreiten die schwere Dumpfheit seiner Brust. Bauernfeld brummte gleich einer Hummel durch den ischler Wald. So ist auch in Hofmannsthals Gedichten die Umgebung Wiens tief in die traumhafte Welt verwoben. Gewiß: in die Natur hinaus trugen und tragen sie fast Alle Salonatmosphäre mit. Nicht rousseausche Schwärmerei jagt sie zur mütterlichen Erde. Städtersehnsucht treibt sie nach Einsamkeit, tiefem Athemholen, Augenlust. Gesellschaftliche Kultur beherrscht ihre Ner-

Google

ven. Hof und Aristokratie zeigten früh, wie Luxus und Leben sich köstlich durchdringen können. Unwillig geradezu erkennt man die praktischen Forderungen, die einer modernen Großmacht Industrialismus diktirt. Dichterträume neigen mehr zur Vergangenheit hin als zur Zukunft. Wie selten ertönt doch ein sozialer Nothschrei! Ist es Blasirtheit vor Wirklichkeiten? Niemals. Vorliebe für Aesthetisirung jedoch verschleiert die Graßheiten äußeren Elends; ein häufiges Erbtheil empfindsamer Geschlechter. Patrizischer Dilettantismus schwelgt lieber in der Kostbarkeit von Dingen und Worten. Er zerbricht die Unbefangenheit der Anschauung. Alle Vormärzdichter grübeln, härmen sich ab, sind Raunzer, Malkontente. Bei Grillparzer und Stifter zernagt Unfriede der Brust beste Gaben.

Ein geschlossener Menschenschlag, berg- und baumverwandt, erwuchs in den Alpen. Die Silberfirne und schroffen Zinken reißen ihre Linien in den Himmel, unberührt und zur Ewigkeit weisend. Das Bild der Welt trägt monumentale Züge. Auch im flüchtigsten Wechsel der Zeit ist der Bestand der Dinge hier sichtbar. Läßt die Bergscholle sich nur widerwillig die Frucht abzwingen, hängt der Bauer um so zäher und treuer am Besitz. Aus bäuerischer Wurzel erstanden die markigsten Dichter dieser Länder, dem unkomplizirten Leben nah, von quellfrischer Gesundheit, mit dem Muth und der gläubigen Philosophie Derer, die ungekünstelt empfinden und die Lauterkeit langer Jugend besitzen. Städtische Bildung vermag die Wucht nicht zu schwächen, die gerade Natürlichkeit nicht zu biegen, mit der sie Geschautes und Gedachtes formen. Aber umgekehrt: der Landschaft Gewalt und der robusten Bevölkerung prächtige Primitivität modeln oft Gelehrten-, Beamten-, Klerikerköpfe um. Freiluftmenschen werden hier. Gläubige Menschen, in denen heidnischer Naturkult nachrumort. Unauslöschlich wirkt die Erinnerung kirchenfrommer Kindheit. Juchzer, die der Rausch der Höhe jäh der Kehle erpreßt, angestammte Volkslieder, stampfende Tanzrhythmen sind ihre Musik. Feldblumenfarben von urgroßmütterlichem Hausrath prangen in ihrer Phantasie. Zartheit muß von Kraft nicht erdrückt werden: Stickerinnen, Holzschnitzer, Silberschmiede pflegen die künstlerische Ueberlieferung, wie die Dichter.

Die Länder des Sudetenkranzes und Deutsch-Ungarn. Wie auf Inseln lebt das Deutschthum hier, umbrandet von Streitrufen. Wachsam, hellhörig, wie eben fortwährender Kampf verlangt. Die ästhetischen Anreize müssen kräftig sein, um solch angespanntes Dasein zu überschmettern, zu durchdringen. Und wirklich: das Auge trifft auf grellbunte Trachten rings, das Ohr auf fremdmüthige Melodien. Fruchtbar ruhen die Ebenen, fettschollig, im Sommer Lerchenjubel darüber. Alte Schlachtfelder, mit Blut gesättigt. Religiöser Brüderschaften Fanatismus johlte hier seine Flammenlieder, moderne Batterien durchdröhnten den Boden. Wälder dunkeln märchenstill, legen sich über die Mittelgebirge, aus Felsen sprudeln Gesundbrunnen. Die Städte breiten sich frei an den Flüssen. Dem erregenden Athem der weiten Welt willig geöffnet sind diese Länder. Tüchtigkeit, Eifer, Emsigkeit

Google

durchfiebern Grubenwerke und Fabrikwerkstätten. Hell pocht der Puls der Zeit, erglüht soziales Bewußtsein. Bürgerlicher Liberalismus holte sich daher seine tapfersten Vertheidiger. Prag: ward da nicht von den Luxemburgern die erste deutsche Universität gegründet? Eine ragende Burg der Kultur nach wie vor. Brünn: heißt mans nicht Oesterreichs Manchester? Die deutschen Städte in Siebenbürgen, in der Bukowina.

Vielstimmig ist dies Orchester. Es spielt nicht auf eigene Hand. Literarischen Partikularismus: giebt es Das? Gabs Das je? Nicht einmal der Begeisterung des Freiheitkrieges hätte es bedurft, um Oesterreichs und Deutschlands Dichter zu einigen. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts saß Schreyvogel im Burgtheater, vollgesogen von jenaer Idealen. Die Häupter der Romantik siedelten nach Wien, das, während der Kongreß tanzte, Europas Hauptstadt war. Goethe fuhr in die böhmischen Bäder, Grillparzer nach Weimar. Die Staatengrenze bestand nicht in der Literatur. Was die Sprache verband, bildete ein einziges geistiges Reich. Eins war die Entwickelung. Klassik, Romantik, Epigonenthum, Naturalismus, Impressionismus, sie waren nicht nur Echo, sondern volles Miterleben.

Von den Anfängen empor mag die formale Reife der Oesterreichischen Lyriker größer gewesen sein. Der Glanz eines vornehmen Eklektizismus durchleuchtet ihre Gedichte. So zerrissene, dissonirende Naturen selbst wie Sauter klären sich in ausgeschliffenen (in Frankreich würde man sagen: parnassistischen) Formen. Lenau, der zigeunerhaft Verzweifelte! Die wählerische Kunst des Wortes versagt sich seinen trübsten Schmerzensausbrüchen nie. Die leicht huschenden Töne und Zwischentöne konnte sie schon umfangen, die Landschaft beseelen, neue Musik aus altbekannten Silben schlagen. Die Raffinements der Sprache verloren sich nicht mehr, steigerten sich noch, vervielfältigten, sublimirten sich. Die Betrachtung der Welt wurde nicht mehr zu allgemeinen, typischen Eindrücken umgeprägt, individualisirte sich, ward intimer, intensiver. Und allmählich reifte die Erkenntniß: nicht darauf komme es an, die Dinge mit Stimmungen einzuhüllen, damit sie poetisch seien, denn ihnen selbst wohnte ja Seele, also Poesie inne. Durch die bloße Hingabe erschließt sich ihr Gesang den Dichtern. Dort halten sie jetzt, wollen Welt und Leben nicht „schöner“ machen, doch auch nicht ernüchtern, wollen sie nur in ihrer Realität, doch auch mit ihren tief waltenden Gesetzen erklingen lassen, Jeder auf seine Weise.

Auf die neue Blüthe der österreichischen Lyrik hinzudeuten, war dieses Buches Zweck. Dies sollte nicht ohne Zusammenhang mit der unmittelbar vorangegangenen Zeit geschehen. Auch wurde Deutsch-Ungarn angegliedert: in Lenaus Jahren war Transleithanien noch ein Theil Oesterreichs und heute noch fügen die Deutsch-Ungarn sich ungezwungener zu den Oesterreichern als zu den Magyaren. Blieben auch alle germanistischen Ansprüche ausgeschaltet, so sollte doch der Boden sichtbar sein, aus dem die neue Lyrik wuchs.

Wien. Camill Hoffmann.

Google

Die Wissenschaft des nicht Wissenswerthen. Zweite, vermehrte und veränderte Auflage. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Zwei volle Jahre lang schrieb ich meine Dissertation über römische Epitolographie. Zwei volle Jahre lang verscheuchte ich die mich immer angstvoller peinigende Frage: Wozu schreibe ich denn eigentlich? Natürlich: um den Titel und die Würden eines Dr. phil. zu erlangen; weiter darf ein Student der philosophischen Fakultät nicht denken. Die Arbeit war fertig, auch die Prüfung konnte ich bestehen und nun sollte eine neue Arbeit begonnen werden. Wozu? Um aus mir einen Dozenten zu machen. Worüber sollte man arbeiten? Keiner fragt nach meinen Neigungen. Alle deuteten auf die Wissenschaft und ich hatte einfach meinen Kopf zu beugen, zu arbeiten und da die Lücken auszufüllen. Leider war mein Kopf voll von Empörung und nicht zum Beugen geschaffen. Indem ich nun scheinbar ruhig im Seminar dasaß, ein Buch nach dem anderen durchstudirend, häufte sich in mir ein stummer Widerstand, der mich an der Verrichtung jeder Arbeit hinderte. Es war ein stechender, tiefer Schmerz. Die Zwangsarbeit sollte mich darüber betäuben. Ich vergrub mich förmlich in Bücher. Doch sie konnten mir wenig nützen. Je mehr ich arbeitete, um so herausfordernder, um so gebieterischer mußte ich mir Rechenschaft über den Zweck meiner Arbeit ablegen. Auf den Rand meiner Bücher verirrten sich kleine rebellische Noten, die ich bald wieder wegwischte, um mich durch sie nicht irrleiten zu lassen. Meine Ehrfurcht vor den Professoren und ihrer Lehre suchte ich mir mit allerlei künstlichen Mitteln zu erhalten, um der lieben Ruhe willen. Denn Ehrfurcht beruhigt, Empörung ist Qual und Unruhe. Und ich verdammte meine eigene Vermessenheit, über gewisse Dinge anders denken zu wollen als die Kollegen. Bebend stand ich vor meinem eigenen Fehmgericht. Ich wurde verurtheilt: das ruhige Glück der wissenschaftlichen Arbeit nicht eher kennen zu lernen, als ich mir über ihre Zwecke klargeworden. Ein langer, furchtbarer Umweg, den ich noch heute zu wandern habe.

Als die erste Ausgabe dieses Büchleins erschien, dachte ich, mich aus der Wissenschaft in das ruhige Anschauen des Aestheten hinüberretten zu können. Ich konstruirte mir als lebenferner Anfänger einen allgerechten, lebenfernen Ueberästheten, der selbst nichts schafft, für nichts Partei nimmt, der Alles genießt, der die Vergangenheit und die Gegenwart mit unbeirrbarer Gerechtigkeit abmißt und, indem er nur sich selber und nicht der Zeit dient, zum bewahrenden Gedächtniß, zum erkennenden Auge, zum vorahnenden Seher der Menschheit wird. Kaum war jedoch dieses Büchlein erschienen und der verlassene Student (und zwar nicht wenig durch die Schuld dieses vielbesprochenen und gescholtenen Werkchens) in den großen Strudel Mitlebender und Mitstrebender gezogen, so entschwand vor seinen Augen die Vorstellung eines allgerechten (ach, so rückgratlosen!) Aestheten. An seine Stelle trat Einer, der nun weiß, daß Kritik üben heißt: der Zeit dienen, kämpfen für Alle, die in der Zeit schaffen und keine Möglichkeit haben, rückwärts oder vorwärts zu schauen. Der Kritiker hat aus der

Google

Vergangenheit die Gegenwart und aus der Gegenwart die Zukunft herauszufühlen. Und wie der Verfasser dem Leben näher gerückt ist, so mußte auch dies Buch, das einst aus der Wissenschaft in ein epikureistisch-nirwanistisches Anschauen hinüberführen wollte, nun sich ändern und den Weg von der Wissenschaft in thätiges Leben zeigen.

Mich polemisch mit den Kritikern dieser Streitschrift einzulassen, wäre eitel Zeitvergeudung. Nur gegen das oberflächliche Wort vieler Kritiker möchte ich mich vertheidigen, die in dieser Arbeit den Ausbruch eines von allem Humanistischen abgewandten Wesens sehen wollten. Im Gegentheil. Professor Ostwald hat Recht, indem er sagt: „Das besonders Wirksame dieses Buches besteht darin, daß die Denkweise des Verfassers der Alterthumswissenschaft so nah steht wie nur möglich. Das Buch ist ja eben aus der Sorge um das Alterthum entstanden, das man in der Mittelschule als pädagogisches Beimittel verzerrt, auf der Hochschule als Gegenstand einer sich selbst auflösenden, aussichtlosen analytischen Arbeit, überall vom Leben und von der Wirkung ferngehalten zu sehen verurtheilt war." Ich will Professor Ostwald gern zugestehen, daß die wirkende Philologie, wie ich sie mir denke, auf den Namen Wissenschaft verzichten muß und in den Bereich der Kunst verwiesen wird. Doch ist sie dadurch keineswegs ein Mittel zur Ausfüllung müßiger Stunden geworden. Das hieße, wie Professor Ostwald, die Kunst überhaupt als eine Zerstreuung der Beschäftigunglosen auffassen. Wohin Das führt? Ostwalds Aufsatz über mein Buch beginnt mit den Worten: „Der Berichterstatter hat absichtlich Jahr und Tag vergehen lassen, ehe er selbst über dieses Buch zu berichten unternahm, weil er hat beobachten wollen, welchen sichtbaren oder praktischen Erfolg es haben würde. So viel sich erkennen läßt, ist ein solcher Erfolg nicht eingetreten. Die Philologie geht ihren alten, stumpfsinnigen Gang weiter, als ob nichts geschehen wäre." Gewiß thut sie Das. Warum denn auch nicht? Hätte Professor Ostwald von der Kunst keine so engherzige Anschauungen, würde er die Wiederbelebung des Vergangenen als eine menschenwürdige Aufgabe und nicht als ein müßiges Spiel betrachten, er dürfte sich über die Unbeirrbarkeit der Philologen nicht wundern. Geschichte und Kunst lehren die Macht irrationeller, unberechenbarer Elemente im Thun der Menschheit kennen. Keine menschliche Einrichtung arbeitet logisch. Hat man auch der Schule oder dem wissenschaftlichen Betrieb der heutigen Philologie mit Hilfe der Logik Grund und Boden entzogen, so leben sie dennoch unverändert ruhig weiter, kraft der historisch-unlogischen Mächte, die jeder menschlichen Institution innewohnen. Nie hat der Verfasser dieses Pamphlets einen sichtbaren Einfluß seiner Arbeit zu sehen erhofft; und gar in zwei Jahren! Nur die Bibel kann erzählen, daß die Stadt Jericho siebenmal mit Pauken und Trompetenschall umkreist werden mußte, ehe sie zusammenbrach. Es braucht eben ein Wunder, um Ursache und Wirkung so eng zu verketten. Und doch muß die Wahrheit gesagt werden. Man muß glauben, daß sie wirkt.

Dr. Ludwig Hatvany.

Google

Moderne Werdenoth.

„Die armen Schauspieler sind die Statuen, welche jeden Abend eine Seele von ihren Bildhauern und Dichtern fordern, um davon zu leben.“ Von Jean Paul stammt das Wort, dem feinstfühlenden deutschen Seelenanalytiker, und beleuchtet die ganze Misere des Schauspielers als Menschen, wie des Menschen als Schauspielers. Denn schließlich ist Jeder so weit Schauspieler, wie er Seele von außen empfängt, und er bleibt auf diese Seele angewiesen in dem Maß, wie es ihm an eigenschöpferischer Wesenskraft gebricht. Mit Nietzsche zu reden: Jeder hat seine Vordergründe und Hintergründe; und er hat sie oft doppelt und dreifach, als sein eigener Regisseur, Souffleur, Acteur und Coulissenschieber, Alles in einer Person. Und unter diesen Allen steckt noch, in den Komplex verschlungen, der „Dichter“, den der psychologische Tiefenforscher von Sils die „große Vernunft“ nennt, die, verborgen und überwuchert von der schauspielernden Maskerade des Lebens, als Leibesvernunft, aufgezehrt wird und verkümmert wie das Eigenwesen des Spielers über den fremden Seelen, die er Abend vor Abend verkörpern muß.

Nietzsches Hauptverdienst scheint mir neben der vielgerühmten Umwerthung aller Werthe insbesondere in seiner kritischen Prüfung der Motive zu beruhen, die bisher noch weniger hervorgehoben wurden. So heißt es in der „Fröhlichen Wissenschaft“ über die geglaubten Motive: „So wichtig es sein mag, die Motive zu wissen, nach denen wirklich die Menschheit bisher gehandelt hat: vielleicht ist der Glaube an diese oder jene Motive, also Das, was die Menschheit sich selber als die eigentlichen Hebel ihres Thuns bisher untergeschoben und eingebildet hat, etwas noch Wesentlicheres für den Erkennenden. Das innere Glück und Elend der Menschen ist ihnen nämlich je nach ihrem Glauben an diese oder jene Motive zu Theil geworden, nicht aber durch Das, was wirklich Motiv war! Alles Dies hat ein Interesse zweiten Ranges.“ Also mit anderen Worten: Der Mensch erscheint als der Schauspieler seiner selbst und sein Glück oder Elend wird nicht von den Motiven geleitet, die sein eigentliches Wesen bedingen, sondern von denen, die er sich unterschieben läßt. Und weiter: „Es giebt bei jeder Handlung erstens das wirkliche Motiv, das verschwiegen wird, zweitens das präsentable, eingeständliche Motiv. Dieses geht von uns aus, von unserer Freude, unserem Individuum, wir stellen uns individuell damit. Jenes aber hat die Rücksicht auf Das, was die Anderen denken, wir handeln, wie Jeder handelt, wir präsentiren uns als Individuen, aber handeln als Gattungwesen. Komisch. Ich suche zum Beispiel ein Amt: 2. Ich bin es mir schuldig, mich nützlich zu machen; 1. ich will meines Amtes wegen von den Anderen respektirt werden.“ Aber auch Das, was hier scheinbar als Grundmotiv ausgegeben wird, ist nur vorgeschobenes, ist noch immer Vordergrundsmotiv. Der letzte Beweggrund, sollte man meinen, müßte der Selbsterhaltungtrieb sein,

Google

der sich in die Masken des Nutzenerstrebens oder des Ansehengewinnens kleidet. Aber verbunden mit dieser Selbsterhaltung ist überall eine Hinweglenkung von dem wahren, tieferen Selbst, eine Selbstenteignung. Wie ein endloses Wellenspiel drängen die Motive aus der Tiefe des Wesens, in ewiger Unrast, und verschleiern die Quelle. Es ist eine ewige Flucht aus sich selbst, ein Uebertäuben und Ruhesuchen in zerstreuender Bewegung. Dies Wellenspiel der Motive erzeugt unser Lebensgetriebe, in dem Jeder Publikum für jeden Einzelnen und Acteur für alle Anderen ist. Das rastlose Spiel durchschauen, in welchen Verkleidungen immer es erscheint, nicht nur beim Objekt, sondern vor Allem in sich selbst: Das versteht Nietzsche unter der kritischen Prüfung der Motive. Also bei jedem Beweggrund sich selbst zu ertappen verstehen, gewissermaßen als sein eigener Detektive. Und das ganze Getriebe zu fassen als eine ungeheure Veranstaltung zur „Beschäftigung" des Menschen, zur beschäftigenden Ablenkung vom Urgrund seines Wesens und zur Täuschung über dessen letzte Beweggründe. Den Menschen nie zu sich selber kommen zu lassen, in ewiger Unrast ihn umzutreiben: Das hat die deutsche Dichtung als die mephistophelische Verführung durch das Leben empfunden; aber nicht allein der Taumel von Begierde zu Genuß, auch nur die Festlegung in eine geregelte Lebensweise, in eine berufliche Bindung gilt dem faustisch Strebenden schon als Versuchung, ihn seinem höchsten Ziel ewigen Werdens und Neuwerdens zu entfremden. Alles, was wir unter der modernen Civilisation begreifen, mit ihren unzähligen Bedürfnissen und Ansprüchen, ist im letzten Grund auch nichts Anderes als spielerische Ablenkung von dem Wesenskern des Menschen, ein Surrogat seines Werdedranges, ein Verschweigen seiner Werdenoth. Immer neue bunte Muscheln (um mit Zarathustra zu sprechen) für spiellustige große Kinder. Eben Diesem dient die moderne Technik, auf der unsere Civilisation sich aufgebaut und von der sie ihre spielerische Natur empfangen hat. Die fortschreitende Technik hat die abendländische Menschheit wohl dem Dogmatismus und Scholastizismus entrissen, aber sie hat sie zugleich auch ihrem inneren Selbst entfremdet. Sie hat eine ähnliche Rolle wie die Kunst in der hellenischen Welt gespielt. Dort kam es zu keiner Theokratie, weil der bildnerische Geist früh und rechtzeitig sich der Kultsymbole bemächtigte; anfangs ganz noch im Bann der Priesterschaft stehend, die ihm die strengen, keuschen Linien und Formen egyptischer Observanz vorschrieb, emanzipirte er sich allmählich davon und stellte endlich in Phidias die frei bewegten, reinen Formen göttlichen Menschenthums der vorbildlichen Andacht vors Auge. Der Künstler hatte dem Priester den Kultdienst abgenommen und zur Kultkultur umgeschaffen. Aber wie die Plastik der Antike allmählich in Spielerei ausartete: eben diese Gefahr könnte der modernen Technik drohen. Jene wurde ihrer Kunst endlich müde, und wenn unsere Technik vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt bleibt, so geschieht es nur, weil sie sich überall mit einem praktischen Nutzzweck verbunden

Google

zeigt. Die moderne Menschheit wird ihre Technik nie mehr entbehren noch ihren weiteren Entwickelungsgang aufhalten können, der ihr eine heilsame Erlösung von sich selbst gebracht hat. Aber sie wird sich innerlich wieder von ihr lösen müssen, von der spielerischen Beschäftigung wie vom praktischen Aufgehen in ihr mit Leib und Seele, ohne sie doch damit aufzugeben als einzig durchgreifendes Machtmittel über Natur- und Menschengewalt. Die Griechen gingen innerlich an ihrem Kunsttrieb zu Grunde, der in sophistische Künstelei ausartete; der moderne technische Spieltrieb hat eine ähnliche Verödung und Verarmung der menschlichen Wesenskraft im Gefolge.

Keiner hat die „Motivation“ alles menschlichen Denkens und Handelns so durchschaut und verdächtigt wie Nietzsche. Er hat den Wahrheitwillen auf den Sezirtisch gelegt und die labyrinthischen Schleichwege enthüllt, auf denen der Mensch sich überall selber ausweicht; er hat die raffinirte Technik aufgedeckt, mit der der Mensch sich und Andere unausgesetzt über sein wahres Wesen täuscht und hinwegtäuscht. Endlich hat er den „letzten Menschen“ gezeigt, der an Allem, was ihn innerlich berühren und aufrühren könnte, klug blinzelnd vorübergeht: der sich immunisirt hat gegen alles Leben, das „innere Fühlung“ mit ihm gewinnen möchte. Der letzte Mensch wird so bewußt die Fähigkeit zu dieser inneren Fühlung in sich abgetötet haben, wie man sich einen Nerv durchschneiden läßt, um einer gewissen quälerischen Empfindung entledigt zu werden. Die heutige Menschheit täuscht sich noch mehr oder weniger bewußt darüber hinweg, indem sie den inneren Werdedrang übertäubt, durch beschäftigende Ablenkung und Zerstreuung aller Art, und ihre Werdenoth überschreit. Die Einen suchen dieser durch Spiel- oder Sammelwuth auszuweichen, Andere durch wissenschaftliche Vielgeschäftigkeit (was im Grunde auf den selben Zug hinauskommt). Es ist der geistige „Zug nach dem Westen“, eine andere Art Amerikanismus, und man findet ihn nicht nur bei Einzelnen, sondern auch in ganzen Gesellschaften, Korporationen, wissenschaftlichen Instituten. So will mir zumal auch die bei der Jahrhundertfeier der berliner Universität im vorigen Jahr gegründete Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften von diesem Zug ergriffen scheinen; überall möchte sie in die Ferne schweifen, während das Gute doch so nah liegt. Sie muß durchaus eine biologische Station in Rovigno an der Adria haben: und vergißt darüber, daß wir auch eine solche am Plöner See in Holstein besitzen, und was wir an dieser haben. Um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, gründet sie ein archäologisches Forschunginstitut für islamitische Kultur, weiß aber zu einem biologischen für deutsche Kultur nicht den Weg zu finden. Sie hat kein Verhältniß zu ihrem Volk und dessen nächstliegenden Bedürfnissen und Erfordernissen, seiner Rassenhygiene und Rassenbiologie, von der seine lebendige Zukunft bedingt wird. Dieser Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften erscheinen noch immer Tiefseebiologie und Archäologie fremder, toter Kulturwelten wichtiger

Google

und werthvoller als die Gegenwart, die Biologie des eigenen Volkes, von der das Wohl und Weh der kommenden Generationen abhängt.

Der Schreiber dieser Zeilen war der Erste, der (in früher veröffentlichten Aufsätzen) sich ernsthaft mit der Gesellschaft beschäftigte; bis dahin war mehr von Ordensmänteln und Sternen als von der „Werdenoth“ geredet worden. Mir ist für die „Mühwaltung“ weder Mantel noch Stern geworden; nicht einmal ein „Diplom“ erhielt ich für die „Richtlinie“ von der islamitischen auf die deutsche Kultur hin. Dennoch werde ich nicht müde werden, wie andere Unternehmungen, die sich in die Ferne verlieren wollen, um sich über die gegenwärtige Noth hinwegzutäuschen, so auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft*) immer wieder auf die näher und nächstliegenden Aufgaben zu verweisen. Auch ohne Lohn und Dank, wie es im „Havamal“ heißt:

Sie gaben ihm nicht Brot noch Met;
Da neigt er sich nieder, auf Runen sinnend ...

Heinrich Driesmans.

Gedichte.**)

Der Einsame.

Wer ist auf dieser Erde mir nicht fremd
Und kann so ganz mein kleines Dasein deuten?
Wer hört, von keinem Mauerring gehemmt,
Die helle Glocke meiner Seele läuten?

Mein Wandern durch den Tag und durch die Nacht
Ist einsam sehr, so viel ich mich auch mühe,
Daß mir ein zweites Licht entgegenfacht,
Das mit dem meinen froh in einem glühe.

Ja, viele Menschen stehen da und dort
Und schauen auf bei meinem starken Schreiten
Und sprechen manchmal auch ein grüßend Wort;
Doch ist dies voll versteckter Heimlichkeiten.

---

*) Eine Schrift, in der ich diese Gesellschaft behandle, erscheint unter dem Titel „Das Orenda-Problem“ im Verlag von Rudolf Leichter in Schöneberg. Bei dieser Gelegenheit sei auf die ebenda (im neunzehnten Jahrgang) erscheinende Zeitschrift „Deutsches Leben“ („Lebensreform“) hingewiesen, die auch über das Thema „Biologie des deutschen Volkes“ ausführliche Beiträge von mir bringt.

**) Ein erster Gedichtband von Alfons Petzold, der in einem verborgenen wiener Verlage vor Jahren erschien, war noch begleitet von einer Biographie, die um Mitleid für ihn warb und ein Proletarierschicksal von seltener tragischer Gewalt erzählte. Darin war die entsetzliche Jugend eines begabten Kindes geschildert und seine wirre Jagd

Google

Und ängstlich hüten sie ihr Pünktchen Licht,
Bedecken sorgsam es mit scheuen Hüllen,
Aus denen nie ein frohes Leuchten bricht,
Um alle Straßen dieser Welt zu füllen.

Doch einmal werden alle Hände sich
Zu einer liebeschweren Hand verschlingen
Und Alle werden zu dem letzten Ich,
Zu Gott, in starker, frommer Einheit dringen.

Die Schwangere.

Ein Lichtlein, von der Liebe angezündet,
In ihrem Leibe auf zur Flamme loht.
Den Sinn des Ewigen hat sie ergründet
Und schaut nun lächelnd über Grab und Tod.

Um ihr geheimes Königthum zu schauen,
Stehn oft die Nachbarinnen vor dem Thor,
Sie hebt sich aus der Fülle dieser grauen
Und müden Menschen wie ein Licht empor.

Wie von den Bäumen, die in Blüthe stehen,
Geht eine fromme Sehnsucht von ihr aus.
Und viele Mädchen ihren Kreis begehen.
Und kommen seltsam weiser dann nach Haus.

Sie lassen alte Bücher, edle Steine,
Wie traumumsponnen sie im Leben stehn,
Und suchen in der Ferne nur die Eine,
Die einem Wunder darf entgegengehn.

---

durch die härtesten, niedersten Berufe der Großstadt, zugleich aber auch die starke innere Bildungsfähigkeit dieses jungen geknechteten Menschen, der die paar müden Stunden nach der Arbeit bei Büchern und Vorlesungen verbrachte. Diese Verse, manche sehr ungelenk und nur liebend spürendem Blick ihr Talent verrathend, bedurften noch der mildernden Umstände und des Appells an das Mitleid. Aber der junge Dichter, dem, als ein Blutsturz ihm weitere harte Arbeit unmöglich machte, durch fremde Bemühung ein Jahr Stille erobert wurde, hat in dieser Zeit seine innerliche Kraft, sein ursprüngliches lyrisches Talent so sicher entfaltet, daß seine Verse heute keines Mitleides und keiner Empfehlung bedürfen. Wenn ich sie hier einführe, so geschieht es nur, um sie einer breiteren Oeffentlichkeit vorzustellen, und in der Hoffnung, ein deutscher Verleger von Rang möge dem neuen Dichter rasch die Thür öffnen.

Stefan Zweig.

Google

Abend an der Donau.

Abend umspannt die Zeit.
Reglos starren die Sterne,
Aus der Matrosentaverne
Stapft die Trunkenheit.

Walzt mit wankendem Gang
Ueber die Donaubrücke.
In einer Gassenlücke
Vergröhlt ihr Gesang.

Flußauf, nebelumdrängt,
Schaukelt ein kleiner Nachen;
Drüber das helle Lachen
Froher Menschen hängt.

Lichtschwer dräut die Stadt,
Frißt das Licht der Laterne,
Das aus der Stromtaverne
Blinzelt scheu und matt.

Ein Jude.

Er war so dunkel im Begreifen
Und stellte Alles in den Kreis der Nacht.
Nichts konnte er im wahren Lichte sehen
Und alles Werden war ihm nur ein Gehen
Auf einem Umweg zu des Grabes Schacht.

Er sprach in Bildern, die aus Trauerschleifen
Und schwarzen Rahmen starrten auf uns her.
Und seine Worte gingen so bedächtig,
Als wären sie des größten Unheils trächtig
Und kummerschwer.

Und es kam vor, jedoch nur selten,
Daß sich aus ihm ein anderer Laut erhob,
Erzählte jubelnd von dem Makkabäer,
Von den Verheißungen der alten Seher
Und stammelte verzückt Jehovas Lob.

Doch gleich darauf ließ er nicht gelten
Der anderen Juden starke Zuversicht.
Er ging davon mit grüblerischem Denken
Und mochte lange keinem Freunde schenken
Ein lächelndes Gesicht.

Wien. Alfons Petzold.

Google

Banken und Fürsten.

Oft schreitet die Produktion schneller als der Absatz. Die Waaren sind rascher hergestellt als umgesetzt und in Geld gewandelt; und die Folge ist, daß Umlaufmittel sich als Anlagekapital festrennen. Dann wird den Banken ihre „finanzielle Bereitschaft“ vorgeworfen und sie werden ermahnt, nach Möglichkeit Kredite auf lange Dauer zu meiden. Je kürzer die Frist eines Wechsels ist, desto besser ist er (wenn er nicht durch andere Eigenschaften zum Tadel herausfordert). Zwischen Finanz- und Waarenwechseln soll ein dicker Strich gezogen werden. Läßt eine Bank von der anderen auf sich ziehen, um bares Geld zu bekommen, so ists ein Finanzgeschäft, dem die Voraussetzung eines Waarenhandels fehlt. Gut und gleich sind nur die Tratten, die den Namen des Lieferanten, des Abnehmers und das Indossament einer Bank tragen. Die Reichsbank macht auch bei den Waarenwechseln Unterschiede. Sie nimmt Accepte von Firmen, die ihre Buchforderungen diskontirt haben, nur gegen besondere Sicherheit. Wichtig ist immer das „Ziel“. Der Handwerker, der Gewerbetreibende, der Händler muß dem Kunden eben so weite Zahlungfrist gewähren wie die Großindustrie. Nirgends kann der Wechsel die sofort greifbaren Mittel ersetzen; nur die Möglichkeit, ihn stets bei der Reichsbank zu Geld zu machen, hebt ihn in den Rang eines sicheren Aktivums. Aber vor der Ueberlastung mit solchen Pflichten hütet sich die Reichsbank; und neulich ließ auch die Oesterreichisch-Ungarische Notenbank eine ähnliche Warnung an die Kreditinstitute ergehen. Darf man auf Erfolg rechnen? Sicher ist, daß manches belastende Engagement vermieden und manches Verlangen nach Kredit abgewehrt werden könnte, ohne daß der Wirthschaftkörper dadurch litte. Freilich darf man nicht glauben, bis übermorgen lasse sich Alles wandeln. Die Riesenkapitalien, die in der Industrie arbeiten, dürfen nicht sich selbst überlassen bleiben. Und ihr Nahrungbedürfniß ist nicht leicht zu befriedigen.

Die Banken verlangen von Jedem, der auf Kredit Werthpapiere kaufen will, die Einzahlung von mindestens 10 Prozent der Gesammtsumme. Vielleicht würde die Zahl der Spekulanten kleiner, wenn man den Betrag der Einzahlung erhöhte. Dann aber könnten sich auch die Provisionen verringern, deren Ertrag vom Umfang des Börsengeschäftes abhängt; und in der Bilanz sänken die Ziffern für Report und Lombard. In den Zwischenbilanzen des letzten Jahres war der Gestaltung der Report- und Lombarddarlehen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ultimo Dezember 1910 hatte die Summe dieser Positionen bei acht berliner Aktienbanken 1074 Millionen betragen; Ultimo August 1911 warens 1187, Ultimo Oktober nur noch 871 Millionen. Zwischen beiden Terminen lagen die schwarzen Tage der berliner Börse. Die Banken wickelten ab, was nicht mehr fest war, und zogen sich den Vorwurf zu, die Kunden erst animirt und dann der Pein überlassen zu haben. Ganz so schlimm wars nicht. Mancher Wechselstuben-

Google

vorsteher, der gern bremsen möchte, merkt, daß sich das Publikum nicht immer halten läßt. Wie wars denn mit der neusten deutschen Anleihe? Obwohl die gezeichnete Summe den aufgelegten Betrag nicht sehr hoch überstieg, ist doch nur ein Theil in die Hände ernsthafter Kapitalisten gekommen. Wieder haben Konzertzeichner ihr Spiel getrieben und dem Finanzkonsortium die Sorge um das nicht verkaufte Material überlassen. Die kann sie noch ein hübsches Weilchen drücken.

Auch den Privatbankiers, für die man davon Nutzen erwartete, schafft die Kreditbeschränkung neue Schwierigkeit. Die Großbanken nehmen als Unterlage für Prolongationgeld nur noch Papiere, die zum Ultimohandel zugelassen sind; und deren Zahl ist klein. Der Mittelbankier findet also schwerer Ultimogeld. Vermindert sich nun die Effektenspekulation? Der Ertrag des Börsenumsatzstempels im Januar (2,27 gegen 2,21 Millionen) läßt noch nicht darauf schließen. Allerdings hört man von Bankleuten, das Börsengeschäft sei in diesem Jahr recht mager. Vielleicht soll damit aber nur die Aufmerksamkeit von manchem sichtbaren Mißerfolg abgelenkt werden. Sicher ist, daß Havensteins Mahnung zur Vorsicht im Kreditgeschäft nicht grundlos war. Manche Provinzbank (Chemnitzer Bankverein, Mülheimer, Rostocker, Bergisch-Märkische, Osnabrücker Bank) mußte ihre Dividende verkleinern und praeludirte so den Abschlüssen der Großbanken nicht gerade mit Siegesfanfaren. Die Verluste sind fast überall durch Fehler in der Gewährung von Kredit entstanden. Die Rostocker Bank, die mit 5 Millionen Mark Aktienkapital arbeitet, muß 1 Million auf die Aktien einer Hypothekenbank abschreiben, die zu ziemlich hohem Kurs gekauft worden waren. Die Rostocker stand auch in Beziehungen zur Niederdeutschen Bank, der sie, gemeinsam mit der Hanseatischen Bank in Hamburg, ein Darlehen von 1 Million gegen 500000 Mark Sicherheiten und zwölf Bürgschaften gegeben hatte. Die Niederdeutsche Bank nahm dafür 150000 Mark Antheile einer von den Direktoren der Rostocker Bank gegründeten „Mineralquelle G. m. b. H.“. Das Beispiel lehrt, wie komplizirt viele Geschäfte kleiner Banken geworden sind und wie tief der Schnitt sein müßte, der den Wirthschaftkörper von allen schädlichen Kreditgebilden befreien sollte.

Kein anderer Vorgang aber ist so lehrreich wie die Geschichte der Berliner Terrain- und Baugesellschaft. Der Fürstentrust und die ihm verbündete Deutsche Bank liefern seit Wochen dem Wirthschaftkritiker den interessantesten Stoff. Die Berliner Terrain- und Baugesellschaft, die noch aus den Glanztagen des Herrn Karl Neuburger stammt, ist ein Skelet im Haus der Fürsten. Längst schien eine gründliche Sanirung nöthig; aber die Banken wollten diese Nothwendigkeit nicht gern anerkennen. Schließlich war aber die Höhe der Verluste nicht mehr zu verheimlichen. Im Concern der Deutschen Bank sinds allein 12 Millionen. Vorschüsse von 2 Millionen, die der W. Wertheim G. m. b. H. (sie gehört in den Bereich der Berliner Terrain- und Baugesellschaft) von der Deutschen Bank gegeben worden waren, werden gestrichen.

Google

Außerdem läßt die Deutsche Bank noch die Forderung von 5 Millionen Mark fallen. Die Bergisch-Märkische Bank, die einen großen Theil der Aktien und Obligationen der Baugesellschaft besitzt, muß 5 Millionen Mark abschreiben und setzt ihre Dividende von 8½ auf 7 Prozent herunter. Da die Deutsche Bank etwa 60 Millionen Mark vom Aktienkapital der Bergisch-Märkischen Bank besitzt, so bedeutet deren Dividendenrückgang für sie eine (allerdings erst in der nächsten Bilanz sichtbar werdende) Minderung des Gewinnes um etwa 900 000 Mark. Die Hauptschuld an dem Unglück der Baugesellschaft trägt die Baufirma Boswau & Knauer. Diese G. m. b. H. ging im Jahr 1908 von der Bergbank auf die Terraingesellschaft über, die damals ihr Aktienkapital um 10½ Millionen erhöhte (3 für den Erwerb von Boswau & Knauer und 7½ für die zehlendorfer Terrains des Fürsten Fürstenberg) und eine Obligationenanleihe von 20 Millionen ausgab, die von der Handelsvereinigung (Fürstenbank) garantirt wurde. Die Beziehungen der Deutschen Bank zu Boswau & Knauer zeigen, daß auch Größe und Ansehen nicht vor Thorheit schützt. Mit der Baugesellschaft und Boswau & Knauer sind verquickt: das Passagekaufhaus, die Firma W. Wertheim, das Hansa-Haus G. m. b. H. in Hannover, das Thalia-Theater in Elberfeld, das Excelsior-Hotel in Berlin, dessen Antheile im Besitz einer Tochtergesellschaft von Boswau & Knauer sind. Ob die Terrain- und Baugesellschaft nach der Sanirung allen weiteren Anforderungen gerecht werden kann, ist fraglich. Die Deutsche Bank kehrt ihr den Rücken und überläßt es den Fürsten und deren Banken (Handelsvereinigung und Palästinabank), für die Zukunft der Gesellschaft zu sorgen. Ein Konsortium, dessen Interessen durch die Handelsvereinigung vertreten werden, übernimmt alle Engagements der Deutschen Bank und der Bergbank. Als Gegenleistung bringen beide Institute das Opfer von 12 Millionen. Für die nöthigen neuen Betriebsmittel müssen natürlich die Fürsten sorgen. In dem Programm, das andeutet, wie die Deutsche Bank sich stellen will, heißt es, das Publikum solle nicht zu neuer Leistung herangezogen werden. Von dem Aktienkapital der Baugesellschaft sind 6 bis 7 Millionen in fremden Händen, der Rest, 11 Millionen, ist also im Besitz der Fürsten. An den 6 bis 7 Millionen hat das Publikum eine hübsche Summe verloren; denn die Aktien der Neuburgeraera (4½ Millionen), die allein an die Börse zugelassen sind, wurden zu 115 Prozent angeboten und die nächste Emission zu 140 den Aktionären servirt. An der ersten Aktienserie sind 70 bis 80, an der zweiten 100 Prozent verloren worden. Der Hauptverlust trifft die Fürsten, die, nach der geplanten Zusammenlegung der Aktien, neue Zuzahlungen zu leisten haben. Die freien Aktionäre bleiben von jedem Opfer verschont.

Wer sich der Glossen erinnert, die der Trennung der Berliner Handelsgesellschaft vom Fürstentrust folgten, muß über die „Treffsicherheit" der damals gefällten Urtheile lächeln. Hat Karl Fürstenberg etwa unklug gehandelt? Heute kann er sich an den Erlebnissen der

Google

Deutschen Bank rösten. Die Farbe solcher Korrekturen ist waschecht. Die Deutsche Bank wird übrigens ihre geschäftliche Verbindung mit dem Fürstentrust nicht lösen; sie hat ja den Hohenlohewerken soeben Kredit gegeben. Aber vergeßt nicht, liebe Leute: das Alles ist erst der Anfang. In dieser Gegend wirds noch ganz andere Stürme geben.

Die Banken können die Industrie, der sie durch tausend Bande verknüpft sind, nicht auf Wasser und Brot setzen. Und wenn sie sich, durch Umwandlung ihrer Engagements in Aktien oder Obligationen, liquide zu machen suchen, so wecken sie neuen Geldhunger der Gesellschaften. Wie schwierig sich oft die Engagements der Banken gestalten, lehrt das Schicksal der im Terraingeschäft angelegten Kapitalien. Berlin leidet unter einer Baukrisis; 60000 Wohnungen stehen leer. Wenn nicht gebaut wird, können die Terraingesellschaften ihre Grundstücke nicht verkaufen und das Anlagekapital bleibt nicht nur dividendenlos, sondern verfällt auch der Auszehrung. Die an der berliner Börse notirten Terrainaktien haben seit Anfang 1911 im Durchschnitt 15 Prozent am Kurs verloren. Manche Grundstückgesellschaft, die Parzellen verkauft hat, sieht den Buchgewinn schwinden, weil sie von den Hypotheken, die sie den Bauunternehmungen gab, abschreiben muß. Die Häuser, die gebaut wurden, können nicht vermiethet werden; dadurch vermindert sich die Rente und der Werth des Objekts, das die Beleihung stützen soll. Die Bodenaktiengesellschaft Berlin-Nord, eine Gründung der Darmstädter Bank, mußte auf Hypotheken und Restkaufgelder fast 1½ Millionen abschreiben; der Ueberschuß und der größte Theil der Reserve ist dadurch verbraucht worden. Da auf dem Grundstückmarkt eine baldige Besserung kaum zu hoffen ist, möchte man die Mängel der Baukonjunktur aus eigener Kraft überwinden. Die Handelsgesellschaft für Grundbesitz wird einen Theil ihrer Terrains selbst bebauen und hofft, aus den Häusern eine bessere und stetigere Rente für ihr Aktienkapital zu erzielen als aus dem von der Konjunktur abhängigen Grundstückverkauf.

Ihrer Mutter, der Berliner Handelsgesellschaft, gehts gut. Sie hatte seit dem Jahr 1905 9 Prozent Dividende gegeben. Sie konnte mehr vertheilen, giebt aber erst diesmal 9½. In der Bilanz vom Jahr 1910 war, durch den Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank, eine Kürzung des Effekten- und Konsortialgewinnes um 1½ Millionen nöthig geworden (wenig im Vergleich mit den 12 Millionen, die der Concern der Deutschen Bank jetzt verloren hat). Diesmal ist der Abschluß fleckllos und zeigt obendrein, daß die Handelsgesellschaft für kommende Tage vorgesorgt hat. Auch die Nationalbank für Deutschland hatte eine gute Bilanz. Der Ueberschuß des Reingewinnes allein hätte die Erhaltung der Dividende von 7 Prozent, ohne Kürzung der Reserven, freilich nicht ermöglicht; da jedoch die Tantiemen (nach dem Beschluß bei der vorjährigen Kapitalserhöhung) verringert wurden, war der Ausgleich bequem zu ermöglichen. Und durch die Vermehrung der eigenen Mittel ist die Bilanz jetzt liquider geworden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 9. März 1912.

Deutschland und England.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, sind die leitenden Männer in Berlin und London zu der Einsicht gekommen, daß der englisch-deutschen latenten Gegnerschaft endlich ein Ziel gesetzt werden muß. War doch die Spannung allmählich so straff geworden, daß jeden Augenblick irgendein nicht zu berechnender Zufall diesen Antagonismus in offene Feindschaft verwandeln und den Krieg herbeiführen konnte. Bei kühler Abwägung aller Chancen eines solchen Krieges mußte sich aber beiden Regirungen die Ueberzeugung aufdrängen, daß schon durch die Verschiedenheit der Kriegführenden (erste Seemacht und erste Landmacht der Welt) die völlige Niederwerfung des Gegners ausgeschlossen ist, daß eine schwer zu verwindende wirthschaftliche Schädigung auch des Siegers unvermeidlich wäre und daß der Vortheil aus der gegenseitigen Schwächung nur Dritten zufiele; zunächst den Vereinigten Staaten.

Trotz dieser klaren Sachlage bereitet ein großer Theil der Publizistik beider Länder der mühevollen Arbeit Derer, die abgerissene Fäden wiederanknüpfen möchten, immer neue Schwierigkeiten. Selbst in angesehenen deutschen Blättern wird auch jetzt noch eine agressive Politik empfohlen und beinahe täglich den Lesern das alte Lied vom perfiden Albion vorgesungen. Geschmackvoll nennt man Jeden einen Simpel, der nicht darauf schwört, daß die Engländer uns im vorigen Herbst heimtückisch überfallen wollten. In „Scharfmacherorganen“ übertreiben Politiker, die sich wild geberden, manchmal wohl wider besseres Wissen die uns von England drohenden Gefahren, um in der inneren Politik eine ihnen

Google

erwünschte Wendung zu bewirken und, wenn möglich, Konflikte mit dem neuen Reichstag zu erzeugen. Auch sieht es fast aus, als ob einzelne Marinehäupter, von ihrem Ressort-Standpunkt aus, gemeinsam mit den Flotten-Vereinen, kräftig ins Feuer bliesen, nur um ihren Wünschen für den Flottenbau, bei der vielleicht nie wiederkehrenden Gunst der Stunde, Erfüllung zu schaffen. All diese Hinderungversuche sind um so bedenklicher, als die große Masse des englischen Volkes, der sie von einer gleichfalls vielfach voreingenommenen Presse zur Kenntniß gebracht und oft genug aufgebauscht werden, sie durchaus ernst nimmt. Ohne praktischen Nutzen erschweren sie das Bestreben der staatsmännisch denkenden Politiker, die im vaterländischn Interesse den britischen Argwohn, auch das deutsche Vorurtheil überwinden und die beiden Nationen allmählich zu freundlicheren Beziehungen hinüberleiten wollen.

Vielerlei hat sich im Lauf der letzten zwanzig Jahre zwischen Deutschland und England gestellt. Vor Allem ist da unser wirthschaftliches Erstarken zu nennen, der ungeheure Aufschwung unserer Industrie und die Schaffung einer rasch wachsenden Handelsflotte. Zwar steht sie an Tonnen- und Schiffzahl noch immer weit hinter der englischen (die sie um das Vierfache übertrifft), ist aber, bei prozentual schnellerem Anwachsen, von allen Handelsflotten der Welt die einzige, die, bei der Vortrefflichkeit ihres Materials und ihrer Mannschaft, qualitativ den Vergleich mit der englischen nicht zu scheuen braucht. So unbequem diese Fortschritte auch den an eine Monopolstellung in allen See- und Handels-Dingen gewöhnten Engländern waren, so viele Hindernisse uns auch englische Konkurrenz und englischer Neid bereitet haben: der Versuch gewaltsamer Unterdrückung des lästigen Mitbewerbers ist von den Briten bisher nicht gewagt worden. Die Möglichkeit einer solchen Repression war um so mehr gegeben, als England mindestens der wohlwollenden Neutralität der wenigen Mächte sicher war, die uns in einem solchen ungleichen Krieg beispringen konnten. Also thatsächlich (ob mit mehr oder weniger Grazie: Das ändert an dem Faktum nichts) hat sich Enland mit unserer Nebenbuhlerschaft abgefunden; in der richtigen Erkenntniß, daß ein fleißiges und intelligentes Volk von fünfundsechzig Millionen Menschen unmöglich auf die Dauer vom Welthandel und vom Ozean auszuschließen ist und daß der Erdball für englische und für deutsche Kaufleute noch Raum genug hat, wenn guter Wille theilen hilft.

Mit unserer Handelsflotte wuchs aber auch die deutsche Kriegsmarine; und sie hat jetzt eine Stärke erreicht, die sie berechtigt, den Kampf (wenn wir von England absehen) gegen jede europäische

Google

Großmachtflotte mit der Aussicht auf sicheren Erfolg zu wagen. Das londoner Marineamt meint sogar, daß die deutsche Flotte, bei der Schnelligkeit ihrer Mobilmachung, der Tüchtigkeit ihres Personals und dem guten Zustand ihres modernen Materials, selbst für England ein gefährlicher Gegner ist. Manche Fachmänner (noch neulich der bekannte amerikanische Admiral Mahan) riethen deshalb der englischen Regirung, nicht mehr zu warten, sondern unsere Flotte zu vernichten, so lange der Sieg noch mathematisch gesichert scheint, oder, wenn man das Odium des Ueberfalles scheue, der deutschen Regirung ein Ultimatum zu stellen: Verzicht auf weitergehende Flottenvermehrung oder Krieg. Die englische Regirung ist diesen Rathschlägen nicht gefolgt; sie hat nur zuerst angedeutet und dann offen ausgesprochen, daß ihr die durch einen Vertrag geregelte Beschränkung der Seerüstungen sehr erwünscht wäre. Hier soll heute nicht erörtert werden, ob solche Beschränkung praktisch möglich ist. Die Engländer behaupten (und bedauern), daß unsere Regirung alle Versuche einer freundlichen Verständigung schroff oder wenigstens kalt abgelehnt habe. Unter solchen Umständen müsse, wenn das Zahlenverhältniß der deutschen zur englischen Flotte nicht in einer für Britaniens Interessen gefährlichen Weise verschoben werden solle, das londoner Marineamt den Entschluß verkünden, jede deutsche Kiellegung künftig mit zwei englischen zu erwidern. Das ergäbe ein Wettrüsten, dessen Ende unabsehbar wäre und in dem alle Friedensfreunde in beiden Ländern eine große Gefahr erblicken müßten. Denn die Steuerlast würde allgemach auch dem reichen England so unerträglich werden, daß man ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorziehen könnte; oder, kaufmännisch ausgedrückt, die Versicherungprämie gegen die Gefahr eines Krieges würde so hoch, daß sie zu den aus dem Krieg zu erwartenden Verlusten in keinem richtigen Verhältniß mehr stünde. Und nach solcher Prämie strebt kein guter Geschäftsmann.

Der nicht Eingeweihte vermag nicht zu sagen, welche Vorschläge Viscount Haldane jüngst nach Berlin gebracht hat; aber vielleicht ist die Annahme nicht irrig, daß er „akademisch“ von den Gefahren sprach, die durch fortdauernde Rüstung entstehen könnten. Deutsche und Briten dürfen wohl hoffen, daß nach dem freundschaftlichen Gedankenaustausch ein Strich unter das Vergangene gemacht wurde. Das wäre vernünftig und für beide Parteien vortheilhaft. Die Entfremdung wäre nicht so weit gediehen, wenn nicht beide Regirungen immer wieder schwere Fehler gemacht hätten. Gut aber, und durchaus nicht nur für uns, war, daß England den schlimmsten Fehler bisher vermieden hat: den, gegen uns

Google

Krieg zu führen. Ein englisch-deutscher Krieg, wenn er selbst unseren Seehandel und unsere Kriegsmarine vernichtete, würde Britanien theuer zu stehen kommen; auch das gegen uns siegreiche England wäre in einer für seine außereuropäische Machtstellung sehr bedrohlichen Weise geschwächt. Die Zahl seiner offenen und heimlichen Gegner würde um eine Macht ersten Ranges vermehrt, die von dieser Stunde an mit aller Kraft die Vergeltung vorbereiten und jede dazu günstige Gelegenheit ausnützen müßte. Auch weiß man in England sehr gut, daß es im Gebiet des britischen Weltreiches wichtige Punkte giebt, die für ein anderen Mächten verbündetes Deutschland durchaus nicht unerreichbar sind, sobald die deutsche Diplomatie sich entschließen lernt, endlich von dem abgetriebenen alten Schimmel der triplice herunter zu klettern. Wenn aber schon der deutsch-französische Gegensatz als ein großes Unglück für Europa anzusehen ist, so müßte ein deutsch-englischer Krieg oder eine Totfeindschaft dieser beiden Hauptzweige der germanischen Völkerfamilie geradezu als eine Weltkatastrophe bezeichnet werden. Doch wir wollen nicht bei dieser heute immerhin wieder ferner scheinenden Möglichkeit verweilen; auch die braven Leute, die hüben und drüben mit Zunge und Feder den Krieg à tout prix empfehlen, malen sich die Folgen des von ihnen angeblich ersehnten Zusammenstoßes wohl nicht in voller Deutlichkeit aus.

Der Hauptvorwurf, der von nicht verantwortlichen Stellen aus den Briten bei uns gemacht wird, bringt stets die alte Anklage: England beleidige uns durch die Forderung unbeschränkter Seeherrschaft, wie es sie im neunzehnten Jahrhundert hatte. Seit dem raschen Machtzuwachs der Vereinigten Staaten von Amerika konnte man aber von einer völlig schrankenlosen Seeherrschaft Englands nicht sprechen. Höchstens noch von einer gewissen Vorherrschaft, ohne die ein Inselreich überhaupt nicht bestehen könnte.

Das Vereinigte Königreich ist, seit es auf ausreichende Landwirthschaft verzichtet hat, für mehr als drei Viertel seiner Bewohner auf Zufuhren aus fremden Ländern angewiesen. Während die Sperrung der ganzen deutschen Seeküste die Ernährung unseres Volkes, das den größten Theil seiner Nahrungmittel auf dem Landweg bezieht, nicht ernstlich gefährden könnte, bedroht jede Erschwerung oder Hinderung der Korneinfuhr die Briteninseln mit der Gefahr einer Hungersnoth. Man braucht gar nicht an die Landung eines feindlichen Heeres zu denken: das auch nur von einer fremden Flotte blokirte England wäre einer Festung vergleichbar, deren Uebergabe von der Frage abhängt, wie lange die aufgespeicherten Lebensmittel vorhalten. Die Stärke der militärischen Stellung

Google

Englands, die in seiner insularen Eigenschaft begründet ist, würde sich sofort in Schwäche wandeln, wenn Englands Kriegsschiffe nicht mehr im Stande wären, das Meer für Waaren- und Lebensmittel-Transporte frei zu halten. Die Aufgabe der englischen Flotte ist aber damit noch längst nicht erschöpft: sie muß auch die ununterbrochene Verbindung zwischen Mutterland und Kolonien sichern, besonders den Seeweg (durch das Mittelländische und das Rothe Meer) nach Indien. Bei der Ausdehnung dieses Weltreiches (das, wie man nie vergessen sollte, doch von der größten civilisatorischen Leistung der Weltgeschichte zeugt) und bei der mehr auf Gewöhnung und Prestige als auf den relativ schwachen Garnisonen beruhenden englischen Herrschaft in allen fünf Erdtheilen muß stets eine Flotte bereit gehalten werden, um bedrohte Stellen sofort schützen oder Aufstände schnell niederschlagen zu können. Ueberhaupt sind die Aufgaben und Augenblickspflichten der britischen Seemacht so mannichfach, daß England das Gros seiner Schlachtschiffe auf die Dauer gar nicht, wie es jetzt thun muß, in den heimischen Gewässern versammelt halten kann. Die Ueberlegenheit der englischen Flotte über die deutsche ist daher in der nüchternen Wirklichkeit viel geringer, als sie nach den Tabellen und Ziffernlisten scheinen müßte: eben, weil England mit seiner Flotte die ganze Menschenwelt umspannen muß, wir aber am entscheidenden Punkt, also in der Nordsee und im Kanal, immer unsere gesammte Macht vereinigt haben. Solche Erwägungen mußten den Briten eigentlich empfehlen, unsere Engagements in Afrika und Asien zu begünstigen, weil auch wir dann mehr zu schützen und zu verlieren gehabt hätten und zu einer größeren Verzettelung unserer maritimen Machtmittel genöthigt worden wären. Kurzsichtig war auch König Eduard, als er glaubte, durch Einkreisung ein Volk von der Energie, der Intelligenz und der Zahl der Deutschen lähmen zu können. In jedem Jahr wächst bei uns die Zahl Derer, die in der Fremde gekauftes Brot essen müssen, um eine Million. Hinter die Frage, wie wir im Ausland, in überseeischen Ländern uns neue Absatzgebiete schaffen und erhalten können, werden in Deutschland bald alle anderen politischen Fragen zurücktreten. Deshalb war die deutsche Regirung auch genöthigt, für den mächtig aufblühenden Außenhandel eine starke Kriegsflotte als Rückendeckung bereit zu halten. Das Wort des englischen Marine-Ministers, daß unsere Flotte ein Luxusgegenstand sei, war mindestens in der Ausdrucksform verfehlt. Wir müssen uns das Recht wahren, unsere Seewehr den Bedürfnissen des Exportes, der Kolonien und der Handelsmarine des Reiches anzupassen. In gewissem Sinn aber

Google

ist Churchills Parallele zwischen der deutschen Land- und der englischen Seemacht nicht falsch. Wie wir bestrebt sind, unser Heer auf einer Höhe zu halten, die auch eine Koalition siegreich abwehren könnte, so muß England eine Flotte haben, die es gegen jede denkbare Gefahr zu schützen vermag. Wenn England seine Marine im Verhältniß zu dem Wachsthum fremder Flotten vermehrt, zeigt es noch keinen Hochmuth, keine Lust zu frivolem Angriff, sondern es thut, was ihm die Pflicht zur Selbsterhaltung gebietet, was es thun muß, wenn es nicht sein Weltreich, seinen Wohlstand, ja, sein nationales Leben auf ein leichtsinniges Spiel setzen will. Wie aber eine englische Politik unklug ist, die dem deutschen Volk die Erfüllung seiner Wünsche nach dem Erwerb neuer Absatzgebiete versagt, so wäre eine deutsche Politik, die dem englischen Lebensinteresse, dem Streben nach gesicherter Vorherrschaft zur See, sich entgegenstemmte, nicht nur unbillig, sondern sie würde auch von der Geschichte als unklug, als sinnlos übermüthig verurtheilt werden.

Dieser Darstellung, die von einem politisch und diplomatisch geschulten Kenner beider Länder kommt, möchte ich zunächst nur die Warnung anfügen, die Sache (im Sinn des Alltagsausdruckes) auf die leichte Achsel zu nehmen und zu vergessen, daß sichs diesmal nicht um eine gleichgiltige Episode handelt, sondern um einen Versuch, dessen Ergebniß nicht Europa allein in gespannter Aufmerksamkeit erwartet. Unsinn, sagt Mancher. „Was soll denn herauskommen? Die Engländer wollen uns wieder mal über den Löffel barbiren. Sie haben zu Haus das Strikegespenst, in Indien Unruhe, in China, weil sie sich an der Küste nicht stark genug zeigen können, Ansehensverlust und müssen jetzt schon erleben, daß in der wichtigen Panamasphäre der Yankee eine Insel besetzt, auf die ihr historisches Recht gesichert schien. Sie sind ihrer Dreadnoughts, nach den Schießresultaten und anderen Unfällen, nicht mehr ganz sicher, haben erkannt, daß sie fürs Erste auf dem Festland keinen mächtigen Bundesgenossen gegen Deutschland fänden, und möchten uns deshalb mit Schlummerliedern einlullen. Geben wir nach, verlangsamen das Tempo des Flottenbaues, dann dürfen sie aufathmen und später, wenn wir das Tempo wieder beschleunigen, vor dem Weltgericht uns feindsäligen Handelns beschuldigen. Rüsten, die ganze Volkskraft für die Stärkung der Marine einsetzen: alles Andere ist nutzlos.“ Solcher Rath kommt aus dem Glauben, daß Deutschlands Geschäftsführer dumm genug sein wird, sich mit ein

Google

paar Bröckchen vom reichen Tisch Britaniens abspeisen zu lassen; kommt aus Patriotenköpfen, die England noch immer nicht sehen, wie es in unserer Wirklichkeit ist. Auch die eigene Heimath nicht. Der wird keine Möglichkeit gesperrt, wenn sie ein Quartal, ein Halbjahr lang wartet und neue Entschlüsse bis hinter den Tag schiebt, der über die Frucht der Verhandlung keinen Zweifel mehr läßt. Die Reservesicherung, die im vorigen Herbst so leidig vermißt wurde, ist, ohne allzu beträchtliche Kosten, zu erlangen; den leicht mißdeutbaren Satz, die Nothwendigkeit eines dritten Geschwaders sei erwiesen, könnte man dabei vermeiden. Aus höflichster Ruhe zu der Firma Grey & Churchill sprechen: „Wir dürfen uns nicht noch einmal der Gefahr aussetzen, in der Zeit nach der Mannschaftentlassung mit geminderter Seewehrkraft in unserem Handeln gehemmt zu sein. Aber wir haben nicht die Absicht, jetzt, während verhandelt wird, unsere Machtmittel zu mehren". Verdächtigung, Hohn und Schimpfrede soll die Verhandlung nicht stören, die mindestens für ein Menschenalter deutscher Zukunft wichtig werden kann. „Deutschland möchte uns hinziehen, bis sein Nordostseekanal den Maßen der großen Schiffe angepaßt ist, wir dem Islam als Totfeind verhaßt sind, Franz Ferdinand auf dem Thron sitzt und die Lateiner uns im Mittelmeer unbequem werden. Nur deshalb hat es uns zu Gesprächen herangewinkt." So könnte ein Brite denken. Er würde in seinem Nebel eben so irren wie der Deutsche, der hinter Englands Wunsch nur Trügerplan wittert.

Britanien ist nicht so schwach, wie es dem aus schiefem Gesichtswinkel über den Kanal Starrenden scheint. Das müßte Jeden, der belehrt sein will, schon die Erinnerung an die Zeit lehren, deren Gedächtniß eben wieder aus Schleiern taucht. Napoleon Bonaparte wußte, wer ihn besiegt habe. Galt er nicht den besten Deutschen, nicht Goethe sogar als unüberwindlich? Der zähe Widerstand der Briten hat ihm den Untergang bereitet. Seit sie in ihm den Erzfeind britischer Zukunft erkannt hatten, war, ihn zu stürzen, kein Opfer ihnen zu schwer. Das gescholtene Volk der Krämer hat damals keine Gefährdung seines Welthandels, keinen Milliardenverlust gescheut. Feig ist der Brite nicht. Auf den Blättern seiner Geschichte, die keinen Zusammenbruch von der Art des preußischen vom Jahr 1806 verzeichnet, findet Ihr nirgends die Andeutung, daß Briten je an der Dauerbarkeit ihres Staatswesens verzweifelten. Krämer? Der Commissioner, der, als Haupt

Google

eines winzigen Häufleins Weißer, Millionen von Hindu, Parsen, Mohammedanern das Schicksal bestimmt, hat nie das Fürchten gelernt; hat durch seine Leistung das Recht erworben, sich einen tapferen Mann zu nennen. Und wie groß in England die Zahl solcher Männer heute noch ist, zeigt jeder Kolonialkrieg, jeder Strike oder Anarchistenputsch. So lange sich die Möglichkeit bietet, für die eigene Sache Fremde fechten zu lassen, wird England sicher nicht selbst ins Feuer gehen. Droht dem British Empire aber ernste Gefahr, dann mag ein Wunderwerk männlicher Kühnheit Ereigniß werden. Vergeßt nicht, daß in allen Erdtheilen Männer englischen Stammes leben, die des Wortes eingedenk sind: „Nur Britenschuld kann Britanien jemals von seiner stolzen Höhe stürzen." Der Kuriendiplomat, der schon beim Jubiläum der alten Königin Verfallszeichen sah, hätte vielleicht nach flüchtigem Rundblick auf die berliner Hofgesellschaft und bourgeoise Prassergemeinde vor den Apostelstuhl die frohe Botschaft gebracht: „Die Deutschen sind nicht mehr die stillen Träumer noch die nüchternen, jeder Entbehrung fähigen Krieger, die sie einst waren". Um unseren Kalkul vor Irrthum zu hüten, müssen wir Großbritanien für stark, für ein zu zähestem Widerstand bereites und entschlossenes Land halten. Die Stätten seiner reizbarsten Schwachheit kann es freilich nicht bergen. Das Inselreich ernährt sich nicht selbst, schon eine kurze Blokade bedräut es mit Hungersnoth (die in London die acht Millionen gepferchter Menschen rasch in den Willen zum Bürgerkrieg stacheln könnte), die Elendshäufung ist, dicht neben dem üppigsten Luxus, gefährlicher als in irgendeinem anderen Land Westeuropas und jede an der Reichsperipherie entstehende Unruhe wirkt geschwind, Unheil zeugend, bis ins Centrum fort. Darf England geduldig warten, bis sein Kanalnachbar zu dem stärksten Landheer sich eine Kriegsflotte ersten Ranges geschaffen hat, die er „zum Schutz seines Handels" nicht braucht, mit ihren eng begrenzten Kohlenräumen und ohne gesicherte Nachfüllstationen gar nicht brauchen kann, die ihm eines Tages aber erlauben wird, den Leun an der verwundbarsten Stelle zu packen? That is the question. Und die Antwort muß lauten: Nein. Eduards Versuch, durch Einkreisung und Einschüchterung uns mürb zu machen, war der schlauste, der sich erdenken ließ. Nur war die strategische Stellung, die er dem Britenreich gab, nicht auf Jahre hinaus zu halten; und der King starb, ehe er sie, als Psychologe und Geschäftsmann, zu einträglichem

Google

trade auszunützen vermochte. Heute? Englands alte Armada ist, weil sie bis in die Entscheidungstunde wahrscheinlich nicht ins Feuer käme, entwerthet, das Kraftverhältniß (deutsche gegen englische Dreadnoughts) der Inselflotte nicht mehr so zweifellos günstig wie vor zwei Lustren und die Kanalweitung in schnellem Werden. Das Mittelmeer kann, wenn Franzosen und Italiener sich, nach dem hitzigen Familienzank, einander versöhnen, eine zweite Nordsee werden: ein zweites Meer, in dem Britanien mit einer anderen, nicht bedingunglos freundlichen Seegewalt zu rechnen hat. Und die Pflicht, in Asien dem Russenreich, weils sonst aus dem Concern schiede, vorwärts zu helfen, belastet die Britenzukunft mit unlöschbaren Hypotheken. Die entente cordiale war aus gemeinsamem Haß erwachsen; und mußte mählich drum enttäuschen. Der echte Brite sieht in dem Franzen einen amusanten, doch nicht ganz ernsthaften, voller Mannesachtung unwürdigen Kerl; und in der Gallierrepublik freuen sich nicht nur die loups bretons im innersten Herzensgehäus, wenns den Engländern an den Kragen geht. Seit Sir Edward Grey weiß, daß Herr Caillaux, während er England gegen den Bedränger von Agadir zu hetzen versuchte, emsig um eine Privatverständigung mit dem Deutschen Reich bemüht war, ist ihm die letzte Jllusion geschwunden. Bien fou qui s'y fie, denkt er; und hat von dieser Stunde an, was er konnte, gethan, um eine anglo-deutsche Verhandlung einzuleiten.

Die wollen wir als eine Angelegenheit von ernstester Bedeutung nehmen. So nimmt sie auch Englands Volk. Wer ihm nachsagt, es wolle uns in eine Falle locken, mit vagem Versprechen füttern, kennt die Stimmung nicht. Könnte die Volksmehrheit das Deutsche Reich in Trümmer schlagen: sie thäte es lieber heute als morgen. Sie kanns nicht; weiß, daß sie es nicht kann. Sie hat ausgerechnet, was es sie kosten würde, wenn sie auch nur die deutsche Flotte vernichtete, die deutschen Kolonien besetzte. Daß sie, in ihrem Weltclearinghouse, eine Serie von Kriegen (die nach einer deutschen Niederlage unvermeidlich wäre) nicht überdauern könnte. Daß die hundert Millionen Menschen, die unser Reichsverband um die Mitte des Jahrhunderts umfassen wird, nicht zu behandeln sind wie der arme Verwandte, dem Castlereagh oder Palmerston, je nach der Augenblickslaune, die Backe streichelte oder striemte. Deshalb will sie fair trade und ehrliche Verständigung mit Deutschland; will jeden erschwinglichen Preis dafür zahlen.

Google

Nur: ohne feste Bestimmung der Flottenrelation wird kein haltbarer Friede. England müßte sich selbst aufgeben, wenn es thatlos den Tag heraufkommen ließe, der dem in der Enge schmachtenden Vetter die Uebermacht sichert. Ist die Verständigung über solche Relation nur im Gebiet der Utopia möglich, solls bei der Losung bleiben: „Zwei englische Kiele für jeden deutschen", dann wars ein von kindischer Eitelkeit bewirkter Fehler, sich in Verhandlungen einzulassen. Dann müssen sie mißlingen; kann höchstens noch der Geschicktere das Gesicht wahren. Dann aber sind wir auch vor dem Menschengericht ins Unrecht gesetzt. Oder gezwungen, mit unzeitgemäßer Offenheit endlich zu sagen: „Unser Ziel ist das Erdarbitrium; wir wollen unsere Machtmittel bis auf eine Höhe thürmen, von der aus wir selbst dem Britenreich, wenn es unseren Wünschen widerstrebt, den deutschen Willen aufzwingen können." Das wäre ein Wikingerprogramm; und wer es zu künden wagte, würde als Räuber und Mordbrenner verschrien.

Noch wird verhandelt. Schon aber scheint auf die frohe Hoffnung, die unter dem zweiten Mond des Jahres aufgeblüht war, ein Märzreif gefallen zu sein. Schon hört man aus dem Munde der von der Last der Verantwortung Bedrückten: „Die deutsche Nation will ja die Verständigung gar nicht!" Lasset ihnen, Redner und Schreiber, nicht diesen Vorwand; duldet nicht, daß sie sich in dieser ernsten Stunde entbürden; nöthigt sie, endlich einmal, unter die Wucht der Verantwortung. Die deutsche Nation wird sich jedes nützlichen Geschäftsabschlusses freuen. Für die anglo-deutsche Verhandlung spricht ihr Herz, spricht auch ihr Hirn noch nicht, weil sie (leider nicht ohne Grund) den Vertretern ihrer Heimathinteressen mißtraut und weil sie die eigene Kraft noch nicht erkennen gelernt hat. Ob sie drei Schlachtschiffe mehr oder weniger auf dem Meer sieht: sie ist heute so stark, daß sie mit jeder Großmacht auf der Basis gleicher Rechte verhandeln kann. Mit dieser Thatsache hat, nach langem Sträuben und Stöhnen, der Brite sich abgefunden. Und ist aus dieser Erkenntniß für das Deutsche Reich kein Gewinn zu holen, dann muß die Unfähigkeit seiner Prokuristen noch ärger sein, als der düsterste Blick bisher ermessen konnte. Nicht einen dem Applausbedürfniß genügenden Scheinerfolg wollen wir; nur einen Pakt, von dem Frucht zu hoffen ist. Und wir verlieren nichts, wenn wir den Rüstungentschluß für ein Weilchen vertagen.

Google

Albrecht von Rechenberg.

Ein Merkmal unserer Zeit soll der „Kultus der Persönlichkeit“ sein. Weil wir an Persönlichkeiten arm sind. Immerhin geht das Gefühl unserer Armuth, die Sehnsucht nach starken Männern noch nicht so weit, daß wir sie auch dann verehren, wenn sie an falscher Stelle zur Wirksamkeit berufen werden, wenn sie unter Verhältnissen wirken, unter denen ihre Stärke und ihr Reichthum zu einem Uebel, zu einer Gefahr werden. Enttäuschung und Haß geberden sich dann oft gar wild. Und wenn der starke Mann auch ein starker Hasser ist, dann nimmt der Kampf Formen an, die auch den Zuschauer verletzen und deshalb vielleicht geneigt machen, Partei zu ergreifen, ohne daß er den Antheil der Partei an der Schuld erkennt. So ist Albrecht von Rechenberg in der Oeffentlichen Meinung ein gehaßter Mann geworden. Seines Wesens Art zu erkennen, hat man sich nicht bemüht. Das aber ist das Mindeste, was ein Mann von seiner Bedeutung fordern kann.

Rechenberg hat in Ostafrika in der Hauptsache keinen Erfolg gehabt. Nicht nur von den Zeitgenossen: auch in der Geschichte wird er so beurtheilt werden. Dennoch war er der bedeutendste Gouverneur, den die Kolonie bisher gehabt hat. In den wichtigen täglichen Entscheidungen zeigte er sich als Meister des praktischen Könnens. In ihm ist keine Ader vom Bureaukraten. Nüchterner Wirklichkeitsinn und ein klarer Blick für die Folgen jeder Maßregel, dabei Freude an der Initiative und Verantwortung, Furchtlosigkeit nach oben und unten: Das sind seine sichtbarsten Wesenszüge. Man könnte ihn einen Feldherrn nennen, der nur siegreiche Schlachten geschlagen hat und doch schmählich als Besiegter schied, weil die ganze Anlage des Feldzuges auf einem verfehlten Plan beruhte. Und die Frage, wie Solches bei einem so klugen Mann möglich war, hat mehr als nur persönliches Interesse.

Anlage und Werdegang wirkten hier zusammen. Und hier sei gleich ausgesprochen, was seine Feinde (und auch viele Freunde) bisher übersehen haben: der „ultramontane“ Freiherr, der „autokratische“ Statthalter scheiterte daran, daß er eine von Grund aus liberale Natur ist, so liberal, daß ihn seine Kolonisten nicht verstanden und daß sie ihn, wenn sie ihn verstanden, erst recht bekämpfen mußten, weil dieser programmatische Liberalismus in eine Rassenkolonie nicht paßt. Rechenberg hatte ein starkes Gefühl für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Freilich ist er wiederum viel zu sehr Aristokrat, um sich mit Jedermann gemein zu machen. Und so erlebten die Ostafrikaner das Unverständliche, daß der

Google

Mann, dem es schwer fiel, eine schwielige Hand zu drücken, den vor Armeleuteluft ekelte, gern vor armsäligen Läden stand, um mit indischen Krämern zu plaudern, und mit einer kinderlieben Herzlichkeit sich die Zuneigung der Schwarzen eroberte. Des Räthsels Lösung ist nicht allzu schwer: wo die unüberschreitbare Kluft der Farbe und Rasse ihn von der Menge trennte, da durfte er freundlich sein; wo aber die Rassengemeinschaft keine Schranke aufbaute, da errichtete er sie mit eigener Hand. Man nannte ihn einen Menschenverächter. Männer von der Wucht und Lebenserfahrung eines Rechenberg haben immer Etwas davon. Dem Farbigen aber zeigte er diesen Zug nicht. Ein Menschenverächter kann kinderlieb sein. Den Neger und Inder schätzte er eben nicht ernst genug ein, um ihn als Individuum kritisch zu würdigen. Und darin ging er zu weit; denn der Inder zum Mindesten kann darauf (auch auf Verachtung) Anspruch machen. Die Europäer sind heute in Ostafrika die Aristokratie des Landes; der Pflanzer, der Ansiedler sitzt unter den Negern, wie der angesessene Ritter in den Siedlungsgebieten des Mittelalters, mit der Tendenz, sich zum Herrn der farbigen Sassen und Hintersassen zu machen. Dem widersetzte sich der durch und durch moderne und liberale Gouverneur und stabilirte denen Junkers gegenüber seine Souverainetät wie einen rocher de bronze. Bis der rocher zerschellte: weil die Junkers im Grunde Recht hatten.

Der Vorwurf, daß Rechenberg Autokrat war, ist berechtigt. Aber da man liberale Männer nur noch als weich und wandlungsfähig kennt, übersah man, daß Rechenberg ein Autokrat des Liberalismus war, und da man den Grundzug seines Wesens nicht erkannte, wurde es hastigen Kritikern leicht, aus seinem katholischen Bekenntniß die Legende von seinem Ultramontanismus herzuleiten. Damit ist manchmal in ganz infamer Weise gearbeitet worden. Nie wurden die katholischen Missionen in Ostafrika kürzer gehalten als unter Rechenberg; nie ist Bischöfen, die den Versuch machten, auf das Gebiet der staatlichen Autorität überzugreifen, mit kälterer Ruhe auf die Finger geklopft worden als von Rechenberg. Mancher Oberhirt hat seufzend an die schönen früheren Zeiten, etwa unter dem Grafen Goetzen, zurückgedacht. Rechenberg würde stets und in jeder Stellung die Rechte des Staates gegenüber der Kirche mit größter Gewissenhaftigkeit und Energie wahren. Wenn er sich zum Centrum bekennt (was sein mag), so tut ers als katholischer Adeliger nur in dem Sinn, wie evangelische Adelige konservativ zu sein pflegen: und es stünde gut um das Reich, wenn im Centrum lauter Rechenbergs wären.

Schlimm war, daß die Menschenverachtung ihn hinderte, Men-

Google

schenkenner zu sein. Das Instrumentarium seiner Psychologie war zu grob; es versagte sofort, wenn ihm feiner organisirte Naturen entgegentraten, die nicht auf die Formel: Eitelkeit, Gewinnsucht, Genußsucht, Machtkitzel gebracht werden konnten. Das erklärt, warum mit vielen glücklichen Griffen, die ihm beim Durchschnitt gelangen, so arge Mißgriffe bei außergewöhnlichen Menschen abwechselten. Die ungewöhnlich Guten schätzte er zu gering und die ungewöhnlich Schlechten zu nachsichtig ein. Auch war er zu temperamentvoll, um nicht schwach gegen Freunde (oder Solche, die er dafür hielt: hier sind mehrfach böse Enttäuschungen vorgekommen) und allzu hart gegen Feinde zu sein; er konnte unbarmherzig hassen.

Diese Züge erklären sein Schicksal. Liberalismus und Menschenverachtung machten ihn zum Freunde der Eingeborenen, machten ihm die Europäer zu Feinden.

Rechenberg hat seine Erfolge als Konsul errungen. Daß er ein guter Konsul war, machte ihn zu einem schlechten Gouverneur. Im Orient achtet der Konsul in dem Eingeborenen den Herrn des Landes. Er will ihn nicht beherrschen, er will nicht seine Produktion leiten, er will ihm nicht beschwerlich fallen und unangenehm sein. Durch gefälliges Wesen, durch gewandtes Ausschalten der konkurrirenden Konsuln sucht er eine ihm günstige Stimmung und Handelsvortheile zu erzielen. So hat Rechenberg als Konsul in Sansibar gewirkt; so seinen britischen Kollegen, der jetzt in Lissabon Geschäftsträger ist, aufs Trockene gesetzt. Seinem praktischen Geschäftssinn und seinem aristokratischen Liberalismus behagte der persönliche Verkehr mit den Großherren des Handels. Sie waren auch in Dar es Salam sein liebster Umgang. Der knorrige, täglich Hunderte von Arbeitern in Zucht haltende Offizier a. D. und Plantagendirektor wurde ihm nie im selben Grad sympathisch. Hinzu kam, daß Deutsch-Ostafrika, als Rechenberg sich dort als junger Assessor seine Sporen verdiente, noch reine Handelskolonie war, deren Ausfuhrwerthe nicht die Ergebnisse der Plantagenarbeit, sondern die der Sammelthätigkeit der Eingeborenen (Elfenbein, Kautschuk) zeigten. Von dieser Vorstellung der Handelskolonie ist Rechenberg nie ganz losgekommen; freilich mag er ihr zuletzt nur noch mit der Wehmuth der Entsagung nachgetrauert haben.

Das sind die Voraussetzungen, aus denen Rechenbergs Kolonialprinzip erwuchs: kein Arbeitzwang, keine Organisation der Europäerarbeit, sondern freie Produktion der Eingeborenen, angeregt durch die sich allmählich steigernde Kauflust. Nicht der Pflanzer, sondern der Kaufmann ist berufen, die Kolonie zu heben; durch Vortheil verheißenden Aufkauf der Eingeborenenprodukte

Google

und Stärkung der Kauflust und Kaufkraft der Einwohner. Also: Handelskolonie, nicht Plantagenkolonie; wieder ein Ausdruck liberaler Auffassung. Dieses Prinzip ist gescheitert. Nicht nur in Ostafrika und in Rechenbergs Person, sondern mit Dernburg auch für die anderen Kolonien. Denn Das war ja der größte Triumph Rechenbergs (aber auch der größte Schade, den er unserer Kolonialpolitik zufügte), daß er, der sehr viel Stärkere, auf der gemeinsamen Reise nach Tabora, 1907, seine Ideen dem nach kolonalpolitischen Gedanken hungrigen homo novus Dernburg suggerirte. Warum das System der Handelskolonie falsch ist, habe ich in der Preisschrift „Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?“ zu zeigen versucht. Deutsch-Ostafrika bekennt sich fast einstimmig zu der entgegengesetzten Theorie; auch die Mehrzahl der Kaufmannschaft hat längst anerkannt, daß sie auf den Schultern der Pflanzer steht, deren Lohnzahlungen die Eingeborenen schneller und in größerem Umfang kaufkräftig gemacht haben, als es je dem auf die natürliche Steigerung der Eingeborenenproduktion wartenden Handel gelungen wäre. Auch Dernburg ist ja, wie ich hörte, aus den Südstaaten der Union, wohin er noch als Saulus ging, als Paulus heimgekehrt. Und so stand Rechenberg zuletzt als einsame Säule unter den Trümmern eines zusammenbrechenden Systems.

Rechenbergs Theorie fand ihren Ausdruck in den Gesetzen und Handlungen seiner Amtsführung. Alle sind liberal und sozial, also den Eingeborenen freundlich.

Nicht ganz ohne Grund haben die Arbeitgeber bestritten, daß dieser Eingriff der Staatsgewalt zu Gunsten der Arbeiter nöthig war. Die Zeiten des Arbeiterüberschusses waren ja längst vorbei. Schon wurde überall der Plantagenassistent rücksichtlos entlassen, der die Arbeiter durch schlechte Behandlung „vergrämte“; schon überbot man sich bei der Konkurrenz um den Arbeiter in Fürsorge und Freundlichkeit. Immerhin darf der berechtigte Kern in Rechenbergs Fürsorgegesetzgebung nicht verkannt werden. Denn auch in seinem Bereich lebten natürlich gewissenlose Arbeitgeber, die mit dem Leib des Eingeborenen Raubbau trieben und die eigene intellektuelle Ueberlegenheit zum Beschwindeln der Schwarzen ausnutzten. Nur war unverkennbar, daß der Gouverneur immer und überall die Arbeiter begünstigte. Verließ er schon das Prinzip der Selbstregelung durch freie Konkurrenz, legte er schon den Pflanzern Zwangsausgaben, Kontrolen und andere (nur in Folge des Taktes der ausführenden Organe nicht als Chicane empfundene) Beschränkungen auf, so mußte er auch eine Gegengabe bieten: die Mitwirkung des Verwaltungorganismus bei der Linderung der

Google

Arbeiternoth. Hier aber erinnerte sich der Gouverneur plötzlich wieder seiner liberalen Grundsätze und leistete einen Widerstand, dessen Hartnäckigkeit als böser Wille empfunden wurde. Besonders schlimm aber war die schließliche Erkenntniß, daß man den Arbeiterschutz mit falschen Mitteln und an falscher Stelle gesichert hatte. Nicht der Pflanzer erwies sich als Ausbeuter und Schädiger, sondern der professionelle Anwerber. Der hatte nur ein Interesse: an schnellem Umsatz, an großem Verdienst in kurzer Zeit; nicht das kleinste aber an der Erhaltung der Leistungsfähigkeit und des Vertrauens der Arbeiter, an der Schonung „unseres werthvollsten Ativums“. Und da das Gouvernement nicht eingriff, sahen sich Arbeiter und Pflanzer mehr und mehr auf diese modernen Sklavenjäger angewiesen, die unter den Farbigen schonunglos hausten und die Pflanzer gewissenlos schröpften. Auch hier blieb das Gouvernement „liberal“ und achtete „das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte“. Das war der größte Fehler. Selbst zuletzt noch wäre eine Aussöhnung zwischen dem Gouverneur und den Pflanzern vielleicht möglich gewesen, wenn die gemeinsame Parole gelautet hätte: Gegen die Sklavenjäger! Daß es nicht geschah, ist nur aus der Hitze zu erklären, in die der Prinzipienkampf gerathen war. Und die Beamtenschaft hatte jede Fühlung mit den Arbeitgebern verloren.

Auch die Maßregeln zur Bekämpfung der Seuchen wurden wichtig. Daß Rechenbergs Regiment in der Bekämpfung der Schlafkrankheit und anderer Menschen- und (besonders) Thierepidemien Großes geleistet hat, werden selbst seine Feinde nicht bestreiten.

Noch höhere Bedeutung verdient Rechenberg als Finanzmann. Nach der Zeit der weitherzigen Finanzpolitiker vom Schlag Bennigsens kam die Reaktion: die Periode der kleinlichen Sparreformer. Unter Goetzen erreichte sie den Tiefstand. Rechenbergs Handeln hatte immer großes Format. Noch nie konnten die Bezirke über so reiche Mittel verfügen wie unter ihm: nur dadurch wurde möglich, die bedauerliche Aufhebung der alten Kommunalverbände durch Dernburg, an der Rechenberg mindestens mitschuldig ist, bald zu verschmerzen. Und nicht laut genug kann der Kenner seine Eisenbahnfinanzirung preisen, sein eben so kühnes wie sicheres System, mit den beginnenden Einkünften der ersten Strecken sofort die zweite Hälfte weiterzubauen. Hier hat Rechenberg sich große und dauernde Verdienste um die Kolonie erworben.

Aber das Ergebniß seiner fast fünfjährigen Amtsthätigkeit blieb trotz Alledem unerfreulich. Einen Starken im Kampf gegen Die zu sehen, für die er arbeiten sollte, ist immer traurig. Statt des erhofften Plus mußte ein Minus heraus kommen. Und (es

Google

darf nicht verschwiegen werden) Rechenberg ging zu spät. In der ersten Periode wirkte noch die Tradition, das intime Verhältniß der Beamten zu den Pflanzern und vor Allem der auf sachkundiger Ueberzeugung beruhende passive Widerstand der alten Beamten mildernd und ausgleichend. Allmählich aber wuchs unter dem Zwang von Rechenbergs starker Persönlichkeit eine neue Beamtengeneration auf, die, ohne Prüfung, als Evangelium anerkannte, was der Meister lehrte, vielleicht auch bequemer und dankbarer fand, ihm nachzufolgen als ihm entgegenzuwirken. So entstand ein bisher in Deutsch-Ostafrika nicht gesehener Riß zwischen Beamtenthum und Kolonisten; und endlich artete die Eingeborenenfürsorge hier und da in eine Schwäche aus, die bei Kennern der schwarzen Psyche das ernsteste Bedenken erregt.

Wer wird Rechenbergs Nachfolger sein? Die Antwort auf diese Frage ist ungemein wichtig. Da sind zunächst die vielen Wunden zu heilen, die der fast fünfjährige Krieg den Streitern auf beiden Seiten geschlagen hat. Beamte und Kolonisten, auch Schutztruppe und Beamtenthum müssen einander wieder versöhnt werden. Dem jugendlichen Drang nach Negerbeglückung muß der neue Gouverneur ein Ziel setzen und wieder an die alte Wahrheit erinnern, daß der Europäer in den Kolonien Geld verdienen will (freilich auch das berechtigte Interesse der Eingeborenen nicht verletzen darf). Leicht wird es der Nachfolger nicht haben. Erweist er sich aber als den richtigen Mann, dann wird ihm die Sympathie und Unterstützung der des langen Haders müden Kolonisten niemals fehlen. Der Versuch, die Eingeborenen zur Arbeit zur erziehen, muß wieder aufgenommen werden; und zu ihm gehörig ist die Steuererhöhung, die in der Kolonie möglich und für ihr Gedeihen, für eine gute Bilanz Deutsch-Ostafrikas nöthig ist.

Und Rechenberg? Der ungewöhnlich Begabte darf einen Platz fordern, auf dem er zeigen kann, was er vermag. Er ist eine Kämpfernatur, die auf die großen weltwirthschaftlichen Kampfplätze gehört, wo um unsere Zukunft gerungen wird. Muth und Selbständigkeit, zäher Wille und verschlagene Klugheit empfehlen ihn für solche Aufgabe. Wenn es richtig ist, daß die Liquidirung des portugiesischen Kolonialbesitzes bevorsteht, wenn es richtig ist, daß Rechenbergs alter Freund und Feind Sir Arthur Hardinge, den er schon einmal übermochte, zu diesem Zweck als Gesandter nach Lissabon geschickt worden ist, dann müßte für uns Rechenberg das Wort führen. Was zu erlangen ist, wird er erlangen. Wenn man ihn gewähren läßt. Der seltene Mann will seltenes Vertrauen.

Hamburg. Hans Zache.

Google

Deutsche Verfassung.*)

Das Eine, was uns allein vom unausbleiblichen Untergang retten kann, ist, daß Alle, die teutschen Stammes sind, redlich, wie im Felde, so im Werke und dann überall zusammenhalten. Was Einzelne, was Völker entzweien mag, es muß vergessen und wenigstens, bis das Geschäft vollbracht, verschoben sein. Was Alle eint insgemein, ist das gemeine Wohl, die gleiche Liebe, Treue und das selbe Vaterland; was trennt und irrt, kann hernach unter uns geschlichtet und vertragen werden. Haß, Eifersucht und jegliche Empfindlichkeit sollen vertagt und ausgeschlossen sein; die überlegene Willenskraft und aus heller Höhe ruhig überschauende Geistesklarheit, der klare ordnende Verstand, der kalte, richtig berechnende Scharfsinn, die leichte gewandte Lebensklugheit, Alle sollen sie sich anerkennen und mit einander sich verbinden: denn es bedarf vieler Kräfte, daß die starke Arbeit gefördert werde, und verschieden sind die Gaben ausgetheilt, damit sie sich suchen und ergänzen durch einander. Feinden sie sich aber gehässig an, dann kann nimmer etwas Gutes werden; und was die Persönlichkeit in blinder Leidenschaft zerstört, ist dem Ganzen rein verloren.

Was uns noththut vor Allem und was zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Ausland gegenüber. Haben alle anderen Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann sind wir, wie die Persier in Asien, nach allen Seiten blos gegeben. Teutschland ist der Kreuzungpunkt, wo alle Völkerstraßen sich begegnen; Alles stößt und drängt, wie von einer inneren Schwerkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an; und besäßen die Spanier noch die Niederlande, kein Volk könnte unruhig in seinem Sitze sich bewegen, ohne daß die Wellen irgendwo unmittelbar an die Ufer unseres Landes schlügen. Slavische und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten; Beide gleich sehr uns fremd und abgeneigt, in Beiden der gleiche unruhige Trieb, sich auf unsere Kosten zu vergrößern. Auch hat es seit den Zeiten der Völkerwanderung also sich geordnet, daß große Vaterlande, vom teut-

*) Als ich neulich hier ein paar Sätze von Görres veröffentlicht hatte, sagte und schrieb mir Mancher, so vernünftige Rede habe er dem „alten Reaktionär“ gar nicht zugetraut. Görres ist fast schon vergessen. Und könnte doch heute noch leben. Müßte. Lest, was er einst über sein geliebtes Deutschland schrieb: ob das Wesentliche nicht immer noch wahr, noch allzu „zeitgemäß“ ist. Herr Wilhelm Schellberg hat (in Kösels Buchhandlung in Kempten) „Ausgewählte Werke und Briefe“ von Görres herausgegeben; zwei schlanke Bände, aus denen man den großen katholischen Patrioten kennen lernt. Hilft diese Ausgabe, der eine sorgsame und eindringliche Charakteristik vorangeschickt ist, ihm zur Auferstehung, dann hat Deutschland einen neuen Magister; einen, der sein Leben lang Mensch geblieben ist und nie Theobaldo glich.

Google

schen Stamme bevölkert, jenseits der Weichsel und des Rheines in fremdes Gebiet hinüberziehen und zu nie aufgegebenen Ansprüchen scheinbare Gründe geben, auf welche zu achten die Ehre des einen und untheilbaren Stammes nicht erlaubt.

Darum ist unsere Stellung auf der hohen Warte des gesammten Welttheils, von wo aus wir mit unablässiger Wachsamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben; sicher, daß jede, die wir sorglos vorübergehen lassen, zu unserem Verderben führt. Wie das alte Germanien mit einem Wall von Markmännern und kriegerischen Völkerschaften im Süden gegen die Weltherrschaft der Römer sich umgab: so müssen wir rundum mit einer solchen Wehr uns umgürten und mit einer Schildburg uns umschließen. Die bewaffneten Völker werden die Mauern dieser großen Feste sein und hoch über ihre Zinnen werden die Fürsten, starke Thürme, sich erheben, die weit umschauen in die Ferne und alle Zugänge sichern und bewehren. Innen muß Alles dann ein Leben und ein Bund zum Schutz und Trutz sein, damit beim ersten Schlag, der an ferner Grenze an Schildesrand auffällt, Alles aufmerkend horche und beim wirklichen Angriff Alle insgemein dem angegriffenen Stamm zu Hilfe eilen. Dann allein kann uns gelingen, daß wir die Schmach nicht wieder sehen, daß Feindesheere aus Donau, Elbe, Weser, Main und Lech und Inn unser Herzblut trinken. Wir können in Ruhe unseres Wohlstandes pflegen und dürfen nicht besorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal dem frechen Raub zur Beute werde.

Dazu muß Alles im gemeinen Wesen sich stark und fest zusammenfügen, also daß die Bande in ruhigen Zeiten lose und nicht drückend das einzelne umschlingen, im Druck und in der Noth und dem Anstoß fremder Gewalt aber immer stärker sich zuziehen. Alle benachbarten Völker haben zu diesem Zweck die Einheit der monarchischen Form ohne Mittelbehörden gewählt und dadurch für den Angriff große Mittel, für die Vertheidigung starke Schnellkraft sich gewonnen, dabei aber auch viel an innerem eigenthümlichen Leben aufgeopfert. In Teutschland widerstrebt zu oberst die religiöse Entzweiung dieser Einheit; ihr widerstrebt der uralte selbständig eigenthümliche Stammesgeist, der wie in Bergzüge die Nation in sich abgetheilt und gegliedert hat; die liebevolle Anhänglichkeit der Völkerschaften an ihre Fürstenstämme; endlich die fromme Achtung für das Herkömmliche und den urkundlichen und durch die Verjährung langer Zeitläufte gesicherten Besitzstand. Darum ist Teutschland die schwerere Aufgabe zu Theil geworden, die Vielherrschaft durch die Macht der Verfassung und den Gesammtwillen der Nation also zu bemeistern, daß sie stark wie die Einheit, wenn auch nicht zum Angriff, doch für die Vertheidigung wirkt. Größer ist dann auch der Preis, der auf der Lösung steht; denn das Beste ist die starke Einheit in der freien Vielheit und das Gegentheil führt nur allzu leicht zu Erstarrung, Tod und Despotismus.

Zu diesem Zweck müssen die Fürsten vor Allem erkennen, daß sie

Google

die selbe Liebe, Treue, Ergebenheit und den gleichen Gehorsam, den sie von den Untergebenen verlangen, auch der Gesammtheit und dem Vaterland schuldig sind; daß die selbe Einigkeit und Einheit, die ihre besondere Herrschaft stark macht und kräftigt, auch aufwärts allein das Ganze und in ihm auch wieder ihr Besonderes bleibend und bestehend machen kann. Die Völker müssen sich in gleicher Weise überzeugen, daß ohne einen entschiedenen, kräftig bestimmten öffentlichen Geist der Wille der Fürsten fürs gemeine Wohl ohnmächtig ist und daß, wenn sie in Lässigkeit versinken, der gesammte Verband nothwendig zu Grunde gehen muß. Völker und Fürsten sind nach einander die schwere Prüfung dieser Zeiten durchgegangen, Jene, indem sie zuerst aus dem Taumelbecher französischer Freiheit getrunken, Diese, indem sie im Schierlingtrank von Napoleons Despotismus sich betäubt und Beide in der Anarchie ihre Freiheit zu begründen wähnten. So möge denn Beiden auch in ihrem Verhältniß zu einander die harte Lehre nicht verloren sein und sie nie wieder vergessen, daß die Freiheit der Völker in der Freiheit der Fürsten ihre Schranke findet, aber auch hinwiederum; und daß in dieser wechselseitigen Beschränkung allein das wahrhaft lebendige, kräftigende Ebenmaß zu Stande kommt.

Damit aber der öffentliche Geist, wie er sich jetzt glücklicher Weise in Teutschland entzündet hat, nachwirken und die Fürsten halten, tragen und in allem Guten unterstützen, im Bösen abmahnen und ihm entgegenstreben könne, muß ihm in innerer ständischer Verfassung eine verfassungmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverwesung gestattet werden. Während die Fürsten sich selbst in höherer Würde als Reichsstände und Stimmführer ihrer Völker, aber untergeordnet dem Gesetz, erkennen, werden sie abwärts Vertreter dieser ihrer Völker anerkennen und die selbe Freiheit, die sie politisch nach oben hin in Anspruch nehmen, auch bürgerlich nach unten hin gestatten. Starke Völker allein können starke Fürsten machen; und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinen Wesen theilgenommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang und er sinkt und steigt mit ihnen; wo die Gesammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüstlich immer sich verjüngend Leben. In dem gleichen Gemeinsinn, womit die Fürsten sich zusammenschließen, werden darum auch die Völker sich um die Fürsten drängen; und also, durch solche Doppelkraft gebunden, wird mit wachsender Gefahr die Vereinigung immer enger werden und genauer und fester geschlossen stehen.

Um aber auch mit sichtbaren Bändern das Ganze zu verknüpfen, und damit die Einheit, wo sie von der Eigensucht verachtet wird, auch gebieterisch sich geltend machen könne, muß eine Anstalt ausgefunden werden, die das Ganze von oben herab leitet und das Einzelne in seinem Bestande schützt. Von seinen Flüssen und Bergen begrenzt, liegt das weite Reich zwischen Meer und Alpen ausgebreitet und umhegt in seinen Marken den reichen bunten Flor der verschiedenen Völker=

Google

schaften. Im Lauf der Zeiten hat es also sich geordnet, daß Fürstenhäuser seines Stammes zugleich mit Reichslandschaften über andere beträchtlich große Ländermassen herrschen und zugleich in ihm sind und außer ihm. Diese Ordnung, die zugleich große, mächtige, reichsverwandte und doch nicht in ihm befangene Massen bildet, die, während sie dem Schwächeren Ehrfurcht gebieten, ihn zugleich auch stärken durch ihre Macht, leitet am Natürlichsten in die Mitte der Verfassung hinein. Diesen Mächten werde die Gewähr der Einheit anvertraut; sie sollen mit starkem Arm das verknüpfende Band zusammenhalten, das Reich vertreten vor dem Ausland, handhaben seine Kriegsmacht, alle Kräfte leiten zum gemeinen Ziel der Selbsterhaltung, wachen über die Reichsgesetze und jede zerstörende Willkür im Innern niederhalten. Ein Rath, den die Fürsten zu bestimmten Zeiten in eigener Person besuchen, übe unter ihrem Vorsitz die gesetzgebende Gewalt und bringe fortschreitendes, sich immer selbst ergänzendes Leben in die Verfassung, damit sie, als bleibend gesetzt, nicht erstarre und, wenn wir, den Franzosen gleich, sie in jedem Jahr ändern wollen, nicht zum Gespött werde. Von diesem Rath möge dann des Reiches neue innere Ordnung ausgehen, daß Alle nach dem gleichen Recht gerichtet werden, daß mit gleichem Maß gemessen wird, daß die Abgaben unter Alle in gleicher Vertheilung umgelegt werden, daß alle Waffenfähigen zur Vertheidigung des Vaterlandes und alle Verständigen zu seinem Dienst berufen sind. Und wenn die Fürsten also auf gemeinem Reichstag beisammen sind, dann werden sie fühlen und erkennen, daß nun der Geist des gesammten Volkes über ihnen ruht; daß aber jeder für sich nur einen Strahl davon in sich trägt, den er hegen und pflegen muß in frommer Liebe und nicht verrathen und verkaufen fremden Völkern. Jeder wird einsehen, daß er für sich keinen Verkehr mit dem Auslande haben darf und daß der Geist seines Volkes im Zorn von ihm weicht, wie er sich verrätherisch zum Fremden wendet, und daß das entseelte Glied sogleich von dem lebendigen Leib des Ganzen geschieden werden muß. Denn nicht mehr soll das Ausland zwischen die Ringe und Schienen des Harnisches seine Dolche bohren; Alles soll fest und eng geschlossen auf einander liegen, damit jede drohende Gefahr an der schirmenden Wehr abgleitet. Darum wird des Reiches Rechte das Schwert des Angriffes führen, die Linke den Schild des Schirmes: und so wird beschützt sein das Haupt, das unter dem gekrönten Helm geborgen ruht, und alle Gliedmassen, die der Stahl umfängt, und das gesammte reisige Volk ruht fest und sicher auf seiner angestammten Erde; und die Nachbarn, denen es bisher ein Gespött war, werden mit scheuer Achtung zu ihm hinübersehen.

Und wie des Reiches erlauchte Stände also gewappnet unter der alten heiligen Eiche um die Obergewalt im Kreise sich sammeln, so werden sie zu Hause selbst in Mitte eines solchen Rundes ihre Stelle haben, wo die Stimmführer ihres Volkes, seine Erwählten und Erlesenen, sie umstehen. Zur Zeit unserer babylonischen Gefangenschaft,

Google

als die Empörung aller Glieder gegen einander ausgebrochen und sie sich von der gemeinsamen Lebensmitte losgesagt und der Despotismus nach oben hin von allen Pflichten sich entbunden, hat er sie dafür alle nach unten hin den Völkern aufgelegt und alle ihre Rechte weggeschlungen. Da ist die ständische Verfassung, auf deren Säulen die Väter das Staatsgebäude gegründet hatten, abgebrochen worden; und es steht der Thron nun einsam auf dem Markt in Mitte des Volksgetümmels und der Fürst sieht nur Diener um sich her und Keinen, der ihm die Wahrheit sage, und die ganze drückende Last der Verantwortlichkeit ist auf sein einzig Haupt gewälzt. Welcher Regent wollte noch länger diese Last ertragen, wer noch länger erdulden diese Verlassenheit in der Noth und dem Drang dieser Zeit und in Mitte eines würdigen Volkes, das noch mitten durch den Jammer ehrt und liebt?

Es sind aber die drei Säulen, auf welche alle ständische Verfassung gegründet ist, Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, die selben, welche weise, wenn auch nicht vollkommen, in der Reichsstandschaft der alten Verfassung, durch die geistlichen Fürsten, die weltlichen sammt der Reichsritterschaft und die Reichsstädte, dargestellt wurden. Auf dieser dreifachen Grundlage, die so alt ist wie die Geschichte und in ihren Uranfängen und in tiefster Wurzel schon also getheilt erscheint, wird auch der neue Staatsvertrag errichtet werden. Die Häupter der drei Stände werden um den Fürsten stehen als Theilnehmer seiner Verantwortlichkeit, Beistand ihm und Räthe, antreibend, wo die Herrscherkraft nachläßt, hemmend, wo sie allzu scharf sich spannt: Vermittler zwischen dem Volk und der Regirung.

Und zwar ist der Lehrstand vorerst in der Geistlichkeit dargestellt. Berufen, Gottes Wort zu lehren und die Gebote der Religion zu verkündigen, zu wandeln in frommer Zucht und Ehrbarkeit und zu hüten die Sitte mit der Tugend und Gerechtigkeit, hat das weise Alterthum vor den Anderen sie in den Ersten Rang gesetzt. Ihre Stelle ist in der Mitte zwischen Wehr- und Nährstand, die sich ihr zur Rechten ordnen und zur Linken hin, damit in der Mitte geschlichtet werde der Streit und innerhalb der Schranken zurückgehalten der Widerspruch, der, von irdischen Interessen immerfort genährt, immer von Neuem sich entzündet und Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringt. Darum ist zu beklagen, daß dieser Stand in seinen Gütern alle selbständige Begründung verloren hat, die ihm die Möglichkeit gestattete, unabhängig von der Regirung, seines Amtes zu warten, und es wird wohl nöthig sein, allmählich wieder auf irgendeine Weise diese Unabhängigkeit zu sichern. Und wie in uralten Zeiten die Priester schon in solche sich getheilt, die dem Gottesdienst oblagen, und andere, denen die Pflege der Wissenschaft anvertraut gewesen, also hat sich auch bei uns der gelehrte Stand, seines Ursprunges uneingedenk, vom geistlichen geschieden und wird mit ihm den Lehrstand wieder ergänzen müssen. Handhabend die höheren geistigen Kräfte, bewahrend die Schätze, welche Geschichte und Nachforschung seit Jahrtausenden aufgehäuft, beherrschend das geflügelte Wort, die überall hindringende

Google

Schrift und dadurch die Oeffentliche Meinung, gebührt auch ihnen eine Stelle in der Nähe des Thrones. Auch Das ist deswegen wünschenswerth, daß die Universitäten Teutschlands mehr und mehr unabhängig und fundirt als Stimmführerinnen dieser Klasse sich bewähren können.

Es folgt der Wehrstand und sein Haupt, der Adel, dessen wesentliche Bestimmung das Alterthum darein gesetzt, das Schwert zu führen zum Schirm des Landes, zu richten und zu schlichten mit dem scharfen Stahl, zu pflegen den Muth in tapferer Brust und im starken Körper jegliches kriegerische Geschick; zu bewahren die Treue und das Wort und mitten in der Kraft zu hegen zarte Milde und adeligen Sinn und in Allem zu sein des Volkes Vorstand und der starke Arm der Fürsten, schlagend und segnend, wie die Gelegenheit es mit sich bringt. Wenn er im Lauf der Zeiten von dieser Bestimmung abgewichen, dann wird er sie wiederfinden, wenn Alles die seinige erkennt. Nun, wo das Volk wieder wehrhaft geworden, ist seine Stelle ihm in Mitte der Sturmschaaren angewiesen. Nicht mehr wird er, wie bisher, beinahe ausschließend in den Städten sich zusammendrängen und dort an leeres Treiben das ganze Leben setzen; vielmehr wird er gleich den Vorfahren, die von den heiteren Höhen herab das Volk in Thal und Grund führten und beherrschten, sich wieder mehr und mehr ansiedeln auf dem freien Land und in Mitte seiner Güter den rechten Kern des ansässigen Adels bilden, um den als seinen Schutz- und Schirmherrn im Frieden wie im Krieg das Volk sich sammelt und in dem es gern und willig das Vorbild aller friedlichen und kriegerischen Tugenden ehren wird und lieben.

Es folgt alsdann drittens die Masse dieses Volkes selbst, getheilt in Jene, die draußen auf dem Lande dem Ackerbau obliegen und der Erde ihre vielfältigen Erzeugnisse abgewinnen; Andere, die in den Städten durch ihr Kunstgeschick diesen Erzeugnissen Form geben und Tauglichkeit, daß sie entsprechen den vielfältigen Bedürfnissen des gesellschaftlichen Vereines; endlich Solche, die, wie emsige Bienen hin- und herüber eilend, den gemeinen Verkehr, den Kreislauf der Güter und allen Handel und Wandel begründen sollen. Es ist das lebendige Blut, das in ihnen zur Ernährung, Belebung und Kräftigung des gesammten Staatskörpers gebildet wird und, durch sie getrieben, im allgemeinen Umlauf die Theile bespülend und durchtränkend, sie immer erfrischt und erneut, ergänzt und allen Abgang wieder heilt. Die Wurzel in den Erdtiefen, das Gezweige in den Lüften, der Stamm mitten innen in seinen Saftröhren geleitend den Nahrungstoff: also erhebt sich kräftig und stark der Baum; und Blüthe und Frucht können nur gedeihen, wenn die lebendige Unterlage gesund und frischgrünend und saftreich ist. Und es soll dem Volke Raum gegeben werden, daß es sein Gedeihen in allen Richtungen verfolgen kann; sein Eigenthumsrecht an die Erde soll geehrt und geachtet sein; was die arbeitsame Thätigkeit ihrem Schoß anvertraut, Das soll ihr gesichert bleiben; und nachdem die Ernte reichlich ihren Mann genährt, soll die Saat ihm bleiben und den Kindern das Eigenthum, das den Vätern Nahrung und Bestand

Google

gegeben. Eben so soll der handwerkende Bürger in den Städten Ruhe und Sicherheit genießen; auch ihm soll durch seiner Hände Werk ein gemächliches Auskommen erwachsen und für Alter und Zufall ein Hinterhalt, den drückende Abgaben nicht schmälern noch weniger verzehren dürfen. Daß der Verkehr frei sei und gesichert und auf allen Wegen von Natur und äußeren Einrichtungen ungehemmt und daß Alles leicht und lind pulsirend das Aderngewebe durchströme: Das muß geordnet und gewährleistet sein, soll die Verfassung ein gedeihlich Werk begründen. Auch nicht geschlossen und versiegelt sei nach oben hin dieses gesellschaftliche Gebilde, vielmehr seien im Frieden dem tüchtigen Geschick, im Krieg ihm mitsammt dem Muth alle Bahnen der Ehre freigegeben.

Also hat die bürgerliche Gesellschaft, nachbildend den innerlichen Gegensatz in den verschiedenen Kräften und Verrichtungen des öffentlichen Lebens, in drei Formen sich gegliedert, die wieder in eben so viele Gliedesglieder sich abtheilen, je nachdem jede blos in sich ist oder Theil nimmt an der Natur der beiden anderen. Denn geschlossen soll jede in sich sein, wie es die Bestimmung eines Ganzen fordert, geöffnet aber zugleich auch eine der anderen, wie es dem Theil eines in sich einigen Lebens gebührt. Nicht trennend und scheidend soll die Abtheilung der Stände im Staat wirken; nicht soll Jeder ein unabhängiges Leben blos in sich selber leben: sondern, wie die Glieder des Körpers, obgleich jedes für sich scharf bezeichnet, doch alle durch Nerven und Blutadern mit einander in dem ununterbrochensten Wechselverkehr stehen, also soll auch hier Alles vereinigt sein, äußerlich durch Staatseinrichtungen, innerlich durch die Eintracht, die aus einem starken Vaterlandgefühl hervorgehen muß. Und damit diese Eintracht sich ankündige schon im Bau der Verfassung, so wird eine einzige Körperschaft, erlesen aus den drei Ständen, das gesammte Volk vertreten, und was also in sich getrennt ist durch verschiedene Beziehungen, wird wieder vereinigt erscheinen durch das Verständniß zum gemeinen Wohl. Und diese Ständeversammlung, wie sie aus dem Schoß des Volkes hervorgegangen, wird wohl ihrem Begriff nach bleibend und ständig sein, aber wechselnd in den Personen, damit in dem Kampf der Macht mit dem Recht, das sie vertreten soll, die Eigensucht zum Mißbrauch sich nicht verleiten lasse und für Privatvortheil und Erlangung von Privilegien mit der Macht kapitulirt, die zu beschränken und anzutreiben ihr Beruf geworden. Darum wird es rathsam sein, durch wiederkehrende Wahl die Körperschaft aus den drei Ständen immerfort zu erneuern und zu ergänzen, damit sie jedesmal, erfrischt und neubelebt, wie das Geschlecht durch die Folge der Geburten, zu aller Zeit die Blüthe des Volkes in sich beschließe.

Was im mechanischen Getriebe das Pendul, Das wird im Staate diese Anstalt sein, wenn es erlaubt ist, vom Toten ein Bild dem Leben zu entlehnen; hemmen wird sie, wo es das Bedürfniß fordert, und beschleunigen, mäßigen und erheben und also ausgleichen alle innerlichen Ungleichheiten. Unterhalten wird sie im öffentlichen Leben den

Google

Wechselverkehr gegenseitiger Leistungen in Pflichten und in Rechten und jene freie Wirkung und Gegenwirkung, die wie der Athem des Lebens durch die sonst tote Masse geht. Gekräftigt wird sie immerdar vom Volk, das seine Sprecher dort gefunden, die, was in der Menge zum lärmenden Tumult wird, in die bestimmte, verständige Rede fassen und aus deren Munde mithin die öffentliche Stimme spricht. Wie ihre Stelle ist zwischen dem Volk und dem Thron, also werden sie geben und empfangen nach oben und nach unten und durch ihre Einstimmung die Banden der Liebe fester ziehen, durch ihren Widerspruch gegen jeglichen Mißbrauch aber das Vertrauen der Bürger in die Regirung gründen und rechtfertigen und so in Liebe und gesichertem Vertrauen den rechten Gemeingeist wecken. Die Bedürfnisse und die Klagen des Volkes werden durch sie vor den Thron gebracht und die Opfer, die des Staates Wohl erheischt, mit kluger Weisheit abgewogen, dem Volk aufgelegt. Daß der Eigenwille sein Maß habe und der Gesammtwille das seinige, wird Alles durch sie geregelt; und dadurch allein möglich gemacht, daß alle Kräfte freien Spielraum gewinnen und das Ganze nicht wie eine leblose Masse durch die toten Kräfte getrieben wird, sondern den Grund der freisten Bewegung in sich selber hat. Nur indem man dem Volk seinen billigen Theil an seiner eigenen Regirung gestattet, kann ihm auch allein jene lebendige Theilnahme an dem allgemeinen Wohl angemuthet werden, die zum ferneren Bestande Teutschlands erfordert wird.

Ist es also in der Art geordnet, daß die Reichsverfassung und die Verfassung jeder Landschaft innerhalb des Reichsverbandes einander nachgebildet sind und das selbe Grundgesetz, das im Ganzen gilt, auch das Einzelne beherrscht, dann werden Beide sich auch unter einander tragen und halten und Jedes wird in dem Anderen seine Gewähr gefunden haben. Die Fürsten also, im Angesicht der höheren Gewalt, als Stände das gesammte Reich vertretend, werden die selbe Freiheit, die sie sich unter den Genossen nehmen, auch nach unten ihren eigenen Ständen gewähren müssen und sind also durch ihren eigenen Vortheil abgehalten, durch eigensüchtige Willkür die Grundfesten des Bundes zu untergraben. Hinwiederum werden sie den selben Gehorsam, den sie der Obergewalt leisten, auch von ihren Untergebenen verlangen können, und indem sie die ausschweifende Freiheit in ihrem nächsten Umkreis gegen die rechte Mitte zurückführen, wird es nicht anders als zum Vortheil des Ganzen und zur genaueren inneren Verkettung seiner Theile ausschlagen können. So ist auf jede Ausweichung vom rechten Maße sogleich eine Strafe gesetzt und jedes einschleichende Verderben wird, wie beim organischen Leib, sogleich, durch die Rückwirkung des Ganzen oder des Theiles, ausgeworfen und abgeschieden und es sind alle äußeren Bedingungen zu einem gedeihlichen Bestande des gemeinen Wesens gegeben.

Nachdem die wilden Wellen an einander sich gebrochen und ausgeschwankt, ruht zuletzt doch Alles in der Mitte und im Ebenmaß, wo die Natur ihm seine Stätte bereitet hat. Stehen so Viele auch lässig

Google

und verzagt, unbestimmt und schwankend zwischen dem Alten und dem Neuen, kommen so Manche auch hinzu, die voll bösen Willens sind: Alles geht doch zum rechten Ziel, denn es naht die Stunde der Geburt und es rüsten die treibenden Naturkräfte sich selbst zum Werk; und die fragen nicht, noch daß sie schonten und zögerten: unerbittlich fördern sie und rastlos, bis vollbracht ist, was sie gesollt. Die Halbheit wäre wohl zu scheuen, hätte die Noth nicht allzu furchtbar drängend sich gehäuft und an der einzigen schmalen Straße, die zum Ziel führt, Abgründe rechts und links aufgewühlt. Auch treibt die Zeit, die an hohler Leerheit sich zum Ueberdruß gesättigt, und der gründliche Geist der Nation, gewaltsam, auch Die da widerstreben wollen und kleben an der Oberfläche, in die Tiefe. Wer auf lange Dauer gründen will ein bleibend Werk, muß durch den leichten Schutt der Außenfläche dringen und unten die ewigen Grundfesten aufsuchen, die auf dem uralten Granit der ersten gesellschaftlichen Verfassung ruhen. Auf solcher Unterlage erhebt sich sicher und wohlbewahrt das Staatsgebäude. Und daß die neuteutsche Schule der Bauverständigen also gründlich baue wie die alte, die in Kirche und Staat so herrliche Meisterstücke gothisch-teutscher Kunst uns zurückgelassen: Das ist unsere Hoffnung und Zuversicht.

Sind aber nun in dieser Weise die äußerlichen Bedingungen zur Begründung des gemeinen Wohles erst wieder hergestellt, dann bleibt uns selbst innerlich die schwerste Arbeit noch zurück. Was wäre die englische Konstitution, wenn nicht die starke, herrliche Volkskraft sie immerfort belebte und begeistigte? Was soll uns eine ständische Verfassung, wenn nur die Schlechtigkeit in ihr durch die Erbärmlichkeit vertreten wird und nichts als eine leere Form weiter das öffentliche Leben hemmt und lähmt? Die Verfassung kann nur wegräumen die äußeren Hindernisse der Entwickelung; diese selbst mag nur von innen heraus kommen aus eigener, selbstthätiger Fülle und Lebendigkeit. Ist daher das Ganze erst nach rechter Art und Weise geordnet und eingerichtet, dann (und noch zuvor) laßt uns dem Besonderen in uns selbst die rechte Zucht und Ordnung geben. Lerne Jeder Gerechtigkeit üben in all seinem Thun und meiden die abscheuliche Unbilligkeit, an die uns Alle eine gewaltsame Zeit gewöhnt. Schon so viele Jahrtausende hat die Geschichte dem öffentlichen und die Erfahrung dem besonderen Leben gepredigt: daß jedes Unrecht, was wir üben, durch geduldetes gebüßt werden muß; endlich sollten wir doch schon aus Klugheit auf die heilsame Lehre merken, nur Recht zu thun, damit auch Recht uns wieder werde. So lange haben wir dem Baal der Eigensucht gedient; es möchte wohl an der Zeit sein, daß wir zum besseren Gott der Väter wiederkehrten. Was uns sonst wie Sonnenlicht und Lebensluft gemeines Gut gewesen, worin Alle athmeten und sich sonnten und alles Leben sich gründete, Das haben wir elendiglich zerrissen und vertheilt und siechen nun erbärmlich bei Kerzenlicht und mephitischer Stubenluft. Die großen, begeistigenden Ideen, die vorhin die Menschheit zusammenhielten, hat die Entartung zerrissen in ein Gewimmel klein-

Google

licher Begriffe und Jeder hat sein Götzenbildchen zu sich genommen, dem er in der Nische als seinem Hausgeist räuchert. Der soll nun Geld und Gut verschaffen und verborgene Schätze: darauf geht unser Sinnen und Trachten alle die Tage unseres Lebens. Darüber hat sich der innerliche Krieg entzündet, den die Habsucht fort und fort ohne Stillstand führt, daß Jeder, den Anderen überlistend, nur für sich erraffe; daß er zusammenscharre, um der Lust zu frönen, und unersättliche Gier sich zum einzigen Gesetz mache. Alle höheren Anforderungen wissen wir dabei mit einem Vorrath hoher, schöner Worte abzufertigen und in täuschender Perspektive uns alle Tugenden vorzumalen, die wir nicht besitzen. So ist unser Zustand ein feineres, zahmeres Faustrecht nur geworden, wo die Beutelschneider ihre ritterlichen Künste üben und der Rest treuherziger Ehrlichkeit ausgeplündert wird. Soll es also fortan mit uns beschaffen sein, dann erwarte Keiner irgend Segen, auch von dem aufs Beste bestellten Verfassungwerk; dann ist alle Hoffnung eine Thorheit. Mag Mose und die Propheten unter sie kommen: sie werden doch thun, was sie gelüstet.

Nicht also soll es in der Zukunft bestehen; wenn wir große Ansprüche an die Fürsten und ihre Räthe machen, dann soll die Forderung an uns selbst nicht geringer sein. Von oben herab haben die Bänder der lebendigen Schwere nachgelassen; von unten herauf hat der Zug der inneren Wahlverwandtschaft der Elemente sich geschwächt: darum ist die große Auflösung und Gährung in die Zeit gekommen; und Beides muß mit einander und durch einander wieder hergestellt werden, soll Glück und Wohlstand wiederkehren. Die Lüge, die ihr Reich auf die Nichtswürdigkeit im Menschen gründen wollen, ist zuschanden worden; so laßt uns denn mit der alten Wahrheit und im Guten wieder einmal es versuchen. Bringe Jeder Kraft und Liebe zu dem Verein, Glück und Segen wird er daraus wieder als Zinsen ziehen; wo aber nichts ist, kann nur Nichtiges erwachsen; und wäre die Verfassung übermenschlich klug ersonnen: sie wird ein hölzernes Gerüste sein. Was in den anderen Naturreichen der Zwang zusammenhält, Das ist in den menschlichen der Fügung des Willens überlassen; so laßt uns dann endlich den festen Willen haben und unsere Freiheit also unverwandt aufs Gute richten, daß sie streng wie die Nothwendigkeit erscheint; sogleich auch wird der Zwang, der uns jetzt bindet und befängt, zur Freiheit werden. Jeder suche sich zuerst selbst das Maß zu geben, daß seine Persönlichkeit in umschriebener menschlicher Gestalt und nicht einer fressenden Flamme gleich erscheine. Bändigen wir zuerst in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenschaften, daß er nicht herrisch tobend allein gebiete; halten wir sie im unteren Kreis des Lebens eingeschlossen, daß sie seine irdischen Wurzeln umspielen und gründen den körperlichen Bestand der Leiblichkeit. Darüber laßt uns aber pflegen den Adel unseres Wesens, in der Brust Muth, Tapferkeit, Stärke und Entschlossenheit, Gerechtigkeit, Entsagung, Sitte und Rechtlichkeit.

Josef von Görres.

Google

Elektromonopol.

Im preußischen Abgeordnetenhaus hat der Handelsminister verheißen, die Regirung werde Monopole der großen Elektrizitätgesellschaften bei Installation- und Leitungarbeiten nicht zulassen. Die Frage wird, wie einst die nach der Berechtigung großer Waarenhäuser, nicht nur wirthschaftlich, sondern auch sozialpolitisch genommen; und da die Leistungen der Großproduzenten elektrischer Kraft nicht so eng mit den Lebensbedingunegn des Volkes verknüpft sind wie die der Waarenhäuser, findet das Vorgehen gegen die Elektrizitätgesellschaften keinen Widerhall im Volk und der Staat hat hier ein leichteres Spiel. Vor einigen Wochen wurde den für den Bau elektrischer Ueberlandcentralen zuständigen Behörden wieder eingeschärft, nicht nur darauf zu achten, ob sich einzelne Firmen ein unmittelbares Vorrecht zur Herstellung der Anschlußarbeiten ausbedungen haben, sondern auch mittelbare Privilegien, auch ein verstecktes Streben nach dem Monopol zu vereiteln. Die Centrale und die Stromabnehmer haben aber ein begreifliches Interesse an guter Ausführung der Anschlußarbeiten; deshalb soll das Recht auf die Prüfung der Fähigkeit der Installateure anerkannt werden. Die bayerische Regirung hat sich in ihrem Bericht über die Wasserkräfte und die Elektrizitätversorgung noch schroffer als Preußen gegen die Monopole der großen Gesellschaften gewendet. Sie will verhindern, daß mit Konzessionen zur Verwerthung von Wasserkräften Handel getrieben und die Versorgung der Städte und des Landes mit elektrischem Strom regellos durchgeführt wird. Der Umfang des Strombedarfes soll ermittelt und nach einem bestimmten Programm gedeckt werden. In der Denkschrift heißt es: „Die Elektrizitätfirmen sichern sich das Alleinrecht zur Herstellung der Inneneinrichtungen, die der Abnehmer des Stromes auf eigene Rechnung herstellen lassen muß, (Installationmonopol) oder sie geben diese Arbeiten nur unter der Bedingung frei, daß einzelne oder sämmtliche Materialien von dem Ueberlandwerk oder von einer bestimmten Firma bezogen werden müssen (Lieferungmonopol). Diese Taktik führt nicht selten zur völligen wirthschaftlichen Abhängigkeit der Installateure von einzelnen Großfirmen, wenn sie deren Kredit in Anspruch nehmen müssen und auf Jahre hinaus gezwungen sind, ihren Gesammtbedarf bei diesen großen Gesellschaften zu decken. Aber auch die Stromabnehmer sind im Nachtheil, da sie in der Regel viel höhere Preise zahlen müssen, als beim freien Wettbewerb der Installateure gefordert werden." Diese Erkenntniß müßte eigentlich zum Elektrizitätmonopol des Staates führen. Aber die private Herrschaft soll bleiben; man will ihr und dem verhaßten Großkapital nur die „Richtlinien" vorzeichnen.

Die großen Elektrizitätgesellschaften sind Kapitalblöcke; nicht tote, sondern sehr lebendige. Sie spenden Kredit und fordern Geld. Die Großen können den Kunden bequeme Bedingungen gewähren; deshalb wächst die Kundschaft. Mit ihr aber auch der Geldbedarf. Die Fabrik-

Google

anlagen müssen erweitert werden; und die Mittel, die dazu dienen, verwandeln sich in Anlagekapital, das die Rentabilität erschwert. Eine starke Firma vermag dem Kunden den Kaufpreis in einer Form zu kreditiren, die alle üblichen Methoden von Lieferung und Zahlung verdeckt. Schon soll Fabriken, die sich elektrische Anlagen bauen lassen, gestattet worden sein, die Kosten in zehn Jahren abzuzahlen. Der Neubau kann also in die Bilanz zum vollen Werth eingesetzt werden, ohne daß die Gegenleistung erkennbar wird. Aus den Einnahmen wird in jedem Jahr eine bestimmte Abschlagzahlung geleistet. Eine so weitherzige Kreditirung können sich natürlich nur erste Firmen leisten; und so erklärt sich deren Ueberlegenheit, die man mit dem Wort Monopol in Verruf zu bringen sucht. Können durch den Reiz, den solche Möglichkeit bietet, nun aber nicht schädliche Folgen entstehen? Wer sich eine elektrische Anlage verschaffen kann, ohne sie bar bezahlen zu müssen, baut vielleicht, ohne es nöthig zu haben: und eines Tages ist dann der Unternehmer mit einer überflüssigen Einrichtung, die Elektrizitätgesellschaft mit einem kranken Debitor belastet. Diese Art, Bedürfnisse zu schaffen, ist unvereinbar mit dem Wunsch, den Wirthschaftkörper von den Ablagerungen des Kredits zu befreien und ihm eine gesunde Blutcirkulation zu sichern. Die Elektroindustrie muß aber dem schnellen Tempo des fabrikatorischen Fortschrittes durch finanzielle Künste nachzukommen suchen und kann ohne die Trustgesellschaften und Treuhandbanken nicht mehr arbeiten. An diesem Punkt stemmen sich grauer Theorie gepanzerte Nothwendigkeiten entgegen. Der elektrische Strom kann durch eine Kreditreform nicht umgeschaltet werden. Nur der Macht der großen Gesellschaften will er gehorchen.

Am Ende des Jahres 1908 wurden die ersten Elektro-Treuhandgesellschaften gegründet, die zwischen der Fabrik und dem Kunden einen neuen Zusammenhang herstellen sollten. Staaten, Städte, Landgemeinden, Großindustrie sahen einen Weg, auf dem Geld für den Bau elektrischer Anlagen zu holen war. Die Elektrobanken sollten die Mittel vorschießen; zu bequemen Bedingungen, damit der Unterschied zwischen der neuen Methode und der üblichen Taktik (Aktienemission, Anleihe, Bankkredit) deutlich sichtbar werde. Die neuen Finanzinstitute sollten sich die Mittel für ihre Geschäfte durch Ausgabe von Obligationen verschaffen. Ich habe damals die Bedenken angedeutet, die gegen solche Papiere aufkommen könnten. Zunächst die Qualität der Sicherung. Würden die Forderungen, welche die Elektrizitätgesellschaften an ihre und der Treuhandbanken Kundschaft haben, dicht genug sein, um die Schuldverschreibungen zu tragen? Das Problem ist nicht gelöst worden, da die Elektrobanken in den ersten Anfängen stecken blieben. Die Idee durfte lagern, weil die Fabrikationgesellschaften Aufträge genug hatten, um auf Nachhilfe verzichten zu können. So blieb das Unternehmen, das von der A E G und von Siemens-Schuckert vorbereitet war, seit November 1908 im Entwurf und ist erst jetzt ausgestaltet worden. Die Felten-Guilleaume-Lahmeyer-Gruppe hatte ihre

Google

„Treuhandbank für die elektrische Industrie“ schon im Februar 1909 gegründet (mit 25 Millionen Aktienkapital und dem Recht, das Fünffache des eingezahlten Aktienbetrages in Obligationen ausgeben zu dürfen); große Geschäfte wurden noch nicht gemacht. Die im Februar 1912 errichtete „Elektro-Treuhand-Aktiengesellschaft“ (von AEG und Siemens-Schuckert) hat ihren Sitz in Hamburg. Auf das Aktienkapital von 30 Millionen sind 25 Prozent bar eingezahlt. Obligationen dürfen bis zur dreifachen Höhe des Grundkapitals emittirt werden. Die Gesellschaften, besonders die AEG, haben eine solche Ueberfülle an Aufträgen, daß sie nur einen Theil ausführen können, weil ihre Einrichtungen für diesen Andrang nicht mehr genügen. Die eigenen Mittel, die seit 1909 beträchtlich vermehrt wurden, will man nicht schon wieder steigern: deshalb wird der Umweg über die Treuhandgesellschaft gewählt. Auf diese Weise können die Concerns neue Anlagen herstellen, ohne ihr eigenes Kapital zu erhöhen. Durch die neuen Finanzirunginstitute entsteht freilich ein Dilemma, das die Unvereinbarkeit zweier gesunden Grundsätze zeigt: des freien Wettbewerbes und der Kreditbegrenzung. Wenn künstlich neuer Bedarf erwirkt wird, nimmt zwar die Beschäftigung zu, aber die Chance, der gesteigerten Nachfrage habhaft zu werden, verringert sich, weil die Aufträge sich an der Stelle sammeln, woher der Weckruf kam. Die Elektrizitätconcerns haben die Treuhandgesellschaften für sich, nicht für Andere geschaffen; sie wollen Bestellungen haben. Ihr Anlagekapital will in Nahrung gesetzt sein; und die Summe des Umsatzes beweist noch nichts für die Höhe des Gewinnzuwachses. Emil Rathenau warnt vor falscher Auslegung hoher Umsatzziffern. Man könnte sich vorstellen, daß eine Gesellschaft, an deren Spitze kluge Skepsis herrschte, ihre Anlagen so lange unerweitert ließ, bis ihr die Möglichkeit schwand, eine Hochfluth von Aufträgen voll auszunützen. Ist eine beträchtliche Erweiterung dann nicht mehr zu vermeiden, so bietet da, wo das Kapital erst vor Kurzem erhöht worden ist, die Treuhandbank die bequemste Hilfe. Aber auch die Obligationen solcher Bank müssen Abnehmer suchen und belasten also das Kreditgebiet, das mit allerlei Wallgräben geschützt werden soll.

Der Konkurrenzkampf wird mit gesteigerter Heftigkeit geführt. Die Elektrobanken sind eine neue Waffe. Aber der Staat will nicht, daß die Schwächeren von den Starken unterjocht werden. Kann ers hindern? Die Banken sollen kurzfristige Gelder, mit denen sie arbeiten, so selten wie möglich in Engagements von langer Dauer fesseln. Aber die Wahrung der (sogenannten) Liquidität ist nicht leicht. Der Schaaffhausensche Bankverein, der wieder 7½ Prozent Dividende giebt, konnte seine Beziehungen zur rheinisch-westfälischen Industrie nicht plötzlich abbrechen; und auf den Geldfang in Depositenkassen mag Keiner verzichten. So steigt die Fluth der fremden Gelder und deren Druck auf die Beweglichkeit der Bilanz. Das Verhältniß zwischen Passiven und erreichbaren Vermögentheilen ist beim Schaaffhausenschen Bankverein ungünstiger als bei den anderen Großbanken. Auch bei der

Kommerz- und Diskontobank (6 Prozent, wie 1910) hat sich die Liquidität etwas verschlechtert (von 70 auf 69 Prozent, während der Bankverein nur 53 Prozent gegen 57 aufweist); aber die anderen Ergebnisse des Abschlusses trösten über die kleine Aenderung im Bilanzstatus hinweg. Die Kommerzbank hat einen Gewinnüberschuß erzielt, der für eine Dividende von 6½ Prozent genügt hätte. Die Verwaltung hat den Mehrgewinn nicht vertheilt, sondern, durch Erhöhung des Gewinnvertrages um fast 400000 Mark, in Reserve gestellt. Eine Stärkung der Liquidität zeigt die Bilanz der Diskontogesellschaft (10 Prozent, wie 1910); durch die Vermehrung des Kommanditkapitals (um 30) auf 200 Millionen gewann sie etwa 45 Millionen neuen Geldes und gelangte mit ihrer Liquidität um das selbe Maß (10 Prozent) in die Höhe, das sie 1910 eingebüßt hatte: von 60 auf 70 Prozent. Im Uebrigen zeigte, nicht nur hier, der Gesammtumsatz im Ausschreiten ein etwas verlangsamtes Tempo, während die Unkosten in unverminderter Geschwindigkeit wuchsen. Da zur Auszahlung der Dividende, wegen der jungen Antheile, 1½ Millionen mehr gebraucht werden als 1910 (18½ gegen 17 Millionen), mußte der Gewinn einen ausreichend hohen Zuwachs geben. Das that er nicht im erwarteten Umfang; den Ausgleich bot der Verzicht auf eine Abschreibung von 1 Million auf Bankgebäude. Jedenfalls zeigte schon der erste Rundblick, daß die Großbanken im vorigen Jahr nicht ganz so gedeihliche Arbeit hatten, wie erhofft worden war. Nur die Handelsgesellschaft hat ihre Dividende erhöht. Vielleicht können die Elektrobanken die anderen Finanzinstitute entlasten; allerdings nur für einen Bereich industrieller Geschäfte.

Daß die Kurse der Elektroaktien gesunken sind, hat am Ende nicht viel zu sagen. Anderen Industriepaperen geht es auch nicht besser unter dem wechselnden Mond. (AEG verloren, seit Jahresanfang, 10, Bergmann 36, Schuckert 12, Siemens 17 Prozent.) Von den Bergmannwerken werden neue Aktien erwartet; daher die Entwerthung der alten Stücke. Ganz bequem ist da die Lage nicht; und schon wird von neuen Pools geflüstert. Diese Gesellschaft wird durch die Nothwendigkeit, mit den beiden anderen Riesen Schritt zu halten, vorwärts getrieben. So kletterte das Betriebskapital rasch in die Höhe (29 Millionen Aktienkapital bei der Muttergesellschaft, dazu 20 Millionen Obligationen; und 12 Millionen Stammkapital bei den Bergmann-Elektrizität-Unternehmungen). Wird es rentabel bleiben? Die Frage gilt auch für die Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätgesellschaft. Im Februar wurde die Vermehrung des Aktienkapitals auf 120 Millionen (die Gesellschaft wurde 1898 mit 10 Millionen Grundkapital errichtet) beschlossen. In dem Unternehmen stecken jetzt mehr als 200 Millionen. Die Entwickelung der Elektrizitätgesellschaften spricht gegen die Möglichkeit, Entladungen überschüssiger Kraft des Wirthschaftkörpers durch Kreditukase zu verhindern. Das Kapital läßt sich nicht knebeln.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

MURATTI

Cigarettes

Manchester

Jeder Arzt empfiehlt

Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz, gegr. 1696

für Blutarme, Bleichsüchtige, stillende Mütter, Abgearbeitete und Rekonvaleszenten. Es ist das beste und nahrhafteste Getränk für Alt und Jung, ein Nähr- und Kraftmittel ersten Ranges. Wenig Alkohol, viel Malz. Nicht zu verwechseln mit den gewöhnlichen Malzbieren. Billiger Haustrunk. Bestes Tafelgetränk. **Echt** zu haben nur in den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen. Wo nicht zu haben, wende man sich an die **Fürstliche Brauerei Köstritz,** die gern Auskunft über bequemsten Bezug erteilt. — Vertreter überall gesucht.

Einheitspreis für Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H., **Berlin**

MARKE SALAMANDER

Zentrale:
Berlin W8, Friedrichstr. 182

Elektrische Heiz- u. Kochapparate

Ausstellung der AEG

für Haushalt u. Werkstatt

Königgrätzerstr. 4

Elektr. Handmassageapparat im Gebrauch

Google

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.

Die Nacht von Berlin!

Grosse Jahresrevue in 8 Bildern v. Julius Freund. Musik von Viktor Holländer. In Szene gesetzt v. Direktor Richard Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul

3 Ärzte
Physik diätet. Behandlung
Gute Heilerfolge
Prospekte frei

Bilz' Nährsalz

Für Kranke und Gesunde unentbehrl. Es bildet gesundes Blut, Nerven, Muskeln, Haare, Zähne. Ausführl. Prosp. grat. Preise: a Kilo M. 4.80, ½ Kilo M. 2.80. Probedose M. 1.50. Zu beziehen durch Apotheken, Drogen etc., oder durch Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

Gebr. Herrnfeld Theater

Ein neuer Sensations-Erfolg!

Wie man Männer bessert

2 Akte mit den Autoren in den Hauptrollen

Hierzu die Novität

Der Hausteufel

Anf. 8 Uhr. Vorverk 11—2 (Theaterkasse)

Thalia-Theater

8 Uhr. 8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl. 4440.

Vorletzte Woche!

POLNISCHE WIRTSCHAFT.

In Vorbereitung: Novität!

Autoliebchen.

Grosse Posse mit Gesang u. Tanz in 3 Akt.

Chat noir

Jede Nacht 11—2 Uhr. Friedrichstr. 165.

Am Flügel: **Dir. Rud. Nelson.**

Theodor Francke

und das **neue Programm!**

BERLINER EISPALAST

Lutherstr. 22/24

Geöffnet von 10 Uhr morgens. — Allabendlich 9 und 10½ Uhr:

Vollständig neues Programm

u. a.:

„Wald-Idyll“ „Pas des clochettes“

„Tanz der Bajaderen“

„Eine Ballettstunde auf dem Eise“

Schloßbräu Flaschenbiere

Die Qualität ist hervorragend!

Die Zukunft.

Berlin, den 16. März 1912.

Duo.

Praeses.

Das liebe Vaterland darf ruhig sein. Im Hohen Haus des Reiches sitzen zweiundachtzig Juristen (darunter sind dreiundvierzig Rechtsanwälte), vierzig Parteibeamte und sechzig Journalisten. Zählt man ihrer Summe die Pfarrer und Kaplane, Professoren und Lehrer zu, so hat man eine starke Mehrheit der Volksschicht, deren Beruf zu Gesetzgebung, Verwaltung, Regirung auf allen Blättern deutscher Geschichte erwiesen ward. Drei Handarbeiter, vier Industrievertreter, ein Bankpraktiker ersten Ranges (Herr Ludwig Roland-Lücke); Techniker fehlen. Dieser Reichstag spiegelt das Wirken und Wollen, das Bestreben und Bedürfniß Deutschlands im Jahr 1912. „Ihm sinne nach; und Du begreifst genauer: Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Und den überwältigenden Triumph des Hansabundes, der gegründet wurde, um dem Gewerbe, dem Handel, der Industrie breiteren Raum in den Parlamenten zu erobern, und dessen Wahlflugblätter brüllten: „Wir wollen selbst im Parlament und in den Parlamentskommissionen sitzen, an die Gewerbe, Handel und Industrie sich bisher so oft vergeblich gewandt haben. Durch die Unterstützung möglichst vieler Kandidaten aus unseren eigenen Reihen wollen wir uns die Stellung in der Gesetzgebung, in der Verwaltung und Leitung des Staates erkämpfen." (Nicht die Regirenden nur, sondern auch die Fraktionen hätten Grund zur Freude, wenn sämmtliche „Bünde", die nicht Produktivgenossenschaften, Kauf-

oder Verkauforganisationen sind, sich sacht auflösten. Wir haben nachgerade zu viel von der Sorte. Solche Gebilde sind, wie ein Blick auf die Ligenzeiten Frankreichs, unter den Louis und Henri, Faure und Loubet, lehrt, immer Symptome eines ungesunden Zustandes. Zur Wahrnehmung berechtigter Interessen genügen Presse und Parlament. Die entwerthen sich selbst, wenn sie von einem Verein, den das Mißtrauen gegen ihre Leistung in dem Bethätigungdrang unverantwortlicher Dilettanten zeugte, die Parole erwarten oder Aufträge annehmen; züchten sich eine Konkurrenz, deren Erfolge die Rückkehr in eine Volksvertretung durch die von den einzelnen Berufsständen Abgeordneten empfehlen müßten.) Auch ein Präsidium hat das Hohe Haus nun. Die drei stärksten Fraktionen, Sozialdemokraten, Centrum, Konservative, sind darin nicht vertreten; nur die Liberalen, die aus eigener Kraft vier Mandate erstritten haben und jetzt über ein Fünftel der Plenarstimmen verfügen. Herr Scheidemann ist rauh, ohne ein armes Wörtchen des Dankes für sein redliches Mühen zu hören, aus dem Amt des Ersten Vicepräsidenten gewiesen worden. Schade. Er war der Fähigste in dem Triumvirat; sah auch am Besten aus und hatte Etwas von der schlichten Würde eines Provveditore, wenn er einer zum Bundesrath bevollmächtigten Excellenz das Wort ertheilte. (Obendrein die Hauptsache: er konnte eine Versammlung, deren Lachlust von keiner Klippschulklasse übertroffen wird, mit derbem Wortwitz aus stumpfsinnigem Hindämmern rütteln. Dem Grafen Posadowsky, der den Parteiverbänden fern geblieben ist, dem die großen Fraktionen aber ein Wort anständigen Grußes spenden mußten, wird höhnisch gesagt, in seiner Einsamkeit scheine er sich manchmal in zwei Meinungen zu spalten, deren eine der Posa, deren andere der Dowsky im Herzen hege. Heiterkeit. Herr Erzberger wird Scherzberger genannt. Heiterkeit. Ein Neuling nennt die Kollegen „hochverehrte Anwesende“. Stürmische Heiterkeit. Ein der Haussitte Kundigerer erklärt, er „müsse sich mit dem vorhin erwähnten Klosetpapier beschäftigen“. Jubel im Saal. Der, wagt nicht, zu zweifeln, die feinste Blüthe deutscher Nation herbergt.) Der kasseler Redakteur, der die schwere, doch den ragenden Männern im neuen Deutschland unentbehrliche Kunst, aus heldisch geweitetem Auge in die Sammellinse des Photographen zu blicken, so schnell erlernt hatte, war im Reichstagsvorstand unhaltbar. Sollte er den Ersatzmann herbeiwinken, wenn der Tod eines Bun-

Google

desFürsten oder Preußenprinzen gemeldet wurde, und hastig vom Adlersessel klettern, wenn seine Fraktion, weil die Nachbarn sich zur Konvenienz kurzer Huldigung rüsteten, aus der Redehalle lief oder schlich? Die persönliche Sünde Philippi Scheidemann dünkt nicht Jeden ein Kapitalverbrechen. Die Hohenzollern, hat er einst durchs Dickicht der Debatte gerufen, „zählen den Wortbruch zu ihren erhabensten Traditionen“. Die Anschuldigung ließe sich, trotz Friedrich Wilhelm dem Dritten (der nur schwach, nicht ein Bösewicht war), nicht fest begründen; ist aber kaum viel schlimmer als der Vorwurf erblicher Undankbarkeit, der aus dem Hirn des kräftigsten Sozialistenfeindes kam. „Die Undankbarkeit der Hohenzollern, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind, sollte auch Wilibald Alexis gründlich kennen lernen“: diesen Satz ließ, im Jahr 1894, Heinrich von Treitschke drucken; und blieb dennoch das düster leuchtende Vorbild deutscher Monarchisten und sogar der Hofhistoriograph Wilhelms des Zweiten. Preußens anderer Heinrich, Sybel (dem der junge Kaiser freilich den Verdun-Preis weigerte), hat über den „Wortbruch“ des fünften Königs gesagt: „Allerdings ist es eine Karikatur des wirklichen Ereignisses, wenn man später oft behauptet hat, die Freiwilligen und Landwehren von 1813 seien zu den Waffen geeilt, weil ihnen der König eine liberale Verfassung versprochen hatte: an ein solches Kontraktverhältniß hat keiner der Männer gedacht, die damals Blut und Leben für die Befreiung von fremdem Joch einsetzten. Darum aber bleibt es nicht minder gewiß, daß die spätere endlose Verschleppung des Verfassungwerkes ein Ausbiegen aus den von Stein und später von Hardenberg eingeschlagenen Bahnen und damit eine Abwendung von dem Geist jener großen Zeit gewesen ist.“ Worte soll man nicht allzu hoch schätzen. Auch nicht vergessen, wie oft Wilhelm die Sozialdemokratie (mit der sein hitziges Selbstgefühl „allein fertig zu werden“ gehofft und die ihn dann grausam enttäuscht hatte) in schriller Rede schalt und zu ächten trachtete. Die beiden Mächte müssen einander ertragen lernen. Der Präsident des Ewigen Bundes muß jedes vom Reichstag gewählte Präsidium empfangen und jeder Reichstagsvorstand muß dem Bundespräsidenten, der in dieser Eigenschaft nicht Monarch, sondern der Vollstrecker des Reichswillens ist, die von höflichem (nicht, wie Mancher wähnt, nur von

Google

höfischem) Brauch geforderte Reverenz erweisen. Diese Nothwendigkeit empfinden selbst die Röthesten schon; und vielleicht saß Herr Scheidemann auf dem letzten Jakobinerkarren. Unsere Robespierre sind alt geworden und können dem Drang der Barras, Tallien und anderer Thermidoristen nicht lange mehr wehren. Passet alte Einrichtung neuem Bedürfniß an: die Reichssache wills. Herr von Eckardt hat in seinem Hamburgischen Korrespondenten gerathen, den zwölften Paragraphen der ins Schwabenalter gelangten „Geschäftsordnung für den Deutschen Reichstag“ so zu ändern, daß er das Präsidium verpflichtet, nach der „Konstituirung des Reichstages“ sich beim Kaiser zu melden, also Jeden, der diese Pflicht nicht erfüllen will, vom Präsidium ausschließt. Ein guter Rath. Dem zwei Wünsche nachzuschicken sind. Erstens: das Präsidium sollte sich beim Kaiser erst melden, wenn es, nach vier Wochen, endgiltig (§ 11: „für die übrige Dauer der Session“) gewählt ist. Zweitens: aus der Hofaudienz möge ein Staatsakt werden. Ist der Empfang des Volkshausvorstandes nicht eben so wichtig wie der des Vertreters von Siam oder Venezuela? Die Präsidenten müßten sich mit dem Wunsch, vom Kaiser empfangen zu werden, an den Kanzler (nicht, wie bisher, an das Hofmarschallamt) wenden und der Kanzler müßte sie dem Reichshaupt vorstellen. In einer Viertelstunde wäre Alles schmerzlos abgethan; und der Kanzler haftbar für die Gewißheit, daß kein unbedachtes noch gar ein kränkendes Wort fiele. Ceremoniale: sonst nichts. Solcher Pflicht könnte nur eine von Struwwelpeter und Suppenkaspar beherrschte Fraktion sich entziehen. Und der Kaiser wäre vor dem Ausgleiten in allzu vertrauliche Rede geschützt. Als er einem Reichstagspräsidium die Gefahr geschildert hatte, in die ein Japanerkrieg gegen die Vereinigten Staaten das den Gelben verbündete England bringen müsse, wurde in London der Satz herumgetragen: „Entweder verlieren die Briten dann Kanada oder die Japs besorgen ihnen eine indische Revolution.“ Das hat drüben damals böses Blut gemacht. Der Abgeordnete, der zum ersten Mal den Kaiser sprechen hörte (und vielleicht nicht stets richtig verstand), kann das Erlauschte nicht in des Busens Schrein riegeln; und aus der Fraktion sickerts dann leicht in die Färbergräben Oeffentlicher Meinung. Deshalb, Allergroßmächtigster, keine Ausflüge ins Politische, sondern die huldvolle Zurückhaltung, die in einer Staatsaktion dem Allerdurchlauchtigsten, dem Träger der Hauptrolle ziemt.

Google

Die Nationalliberalen, die bei der ersten Präsidentenwahl für die Herren Bebel und Scheidemann gestimmt hatten, glaubten, vor dem Ohr ihrer grollenden Mandanten sich auf Bismarck berufen zu dürfen. Der, sprachen sie, habe den Eintritt der Sozialdemokraten ins Präsidium ersehnt. Hat er ihn wirklich gewünscht? Mit der Inbrunst eines advocatus diaboli, der einer Menschenseele das Heiligenregister zu sperren strebte. Siebenzehn Jahre ists her: und scheint schon völlig vergessen. Am dreiundzwanzigsten März 1895 hatte die Reichstagsmehrheit (Centrum, Sozialdemokraten, die beiden Volksparteien, Polen und Welfen) dem Präsidenten die Erlaubniß versagt, dem Fürsten Bismarck zur achtzigsten Wiederkehr seines Geburtstages „den Glückwunsch des Reichstages auszudrücken". Aus Singers Rede: „Fürst Bismarck hat stets nur die Politik der Sonderinteressen und der nationalen und internationalen Gegensätzlichkeit betrieben; er hat keinen Anspruch auf den Dank und die Anerkennung des gerade von ihm so oft mit Hohn behandelten Reichstages." Aus der Antwort des alten Kardorff: „Durch dieses Votum würde der Reichstag nicht nur vor Deutschland, sondern vor der ganzen Welt, nicht nur vor der Gegenwart, sondern für alle Jahrhunderte der Zukunft sich mit unsterblicher Lächerlichkeit behaften." Die Herren von Levetzow und Bürklin wollen diesem Haus nicht länger vorsitzen. Geheimrath Dove, der Vater des jetzt, gegen die Stimmen seiner Fraktion, ins Amt des Zweiten Vicepräsidenten berufenen Handelskammersyndikus, schilt öffentlich den Reichstagsbeschluß „schmachvoll" und erinnert an die Thatsache, daß Ihering den siebenzigjährigen Kanzler im Ehrendoktordiplom als „den Schrecken der Bösen, den Hort der Guten, die Burg und Zier Deutschlands" begrüßt hat. Am Geburtstag spricht Bismarck zu deutschen Hochschulrektoren: „Ich bedaure, daß der Reichstag darauf verzichtet hat, seinen Zweiten Präsidenten aus der Sozialdemokratie zu nehmen. Er würde dadurch die Herren der Nothwendigkeit näher gerückt haben, sich zu demaskiren und über das Ziel, dem sie zustreben, etwas mehr Auskunft zu geben. Daß die Sozialdemokraten keine Neigung haben, auf Dergleichen einzugehen, zeigt doch, daß sie selbst an die Möglichkeit ihres definitiven Erfolges noch nicht glauben; sonst würden sie nach diesem Mittel greifen. Aber sie fürchten, daß ein Moment kommt, wo sie sagen müssen: ‚Weh mir, ich bin erkannt!' Und wer sie in ihren Zwecken

Google

und Zielen genau erkannt hat, Der kann nicht mehr mit ihnen gehen." Das Hofmarschallamt, heißts in der Presse, hätte eine Visitenkarte Singers nicht angenommen. Aus Friedrichsruh kommt die Antwort: „Ob eine Visitenkarte mit der Aufschrift ‚Paul Singer, Erster Vicepräsident des Deutschen Reichstages' irgendwo in Empfang genommen wird, ist gleichgiltig. Die Hauptsache ist die Aufklärung der Oeffentlichen Meinung über die Ziele der Sozialdemokratie. Deren Haupterfolge beruhen auf ihrer Taktik, Alles zu kritisiren, was im Staat geschieht, aber stets zu verschweigen, wie sie selbst den Staat einrichten würde. Daß sie sich weigert, einen der Ihren ins Präsidium des Reichstages herzugeben, ist erklärlich; denn da könnte manche Situation den sozialistischen Präsidenten zwingen, die Maske zu lüften, mit der er seine Zukunftpolitik deckt. Nicht so erklärlich ist, weshalb die anderen Fraktionen nicht darauf bestanden haben, daß die Sozialdemokratie neben dem Centrum, als zweitstärkste Partei, eine Präsidentenstelle übernehme." Ob der Hofbesuch angenommen oder abgelehnt wird, ist gleichgiltig: da habt Ihr den Mann, der, als Christoph Tiedemann ihm die Nachricht von Nobilings Attentat in den Sachsenwald gebracht hat, zunächst nur die Möglichkeit der Reichstagsauflösung bebrütet und dann erst fragt, ob der alte Kaiser verwundet sei. Bismarck hoffte, der in den Vorstand gewählte Sozialdemokrat werde sein Republikanerherz enthüllen und durch unhöflichen Bruch ehrwürdiger Sitte seiner Partei schaden, deren Anhang sich nicht vom Kaiserthum lösen wolle. Nach den Revolutionen, deren Schauplätze Rußland und die Türkei, Portugal und Marokko, Persien und China waren, und nach drei Lustren neuen Erlebens hätte er wohl anders gedacht. Und eine im Dunkel pfauchende Sozialdemokratie einer ins Helle strebenden vorgezogen, die erreichbare Ziele zeigt und, nach britischem Muster, die deutsche Wirthschaft an den Machtspruch der Gewerkvereine binden will. Nein: auf Bismarck dürfen die Leute sich nicht berufen, die den Rothen Barbareskentribut anbieten. Nicht einmal auf den Fürsten Bülow, dessen Bild sie, wie eines Cid Campeador, der schmalen Front vorantragen. Dürfte Der etwa ihre Taktik loben? Er hat die Sozialdemokratie „kulturfeindlich und brutal" genannt und laut gestöhnt: „Entgegen der leider in einigen liberalen Köpfen noch herrschenden Idee, daß die Reaktion im Reich von rechts drohe und Seite an Seite mit der Sozialdemokratie zu bekämpfen sei, liegt nach meiner Ueberzeugung die wahre Gefahr der Reaktion bei der Sozialdemokratie."

Google

In lichter Geburtstagsstimmung hat Bismarck gemahnt, den Kampf gegen den Feind der Bürgergesellschaft nicht allzu tragisch zu nehmen. Aber auch (in der Rede, die rieth, die Reichspolitik von den Landtagen aus scharf zu kontroliren) gesagt: „Bei unseren Fürstengeschlechtern steht das Nationalinteresse im Vordergrund; man hat sich geschlagen, daß die Hunde das Blut leckten, und man reicht sich die Hand und geht zusammen gegen den Landesfeind. Bei den Fraktionen steht jede politische Verstimmung, jede Rivalität, jeder lautere und unlautere Wettbewerb mit den Nachbarn über dem nationalen Interesse.“ Dieser Satz giebt den Erben Miquels und Bennigsens heute wichtigere Lehre als der über die Präsidentenwahl gesprochene. Sie haben sich geweigert, zwischen einem Konservativen und einem Centrumsmann im Vorstand zu sitzen, und damit verhindert, daß die drei (nach dem Ausschluß der Sozialdemokratie) stärksten Fraktionen gemeinsam das Reichstagsgeschäft leiten. Sie thun, als sei rechts von ihnen der Saal verseucht und die loseste Gemeinschaft mit der infizirten Schaar drum zu meiden. Sind sie Sozialisten geworden? Dann wäre ihr Handeln verständlich. Nein. Sie wollen für Preußen ein anderes Wahlrecht, fürs Reich eine andere Besitzsteuer als die Konservativen; möchten den Machtbereich der Kirche und des Adels um ein paar Meter verengen. Vor hundert Grundfragen könnten sie sich mit den Konservativen, mit dem Centrum sogar über die Antwort schnell verständigen. Nicht über eine mit der Sozialdemokratie. Und seit zwei Monaten reden und mächeln sie, als sei der Sieg des Sozialismus, der sie aus den Großstädten gefegt hat, ihr Triumph, als gehorche die Hundertschaft der Marxisten ihrem Wink, als gebe es eine im Wollen einige „Linke“. Dürfen sie wünschen, daß Konservative und Centrum einander, weil sonst nirgends ein Bund lockt, in Kälte und Vehmbann noch inniger umschlingen? Kann aus der vom Pflugschar wilder Demokraten aufgewühlten Scholle in absehbarer Zeit je wieder ihr Weizen erblühen? Ist auf der Weide der Radikalsten für eine Nationalliberale Partei, wie sie in ihrer Hochzeit war und, bei Lebensgefahr, sein muß, noch zureichender Raum? Weil die schlimme Wahlbescherung gehehlt werden sollte, ward gethan, als sei jeder Genossensieg den Bassermannischen ins Gewinnkonto zu buchen. Statt die enttäuschende Niederlage männlich zu gestehen, erniedert die Fraktion, die zur Keimzelle der mächtigen deutschen Verfassungpartei werden konnte, sich

Google

in die Trugmär von der in Willenseinheit wohnenden Linken: und wird in der ersten Dämmerung schon ringsum von Hohn und Verachtung bedräut. Der vent de folie muß endlich verbrausen; persönlicher Aerger, gerechter und ungerechter, kühler Wägung des Möglichen und des Nothwendigen weichen. Dann wird man auch erkennen, daß der Deutsche Reichstag einen Präsidenten braucht, der mehr ist als ein begüterter, im Dienstbetrieb der Fraktion unnützlicher Murmler oder Stammler. Einen rüstigen Mann von nobler Wesensfarbe und unbestreitbarem Ansehen, der sich nicht vermessen hat, als er des höchsten Sitzes sich würdig glaubte. Der vor den Regirenden nicht wie ein Kassenbote noch wie ein Rüpel steht. Dem die Nation ehrerbietig lauscht und dessen ernstes Rügewort den frechsten Schwätzer in Scham zwingt.

Königliches Opernhaus.

Vor acht Jahren sprach hier Paul Wallot, der Schöpfer des Reichstagshauses, über den Beschluß, der Hofoper eine neue Stätte zu schaffen. Er fand Knobelsdorffs Bau „modernem Anspruch nicht mehr genügend", rieth aber, ihn, als ein würdiges Kunstwerk, stehen zu lassen, für das größere Haus einen anderen Platz zu wählen, und ließ seine Warnung in die Sätze münden; „Es wäre zu wünschen, daß sich die Presse an der Diskussion solcher mit der äußeren Entwickelung der Stadt unmittelbar zusammenhängenden wichtigen Fragen lebhafter betheilige. Bei der Beschaffenheit unseres Publikums würden belehrende Darstellungen von kundiger Seite gewiß wirksam sein und manche Uebelthat könnte so vielleicht verhütet werden." Eine wurde verhütet: der Befehl, das alte Opernhaus niederzureißen, zurückgenommen. Als ich, noch vor Wallot, den Plan erörtert und mich gegen die Absicht gewandt hatte, den Bau, der vor dem Blick eines Jahrhunderts vom Kunstgeschmack unserer Zeit zeugen werde, einem Unzulänglichen anzuvertrauen, schrieb mir der Meister Alfred Messel: „Gott sei Dank, daß endlich einmal ein freies Wort über den künftigen Opernhaus-Architekten gefallen ist! Was nützen meine geringen Bauereien im Vergleich zu dem Segen, den man stiften würde, wenn Einem gelänge, durch Aufklärung dahin zu wirken, daß dieses nationale Unglück des drohenden Opernhausbaues abgewendet wird! Könnten wir diesen Faustschlag abwehren, den, aller Kultur zum Trotz, die brutale Unfähigkeit sich anschickt,

Google

der deutschen Kunst zu versetzen! Woher soll man künftig den Muth haben, weiterzuarbeiten, wenn man stetig im Ansehen durch eine Monumentalleistung wie die zu erwartende vor aller Welt herabgezogen wird! Ich möchte dafür arbeiten, daß hier, für diese vornehmste Aufgabe, endlich einmal ein ganzer Kerl herankäme. Gabriel von Seidl, Fischer in Stuttgart oder Hoffmann (den ich unter den berliner Architekten an die erste Stelle setze): Das wären die Männer, die in Betracht kämen; auch Licht in Leipzig. Sogar Ihne wäre diskutabel." Von den Männern, die Messel nannte, waren nur zwei zu dem Wettbewerb aufgefordert worden, zu dem die Ministerien der Finanzen, der Oeffentlichen Arbeiten und des Königlichen Hauses einträchtig riefen: Hoffmann und Ihne. Hoffmann wollte nicht konkurriren; er hat Messels Museenbaupläne auszuführen, das ganze Bauwesen der Stadt Berlin zu leiten und glaubte vielleicht auch, der Wettlauf sei nur for show und der Siegerpreis Einem heimlich schon zugesagt. Wozu sonst die Begrenzung der Werberzahl? Warum waren nur acht Baumeister auserwählt worden? Fürchteten die drei einigen Excellenzen etwa, ein annoch unbekanntes Architektengenie könne mit einem Schöpferplan in die künstlichsten Wirbel tölpeln? Haben sie sich mit dem zähen Ernst, den die Sache heischte, um Hoffmanns Mitarbeit bemüht? Unwahrscheinlich. Seidl, Fischer, Licht, Behrens, Kreis, Schmitz: nicht einer dieser (im Wesentlichen tief verschiedenen) Männer ward zugelassen. Noch galt ja der Geheime Baurath und Professor Felix Genzmer als der providentielle Mann für den Opernhausbau. Gegen ihn hatte sich mein Alarmruf gerichtet. Ihn, der Garniers pariser Oper in die Mundart berliner Maurerparlirer übersetze, hatte Messels Keule getroffen. Getötet? Im Ministerium der öffentlichen Arbeiten (wo Herr Genzmer, als ein durch Intendantengunst, nicht auf dem gewöhnlichen Weg über die Amtstreppe auf die Höhe Gelangter, nie gehätschelt wurde) fand man seine Entwürfe plötzlich „mißlungen" (eines Mannes, dem Schinkels himmlisch schlichtes Schauspielhaus auf Gnade und Ungnade ausgeliefert worden war) und beschloß, aus den Entwürfen der sieben Berufenen das Beste zu nehmen und daraus ein „Vorprojekt" herstellen zu lassen. Wer aber sollte dieses Ragout aus Anderer Schmaus bereiten? Baurath Fürstenau, hieß es zuerst; dann, als der Name hier genannt worden war, Regirungbaumeister Grube. Das Bauprogramm brachte Forderun-

Google

gen, die noch nie, noch nirgends mit dem Auftrag zu einem Theaterbau verbunden waren; auch nicht in der Patriarchalzeit, wo die Fürsten alles, von der Grundmauer bis an den Blitzableiter, für ihr Hoftheater Nöthige bezahlten und das Volk nur einließen, wenns ihnen beliebte. Ein dem Hof reservirtes Treppenhaus; zwei ihm vorbehaltene Treppen; fünf Hoflogen, darunter eine, die sich durch zwei Ränge streckt, für Galavorstellungen; ein großer Fest- und Speisesaal; eine Spiegelgalerie; ein kleiner Saal für Audienz, Cercle und Thee; Vorsäle und Logensalons; vier Boudoirs; Toilettezimmer; Küche, Kellerei, Spül- und Anrichteräume, Speisenaufzüge: das Alles ward verlangt. Einem Opernhaus, dessen Zuschauerraum zweitausendfünfhundert Menschen faßt, soll ein Schlößchen eingegliedert werden, in dem unten der Kronprinz, oben der Kaiser große und kleine Empfangssäle zur Verfügung hat und für achtzig Menschen gekocht und ein Festmahl aufgetischt werden kann. (Den Meistersinger von Bayreuth hätte die Ankündung solchen Planes in die dresdener Rebellenstimmung zurückgescheucht.) Und dieses Theaterschloß soll, wie eine Grenzfestung vor Belagerern, vor der Athemnähe des profanum vulgus geschützt sein. Unterfahrwege und Eingangshallen, die nur der Hof benutzen darf. Nicht aus dem China von gestern, sondern aus einem berliner Bauprogramm vom Jahr 1910 stammen die Sätze: „Wenn bei großen Hoffestvorstellungen auch das Hauptfoyer für den Hof reservirt und die linke Seite des Ersten Ranges ausschließlich von geladenen Hofgästen benutzt wird, ist es nothwendig, eine Verbindung der Königsräume mit der von ihnen umschlossenen Seite des Ersten Ranges und mit der ins Foyer führenden Galerie des Haupttreppenhauses zu schaffen. Zu diesem Zweck ist in die Spiegelgalerie, die den Salon der großen Hoffestloge mit dem Speisesaal verbindet, in der Achse des Rangumganges eine Raumerweiterung mit vier breiten Thüren eingeschaltet, so daß über diesen Kreuzungpunkt für die Hofgesellschaft ein ungehinderter Verkehr nach allen vier Richtungen möglich ist. Durch Oeffnen und Schließen der verschiedenen Thüren an der Kreuzungstelle können aber auch andere Kombinationen geschaffen werden." Und so weiter. Auch dem Generalintendanten gebührt von Naturrechtes wegen eine Loge mit Salon, Empfangszimmer, Warteraum, Sondereingang und abgeschlossener Diensttreppe, die in die Hofregion führt. Der Baumeister hats also nicht leicht. Kein Wunder, daß auch das „Vorprojekt"

Google

nicht gefiel. Neuer Wettbewerb. Nur die Herren Grube, Jhne, Littmann, Seeling werden diesmal zur Konkurrenz aufgerufen. Drei tüchtige Praktiker (nur einer von ihnen nach Messels Spruch diskutabel); und ein völlig Unbekannter, der noch nie Nennenswerthes gebaut hat. Ein Regirungbaumeister aus dem Arbeitministerium. Welche Leistung empfahl diesen Herrn Grube? „Seine Vorarbeiten“, sagt Geheimrath Saran, Dezernent in der Hochbauabtheilung, „hatten etwas so Ueberzeugendes, daß sich von selbst der Gedanke ergab, auch ihn zum Wettbewerb einzuladen.“ Wem ergab sich dieser Gedanke? Ministerialräthen. Wen hatte die baumeisterliche That des Herrn Grube überzeugt? Ministerialräthe. Die sollen entscheiden, wer das Werk schaffen dürfe, dessen Mißlingen Messel als ein „nationales Unglück“ fürchtete? Hört Herrn Saran: „Auch bei dem Bau der pariser Oper trat ein junger Architekt zum ersten Mal hervor und machte sich einen Namen. Hoffen wir, daß es auch hier so wird!“ Antithetischer Parallelismus; selbst wenn die Hoffnung nicht tröge. Erstens: Charles Garnier hatte mit einem Plan zum Bau einer Kunsthochschule schon den prix de Rome erstritten, als Restaurator im Zunftkreis Anerkennung erworben und als Bezirksbaumeister für die Hauptstadt gearbeitet, als er um den Opernbau warb; war in Paris und Rom, in Athen und Konstantinopel der edlen Kunst Meister geworden. Zweitens: Ihn kürte die Jury der Sachverständigsten, nicht Louis Napoleon noch die Baubureaukratie. Drittens: Auch sein Werk lobt den Meister längst nicht mehr; sein pomphaft überladenes Opernhaus wäre nur in Monte Carlo (dem er das Kasino gab) heute noch ein dem Ortsgenius verwandtes Wunder. Einerlei. „Das Urtheil der Generalintendanz, als der nutznießenden Behörde, hat ein besonderes Schwergewicht.“ Und Graf Hülsen-Haeseler (der nach Menschenermessen in dem neuen Haus nicht mehr herrschen wird) ist für den fügsamen Herrn Grube. Dessen Entwurf soll mit „einigen reizvollen Motiven aus Littmanns Fassadenplan“ aufgeputzt, von Spezialisten ergänzt und dann ausgeführt werden.

Das darf nicht geschehen. Das darf Herr von Breitenbach, der Minister, nicht mit seiner Theilverantwortlichkeit decken. Wir haben mitzuzahlen, also auch mitzureden; und möchten, nach der Gedächtnißkirche, dem Dom, dem Friedrichsmuseum, der Kaiser-Wilhelm-Akademie und dem Reichsmilitärgericht, endlich einmal uns eines Gebäudes freuen, auf das der Fremde mit Neid, nicht

Google

wieder mit höhnischem Blick, schaut. Was die Entwürfe ahnen lassen, ist schlechter Schinkel, dem ein heimathloser (dem Grafen Hülsen noch erstrebenswerth scheinender) Spontinistil aufgepfropft ward. In welchem Umfang Herr Grube von den Entwürfen der Kollegen Seeling und Littmann profitirt hat, mögen Sachkenner prüfen; schon seine Fassade ist der Littmanns, trotz der Versetzung zweier Puppen, merkwürdig ähnlich (Genzmers letzter Plan ist in Aufbau und Gliederung kräftiger) und Baurath Seeling hat laut über unerlaubte Benutzung seiner Baugedanken geklagt und die Ministerialinstanz unziemlichen Handelns bezichtigt. Doch solcher Personalzank darf uns jetzt nicht aufhalten. Hier gehts um Größeres. Um ein Werk, das mindestens anderthalb Dutzend Millionen kosten und späten Geschlechtern noch als das Wahrzeichen deutscher Baukunst aus dem ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts gelten wird. Seit Schinkel ausgebaut hat, ist aus der Theatertechnik ein Neues geworden. Dem wirkt ein Schinkel-Epigone niemals das passende Kleid. Empfinden die braven Staatsbaubeamten die geistlos protzige Nachäffung klassizistischen Stiles denn nicht als eine deutscher Kunst angethane Schmach? Fühlen sie nicht, daß ein Haus, in dem, zwischen Elektromaschinen, Wagner, Strauß, Pfitzner herrschen sollen, anders aussehen muß als ein für die Exportfirma Meyerbeer & Scribe erbautes? Berlin kann drei Hoftheater ernähren. Befreit Knobelsdorffs Bau von dem läppischen Plunder, den behelmte Barbaren ihm aufgestülpt haben; weitet und modernisirt ihm das Bühnenhaus und macht ihn zur Schaustätte des großen Dramas (das in die Bonbonschachtel am Schillerplatz nicht taugt) und der allzu lange vernachlässigten Spieloper. Und sucht, bis in die fernsten Winkel, für die ungemeine Aufgabe des Neubaues den besten Mann. (Wie die Bühne einzurichten ist, könnt Ihr nur von Roller und Reinhardt lernen.) Solches Werk darf nicht im Dunkel entstehen; jedem deutschen Architekten muß gestattet werden, seinen Plan den kundigsten Prüfern vorzulegen. Wer weiß? Vielleicht hat irgendwo genialische Jugend schon das Theater der Zukunft erträumt. Allen erfüllbaren Wünschen Wilhelms werde Erfüllung. Wer aber warnt den Kaiser, wieder, im freien Reich der Kunst, selbstherrisch zu scheinen und, weil er ein nationales Unternehmen vom Versaillerwahn eines Intendanten verstümpern läßt, den Groll der besten Deutschen auf sein Haupt zu lenken? Warnt ihn vor Kleios Erzgriffel?

Google

Kausalität und Teleologie.

In seinem (am zehnten Februar hier besprochenen) Werk „Höherentwickelung und Menschenökonomie" sagt Goldscheid, daß Darwin im Teleologismus stecken geblieben sei. Zwar schalte er den Schöpfer aus dem Verlauf der Entwickelung, aber er setze ihn an deren Anfang, indem er Gott den Organismen die Tendenz zur Höherentwickelung einpflanzen lasse. Gott erscheine hier als ein Abbild des Thierzüchters: als das Mittel zur Verwirklichung seiner Absichten habe er die Naturzüchtung durch den Kampf ums Dasein geordnet. Goldscheid bestreitet der Metaphysik nicht die Daseinsberechtigung; er erlaubt dem Menschen, seinen Drang nach Entschleierung der letzten Ursachen der Erscheinungwelt durch metaphysische Deutungen zu befriedigen; der alte, theistische Vitalismus sei eine diskutable Weltanschauung, der neue aber, der bescheiden mit Dominanten, Richtkräften und Entelechien arbeite, von denen Niemand anzugeben vermöge, was sie eigentlich seien, müsse als eine gefährliche Halbheit bekämpft werden. Nicht zu leugnen sei, daß sich vorläufig die Biologie noch nicht ganz in Chemie auflösen lasse, auch die Chemie nicht in Mechanik; man müsse Kräfte voraussetzen, die wir noch nicht kennen. Aber diese unbekannten Kräfte müßten den bekannten gleichwerthige Energien sein; und das Metaphysische dürfe man bei der wissenschaftlichen Forschung weder in die Entwickelung eingreifen noch deren Beginn einleiten lassen. „Was ist die Aufgabe der Wissenschaft? Sie muß danach streben, so weit in das Wesen aller Vorgänge einzudringen, daß diese schließlich berechenbar, meßbar oder mindestens schätzbar und damit unserer Beherrschung zugänglich, beherrschbar werden. Sollen wir nun zugestehen müssen, daß, wo das Leben in Frage kommt, Agentien, Momente, Qualitäten auftreten, die außerhalb aller uns bisher bekannten Kontinuität stehen, dann bedeutet Dies eine Abdikation der Wissenschaft." Den eigentlichen Grund, weshalb jede Teleologie unzulässig, jedes Wesen nur Produkt einer Ursachenverkettung sein soll, die von keinem Zweck setzenden Intellekt geordnet ist, den eigentlichen Grund dieser Forderung fand ich nirgends in dem umfangreichen Werk deutlich ausgesprochen. Ich kann mir ihn aber denken. Wenn der Mensch sein eigener Gott sein will, dann darf er nicht zugeben, daß ein metaphysischer Gott seinem Streben Schranken setze. Er muß auch den Organismus künstlich herstellen können, muß ihn darum begreifen. Wir begreifen nur, was wir machen können, und können nur machen, was wir begreifen. Deshalb sind die Organismen „bisher" noch unbegriffen geblieben; aber sie dürfen es

nicht bleiben. Goldscheid selbst gesteht zu, daß wir auch die unorganische Welt nicht begreifen. (Otto Liebmann hat sehr hübsch gezeigt, daß, wenn man Hexerei nennt, was sich nicht begreifen läßt, das ganze Universum eine große Hexerei ist). Aber was wir davon begreifen, Das, meint er, müßte sich restlos in die energetische Ursachenverkettung einfügen lassen.

Telephoben oder Misotelen wie Goldscheid wollen nicht zugeben, daß das Auge zum Sehen bestimmt sei; wir sehen nur, weil wir zufällig Augen bekommen haben. Auf den unverkünstelten Menschen wirkt diese Auffassung der Sachlage komisch. Und der schlichte Menschenverstand braucht sich seiner Unwissenschaftlichkeit nicht mehr zu schämen, seit Eduard von Hartmann erwiesen hat, daß die Kausalität nichts ist als die Finalität, von der anderen Seite gesehen, und daß die eine nicht ohne die andere denkbar ist. Causa finalis haben die Scholastiker sehr passend die eigentliche und Hauptursache genannt. Uebrigens schwebt Goldscheid selbst in Gefahr, dem an Darwin getadelten Fehler zu verfallen und an den Anfang seiner Entwickelung eine final gerichtete Ursache zu setzen; denn den Neovitalisten gegenüber, die annehmen, daß eine besondere Richtungskraft die Energien beim Aufbau der Organismen leite (das Leben, schreibt Hartmann, leitet die Energien auf seine Mühle, aber selbst ist es keine Energie), behauptet er, andere als bestimmt gerichtete Energien gebe es gar nicht. Da muß man doch fragen: Von wem haben die Energien oder die Atome den Anstoß empfangen, sich gerade in der Richtung zu bewegen, daß etwas Geordnetes herauskommt? Goldscheid schreibt sogar: „Was mir vorschwebt, ist prästabilirte Harmonie als Entstehungursache der Organismen." Da haben wir die causa finalis ganz unverblümt. Daß die Neovitalisten (der Angriff gilt besonders den Forschern Reinke und Driesch) nicht den Willen des Schöpfers nennen, sondern sich verschiedener Termini wie Dominante und Entelechie bedienen, dafür mögen sie ja ihre Gründe haben; Hartmann sagt ungenirt, so oft die Entwickelung auf eine höhere Stufe fortschreiten sollte, habe „das Unbewußte" ihr einen neuen Impuls versetzt.

Und wie steht es um die Unwissenschaftlichkeit der Teleologie? Mit der exakten Wissenschaft, die dem Menschen zur Technik, zur rationellen Pflanzen- und Thierzüchtung verhilft, hat der Streit um die Teleologie gar nichts zu thun. Rationelle Pflanzen- und Thierzüchtung gab es vor der darwinischen Biologie. Die großen Physiker des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts aber, die zur heutigen Technik den Grund gelegt haben, sind durch ihre Naturerkenntniß Bewunderer des göttlichen Mechanikus geworden,

Google

der die sich selbst regulirende Weltenuhr gebaut hat. Die exakte Wissenschaft hat es nur mit dem Universum zu thun, wie es heute ist, nicht mit der Frage, wie es geworden ist. Nur in der Beschränkung auf das Vorhandene kann die Naturwissenschaft exakt sein; denn nur das Vorhandene ist meßbar und berechenbar. Wenn sie weiter nichts sein will als Pflanzen- und Thierphysiologie, ist auch die Biologie einigermaßen exakt; freilich, wegen der Komplizirtheit der Organismen, nicht in dem Grade wie die Physik. Dagegen kann die Wissenschaft von der Art, wie das Weltgebäude und die Organismen geworden sind, niemals eine exakte Wissenschaft werden; Niemand ist dabei gewesen, der eine beglaubigte Urkunde des Vorganges hinterlassen konnte. Ein englischer Staatsmann hat die Geologie als the science of the what wight have been definirt; diese Definition gilt auch für die Biologie, wie sie heute verstanden zu werden pflegt. Diese Biologie, die Geologie und die Kosmologie sind spekulative und durchaus hypothetische Wissenschaften, mit denen der Mensch seinen Erkenntnißdrang befriedigt, so gut er kann, ohne jemals über Wahrscheinlichkeiten hinauszukommen. Und für die Naturbeherrschung sind diese Wissenschaften an sich ohne Werth. Ob unser Planetensystem einmal eine Gaskugel gewesen ist, die sich auf dem von Kant und Laplace beschriebenen Wege in kleinere Kugeln getheilt hat, ist für die Lehre von den Gasen und für deren praktische Verwendung gleichgiltig. Und dem Thierzüchter nützt es nicht, wenn er von Haeckel erfährt, daß sich seine Ein- und Zweihufer aus den Beutelthieren entwickelt haben. An sich, sagte ich, hätten diese Wissenschaften keinen praktischen Werth. Unter Umständen können sie allerdings einen bekommen. Die bescheidene und schläfrige Pflanzen- und Thierphysiologie älterer Zeiten wurde dadurch in lebhafteren Fluß gebracht, daß die Biologen das Geheimniß des Lebens und seine Entstehung zu ergründen hofften. Beim eifrigen Forschen nach diesem Unerreichbaren fanden sie Manches, was ihre Vorgänger nicht gefunden hatten und was auch von praktischem Nutzen ist. Und so hat sich zuletzt auch der Atheismus als Förderer der praktischen Wissenschaft erwiesen; denn die Hoffnung, die Ueberflüssigkeit des Schöpfers beweisen zu können, hat den Forschungeifer befeuert. Auch dem so befeuerten Goldscheid schulden wir Dank für die tiefere Einsicht in das organische Leben, die er uns eröffnet. Er sagt: „Der Organismus ist ein biochemisches Aggregat, das durch die Fähigkeit ausgezeichnet ist, sich gegenüber Reizen, die jene Grundfunktion, die wir Leben nennen, fördern, anders zu verhalten als solchen gegenüber, die diese aufzuheben drohen.“ Woher ein solches Aggregat diese Fähigkeit zur Reaktion hat, bleibt freilich im Dun-

Google

kel; und dieses Dunkel wird nur wenig oder gar nicht gelichtet, wenn wir gemahnt werden, nicht etwa zu glauben, das Protoplasma habe von vorn herein fördernde Reize gesucht und schädigende gemieden. „Die primitiven Lebewesen zeichnen sich nicht von vorn herein durch Unterschiedempfindlichkeit, durch Irritabilität aus, sondern Synthesen mit besonderen, ganz bestimmten Affinitätverhältnissen nennen wir unterschiedempfindlich, irritabel.“ Wieder fragt man, wie ganz zufällig solche Synthesen entstehen konnten, die sich durch bestimmte Affinitätverhältnisse auszeichneten, welche dazu führten, daß die Synthese durch Nahrungsuche, Assimilirung der Nahrung und Abwehr von Schädigungen sich selbst erhält, welchem Zufall wir Menschen unsere eigene Existenz (sammt Marokkohandel und allem Uebrigen, was drum und dran hängt) verdanken. Doch scheiden wir die Entstehung aus, so fühlen wir uns durch die Beschreibung des Fortganges der Entwickelung, die im Wesentlichen immer feinere Differenzirung des Organismus durch das Milieu ist, sehr befriedigt. Dieser Theil des Werkes darf als der wissenschaftlich werthvollste bezeichnet werden; er giebt ein Bild des Vorganges, das weniger Unwahrscheinlichkeiten enthält als die Theorien von Haeckel und Weismann.

Aber um den Anfang handelt sichs eben; und da hat Goldscheid einen Einwand unerwähnt gelassen, den Johannes Reinke in der Schrift „Die Kunst der Weltanschauung“ zeigt. Die Annahme, daß sich Eiweiß, der Zellstoff, „von selbst“, nur unter der Einwirkung der bekannten physikalisch-chemischen Kräfte, aus unorganischen Stoffen gebildet habe, widerspreche dem zweiten Hauptsatz der Energetik: daß in einem materiellen System Energie von selbst nur aus dem Zustand höherer Spannung in den Zustand niederer Spannung übergehen kann. Der Zustand hoher Spannung ist labil, weil die Spannung sich zu entspannen strebt; im Zustand völliger Entspannung angelangt, hat der Körper in sich selbst keinen Antrieb, sich aufs Neue zu spannen; dieser Zustand ist also stabil: das Wasser auf dem Berge gleicht die Niveaudifferenz mit dem im Thal dadurch aus, daß es hinunterfließt oder fällt; unten angelangt, steigt es nicht von selbst wieder hinauf; will man es oben haben, so muß man es heben; die abgelaufene Uhr zieht sich nicht selbst auf; die auf der Grundfläche ruhende Pyramide stellt sich nicht selbst auf die Kante, kippt dagegen, von Menschenhand so aufgerichtet und dann sich selbst überlassen, wieder um; der ausgekühlte Ofen heizt sich nicht selbst. Das Eiweiß ist nun eine hochgespannte und darum sehr labile Verbindung, die wohl die Neigung hat, zu zerfallen (und als Theil eines Organismus wirklich zerfällt, sobald der Tod

Google

das die Bestandtheile in der Spannung festhaltende unbekannte Etwas ausschaltet), deren Bestandtheile aber nicht die Neigung haben können, von selbst eine solche Verbindung einzugehen.

Das organische Leben einmal als vorhanden vorausgesetzt, kann man sich ja nun die Arten aus einander entstanden denken. Auf den mancherlei Wegen, die uns die Darwinianer plausibel zu machen suchen. Wie es dabei wirklich zugegangen ist, werden wir niemals wissen; mir ists, offen gestanden, auch gleichgiltig. Interessiren würde mich die Kunst, Organismen zu bauen, nur dann, wenn ich enimal genöthigt sein könnte, diese Kunst zu üben. Dahin aber kann es nicht kommen; Niemand wird mir zumuthen, der Fleischtheuerung durch die Fabrikation künstlicher Kälber abzuhelfen. Ich habe also gegen Haeckels Stammbäume nicht das Mindeste einzuwenden. Aber die Artbildung ohne etliche „Impulse des Unbewußten" ist wenig wahrscheinlich. Alois Schmitt erinnert in seiner Schrift „Das Zeugniß der Versteinerungen gegen den Darwinismus" an einen Thatbestand, auf den vor ihm schon Huxley hingewiesen hatte. Schmitt mustert die Versteinerungen und Abdrücke, die in den verschiedenen geologischen Schichten gefunden wurden, und kommt zu folgendem Ergebniß. Allerdings zeigt sich insofern ein Fortschritt der Organisation, als in den ältesten Schichten, die Spuren animalischen Lebens zeigen, nur wirbellose Thiere, dann in den jüngeren der Reihe nach Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere auftreten. Aber man findet nicht nur keine Zwischenstufen, die aus einem dieser Kreise in den anderen führen, sondern auch innerhalb der selben Klasse, ja, innerhalb der selben Gattung ist kein Fortschritt zu höherer Organisation zu bemerken. Wenn in einer Schicht eine neue Thierklasse auftritt, so erscheint sie sofort fertig in Gattungen und Arten gegliedert und die Grundformen erhalten sich im Wesentlichen unverändert bis auf unsere Zeit. Die allermeisten gefundenen Fossilien sind Dauertypen und haben, so weit sie nicht ausgestorben sind, von ihrem ersten Erscheinen an bis heute trotz allen gewaltigen Aenderungen der Lebensbedingungen im Wesentlichen unverändert fortbestanden. Huxley schreibt nach einem Ueberblick über das Thierreich: „In allen diesen Gruppen giebt es Beweise für Veränderung in Menge, keinen für Das, was man gewöhnlich unter Fortschritt versteht."

Mögen nun die Arten, wie es Haeckel darstellt, durch Verzweigung einer gemeinsamen Stammform entstanden sein oder an verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten sich unmittelbar aus dem Urschleim entwickelt haben: auf keinen Fall vermag ich zu glauben, daß die höheren organischen Formen auf dem Weg einer

Google

ziellos verlaufenden Entwickelung zufällig entstanden seien. In welchem Grade zufällig Goldscheid die Entstehung des Menschen denkt, beweist seine Aeußerung: „Wir wissen nicht, welche Entwickelungmöglichkeiten versäumt wurden. Vielleicht lagen in der Ameisen- oder in der Saurierlinie höherwerthige Chancen, die sich nur aus geringfügigen Ursachen nicht realisiren konnten. Die Entwickelung zum Menschen hin, die naturkausal nothwendig war, braucht somit nicht nach einem einheitlichen logischen Schema nothwendig gewesen zu sein." Ich kann mir denken, daß auf dem von Goldscheid beschriebenen Weg aus einem Protoplasmaklümpchen ein Wurm, aus einem Schaf ein Kamel wird, ohne daß diese Umwandlung beabsichtigt war; aber daß ohne schöpferische Absicht, unteleologisch, überhaupt so charakteristische Gestalten entstehen könnten wie das gemüthliche Rind, die großen Katzen, deren Bewegungen die Anmuth der Kraft verkörpern, das edle Roß, der prachtvolle Pfau, das sehnsüchtig flötende Singvöglein, des Menschen in seiner Schöne und mit seinen Ewigkeitgedanken, mit seinen unsterblichen Werken gar nicht zu gedenken: Das ist für mich ein völlig absurder, nicht in Betracht kommender Gedanke. Wenn ich die unteleologische Entstehung ablehne, so schwebt mir nicht die Bedeutung „Zweck" des Wortes telos vor Augen. Obwohl ich den antiteleologischen Biologen dankbar bin für die Fülle wunderbarer Zweckmäßigkeiten, die sie täglich aufdecken, erscheint mir doch die Frage nach der größeren oder geringeren Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Lebewesen und ihrer Organe unwichtig und die, ob unsere Optiker, wenn sie der Schöpfer zu Rath gezogen hätte, ein vollkommneres Auge als das Menschenauge konstruirt hätten, von geringer Bedeutung. Unter telos verstehe ich das Ziel und meine, die Entstehung unserer charakteristischen Formen sei undenkbar, wenn man sie nicht für Ideen des Schöpfers hält und annimmt, ihr Keim sei darauf angelegt, sie aus sich zu entwickeln; was der Darwinismus unter Entwickelung versteht, verdient, wie ich früher einmal hier gezeigt habe, gar nicht diesen Namen. Nicht die Logik erhebt Widerspruch gegen die zufällige Entstehung der höheren Organismen. Zwar kommen in der Biologie logische Fehlschlüsse genug vor. Beispiele: daß Formverwandtschaft an sich schon Blutsverwandtschaft beweise und daß ähnliche Formen, die in geologischen Schichten nach einander auftreten, aus einander entstanden sein müßten; überall in solchen Fällen ist nur auf ein „kann", nicht auf ein „muß" zu schließen. Aber für die Grundfragen kommt die Logik nicht in Betracht; logisch ist die zufällige Entstehung eben so möglich wie die beabsichtigte. Wir haben hier die alte Geschichte von den Buchstaben,

Google

die sich „von selbst“ zu einer Ilias ordnen, aus dem Raume in die Zeit verlegt. Da zur Ilias viele Tausende von Buchstaben gehören, ist die Zahl ihrer möglichen Kombinationen praktisch unendlich und eine dieser möglichen Kombinationen ist die Ilias. Logisch also ist die Sache möglich. Dennoch spricht die Vernunft, ohne zu schwanken: Nein; mag ein Dämon aus den Lüften täglich tausendmal die erforderliche Menge von Lettern auf einen Wüstenfleck schütten, damit Millionen Jahre fortfahren und Trillionen Kombinationen finden: die Ilias wird nicht darunter sein; was an sich unmöglich ist, wird auch in Millionen Jahren nicht möglich. Mag der biochemische Prozeß durch infinitesimale Kombination der Elemente im Lauf der Jahrmillionen Trillionen monströser Gestalten hervorbringen: das Rind und das Roß, der Pfau und die Nachtigal, der Mensch und seine Karikatur, der Affe, die wunderbare Biene, deren Arbeit den Menschen mit Süßigkeit und mit dem reinsten, lieblich duftenden Leuchtstoff versorgt, sie Alle werden nicht darunter sein.

Goldscheids Untersuchungen zeichnen sich nicht allein durch eine Feinheit und Sauberkeit aus, die nur ein ungewöhnlicher Scharfsinn zu ermöglichen vermag, sondern auch durch strenge Gewissenhaftigkeit, die vermeidet, Hypothesen für Thatsachen zu halten. Doch auch ihn hat manchmal der Dogmatisirungtrieb überwältigt; und eins seiner Dogmen ist von reizender Naivetät. Er sagt: „Wir müssen uns nur immer vor Augen halten: das Denken als mechanisches Phänomen, ganz abgesehen von seiner psychischen Innenseite, ist nichts Anderes als eine Fortsetzung des allgemeinen Verhaltens der organischen Substanz.“ Beethovens Adelaide, abgesehen von der Melodie: Das wäre ungefähr eben so. An einer Stelle berührt er einen Gedanken, den ich als einen wesentlichen Bestandtheil meiner Geschichtphilosophie hervor zu heben pflege: daß nämlich weder das Welträthsel gelöst noch das Menschendasein völlig vernünftig gestaltet werden darf, weil sonst der Mensch auf der Erde nichts mehr zu thun hätte. Wo Goldscheid von „Denknothwendigkeiten“ spricht, möchte ich immer an die Thatsache erinnern, daß sie in jedem Menschenkopf verschieden sind. Nur auf den Gebieten der Mathematik und der Logik sind Alle gezwungen, das Selbe zu denken. Das Leben aber, schon das der Pflanzen und der Thiere, besonders das Geistesleben der Menschen läßt sich nicht in den Bereich des Meßbaren und Berechenbaren einzwängen. Hier entscheidet nicht die Physik, die eben nicht Metaphysik sein kann.

Neisse. Karl Jentsch.

Google

Selbstanzeigen.

Die Straße. Vom Urwald bis zur Eisenbahn. Wilhelm Borngräber in Berlin. Mit 300 seltenen Illustrationen. 8 Mark.

Ein Werk dieser Art wird man im deutschen Schriftthum bisher vergeblich gesucht haben. Selbst das Wenige, was die Ingenieurwissenschaft über diese Materie zu Tage gefördert hat, geht kaum über wegbautechnische Angaben hinaus und genügte meinen Zwecken nicht. Mir erschien es nebensächlich, mich über die Technik des Straßenbaues an sich zu verbreiten. Ob die griechischen Handels- oder römischen Militärstraßen die oder jene Grundirung, Länge und Breite hatten, wie die Straßenverhältnisse während des ganzen Mittelalters bis zur Neuzeit beschaffen waren: dies Alles ist im Grunde belanglos. Mir lag daran, das Wesen einer Straße aus sich selbst heraus zu erklären und ihre Bedeutung darzuthun. Die Straße ist das getreue Spiegelbild von der Daseinsbethätigung eines Volkes. Im selben Maße, wie dieser Organismus wächst, wie sein Athem, sein Herzschlag geht, bald träg und stockend, bald sprunghaft und stürmisch, bald geruhsam und ausgeglichen, ganz so wird sie sich offenbaren. Wir lernen das historisch Gewordene erst recht verstehen an der tragenden Rolle, welche die Straße in dem grandiosen Weltdrama der Kulturgeschichte gespielt hat. Jeder, auch der mächtigste Usurpator, war ihr tributär, ob freiwillig, ob widerwillig; denn alle Entscheidungskämpfe um Herrschaft und Besitz sind hier zum Austrag gekommen. Aus diesen knappen Leitsätzen erhellt schon die Wichtigkeit meines Themas. Ist doch die Straße von allergrößter Bedeutung für die Kultur. Sie hat auch beträchtlichen Antheil an den Erfindungen aller Jahrhunderte, am ganzen Denken, Fühlen und Handeln der Menschheit überhaupt. Und in dieser Alles umfassenden Bedeutung stelle ich sie hin als eine Personifikation des Völkerlebens und Weltwebens, mit allen ihren Charaktermerkmalen, in ihrer ungeheuren Kraft und ihrem gewaltigen Einfluß auf alles Gewordene und Werdende. So wird die Straße zu einem lebenden Wesen, dessen reiche Entwickelung und fesselnde Schicksale im Spiegel der Weltgeschichte gezeigt werden. Im ersten Band meines Werkes habe ich die Straße vom Ursprung ihrer Entstehung, von der Thierfährte an bis zur Eisenbahn geschildert. Meine „Straße“ ist, ganz gegen meinen Willen, anonym erschienen. Erstens aus politischen Erwägungen, die ich allenfalls gelten lassen mag, zweitens aus spekulativen Gründen, um einen „unserer größten Kulturhistoriker“ vorzumimen, den ich für meine Bescheidenheit nicht in Anspruch nehme. Wenn sich aber der Deutsche schon schwer entschließt, nach einem Buch zu greifen, das positive Wissenschaft mit gründlicher, wenn auch dichterisch belebter Darstellung verbindet, so wird der Entschluß ihm noch schwerer, wenn sich der Verfasser verborgen hält. Hiermit hole ich das Versäumte nach; der Autor des in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Prachtwerkes:

Google

„Richard Wagner in der Karikatur“ ist auch der Verfasser der Monographie „Die Straße“.

Wilmersdorf. Ernst Kreowski.

Stamm. Gedichte. München, bei Georg Müller.

Eine Probe:

Höhlensäule.

Ich lausche sonder Ohr; und sonder Mund
umraunen Wände mich und machen kund:
Im hohlen, feuchten, dunkelschweren Rund
hob, seit Aeonen hob es mich vom Grund.

Oft, wenn ein Tropfen durch die Stille schlug,
ahnt' ich von fern der Lebensströme Zug
und harrte aus, mir selbst getreu, und trug
das Dunkel, wachsend, schweigend, mir genug.

Dazwischen Ewigkeiten ohne Laut,
vom Dunkel undurchdringbar überblaut.
Kühl ist die Höhle, kühl. Und ob mir graut —
an Tropfen fühl' ich, wie das All mich baut.

Und rings ein unsichtbarer Trost ward mein:
Im Dunkel strebt noch Mancher, Stein bei Stein.
Zwar Keiner kann dem Nachbar Stütze sein,
der Nächste nicht. Wer hoch will, steht allein.

Ich wuchs und nähre mich vom Tropfenklang,
vom leisen Widerhallen zehr' ich lang.
Im Unterirdischen erstarkt mein Sang
auf allen Stufen: dumpf, hell, froh und bang.

Je mehr ich wachse, wird mir innen licht,
jedoch der Umkreis dunkler von Gewicht.
Müd ward ich nicht und füge, Schicht um Schicht,
aus dem Gerinn ein steinernes Gedicht.

Oh Beben, wenn ein Tropfen mir erscholl!
Das Dunkel naht, dem ich entgegenschwoll.
Hoch muß ich ragen, schlankhinauf und voll,
als eine Säule, die viel tragen soll.

Schon fühl' ich schauernd, wie sehnsuchtgeschwellt
die starke Wölbung sich entgegenhält:
Oh Lust! Ich reiche dann, auf mich gestellt,
hoch bis zur Kuppel dieser dunklen Welt.

München. Josef Schanderl.

Google

Fred. Brzoski: Industrieschlesien, das Land einer Zukunft. Deutsche Kulturworte eines Polen. Verlag von Oskar Hellmann in Glogau. Preis 1,50 Mark.

Als feuilletonistischer Schriftsteller, von dem man „nur“ einen Roman oder ein Drama erwartete, hätte ich nicht gewagt, in den Streit des Tages eine Brochure hineinzuwerfen, wenn es nicht Thatsache wäre, daß in Oberschlesien Geistesleben und politische Bestrebungen sich zu einem undurchdringlichen Knäuel zusammengeballt haben. Und was meine Pseudonymität anbetrifft, so kann ich für sie folgende Begründung geben, aus der auch zugleich hervorgehen wird, warum ich die Brochure geschrieben habe. 1800: Mein Urgroßvater lebt als Bauer in Koniecbul bei Czenstochau. 1840: Mein Großvater Felix Brzoski wird russischer Soldat. In dem Aufstand flieht er nach Schlesien. Er muß seinen Namen ändern. 1879: Mein Großvater Albert Kaminsky wird Obermeister der Schneiderinnung in Oppeln. 1882: Mein Vater wird Papierhändler und Buchbindermeister in Oppeln. 1908: Ich bin Journalist in Oberschlesien. Was liegt da näher, als daß ich (unter meines Großvaters Namen) einen Rechenschaftbericht darüber schreibe, was Oberschlesien unter dem Einfluß seiner Lage und seiner Geschichte geworden ist und noch werden wird? Die Daten zeigen, daß meine Familie eine forcirte Entwickelung durchgemacht hat: in hundert Jahren vom polnischen Bauern zum deutschen Schriftsteller. Doch fließt kein Tropfen deutschen Blutes in meinen Adern. Mein Großvater sagte einmal: „Kinder, seid froh, daß Ihr in Preußen seid!“ Wie ist eine solche Entwickelung möglich? Ist sie ein nationales Wunder? Und in wie vielen Familien hat sie sich in Oberschlesien eben so vollzogen? Lehrt sie Thatkraft, Geisteskraft oder lehrt sie „polnische Wirthschaft“? Kann aus Eisen Gold werden? Kann aus einem Polen ohne Blutmischung ein Deutscher werden? Soll ich den Familiennamen noch einmal ändern? Ist die Schule eine Schmiede? Kann sie Wunder wirken? Darf sie es? Das sind Fragen. In einer Antwort werden Alle übereinstimmen: daß der Heimathlose in Oberschlesien eine Heimath findet, daß er sein Herz an dieses Land hängt im Taumel seiner ganzen nationalen Stoßkraft. Für eine Familie von der zuvor angedeuteten Entwickelung ist Oberschlesien der Brennpunkt der Begeisterung, ist Industrieschlesien das Land einer Zukunft. Ich kann hier nicht erschöpfend den Inhalt der Brochure skizziren; ich kann auch nicht sagen, daß sie irgendeiner Tendenz dienen soll oder dient; nur den „Fortschritt“ soll sie fördern helfen. Sie schließt mit Vorschlägen, wie in Dem, der noch nicht zum Bewußtsein der Eigenthümlichkeiten seiner Heimath gelangt ist, das Gefühl des Selbstbewußtseins, des Stolzes und der Selbstachtung zu wecken ist. Bewußtsein, Stolz, Achtung deshalb, weil wir Oberschlesier gewürdigt wurden, zu zeigen, wie die Geschichte mit den Nationen spielt, sie in einander bringt und sie unter einander mengt.

Oppeln. Friedrich Kaminsky.

Google

Bankabschlüsse.

Die Mahnung, den Kredit enger einzuschränken, hat die Liquidität der berliner Banken nicht verbessert. Die Debitoren sind ihr stärkster Rückhalt. Je mehr dieser Posten die „greifbaren Aktiva" zurückdrängt, desto ungünstiger gestaltet sich die (übrigens mehr theoretisch als praktisch anwendbare) Liquiditätrechnung. Die Noten der Reichsbank können ja zu zwei Dritteln ihres Gesammtbetrages durch Wechsel gedeckt sein; die Leitung wünscht aber nicht, daß die Sicherheitgarantie sich zu weit nach der Wechselseite neige. Auch in den Kreditbanken soll der Prozentsatz, den die Debitoren zur Deckung der Verbindlichkeiten beitragen, möglichst gering sein. Das Jahr 1911, besonders die zweite Hälfte, ließ Börsen- und Emissiongeschäft abmagern. Im September gab es „schwarze Tage" und im Oktober waren die Reports und Lombards eingeschrumpft. Erst gegen Ende des Jahres rundeten die Konten sich wieder. Immerhin blieb der Jahressaldo dieses Vermögenspostens bei den acht berliner Großbanken mit 1073 Millionen um 50 hinter der Schlußsumme von 1910 zurück, während die Außenstände im Kontokorrent sich von 2541 auf 3003 Millionen erhöhten und die Acceptverbindlichkeiten von 1023 auf 1190 Millionen wuchsen. Obwohl das Ausland im zweiten Halbjahr seine Guthaben zurückzog, stieg der Gesammtbetrag der fremden Gelder von 4500 auf 4853 Millionen. Die eigenen Mittel (Aktienkapital und Reserven) betrugen 1567 Millionen (1503). Wer bedenkt, daß die berliner Banken mit ihrem Betriebskapital einen Gesammtumsatz von 425 Milliarden (gegen 376 im Jahr 1910) erzielten, wird weder an der Werbekraft der Depositenkassen noch an dem Prestige der Banken zweifeln. Ihre Leistung bewirkte, daß die Reichsbank 377 Milliarden umsetzte; 23 mehr als 1910 und nur 48 weniger als sämmtliche berliner Großbanken. Solche Ziffern zeigen, wie weit es bis zur Enthaltsamkeit ist.

Die Darmstädter Bank sucht die letzte Erinnerung an ihre stürmische Vergangenheit loszuwerden und ihren Aktionären eine bescheidene Rente zu sichern. Die Dividende von 6½ Prozent bedeutet eine Verzinsung der Aktie mit 5 Prozent. Damit läßt sich auskommen. Die Dresdener Bank hegt höheren Ehrgeiz; sie hat ihren Umsatz bis auf 91 Milliarden gebracht und ihren Debitoren einen Zuwachs von 88 auf 627 Millionen gegeben. Damit ist die dreifache Summe des Aktienkapitals übertroffen. Und die Acceptverbindlichkeiten gehen mit 264 Millionen über das Eigenkapital (Aktienkapital und Reserven: 261 Millionen) hinaus. Die Liquidität ist verringert, das Deckungverhältniß bis auf 61 Prozent herabgedrückt. Das ist für ein so großes Institut zu wenig. Die Verwaltung des Bankenstaates frißt immer größere Stücke des Bruttogewinnes auf. Der Dresdener Bank nahmen Handlungunkosten und Steuern fast 36 Prozent des Rohertrages weg, der Deutschen Bank sogar mehr als 43 Prozent. Hier ist eine Armee von 6100 Angestellten, dort eine Truppe von 4341 Mann zu besolden.

Google

Die Dresdener Bank giebt für Geschäftsunkosten, Tantiemen und Gratifikationen (19 Millionen) 2 Millionen mehr aus als für die Dividende. Und die Deutsche Bank hat einen Ausgabenetat (ohne Steuern) von 25,30 Millionen, während die Dividende 25 Millionen fordert. Aber die Deutsche Bank marschirt, trotz Boswau & Knauer, noch immer an der Spitze. Von den drei Mitgliedern des „Großen Rathes" giebt sie die größte, die Dresdenerin die kleinste Dividende. Die Deutsche Bank wiederholt in ihrem Geschäftsbericht, daß sie ihre Verbindung mit der Berliner Terrain- und Baugesellschaft gelöst und nur eine Forderung zurückbehalten habe, die durch eine Bürgschaft gesichert sei. Das Waarenhausengagement (W. Wertheim) wurde einem Konsortium (hinter dem die berühmten Fürsten zu suchen sind) zum Preis von 10½ Millionen übertragen. Durch die Befreiung von den Waarenhäusern gewinnt die Terrain- und Baugesellschaft die Verfügung über ihre Reserven, die sie, mit dem Ertrag aus der Zusammenlegung der Aktien, zu Abschreibungen verwenden kann. Auch das letzte Band, das die Deutsche Bank an die Fürsten knüpfte, ist nun zerschnitten. Geheimrath Kloenne und Kommerzienrath Berve, die Delegaten der Deutschen Bank im Aufsichtrath der Hohenlohewerke, sind aus ihren Aemtern geschieden. Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen ist auf der ganzen Linie Sieger geblieben: zuerst gegen die Berliner Handelsgesellschaft, dann gegen die Deutsche Bank. Eine noble Strecke. Als im Mai 1910 Karl Fürstenberg, nach fünfjährigem Kampf, zurücktrat, sagte er: „Wir wollen abwarten, ob mein Nachfolger fünf Jahre im Amt bleiben wird." Der Erbe war Geheimrath Kloenne, der zweiundzwanzig Monate im Präsidium der Hohenlohewerke ausgehalten hat. Vor ihm hatte sich schon Herr von Friedländer-Fuld ins Freie gerettet. Die Anleihe der Hohenlohewerke, die von der Deutschen Bank übernommen wurde, bleibt von dem Pairschub unberührt. Da sie an erster Stelle auf den Werken und Kohlengruben der Hohenlohegesellschaft hypothekarisch eingetragen ist, braucht sie nicht von der Verwaltung angehörigen Personen kontrolirt zu werden.

Die Deutsche Bank paradirt mit einem Umsatz von 126 Milliarden (14 mehr als 1910); mit einer Bilanz, die in die Summe von 2142 Millionen ausläuft; Aktienkapital und Reserven betragen 310 Millionen (50 mehr als in der Dresdener Bank und 30 Millionen mehr als in der Diskontogesellschaft), fremde Gelder 1508 Millionen. Dieser Status kann sich sehen lassen. Nur die Liquidität, die 1910 etwa 79 Prozent betragen hatte, ist auf 76½ zurückgegangen. Die Depositengelder sind zu 21 Prozent durch bares Geld gedeckt. Auch in den anderen Banken übersteigt diese Deckung 10 Prozent (in der Diskontogesellschaft und in der Dresdener Bank sinds je 18 Prozent); der Wunsch des Reichsbankpräsidenten war also erfüllt, ehe er ausgesprochen wurde. Die Bankleiter haben die Möglichkeiten der Krediteinschränkung erwogen, aber die Forderung größerer Einschüsse beim Effektengeschäft nicht gebilligt. Die Dresdener Bank warnt in ihrem Geschäfts-

Google

bericht vor jedem Reglement; man dürfe den Kreditbau nicht auf Formeln stellen, die durch eine Schablone aufgezeichnet sind.

Die Industrie kann nur bei großem Absatz rentabel bleiben. Die Massenproduktion verringert die Unkosten. Da das Kapital sich aber nicht so schnell erneuert, wie Waare produzirt wird, muß Kredit gewährt werden. Versagt man ihn der Industrie, so leidet sie unter den Folgen schwerfälliger Kapitalbildung. Die Deutsche Bank findet die Kapitalbildung ausreichend; denkt aber wohl mehr an die Effektenproduktion als an die reguläre Ergänzung des Wirthschaftkapitals aus den Betrieben. Auch die Reichsbank hat an der Ausdehnung des Kreditbetriebes mitgearbeitet. Die Thatsache, daß 1911 die Gesammtsumme aller angekauften Wechsel 12,37 Milliarden erforderte (667 Millionen mehr als 1910), ist ein Beweis, der nicht weggeschoben werden kann. Auch die Reichsbank will eben Geld verdienen (1911 brachte einen Ueberschuß von 27½ Millionen, von dem das Reich 14,86, außer der Notensteuer von 2¾ Millionen, die Besitzer der Antheile 10½ erhielten) und sieht darauf, daß ihr genügendes Wechselmaterial eingereicht wird. Das Diskontiren von Wechseln ist nicht nur Last, sondern bringt auch Gewinn. Begreiflich ist deshalb der Wunsch, die Reichsbank möge ihre Mitschuld an den Mängeln des Kreditwesens zugeben und die Sünder nicht nur in der Behrenstraße suchen. Die Reichsbank hat die (nicht ganz einfache) Frage nach dem Wesen der Depositengelder mit der gebieterischen Vorschrift beantwortet: Alle Guthaben, die von Provision frei sind, haben als Depositen zu gelten. Diese Eintheilung wurde von den Banken angenommen. Das Centralinstitut will wissen, wie groß die Guthaben der Provinzbanken in Berlin seien: also wurde dieser Posten aus den Kreditoren herausgehoben. Auch die sofort verfügbaren Summen, die zu Gunsten des einzelnen Institutes bei anderen Banken stehen, wurden sichtbar gemacht und die Accepte eingetheilt. Aber was nützen solche Entkleidungszenen, wenn die Liquidität dennoch leidet? Sie hat sich bei den acht Großbanken im Durchschnitt von 67,6 auf 66,3 Prozent gesenkt. Noch ist sie nicht viel niedriger als bei einer der größten londoner Depositenbanken, die selbst angiebt, daß sie mit ihrer Liquidität vornan stehe. Der Vergleich lehrt, daß die deutschen Banken noch immer auf so festem Grund ruhen, wie von der Vernunft gefordert werden kann. Wer ihrer Arbeit allzu enge Schranken setzt, darf sich nicht wundern, wenn ihr Gewinn sich schmälert. Bequem ists, ihnen die Schuld an allen Uebeln der Erde aufzupacken; aber nicht gerecht. Die Pflicht, Geld zu verdienen und reichliche Dividenden zu geben, zwingt ihnen Lebensgesetze auf, die stärker sind als alle vom Staat beschlossenen. Auch im Bankgeschäft verbürgt der große Umsatz noch nicht auskömmlichen Gewinn. Und allzu oft wird die Wahrheit des Satzes vergessen, den ein kluger Bankleiter einst sprach: „Unsere Aufgabe ist nicht, Wohlthätigkeit zu üben, sondern, redlich für gute Rente zu sorgen“. Ladon.

Google

Drei Briefe.

I. Der Aufsatz, den Herr Paul Scheerbart hier neulich über den Luftkrieg veröffentlichte, war der Anlaß zu dem Brief eines Technikers:

Es ist ein Urtrieb in allen Menschen, jedes Ding, das einen von ihnen erkannten Zweck hat, diesem Zweck zuzuführen, auch dann, wenn ein neuer, zunächst nur als Möglichkeit auftauchender Zweck gefunden ist. Das Kind, das ein Messer liegen sieht, wird bald anfangen, damit zu schneiden, und wir können beobachten, daß ein Erwachsener, der einen Bleistift in der Hand hält, auch wenn er nicht die Absicht hat, zu schreiben, bald zu kritzeln und zu zeichnen anfängt. Der Soldatenberuf fordert, im gewissen Sinn, eine Niederkämpfung dieses Triebes; denn der Offizier und der Soldat bereiten sich immer auf einen Zweck vor, ohne ihn vielleicht jemals erfüllen zu können. Dieser im Militär gebändigte Trieb hat eine Spannung erzeugt, die in unseren Tagen sich manchmal dem rothen Strich am Manometer der Politik nähert; und nicht immer weiß man, ob das alte Ventil der Diplomatie zur Beseitigung der Gefahr ausreicht. Diese Spannung ist der eines Knaben vergleichbar, der Tage lang an einem Segelschiffchen arbeitet und keine Möglichkeit sieht, es wirklich schwimmen und segeln zu lassen. Daher das emsige Streben, die Errungenschaften der Flugtechnik und Luftschiffahrt der Kriegstechnik nutzbar zu machen. In ruhigeren Zeiten mit ausreichender Kühlung der politischen Maschine hätte man vielleicht nicht halb so viel kriegstechnische Pläne auf die Erfolge der Luftschiffahrt gebaut, auch wenn man damals im Besitz aller Erfahrung gewesen wäre. Die Sehnsucht, nach jedem technischen Fortschritt etwas für den Krieg Brauchbares zu erlangen, führt leicht in Ueberschätzung des gesuchten Werthes. Wenn man die mit Wirths Fernlenkboot gemachten Erfahrungen mit dem Aeroplan kombinirt, so kann man sehr schnell beim lenkbaren Lufttorpedo ankommen. Die dichterische Phantasie eilt dann der technischen Kritik voraus und hat in Gedanken schon Städte und Festungen vernichtet. Ist der Dichtergeist müde wieder nach Haus gekommen, dann steht wohl sein ruhiger Bruder, die technische Kritik, auf und ein ganz neues Bild wird von ihm unserem Auge enthüllt. Was beim Fernlenkboot, dessen Bewegung geometrisch auf eine Fläche festgelegt ist, möglich wäre, wird beim lenkbaren Lufttorpedo zu einem ganz neuen und sehr schwer lösbaren Problem. Das Lufttorpedo bewegt sich im Raum und man muß hier praktisch etwa drei Bewegunggruppen unter Kontrole halten, während vom Fernlenkboot aus nur eine Gruppe von Bewegungen beherrscht zu werden braucht. Außerdem hat das Lenken aus der Entfernung, durch drahtlose Wellen, nur so lange einen Sinn, wie man das gelenkte Fahrzeug oder Flugzeug im Auge behält und ungefähr seine Lage kennt. Sonst fährt man, nach dem schönen Bild, wirklich nur mit der Stange im Nebel herum. Aber beim lenkbaren Lufttorpedo kommen noch ganz andere Schwierigkeiten

Google

hinzu. Nehmen wir einen praktischen Fall. Wir sind dreißig Kilometer von einer Stadt, die wir mit lenkbaren Lufttorpedos vernichten wollen. Die Torpedos werden natürlich mit den Wellen der drahtlosen Telegraphie gesteuert. Wenn wir eine energische Wirkung erzielen wollen, müssen wir bei einer Stadt von der Größe Münchens immerhin mindestens 100 bis 150 Torpedos fliegen lassen; sollen alle zu gleicher Zeit fliegen, so müßten wir 150 Sendestationen für drahtlose Telegraphie aufstellen, alle von verschiedener Wellenlänge, damit jedes Lufttorpedo getrennt, für sich, gesteuert werden kann, was unbedingt nothwendig ist. Das sind schon schwierige Vorbereitungen. Lassen wir aber die Torpedos in Gruppen von zehn abfliegen, wobei wir immer noch zehn Sendestationen brauchen, so kann die nächstfolgende Gruppe immer erst losfliegen, wenn die vorausgegangene ihre Aufgabe bewältigt hat; denn sonst kommen die drahtlosen Kommandos in Konflikt mit einander. Wenn die Torpedos die dreißig Kilometer lange Strecke in zehn Minuten zurücklegen (was die ungemeine Geschwindigkeit von 180 Kilometern in der Stunde bedeutet), so würden wir mehr als zwei Stunden brauchen, um die 150 Lufttorpedos an den Bestimmungort zu bringen. In dieser Zeit könnte zu Land gegen diese Sendestationen von Lufttorpedos ein erfolgreicher Angriff ausgeführt werden. Die Möglichkeit, Lufttorpedos zu verwenden, wäre also von einer gut vertheidigten Absendestation abhängig; und mit Aeroplanen allein wird sich diese Sendestation nicht vertheidigen lassen. Auch die Aeroplane müssen, um ihren Benzinvorrath zu erneuern, immer wieder die Erde aufsuchen, bedürfen also einer vom Land her vertheidigten Basis. Man darf nie vergessen, daß eine Luftflotte, besonders, wenn sie aus Aeroplanen besteht, nur wenige Stunden in ihrem Element bleiben kann und dann auf die Erde zurückkehren muß; sie ist also von befestigten und gut vertheidigten Stellungen auf dem festen Land abhängig. Die Luftkriegutopisten vergessen diese Abhängigkeit der Luftwaffe von der Erde. Die Besiegung einer Kulturnation durch Luftwaffen würde voraussetzen, daß die Flugzeuge sich Wochen lang in der Luft halten können. Und schon (Das sei hier verrathen) giebt es eine Konstruktion die alle Angriffe lenkbarer Luftschiffe, Lufttorpedos und Aeroplane wirksam abwehren kann.

II. Der Brief des Herrn Ernst Grimm (Nummer 21 der „Zukunft“) fordert die Kritik heraus. Der Aufsatz des Professors Dr. Naecke setzte die heilpädagogische Thätigkeit durchaus nicht herab; der Verfasser dachte nicht daran, „die Heilpädagogik zu Handlangerdiensten zu verurtheilen“. Niemand kann den sozial und individuell gesundheitlichen Werth erzieherischer Thätigkeit höher schätzen als der moderne Nervenarzt, dessen Therapie zum großen Theil eine erzieherische ist. Allerdings hat seine erzieherische Thätigkeit eine ganz andere Grundlage als die der Pädagogen von Fach; sie stützt sich auf die aus der Neuro- und Psychopathologie geschöpften Erfahrungen. Daß aber auf diesem Gebiet von Aerzten in den letzten Jahren viel geleistet worden ist, da-

Google

für zeugen die Namen Rosenbach, Strümpell, Dubois, Levy, Freud, Marcinowski. Und man sollte meinen, gerade weil die moderne Heilerziehung sich auf den Erfahrungen der Psychopathologie aufbaut, ist sie für die Erziehung Schwachsinniger von vorn herein geeigneter als die im Grunde für die Erziehung normaler Menschen bestimmte Schulpädagogik. Denn das Geistesleben der Schwachsinnigen und Epileptischen hat doch mehr Beziehungen zur pathologischen Psychologie als zur normalen; daran kann man wohl nicht zweifeln, auch wenn man das Wort „Geisteskrankheit" nicht anzuwenden wagt. Wenn Herr Grimm den Zustand eines Schwachsinnigen, eines Gehirnkrüppels, mit dem eines körperlichen Krüppels vergleicht, dessen Körper durch gymnastische Uebungen zu kräftigen ist, dann möchte ich fragen, ob er es denn für so selbstverständlich hält, daß die orthopädischen Anstalten, in denen solche Krüppel untergebracht sind, unter der Leitung eines Turnlehrers stehen, statt unter der eines orthopädisch ausgebildeten Arztes. Und damit komme ich auf den springenden Punkt. Ich glaube nicht, daß der Nerven- oder Irrenarzt die „Regirung" der Anstalt anstrebt; Verwaltungarbeiten liegen dem ärztlichen Bethätigungdrang im Allgemeinen recht fern. Was er aber bei dem heutigen Stand seiner Wissenschaft, mit den Einsichten, die er in das psychische Geschehen der Schwachsinnigen gewonnen hat, im Interesse dieser Unglücklichen, nicht etwa im Interesse des ärztlichen Standes, verlangen muß, ist, daß ihm bei allen Fragen, ärztlichen und erzieherischen, der entscheidende Einfluß zugestanden werde. Ob sich Das praktisch durchführen läßt, ohne daß ihm die Leitung der ganzen Anstalt übertragen wird: darüber mögen Verwaltungtechniker urtheilen. Wenn sich aber nicht umgehen läßt, daß von beiden Berufen, Arzt und Pädagoge, einer dem anderen übergeordnet wird, dann kann es, wie jetzt die Verhältnisse liegen, nur der sein, dem der größere Allgemeinüberblick ermöglicht ist: der Nerven- oder Irrenarzt, der sich in seinem Beruf viel intensiver mit pädagogischen Fragen beschäftigen kann und muß als der Pädagoge mit psychopathologischen.

Stuttgart. Dr. Koschella.

III. Der Aufsatz „Heimathurlaub" war der Anlaß zu dem Brief eines Afrikaners, der jetzt in Deutschland lebt:

Als Lieutenant S. den Flimmersand und die heißen, kahlen Klippen von Kalkfontein hinter sich hatte und an die hundertfünfzig Kilometer dachte, die noch vor ihm lagen, zeigte sein Gesicht den starren Zug entschlossener Entsagung, der allen Feldoffizieren eigenthümlich ist; vielleicht eine Folge der schweren Verantwortlichkeit in einem Lande, das täglich die Anspannung aller Nerven fordert. Hinter ihm ritt sein eingeborener Diener und prüfte mit dem scharfen Blick des Naturjägers die Pad auf frische Spuren. Lieutenant S. hatte den Südfeldzug von Anfang an mitgemacht. Er kannte das Land mit seinen Eigenheiten und liebte es, wie man nur Etwas lieben kann, dem man seine besten Jahre und achtzig Prozent seiner Nerven geopfert

Google

hat. Die letzten Wochen in Kalkfontein waren eine Ruhepause gewesen, die Mensch und Thier nöthig hatten. Der lange ersehnte Regen, unter dem die afrikanische Erde tausendfach Blüthen trägt, war endlich gekommen und die Reviere führten überall Wasser. Wo bisher Dürre geherrscht hatte, blüthen die Bäume und Sträucher, sangen und zwitscherten die Vögel, breitete sich endlose grüne Weide. Die plötzliche Wandlung einer Natur, die sonst nur durch ihre spröde Größe reizt, war so außerordentlich, daß auch der Lieutenant bald ihrem erquickenden Einfluß unterlag. Er richtete sich im Sattel auf, sog die kräftige Luft behaglich ein und freute sich für seine Thiere auf das schöne Gras der nächsten Rast. Ueber die Gefahren des Rittes war man im Lager getheilter Ansicht gewesen. Die Einen meinten, Morenga mit seinem Orlog stecke noch tief in den Karrasbergen und werde sich hüten, weiter südlich aus dem schwer zugänglichen Gebirge herauszutreten. Andere, die ihn besser kannten, rechneten mit dem plötzlichen Ueberfall irgendeiner kleinen Station im Feld, außerhalb der Berge. Diesem Urtheil hatte sich auch S. angeschlossen, der die Bondels lange genug kannte und auf ihren raschen, kühnen Streifzügen mehr als einmal mit ihnen zusammengestoßen war. Also hielt er Auge und Ohr offen und hatte, ehe die Patrouille begann, seinen Karabiner sorgsam geprüft.

In Viljespüts trafen sie die ersten frischen Spuren, durch den Regen deutlich erkennbar, gaben den Pferden vorsichtig Wasser und ließen dann die gekoppelten Thiere im nahen Umkreis weiden, gut gedeckt durch die vielen dichten Büsche, die das Revier dort auszeichnen. Bald gings aber im Dreischlag weiter, bis die steile Sonne Halt gebot. Gefährliche Stellen hatte man in weitem Bogen umritten, denn der Offizier wollte sich nicht gern durch einen Schuß aus dem Hinterhalt zu Boden werfen lassen. Er mußte bis Sonnenuntergang den Pferdeposten Jerusalem erreichen, seine Leute mit ihren Thieren sammeln und auf einem südlicheren Weg möglichst rasch nach Kalkfontein bringen, in den Schutz der mehr benutzten Truppenstraße und einer Etape, die zwar zunächst dem Schutz von Kranken und Invaliden diente, deren Gefechtskraft immerhin aber noch ausreichend war. Je weiter die Sonne sank und je mehr sich die beiden Reiter ihrem Ziele näherten, um so schneller ritten sie. Die Spuren der Morenga-Leute hatten stündlich zugenommen; man konnte also nicht mehr zweifeln, daß der Orlog aus den Bergen herausgetragen und ein Handstreich versucht werden sollte, über dessen Tragweite der erfahrene Afrikaner sich sofort klar war, wenn er auch nicht wußte, wem der Angriff gelten würde.

Gegen acht Uhr abends kam man durch die flachen Hügel, die Jerusalem umringen, und band kurz danach vor dem Haus des Farmers die müden Gäule an. Die Farm lag damals ein Streckchen von der Püts ab, so daß der Besatzung-Unteroffizier mit seinen Reitern vorgezogen hatte, sich direkt an das Wasser heranzuschieben. Die Leute hausten also auf einem kleinen Felsen, dessen eine Wand fast senkrecht zur Tränke abfiel und der auch nur einen leicht zu sperrenden Zugang

Google

hatte. Immerhin waren die klippigen Hügel auf nahe Entfernung im Umkreis sämmtlich höher und die Vertheidiger des Felsens konnten bei einem Angriff in schlimme Lage kommen. Das sah der Lieutenant ein und war eben dabei, seine Reiter in das besser geschützte Farmhaus zu schicken, als ein Orlogmann mit weißer Binde gejagt kam und von Morenga einen Brief brachte, dessen Lecture dem Offizier das Blut ins Gesicht trieb. Der Bondelsführer hatte mit zweihundert Gewehren schon am Nachmittag alle Hügel um die Wasserstelle besetzt und machte jetzt die Falle zu. Der Lieutenant war trotz seiner Vorsicht in der Dunkelheit durch den Feind hindurch geritten, ohne es zu merken. Er war auch unbehelligt geblieben, weil Morenga den alten Gegner achtete und auf seine Weise schonen wollte. Nun schrieb ihm der Herero, er habe ihn während des ganzen Rittes beobachten lassen, und bot ihm an, in der Nacht mit seinem Bambusen wieder abzureiten. Er werde ihn allein durchlassen, aber mit Sonnenaufgang am anderen Morgen die Station gewaltsam nehmen, da er Waffen, Munition und Thiere brauche. Zugleich drückte er ihm seine besondere Hochachtung aus. Dieser in Europa verachtete Wilde also, der damals in den Zeitungen und Berichten der Heimath als eine Art Räuber und Galgenstrick behandelt wurde, zeigte sich hier von einer Ritterlichkeit der Empfindung, die jedem Kondottiere und Landsknechtführer der Vergangenheit Ehre gemacht hätte. Unser Lieutenant aber antwortete, er wisse die Ehre zu schätzen und sei morgen früh bei seinen Leuten auf dem Felsen zu finden. Die beabsichtigte Uebersiedelung ins Farmhaus war damit unmöglich geworden: jeder Versuch hätte sicheren Untergang bedeutet.

Als die afrikanische Sonne sich glänzend über den Horizont hob, fiel pünktlich der erste Schuß. Zwei Stunden später war das kleine Felsplateau eine einzige rothe Lache und der Lieutenant allein von den Vertheidigern noch übrig. Er lag, leidlich gedeckt, hinter den Leibern seiner gefallenen Leute und feuerte mit gleichmüthigem Grimm auf die kleinen, dunklen Kopfziele, die sich ihm ab und zu boten. Der durch spritzende Steinsplitter im Gesicht schwer Verwundete wußte, daß der ungleiche Kampf nicht mehr lange dauern könne, wenn nicht bald unverhoffte Rettung kam. Um halb Neun schoben sich die Bondels bis auf fünfzig Meter hinter den Klippen heran. Plötzlich verstummte das Feuer und ein riesiger Herero erhob sich aus der Linie der Hottentoten: Morenga selbst lief gegen den Lieutenant an. Heute, da Beide längst der heiße Sand deckt, kann nicht mehr entschieden werden, in welcher Absicht der schwarze Feldkornet vorsprang. Vielleicht wollte er das letzte Mittel versuchen, um seinen weißen Feind zu retten. Der aber stand langsam auf, legte auf Morenga an und fiel, von hinten durch den Kopf geschossen, tot vornüber.... Der Verfasser der Skizze „Heimathurlaub“ ist im Recht: die Landsleute wissen noch nicht, wie es da unten zuging und welche Fährniß uns der Orlog erleben ließ.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

PEBECO ZAHNPASTA

Etikette gesetzlich gesch.

In Zinntuben zu 1 Mark und zu 60 Pf.

Für den Laien

ist es außerordentlich schwer, aus der großen Zahl der angebotenen Reinigungsmittel für Mund und Zähne die rechte Wahl zu treffen. Die sicherste Gewähr für die Güte eines Mittels bietet allein die Erfahrung, welche Aerzte und Zahnärzte seit langen Jahren veranlaßt, die Zahnpasta PEBECO ständig zu empfehlen.

Probetuben versenden gegen Einsendung von 20 Pf. = 25 h = 25 cts

P. BEIERSDORF & Co., Hamburg N. 30.

Hersteller der Nivea-Seife und Nivea Creme.

MURATTI

Cigarettes

Manchester

Jeder Arzt empfiehlt

Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz, gegr. 1696

für Blutarme, Bleichsüchtige, stillende Mütter, Abgearbeitete und Rekonvaleszenten. Es ist das beste und nahrhafteste Getränk für Alt und Jung, ein Nähr- und Kraftmittel ersten Ranges. Wenig Alkohol, viel Malz. Nicht zu verwechseln mit den gewöhnlichen Malzbieren. Billiger Haustrunk. Bestes Tafelgetränk. **Echt** zu haben nur in den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen. Wo nicht zu haben, wende man sich an die **Fürstliche Brauerei Köstritz**, die gern Auskunft über bequemsten Bezug erteilt. — Vertreter überall gesucht.

Einheitspreis für

Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50

Fordern Sie Musterbuch H.

MARKE SALAMANDER

Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstr. 182.

Google

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.

Die Nacht von Berlin!

Grosse Jahresrevue in 8 Bildern v. Julius Freund. Musik von Viktor Holländer. In Szene gesetzt v. Direktor Richard Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul

3 Ärzte
Physik diätet. Behandlung
Gute Heilerfolge
Prospekte frei

Bilz' Nährsalz

für Kranke und Gesunde unentbehrl. Es bildet gesundes Blut, Nerven, Muskeln, Haare, Zähne. Ausführl. Prosp. grat. Preise: a Kilo M. 4.80, 1/2 Kilo M. 2.80. Probedose M. 1.50.
Zu beziehen durch Apotheken, Drogen etc., oder durch Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

Gebr. Herrnfeld Theater

Ein neuer Sensations-Erfolg!

Wie man Männer bessert

2 Akte mit den Autoren in den Hauptrollen
Hierzu die Novität

Der Hausteufel

Anf. 8 Uhr. Vorverk 11—2 (Theaterkasse)

Thalia-Theater

8 Uhr. **8 Uhr.**
Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl. 4440.
Letzte Woche!
POLNISCHE WIRTSCHAFT.
In Vorbereitung: Novität!
Autoliebchen.
Grosse Posse mit Gesang u. Tanz in 3 Akt.

Chat noir

Jede Nacht 11—2 Uhr. Friedrichstr. 165.
Am Flügel: **Dir. Rud. Nelson.**
Theodor Francke
und das **neue Programm!**

BERLINER EISPALAST Lutherstr. 22/24

Geöffnet von 10 Uhr morgens. — Allabendlich:

Die sensationellen Eislauf-Attraktionen

u. a.:

„The Highlander"
„Wald-Idyll" „Pas des clochettes"
„Danse à la Pompadour"

Schloßbräu-Flaschenbiere

anerkannt erste,
in Geschmack unerreicht
deutsche Charakterbiere.

Die Qualität ist hervorragend!

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. März 1912.

Hora.

Märzwetter.

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der Sohn Adolfs, des von den Kreuzrittern gestern als Demokrat verschrienen Herrenhauspräsidenten, hat den Dienst des Flügeladjutanten am Hofe Friedrich Wilhelms des Vierten übernommen. Noch sind, acht Jahre nach dem berliner Straßenputsch, die Nächsten selbst von dem Glanz des Königskopfes geblendet; fast sämmtlich im Bann eines Wesens, das durch die Schnelle der Auffassung, durch die Buntheit des grazil hüpfenden Geistes den Betrachter entzückt. „Er ist mein Meister, Ihr Meister, Aller Meister“: der Satz, den Ranke zu Max von Bayern gesprochen hat, ist noch Glaubensformel; und auf jeder Lippe, die vom König berichtet, das (einst auf Otto den Dritten, das Weltwunder, so oft angewandte) Wort: „bezaubernd“. Auch Hohenlohes klares Soldatenauge irrt vor dem Bilde dieser glitzernden Persönlichkeit; sieht rasch aber, was von der Umwelt zu halten, zu hoffen ist. „Die Heißsporne unter den Ultrakonservativen, die königlicher gesinnt zu sein vorgeben als der König selbst, haben viel geschadet.“ Eine Politik ohne Einheit und Kraft. Jeder Minister, Unterstaatssekretär, Präsident kämpft um das arme Leben, das abends vielleicht schon verdämmert. Von Amt zu Amt webt sich im Dunkel ein dichtes Netz von Intriguen, dessen Fäden erst im Blitzlicht eines Skandals sichtbar werden. Alle Stützen der Königsgewalt sind morsch, alle Em-

Google

pfindungen, die sie aus der Kurfürstenzeit durch die Jahrhunderte trugen, scheinen ausgehöhlt. Und von Ost zieht über Europens Himmel ein schweres Gewitter herauf. Zwei Schreckensposten muß der neue Flügeladjutant noch im März dem Herrn bringen. Georg Wilhelm von Raumer, Unterstaatssekretär im Hausministerium, hat sich erschossen. Acht Tage nach der Vermählung mit einer jungen, schönen, reichen Frau, der Tochter des berliner Parfumeriehändlers Treu, deren erster Mann, Lieutenant von Ferentheil, nach einjähriger Ehe gestorben war und die sieben Jahre danach dem alternden Raumer ihre Hand gereicht hatte. Trieb das Bewußtsein nahender Psychose, die Furcht vor dem Wahnsinn ihn in den Tod? Das Motiv zur That bleibt verschleiert; und Bismarck schreibt: „Das Bild, das ich von Raumer habe, kann ich mir mit der Pistole in der Hand und mit der Mündung am Kopf gar nicht denken, ohne daß es einen Eindruck von Irrsinn macht". Nicht so jäh, doch tiefer und länger wirkt die andere Trauerkunde, die Hohenlohe ins Schloß Bellevue bringt (wo Friedrich Wilhelm gerade Steuerpläne beräth): „Der Generalpolizeidirektor von Hinckeldey ist im Duell erschossen worden". Leopold von Gerlach, der Generaladjutant, der zum Vortrag befohlen war, geht nach Haus und schreibt in sein Tagebuch: „Eine sehr traurige Geschichte. Hinckeldey war ein gutmüthiger, nur durch Ueberhebung über seine Sphäre verdrehter Mann mit vielen ausgezeichneten Eigenschaften. Die Geschichte des Duells ist sehr lehrreich wegen des Geistes von Schuld und Entschuldigung. Der König, mit Recht indignirt über das Spielen der Offiziere, befiehlt Hinckeldey, zwei renommirte Spieler aus der Stadt zu schaffen. Mit diesem Befehl entschuldigt Hinckeldey gegen Rochow-Plessow und den Grafen Pourtalès indiskreter Weise seine ungeschickten und willkürlichen Maßregeln gegen den Jockeyklub. Die beiden Spieler, Heydebrand und Schmeling, die Das erfahren, sind darüber empört und verlangen Erklärung von Hinckeldey. Der leugnet aus Rücksicht auf Seine Majestät den Befehl ab. Sie gehen nun Rochow zu Leibe, der sich wieder an Hinckeldey hält, ihn verklagt und so zur Herausforderung nöthigt, die Rochow annimmt, obwohl nichts dabei bezweckt werden konnte, weder eine Genugthuung noch eine Versöhnung. Der alte Wrangel erzählte, Hinckeldey sei den Sonntag vor dem Duell sehr andächtig betend in der Kirche gesehen worden. S. M. sehr affizirt, aber ruhig; rühm-

Google

ten den Verstorbenen und waren nur gegen die beiden Spieler erbittert, in denen Sie die eigentlichen Urheber des Unglücks sahen."
Sehen mußten. Sieben Tage zuvor hatte der Generalpolizeidirektor seine Entlassung aus dem wichtigen Dienst erbeten und das amtliche Gesuch durch einen Brief unterstützt, der (wie Hinckeldeys letztes Schreiben an den Monarchen) unbekannt geblieben ist.

Berlin, Montag, den dritten März 1856.
Begleitschreiben zum Abschiedsgesuch.
An Seine Majestät den König.

Euer Majestät bin ich genöthigt gewesen schon in mehreren meiner allerunterthänigsten Schreiben, zuletzt in dem vom Vierundzwanzigsten vorigen Monats, auf die großen Verdrießlichkeiten aufmerksam zu machen, in welche ich ganz unverschuldeter Weise wegen der Affaire im Hotel du Nord mit mehreren Offizieren verwickelt worden bin. Jene Verhältnisse haben den unangenehmsten Einfluß auf meine Stellung zu der hiesigen Garnison, ja, auf meine ganze übrige amtliche Stellung gehabt. Ich habe keine Mittel unversucht gelassen, um Aufklärung und Satisfaktion zu geben. Ich habe in meinem letzten Schreiben an Euer Majestät Allerhöchstdieselben selbst für mich zu interessiren gesucht. Es ist vergeblich gewesen! Nachdem ich in sichere Erfahrung gebracht habe, daß ich durch den hier wieder weilenden ehemaligen Lieutenant von Heydebrand überall auf die unwürdigste Weise verleumdet werde, nachdem ich gehört, daß der Lieutenant bei den Garde-Kürassieren von Prillwitz gedroht, mich, sobald er mir begegnet, öffentlich zu beschimpfen, erkenne ich, daß mich mein bisheriges amtliches Verharren den schwersten persönlichen Beleidigungen aussetzt. Es bleibt mir nur der eigene persönliche Weg übrig, den ich mit Gott auf ehrenwerthe Weise zu Ende zu bringen hoffe. Dieser Weg verträgt sich weder mit meiner amtlichen Stellung überhaupt noch mit dem persönlichen Verhältniß, in welchem ich zu Euer Majestät zu stehen die Ehre habe; und darum das beiliegende amtliche Gesuch um meine Pensionirung.

Ich bin auf diesen Schritt schon längst vorbereitet, denn er ist mir schon längst von einer Eurer Majestät bekannten Partei in Aussicht gestellt; ich habe ihn nur vermieden, so lange es sich mit meiner persönlichen Ehre vertrug.

Gestatten mir Euer Majestät nun noch, das letzte Wort, dasjenige über meinen Nachfolger, an Allerhöchstdieselben zu richten.

Von der gedachten Partei werden Allerhöchstdenselben zwei Personen vorgeschlagen werden. Die eine ist der bisherige Regirung-Präsident Peters in Minden, welchen man deshalb dermalen hierher beschieden haben soll, die andere der Landrath des hirschberger Kreises Von Graevenitz. Erlauben mir Euer Majestät über die Verhältnisse beider Herren zu schweigen, obgleich sie zu manchen Bedenken Anlaß

Google

geben würden. Es mag Eurer Majestät allein genügen, daß Beide vollständig in den Händen der Partei sind und daß damit vielleicht der letzte wichtige Punkt fällt, der nicht mit Männern besetzt ist, die entschieden der Partei angehören.

Das sind vielleicht die letzten Zeilen, die ich an Euer Majestät richten darf. Ich bitte Euer Majestät flehentlich, so wahr ich zu Gott zu kommen hoffe: Lassen sich Allerhöchstdieselben warnen! Verschließen Sie nicht das letzte Fenster!

Eurer Majestät erlaube ich mir den Ober-Regirung-Rath von Zedlitz-Neukirch zu Liegnitz als meinen Nachfolger vorzuschlagen. Zedlitz hat hier in der Kammer meines Wissens auch zur äußersten Rechten gehört. Er ist ein Kreuzzeitungmann, aber er ist ein gutes, durch und durch redliches Gemüth, der, wenn Euer Majestät ihm seine Pflicht gehörig eröffnen, Allerhöchstdieselben über die Partei stellen und Ihnen treu angehören wird. Dazu kommt, daß Herr von Zedlitz, der Offizier in der Landwehr war, der alle Examina gemacht hat, der ein tüchtiger Geschäftsmann ist, auch ein recht schönes Vermögen hat, was zur Verwaltung dieser Stelle unbedingt erforderlich ist, da auch der sparsamste Mann mit den gegebenen Mitteln nicht ausreicht, will er nicht alles Ansehen verlieren.

Gott erhalte mir und meiner armen Familie die Gnade Eurer Majestät! von Hinckeldey.

Der König entschließt sich nicht, einzugreifen. Eine Woche danach steht der kurzsichtige Hinckeldey, der sich seitdem täglich, unter der Leitung des Polizeiwachtmeisters Schwan, im Schießen geübt hat, in der Jungfernhaide, nah beim Forsthaus Königsdamm, Herrn Hans von Rochow-Plessow gegenüber. Er hat den ersten Schuß. Seine Pistole versagt. Geheimrath von Münchhausen, sein Sekundant, giebt ihm eine andere. Die Kugel verfehlt das Ziel. Rochows trifft den Gegner ins Herz. Hinckeldey stirbt auf dem Kampfplatz. Aus dem Grab noch will er zum König sprechen. Der liest am Zwölften des Dieners Brief:

Berlin, Sonnabend, den achten März 1856.

An Seine Majestät den König.

Ich habe angeordnet, daß diese Zeilen Eurer Königlichen Majestät überbracht werden, wenn in dem Duell, welches mir bevorsteht, ein Unglück mich treffen sollte.

Schon vor Monaten zeigte mir der Kanzleirath Jacobi an, daß die bei dem Vorfall im Hotel du Nord betheiligten Offiziere und Rittergutsbesitzer mir Rache geschworen, daß sie mich in Duelle verwickeln wollten und daß es ihnen nicht darauf ankommen würde, einige Jahre auf der Festung zuzubringen, wenn sie mich nur beseitigen könnten.

Google

Euer Majestät wissen, daß der Vorfall im Hotel du Nord sich ohne all mein Verschulden ereignet hat; daß es mir nicht entfernt beigekommen ist, dem Adel oder dem Offiziersstand entgegenzutreten oder diese Herren zu beleidigen. Eurer Majestät ist aber auch aus vielen meiner Vorträge und Andeutungen vielleicht noch erinnerlich, daß der Vorfall im Hotel du Nord von meinen Feinden (und darunter rechne ich einflußreiche Häupter der Eurer Majestät ausreichend bekannten Kreuzzeitungpartei) auf die geschickteste Weise benutzt wurde, mir Schwierigkeiten zu bereiten und mich in Händel zu verwickeln. Durch die äußerste Ruhe und Mäßigung bin ich ihnen bis jetzt entgangen.

Die verletzende Haltung des hiesigen Offiziercorps, die sich sogar zum Theil auf meine Familien- und gesellschaftlichen Verhältnisse erstreckte oder doch erstrecken sollte (Eurer Majestät Flügeladjutant von Bonin wird Allerhöchstdenselben hierüber Auskunft geben können), überzeugten mich, wie sehr jene gehässigen Insinuationen, daß ich ein Feind des Adels sei und daß man mich daher vor allen Dingen von der Person Eurer Majestät um jeden Preis entfernen müsse, Wurzel geschlagen hatten.

Je größer die Feindschaft auf der einen Seite war, um so eifriger bemühte ich mich, auf der anderen Seite das Feuer zu dämpfen. Ich hielt es nicht unter meiner amtlichen Stellung, mich in dem Hause des Hofraths Schneider in Potsdam schon vor länger denn drei Monaten zu sistiren und dort einer eingeladenen Deputation angesehener jüngerer Offiziere über alle mir und meiner Verwaltung von dem Offiziercorps gemachten Vorwürfe, namentlich über die Affaire im Hotel du Nord vollständige Auskunft zu geben. Diese Herren erklärten sich nicht nur gegen mich selbst, sondern später auch gegen den Hofrath Schneider durch meine Mittheilung für vollkommen befriedigt. Leider habe ich davon wenig Wirkung verspürt. Bei jener Erörterung mit den fraglichen Herren in Potsdam legte ich eine Vorstellung zum Grunde, welche ich unter dem achten September über das Ereigniß im Hotel du Nord an Euer Majestät gerichtet habe. Ich habe in dieser Vorstellung auseinandergesetzt, daß ich und warum ich in meiner amtlichen Stellung gegen den Polizeilieutenant Damm eine höhere Strafe nicht habe festsetzen können; ich habe angeführt, daß das mir vorgesetzte Ministerium mein Verfahren und die Höhe der von mir erkannten Strafe überall gebilligt habe; ich habe erörtert, daß ich in der vom Offiziercorps mir so sehr verargten angeblich vortheilhaften Versetzung des Polizeilieutenants Damm nach Paderborn keine eigene Einwirkung gehabt, ja, daß ich sogar den Minister des Innern mündlich ausdrücklich auf die obwaltenden Bedenken aufmerksam gemacht habe; ich habe schließlich in jener an Euer Majestät gerichteten Eingabe darauf angetragen, daß, wenn gar kein anderes Mittel zur Ausgleichung zwischen mir und dem Offiziercorps vorhanden sei, Euer Majestät das von mir gegen den p. Damm erlassene Strafresolut aufheben und auf Grund der bekannten Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches eine

Google

gemischte Kommission zur Untersuchung und Aburtheilung der Sache konstituiren oder aber durch Allerhöchsten Erlaß aussprechen möchten, daß mir dem Militär gegenüber nichts zur Last falle.

Euer Majestät haben nicht geruht, mir auf diese Vorstellung einen Bescheid zugehen zu lassen. Die der Vorstellung beigefügt gewesenen, eine völlige Rechtfertigung bekundenden Akten sind mir späterhin ohne jede Antwort aus Eurer Majestät Kabinet remittirt worden.

Dennoch ließ ich in meinem Streben nach Aufklärung und gütlicher Beilegung der Sache nicht nach. Ich begab mich persönlich zu dem Generallieutenant von Möllendorf und zu dem Obersten von le Blanc-Souville, denen ich meine Vorstellung an Euer Majestät vom achten September vortrug und mit denen ich mich über alle anderen Vorgänge und Beschwerden zwischen Militär und Schutzmannschaft verständigte. Beide Offiziere waren mir als bei dieser Angelegenheit sehr einflußreich geschildert worden. Nach vorgegangenem mündlichen Einverständniß der betreffenden Herren habe ich meine Vorstellung an Euer Majestät vom achten September auch dem Obersten von Sydow, dem Generallieutenant von Hahn, dem Generallieutenant von Hedemann und einigen anderen Herren zur Beruhigung des Offiziercorps mitgetheilt. Auch Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen von Preußen, Karl und Albrecht haben zeitig, schon im vergangenen Jahr, Kenntniß von meiner Vorstellung erhalten. Ich bin in der von Euer Majestät unter Vorsitz des Generalfeldmarschalls Grafen zu Dohna Allerhöchst eingesetzten Immadiatkommission zur Schlichtung der Differenzen zwischen dem Militär und der Polizei bis an die Grenzen der äußersten Nachgiebigkeit, insbesondere wegen Respektirung der Uniform des Offiziercorps, gegangen. Nichts hat mir geholfen!

Eine Einwirkung der höheren Offiziere, an denen es gelegen hätte, scheint nicht erfolgt zu sein; und eine in dieser Beziehung noch vor einigen Tagen an den General von Wrangel gerichtete persönliche Bitte, daß er mündlich auf der Parade erklären möge, alle Differenzen zwischen mir und dem Militär seien nun erledigt, ist von diesem General, dem ich ebenfalls meine Vorstellung vom achten September abschriftlich mitgetheilt hatte, unter dem Vorwand zurückgewiesen worden, daß von einer solchen Erklärung auf der Parade nicht eher die Rede sein könne, als bis Euer Majestät mein Strafresolut gegen den Polizeilieutenant Damm kassirt und zur Untersuchung des Herganges eine gemischte Kommission eingesetzt habe. Wenn ich mittlerweile von den Offizieren beleidigt werde, so möge ich den Weg der Ehre beschreiten oder sie verklagen. Er, von Wrangel, habe nichts gegen mich zu erinnern, wie er mir kürzlich dadurch zu erkennen gegeben, daß er meine Gesellschaft besucht habe.

So stehe ich zum Militär. Ich kann mir vor Gott und der Welt das gewissenhafte Zeugniß geben, daß ich schon im Interesse des Allerhöchsten Dienstes mit eigener Verleugnung nichts unterlassen habe, was zur Aufklärung und Ausgleichung dienen könnte.

Google

Mein Streit mit dem Rittergutsbesitzer von Rochow-Plessow hat folgenden Zusammenhang. Am ersten oder zweiten Tage nach dem Vorfall im Hotel du Nord kamen zu mir der Herr von Rochow-Plessow und der Graf von Pourtalès. Beide verlangten von mir Satisfaktion wegen der ihnen von dem Polizeilieutenant Damm angethanen Verletzungen unter Ueberschreitung der Amtsbefugnisse. Ich erwiderte beiden Herren, daß die Sache in der Untersuchung liege und daß ich daher völlig außer Stande sei, den Herren ein Urtheil über die Lage der Sache abzugeben. Ein Wort gab das andere. Der Herr von Rochow-Plessow war mir von Merseburg aus als ein anständiger Mann bekannt, gegen den ich mich wohl für befugt erachten durfte, mich freier zu äußern. Ich leitete daher die Fortsetzung des Gespräches mit den Worten ein: „Meine Herren, hier spricht ein Edelmann zum anderen. Ich spreche also vertraulich!"

Hierauf setzte ich den Herren auseinander, wie viele Offiziere schon hier durch das Spiel ruinirt worden seien, wie mir sogar durch den täglichen Polizeirapport mitgetheilt worden sei, daß in der im Hotel du Nord damals versammelt gewesenen Gesellschaft sehr hohe Summen im Spiel herüber und hinüber gegangen seien (angeblich in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag elftausend Thaler), daß anerkannte Spieler von Profession sich in ihrer Gesellschaft befunden hätten; daß dem Polizeilieutenant Damm an und für sich kaum eine Amtsüberschreitung zur Last falle, wenn er wirklich, was nicht einmal der Fall sei, unaufgefordert in das gemiethete Lokal des sogenannten Jockeyklubs eingedrungen sei, indem schon zur Konstatirung des objektiven Thatbestandes eines etwa dem Wirth zur Last fallenden Vergehens Dies nothwendig habe erscheinen können. Ich führte wiederholt an, daß der p. Damm zu den von ihm vorgenommenen Schritten gegen die Gesellschaft im Hotel du Nord in keiner Weise einen besonderen Befehl von mir erhalten habe. Ich bat aber die Herren von Rochow und Pourtalès, auf der anderen Seite zu erwägen, in welche Lage ich den Herren Offizieren und Rittergutsbesitzern gegenüber kommen möchte, „wenn ich Allerhöchsten Ortes den Befehl erhielte, die in ihrer Gesellschaft gewesenen bekannten Spieler Herrn von Heydebrand und der Lase und Herrn von Schmeling aus der Stadt zu verweisen." Diese durchaus vertrauliche Mittheilung, welche die Absicht hatte, zu beruhigen und die Herren auch auf meine Lage aufmerksam zu machen, sollen der Herr von Rochow und der Graf von Pourtalès demnächst zu Haus zu Protokol genommen haben. Beide Herren, welche ich bei unserem Gespräch in einem aus der Lage der Dinge folgenden sehr erregten Zustand fand, haben aber nicht beliebt, das über meine vertrauliche Mittheilung und Aeußerung aufgenommene Protokol mir vorher zur Erklärung darüber vorzulegen, ob ich diese Aeußerungen auch wirklich gemacht habe, und mich darüber formell zu konstituiren. Der Inhalt dieses Protokols ist vielmehr (auf welche Weise, habe ich nicht in Erfahrung bringen können) dem Herrn von Heydebrand und dem Herrn

Google

von Schmeling mitgetheilt worden und es soll darin der direkte Satz enthalten sein, daß ich gesagt habe: „Ich habe Allerhöchsten Ortes einen Befehl erhalten, den Herrn von Heydebrand und den Herrn Major a. D. von Schmeling aus Berlin auszuweisen." Ich habe keine Bezeichnung für dieses Verfahren. Herr von Heydebrand und Herr von Schmeling trugen auf Einleitung eines Ehrengerichtes an, wie ich später erfahren sollte.

In dieser Beziehung kam vor etwa zwei Monaten der Kommandant von Berlin, Generalmajor von Schlichting, zu mir nach dem Ministerium des Innern. Es war in der Mittagsstunde und ich hatte dort Session in einem mich sehr beschäftigenden Vortrag. Ich wurde aus der Session gerufen und Herr von Schlichting legte mir, mit Bezugnahme auf ein in seiner Hand befindliches Schriftstück, kategorisch die Frage vor: „ob ich Allerhöchsten Ortes den Befehl erhalten habe, den Major a. D. von Schmeling aus Berlin auszuweisen". Ich erklärte, daß ich einen solchen Befehl nicht erhalten und daß ich daher auch die mir Schuld gegebene Aeußerung nicht gemacht habe. Hierauf trennte ich mich, da ich sehr pressirt war, nach wenigen Minuten von Herrn von Schlichting.

Kurze Zeit darauf theilte mir der Herr Geheime Ober-Regirung-Rath Freiherr von Münchhausen mit, daß ihm der Herr von Rochow-Plessow gesagt habe, wie er sich durch mich sehr beleidigt fühle und sich deshalb auch beim Minister des Innern beschwert habe oder beschweren wolle. Er, Herr von Rochow, habe nämlich meine Aeußerung vom Juni vorigen Jahres dem Herrn von Schmeling mitgetheilt (so glaube ich verstanden zu haben). Dieser habe auf einen Ehrenrath angetragen und er, Herr von Rochow, habe durch meine Erklärung dem Kommandanten gegenüber ein sehr empfindliches Dementi erhalten. Ich erkannte sofort die Wichtigkeit dieser Thatsache, setzte mich sogleich nieder, besann mich auf den Hergang des zwischen mir und den Herren von Rochow und Pourtalès im Juni 1855 stattgehabten Gespräches, und da ich allen Grund hatte, die Möglichkeit, ja, die Wahrscheinlichkeit eines Mißverständnisses meiner Aeußerungen zu fürchten, so war ich sogleich bereit, den Herrn von Rochow von dem ihm widerfahrenen Dementi zu befreien, indem ich eine wahrheitgetreue Erklärung des Herganges niederschrieb, solche Herrn von Münchhausen mittheilte und ihn beauftragte, bei Herrn von Rochow die Sache zu vermitteln.

Herr von Rochow ließ mir hierauf durch Herrn von Münchhausen eine von ihm aufgesetzte Erklärung zur Aufhellung des zwischen uns stattgehabten Mißverständnisses vorlegen, die ich, als meiner eigenen Ehrenhaftigkeit zu nah tretend, für bedenklich hielt; dagegen erklärte ich mich bereit, eine von dem Herrn Geheimrath von Münchhausen entworfene Erklärung, welche durchaus unparteiisch war und dem Herrn von Rochow seine volle Ehrenhaftigkeit ließ, zu unterschreiben, ja, auch diese Erklärung in Gegenwart des Kommandanten, Generals von Schlichting, abzugeben. Da Herr von Rochow hiermit nicht zufrie-

Google

den war, so wurden die Verhandlungen abgebrochen und ich befolgte nur noch den Rath des Herrn von Münchhausen, die von mir über den Hergang des im Mai abgehaltenen Gesprächs abgegebene schriftliche Erklärung dem Kommandanten General von Schlichting zuzusenden, um dadurch den Herrn von Rochow-Plessow völlig zu entschuldigen.

Schon vorher (oder später; ich weiß es nicht) soll sich der Herr von Rochow bei dem Herrn Minister des Innern amtlich über das von mir gegen ihn beobachtete Verfahren beschwert und sich in dieser Beschwerde des Ausdruckes „amtliche Lüge" bedient haben. Mir ist diese Beschwerde des Herrn von Rochow niemals mitgetheilt worden. Ich habe sie niemals mit Augen gesehen. Erst vorgestern, Donnerstag, am sechsten März, sind mir zwei Verfügungen des Herrn Minister des Innern, vom dritten Februar und vom vierten März, amtlich mitgetheilt worden, in denen die Beschwerde des Herrn von Rochow auf das Entschiedenste als unbegründet zurückgewiesen wird. Die Beschwerdeschrift des Herrn von Rochow ist mir, unerachtet meines bei dem Herrn Minister von Westphalen ausdrücklich darauf gerichteten Antrages, nicht mitgetheilt worden.

Damit würde diese Sache ihre Endschaft erreicht haben, wenn nicht am vergangenen Sonnabend, heute vor acht Tagen, der Polizeidirektor Stieber zu mir gekommen wäre und mir mitgetheilt hätte, daß der Lieutenant a. D. von Heydebrand und der Lase eine ganze Fülle von mich in das unehrenhafteste Licht stellenden Thatsachen dem Staatsanwalt Noerner mitgetheilt habe. Ich fand mich hierauf veranlaßt, am Sonntag früh zu dem Staatsanwalt Noerner zu fahren, der mir denn auch eine ganze Reihe (wie sich nachher herausgestellt hat, zum Theil unwahrer, zum Theil verdrehter) Fälle mittheilte, die ihm der Herr von Heydebrand, in der Absicht, mir solche zu sagen, kommunizirt habe. Unter diesen Fällen war auch der, daß ich es ruhig hingenommen habe, in einer schriftlichen Eingabe des Herrn von Rochow-Plessow an den Minister des Innern einer „amtlichen Lüge" beschuldigt zu sein. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sicher diesen Ausdruck, dessen sich der Herr von Rochow-Plessow bedient haben sollte, um mich zu verletzen. Bei der hierauf in meinem Auftrag durch den Freiherrn von Münchhausen vorgenommenen Konstatirung hat Herr von Rochow erklärt, daß er geglaubt habe, dem Herrn von Heydebrand und der Lase eine Abschrift des Schreibens, das Herr General von Schlichting an ihn, den von Rochow, über meine gegen den v. von Schlichting im Ministerialgebäude abgegebene, oben erwähnte mündliche Erklärung gerichtet, behufs seiner Rechtfertigung nicht vorenthalten zu dürfen, daß er ihm daher hiervon eine Abschrift gegeben, daß er aber dieser zugleich zur Feststellung seines eigenen Standpunktes zur Sache die schriftliche Erklärung beigefügt habe, daß er, der von Rochow, in einer Eingabe an den Minister des Innern mich in Bezug auf diese Angelegenheit einer „amtlichen Lüge" beschuldigt habe. Durch diese schrift-

Google

liche Erklärung des Herrn von Rochow gegen den Herrn von Heydebrand ist die mir angethane Beschuldigung einer „amtlichen Lüge“ in das Publikum gekommen. Sie hat mich, nach reiflicher Ueberlegung und nach Rücksprache mit dem Geheimen Ober-Regirungs-Rath von Münchhausen (der sich in dieser Angelegenheit in gleicher Weise als Edelmann wie als mein bester und treuster Freund bewährt hat) zu der Ueberzeugung gebracht, daß eine gütliche, meine Ehre wahrende Ausgleichung nicht mehr zu erreichen sei, und veranlaßt, gegen Herrn von Rochow die Schritte zu thun, welche mir Ehre und Pflicht gebieten.

Eurer Königlichen Majestät wird es auf den ersten Blick klar sein, daß der Weg der Injurienklage gegen Herrn von Rochow nicht der richtige gewesen sein würde. Er würde nur dazu gedient haben, die schändlichen Gerüchte über meine Ehrenhaftigkeit, die böser Wille nur zu geschäftig verbreitet hat, zu vermehren. Ich bedarf aber zur Fortsetzung meines Amtes, geradezu gesagt, der Ueberzeugung des Offiziercorps von meiner Ehrenhaftigkeit, denn ich muß mit ihnen täglich verkehren und dieser Verkehr kann nicht blos ein amtlicher sein, der mich allen möglichen Verletzungen preisgiebt, die eben, weil sie unklagbar sind, um so tiefer kränken und in der allgemeinen Achtung um so tiefer drücken, sondern er muß auch ein williger sein.

Und darum, Euer Königliche Majestät, darum schlage ich mich! Thue ich es nicht, so bin ich für das Amt, mit dem ich gegen meinen Willen noch immer betraut bin, völlig unbrauchbar.

Demnach habe ich von Eurer Majestät eine Pension gefordert, weil ich mit dem Augenblick aufhören muß, an der Spitze der Polizei zu stehen, wo ich die bestehenden Gesetze selbst zu verletzen genöthigt bin. Euer Majestät und ich selbst müssen freie Hand haben. Ich habe aber Eurer Königlichen Majestät Schloß seit acht Tagen nicht betreten, weil Derjenige sich seinem König nicht nähern darf, auf welchem auch nur der Schein eines Vorwurfes haftet.

Das Schicksal meiner Frau und meiner Kinder lege ich getrost in die Hände Eurer Königlichen Majestät. Ich vermache sie dem Hause Hohenzollern! Gott wolle meinen Söhnen die Kraft geben, sich, eben so wie ich, von unten auf mühsam zur Anerkennung zu bringen. Er wolle Ihnen seinen Segen geben, daß sie ihrem einstigen Herrn noch mehr und noch bessere Dienste leisten, als ich es vermochte. Daß sie ihn, wäre es möglich, noch inniger lieben als Dies eine siebenjährige enge Anschließung hervorbringen konnte.

Eurer Königlichen Majestät, meines Allergnädigsten Herrn

Allerunterthänigster

von Hinckeldey.

Trotzdem Gerlach und „die Partei“ (der Kreuzzeitung) eifrig für den mindener Präsidenten Peters arbeiten (dem sie den Muth zutrauen, die lästigen Stieber und Noerner abzusägen), wird Zed-

litz-Neukirch zu Hinckeldeys Nachfolger ernannt. An den Minister des Inneren, den die üble, in allen Winkeln Norddeutschlands beschwatzte Sache zur Einreichung eines Abschiedsgesuches getrieben hat, schreibt Friedrich Wilhelm am zweiten April aus dem charlottenburger Stadtschloß:

Mein theuerster Westphalen!

Ich habe immer nicht die rechte Antwort auf das Abschiedsgesuch finden können, welches die Umstände, die das tragische Ende meines lieben, getreuen Hinckeldey begleitet haben, Ihnen eingegeben hatten. Ich rühme mich nicht, Ihnen heute (der Fassung nach) die rechte Antwort zu geben, doch gebe ich sie Ihnen, wie ich sie als die beste erkannt habe. Es ist Ihre zarte Gewissenhaftigkeit, die Sie zu dem Briefe bewogen hat. Es ist erlaubt, das Ergebniß großen und edlen Zartgefühls unberücksichtigt zu lassen. Es ist aber nicht erlaubt, es zu tadeln. So stehe ich Ihnen gegenüber. Ich darf, kann und will Ihr Begehr um den Abschied aus Ihrer Stellung nicht berücksichtigen. Sie sind mir zu nothwendig und haben zur Verhütung des unersetzlichsten Verlustes gethan, was Sie, dagegen thun zu können, übersehen konnten. Ihr Wille war rein. Das ist das Erste, was ich ins Auge fasse, und dies Erste entscheidet und bedingt mein Urtheil. Sie haben die ressortgemäßen Instrumente in Anspruch genommen. Mehr darf ich nicht fordern. Hätten Sie erkannt, was ich längst wußte, daß (Name eines Ober-Regirung-Raths) ohne Hinckeldeys Leitung, verzeihen Sie mir den rauhen, flüchtigen Ausdruck (hier folgt ein scharfes Urtheil über den eben genannten Ober-Regirung-Rath) . . ., so wären wohl tiefer, als er steht, erfolgreichere Helfer zu finden gewesen. Sie hätten aber die ressortgemäßen Schranken durchbrechen müssen und Das darf ich von keinem meiner Minister fordern. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich gewünscht hätte, bei Zeiten von den Duellprojekten, aus offizieller Quelle, aber allerdings nicht in offizieller Form, benachrichtigt zu sein, mit Angabe des Ortes und der Zeit; denn dann hätt' ich einen Flügeladjutanten dahin geschickt, mit Papieren in der Hand, die das Duell unmöglich gemacht haben würden. Aber, theuerster Westphalen, man ist jederzeit nach dem Eintritt eines Unglücks klarer über Das, was man zu seiner Verhütung hätte thun können. Darum bitt' ich Sie dringend, in dem eben Gesagten keine Spur von Vorwurf zu lesen. Der Vorwurf, der mich selbst trifft, ist immer größer; denn ich wußte seit mehreren Tagen, daß es auf die Tötung Hinckeldeys abgesehen war, oder hätte wenigstens die Entschuldigung, es glauben zu können. Hier war aber eine äußerst taktvolle und zarte Prozedur erforderlich, um den bereits verbreiteten Verdacht: „Hinckeldey könne kein Pulver riechen“, nicht unwiderruflich zu etabliren. Das, ich gestehe es offen, hat mich zaghaft gemacht. Nun, Gott hat es so gefügt. Die Sache ist nicht gut zu machen, aber der Sieg seiner Feinde ist zu mindern. Das lassen Sie unsere

Google

nächste Sorge sein. Viele (und ich fürchte: manche aus Ihren Untergebenen) haben sich ins Fäustchen gelacht darüber, daß Hinckeldey gezwungen war, einen illegalen Schritt zu thun, nach welchem er unfähig war, das oberste Polizeiaufsichtamt fortzuführen. Die (wenn nicht Alles täuscht) sind vor der gräßlichen Wirklichkeit verstummt. Die Franzosen des Mittelalters sagten: Laissez passer la justice de Dieu! Sie wird nicht ausbleiben. Thun wir, die bei der ganzen Sache „guten Willens“ gewesen, jetzt das Unsere, um, so weit wir eben können, die Lücke auszufüllen.

Herr von Zedlitz hat ein überschweres Erbe mit edelstem Sinn und reinstem Willen übernommen! Helfen wir ihm. Das aber sag' ich Ihnen im Voraus: die tieferen Schwierigkeiten für Zedlitz kommen erst. Bewährt er sich, übertrage ich auf ihn auch nur die Aeußerlichkeiten meines Vertrauens zu Hinckeldey (die zwei Tage wöchentlich, um mir Vortrag zu halten), so gehen gegen Zedlitz die selben Machinationen wie gegen Jenen los. Hinckeldey fand im Schloß Ihres Ministerii, mit Ausnahme Ihrer Person, keine Hilfe und kein Verständniß für seine geistreichen, großen und in ihren realisirten Theilen so glänzend bewährten Gedanken. Möge Zedlitz glücklicher sein! Ich fürchte das Gegentheil, wie gesagt, sobald meine Gunst und Beifall eine Gestalt gewinnen. Darum halte ich es für richtig, daß ich Ihnen heute diese meine Ueberzeugung und Befürchtung im Voraus ausspreche. Fassen Sie Muth, ich bitte Sie, theuerster Westphalen, Ihr schweres Amt unter meinem Beifall fortzusetzen; fassen Sie aber auch Muth gegen Die, welche einem Mann meine verdiente Gunst nicht verzeihen können und die etwa Lust bekommen möchten, mit Zedlitz fortzufahren, wie sie es mit Hinckeldey begonnen hatten!!! Die Verspätung dieser meiner Antwort ist mir sehr unangenehm. Sie rührt von meiner Reise nach Potsdam und den endlosen Vorträgen der letzten Tage her. Auf Wiedersehen! F. W., R.

„Daß Jemand im Duell umkommt, ist nichts Ungewöhnliches“: mit diesem kühlen Wort verabschiedet, mitten in dem frankfurter Aerger über das „Empressement“, mit dem in Berlin die verspätete Einladung zum pariser Friedenskongreß angenommen wird, Bismarck das Ereigniß. Ohne noch dessen psychologische und (in begrenztem Sinn) politische Bedeutung zu ahnen. Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg hatte ihren Bruder Friedrich Wilhelm ersucht, den adeligen Spielern, an die ihr Sohn beträchtliche Summen verloren habe, das Handwerk legen zu lassen. Weisung an Hinckeldey: „Die Kerls müssen aus Berlin fort oder ich entziehe Ihnen meine Gnade“. Der im Hotel du Nord nächtigende Spielklub wird überrumpelt und auf Polizeibefehl geschlossen. Der König will in seiner neurasthenischen Schwachheit nicht genannt,

Google

auch der Minister des Inneren nicht mit der Verantwortlichkeit be- bürdet sein: und der ganze Haß der Aufgescheuchten bleibt an Hinckeldey hängen. Der, heißts, will sich nur rächen. Seit er, im Juli 1854, die Kreuzzeitung in Beschlag nehmen und deren Redakteur verhaften ließ, ist er von diesem Blatt so oft angegriffen worden, daß er schließlich den König bat, ihn als Präsidenten der Regirung nach Liegnitz zu schicken. Alles Komoedie, versteht sich. Jetzt möchte er sich, als den zu jedem diskreten Dienst Bereiten, neuer Gunst empfehlen und zugleich der Kreuzzeitungpartei die Schimpfschuld heimzahlen: sie soll, des Grundadels sichtbarste Vertretung, als eine Spielerbande der Volkswuth ausgeliefert werden. Hans Rochow führt ihre Sache; kräftig und klug. Nicht einen Zweikampf will er, sondern eine Untersuchung, deren Ergebniß den unbe- quemen Generalpolizeidirektor entmachten muß. Vor seinem Ohr hat Hinckeldey sich, im Augenblick erster Bestürzung, auf könig- lichen Befehl berufen. Nun leugnet er, die Person des Königs jemals in die Erörterung des häßlichen Handels hineingezogen zu haben. Westphalen soll in einem Disziplinarverfahren fest- stellen, wer Wahres bekunde: Hinckeldey oder die Ohrenzeugen Rochow und Pourtalès. In solchem Verfahren bliebe dem Po- lizeihaupt nur die Wahl, das königliche Vertrauen zu täuschen oder Meineid auf sich zu laden. Unmöglich. Um den König zu decken, rafft Hinckeldey sich zur Herausforderung auf. Schreibts aber früh seinem allergnädigsten Herrn und erbittet den Abschied. Der wird bewilligt, doch verschwiegen: denn der treue Mann soll, wenn er das Duell überlebt, ins Amt zurückkehren. Als ein stum- mes Opfer seiner Treue ist Hinckeldey gefallen. Und als guter Royalist hat Rochow (der an der Unschuld des Gegners nicht mehr zweifelte) die Verdächtigung hingenommen, er habe in frecher Junkerlaune den kurzsichtigen, täppischen Schützen niedergeknallt. Ein Wort des Königs konnte einem preußischen Edelmann das Leben retten, eines anderen Ehre wahren. Daß er dieses Wort nicht gesprochen habe, hat Friedrich Wilhelm bis in die letzten Tage seines wachen Lebens bitter bereut. Als er sich selbst schon „dä- melig“ nannte und fast nur noch Elisabeth, die zärtlichste Pflegerin, verstand, lallte die Lippe manchmal die Namen der adeligen März- opfer. Und die Königin barg den Nächsten nicht den Glauben, daß die durch Hinckeldeys Tod und Rochows Vehmung bewirkte

Google

Gewissensnoth die Hirnkrankheit ihres Mannes begünstigt, mindestens deren Schritt beschleunigt habe. Der Oeffentlichen Meinung aber, die damals in berliner Konditoreien, noch nicht in Schreibstuben, gemacht wurde, schien die Skandalgeschichte wichtiger als der Krimkrieg sammt dem franko-britisch-austrischen Vertrag. Denn sie besiegelte ja einen neuen „Sieg der Reaktion“.

Paracentese.

Vierzehnter Juli 1909. Achtzehn Tage sind vergangen, seit Fürst Bülow an Bord der „Hohenzollern“ die Entlassung aus den Aemtern des Kanzlers und Ministerpräsidenten erbeten hat (auf dem selben Deck und an dem selben Kalendertag, die zwölf Jahre zuvor des Botschafters Erhöhung ins Staatssekretariat sahen): und noch weiß Alldeutschland nicht, wie der fünfte Reichskanzler heißen wird. Lange Frist. Der Reichstag ist versammelt; fühlt aber nicht die Pflicht, eine klare Kundgebung seines Willens in den Parteienzank einzuschieben. Keines Wunsches Echo klingt in Wilhelms Ohr. In der Presse werden sämmtliche Papabili (und Solche, die es sein möchten) beschmeichelt und gehechelt; wird aber kein Wort hörbar, das ausspricht, was ist und sein muß. Weil der Kaiser ja doch den Mann wählen kann, der ihm paßt? Vielleicht wählt er falsch, wenn aus den Lungen der Volkheit nicht der leiseste Ruf zu ihm drang. Von den kieler Regattafesten ist er morgens ins berliner Schloß heimgekehrt. Wer Wochen lang auf dem Wasser gelebt oder im Automobil die Haide durcheilt hat, findet das von Schlüter und Eosander gebaute Haus selbst in einem sonnenlosen Sommer schwül und dumpfig. Auf der (von Friedrich Wilhelm dem Vierten angelegten) Terrasse ist frischere Luft. Da soll gefrühstückt werden. Warum nicht auch das Reichsgeschäft erledigt? Der Kanzler, die von Bayern, Sachsen, Württemberg zum Bundesrath bevollmächtigten Herren, die Staatssekretäre von Bethmann-Hollweg und Sydow, Handelsminister Delbrück, Unterstaatssekretär Wermuth, Oberpräsident von Trott zu Solz werden geholt und dürfen mit dem Kaiser, der Marineuniform und weiße Mütze trägt, in dem Terrassegärtchen unter dem Grünen Hut promeniren. Vor dem neugierigen Blick der schnell in die Burgstraße geschaarten Menge wird der vierte Reichskanzler entlassen, der fünfte verpflich-

tet; werden zwei Staatsminister, zwei Staatssekretäre ernannt. Im Garten; neben dem gedeckten Frühstückstisch. In fünfzig Minuten sind die Zwei, in achtundzwanzig die Vier abgefertigt. Vier Männer, die seit Wochen, seit Monaten nicht vor dem König standen und nun kaum zum Wort kommen. Der Zuschauer sieht sie lauschen, lächeln, den Rücken krümmen. Hat sich das Ceremoniale der Ernennung aber ganz anders gedacht. Der Kandidat, meinte er, habe zunächst über seine Absichten und Pläne dem Kaiser Vortrag zu halten und die Entscheidung falle erst, wenn danach der Kanzler oder Ministerpräsident gehört ward. Der Spreepantomimus zerstört so frommen Glauben. Weltwende? Wilhelm hat gesagt, für den neuen Schatzsekretär habe der alte vorgesorgt und Wermuth brauche das von Sydow zusammengekratzte Geld nur auszugeben. War auch sonst zu munterem Scherz gestimmt.

„Ist der fünfte Kanzler ein Mann raschen Entschlusses und tapfer ausharrenden Willens? Nur mit solchen Qualitäten kann er dem Reich nützen. Alles Andere ist Nebensache. Alles Prunken mit Geistreichthum vom Uebel. Aus einem Feuilletonisten wird nie ein Regirer. Den aber brauchen wir wie das liebe Brot. Einen wuchtigen deutschen Kerl, der Etwas will, aufrecht bei der Stange bleibt und sich von keinem Satanas einschüchtern läßt. Selten sichtbar; wenn er zu den Landsleuten spricht, muß es Ereigniß werden. Daß er kein plumper Lümmel sein darf, versteht sich. Herr von Bethmann ist fast unbekannt. Seit er, um neben Posadowsky nicht allzu arm zu scheinen, steifen Stoff mit allerlei hübschen Floskeln bestickt und mit darwinischer Ethik aufgepolstert hat, zwängt ihn die Schreiberzunft in die Schablone: ‚Philosophischer Kopf.‘ Dummes Zeug. Wenn Herr Krause seine Hedwig verheirathet, sucht er für die Hochzeitrede etwas Apartes zusammen; wenn ein kluger preußischer Minister das heikle Thema des Landtagswahlrechtes laut erörtern muß, hilft er sich mit den (vor dem Auge der Abgeordneten noch in Jugendglanz funkelnden) Begriffen der Evolution und Selektion. Das beweist nichts. Und Herr von Bethmann soll nicht Privatdozent noch Professor sein, sondern Kanzler des Deutschen Reiches. Was er kann, hat er noch nie zu zeigen vermocht: er war kaum irgendwo warm geworden, so kam schon die Beförderung ins Höhere. Gewiß Keiner der Bethmänner, die Bismarck haßte. Dem un-

Go gle

ähnlich, über den der schroffe Schönhauser 1854 an Gerlach schrieb: ‚Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann-Hollweg! Verletzte Eitelkeit, äußerlich flache Ambition sind seine tiefsten Motive‘. Von Kopf zu Fuß unähnlich. Ernste Menschen rühmen seine anständige Gesinnung und die innere Feinheit seines Wesens; sind sicher, daß er sich nie zu unwürdigem Handeln erniedern noch als Gaukler paradiren werde; trauen ihm auch den Muth zu, den weiten Amtsbereich in stetiger Arbeit zu erobern, statt als ein von Wirklichen Geheimen Räthen gelenkter Titularherr drin zu thronen. Leicht hat ers nicht. Wir müssen geduldig sein.“ So klang, nach der Staatsaktion im Schloßgärtchen, hier der Gruß, die Frage, die Mahnung; aus höflichem Hoffen. Wir mußten geduldig sein.

Von den fünf unter dem Grünen Hut Gekürten sind vier bis heute im Amt geblieben. Einer wurde gestern hinausgedrängt: Wermuth. Der Tüchtigste. Einer, der wußte, was er wollte, und von der Willenslinie um keinen Hätschelpreis abbog. Staatssekretär im Reichsschatzamt: auf diesem Posten lebte sichs auch nach der Mehrung der Reichseinnahme um eine halbe Milliarde nicht so bequem, wie Wilhelms Sonnenstimmung vermuthet hatte. Täglich pocht neuer Anspruch ans Thor; und jeder, dem nicht aufgethan ward, träuft Gift in das Herz seines Hegers. Aus dem Marineamt, dem Kriegsministerium ruft Ungeduld auf den Wilhelmplatz: „Jetzt habt Ihr ja Geld! Rasch also her mit dem Segen!“ Aus dem Reichsamt des Inneren kommen Forderungen, unter denen der Name des Unterstaatssekretärs Wermuth steht. „Der Chef bedauert; die Reichsmittel gestatten die Bewilligung nicht.“ Trotzdem er selbst das jetzt Verlangte schon im vorigen Haushaltsplan für nothwendig hielt? „Hier habe ich als für den Reichsschatz Verantwortlicher zu handeln und muß mir jede Konfrontirung mit früher von mir Gewolltem verbitten.“ Keine Ausgabe ohne Deckung, kein Jahr ohne Schuldentilgung, nicht die winzigste Zulage, die noch zu vermeiden ist: das Programm ist nicht eines Schöpfers, doch Eines, der die Reichsnoth kennen gelernt und schaudernd gesehen hat, was in jedem Ressortwinkel, im engsten sogar, unnützlich vergeudet wird. Der Schatzsekretär ist dem Kanzler untergeben und sollte nach Bismarcks Absicht auch vom Willen des preußischen Finanzministers abhängig sein. (Als die Finanzminister der Bundesstaaten unter dem Vorsitz des Schatzsekretärs

Google

versammelt waren, nannte der Entamtete im Sachsenwald diese Rangordnung „verfassungwidrig“ und meinte, sie sei auch durch den Nothbehelf des Stellvertreterartikels nicht zu rechtfertigen.) Herr Wermuth fühlte sich vom ersten Tag an als verantwortlichen Reichsfinanzminister. Vor wem sollte er sich in scheuer Ehrfurcht beugen? Herrn von Bethmann hatte er in Nr. 74 der Wilhelmstraße durchaus erkannt; diesem ewig zaudernden Cerebrastheniker war nur von überlegener Willensstärke ein Entschluß abzuringen. Kreuzwendedich von Rheinbaben saß nicht mehr fest auf seinem Stuhl, war dem Kanzler als lüstern Emporstrebender verdächtigt worden und mußte bald dem fleißigen, seines Mittelwuchses heimlich bewußten Herrn Lentze weichen. Von Preußen war nichts zu fürchten; und Theobaldi wähnte sich der Ordner des Reichshaushaltes sicher. Das Parlament hörte ihn nicht oft; nur, wenn er Beträchtliches zu sagen hatte. Seine Rede war immer knapp und schlicht, doch von stillem Humor durchleuchtet und ließ helles Gehör ahnen, daß von diesem Sprecher noch Besseres zu erwarten sei als Sparmeisterschaft; daß hinter der gewollten Nüchternheit des Ziffernmenschen ein Politiker in Geduld seiner Stunde harre. Konservativ oder liberal? Eine Frage für Kinder. Der Führer einer Lokomotive, wetterte schon Lagarde, soll weder konservativ noch liberal sein, sondern Sachverständiger, Techniker. Als Herr Wermuth, nach Pflicht und Recht, vor der Wahl im Reichstag erwiesen hatte, daß nur blinde Parteiwuth die neuen Steuern spottschlecht und unergiebig schelten könne, warfen ihn, den „Helfershelfer der Schwarzblauen“, die liberal Schwatzenden zu den Scheusalen der Wolfsschlucht. Drei Monate lang klebte sich Schmähung an seinen Namen, wie einst länger an Miquels. Jetzt soll er im Bundesrath der Gonfaloniere der Kindeserbschaftsteuer geworden sein: und wird links drum lauter gepriesen als rechts. Wer den Mann richtig sieht, kann ihm nicht zutrauen, daß er sich mit Haut und Haar einer bestimmten (gar einer von Kurzsicht oder von Demagogie empfohlenen) Steuerart verschrieben habe. Die Reichsausgaben sollten (für Heer und Flotte) erhöht werden; und der Schatzsekretär wollte dazu nur mitwirken, wenn er zulänglicher Deckung gewiß war. Sollte er sich in Taschenspielerkünste erniedern oder, unter dem Hohngeheul der in Wallots Hause stolzirenden Parteisekretäre, mit eigener Hand

Google

sein Programm zerfetzen? Die Deckung, die ihm (aus dem Bezirk der Spiritussteuer) angeboten wurde, genügte nicht. Das wußte er; und wollte nicht lügen lernen. Hatte er, der doch als mißtrauisch galt, nicht gemerkt, wie hastig wider ihn ringsum Neid und Haß die wärmende Erdschicht aufwühlte? „Der Vater aller Hindernisse. Ein Pfennigfuchser, der den Ressorts Unentbehrliches abknickert, im Deutschen Reich wie ein Konkursverwalter hausen möchte und das Heer sogar, den zuverlässigsten Bürgen unserer Großmacht, darben läßt. Ums Reichsschicksal bekümmert er sich nicht; will nur seine Rechnung im Reinen haben". Tag vor Tag wurde Solches gewispert. Auch dem Kaiser gesagt, mit Wermuth sei nicht zu arbeiten. Will er Delbrücks Platz und zeigt sich deshalb auf seinem (undankbaren) Posten so schwierig? „Er zettelt mit den Parteien. Hetzt uns das Centrum auf den Hals. Ist nach der Wahl zu den Demokraten übergegangen. Seit wann darf denn ein Schatzsekretär Vorsehung spielen? Der hat die finanzpolitischen Beschlüsse des Kanzlers auszuführen und, wenn im Reichstag sein Sprüchlein über den Haushalt heruntergehaspelt ist, zu schweigen, bis er zur Empfehlung einer neuen Steuer berufen wird. Und wo steckt denn die Riesenleistung des mit Papierlorber Gekrönten? Der Reichsanleihe gehts schlechter als je und die Werthzuwachssteuer hat den ganzen Grundstückhandel ins Stocken gebracht und die besten Bodenaktien entwerthet." Lauter wird das Geraun; nicht klüger. Hexen kann auch Wermuth nicht; in einer Zeit, wo ein Halbdutzend gegen Sturm und Feuer gesicherter Industrie-Obligationen je fünf Prozent bringt, schmaler rentirende und von jedem Alarm bedrohte Staatspapiere nicht auf Kursgipfel zaubern. Kaum ein halbes Lustrum im Amt: und Ihr heischt von ihm die Tilgung der in einem Vierteljahrhundert gehäuften Sündenschuld? Er hat sich Respekt erworben. Die Entziehungskur, die sein Starrsinn erzwang, war nöthig. Seine Budgets loben ihn. War er stärker als Kollegen und Kanzler: tadelt die Schwachen. Daß der Armee knapper gemessen wurde als der Marine, ist nicht ihm zuzuschreiben, sondern den Kriegsministern, die nicht in Bereitschaft waren, ihr Amtsleben an unabweisbare Forderung zu setzen. Daß er vom Wunschzettel Tirpitzens, des schlausten Geschäftsmannes, alles einstweilen Entbehrliche zu streichen wagte, verdient, schon der seltenen Kühnheit wegen, besonderen Dank.

Google

Plötzlich soll alles Versäumte nachgeholt werden. Kriegsminister und Marinesekretär wollen die Stunde nützen, die dem blödesten Auge die Kriegsgefahr enthüllt hat. „Der Kaiser will, daß Alles fertig sei.“ Woher flink das Geld nehmen? Gestern rühmten wir uns der guten Bilanz und sollen heute mit der Wünschelruthe nach neuen Steuerquellen tasten? Massenbedarf und Verkehr sollen nicht belastet werden. Direkte Reichssteuern will der Bundesrath nicht. Die nächsten Handelsverträge werden nach Menschenvoraussicht weniger bringen als die jetzt geltenden. Ein Reichstag mit unsicherer Mehrheit und hundertzehn Sozialdemokraten. Der auf allen Seiten (mit Stricken und Zwirnsfäden) angebundene Schatzsekretär soll mindestens hundert Millionen aus der Erde stampfen. Monate lang währt der Ressortzank. Was am Montag mühsam abgezwickt wurde, wird Mittwoch sacht wieder angenäht. Aus der großen Flottenvorlage wird eine kleine; aus der kleinen eine von Mittelmaß. Jeden Morgen muß der Kaiser zum Kanzler; die Bedenken der vier „betheiligten“ Ressortchefs anhören, wägen, an einander abwetzen. Bis ihm die Nerven ermüden. Und täglich wird ihm irgendwo unterthänigst zugeflüstert: „Alles Hemmniß ist das Werk Wermuths.“ Der ahnt noch immer nichts Arges. Thut, was die Pflicht ihm befiehlt, und träumt nicht von der Möglichkeit, an der Erkältung seiner Freundschaft mit dem Centrum zu sterben. Eines Abends liest er, daß er sich zum Rücktritt bereite. Herr von Bethmann: „Ich denke gar nicht daran, mich von Ihnen zu trennen.“ Schnell aber entschleiert sich nun das dichte Gesträhn der Intriguen. Die deutschen Ministerpräsidenten werden nach Berlin eingeladen. Der Schatzsekretär, der die neuen Ausgaben im ganzen Umfang durch neue Einnahmen gedeckt sehen will, findet im Kanzler keine Stütze. Er ist ein Mann; nicht ein Zufallsbeamter, der auf Gebieterwink auch anders kann. Fühlt sich dem Reich, der Nation verantwortlich. Geht nach Haus, knifft einen Foliobogen und erbittet seine Entlassung. Das Gesuch wurde erwartet. Wird genehmigt. Kein Wörtchen sucht den Bewährten zu halten; für kommende Zolltarifkämpfe den besten (im Geplänkel mit Schweizern erprobten) Taktiker und zähesten Fechter aufzusparen. Weder Orden noch Audienz. Schlichter Abschied. A. D. (Sucht die Reichshauptstadt nicht einen würdigen Lord-Mayor, der sich im Zweckverband niemals duckt?)

Google

Herr Wermuth liebte sein Amt (Das empfand auch der Ferne) und hätte sich ihm gewiß gern noch Jahre lang hingegeben. Dann wäre der Reichshaushalt von Grund aus geordnet und den Ressorts die Putzsucht abgewöhnt worden. Dann hätte in der Nachbarschaft Jeder einsehen gelernt, daß am Wilhelmplatz ein Gewissen wache, dem mit Opiaten nichts anzuhaben sei; ein im tiefsten Sinn Verantwortlicher, den man vielleicht überzeugen, niemals beschwatzen könne. Dieser Schatzsekretär, der das Haupt schon über den Dunstkreis der Bureaukratie hinaus hob, hätte sich einem Kanzler untergeordnet, in dem sein Hirn einen Herrn zu fühlen vermochte. Aus dessen Mund feste Weisung gekommen wäre. „Das brauche ich. Bitte um Ihre Vorschläge. Für die mir wirksam scheinenden setze ich mich gegen jeden Wind ein." Das sollte nicht sein. Herr Wermuth mußte gehen. Der Einzige, der im Reichsschatzamt als eine Persönlichkeit von eigenem Wesensgewicht gewirkt und als Mann mit zugeknöpften Taschen die Zinne der Volksgunst erklettert hat. Sein Erbe ist Herr Kühn; braver Beamter. Rheinbabens: Herr Lentze. Lindequists: Herr Solf. Mumms: Graf Rex. Rechenbergs: wenn Fortuna uns hold ist, ein Herzog.

So darfs nicht weiter gehen. Deutschland ist lange geduldig geblieben; zu lange. Währt der Wechsel von Schweigen und Schimpfrede fort, dann droht dem Reich ernste Gefahr; von außen nicht: von innen. Nicht ein Mann von politischem Ansehen sitzt in der Reichscentrale, nicht einer im Rath des Königs von Preußen. Excellenzen? Schulkinder spotten ihnen nach. Jeder rothe Redakteur findet, bei Reichen selbst, leichter Gehör als diese Dutzendverwalter. Fleißig sind sie. Anständige Leute, die Vorträge abhorchen, kein Aktenstück verstauben lassen und sich nicht an den Abendeßtisch setzen, ehe ihr Name unter hundert Verfügungen prangt. Wo aber ist die Schöpferleistung, die ihnen Achtung würbe? Keins ihrer vielen Worte weckt im Herzen der Nation je einen Widerhall. Und diese Nation, die so leicht zu lenken, nach Ehrfurcht so hungrig ist, freut sich, wenn schrille Rede einen Geschniegelten auf seinem hohen Stühlchen kränkt. Hat Deutschland je aus Parlament und Presse so rauhe Töne vernommen? Das Herrenhaus ist ein Irrenhaus, eine schlecht riechende Mumienhalle. Die Polizeimannschaft besteht aus Bluthunden und Verbrechern; ihre amtlichen Berichte bringen nur Lug und Trug. Wer die (Aktien-

Google

gesellschaften verpflichteten) Ruhrzechenleiter nicht als eine Schinderhorde anprangert, ist ihr Knecht; leckt ihrer Sohle das Menschenblut ab, durch das sie waten mußte. Jede Antwort der Würdenträger verhallt ins Leere. Hebt sich gar der Kanzler, Preußens Ministerpräsident, von seinem Sitz, so muß der deutschem Staatswesen Verlobte zittern. Der Fall Bethmann ist einfacher als irgendein anderer. Ein Mensch, der nie zum Entschluß kommen kann, soll dem Willen eines großen Volkes die Richtung weisen. Er vermags nicht. Will nicht erkennen, daß er auf seinen Posten nicht .augt. Hält alle Anderen für blind und taub. Haßt, ohne sichs zu gestehen, jeden Starken; und peitscht, wenn ein muthig Entschlossener ihn geärgert hat, die kränkelnden Nerven in den ersten Entschluß, den einzigen, der schwächlich Zaudernden erreichbar ist: brutal zu scheinen. Mit solchem Geschäftsführer wäre auch hinter dem gewaltigsten Heer und der mächtigsten Flotte nichts zu verdienen. Weil er im Volksvertrauen nicht die dünnste Wurzel hat, ist Ohnmacht sein Los. Haldane oder Churchill, eine Wahl oder ein Strike: nie klingt die Seele der Nation mit seiner in froher Eintracht zusammen. Und brächte er Germanien lange ersehntes Geschenk: vor seinem Gestus wiche die Freude. Herr von Bethmann muß aus dem Amt. Muß endlich den Platz räumen, auf dem mit schwindligem Gewissen, ohne Humor und Zeugervermögen die nothwendige Wirkung ins Ganze unmöglich ist. Dem dürren Arm entglitt die günstigste Stunde. Frankreich vor der Wahl, Algerien zu verlieren oder Marokko zu gewinnen; England von neuen Chartistenkrämpfen geschüttelt und von Lloyd George den Schamschleiern entblößt; Italien als Thronprätendent im Mittelmeer; die Sozialdemokratie nach ihrem größten Sieg mit der Verantwortung eines hoffnunglosen Lohnkampfes bepackt. Von solchen Feldern war reiche Ernte zu holen. Jede ist Herrn von Bethmann verhagelt. Er muß fort; ehe es zu spät wird. Wie Nebel liegts über dem Reich, wie Mehlthau auf gestern noch hell blühendem Leben. Deutschland ist nicht, was der Reichstag es scheinen läßt. Ist kerngesund, im Innersten jung und darf getrost in den Lenz hinein jauchzen. Soll ein Grämlicher ihm alle Wonne vergällen? Nur noch ein Weilchen Geduld, heißts: „wenn er die Wehrvorlagen durchgebracht hat, geht er.“ Die brächte heute sein Kutscher durch. Die brauchen kein Wort der Empfehlung. Und das Deutsche Reich will sich kräftigen Frühlings erfreuen.

Google

Der Frauenfuß in der Dichtung.

Man könne nicht sagen, behauptet Platon, daß ein Glied des menschlichen Körpers, für sich allein genommen, schön sei. Die Schönheit erfordere die Zusammenfassung verschiedener Theile. Der Verliebte zürnt. Er denkt ihres Auges, ihres Mundes, ihres Nackens, ihrer Hand, ihres kleinen Fingers; und fragt schmollend den alten Symposiarchen: „Was weißt denn Du davon?" Cicero und Ficinus lehnen sich in ihren Definitionen der menschlichen Leibesschönheit an Platon. Aristoteles sagt von ihr, sie sei ein bestimmtes passendes Größenverhältniß, das sich aus einer Zusammenstellung verschiedenartiger Theile ergebe. Wer diese grauen Weisheiten hört und sich zu gleicher Zeit erinnert, wie er trunkenen Auges vor den weichen, aufgelösten Gliedern der schlafenden Venus des Giorgione, vor dem leuchtenden Fleisch der tizianischen Aphrodite gestanden hat, und wer die Schönheit des Weibes als ewiges Geheimniß empfindet, Der möchte gegen die allzu hellen Philosophen so unhöflich sein wie der Verliebte. „Wenn Ihrs nicht fühlt, Ihr werdets nicht erjagen!" Dennoch muß uns schließlich einleuchten, daß die Theorie nur auf einem Umweg der Schönheit nahen kann: durch die Berechnung der Proportionen. Ein neuer Anthropolog, der zugleich Aesthetiker ist, Dr. Stratz, gab in seinem Werk „Die Rassenschönheit des Weibes" Resultate von Messungen, die er an Hunderten von Frauenkörpern aller Rassen vorgenommen hatte. Mit Bandmaß und Tasterzirkel nahm er zwölf Maße an jedem weiblichen Körper und stellte bestimmte Proportionen für die Rassentypen auf. Er gelangte auf geometrischem Weg zum Schönheitideal der weißen Rasse, die sich im Kampf ums Dasein und mit ihren geistigen Kulturthaten als die höchstentwickelte erwiesen hat. Der Schöpfer der Mediceischen Venus hat Bandmaß und Tasterzirkel nicht gebraucht. Ein Trost bleibt: daß die Messinginstrumente und Berechnungen des Gelehrten und unsere seligen Augen zu dem selben Urtheil gelangen.

Die Theorie des Platon verschönte Dante, der Dichter, da er die körperliche Schönheit eine Harmonie nannte, und Agnolo Firenzuola, ein Erotiker der italienischen Renaissance, spann in den „Gesprächen über die Schönheit der Frauen" den Gedanken des Dante weiter; er sprach von „dem geordneten Einklang verschiedener, nach ihrer besonderen Beschaffenheit und Bestimmung passend abgemessener und in gewissem Sinn schöner Glieder, die, bevor sie sich zur Bildung eines Körpers vereinen, unter sich abweichend und gegensätzlich sind". Die Natur bringe geheimnißvoll aus dem

Google

Vielerlei der Glieder die Einheit des schönen Leibes hervor, nach einem räthselhaften Größenverhältniß. Diese Apostel der Weibesschönheit schätzen die Schönheit eines Körpertheiles nur insofern, als der Theil in einem vollkommen „richtigen" Verhältniß zur Gesammtheit der Glieder steht. Sie sagen in ihren Abstraktionen nichts von dem Reiz, den Lessing als „Schönheit in Bewegung" bezeichnet; der aber, wie wir wissen, auch dadurch entsteht, daß anmuthige Bewegung die etwa mangelnde Vollkommenheit proportionaler Schönheit dem entzückten Betrachter ersetzt, ja, vielleicht Schönheitwerthe schafft, die noch inniger empfunden werden als die mit Hilfe des Tasterzirkels berechenbaren.

Der Maler lächelt, dem Herr Platon weismachen will, ein Glied des menschlichen Körpers, für sich allein genommen, könne nicht schön genannt werden. Der Maler weiß es besser. Das Schönste sucht er auf den Fluren. Manche Schaumgeborene auf der Leinwand trägt Hals und Brust von Laurette, die Arme von Ninette, die Beine von Lisette, die Füße von Anette, das Haupt von Jeanette zu Lehen.

Die Liebe des Mannes sieht jedes Glied am Körper der geliebten Frau beseelt. Er erkennt und liebt im Theil das Ganze. Die Psychologie des Frauenkenners erräth aus dem Bau des Mundes Güte oder Hochmuth oder Frohsinn oder Leidenschaft oder Grausamkeit; und kaum ein Dichter versagt sich, die Seelensprache des Auges zu deuten. Einer Frauenhand widmete Storm die Verse:

„Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über Deine Lippen gehen;
Doch, was so sanft Dein Mund verschweigt,
Muß Deine blasse Hand gestehen.
Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen
Und, daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen."

Es ist eine Wechselwirkung: das Gemüth der Frau beseelt ihren Körper und die seelesuchende Liebe des Mannes zieht durch die Thore der Sinne ein. Doch da sind nun der Pforten viele. Der ganze Körper kann das Gepräge tiefsten Wesens tragen; oder dieses mag auch einem Gliede des Körpers besonders reizvoll eingeprägt sein. Ein gesunder, harmonischer Mann mit feingebildeten Sinnen, weit entfernt von der Entartung der Fetischisten, wird zuerst etwa von dem süßen Mund einer Frau oder der graziös gebogenen Form ihres Halses oder dem zierlichen Rhythmus ihrer tanzenden Füße mächtig angezogen. Wäre nicht dem Theil

Google

verliehen, Empfängliche mit dem ganzen Liebreiz eines schönen Wesens zu berücken, es gäbe der aphrodisischen Freuden wenig auf Erden. Denn sparsam vertheilt die Göttin ihre Gnade und die körperliche Vollkommenheit, die Platon allein gelten läßt, ist selten. Der Don Juan der alten Ueberlieferung war auf seine Art ein Platoniker. Er suchte mit kaltem, vom Zauber der Seele nicht verwirrten Auge die ideale Frauengestalt, und da er sie an einem Weibe nicht fand, verhundertfachte er das Verfahren des Malers, der für eine Gestalt seiner Phantasie viele Modelle braucht.

Für die göttliche Schönheit des blühenden Frauenleibes, die das All durchdringt und im Teil sich kündet, sei hier ein kleiner, zierlicher Zeuge gerufen: der Fuß. Er ist das dienende Glied, der Lastenträger. Er muß, während Haupt und Brust und, vom Fesselband an, die Körperglieder alle zur Luft der Höhe streben, auf der rauhen Erde schreiten. Doch fröhlich trägt er auf federnder Sohle die schlanke, schöne Frau. Sein stolz gebogener Rist weiß nichts von Demuth, sein munter beweglicher Elfenbeinknöchel, seine hüpfende Ferse, seine biegsamen Zehen, seine feingegliederte Form, seine straffe seidene Haut, seine rosige Farbe wissen nichts von Trauer.

Warum auch Demuth und Trauer? Seit uralten Zeiten benutzten die Menschen den Fuß als das Sinnbild ihrer Macht. Einst drückte der Schlachtensieger seine Sohle auf den Nacken des Besiegten. Bedeutete diese Pose zunächst, daß der Feind in den Staub getreten sei, so ging doch auch unmittelbar von den Nerven des Fußes zum Gehirn des Siegers das Gefühl der eigenen Erhebung ein. Im Pantoffelkuß, der heute noch dem Papst von Gläubigen dargebracht wird, soll gewiß weniger die Unterwürfigkeit des Küssenden als die Erhöhung des Geküßten symbolisirt sein.

Eine thörichte körperliche Scham, der Unnatur nah verwandt, hat dem schönen Frauenfuß in manchem Jahrhundert übel mitgespielt, ihn unter langen Gewändern versteckt, durch plumpes Schuhwerk entstellt. Den Dichtern aber blieb sein Reiz niemals verborgen.

Nicht nur an der Bekleidung des Frauenfußes bastelte die veränderliche Mode, die einst die luftige Sandale, dann Stiefel oder Schnabelschuhe, dann die klappenden zierlichen Holzstöckel des Rokoko schuf, dann, während des Direktoriums und in der ersten napoleonischen Zeit, den nackten, ringgeschmückten Füßen der Récamier und der Tallien huldigte, später den niedlichen Bundschuh der Biedermeierin zugleich mit dem vom Kleid freigegebenen Ansatz ihrer Wade kokettiren ließ und endlich heute mit dem tief ausgeschnittenen Schühlein und dem durchbrochenen Seidenstrumpf sich wieder der Sandale nähert. Auch das Schönheitideal des un-

Google

bekleideten weiblichen Fußes war gewissen Wandlungen unterworfen. Während die Französin unserer Tage genau so wie die Chinesin auf ihre kleinen Füße stolz ist, zeigt sich der Fuß der klassischen Griechenschönheit durchaus nicht so winzig. Seine edle Form war bedingt vom Ebenmaß, von dem hohen Rist, der feinen Ferse, der etwas abstehenden großen und der längeren zweiten Zehe. In der Kultur der Füße kamen nationale Unterschiede zur Geltung. Noch heute wird in Deutschland dieser Teil der weiblichen Schönheit oft vernachlässigt, während die Französin seit Jahrhunderten die Pedicure schätzt und die wenig bekleidete junge Italienerin der ärmeren Volksschicht von der Natur so bevorzugt ist, daß sie künstlicher Nachhilfe nicht bedarf. Charakteristisch ist, was Stratz in dem schon erwähnten Buch erzählt: „Alles ist Gewohnheit; und ich erinnere mich noch sehr gut, daß eine biedere deutsche Bäckersgattin, der ich ein warmes Bad empfahl, mir empört zurief: ‚Ich bin doch kein gemeines Frauenzimmer!‘ So kann selbst Unreinlichkeit zur Tugend werden.“ Und ein altes Volkslied, das er der „Topographischen Anatomie“ Hyrtls entnahm, giebt die wunderlichste Beschreibung einer schönen Frau:

„Den Kopf aus Prag, die Füß' vom Rhein,
Die Brust aus Oesterreich im Schrein,
Aus Frankreich den gewölbten Bauch.“

In Goethes „Wahlverwandtschaften“ heißt es: „Der Graf verlor sich in frühere Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwüstlich. Ich habe sie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küssen und die zwar etwas barbarische, aber doch tiefgefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken.“ In dem selben (elften) Kapitel des Romans nahen einander noch einmal Eduard und Charlotte, Beide mit einer fremden Liebe im Herzen. „Er warf sich vor ihr nieder und sie konnte sich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte und daß, als dieser ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an seine Brust drückte.“

Schon Jahrtausende vorher reizte der Frauenfuß den Schönheitsinn der Dichter. Gern freut sich der alte Homer an „glänzenden Füßen“. Die Göttin Thetis, Achills Mutter, nennt er silberfüßig und Eos, die Morgenröthe, bald rosenfingerig, bald rosenfüßig. Auch der Römer Lukian und unser deutscher Wieland wid-

Google

men den weißen und rosigen Füßen der griechischen Göttinnen besondere Liebe. Doch vielleicht schon vor Homers Tagen ersann die Sage, daß unter den weichen Tritten der Ceres und der Aphrodite Blumen sprießen. Auch durch die christliche Welt schreiten des Göttlichen geweihte Füße. Darum salbt Magdalena die Füße des Heilands und Wagners Kundry wäscht die Füße Parsifals und trocknet sie mit ihrem Haar. Selbst die Erotiker der Renaissance, ob sie gleich im Allgemeinen mehr auf das Ganze gingen, widmeten den Füßen der Lauras und Beatrices zärtliche Aufmerksamkeit. Um eines sinnigen Wortes willen sei von den Italienern der schon einmal genannte Agnolo Firenzuola citirt, ein 1493 geborener Florentiner, der, obwohl er ein guter Freund des berüchtigten Aretino war, in seinen „Gesprächen über die Schönheit der Frauen" nur die von der Kleidung nicht verborgenen Körpertheile rezensirte. „Weil der Fuß", so sagt er, „die Grundlage und gleichsam die Stütze aller übrigen Glieder bildet, ist er im höchsten Grade beachtenswerth und von großer Wichtigkeit für die Schönheit im Allgemeinen. So oft daher das Auge ermüdet oder vielmehr, von dem überreichlichen und unaussprechlichen Genuß, bei der Betrachtung der Augen, der Wangen, des Mundes und der übrigen Theile gesättigt, sich sammeln will, senkt es sich wie in Verlegenheit und ruht auf dem Fuße, wie Jemand, der ermüdet ist, den Kopf auf ein Kissen legt. Deshalb, holde Frauen, seid nicht so mißgünstig und zeigt uns mitunter den Fuß! Lernt von den Römerinnen, die ihn eben so pflegen wie das Gesicht!"

Unübertroffen ist der Zauberglanz, den das deutsche Märchen Aschenbrödel um den kleinsten und schönsten Mädchenfuß webt. Den gläsernen Pantoffel hat das arme Kind im Königsschloß verloren und die Herolde schreiten durch das Land und rufen aus: „Die Jungfrau, an deren Füßchen das Schühlein paßt, sie und keine andere wird des Prinzen Frau!"

Sein verliebtes Spiel beginnt der Frauenfuß so recht eigentlich erst im galanten Zeitalter des Rokoko. Unter Ludwig dem Vierzehnten hüllte das versailler Ceremonial die Hofdame noch in schwere Stoffe; majestätisch gewichtig war die Geberde des Barock. Unter der Regentschaft Philipps von Orleans jedoch schlüpft der reizende Kobold aus der Verschalung und zeigt seine wahre Figur: den kleinen, feinen Wuchs, die feinen Hände, die feinen Füße. Ihr Lachen ist Musik, ihr Gang ist Musik. Auf den Bildern Watteaus, Bouchers und auf Fragonards sehr pikanter „Schaukel" sehen wir, wie Gesellschaft und Kunst den zierlichen Fuß im Stöckelschuh und Seidenstrumpf zu schätzen wußten. Karl Widmer sagt (in seinem

Google

Buch über „Die Frau des Rokoko"): „In dem weitausgeschnittenen Stöckelschuh aus Atlas oder feinem Leder von der Farbe des Kleides erscheint der Fuß noch kleiner, als er ist. Die hohen Absätze verleihen dem Gang das Tänzelnde, der Haltung das kokette Balanciren. Mit dem Fuß der Frau hat die galante Zeit einen wahren Fetischdienst getrieben. Der Cordonnier, der für diesen Fuß das Kunstwerk seiner eleganten Hülle anfertigt, betreibt sein Metier mit den Alluren eines echten Künstlers. Ein berühmter Schuhkünstler wird von der Gesellschaft verhätschelt. Prinzessinnen und Damen vom Hof schenken ihm ihr Portrait. Er lädt Kavaliere zum Essen ein. Die Kunstwerke, die er schafft und sich mit märchenhaften Summen bezahlen läßt, haben Dichter begeistert, wie Rétif de la Bretonne, der auf den schönen Fuß und die hohen Absätze der Herzogin von Choiseul einen ganzen Roman schreibt." Die vom zarten Fuß der Frau erregte Sinnenlust wird in dem Roman Rétifs zur Monomanie; noch mehr in den Scheusäligkeiten des Marquis von Sade und später in den Romanen Sacher-Masochs, der mit Wonne in der Vorstellung eines von der Geliebten schmerzhaft getretenen Mannes schwelgt.

Auch das „Werther"-Kostüm kleidet den Fuß der Frau mit liebevoller Sorgfalt. Heinses „Ardinghello", dieses hohe Lied schöner Sinnlichkeit, widmet jedem Theil des Frauenkörpers, auch dem Fuß, glühende Betrachtung. Bei dem seligen Glanze der Füße „Aspasias" verweilt Hamerling entzückt; und er schildert die anmuthigen Zehenkünste tanzender Hetären. Die Willkür körperlichen Schamgefühls in Bezug auf den nackten Frauenfuß spricht aus zwei Beispielen. Für Scotts prude englische Leserschaft war es wohlverständlich, daß im „Talisman" die Jungfrau tief erröthet, weil sie mit unbekleideten Füßen vor einem Mann erscheinen muß; in Lothars Erzählung „Die Reise ins Blaue" vergnügen sich junge Damen und Herren der besten Kreise mit einem Gesellschaftspiel. Die Geschlechter sind durch einen Vorhang getrennt. Die jungen Damen entblößen die Füßchen von Schuh und Strumpf und strecken sie, eine nach der anderen, durch einen Spalt der Wand. Wer von den Herren aus der Individualität eines Fußes dessen Besitzerin erkennt, erhält den Preis.

Eine Novelle Theophils Gautier beherrscht ein kleiner Frauenfuß. Freilich: der Fuß der egyptischen Prinzessin Hermonthis, der Tochter des Königs Pharao, die vor dreitausend Jahren lebte. Für fünf Louisdor ersteht der Dichter diesen balsamirten Mumienfuß und stellt ihn als Briefbeschwerer auf seinen Schreibtisch. Nachts, um die Geisterstunde, fängt das Füßchen zu hüpfen, zu

Google

tanzen an; nun erscheint die schöne Prinzessin, der ein Fuß fehlt, und bittet um ihr sehr persönliches Eigenthum. Die Prinzessin klagt mit sanfter Stimme: „Mein lieber, kleiner Fuß, Du fliehst mich immer, obwohl ich so sorgsam mit Dir umgegangen bin! Ich badete Dich in duftendem Wasser, in einem Bassin von Alabaster, glättete Deine Ferse mit einem in Palmöl getauchten Bimstein, Deine Nägel wurden mit goldenen Feilen gefeilt und mit dem Zahn des Nashorns glänzend gerieben, ich trug Sorge, gestickte und gemalte Thabebs mit umgebogenen Spitzen für Dich zu wählen, um die alle jungen Mädchen Egyptens mich beneideten; Du hattest an Deiner großen Zehe Ringe, die den heiligen Skarabäus darstellten, und Du trugst einen der leichtesten Körper, den ein bequemer Fuß sich nur wünschen kann."

Auch im Drama spielt der Fuß der Frau manchmal eine Sonderrolle. Wilde läßt das Haupt des Johannes den geschmeidigen Füßen Salomes zum Opfer fallen: ihr Tanz erringt den blutigen Preis. Seht Ihr nicht, wie sich Kleists Käthchen schamhaft die Strümpfe auszieht, den Bach zu durchwaten und ihren hohen Herrn zu retten? Ein Höhepunkt in Wagners „Meistersingern" ist der Augenblick, da Hans Sachs Evchens Schuh und Fuß in seinen treuen Händen hält.

Die Märchengestalt des Dorfschneiders in Hauptmanns „Hannele" bringt dem armen Kind in seinem Todestraum Brautkleider und gläserne Pantoffel, und während der Schneider vor Hannele kniet und ihre Füße bekleidet, spricht er: „Es sind die kleinsten Schühchen im Reich. Sie haben Alle zu große Füße: die Hedwig, die Agnes, die Liese, die Martha, die Minna, die Anna, die Käte, die Grete ... Sie passen, sie passen! Die Braut ist gefunden. Jungfer Hannele hat die kleinsten Füße." Das Rautendelein der „Versunkenen Glocke" entzückt den kranken Glockengießer Heinrich mit Zauberkünsten seines lieblichen Leibes; nicht die geringste dieser süßen Listen ist es, als das Mädchen das Füßchen hebt, die Haselnuß zu knacken: „Gieb Acht: hier heb' ich meinen kleinen Fuß. Den rothen Absatz siehst Du?" Wichtiger ist die erotische Wallung, die den Doktor Rank in Ibsens „Nora" erfaßt, als ihm die bang nach einem Ausweg flatternde kleine Frau ihre neugekauften seidenen Strümpfe zeigt. Er verliert die Fassung; der Rettungplan Noras scheitert am Geständniß seiner Liebe. In Hofmannsthals Tragoedie „Das gerettete Venedig" erleidet der welke Greis Dolfin unerhörte Schmach von der Courtisane Aquilina, die er mit verzehrender Altersbrunst liebt. Sie speit ihm zu, um wie viel häßlicher er sei als ihr toter Hund; er erwidert: „Kann

Google

ich nicht schnuppern und das Plätzchen finden, wo Deine süßen Füße sind?" Und er küßt ihren Fuß.

Zum Symbol stärkster sinnlicher Macht, aber zugleich auch zum Symbol der gesammten geliebten Persönlichkeit wird der Fuß der Frau in Stuckens Artusdrama „Lanval" erhoben. Held Lanval von der Tafelrunde hat an der smaragdenen Küste von Avelun den blühenden Schemen Finngula erblickt, das zauberhafte Wesen mit der Gluth seiner Umarmung ins Leben gerufen und der Geliebten, da sie später auf seinen Ruf nicht wiederkam, Treue und Vertrauen gebrochen. Eben feiert er mit Lionors Hochzeit, ein Mann mit zerrissenem Herzen, und sein Wahn schmäht Finngula, während sein Blut und seine Seele doch nach ihr allein schmachten. Plötzlich erlöschen die Lichter im Saale. In völliger Finsterniß erscheint an der Saalwand ein selbstleuchtender, nackter Frauenfuß. Er gemahnt an verschüttete Wonnen; er bedeutet die Gegenwart der verrathenen Liebsten und das Verhängniß.

Vielfarbig sind die Blüthen, mit denen die Lyrik den Fuß des Weibes schmückt. Gleichsam in den Abtönungen aller Temperamente wandeln, schreiten, schweben, hüpfen, tanzen, springen und wirbeln Frauenfüße durch die Lieder. Goethes „Veilchen" wartet demüthig, ob die Schäferin es pflücken werde:

„Ach, aber ach! Das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch."

Der geliebte Fuß in Bewegung leiht seinen eiegnen Rhythmus dem Gedicht. An ein hehres Schreiten denken wir bei der Stelle in Shakespeares Sonett: „Ich sah noch niemals eine Göttin gehen; doch weiß ich, auf die Erde tritt Dein Fuß"; und an ein Schweben bei dem Vers aus Schulzes „Bezauberter Rose": „Scheint leicht ihr Fuß auf Blumen sich zu wiegen." Bodenstedts „Mirza Schaffy" singt:

„O wie mir schweren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn sie so leichten Ganges
An mir vorüberschwebt!"

Das tanzende Füßchen hat es sehr vielen Lyrikern angethan. Aus dem Gedicht „Auf dem Maskenball" von Gustav Falke:

„Da dreht sich auf zierlichen Hacken
Auf einmal das zierlichste Bild.

Google

Ein Seufzer der Klarinette,
Ein zierliches Ach der Obo;
Tanze mit mir, Pierette!
Kein Füßchen tanzte je so."

Goethes „Goldschmiedsgesell" betrachtet der Nachbarin Fuß beim Spinnen:

„Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich schenkts dem lieben Mädchen."

Die deutsche Sprache will, daß sich Fuß und Kuß reimen:

„Es gleiten leise knisternd die Gewänder
Und öffnen Himmelsreiche meinem Kuß.
Nun nestl' ich an dem Schühlein auf die Bänder
Und kose lind den kleinen nackten Fuß."

Ein ähnliches Verfahren wählt Puschkin:

„Nimm vom Nacken die Mantilla,
Wie der Tag uns aufzugehn,
Schönstes Mädchen von Sevilla,
Laß' Dein kleines Füßchen sehn!"

In „Galathea" klimpert neckisch Frank Wedekind:

„Und was thät' ich nicht, Du süße
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen Deine Füße,
Weil sie so verlockend sind."

Goethe empfiehlt dem liebenden Jüngling „Wahren Genuß" in der Bescheidung:

„Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht."

Und hier der selbe Vorgang mit ganz anderer Wirkung, in anderer Stimmung:

„Still ruht Dein Fuß auf meinem und es blühn
In unsern Blicken thaubenetzte Rosen."

Alfred de Musset will sich nicht bescheiden:

„Mein, mein ihr Hals, sehn sie die Wände
Des Schlafgemachs in üpp'ger Ruh;
Mein das Gewand um ihre Lende,
Mein ihre kleinen weißen Hände
Und mein ihr Fuß im schwarzen Schuh!"

In diesen Liedern ist meist ausdrücklich der Theil für das Ganze genommen, der Gesammtreiz der Geliebten in ihrem Fuß angesprochen. Wohl schimmert die Freude um den lieblichen Fuß

Google

der schönen Frau. Doch auf müden Frauenfüßen wankt das tiefste Leid, auf blutigen Frauensohlen irrt die Verzweiflung. Auch in den Gedichten. Kennt Ihr Heines Edith Schwanenhals, die barfuß durch Nacht und Nebel wandert, barfuß das Blut des Schlachtfelds durchwatet, den erschlagenen Liebsten zu finden?

Ein wundersam trauriges Lied von müden Füßen der Liebe hat Maeterlinck geschrieben:

„Schwestern, ich suchte dreißig Jahr,
Wo mag er verborgen sein?
Schwestern, ich pilgerte dreißig Jahr
Und holte ihn doch nicht ein.

Schwestern, ich pilgerte dreißig Jahr,
Nun sind die Füße mir schwer.
Schwestern, er war überall
Und ist nirgends mehr.

Schwestern, trübe die Stunde blinkt;
Zieht mir vom Fuße die Schuh'.
Schwestern, auch der Abend sinkt
Und meine Seele sucht Ruh'."

Der Fuß des Weibes ein Symbol; der leichte, seidige, auf Blumenduft schwebende der Liebe, der in Schmerzen mühsam hinkende des Alters und der Noth. Auf diesem Gegensatz „steht" die Welt. Ihn hat Richard Dehmel ausgesprochen; in einem überwältigenden Gedicht, das mehr ist als eine soziale Sentenz, das tief im Herzen ein Wissen weckt von den blühenden Traumfüßen des Glücks und den Elendsfüßen des Lebens, die einander begegnen:

„Und wir gingen still im tiefen Schnee.
Still mit unserm tiefen Glück,
Gingen wie auf Blüthen,
Als die arme Alte
Uns anbettelte.

Und Du sahst wohl nicht,
Als Du ihr die Hände drücktest
Und Dich liebreich zu ihr bücktest,
Wie durch ihr zerrissenes Schuhzeug
Ihre aufgeborstnen
Blauen Füße glühten.

Ja, ein Mensch geht barfuß
Im eignen Blut durch Gottes Schnee,
Und wir gehn auf Blüthen . . ."

Wilmersdorf. Hermann Kienzl.

Google

Zinsfuß und Kredit.

Als Ende Dezember 1911 der Privatdiskont die Höhe des amtlichen Wechselzinsfußes nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten hatte, glaubte man, dieses Symptom schwerer Belastung des Geldmarktes werde den Jahreskehraus nicht lange überleben. Nun aber sahen die Iden des März einen Privatdiskont von 4¾ und eine Reichsbankrate von 5 Prozent. Gewiß keine Zeichen einer ganz behaglichen Situation. Im vorigen Jahr galt seit Mitte Februar ein Diskontsatz von 4 Prozent. 1910 war es eben so. 1909: von März bis September 3½ Prozent. 1908: bis in den Juni 5 Prozent. Seit vier Jahren also gab es keinen Reichsbankdiskont von 5 Prozent mehr im März. Woher hatten wir ihn jetzt? Mitgewirkt hat dazu die Politik des Reichsbankpräsidenten; der ernste Ton, in dem er die Banken vor allzu reichlicher Kreditgewährung warnte. Die Banken und Bankiers in der Provinz rühren sich. Ihnen scheint die Zeit dem Versuch günstig, das Joch der Großbanken abzuschütteln. Deren Leiter aber zügeln ihr Verlangen nach neuen Geschäften, bis das Ereigniß von heute ein Bonmot von vorgestern ist. Den Zusammenhang mit den Erörterungen über den Kredit zeigt der Blick auf Oesterreich. Der Wechselzinsfuß der Oesterreichisch-Ungarischen Bank steht auch noch auf 5 Prozent; und im Habsburgerreich waren die Diskontbarrieren stets niedriger als in Deutschland. Da die Kreditwarnung auch an die schwarz-gelben Banken erging, darf man vermuthen, daß die Zurückhaltung der Centralinstitute und der Kreditbanken zu der Höhe der Geldsätze beigetragen habe. Nur die Bank von England hat ihren Zinsfuß in diesem Jahr geändert (am achten Februar senkte sich die Rate von 4 auf 3½ Prozent); aber der Riesenstrike hat den Strom der Umlaufmittel und die Neubildung von Kapital gehemmt. Die Bank von Frankreich, die im September 1911 ihren Wechselsatz aus der festen Verankerung der 3 Prozent gehoben und auf 3½ Prozent gebracht hatte, sitzt noch immer auf dieser ihr sonst fernen Höhe. Im Februar erwartete man die Rückkehr zum Normaldiskont. Vergebens.

Auch die Arbeiterbewegung, die den Erneuerungprozeß des Kapitals hemmt und die Kaufkraft schwächt, wirkt freilich auf den Geldmarkt. Die englischen Kohlenarbeiter hatten ihre Kontrakte gekündigt und bis zum letzten Punkt erfüllt, bevor sie das Gezähe aus der Hand legten. Die deutschen Bergleute sind am ersten März vertragbrüchig geworden und wurden deshalb, nachdem sie drei Tage nicht eingefahren waren, entlassen. In den beiden Reichen feiern fast zwei Millionen Arbeiter. Hochöfen, Walzwerke, Spinnerei- und Webereimaschinen, Zuckerfabriken, Gasanstalten, Elektrizitätwerke leiden Kohlenhunger. Die Lokomotiven sind auf knappste Rationen gesetzt. Die meisten englischen Dampfer liegen vor Anker. Große Kohlenmengen wurden verbraucht, um die Betriebe so „warm zu halten“, daß sie, nach Wiederaufnahme der Arbeit, schnell wieder ausgenutzt werden können. Die Hochöfen dürfen

Google

nicht erkalten. Sie werden „abgedämpft“. Das erfordert aber größere Quantitäten Koks, als bei normaler Arbeit gebraucht werden. Da der natürliche Ausgleich zwischen Produktion, Absatz und Geldzufluß fehlt, neigt sich das Gewicht der Aufwendungen auf die Seite des Kredits. In England erlitt das Nationalvermögen durch den Generalstrike im September 1911 einen Verlust von zwei Milliarden Mark. Wie groß er diesmal werden wird, läßt sich nicht einmal vermuthen; auch nicht, ob der englischen Kohle gelingen wird, die im Ausland verlorenen Absatzgebiete in absehbarer Zeit wiederzugewinnen.

Im Ruhrrevier sind mehr als 200 000 Knappen in den Ausstand getreten. Nicht ihr Verlangen nach Lohnerhöhung wurde abgelehnt, sondern ihr Recht bestritten, durch die Ausschüsse der Organisation mit den Zechenverwaltern zu verhandeln. Die Industrie verfügt über große Kohlenvorräthe und glaubt, drei Wochen lang ohne Verkürzung weiterarbeiten zu können. Daß der Strike nicht länger dauern kann, ist durch die Kleinheit des Kriegsschatzes verbürgt. Aber der Schade wird trotzdem nicht gering sein. In den Häfen werden Riesenpreise für Bunkerkohlen gefordert. Die Folge ist, daß viele Dampfer still liegen, weil die höchsten Frachten keinen Gewinn mehr lassen. Der große Ruhrstrike des Jahres 1905 kostete die Arbeiter 18 Millionen Mark an Löhnen. Die Gruben verloren mehr als 40 Millionen, die Eisenbahnen (an Frachten) 10 Millionen. Seit dem Beginn des neuen Ausstandes sind die Bergwerkpapiere im Durchschnitt um 10 Prozent gefallen. Die Zechen haben große Lasten zu tragen und eine Lohnerhöhung wird nicht leicht auszugleichen sein. Die Zechenstatistiker haben berechnet, daß eine Steigerung der Löhne um 15 Prozent den Verdienst aus einer Tonne Kohle von 1,80 Mark (so hoch wird der Nutzen nach der Preiserhöhung, die am ersten April eintritt, sein) auf 14 Pfennige herunterdrücken werde. Daß bei solchem Ertrag auf Dividenden kaum noch zu rechnen wäre, ist klar. Schon eine viel geringere Lohnbesserung würde den Ertrag des zu verzinsenden Kapitals schmälern. Erlaubt solche Wirkung eine Minderung des Kredits? Die Banken werden nicht mehr genöthigt sein, ihr Kontokorrent auf Kosten des Gewinnes zu vermehren; denn die Industrie wird sich freuen, wenn sie die Mittel zur Ernährung ihres Betriebskapitals findet. Wodurch soll der Zinsfuß niedriger werden, wenn das Mißverhältniß zwischen Anlagekapital und freien Mitteln immer sichtbarer wird? Schließlich kommt es darauf an, ob das Volksvermögen in jedem Jahr den Ueberschuß bringen kann, den ihm die Statistik nachgewiesen hat. Man bedenke, wie geräuschlos sich das Auswechseln von Schlagwörtern vollzieht. Wer glaubt heute noch an eine nahe Möglichkeit, den vierprozentigen Anleihetypus wieder aufzugeben? Und wer hätte um die Jahrhundertwende geglaubt, daß deutsche Großstaaten ihre Schulden mit 4 Prozent verzinsen müßten? So ists auch mit der Entwickelung auf dem Geldmarkt. Die „Abundanz“ verschwindet und die Wirthschaft muß auf neue Geldverhältnisse eingestellt werden. Sind die Ban-

Google

ken wirklich bereit, ihre Barreserven aufzufüllen, so müssen sie irgendwo in der Bilanz vom Alten Etwas abtragen. Sie werden bei den Debitoren anfangen und damit den Eindruck der Geldknappheit vertiefen. Oder sie erbitten von der Reichsbank die Summen, die als bare Rücklagen vorhanden sein sollen. Das würde geschehen, wenn vorgeschrieben würde, daß die Banken ihre Giroguthaben bei dem Centralinstitut vergrößern müssen. Wer ein Girokonto bei der Reichsbank hat, macht mit ihr Geschäfte. Deren Umfang richtet sich nach der Größe des Guthabens. In diesem Kreislauf von vermehrter Rücklage und gesteigertem Umsatz ist das Ende immer: erhöhte Belastung der Kreditcentrale.

Ein kräftiger Industriestaat paßt nicht zu einer Couponsrepublik. Giebts besseren Beweis als die deutsch-französische Finanzgeschichte der letzten sechs Monate? Frankreich hat den deutschen Banken die Guthaben genommen und nicht wiedergegeben, obwohl französisches Geld sich im deutschen Bezirk höher verzinst als im eigenen Land. Wo findet Deutschland Geld? In den Vereinigten Staaten; also in einem zu ihm passenden Wirthschaftgebild. Im Dollarland steht das geschäftliche Leben ähnlich zu Geld und Kredit wie bei uns; nur fördert drüben die unermüdliche Spekulation den Umsatz rascher. Die Union ist in eine Periode gelangt, die man ein Klimakterium nennen könnte und vor deren Ueberwindung der Organismus nicht wieder in Ruhe kommen wird. Trusts und Tarifrevision sind die Unruhestifter. Die Industrie verbraucht weniger Geld als in gesunden Tagen. Wie schnell sich die Börsenstimmung ändert, zeigt die Entwickelung der Standard-Oil-Aktie, die nach der Verurtheilung rüstig in die Höhe geklettert ist. Die Yankees wissen, daß ihre Guthaben in Deutschland sicheren Gewinn bringen. Auch die amerikanischen Geldsätze waren gestiegen, als beträchtliche Zahlungen fällig wurden. Im Wesen der Konjunktur hat sich jedoch nichts geändert. Daß die Morgan, Rockefeller, Kuhn, Loeb & Co. und Andere die Finanzirung wichtiger Unternehmungen nach ihrem Gutdünken betreiben oder ablehnen können, wird nachgerade als Hemmniß empfunden. Man erfand das Schlagwort Money-Trust und fordert nun, daß die Regirung sich auch um diesen Trust kümmere. Doch dieses System ist unangreifbar. Die Mehrheit der Aktien sichert den Großen den Dirigentenplatz in der Verwaltung der Aktienbanken; und dadurch werden die Depositengelder den Geschäften der mächtigen Privatunternehmer dienstbar. Kredit ist also nur im Machtbereich der Trustmagnaten zu erlangen. Das ist nicht gut, weil dadurch gesunde Theile des Wirthschaftkörpers der Gefahr des Verkümmerns ausgesetzt werden. Der Fehler liegt im Aufbau der ganzen Wirthschaft; die Depositengelder werden im Sinn der amerikanischen Geschäftspolitik verwaltet. Man müßte die Individuen beseitigen und an deren Stelle wirkliche Aktiengesellschaften setzen, die durch Gesetz und Verfassung mit Sicherheitbürgschaft ausgestattet sind. Auch in Deutschland wird ja über die Verwaltung der Depositengelder geklagt; einen Money-Trust giebts aber nicht: denn die Aktienbanken konkurriren. Das ist der finanztechnisch wesentlichste Unterschied. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 30. März 1912.

Moritz und Rina.

Kressin, Judica 1912.

Gebenedeiter!

Unmoderne (also standesgemäße) Anrede; aber auch nicht etwa im Sinn christlicher Frommheit gemeint. Putzig, im Aufblick (versteht sich) zu Dir an Lukas und den Lobgesang des Priesters Zacharias zu denken. Eher an Fécamp und die Kuttenkräuter, an deren Auszug so gern nippst; oder, mit schuldiger Ehrfurcht, an den jüdischen Herrn, durch dessen Dunstkreis, zwischen Räucherfisch, lackirtem Käse und Rothkohl, in Amsterdam und Rijnsburg mich donnemals in aller Herrgottsfrühe ein hoher Wille schleppte. Gebenedeit: weil so märchenhaft genußfähig und munter noch im Silberhaar und vor dem Morgenthee sogar, wo andere vom Leben Ramponirte ungenießbar, schon bis an die Schläfe in Philosophenheiterkeit mildester Sorte, ganz ungesalzen wie Malossol, getunkt. Mancher lernts nie; et j'en suis. Wie Dich, obendrein ohne rechten Glauben, so zu läutern vermochtest, mir unfaßbar. Sehe noch den Karl, der in Alkala von mir Abschied nahm. Das spitzeste, bösește Zünglein im Kreis; drüber und drunter auf jedem Zahn Borsten, deren ein Igelrücken sich nicht zu schämen brauchte. Wurdest auch mit Nattern, Spanischen Fliegen, Kreuzottern fertig. Immer im Stachelpanzer; und immer den Hieb der Parade vorgezogen. Fleisch, Blut und namentlich Knochen des Vaters, der York und Scharnhorst erlebt hatte; und der Schwester nicht

Google

nur nach der Kirchenbuchangabe verwandt. Bequem war dieses Geschwister nicht; doch wenn wir einander wund gestochen hatten, gings für ein Weilchen wieder innig. „Benedikt und Beatrice.“ Lebchen, ein großer Bücherwurm vor dem Herrn, hatte es aufgebracht; und sobald auf unserer Reibungfläche die Funken knisterten, neckte der ganze Schwarm: „Much Ado About Nothing.“ (Wobei erwähnt werden muß, daß Deine Ergebenste nie so unanständige Sachen redete wie Shakespeares sonderbare Oberpräsidentennichte; die freilich noch ein ganzes Streckchen früher geboren wurde als selbst sie, unter der Jungfräulichen Königin, die einen Puff vertragen konnte.) Neulich, im Deutschen Theater, habe ich das Paar nicht wiedererkannt. Strahlte leider nie so üppig in appetitlicher Fleischfarbe wie diese Beatrice mit dem Donatellohals und dem Makarthaar, deren allzu kostbare Toilettenpracht nicht darüber wegtäuschen konnte, daß sie Bourgeoise blieb. Ein gesundes, liebes Weib mit richtig gehendem Herzen; nicht (wie noch die verwitternde Ellen Terry) eine Lady, unter deren blondem Schopf ein Teufelchen an Grill verbrennt. Näher bei Sakrow als bei Emmelfei, wie der Brite quakt. Mehr Madame aus dem ruhigen Berlin als Bäschen Pembrokes. Und Benedikt! Ein geschickter Mensch, der sein Publikum kennt, es an der rechten Stelle zu kratzen weiß und nicht mit dem Spielerpfund nur, sondern auch mit der abscheulichen Stimme noch wuchert. Erstens aber kein Rauhbein und Haudegen, den die Wonne, sich geliebt zu wissen, in einen sanften Putzmacher umwandelt. Schon bei der Heimkehr aus dem Kampf wunderschön geschniegelt und geleckt; gar nicht wie Einer, der sich im Feldlager verlottert und bei muffigem Proviant gedarbt hat. Und als Geliebter in einer Gala, die sich kaum Liesbeths beide Roberts, Leicester und Essex, bezahlen konnten. Zweitens nicht vornehm und nicht männlich genug. Zu viel Gekräh, Gefuchtel, Geschlenker, Geheul; der Benedikt, den ich kenne, wälzt sich nicht im Gras, schäkert nicht mit Meerkatzenstimme, kitzelt Standesgenossen nicht mit spitzem Reitstock. Der ist barsch, aber aus guter Kinderstube; bleibt immer ein Mann und wird nie zum Possenreißer; hat in der geschlossenen Knospe ein starkes Gefühl, dessen Duft, wenn Frühling über sein Herz kommt, nicht nur Leonatos Nichte berauscht. Liebenswürdigkeit fehlt Eurem Herrn Bassermann (trotz ominösem Namen) nicht; nur Wucht und

Google

Einfalt. Er pumpt aus hundert Röhren heraus, was in Kopf und Brust irgend flüssig zu machen ist, besprengt sich mit allen Wohlgerüchen eines Treibhausgeistes, scheint schließlich eher ein amusanter Geck als ein nobler Degen, der sein Zartestes unter eine Igelbürste versteckt, und erklärt, wider den Sinn des Dichters, mit zwecklosem Zappeln, Stöhnen, Springen, Kreischen den Titel: Viel Lärm um nichts. Schade. Das Paar kam aus einem Gartenhaus, dessen Bewohner an Feiertagen Landpartien nach den Havelseen machen; nicht aus Tudorschlössern. Auch die kleine dicke Niemann war weder spröde Dornenjungfrau noch Earltochter; wenn sie aber unter dem grünen Blitz ihrer Aprilwetteraugen das Fingerchen quirlen ließ, glaubte man ihr, daß sie unter einem tanzenden Stern geboren worden war. Und die Benedikts, die wir, von Irving und Liedtke bis auf Mitterwurzer und Matkowsky, sahen, brauchten sich nicht so zu strapaziren, um für wilde Flügelköpfe zu gelten. Das Stück selbst hat mir nie geschmeckt. Dieser Claudio, der nach dem ersten Wort blödsinniger Verleumdung seine Braut für einen Gassenkehricht hält und drauf brennt, ihr vor allen Traugästen, am Altar, den Schimpf ins Gesicht zu werfen, giebt einen netten Begriff von florentinischen Grafen. Und seine Hero, die, als das Stinkbömbchen zerplatzt ist, sich dem ruppigen Kerl gleich wieder selig an den Hals hängt, kann mir, mit ihrer unwürdigen Versöhnlichkeit, gestohlen werden. Trotzdem hat dieser seltsamste Engländer Einen immer wieder am Wickel. Als gebe es (während alle Anderen von draußen reden und von Gefühlsspalieren pflücken) auf Gipfeln und in Tiefen nichts, was er nicht erlebt, bis ans bittere Ende durchgekostet hat. Er kennt die Könige und die Landstreicher bis ins Mark. Männer und Weiber. Den müden Galantuomo von Arragon (der zu jung) und den Schutzmann Holzapfel (der komisch, nur nicht grämlich, nicht verlesen und bildungprotzig genug war). Bin, trotz Vorbehalt, für den Abend dankbar. Das Ganze hatte einen schönen Ton von Jugend, Frohsinn und Lust an sorglosem Phantasiespiel (den besten der Prachtkerl Leonato, dessen saftig robustes Junkerwesen ich mir in die Nachbarschaft wünschte). Die Bilder bleiben mir. Sah die Atmosphäre, in der Shakespeare hänseln und tollen konnte, nie so. Die drei Spötter zwischen hohen Hecken am Parkbecken, mit den Gerten das Wässerchen trübend, ihre kavaliere Stichelrede, die fein

Google

abgestimmten Farben der Sammetgewänder und Seidendominos, der rothe Saal im Geflimmer der Spiegelkerzen, Hero mit Base und Zofe mitten im Aussteuerkram: man weiß, wie und wo. Riecht Elisabeths Brokatwelt. Und merkt wieder mal, was man entbehrt.

Deshalb: Gebenedeiter; weil das Alles täglich haben, noch ohne Magenrache zerkauen kannst und vom Benedikt nur das Beste, Lebenszeitgemäße behalten hast. Mais je m'égare in Komplimente, die alte Leute nicht kleiden. Folge Deines Dreitagewerkes, von dem ein härteres Herz gerührt werden konnte. In welchem Zustand landete ich auf dem Stettiner Bahnhof! Seit einem halben Jahrtausend nicht mehr allein gereist. Aber Adolfen hatte die Gicht an beiden Pfoten (Strafe für leichtsinnige Abkehr vom Vegetarischen) und die Sache duldet keinen Aufschub. Den Morgen, der mir den Brief des Jungen brachte, vergesse ich nicht. Bräutigam; und der Herr Schwiegervater zwar im Steckkissen getauft, doch von Abrahams Stamm. Mein Junge! Hatte ja Arges gewittert, seit er des Königs Rock auszog und in die Industrie abschwenkte. Traf mich dennoch wie ein Gewitter vor Oculi. Hin: war mein erster Gedanke; retten, was noch zu retten ist. Dem Podagristen durfte ich die nackte Wahrheit nicht auf den Rollstuhl packen; um ihm nicht zu schaden, mußte mich, wie eine tanzsüchtige Mamsell, mit einer Nothlüge trollen. Schämte mich vor Patzkes weißem Scheitel, als er die Handtasche nebst Kofferschein präsentirte, und war froh, daß kein bekanntes Gesicht mitfuhr. Trotz Alledem ists dann so hübsch geworden. Dein Verdienst. Das Mädel einfach und auf seine Art fein, der Junge im siebenten Himmel und die Schwieger aus gutem evangelischen Haus. Daß ich den Papa Geheimrath (Das sind sie Alle; und haben mindestens die Krone Zweiter) noch nicht zu beschnuppern brauchte, war ein Segen. Ohne Dich und Deine Lotte wäre ich aber nicht zu Rand gekommen. Wenn Euch Eine paßt, die sechsmal an Eurem Tisch saß, darf ich ruhig sein. Bins, so weit die vorhandenen Mittel reichen, wüthe nicht mal mehr darüber, daß außer mir Alles im süßen Geheimniß war, und bin nur traurig, weils so hastig abgemacht werden mußte. Sind die Tage verflogen! Mir wirbelts noch immer im Schädel. Hattest aber auch mit abgefeimter Zärtlichkeit für mich aufgebaut. Die Landfrau in Seelentrauer sollte „zerstreut“ werden; weiß schon. Darum Frauenausstellung, Adlon und Shakespeare. Genug für zweiundachtzig

Stunden aus dem Leben einer Greisin. Den Weibern hätte ichs nicht zugetraut; sie halten sich höllisch dran, und was die Vereine und Missionen leisten, muß imponiren. Wohin aber geht die Reise? Kann mir die Männer nicht vorstellen, die mit den furchtbar gelehrten, sozial fürsorglichen, zerarbeiteten Frauen auskommen sollen. Die großen Ziffern, die zeigen, wie viele Mädchen und (gräßlich!) Mütter schon in Berufen verbraucht werden, erschrecken mich. Was wird draus? Aus der Ehe und aus der Rasse? Ob ein Fräulein sich bis zum Doktor durchkeucht und das Heer der Reizlosen sich „Bewegung“ macht, ist nicht wichtig. Um so mehr, ob Millionen in der Fabrik aufwachsen und verblühen. In fünfzig Jahren giebts eine schöne Bescherung. Kranke, im Haus fremde Mütter und vom Staat erzogene, über den selben Volksschulleisten gespannte Kinder, denen der Staat natürlich ein Gräuel ist. Ich werde es, Gott sei Dank, nicht erleben. Möchte aber, ehe ich in die Grube fahre, Den noch sehen, der die berühmten „Kulturstaaten“ mit der Inbrunst des Wüstenpredigers beschwört, den Frauen alle Fabrikarbeit zu verbieten und die Männer so zu bezahlen, daß sie ihre Familie ernähren können. Lächelst vom Gletscher herab? Ja, warum hast mich zwischen die Reformweiber mit abgetretenen Säumen, Mutterschutz und schiefen Hacken spedirt?

Um dem Verhör zu entgehen. Zweck des Programmes, daß (leugne nur nicht) kaum für das Familiärste eine stille Stunde bleibe. Seit Monaten hat sich ein ganzes Schock quälender Fragen gestapelt: und alle habe ich nun unbeantwortet wieder heimgebracht. Deine Brüderlichkeit nennts „Bewahrung vor Aergerniß“. Sehr nett und pfiffig. Der Kopf stand auch nicht gerade nach Staatlichem. Jetzt aber hocke ich hier, freue mich an Krokus und grünen Strauchspitzchen und darf keinen Besuch annehmen, weil die Unwissenheit um alle Reputation brächte. Wie lange? Als das Gemunkel vom Kanzlerwechsel anfing, schwor Dein Mund, die ärmste Schwester, sobald Licht werde, in die Klarheit zu führen. Noch auf dem Bahnsteig wurde das Gelübde, vor dem Fensterspalt, feierlich wiederholt. Nichts; kein Sterbenswörtchen. Soll ich, wie Beatrice, vom nächsten Bärenführer sechs Heller Handgeld fordern und seinen Affen ans Höllenthor führen? S. M. ist fort und ein Mann Deines Kalibers muß wissen, was die Glocke geschlagen hat. Nach dem Wahlekel war entschlossen, im Engsten

Google

zu bleiben und nie mehr ins Allgemeine zu tauchen. Läßt sichs abgewöhnen? Nicht in so alten Tagen. Und was wir erleben, übersteigt doch die höchsten Puppen. Dieses Geschimpf! Ein Minister, der, pflichtgemäß, sagt, daß jeder Beamte, der für einen Rothen stimme, dem König den Treueid breche, wird wie ein Kujon heruntergehunzt. Und ein Kanzler, der hundertzehn Republikaner in den Reichstag läßt, bleibt in der Gnade. Mit dem Inspektor, der mir so viele renitente Leute lieferte, spränge ich anders um. Was hält denn eigentlich diesen Herrn Hollweg, dem im ganzen Reich kein Christenmensch das für sein Amt Nöthigste zutraut und mit dem ich fertig bin, seit er Heydebrand der Heuchelei beschuldigte? Unfaßbar. Draußen hat er so viel Ansehen wie ein Dorfschulmeister auf dem Viehmarkt; drinnen verzankt er sich mit Allen und muß hinnehmen, daß die kleinsten Bundesrathsknirpse ihm über den Schnabel fahren. Schwimmt er nun endlich ab? Hier behaupten die Weisen, Tirpitz komme; mit England sei nichts geworden, also Rüstung auf Leben und Tod unvermeidlich; mit dem Monsieur Bethmann werde Kiderlen fallen, durch Bernstorff ersetzt werden, aber nicht Konstantinopel bekommen, weil er da von der Vertreterzeit her Allerlei hängen habe. Marschalls Erbe sei dem athener Wangenheim zugedacht, der in Korfu Gelegenheit hatte, de donner sa mesure. Und S. M. sei in letzter Zeit so verstimmt und nervös gewesen, daß die Nächsten bei dem Gedanken an Reiseaufschub eine Gänsehaut hatten. Keinen Schimmer, ob irgendwas davon stimmt. (Wie sollte ich, die der tief eingeweihte Herr Bruder mit anderen Wintersachen in den Mottenschrank gesperrt hat?) Jedenfalls ist Ruhe und Behaglichkeit ausgewandert. Jeden Morgen nach der Zeitung eine pelzige Zunge. Daß es Herrn Bassermann (dem noch berühmteren) in die Bude zu regnen anfängt und wenigstens einem Theil seiner werthen Parteigenossen die Vernunft aufdämmert, war die einzige Freude in trüben Tagen. Denn die neuste „Befestigung des Dreibundes“ tröstet mich nicht; und daß eine pariser Spielerin allen Reportern erzählen darf, wie der Kaiser lacht, französische Verse deklamirt, eng gebundene Röcke schätzt und Frankreich bewundert, hörte ich lieber nicht. Adolf: „Wie vor der Novemberkrisis. Dürftest also nicht fragen, was den frommen Theobald hält.“ Er ist wieder auf den Beinen und leidlich aufgefrischt. Feuer und Flamme für die Heirath des Jungen („Bismarck war

Google

doch auch für Rassenkreuzung") und gesprächiger, als dem Hausfrieden zuträglich ist. Bekennt aber selbst, daß die Politik ihm undurchsichtig geworden sei wie eine bis an den Kork gefüllte Tintenflasche und daß er auf Haldane und Churchill, Tirpitz und Wermuth, Victor Emanuel und Franz Ferdinand sich keine Reimverse machen könne. Auch er. Mußt die Verantwortung tragen.

„Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk und errette mich von den falschen und bösen Leuten. Was betrübest Du Dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott!" Am fünften Sonntag der Fasten zu lesen. Vielleicht hilfts noch einmal bis Gründonnerstag weiter. Fühlst, wie schwer mir wird, Geduld zu lernen? Nach Mieze baut nun auch Otto ein eigenes Nest. Wird gewiß noch manchmal herkommen und immer der gute Junge sein, der jeden Schmerz in Mutters Schoß ausgeweint hat. Aber ein Fremdes ist zwischen uns; und so lieb ich seine Frau gewönne: das Blut läßt sich nicht befehlen. Als Soldaten habe ich ihn geträumt, neben Einer aus unserem Stand und Altpreußenklima. Alles anders. Er ein Geschäftsmensch und sie reich, verwöhnt, bei innerer Tüchtigkeit fast international, in jedem Luxus-Expreß heimisch und im Winter an Kairo leichter als an Kressin zu akklimatisiren. Muß wohl so sein. Sie wird sich die redlichste Mühe geben, hier jedes Ding „reizend" zu finden; und sich ein Halbjahrhundert hinter ihrer Zeit glauben. Noch in den Hundstagen bliebe es frostig. In seine Osterkiste (Eure soll das Leckerste bergen, was aus Pommern zu holen ist) packe ich den ersten Waffenrock, der so lange hier hing. Kann ihn nicht mehr sehen. Jetzt kommt die richtige Einsamkeit. Was hat Unsereine, wenn die Kinder weg sind? Das Bischen Hausfrauenpflicht reicht knapp für Alltagsherzen. Und daß ich mit Deinem Schwager nie zur Einheit zusammenwuchs, ist am Ende nicht nur meine Schuld. Deine, daß mein Puls mit dem Preußens schlug. Heute? Was mir heilig ist, wird verhöhnt; an allen Ecken, von allem Gesindel. Uns will man wie Giftkraut aus dem Boden jäten, den die Ahnen dem rothen Adler erobert haben, und alles darauf Entstandene mit Plattfüßen zertrampeln. Männer von Rang und Verdienst werden angespien und das große Maul will uns vorschwindeln, aus ihm spreche die „Stimme der Nation". Much Ado About Nothing. Gute Nacht! Küsse Lotte; und grüße von Mutter das Brautpaar. Rina.

Google

Berlin, Emanuel 1912.

Sweet Beatrice!

Das Feinste, was aus Pommerland zu holen ist, kannst leider nicht in die Kiste legen (für deren Empfang wir uns von Palmarum an würdig, mit Fasten, bereiten wollen); höchstens ein Konterfei von der Sorte des Judicabriefes. Das zarteste Osterlämmchen mundet nicht so. Draußen tröpfelte es. Mir aber stieg die Maienzeit nieder, in der ich einst mit der lieblich blitzenden Virago im Geist rang und für und wider alle Dinge des Himmels und der Erde Fehden ausfocht. Bin auf die Narben noch stolz. Und Zwei, die sich so innig zu einander gerauft hatten, konnte nichts wieder trennen. Amen. Aus der Wirrniß Deines Muttergefühles Dich in Shakespeares Seelensanatorium zu führen, hatte die Schwägerin empfohlen, die Rinettes stärkste Seiten kennt. Keins von uns aber erwartet, daß sich das alte Spiel noch einmal so tief eindrücken werde. Bist mit Allem im Recht. Mich hat, nebenbei, noch verdrossen, daß Don Juan um das Gelächter der Gründlinge warb. Wird dieses scheele Stiefkind Fortunas, das alle Quellen und Flüsse des Lebens vergiften möchte, ins Operettenreich gestoßen, dann zerstiebt der Sinn der lockeren Komoedie völlig. Ekelhaft soll der hämische Bursch sein, der das von Thränen genetzte Menschenleid wie eine Auster mit Citronensaft schlürft; nicht lächerlich. Doch über Allem hatte Etwas vom Geist des fröhlichen alten Englands gewaltet; der alle Schlacken wegwirbelte. Wo ist er nun? Daran dachte das greise Haupt, als Du Zerstreutheit und Mangel an Ehrfurcht vor der Dichtermajestät rügtest. Von Volk oder gar Rasse reden wir wie von einer unveränderlichen Größe, einer Konstanten, die man, morgen wie gestern, in jede Gleichung einstellen könne, und sind (avis à la lectrice) entsetzt, wenn ein Nächster sich in fremdem Blut fortpflanzen will. Dürften mit so viel Fug dann auch an Spuk glauben. Bacon und Lloyd George scheinen nicht von der selben Rasse und beinahe wird uns schon schwer, Winston als Sohn Randolphs Churchill zu erkennen. Herr Asquith, der, um mit dem Kohlenstrike fertig zu werden, allen Bergarbeitern durch Gesetz das Recht auf einen Mindestlohn sichern will, könnte sich auf Elisabeth berufen. Die hat, klug wie ein Caesar, der die Plebejer füttert, verfügt, daß an jedes Jahres Anfang die Friedensrichter mit würdigen und verschwiegenen Männern aus

Google

ihrem Sprengel berathen sollen, welcher Lohnsatz für jede Arbeitart zu bewilligen sei. Vor hundert Jahren hat das Parlament die Bill aufgehoben, die auf allen Gebieten den Minimallohn vorschreiben wollte, doch nie ins Weite wirksam geworden war. Danach kam das Evangelium von Manchester (laute Wiederholung von Gournays, des Physiokraten, Ruf, „Laissez faire, laisser passer“; freies Spiel der Kräfte; Angebot und Nachfrage: Adolf erklärts im Flug); und als 1851, fünfzehn Jahre nach Cobdens Russenbrochure, die Chartistenkonferenz die Arbeit den Sklaven des Kapitals nannte und freie Kooperativgenossenschaften forderte, meinten die Mächtigsten: Viel Lärm um nichts. Wird jetzt der Mindestlohn durch ein Gesetz erzwungen, dann werden zunächst alle Bergarbeiter (und bald wohl auch die Maschinenmannschaft aus anderen Betrieben) Beamte mit staatlich verbürgtem Einkommen. Und ist erst die Waare Arbeit gegen Unterbietung geschützt, dann ists nicht mehr weit bis zu Schutzzöllen, die den zum Mindestlohn Verpflichteten vor Schleuderpreisen behüten. Entschuldigst mich? In solche Wege drängt der Vergleich mit Elisabeths Zeit. Die lebt nur noch in Shakespeares Gedichten. Die neue Britania steckt in keiner guten Haut und hat noch zu erproben, ob sie die Demokratie ertragen kann. Indien, Kanada, Irland, in der Nordsee unsere, im Mittelmeer Frankreichs und Italiens Flotte, Nordafrika lateinisch, Nordpersien russisch, Nordamerika als Herrin des befestigten Panamakanals und zu Haus, auf der Insel, die sich kaum einen Monat lang ohne Zufuhr ernähren kann, das Riesenheer der Arbeiter zu offener Meuterei gehetzt: da könnte dem Muthigsten bang werden. Merkst aber nichts. Der Strike, neben dem unserer ein Kinderspiel war (ein den Aktiengesellschaften, die schon abgeschriebene Vorräthe ausverkaufen konnten, gar nicht unwillkommenes), verläuft fast ohne Geräusch. Bei uns Truppenkonsignation, endloser Schwatz und Schimpf in Reichstag und Landtag; drüben kein Waffengeklirr und kein heftiges Wort. Die Haltung der Leute, ihre Allure muß man noch immer bewundern. Sie regiren sich selbst (hier beginnt der alte Streit mit dem feudalsten Schwesterherzen aufs Neue), sind selbst der Staat, haben in Freiheit ihre Geschäftsführer erwählt und können in höchster Wuth für Mißgeschick nicht Andere verantwortlich machen. There's the rub. Deshalb muß heute noch, wie in Leonatos britischem Messina, mitten im Kampf der

Feldherr dafür sorgen, daß die Zahl der Fallenden nicht zu groß werde; sonst findet der Mann auf der Straße, der Sieg sei zu theuer erkauft, und enthebt den Sieger dem Amt. Hier aber endet die Liste der Aehnlichkeiten. Britania hatte dicke Runzeln bekommen.

Deshalb will sie, wenns irgend möglich ist, Kriege mit Großmächten vermeiden. Denke mal an die Hagelschäden der letzten Monate. In China wird nicht nur der Zopf abgeschnitten, sondern die ganze Dynastie sanft aus der Macht befördert und fürs Erste auf Wartegeld gesetzt. Was da geschieht, kann viel weiter wirkende Folgen haben als Japans Modernisirung, die der Europäer auch lange für ein Maskenspiel nahm. Ostasien, Liebste, ist kein Pappenstiel. Das Einzige, was, außer Südamerika (das, via Panama, einzufangen ist), den Yankee bis in Träume beschäftigt. Schien von der Vorsehung den Engländern als Markt zugedacht: und wird nun von den Vereinigten Staaten, von Russen und Japs zärtlich umzingelt und übermorgen vielleicht von zwei gelben Armeen bewacht. Britanien braucht seine Hauptmacht im Aermelkanal und muß sich zu einer Abstinenz von China entschließen, die theuer werden könnte. In Persien hats einen unbequemen Nachbar herangewinkt, auf dem Weg nach Suez die noch freien Weideplätze Franzosen und Italienern eingeräumt und vor den Türken das Dienern gelernt. Alles, um Nothhelfer gegen Deutschland zu löhnen. Die sind aber nicht weniger schlau als vorsichtige Bauern im Westen: sagen Ja, nehmen den Sold und bleiben gelassen stehen. Sie werden von dem anglo-deutschen Zwist fett, freuen sich der Umwerbung von beiden Seiten und wären Esel, wenn sie für eine offen ins Feuer gingen. Rußland, Frankreich, Italien, Oesterreich und Spanien sogar haben an der Kanalkonjunktur anständig verdient; und die Assiette der Türken und Portugiesen wäre noch leerer, wenn der Bull nicht dem Michel mißtraute. Als obendrein an den Tag kam, daß die Pariser, die in London den Berserker mimten, in der Stille mit Berlin anbändeln wollten, stoppte man der Firma Cambon & Bertie leise den Kredit und dachte (wie der junge Kaiser, der Herbert im Weißen Saal aus dem Gnadenborn anträufeln sollte): „Dann doch lieber gleich an die richtige Quelle.“ Viscount Haldane packte die Koffer, wurde bei uns wie ein Souverain behandelt und nahm wahrscheinlich die Zuversicht mit, „in Weltgeschichte gereist zu sein“. Kennt den fünften Kanzler eben nicht. Dessen Rezeptzettel empfiehlt, Alles liegen

Google

zu lassen. Georg Siemens thats auch; aber nur mit schlechten Sachen, die im Augenblick nicht verwerthbar waren. Bethmann besonders gern mit solchen, die auf irgendeine Art schnell erledigt werden müßten. Preußisches Wahlrecht (das direkte und geheime hätte den Schreiern für Jahre den Mund gestopft); Agadirstreit (im August wäre jede Lösung geschluckt worden); Wehrkostendeckung etc. pp. Wenn das Federvieh und die Rednergilde dann ungeduldig zappelt, stöhnt er über Verkennung, Verhetzung und bebrütet danach wieder die tauben Eier. Den englischen Antrag konnte man höflich ablehnen oder flink was Wohlriechendes herausdestilliren. Nein. In den Keller (nicht in Kiderlens, wo der Burschenkantus steigt und die Bierjungen fliegen); im Mai sind die Tage länger. Drüben glauben sie, eine Falle sei in Arbeit, und schicken Churchill vor. „Wollt Ihr nicht, so bleibt nur das Mittel: zwei Kiele gegen einen; sonst ließe sich mit zehn gegen sechs Dreadnoughts auskommen." Nimm mich, Liebste, für einen unsicheren Kantonisten: ich fand die Rede männlich und höflich (was hier schwer zu vereinen war) und bedaure, daß die Antwort aus Kindertrompeten kam. Basta. Die liberalen Regirungleute mußten versuchen, sich aus dem Ruf unkriegerischer Schlaffheit zu retten. Gehts schief, so dürfen sie drauf pochen, daß sie dreimal Verständigung angeboten haben; und wir kommen als Bösewichte in die Historie. Kanns nicht ändern. Nur, scheint mir, sollten große Reiche ungefähr wissen, was sie wollen. Wir? Die Angabe, daß die Stimmung seit Aschermittwoch nur viermal gewechselt habe, wäre Beschönigung. Himmelhoch jauchzend; zu Tode betrübt. Also sprach die Witwe des einst vor dem Herrn gewaltigsten Polen: „Bei Ihnen weiß Keiner, was in acht Tagen sein wird."

Auch der Ergebenste nicht, den Dein Spott grausam den Eingeweihten zuzurechnen geruht. Giebts überhaupt nicht, Mylady. Die von den Kreisspitzen franko gelieferten Personalien können von Morgen bis Mittag mal hinter der Prinzenschwelle für wahr gegolten haben; beweist nicht, daß sie um die Vesperzeit nicht grundfalsch waren. Der Großadmiral ist zu hell, um sich in die Nesseln zu setzen. Marinesekretär kann er bleiben, so lange er will; Kanzler wäre ein Provisorium. Eins, für das mich gegen Raubthiere einsetzen würde, wenn Tirpitz, als der selbst den lautesten patriotards Unverdächtige, Lust hätte, die Sache mit England zu deichseln. Die Einzugsfanfare kommt aber wohl aus einem seit dem Wahlwinter mit

Google

Eiszapfen verstopften Posthorn. In der Wilhelmstraße hatten sie, zur Abwechselung, auf Marschall gewettet. Der ja auch Chance zu haben schien. Schorlemer und Rheinbaben zu sehr nach rechts engagirt, Goltz unmöglich: blieb aus der alten Kandidatenschaar nur der Mann der berühmten Orientberichte. Immerhin eine europäische Figur, fürs Innere seit Bülows Sturz fleißig vorbereitet und seit den Handelsverträgen im Duft liberalen Wandels. Noch ein Point: die einzige Botschaft, als deren Chef unser Schwabe zu denken wäre, würde frei. Kann ja noch kommen. Einstweilen niest kein Mäuschen mehr davon. Vor der Abreise hat S. M. zu dem Vertreter einer Großmacht gesagt, er denke nicht an einen Wechsel in den Hauptämtern des internationalen Dienstes. Wäre schlimm. Der Staatssekretär (der in den Haldanetagen fast ausgeschaltet war) hat sich selbst sein Grab geschaufelt; erspart mir die Aufwärmung des Kongokohles. Mit dem Anderen bin ich seit der lothringischen Affaire fertig. (Im lieben Reichsland gehts ja schon recht lustig zu. Ob S. M. noch nicht merkt, was sie ihm da, mit gütiger Hilfe der p. t. Genossen, in den Hermelin gesetzt haben? Kommt aber noch dicker.) Weiß nicht, warum ihn der Bundesrath jetzt an jeder Kante dementirt. Vielleicht, weil auch die Bevollmächtigten finden, er habe eine allzu joviale Art, mit Kollegen und „Nachgeordneten" umzugehen. Radolin, Arnim, Moltke, Rheinbaben, Wermuth: der Jüngling sieht den Grund zu so schroffer Abkehr nicht ein. (Dabei ist der Mann noch empfindlich wie eine Altjungfer; begreift nicht, daß ein Staatssekretär, den er vor dem Feind im Stich gelassen hat, nicht bei ihm speisen will, und klagt, daß Wermuth Alles persönlich nehme. Gracchus de seditione: Adolf ist der firmste Römer.) Amtliche „Feststellungen", die von Dresden, Stuttgart, Dessau aus für falsch erklärt werden: Das hatten wir noch nicht. Ueberall geht die Autorität in die Binsen. Kein Wunder. Wer Augen im Kopf hat, sieht den Vater sämmtlicher Schwierigkeiten. S. M. möchte ihm nicht die Matratze stopfen, bevor die Wehrvorlagen durch sind, aus denen ja ein Rühmchen sprießen muß. Sehr huldvoll gedacht. Aber ich zittere (einsam, nicht allein), wenn der Heilige Theobald eine Tasse durch ein schmales Stübchen tragen soll; Zehn gegen Eins, daß mindestens der Henkel bricht. Er kanns nicht; und komplizirt seinen Fall nur dadurch, daß er sich für den Berufensten hält. Warum mußte er die Erbschaftsteuer ausgraben? Das Palladion der Linken (die ich für die Hei-

Google

terkeit meines Lebensabends nicht missen möchte)? Zweihundert Männer, deutsche Geistesauslese von der Sonnenseite, können sich nicht zur Einheit zusammenschweißen, weil neunzig zwar, um ihre Niederlage zu verschleiern, thun, als sei ihr Herz bei den Sozialisten, mit diesen Allerliebsten aber nur äugeln dürfen. Da liegt die Trumpfkarte der Regirung. Wenn eine Weile Jeder, der nicht bereit scheint, für die Rothen alle Gestirne zu verpuffen, ein Streber, Lakai oder Lump geschimpft worden ist, gewöhnt man sich dran und die Nationalliberalen verzichten auf die Ehre, der Volkspartei die Remonte zu stellen. Die Linke schrumpft zum Krüppelglied, das der schwächste Kanzler nicht zu fürchten braucht. Unserer? Müßte nachgerade doch wissen, daß nur ein Wort den Schein der Gemeinschaft zu wahren vermag. Und dieses eine Wort spricht er: Erbschaftsteuer. Auf die sind sie Alle eingeschworen. Die ist die edelste Bürgschaft nationaler Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Deren Morgenröthe scheucht alles Gewölk hinweg, das zwischen den Fraktionen schwebte. „Sind wir nun etwa nicht einig?“ Schon aber hat Huckebein den Fehltritt gespürt; kann und will anders. Spiritusmonopol; später Petroleum, Streichhölzer, Cigarettenpapier. Kindeserbe? Nie, im Traum nicht, eingefallen. Nach einem Tumult, der dem besten Staatssekretär das Leben verleidet hat. Wer den Allerhöchsten Herrn sieht, kann die Abwesenden leicht ins Unrecht setzen. Auch gackerts von allen Leitern: „Kein Nachfolger, der ganz sicher nicht enttäuscht“. Keiner. Doch ein Bäckerdutzend, aus dem Jeder wie ein Heilbringer begrüßt würde. Weils nicht mehr Theobaldus ist. Daß die Kanzlerei enden, nach zweiundzwanzigjähriger kostspieliger Demonstration der Unmöglichkeit Amt und Verantwortung getheilt werden muß, leuchtet den Meisten jetzt ein. Bis wir so weit sind, muß Futter in die Menagerie. Menschenfleisch. Warum soll die Wuth sich nicht an dem Bewußtsein lindern, daß ein Minister ihr Opfer wurde? Anderswo verbraucht man in schlechten Zeiten die Excellenzen im Groß; und fährt sehr gut dabei. Verbraucht sie nicht einmal. Erinnerst Dich noch an den Cirkus? Die abgehetzten Pferde kommen nach einer Pause wieder. Sind im Stall abgerieben, gelabt, frisch gesattelt und behängt worden: und holen sich mit ihrer neuen Nummer neuen Beifall. Geht, bei geschicktem Management, auch mit Zweibeinern.

Ist die Zunge noch pelzig? Sie wird roth, wenn gelesen hast, daß die Empfänge in Wien, Venedig, Brioni „einen besonders

Google

herzlichen Charakter hatten.“ Sicher. Und besonders groß und herzlich wird auch die Freude der Türken sein (mit denen ich, als Botschafter Georgs, jetzt schnell über Bagdad und Koweit plaudern würde). Victor Emanuel und Franz Ferdinand suchen gemeinsam Ostereier; und aus Pola werden die Bilder der italienischen Kriegsschiffe entfernt, nach denen Oesterreichs Küstenartillerie gestern noch schießen lernte. Der Weg nach Korfu ist mit Weltfriedenspfändern gepflastert. Rüste ab, holde Kriegerin, und entwöhne Dich, ins Allgemeine zu tauchen. Pommern hat reinlichere Badegelegenheit. Was willst denn? Der Junge hat mit offenem Auge gewählt, ist ernsthaft glücklich, Herr seines Schicksals und der Schwiegervater wird noch Dein Intimster. Ein forsches Kerlchen, das in die Welt paßt, zehn trockene Mandarinen in die Tasche steckt und nicht nach arrogantischer Hoheit muffelt. Kennst Lottens Plänchen schon? Paß auf! Der Junge entschuldet das Majorat, baut für Mieze und ihren Seemann, der auch mal für sich und die Seinen leben möchte, auf kressiner Grund ein modernes Landhaus und Ihr zieht nach Berlin. Bitte! Wart lange genug zwei Vögelchen auf einer Stange. Adolf ist zu gut für die stille Versenkung in Bordeaux und Hundejungenärger. Und meine Reinette soll nicht Trübsal blasen lernen. Denke Dirs aus: so oft das Herz begehrt, das ganze Kükenvolk um Dich; und nirgends ein Vorgesetzter, der die Lippe kneifen darf. Im Nu kehrt Dir die Freude am Vaterland wieder. Geht ja, trotz Hüh und Hott, stramm vorwärts. Ists denn eine Kleinigkeit, daß England heute mit dem vierzigjährigen Reich verhandeln muß und wir in jedem Jahr anderthalb Milliarden für Wasser- und Landwehr hingeben können? Sind zu nah an der Maschine gewesen. Unser Fürst hielt die Deutschen für die unzufriedensten Leute (worüber sich streiten läßt); sind sies, dann gewiß nur, weil zu viele staatlich und städtisch beamtet sind. Ein Drittel muß weg; kann auch, wenn die zwei übrigen zeitgemäß besoldet werden. Der Rattenkönig von Präsidien, Magistraten, Reichs- und Staatsbehörden ist zur Landplage geworden. „Es geht auch ohne dem“: schrieb der Schneidergesell an die fromme Köchin, die erst mit dem Ring am Finger seine brenzlichen Wünsche erfüllen wollte. Keine prüde Stirnfalte, Beatrice; bin schon fertig. Und, bis an die bekannte Grube, stets Dein Moritz.

Google

Assessorenaustausch.

Der letzte Grund der Unzufriedenheit des Volkes mit unserer Justiz läßt sich nicht mit einigen neuen Gesetzesparagraphen heben. Dazu liegt er zu tief und wurzelt zu sehr im Persönlichen, das sich nicht so schnell wandelt. An der Pflichttreue und Integrität des Richterstandes zweifelt das Volk nicht ernstlich; aber sein Rechtsbewußtsein deckt sich nicht mehr mit dem des Richters. Was heute immer sichtbarer wird, hat der feine Jurist Stölzel schon vor vierzig Jahren in seiner „Geschichte des gelehrten Richterthums in deutschen Territorien" gezeigt: die Wendung gegen den juristischen Formalismus, das Residuum des fremden römischen Rechtes. Der deutsche Richter hat diese Wendung nicht mitgemacht. Er ist der gelehrte Richter geblieben, der seine Thätigkeit in der Hauptsache als eine philologische auffaßt und seine Aufgabe darin erblickt, den Sinn der Gesetzesparagraphen zu entziffern, nicht aber, den Bedürfnissen des praktischen Lebens und dem Rechtsempfinden des Volkes gerecht zu werden. Davon macht auch unser höchstes Gericht keine Ausnahme. Wenn nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts auch der Theilnehmer und Anstifter eines schweren Verbrechens straflos bleibt, falls sich herausstellt, daß der Thäter unzurechnungfähig war, weil dann ja kein Verbrechen im juristischen Sinn vorliege und also auch kein Theilnehmer an einem Verbrechen vorhanden sein könne, so erscheint Das dem Laien als eine Unbegreiflichkeit, während es nur eine konsequente Anwendung des auch dort geltenden Grundsatzes ist, die Gesetzesparagraphen nur formal zu behandeln und aus ihnen, wie aus Gleichungen der Mathematik, nur herauszuholen, was sich rein logisch aus ihnen ableiten läßt.

Da das Recht auf dem gemeinsamen Rechtsbewußtsein des ganzen Volkes beruhen muß, kann ein Zwiespalt in der Auffassung, wie er bei uns zwischen Richtern und Volk besteht, nicht andauern, ohne beide Theile schwer zu schädigen. Ein Wandel aber ist ohne die Mitwirkung der führenden Juristen nicht möglich. Sie haben bisher in den Kommissionen und im Reichstag bei der Berathung unserer Justizgesetze stets den Ausschlag gegeben und von ihnen wird, wie die Dinge liegen, auch in Zukunft abhängen, ob dem Richter gesetzlich die Bewegungfreiheit eingeräumt wird, die er besitzen muß, wenn er von dem Formalismus frei werden soll. Sie sind auch, auf der Universität und in der Praxis, die Erzieher des Richterstandes. Die Situation gleicht also der des Mannes, der sich selbst an seinem Schopf aus dem Sumpf ziehen will. Allmählich wird ja auch bei unseren Juristen die im Volk lebende Rechtsauf-

Google

fassung durchdringen. In die Mauer sind schon jetzt Breschen gelegt. Das beweist die Bewegung für das neue Recht. Aber auch die Führer dieser Bewegung rechnen nur auf langsames Fortschreiten.

Der Prozeß könnte beschleunigt werden, wenn wenigstens einem Theil unserer Juristen die Gelegenheit gegeben würde, einmal eine andere juristische Atmosphäre als die heimische zu athmen und die Verhätlnisse in einem fremden Rechtsgebiet kennen zu lernen. In einer Zeit, in der Jeder sich auch die großen Lebensschulen fremder Länder nutzbar zu machen sucht, haust unser Richter wie auf einer isolirten Insel. Der schwäbische Oberamtmann in Immermanns „Münchhausen", dessen Wunsch unerfüllt bleibt, einmal an einer Verhandlung der rheinischen Assisen theilnehmen zu können, ist noch immer eine typische Gestalt. Noch im Jahre 1908 konnte ein hoher preußischer Richter ein Buch über englisches Gerichtswesen veröffentlichen, ohne, nach seinem eigenen Geständniß, einer einzigen englischen Gerichtsverhandlung beigewohnt zu haben. Dieser Mißstand ist in den Verhältnissen begründet (der Jurist kann sein Wissen nur in der Heimath verwerthen) und Abhilfe nur von staatlichem Eingriff zu hoffen.

Ungewöhnlich begabten Assessoren, von denen, nach Prüfungergebniß und praktischer Leistung, zu erwarten ist, daß sie einst in höhere Stellen gelangen werden, könnte das Reich die Gelegenheit bieten, als Volontäre bei einem Gericht oder bei einem angesehenen Rechtsanwalt eines anderen Rechtsgebietes zu arbeiten. Da auch in anderen Ländern sicher das Bedürfniß fühlbar ist, das Rechtsverfahren der benachbarten Staaten in der Praxis kennen zu lernen, ließe sich wohl ein Austausch ermöglichen, wie er für Professoren eingeführt worden ist. Der Gewinn wäre doppelt. Außer einer Korrektur des juristischen Denkens könnte noch ein zweiter wichtiger Zweck erreicht werden. Nicht nur der amtirende Richter soll die theoretische Deduktion, das berühmte „juristische Denken" zurücktreten lassen und Fühlung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes gewinnen: die ganze Rechtswissenschaft soll aus einer theoretischen zu einer praktischen Erfahrungwissenschaft werden. Dazu ist ein offenes Auge für die Bedürfnisse des praktischen Lebens erforderlich. Doch reicht für den Juristen, der auf dem Gebiet des Rechtes schöpferisch sein und das Gesammtziel erreichen will, auch die gründlichste Kenntniß der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse allein nicht aus. Zur Erfahrungwissenschaft gehört noch ein anderes Moment. Der Professor der praktischen Medizin hat nicht nur die physiologischen Vorgänge im Organismus genau zu studiren: er muß auch Versuche gemacht und dadurch die Wirkung

Google

der von ihm empfohlenen Arzeneimittel festgestellt haben. Denn es ist beim Organismus

wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Der Erfolg läßt sich bei den komplizirten organischen Vorgängen nicht im Voraus berechnen, sondern nur durch das Experiment erkennen. Das gilt auch vom Volkskörper. Auch im geistigen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Leben des Volkes fließen die Fäden ungesehen durcheinander und führen Den in die Irre, der sich nicht fest an die Erfahrung hält. Und den Weg des Experimentes können wir um so leichter einschlagen, als fast alle gesetzlichen Bestimmungen und die Methoden ihrer Anwendung, um deren Einführung es sich bei uns handelt, schon in anderen Ländern in Kraft sind. Aus ähnlichen Erwägungen kam die Regirung wohl zu dem Entschluß, der Novelle zur Strafproeßordnung eine vergleichende Zusammenstellung der in andern Kulturstaaten geltenden gesetzlichen Vorschriften beizugeben. Doch wie diese Vorschriften wirken, kann nur Der beurtheilen, der längere Zeit unter fremdem Recht gelebt und vielleicht gar an der Rechtsprechung mitgewirkt hat. Die Aufgabe unserer ins Ausland gehenden Juristen würde also nicht nur darin bestehen, das fremde Rechtsverfahren kennen zu lernen; sie müßten auch die Einwirkung bestimmter rechtlicher Einrichtungen auf das ganze soziale Leben erforschen.

Die fremden Rechtsgebiete, die zuerst in Betracht kämen, wären England, Frankreich und die Schweiz. Wenn auch Englands Rechtsprechung durchaus nicht so ideal ist, wie sie von Manchem geschildert wird, so ist doch drüben Vieles verwirklicht, was bei uns das Rechtsbewußtsein des Volkes fordert. Der Strafvollzug ist strenger, der Ton vor Gericht aber im Allgemeinen humaner als bei uns. Der englische Richter bleibt sich, trotz der ihm eingeräumten hohen Stellung, bewußt, Diener eines im Durchschnitt mündigen Volkes zu sein, und hält sich selbst da, wo ihm ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Voraussetzung kommen könnte, nicht für berechtigt, von den Formen der Höflichkeit abzuweichen. Noch wichtiger ist ein anderer Charakterzug. Einer der bedauerlichsten Fehler unserer Richter ist ihre Furcht vor der Revision; sie gerade zwingt unter das Joch des Formalismus. Der englische Richter kennt sie nicht. Ohne Zögern folgt er dem eigenen, selbständig gebildeten Urtheil. Das System der Laienrichter könnten die Assessoren in Rein-

Google

kultur und in seiner Wirkung auf höheren und niederen Stufen der wirthschaftlichen Entwickelung in der Schweiz kennen lernen. Vom Volk gewählte Laienrichter sind da bis in die höchste Instanz zugelassen. Im französischen Recht endlich ist längst das Prinzip durchgeführt, das die neue Bewegung auch bei uns zur Geltung bringen will: das Gesetz giebt nur die allgemeinen Rechtsgrundsätze, deren richtige Anwendung den Richtern überlassen ist.

Diese knappen Andeutungen sollten nur zeigen, daß die vorgeschlagene Einrichtung nützliche Ergebnisse hervorzubringen vermöchte. Freilich wäre, wie vor dem Körper des Einzelmenschen, auch hier sorgsam zu individualisiren; nicht jede Bestimmung, die sich draußen bewährt hat, muß deshalb in das andere Sittenklima Deutschlands übertragen werden.

Erlangen. Hermann Kranichfeld, Konsistorialpräsident a. D.

Petrarka.

Von Petrarka soll ich Dir erzählen, mein Freund? Von dem Sohn des Messer Petracco, des Genossen Dantes, der mit Diesem zugleich aus Florenz verjagt wurde, als ein Weißer von den Schwarzen, die am Arno herrschten? Von dem italienischen Kinde, das in der Verbannung geboren wurde, ohne Heimath und Volk, in der Stadt Arezzo, die Bonaparte, ein Einzelmensch wie er, noch fünfhundert Jahre später nach der Schlacht bei Marengo um seinetwillen verschonte. Von dem Knaben und dem Jüngling Petrarka soll ich Dir berichten, der im Dunst- und Machtkreis des päpstlichen Hofes in Avignon aufwuchs, umweht von dem Wind der Provence, den Liedern der Troubadours und doch im Herzen seiner Muttersprache getreu wie nur je ein Vertriebener. Der nach seines vorsorglichen Vaters Geheiß auf den Hochschulen Montpellier und Bologna die Rechte studirte, bis er nach dessen Tode diese unfröhliche Wissenschaft aufgab und die Priesterweihen und eine Pfründe nahm und Kanonikus wurde, einzig, um der kleinen Sorgen für die Nothdurft des Leibes ledig zu werden. Von dem geistlichen Menschen Petrarka, dessen ernstes Gewand zu seiner Seele paßte, möcht' ich Dir Vieles vermelden. Seine tiefe Liebe zu den Wissenschaften möcht' ich Dir schildern, die ihn, dem seine eigene rohe, stumpfe Zeit wie schlechte Luft mißfiel, zum Studium des Alterthums trieb. Ueber die Jahrhunderte hinweg greifend, zog er den vergrabenen Geist der Antike empor, knüpfte er mitten im Mittelalter die irrende, blinde Menge wieder an die Erde und die erhabensten irdischen Aufgaben, ein

Erzieher unseres Geschlechtes. Er lehrte als Erster wieder den Menschen und seine Größe und taufte seinen Glauben daran „Humanismus“. Das ist: allseitige Ausbildung des Einzelnen und Aller zur höchsten menschlichen Vollkommenheit. Soll ich Dir von den Schauern erzählen, die diesen Begeisterten durchfroren und durchglühten, da er über die Trümmer des römischen Forums wandelte und als Erster wieder die Bedeutung des heiligen heidnischen Alterthums fühlte? Oder von dem hohen Aufschwung seiner Seele, da er auf dem Kapitol unter Trompeten- und Schalmeienklang mit dem Lorber, dem delphischen Zweig, zum Dichter gekrönt wurde und, wie ein indischer Heiliger, erschüttert mehr die Macht der Menschheit als die der unfaßbaren Gottheit begriff und begreifen wollte? Damals empfing er erst in Wahrheit die letzten Weihen, da in ihm endlich die Menschheit sich wieder selbst krönte und Einen der Ihren, ohne ihn zum Gott zu machen, zu den Sternen erhob.

Laß Dir von diesem einzig gearteten Menschen noch Mehreres sagen, von ihm, der im vierzehnten Jahrhundert ein so modernes Leben führte wie die Besten von uns im zwanzigsten. Der, zu studiren und zu dichten, einsam auf dem Lande lebte, im anmuthvollen Thal Vaucluse bei Avignon in der Provence neben der Quelle der Vorgue, die, mächtig aus der Erde strömend, an Kraft und Verschwendung ihm heute noch gleichzukommen sucht. Der in die Natur verliebt war, wie Keiner vor ihm, selbst Franz von Assisi nicht: Stunden lang durchstreifte er allein mit einem Hunde die Wälder, den Vögeln, den Fischen und den Bäumen lauschend. Er war der Erste, der mit Empfindung einen hohen Berg bestiegen hat, um die Welt und sich selbst und sein Leben von oben zu betrachten. Er entdeckte das Naturgefühl und die Empfindsamkeit, große Gegenden, die den Alten eben so unbekannt gewesen waren wie Neu-Indien, das zweihundert Jahre nach ihm Kolumbus fand. Er schaute sich selber, er war vielleicht (neige sich vor ihm, was Mensch heißt!) der Allererste, der sich selber erkannte und zu bejahen wagte. Der Erste, der den alten, ängstlichen, scheuen gewissenskranken Adam, der aus dem Paradies laufen mußte, als er sich selber sah, überwunden hat. Der Erste auch, der sich, anders als Marc Aurel und die Stoiker, seine eigene Diagnose gern stellte, sich wichtig nahm und interessant fand und auch seine Fehler ehren lernte. Er wollte sich selbst behandeln und pflegen und heilen. Darum verachtete er die Aerzte und ihre damals tief im Argen liegende Quacksalberkunst mit größerem Recht, als Molière und die Späteren es thaten, und führte durch seine Streitschriften gegen sie, wie überall, so auch in der Medizin, eine Renaissance herauf. Denn Alles, was er that und schrieb, schlug ins Positive aus.

Er lebte als ein Einzelmensch, allen Genies vor ihm und nach ihm verbrüdert, oben auf der Woge des Menschenmeeres. Er war veränderungsüchtig und vermochte zu reisen wie wir, zu seiner eigenen Lust, nicht nur aus Noth oder Zwang, wie die Meisten damals allein

Google

sich fortbewegten. So sah er ganz Frankreich und Italien, Spanien, das westliche und südliche Deutschland, Böhmen, Tirol und die Schweiz und wußte im dumpfen vierzehnten Jahrhundert so klar davon zu sprechen und zu schreiben, wie Pinturichio die Fremde zu malen verstand. Er verkehrte mit Fürsten und mit Königen wie mit Seinesgleichen und nahm auch darin für sich die Zeit Voltaires voraus. Von vielen unter ihnen, die er innig liebte, zog er sich gleichwohl zurück, weil, wie er selbst in dem Brief an die Nachwelt sagt, in dem er seinen Lebenslauf skizzirt hat, die Liebe zur Freiheit über jeden (auch nur scheinbaren) Zwang in ihm vorherrschte. So modern war er, so menschlich fühlte er.

Soll ich Dir berichten, wie klug er, gleich Goethe, sein langes, siebenzigjähriges Leben aufzutheilen wußte? Wie er den Diplomaten und den beredten Vermittler und politischen Abgesandten, zu dem er sich gern machen ließ, spielte, so gut ers vermochte? Wie er Publizist wurde und war, lange vor Aretino und Hutten und Erasmus von Rotterdam? Wie er nur aus reinem, innerem Zwang dichtete und keinen Reim mehr suchte, als er lange vor seinem Tode das letzte Liebeslied auf Laura gesungen hatte? Wie er kein Alleswisser war noch sein wollte, aber Das, was er wußte, gleich Lessing, ganz beherrschte und bis in die tiefste Tiefe durchdrungen hatte? Wie er die Dialektik als eine thörichte Spielerei verachtete und die Scholastik des Morgen- und Abendlandes als tote Belastung des Lebens haßte? Wie er bienenhaft fleißig den Wissenschaften den Honig aussaugte, den wir für unser Leben gebrauchen können, und immer noch neue Weiten mit seinem Geist zu ergründen suchte bis zu dem Ende, bis zu dem Morgen, als man ihn in seinem Tuskulum zu Arqua bei Padua im Bibliothekzimmer sitzend fand, sein müdes, früh ergrautes Haupt auf das Buch vor ihm zum ewigen Schlummer niedergebeugt?

Soll ich Dir das Aeußere, die Hülle dieses Geistes beschreiben, der mit solchem edlen Tod eins der würdigsten Leben, das je von Menschen geführt wurde, beschloß? Denke Dir einen ausdrucksvollen und von der Selbstbeherrschung, die in ihm wirkte, gut gebildeten Kopf, von einer Kapuze ständig umhüllt, die nur die von keinem Haar und keinem Bart entstellte schöne, scharfe Silhouette freigiebt. Aber denke Dir diesen klugen Kopf nicht auf einer häßlichen, versessenen und verkrümmten Gestalt, sondern auf einem kräftigen und gewandten Körper, den lange Spazirgänge bis ins Alter frisch und stark zu erhalten suchten. Nur die Augen sind vom vielen Lesen ein Wenig schwach geworden, so daß er sich, froh jeder neuen Erfindung seines Menschengeschlechtes, der soeben in Florenz entdeckten Brillengläser beim Studiren bedienen muß.

So sah der erste Europäer aus. Soll ich Dich noch ein Wenig durch das Innere dieser wunderbaren frühen Erscheinung führen, in welche unsere ganze heutige Zeit projizirt zu sein scheint? Soll ich Dir das Wesen dieses Geistes klären, der vor sechshundert Jahren schon so trefflich mit dem schweren Menschendasein fertig geworden ist? Komm,

Google

folge mir, mein Freund! Nur laß uns vor dem Eingang zu diesem Heiligthum alle die Höhner, die schwachen und halben Seelen zurücklassen, die, mit ihrer Kleinheit seine riesenhaften Umrisse verspottend, uns den Ekel vor der Menschheit erregen, den sein großer Anblick uns auf ewig genommen haben könnte! Hier ragt Einer der Unseren, den wir verehren können. Laß es uns thun, mein Freund! Um seiner rührenden Schwächen willen sei er uns nicht minder liebenswerth denn um seiner gigantischen Höhen, für die der Zollstock der Mittelmäßigen nicht ausreicht. Ist uns Jesus selbst nicht eben so lieb und groß um seiner Aengste willen im Garten Gethsemane als um seinen Muth und seine Hoffnung am Kreuz? Schaut auf Petrarka! Er fühlte sich als einen Bürger dieser Welt, er ahnte, daß diese Erde nur ein Stern unter vielen in der Unendlichkeit sei. Aber er bildete sich selbst, das Chaos um und in sich Herr und Meister, wieder zum Kosmos und fand, daß es schön sei, ein Mensch zu sein. Sieh ihn Dir an, wie er war, und lächle der scheinbaren Widersprüche! Er hatte so feine Nerven wie wir. Er bangte vor Seereisen und zitterte vor Blitzen. Und schon darum war ihm der Lorber theuer, weil er gegen den Blitzschlag gefeit sein soll. Und doch war dieser Mann der einzige im Mittelalter, der nicht abergläubig war, der nichts auf Vorzeichen noch auf Prophezeiung gab und der keiner außergewöhnlichen Wunder bedurfte, um erstaunen zu können. Er schwärmte für die Antike und ihren internationalen, kosmopolitischen Geist und meinte, der Weise sei überall zu Haus. Und er war zugleich einer der leidenschaftlichsten Patrioten, begeisterte sich ein halbes Jahrtausend vor Cavour und Garibaldi für das risorgimento Italiens und besang als erster Italiener sein ganzes Vaterland, nicht nur seine Heimathstadt.

Petrarka war ein Freund, wie wenige Menschen es zu sein vermögen. So konnte er mit Boccaccio, dessen Art und Kunst ihm gründlich fremd sein mußte, freundlich verkehren und plaudern. Und konnte ihn überlegen festhalten, da die Reue und die große Angst über den weicheren Freund gekommen war; so fest, daß er der Wissenschaft und der Kunst nicht ganz untreu wurde: „Willst Du es aber doch thun", so schrieb er (grüßt ihn, Ihr Gelehrten, die Ihr heute auf dem Schiff steht und über die Wasser fahrt!), „dann verkaufe mir wenigstens Deine Bibliothek, damit sie nicht zersplittert werde noch in unrechte Hände gelange". Er war einer der besten Briefschreiber aller Zeiten und wußte eben so gut anzuregen und zu fördern wie zu trösten oder zu schelten, wenn es ihm nöthig schien. Er schwärmte, wie Nietzsche später, von der Gründung eines humanistischen Klosters, einer neuen universitas, zu der auserwählte Männer sich zum Zweck eigener Ausbildung und gegenseitiger Befruchtung vereinigen sollten.

Und war doch selbst der Einsamkeit so hold und froh, daß er sie über alle irdischen Güter pries, daß er, um dessen Unterhaltung die Gebildeten seiner Zeit wie zu einem Orakel weite Reisen machten, die längste Zeit seines Lebens in der Stille zubrachte, daß er, der an den

Google

ersten Höfen hätte wirken können, wie ein Einsiedler und ein Gelehrter in einem Dörfchen gestorben ist. Er sah ein, daß der Ruhm als ein vergängliches Gut dieser Welt zu verachten sei. Und wie oft er sich auch Dieses vorsagte und klar machte: er liebte ihn über Alles, noch mehr als die Ruhe und gar die Liebe selbst. „Laura e lauro": um diese beiden Pole kreiste sein Leben.

Laß uns leise gehen, mein Freund! Wir nahen dem innersten Innern dieses labyrinthisch verschlungenen Menschen, dessen Räthsel und Wirrnisse sein Jüngster Tag gelöst hat, wie es uns Allen auch bei unserem Tode geschehen wird. Laß uns mit Steinen die blos Neugierigen verscheuchen, die sich um die Achse seiner Liebe grinsend drängen! Laß uns die Narren verachten, die da schreien: „Schaut her! Auch er hatte einen Körper, der ihn beherrschte. Er besaß eine Buhlin neben seiner Liebe und zwei Kinder von ihr trugen seinen Namen!" Laß uns die Thoren auslachen, die da meckern: „Seine Liebste, seine Laura, der er einundzwanzig Jahre lang, da sie lebte, anhing und sechsundzwanzig Jahre noch nach ihrem Tode, die er niemals auch nur mit einem Kuß berührt hat, war die Frau eines Anderen, dem sie bis zuletzt angehörte, dem sie treu sein Haus verwaltete, dem sie elf Kinder geboren hat". Fort von diesen Kurzsichtigen, diesen Scheeläugigen, die Alles klein oder häßlich sehen oder aus gemeiner nächster Nähe! Stelle Deinen Blick auf diesen Großen ein, mein Freund, auf diesen Helden, den die Liebe heilig gesprochen hat, den die geistigen Menschen, die über ihren Körper leben, als ihren Bannerträger verehren. Merke Dir Dieses: Du kannst die kleinen Seelen daran erkennen, daß sie über ihn lachen oder spotten. Dies Maß wende an, um zu wissen, wer Deiner Achtung und Deines Umganges nicht werth ist, mein Freund! Meide ihn um Petrarkas großen Herzens willen, auf dem, wie auf dem Hifthorn der Karolinger, geschrieben stand: „Dien' Einer!" Lies diese Verse von ihm, die ich für Dich, frei und nicht ängstlich und doch so wörtlich wie möglich verdeutscht habe, mein Freund. Du wirst sehen, wie er, ohne sie zu haben, seine Laura nicht minder glühend und himmelaufthürmend geliebt hat als der jüngste Schiller im Genuß die seine. In dreihundertsechzehn Sonetten allein hat er sie gepriesen und geküßt und das letzte von diesen ist nicht müder oder schwächer als das erste oder das mittelste, das einhundertachtundfünfzigste. Laß Dir nichts vorreden und vorrechnen über ihren Werth von den eklen Kreaturen, die Alles von ihm kommentiren mögen, nur seine Gefühle nicht, weil ihnen der kurze Athem dabei ausgehen würde. Alle diese Sonette sind schön, glaube mir, der ich es weiß. Man kann nur sagen, daß es einige unter ihnen giebt, die noch schöner sind. Lies diese Verse, diese Zeugen einer Liebe, die ein ganzes Leben währte und mit dem Leben erst endete, die den längsten Athem hatte, welcher der Liebe auf Erden beschieden ist, lies sie nicht leise für Dich! Lies sie der Frau vor, die Du liebst, und nach jedem Liede möget Ihr Euch ansehen und sagen: „Dies war ja schon einmal da, was wir Beide ersehnen. Dies muß ja doch

möglich sein auf der Erde, was immer die Menge der Menschen dagegen sagen und thun mag. Und wenn wir es auch in anderer Form erleben als Jener und Jene: Dies muß es doch geben, da es Einer uns vorgemacht hat bis zum Ende!"

Und so beginne, mein Freund, mit diesem ersten Lied, das er dichtete, den Tag zu ehren, da er sie kennen lernte. Hörst Du es klingen: „Benedetto sia l'giorno e l'mese e l'anno!"

Gesegnet sei der Tag, der Mond im Jahre,
Der Lenz, die Zeit, die Stunde und Sekunden,
Das schöne Land, der Ort, der mich gebunden!
Ach, von zwei Augen kam das Wunderbare.

Gesegnet auch der Schmerz, der sonderbare,
Der aus der Liebe sich für mich entwunden,
Der Pfeil, der Bogen und die tiefen Wunden
Des Herzens, die ich nie ganz offenbare!

Gesegnet sein die Worte, all die lieben,
Die ich zu meiner Herrin Preis vergossen,
Die Seufzer, Wünsche, Thränen, die mich trieben!

Gesegnet sei das Lied, das mir entsprossen,
Gesegnet auch, daß ich ihr treu geblieben
Und dieses Herz nur ihr allein erschlossen!

Und dann lies die Verse, die er schrieb, als er sie einmal auf einen Augenblick nur gesehen hatte:

Wie Gott anschauen heißt das ewige Leben,
Niemand begehrt mehr, könnte mehr begehren,
So kann Dein Anblick, Liebste, mich mit Zähren
Aus diesem kurzen Traum zum Glück erheben.

Nie sah ich Dich, nie noch so schön wie eben,
Wenn Augen je das Herze Wahrheit lehren.
Glückselige Stunde, laß Dich ewig ehren,
Wie alle Dinge vor Dir leer entschweben!

Und würdest Du nicht allzu schnell enteilen,
Ich wünschte nichts mehr. Denn wie Manche zehren
Von Düften nur, und Solches gilt für Wahrheit,

Und Andere nur den Durst und Hunger heilen
Mit Gluth und Wasser, die doch Reiz entbehren,
Was lebt' ich nicht von ihres Anblicks Klarheit?

Wie lieb und tief sind diese Strophen, die er (wie oft that Goethe später ein Gleiches bei Angebinden, die er seiner liebsten Lotte verehrte) mit im Frühling für sie gesammelten Trüffeln ihr zusandte:

Google

Wenn der Planet, der unsre Stunden scheidet,
Im Lenz ins Bild des Stieres eingekehrt,
Glüht Stärke von ihm, wie vom warmen Herd,
So daß er neu die Welt mit Grün umkleidet.

Doch nicht nur außen, wo das Auge weidet,
Hat Bach und Hang mit Blumen er beschert,
Auch in der Tiefe, die uns stets verwehrt,
Erweckt er, was sonst schweren Schlaf nur leidet.

Dort wächst auch diese Frucht, die ich Dir schicke.
Und so hast Du, als aller Frauen Sonne
Mir Deiner Augen Strahlen zugesendet.

Mein Wort und Werk wächst von der Liebeswonne.
Doch wie Du drehst und lenkst die holden Blicke:
Der Frühling bleibt mir ewig abgewendet.

Lies diese Weise von ihm, die er auf der Reise ihr zusang, als er einsam von Aachen, vom Grab Kaiser Karls kommend, durch die wüsten Ardennen nach Frankreich und zu ihr zurückkehrte:

Durch wilde Wälder, finster und verschlungen,
Wo selbst Bewaffnete gefährdet gehen,
Zieh' ich gesichert, kann nichts Schlimmres spähen
Als nur der Liebe Strahl, der mich durchdrungen.

Und hab' im Gehn (o thöricht Herz!) gesungen
Zu ihr. Gott selbst kann sie nicht von mir flehen!
Dort kommt sie zwischen Frauen, schön zu sehen,
Ach, Buchen sinds mit Tannen, zart und jungen.

Den Lauten lausch' ich und dem Gang der Stunden,
In Blättern und Gezweig der Wipfel Klagen,
Dem Lauf der Wasser, die das Gras durchflüstern.

Nie hab' ich noch das Schweigen so empfunden,
Das grausig wohnt, wo Wald und Schatten ragen.
Es will beinah die Liebe mir verdüstern.

Immer trauriger und schwärzer werden seine Lieder. Hier folgt ein Sonett, das Hamlet, Prinz von Dänemark, gedichtet haben könnte:

Glaubt' ich, es könnte mich der Tod entlasten
Der Liebeswehn, die mich zu Boden drücken,
Ich hätte längst der Glieder ekle Krücken
Ins Grab getragen, ewig dort zu rasten.

Doch weil ich weiß, daß Dies ein Weiterhasten
Von Leid zu Leid nur wär' und andern Tücken,

Google

So bleib' ich stehn inmitten dieser Brücken,
Scheu vor dem Uebergang zu neuen Lasten.

Wohl wär' es Zeit, daß nun die letzten Pfeile
Vom Liebesbogen grausam auf mich fielen,
Der Schmerz, den ich mit großen Seelen theile!

Mir blieb nur noch der eine Wunsch vor vielen,
Drum bat ich oft den Tod zu meinem Heile.
Doch er bleibt taub und will nicht auf mich zielen.

Lies dieses noch, mein Freund, das er sich zurief auf dem Wege zum Alter, lies es ihr vor, die Dir lauscht:

Wenn sich mein Leben trotz den harten Qualen
So lange wehren kann und trotz den Leiden,
Bis ich in meines Alters ernstem Scheiden
Dein Augenlicht erschau' in tausend Strahlen

Und Deine Locken, die jetzt golden prahlen,
Versilbert, Kranz und Tuch, die grün Dich kleiden,
Verwelkt und alt, — wie muß ich sie beneiden,
Die Muth und Kraft mir aus der Seele stahlen!

Dann wird die Liebe mir die Kühnheit geben,
Daß ich Dir meine Schmerzen offenbare,
Die hoffnunglosen Stunden, Tage, Jahre.

Doch wird die Zeit auch Diesem widerstreben,
So laß mir nur den Trost vor meiner Bahre,
Daß späte Seufzer Dir für mich entschweben.

Verweile, verweile lange bei diesem Selbstbildniß in Gedanken, mein Freund! Ich glaube, es ist das hundertdritte Sonett:

Den Frieden find' ich nicht, kann nichts bekriegen,
Ich bebe, hoffe, brenne und erfriere,
Flieg' himmelan und krieche gleich dem Thiere,
Ich fasse nichts, will Alles an mich schmiegen.

Ich bin in Haft, das Thor läßt sich nicht biegen,
Man hält mich nicht, bangt, daß man mich verliere.
Töte mich, Liebe, daß ich triumphire,
Du läßt mich ja nicht fallen und nicht siegen.

Ich sehe augenlos, bin stumm und schreie,
Will gerne sterben, suche mich zu halten.
Ich hasse mich, der ich für Andre brenne.

Google

Von Schmerzen weinend, lächelnd ich gedeihe,
Das Leben läßt mich wie der Tod erkalten.
So bin ich, hohe Frau, seit ich Dich kenne.

Und dieses herbe Gegenstück dazu, so modern wie Alles von diesem gleich uns irrenden Ritter:

Glücklich im Traum und selig, mich zu sehnen,
Umarm' ich Schatten, hasche nach den Winden.
Ich bin im Meer, kann Grund und Rand nicht finden,
Schreib' in die Luft und muß auf Sand mich lehnen.

Ein Strahl der Sonne ist mein ganzes Wähnen,
Er läßt vor lauter Liebe mich erblinden:
So jag' ich eine Hindin, sie zu binden,
Auf lahmem Roß, matt, mit zerzausten Strähnen.

Und ohne Licht und Kraft, nur mir zum Schaden,
Verbring' ich Tag und Nächte stets mit Zittern
Und rufe Liebe, Sie und selbst den Tod.

Seit zwanzig Jahren, o wie schwer beladen,
Trieb ich mit Thränen Handel, ach welch bittern!
So lautet meiner Liebe streng Gebot.

Und dann ganz leise, wie das Blut eines ohnmächtig Gewesenen wieder zu rinnen anfängt, sickert der Trost in sein Leiden:

Wie oft sprach schon die Liebe zu mir: „Schreibe,
Schreib, was Du sahst, in Lettern schreibs von Gold:
Zweifarbig Blut durch die Verliebten rollt,
Bald roth, bald bleich, bald Tod, bald Gluth im Leibe.

Auch Du hast angehört einst einem Weibe
Und warst ein Beispiel, wie Ihr lieben sollt.
Hat Andres auch die Welt mir Dir gewollt,
Ich will nicht, daß Du ihr entfliehst. Nein, bleibe!

Und wenn die schönen Augen, drin ich wohne
Und einst, Dich zu besiegen, eingezogen,
Wenn sie im bittern Tode wieder brechen,

Und er von Neuem mir gehört, der Bogen,
Der Dich bezwang, dann weißt Du, wie ich lohne,
Dann wirst Du weinend Deinen Dank mir sprechen.

Und höre nur, wie sein Stolz gleich der Morgenröthe aus dem Finstern und Grauen hervorbricht:

O wie ich brenne, glaubt es mir, Ihr Alle!
Wenn Jeder glaubt, so muß sie mir vertrauen.

Google

Sie, die am Schönsten in der Welt zu schauen,
Sie glaubt mir nicht, wie oft ich zu ihr walle.

Schönheit ohne Ende Du, vor der ich falle,
Siehst Du nicht meine Augen Thränen thauen!
Ihr bösen Sterne an des Himmels Brauen,
Grüßt mich kein Trost aus ihres Herzens Halle?

Dies mein Erglühn, das Dir so wenig theuer,
Dein Liebreiz, den ich immer wieder preise,
Sie werden Tausende dereinst erheben.

Denn träumend seh' ich, Du mein süßes Feuer,
Wenn tot Dein Licht und Deine Lippen leise,
Unzählige von unsrer Asche leben!

Und nun folgen die Sonette, die er nach ihrem Tode gesungen hat, die schönsten vielleicht, die es auf der Erde giebt. So dieses hier, wehmüthig wie ein Bild von Botticelli:

Der Zephir weht und bringt den Frühling wieder
Und Gras und Blumen, all die lieben Seinen.
Die Schwalbe kreischt, der Nachtigalen Weinen
Schluchzt auf die roth und weißen Fluren nieder.

Es lacht die Au, es duftet süß der Flieder
Und Erd und Himmel scheinen sich zu einen.
Und Alle nur beglückt das Eine meinen,
Ein jedes Thier weiß wieder Liebeslieder.

Nur mir, dem Armen, steigen schwere Klagen.
Sie zieht sie aus der Brust mir durch ihr Scheiden,
Die Schlüssel zu mir hat sie fortgetragen.

Das Vöglein singt, es neigen sich bescheiden
Die Blumen mir, die Frauen aus den Wagen.
Doch ich bin einsam unter rohen Leiden.

Und diese beiden Sonette, die er, nach Vaucluse allein und alt heimkehrend, gedichtet hat und die wie das Echo eines Waldhorns aus kühlem Grund an Sommerabenden klingen, lies sie, mein Freund! Sie ähneln einander wie trauernde Geschwister:

O Thal, erfüllt von meinen wilden Klagen,
O Fluß, den oftmals meine Thränen nährten,
Gethier in Wald und Fluth und Luft, Gefährten,
Gleich mir an grüne Ufer hier verschlagen.

Du heitere Luft, noch warm von meinen Klagen
Und Schmerzen, die mir Süßigkeit bescherten,

Google

Und, ach, Ihr Hügel auch, Ihr lang entbehrten,
Die Liebe treibt mich still herum voll Zagen.

Wohl find' ich all die alten Bilder wieder,
Nur nicht mich selbst. Verdüstert ward mein Leben,
Endloser Schmerz haust laut in meinem Innern.

Von dort sah ich sie noch. Ich blicke nieder
Nach ihrer Spur. Sie hat sich fortbegeben,
Nackt, himmelwärts. Mir blieb nur das Erinnern.

Und hier der Bruder dieses Sonetts:

Schneller als Hirsche flohen meine Tage
Und wie ein Schatten flüchtig, kaum zu sehen,
Wie Wimpernzucken, — ach, was ist geschehen,
Das herb und süß ich im Gedächtniß trage?

Elende Welt, Du schwanke dreiste Wage
(Und wer ganz blind ist, mag gern auf Dir stehen),
In Dir schwand mir mein Herz, ins Grab zu gehen
Mit ihr, die jetzt ich als verfallen klage.

Doch jenes schönre Bild von ihr, das heute
Noch lebt, so wie es ewig wird bestehen,
Macht mich nur immer mehr zu ihrer Beute.

Mein Haar wird grau, doch sinnend muß ich sehen
Nach ihr. Wo ist sie, die mein Herz erneute,
Wo mag ihr Schleier jetzt wohl lieblich wehen?

Nimm eins noch mit, mein Freund, in Dein Leben hinein. Ich möchte Dich immer wieder noch mit ihm beschenken. Es ist mir das liebste seiner Sonette. O höre:

Einst sang, jetzt klag' ich, doch nicht weniger Süße
Schlürf' ich den Klagen aus als den Gesängen,
Es giebt ja einen Grund nur beiden Klängen,
Drum wenden sich zur Höhe meine Füße.

Drum trag' ich milde oder harte Grüße
Mit gleichem Muth, die stolzen wie die engen
Begebenheiten. Nichts soll mich bedrängen,
Daß ich besiegt zerbrochne Waffen büße.

So mögen denn mit abgenutzten Klingen
Welt, Weib, Geschick und Liebe mich bestehen,
Ich will nur glücklich oder gar nicht leben.

Google

Gluth, Schmerz und Tod, wie wollt Ihr mich bezwingen?
Ein edler Sein als meins ward nie gesehen;
Aus süßer Wurzel wächst dies stille Streben.

Und nun zum Schluß (denn einmal mußte selbst er sich trennen) diese beiden Lieder. Das eine in Moll wie eine Cellosonate:

Die Augen, die ich einst so warm besungen,
Die Arme, Hände, Füße und die Wangen,
Die von mir selbst zu trennen einst mich zwangen,
Abseits von allem Volk zu gehn gedungen,

Die goldnen Locken um ihr Haupt geschlungen,
Ihr Engelslächeln mit so hellem Prangen,
Daß Paradiese, wo sie ging, entsprangen,
Dies Alles ward zu Staub, vom Nichts bezwungen.

Ich aber lebe noch mit Scham und Schmerzen
Und ohne Licht, das mir im Glück so theuer,
Auf leerem Schiff bei abgebrannten Kerzen,

Und lösche selbst das letzte Liebesfeuer.
Vertrocknet ist die Quelle mir im Herzen
Und nur auf stumme Klagen weist mein Steuer.

Und dieses zuletzt, das er an den Anfang gestellt hat, zugleich seine Gesänge segnend, zugleich Abschied von ihnen nehmend. Lausche diesem Geist. Ave, anima candida!

Ihr, die Ihr hier, in Reimen ausgegossen,
Den Klang der Klagen hört, die einst mich nährten,
So lang die ersten Jugendwirren währten,
Da noch ein andres Blut durch mich geflossen.

Ihr habt in vielen Weisen mich genossen,
Da Hoffnung noch und Schmerzen mir Gefährten.
Wenn je der Liebe Lehren Euch verklärten,
Hab' ich umsonst nicht dieses Herz vergossen.

Wohl seh' ich jetzt, daß ich in Aller Munde
Seit langer Zeit und Ruhm mein Leben war.
Oft muß ich drum vor Scham in mir erglühen;
Und dieser eitlen Scham weiß ich zur Stunde
Nur einen Trost, tieftraurig, doch ganz klar:
Die Lust der Welt wird wie ein Traum versprühen.

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Google

Kreditklemme.

Je härter der Konkurrenzkampf, desto höher die Unkosten. Um sie zu vermindern, sucht man sich über die Geschäftsbedingungen zu verständigen. Aber da drängt sich das Betriebskapital mit seinen Ansprüchen vor und weigert den Dienst, wenn ihm die Gelegenheit zur Bethätigung verkürzt wird. So entsteht ein circulus vitiosus: von dem durch die Konkurrenz erzwungenen Aufwand zu einem, den das im Geschäft steckende Kapital verlangt. Das sichtbarste Beispiel bieten die Depositenkassen. Daß deren zu viele sind, merkt Jeder, der Sinn für Schaufensterkultur hat. Warum also verringert man die Zahl nicht? Die Wechselstuben sind ja für die Höhe der Ausgaben sehr wichtig. Die Berliner Handelsgesellschaft, die ohne solche Kassen arbeitet, hatte 1911 um 3 Millionen niedrigere Unkosten als die Kommerz- und Diskontobank, die nur 98 Millionen Kapital hat (gegen 144 Millionen der Handelsgesellschaft). Die Annahme des Vorschlages, die Banken mögen sich über die Zinsensätze, die sie für fremde Gelder gewähren, einigen und nicht über einen Höchstbetrag hinausgehen, wäre das Todesurtheil für viele Depositenkassen, die davon leben, daß sie dem Publikum höheren Nutzen bieten als der Nachbar. Die Einigung über den Preis, also über die Chancen; die man dem eigenen Betriebskapital bieten kann, ist kaum denkbar, so lange jede Bank ihre besonderen Lebensgesetze hat. Wie schwer die Vereinbarung gleicher Bedingungen ist, zeigen die mißglückten Versuche, von den Hypothekenbanken einen bestimmten Vergütungsatz beim Verkauf ihrer Pfandbriefe zu erlangen. Ist der Absatz schwierig, so erklettern die Bonifikationen die steilsten Höhen; denn die Hypothekenbanken wollen rentabel bleiben und die Forderungen des Betriebskapitals verhindern jede Reform. Und von den Pfandbriefbanken wird noch lange nicht so viel gefordert wie von den Müttern der Depositenkassen. Die lassen sich nicht einmal von schlechten Zeiten schrecken. Immer wieder kommt irgendwoher die Klage, neben den alten Bankgeschäften habe sich die Depositenkasse eines berliner Institutes aufgethan, die Alles billiger zu machen verspreche und mit Ködermitteln, die man früher für unvereinbar mit guter Geschäftssitte hielt, den Eingesessenen die Kundschaft abzufangen trachte. Was bleibt den Schwächeren übrig? Sie müssen mitbieten; und gewähren oft Kredite, zu denen ihr Athem nicht ausreicht.

Das Jahr 1911 war für die Großbanken nicht allzu ergiebig; dennoch haben manche wieder neue Wechselstuben aufgemacht (Schaaffhausen, trotz seiner mäßigen Liquidität). Wenn nun gleiche Bedingungen für die Geldannahme durchgesetzt würden: woher sollten die Depositenkassen, die man nicht Bedürfnißanstalten nennen kann, das nöthige Geld holen? Die Voraussetzung jeder Preiskonvention ist, daß die Kontrahenten unter gleichen Verhältnissen leben. Experimente von der Art der Stabeisen- und Grobblechkonvention locken nicht zur Nachahmung. Die Großbanken haben den Privatbankier an die Wand gedrückt. Er wird nicht bequemer leben, wenn die Großen sich stren-

Google

gerem Gesetz beugen müssen. Erst dann käme die Uebermacht der wirklichen Großen zu voller Geltung. Die könnten sich nicht einschränken; um ihre Rentabilität zu retten, müßten sie mindestens immer auf der Höhe ihrer Ausgaben bleiben. Grau, theurer Freund, ist alle Theorie.

Die Grundsätze, nach denen das Bankenkapital in Deutschland verwaltet wird, haben sich bewährt. Wettbewerb und Unkosten: diese Peitschen treiben den Bankmann vorwärts. Wer leugnet, daß oft gesündigt wurde und wird? Geheimer Oberfinanzrath von Lumm, ein Mitglied des Reichsbankdirektoriums, schrieb neulich über die Mahnungen des Präsidenten Havenstein und sagte dann: „Eine Gefahr muß in dem übermäßigen Anwachsen der namentlich durch die Großbanken gewährten ausgedehnten Kredite zum Zweck der Gründung neuer Unternehmungen erblickt werden, und zwar sowohl auf dem Gebiete der Industrie als auch auf dem Grundstück- und Baumarkt zur Stützung von Bodentransaktionen und Errichtung von Bauten, wie Waarenhäusern und Vergnügunglokalen, Unternehmungen, die zum Theil einen stark spekulativen Charakter haben. Das erheischt die andauernde Festlegung von Mitteln, deren Bereitschaft geboten wäre". Nach dieser Auffassung kann, zum Beispiel, die Gründung der Tempelhoferfeld-Gesellschaft kaum als ein nützliches Geschäft angesehen werden. Und doch rissen sich die Banken um diese günstige Gelegenheit. Neue Transaktionen auf dem Grundstückmarkt verbietet schon die Ungunst der Konjunktur. Was diese Ungunst vermag, lehrte jetzt wieder das Schicksal der angesehenen Firma Mosler & Wersche in Berlin. Hohe Kredite von Banken, überreichliche Gewährung von Baukrediten: mit diesem System läßt sich in einer Zeit stockenden Grundstückverkehrs nicht leben. Die betheiligten Kreditbanken behaupten, daß sie gedeckt seien und keinen Verlust zu befürchten haben. Der Fall zeigt immerhin, wie ungesund, bei dem Wettkampf der Geldgeber, der Zustand geworden ist; um sich von alter Verpflichtung zu lösen, müssen die Banken schließlich neues Geld einschießen. Denn mit der Uebernahme verpfändeter Hypotheken ist ihnen nicht gedient, weil sie für solchen Besitz nicht eingerichtet sind. Und daß kein Verlust entstanden sei, darf man erst sagen, wenn die Pfandobjekte auch als verwerthbar erwiesen sind. Die Schwierigkeit der Kreditreform liegt zum größten Theil in dem aus vergangener Zeit Nachwirkenden. Die Liquidation alter Betheiligungen ist bei schlechtem Wetter schwer. In einem Fall wie dem der Firma Mosler & Wersche könnte das gewaltsame Abbrechen der Engagements nicht nützen; das Wesen immobiler Werthe fordert nun einmal eine langsame Abwickelung.

Unter dem Druck hoher Unkosten stehen fast alle Wirthschaftbetriebe. Die Steigerung der Löhne und der sozialpolitischen Lasten wird immer stärker fühlbar. Auch im großen Reich der Kohle. Der Strike der Ruhrbergleute hat nach neuntägiger Dauer mit einer Niederlage der Knappen geendet. Daß es so kommen werde, war vorauszusehen, da die Arbeiter weder einig noch mit genügendem Kriegsschatz versehen waren. Sie tragen die Kosten des Ausstandes; der För-

Google

derausfall war leichter zu verschmerzen. Auch ohne neuen Kampf aber werden die Löhne weiter steigen. Also auch die Preise; denn vermehrter Aufwand im Betrieb wird durch Preiserhöhung ausgeglichen. Und jede Kohlenpreissteigerung verringert die Rentabilität auf großen Gebieten der Industrie. Der Blick auf die Arbeiterbewegung zeigt auch den Zusammenhang von Unkosten und Kreditanspruch. Bei der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft, die ihrer Größe nach zu hohen Ausgaben, der Struktur nach aber zu niedrigen Unkosten neigt, hat das Verhältniß der gesammten Lasten zum Reingewinn sich im Jahr 1909 bis zu 81½ Prozent gehoben. 1910 waren es 74, 1911 wieder 76 Prozent. Auf der Seite der Lasten aber sieht man eine fast geradelinige Steigerung bis zu 259 Mark auf den Kopf des beschäftigten Arbeiters im Jahr 1911. Auch die Montanindustrie strebt natürlich nach einer Verminderung der Unkosten; bei allen Fusionen der letzten Jahre hieß es, die Verschmelzung werde die Ausgaben vernünftiger begrenzen. Schließlich scheint das Monopol der sicherste Ausgleich zwischen Lasten und Einnahmen. Allerdings nur im eigenen Bereich; der Abnehmer, der selbst wieder produzirt, wird durch die Bedingungen, die ihm das Monopol auferlegt, in seiner Bilanz getroffen. Die Freunde der Staatsmonopole vergessen überhaupt leicht, wie sehr die Kosten solcher Einrichtung den Nutzen für den Staat mindern, der dann den Abstand zwischen Einnahme und Ausgabe durch erhöhte Preise zu erweitern suchen muß. Wir sehen jetzt ja, wie die Spirituscentrale sich auf die Beseitigung der „Liebesgabe“ vorbereitet. Die Branntweinsteuer vom Jahr 1887 ließ einem Kontingent die alte Verbrauchsabgabe von 50 Mark pro Hektoliter, belastete aber die darüber hinausgehende Produktion mit 70 Mark. Seit der Reichsfinanzreform betragen die Steuern 105 und 125 Mark. Die Spannung von 20 Mark, die geblieben ist: da steckt die „Liebesgabe“, die staatliche Rückvergütung an die Brenner. Ihre Gesammtsumme betrug im Jahr etwa 40 Millionen. Auf diese Prämie sollen die Brenner nun, im Interesse der Wehrvorlagen, verzichten. Doch kein Wermuthstropfen verbittert das Opfer: die Spirituscentrale hilft mit einer Preiserhöhung schmerzlos darüber hinweg und die Kosten tragen die Käufer, die Destillateure und Liqueurfabrikanten. Solche Zusammenhänge muß man erkannt haben, um zu wissen, wie schwer es ist, ein für alle Wirthschaftverhältnisse passendes Kreditmaß zu finden. In der Theorie sieht das Alles kinderleicht aus. In der gemeinen Wirklichkeit aber muß man mit unzähligen Faktoren rechnen, die auf das Schicksal des Wirthschaftkapitals einwirken. Das will unter allen Umständen ergiebig bleiben, sich die freie Preisbildung wahren und kann nicht stets ängstlich fragen, ob seine Kreditpolitik dem im sicheren Hafen weilenden Theoretiker gefiele. Die Aufgabe ist (wie Luzzatti richtig erkannt hat), der besonderen Geschäftsindividualität die Art der Kreditgewährung anzupassen. Da nützen allgemeine Ermahnungen nicht viel. Jeder einzelne Fall will in seinem eigenen Licht gesehen, nach seinem Sonderbedürfniß erledigt werden.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

ukunft

Herausgeber:
Mammilian Harden.
Achlundstebenzigster Band.
Verlin.
Verlag der Zukunft.

Inhalt.

Berlin, den 6. Januar 1912.
Epirrhenm.
Freuet Euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist' ein Eins,
Immer ists ein Vieles.
MUüstes Iährchen; unter Kameraden: wohl das ekligste, das
MW unserem Reich aufgebuckelt ward. Als es anfing, hatten
wir in Preußen denWahlrechtsrummel und die moabiterMale»
fizgeschichte und lasen, der ehrenwerthe Herr Carnegie habe so
ungefähr zweiundvierzig Millionen Mark ausgespuckt, um mit
diesem Riesenspeichel die Erinnerung an Kriegszustände von der
Tafel des Gedächtnisses zu wischen. «Ausschaltung aller Kriegs-
gefahr, Sicherung dauerndenWeltfriedens"; mitEichenlaub ohne
Schwerter.(Ob dieser Stahlprotz ernsthaft glaubt, mit seinenDol»
larsBeträchtliches erwirken zu können,oder nurdentheurenNa-
men in die Weltesche einritzen will? Immerhinriecht er besser als
der gräßlich berühmte Dynamitmacher, der, nach dem niedlichen
Muster eines auf seinealtenTagefrommgewordenenDirnchens,
das aus Sprengstoff erhamsterte Geld der Kultur und dem Frie-
den Zinsen läßt, allcrleiDutzendlcuten dieTasche füllt und dunkle
Ehrenmänner und Tugendweiber treibt, durch wilde Agitation
für die Zähmung der zweibeinigen Bestie sich den Nobelpreis zu
verdienen. Dem Staat viel gefährlicher als alles Sozialistische.)
So fings an. In Europa fiel zwar kein Schuß. In Persien, Tn»
politanien, China wurde aber eine ganze Menge Blutes vergossen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_009.html[18.07.2014 17:47:08]

und bis an unsere Küste stank es nach Pulver. Auch, versteht sich,
nach Demokratie. Daß noch immerirgendwogeschossen wird,wer»
den kann, werden darf, daß die Lebensmittel nicht billiger sind,
daß der Sommer so heiß und trocken war, daß wir in keinem Rayon
der Erdfeste Eßbares ernten konnten: Alles unsere Schuld. Des
Adels. Hübscher klingt, volksthümlicher: der Junker. »Durch ihr
Regime, ihre Günstling«und Vetternwirthschaft haben sie uns in
die äußere wie in die innere Misere gebracht": also das Berliner
Tageblatt. Und im berliner Wahlaufruf desloblichentzansabun»
des steht: »Jeder sei sich bewußt, daß die nächste Zeit über die
Würdigung der gewerblichen Arbeit und über die Stellung ihrer
Vertreter im Staat, über die gesammte Politik auf wirthschaft»
lichem und wirthschaftpolitischem Gebiet (Stil!) und über dieZu»
kunftdesdeutschenBürgerthumes entscheiden wird.(Mindestens.)
Ein schwerer Kampf steht uns bevor, ein Kampf, der in erster
Linie darauf gerichtet'ist, die Macht jenes Ueberagrarierthumes
zu brechen, das in den letzten Iahrzehnten verstanden hat, durch
einseitigste Interessenpolitik alle Staatslasten von sich abzuwälzen
(lesen Sie mal, was Fürst Otto Salm über seine Steuerleistung
im Herrenhaus gesagt und bewiesen hat), unserem erwerbthätigen
Bürgerthum dagegen Bürden überBürden aufzuhalsen und ihm
seine staatsbürgerlichen Rechte, unter ständiger Bevorzugung
einer junkerlichen Kaste, zu verkümmern." Da habt Ihrs. Der
ehrliche Finder eines seit der Reichsgründung »verkümmerten
staatsbürgerlichen Rechtes" bekommt einen blitzblanken Thaler.
Dreiunddreißig und obendrauf eine Mark Einer, der nachweist,
daß in dieser Zeit die Junker im Staat fetter,dieBürger magerer
geworden sind. Thut nichts. Die Kinder hören es gern; auch solche,
die genau wissen, daß unter den Tausenden, die am Silvester-
abend fürs Couvert ohne Wein zwanzig Mark zahlten und am
Ncujahrstag für Blumen ein Landrathsgehalt ausgaben, nur
recht wenige Junker waren, daß in freisinnigen Kommunen die
Günstling» und Vetternwirthschaft viel üppiger gedeiht als in
Fritzens und Bismarcks Reichen und daß man über eine Massen-
erkrankung derAermsten nicht so mild redenund schreiben würde,
wenn sie nicht aus Berlin, sondern aus einer vom Centrum be-
herrschten Stadt oder gar aus einer ostelbischen Landgemeinde
gemeldet worden wäre. Wir müssens eben leiden; müssen den

Mund halten, wenn uns an allen Ecken vorgepredigt wird, d«iz
ohne unsere tzabgier,tzerrschsucht und Klüngelzucht auf demNcuen
See längst schon Eisbahn wäre. Dürfen uns aber auch durch die
dickste und dreistesteUebertreibung nicht von vernünftigerSelbst»
kritik abschrecken lassen. Ist etwa Alles im Loch? Hat nicht, auch
indemIahrdertzeimsuchung.tzeydebrandsclbstgesagt.dieAdels»
partei brauche ein neues Wohnhaus, «ein dem Fortschritt des
modernen Kulturlebens angepaßtes Gebäude", und damit an-
gedeutet, daß Manches anders sein könnte, als es in unserer
Wirklichkeit ist? Attention, messieurs (krähte Fritz): auch im Heer.
Das ist in Ordnung; neuem Bedürfniß aber nicht so ange-
paßt, wie wir selbst wünschen müßten. Reicht Ihre Geduld für ein
Bischen Statistik? Das militärische Gefolge SeinerMajestät be-
steht aus zweiundvierzig Offizieren; alle sind adelig. Unter den
zweiundzwanzig Adjutanten Königlicher Prinzen sind zwei (von
der Marine), unter den achtundvierzigAdjutantendeutscherFür»
sten sind sechs bürgerlich. Posten, auf die noch nie ein bürgerlicher
Offizier gelangtist:Armee»Inspecteurs(sechs); ChefdesGroßen
'Generalstabes; Oberkommando in denMarken; Kriegsminister;
Gouverneur von Berlin; Chef des Reitenden Feldjägercorps;
Inspecteur der Jäger und Schützen; Kommandeurs derLeibgen»
darmerie und der Schloßgardecompagnie;General°Inspecteurs
der Kavallerie, desMilitärerziehung» undBildungwesens; Kom-
mandanten des berliner Zeughauses und des Kadettencorps;
Vorsitzender der Ober»Militär»Prüfung»Kommission; Inspec»
teursderKriegsschulenundderLandwehrtruppeninBerlin,Dort»
mund, Essen; Gouverneur und Kommandant des berliner Inva-
lidenhauses; Kommandeur der Haupt»Kadettenanstalt. Unsere
Kriegsakademie hat einmal einen bürgerlichen Direktor gehabt;
nur einmal. Generalfeldmarschälle und Generalobersten: ohne
Ausnahme adelig. General- - sechsundvierzig adelig, drei bür-
gerlich. Generallieutenants: dreiundsiebenzig adelig, siebenund-
zwanzig (davon vierzehn Artilleristen und Ingenieurs) bürger-
lich. Generalmajorechundertneunundzwanzig ad?li«, sechzig bür-
gerlich. An der Spitze der neununddreißig Gouvernements und
Kommandanturen stehen nur acht bürgerliche Offiziere. In die
Armee»Inspektionen, das Gouvernement Berlin, die General-
inspektion der Kavallerie, den Gcncralstab des Gardecorps kommt

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_011.html[18.07.2014 17:47:09]

kaum je ein Bürgerlicher; auch dieAdjutantur wird da, wie beim
Generalstabschef und beim Inspccteur des Bildungwesens, nur
mit Adeligen besetzt. In den höchsten Kommandostellen und auf
anständig befoldeten Erholungposten also das selbe Bild. Die
Offiziercorps der feinsten Kürassiere (Nummer 1,2,4,6), Alanen
(3, 5, 9, 13),Dragoner(2. 3,8,12.17 bis 19),Husaren(4,«,7,12)
verriegeln sich siebenfach gegenBürgerliche. Wenn man bedenkt,
daß auf deruntersten Leitersprosse,imGcsammtbcreichderLieute»
nants, das Verhältniß ungefähr Zwei (Adel) zu Sechs (Bürger-
liche) ist, erkennt man, wie glatt unsere Leute vorwärts kommen.
Vor zwei Jahren, nach dem Lärm in Reichstag und Presse über
die Bürgersperre imGardecorps, wurde demMilitärkabinet ge-
winkt und bald dann auch eine Rundfrage losgelassen, die er-
mitteln sollte, welche bürgerlichen Offiziere zur Versetzung in die
Garde geeignet seien. Ein übler Einfall; der Zweifel, ob sie, mit
sauberer Konduite, auch in Berlin, Potsdam, Spandau mög-
lich wären, verdroß die bravsten Knaben. «In der Behrenstraße
scheint man zu glauben, daß Unsereins sich niemals die Zähne
putzt und mit den Pfoten in die Salatschüssel fährt." Als jedes
Garderegiment seinen Konzession»Schulze oder auch zwei von
der Sorte hatte (nur das Erste, die Jäger und Schützen blieben
hasenrein), legte der Eifer sich wieder schlafen. Kein Komman-
deur eines Garderegimentes lächelt bürgerlichen Fahnenjunkern
freundlich zu. Und da dienichtblaublütigenKadettensich offenbar
nur in die litzenlosen Regimenter sehnen, muß das armeMilitär»
kabinet immer wieder die adeligen Lieutenants in die guten Gar-
nisonen schicken. Kein Wunder, daß die Häupter der besten Bür»
gerfamilicnsichsdreimalüberlegcn.ehesieihrenIungenerlauben,
sich als Aspiranten zu melden. Technik, Industrie, Bank bieten
freiere Aussicht; der halbwegs Tüchtige, den ein starker Arm
schiebt und stützt, kann da vor den Vierzig Stellvertretender Di-
rektor sein und in Mitteljahren seine Hunderttausend zusam-
menschlagen. In der Armee? „Macht irgendein widriger Zufall
Dich nach Fünfundzwanzig invalid, so ist jede leidliche Stellung
in derHandclswelt rar wie dasGroßeLos; überall fast wollenste
heute Ersatz, der von derPikc auf gedient hat. Die Examina, die der
Staat fordert, sind dann auch nicht mehr nachzuliefern. Und ent»
gchstDu demRippenbruch und derStreifkugel.wirst weder lahm

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_012.html[18.07.2014 17:47:10]

noch kurzsichtig: vor dem engen Pfad, der auf die Höhen führt,
mußt Du doch umkehren. Nur die Edelsten läßt man hinauf. Du
fühlst Dich zurückgesetzt, nicht nach Deiner Leistung gewürdigt und
wirst ein unfroher, verbitterter Kumpan. Schlechtes Geschäft, von
dem Vernunft nur abrathen kann." Erste Folge: in die Offizier-
corps aller Bürgerlichen offenen Infanterieregimenter drängen
sich Söhne aus Familien, die nach Tradition und Lebensgewohn-
heit nicht ganz dahin taugen, aber ein großes Portemonnaie ha-
ben. Das giebt argen Kram. Drei Viertel der Linienlieutenants
hungern nobel, begnügen sich abends im Kämmerlein mit einem
sauren Hering und dem Wurstzipfel von gestern und schwingen
sich höchstens im Kasino, wenn die Wochenrechnung noch klein
ist, mal zu einiger Fettlebe auf. Schneit nun Einer hinein, der
sich ein Auto hält, bei der Kommandeuse mit Orchideen antanzt,
nach dem Dienst Franzosensekt hinter die Binde gießt und die
Kleine vom Stadttheater mit Chinchilla behängt, dann giebts na-
türlich böses Blut. Können wir nicht brauchen; Lebenshaltung
darf weder künstlich erhöht noch herabgedrückt werden. In Allen»
stein oder Mörchingen wird ein Zuschuß von fünfzigtausend Mark
leicht zur Corpsgefahr. Zweite Folgender Adel schließt sich völlig
ab, verkehrt in der dienstfreien Zeit nicht mit „der gemischten Ge-
sellschaft" und die Gemiedenen rächen sich durch boshafte Witze
über den Zwinger der feinen Hunde. Was unter solchen Umstän-
den aus der Kameradschaft wird, ist leicht auszumalen. Im alten
Preußen war ein Offizier wie der andere; das Porteepee galt mehr
als der Stammbaum. Jetztvergiftet das Gefühl, zurzweitenKlasfe
des Standes zu gehören, dem größten Theil das Leben. Im Ernst-
fall sich zu bewähren,war seit vierIahrzehnten nichtmöglich (nur
China und Afrika gaben einem Häuflein dazu die Gelegenheit);
und des Garnisondienstes ewig gleichgestellte Uhr scheint in der
Tasche des Bürgerssohnes langsamer zu ticken. «Was hilftgewis»
senhafterFleiß.strammsterNervendrillund ernsteste Pflichterfüll-
ung? Sein Vater, heißts oben, steht hinter dem Ladentisch. Und
der Baumwollhandel wird nur freigiebigen,Stiftern' verziehen."
So darfs nicht bleiben. Kann auch nicht. Wir wissen, Alle,
was uns derAdel geleistet hat. Daß ersnoch heute versteht. Sind
stolz, ihm anzugehören, und finden den Brauch infam, ihn, der
dieSeydlitz, Zielen, Porck, Blücher, Stein, Kleist, Boyen, Clau»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_013.html[18.07.2014 17:47:10]

sewitz, Gneisenau,Roon, Bismarck, Moltke, Blumenthal und et-
liche Dutzend Kerle von stärkstem Kaliber gestellt hat, öffentlich
wie einen vorlauten Hundejungen oder diebischenRendantcn zu
verrufen. Aber wir schreiben 1912. Einundfünfzig Iahre ists her,
seit der vierte Friedrich Wilhelm dem Bruder die Krone ließ.
Hundert, seitAncillon, den Gneisenau den Hofpfaffen nannte, in
einer öligenDenkschrift den Anschluß anNapoleon empfahl, ders
so gut mitPreußen meines und der König, an dessen Grenze drei»
hunderttausend Franzosen standen und gegen dessen Festungen
Spandau, Kol berg, Graudenz die Belagerungparks dernapoleo»
nischenArtillerie in Bereitschaft waren, sich in dasgehaßteBünd»
niß schicken und zwanzigtausend Mann seinerbestenPreußen als
siebenundzwanzigsteDivision der QrancZe ^rmee vermummen muß»
te. Was blieb ihm übrig, nachdem Zar Alexander sich geweigert
hatte, im deutschen Norden den Krieg gegen den Korsen anzu»
fangen, und auch durch Knesebecks Drängen nicht zu einer Inter-
vention in Paris zu bewegen gewesen war? Ist einem Einzelnen
derRuhm des Retters aus solcherNoth zuzusprechen, so gebührt
er Gerhart Johann David Scharnhorst, dem Sohn kleiner Leute
aus dem Hannoverschen. Der hat für Preußens Erhebung und
Sieg, also fürDeutschlands Wiedergeburtund Einung das Wich-
tigste gcthan. Das gerade, was ohne ihn die Gneisenau und Brok-
mann, BoyenundClausewitz nicht vermocht hätten. Und daß der
zumLandwirth vorgebildete Jüngling in die Kriegsschule desWil»
helmsteins am Steinhuder Meer zugelassen worden war, hatte er
nur derFürsprache des scharfsichtigen bückeburgerGrafenWilhelm
von Schaumburg»Lippe zu danken. Der an Nachwirkung gewal-
tigste Offizier Preußens war (noch einmal: Attention, messieurs!) ein
simpel Bürgerlicher aus dem anglisirten Welfenland. Würde er
heute Karriere machen? «Die stramme, soldatische Haltung, wie
sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen
Nicdersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Klei-
dung ging er umher, den Kopf gesenkt, die tiefen, sinnenden Den»
keraugcn ganz in sich hincingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet
über die Stirn herab; die Sprache klang leise und langsam. In
Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Backerladen beim Thor
selber anklopfte und dann mitWeib und Kindern draußen unter
den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_014.html[18.07.2014 17:47:10]

So blieb er sein Leben lang: schlicht und schmucklos in Allem."
Das geht (die Schilderung ist von Treitschke) noch um mehrere
Eckchen über alles von Gottlieb Haeseler Erlebte hinaus, dessen
Vater obendrein schon bei Wriezen auf befestigtem Grundbesitz
in altemAdelsrecht saß. Wenn S.M.aus sausender Fahrt durch
die Eilenriede einen im Freien mit Frau und Kindern Semmel
kauendenMajor sähe, brächte der Anblick wohl nicht allerhöchstes
Entzücken. Tempora mutaMur. Genies sind immer seltener als
Brombeeren. Leider kann Keiner draufschwören, daßeinScharn»
horst heute auch nur bis in die Reihe der Stabsoffiziere käme.
Den Typ aber brauchen wir wie das liebe Brot; noch inAlltags»
exemplaren. Den Offizier, der in allen Militärbildunganstalten
gelernt hat, alle Waffengattungen sammt dem Generalstab kennt
und nichts Anderes sein will als ein tüchtiger Offizier. Werden
die aus den feinen Garnisonen in die Große Bude beförderten
Herren in den Fällen periodischer Rückversetzung in die Front
wieder der Garde oder bevorzugten Linienregimentern zuge-
schanzt, so bleibt ihr Gesichtsfeld eng und das eigentliche Leben
der Armee ihnen fremd wie Ostsibirien dem petersburgerMode»
lieutenant. Die Absperrung schmälert uns den Ersatz und hetzt
die Menge auf, die nicht mehr glauben will, daß just nur wir das
Soldatentalent aus Suppenlöffeln gefressen haben und daß Alles
mit rechten Dingen zugegangen sei, wenn von den Marschällen
und Generalobersten drei (mit dem Markenbefehlshaber vier),
von den Kommandirenden Generalen vier aus dem Ersten Garde-
regimcnt stammen. Hat nicht Jeder schon mal über die dem Front»
bedürfniß entfremdete Hofgeneralität gestöhnt? Nicht Jeder über
den Riß im Offiziercorps, über den Mißmuth der von Gunst und
BcförderungAusgeschlossenen klagen gehört? Neid dort,Ueber»
hebung hier, zwei einander feindliche Klassen, wo Kameradschaft
Alle einen müßte: Das wäre derAnfangvomEnde. So schwarz.wie
wir gemalt werden, sind wir nicht; die Zeiten vorbei, wo man hinter
Schwadronchefs dreinspotten konnte: »Wegen uraltenAdels der
Rechtschreibung unkundig." Was bei uns, täglich auch vom canis
finis, geleistet wird, machen sie uns nirgends nach. Nirgends wird
der Offizier so, mit allen Knochen und Nerven, herangenommen.
Fraglich kann nur sein.obs nichtschonzuvielist. Keinerdenktnoch
daran,Denen,die nicht imGotha stehen,nach ungewöhnlich guter

Bewährung die Thür vor der Nase zuzuschlagen. Aber sie wird
nicht weit genug aufgemacht. Wir brauchen Alles, was natürlichen
Anstand, Muth zur Selbstzucht, ernsten Eifer zurMilitarisirung
plumper oder ungeberdiger Jugend, Erziehergaben und Freude
am Soldatenthum mitbringt. Wir müssen froh sein.wennwir aus
der Welt bunter Ueppigkeit einen Theil der gesunden Schößlinge
in unser karges Lebenpflanzcn können, dürfen ihnen nicht die Spa»
liersonne verhängen, die den Nachbar wachsen und stämmig wer»
den läßt, nnd dieHerkunftnichtsohochnothpeinlichprüfen wieden
WesensgehaltdesHergekommenen. TrauenwirunseremBeispiel
denn nicht mehr die Kraft zu, Sittenmängel abzufeilen und Ma-
nierlücken auszufüllen? Wir können die Konkurrenz ertragen;
haben sie aber nöthig,um nicht lahm oder trag zu werden. »Man
mußderNationdasGcfühlderSelbständigkeiteinflößen,manmuß
ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie
sich selbst ihrer annimmt; erst dann wird sie sich selbst achten und
vonAndcren Achtung zu erwingen wissen.Darauf hinzuarbeiten:
Dies ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lö-
sen, dieWiedergeburt leiten,pflegen und in ihrem frcienWachs-
thum nicht hemmcmweiter reicht unser hoherWirkungskreis nicht."
Seit Scharnhorst diese Sätze schrieb, istPrcußenum hundertIahre
älter geworden. Nicht alleWünsche des Reformators wurdencr»
füllt; an jederEcke fände erArbeit inUeberfülle. Die von ihm um-
geformte Maschine steht noch. Wie stark, wie gut bedient muß sie
sein, da zutzaus und ringsum, trotzdem sie seit vierzigIahren nur
in Probestunden lief, Alles gewiß ist: Die schaffts!
Dennoch wird inkeinem anderenLand von dem Heer und von
desseuBefchlshabern so oft häßlich gesprochen. Ursache? DieNa»
lion hat, in ihrer Breite, nicht das Bewußtsein: Da ist unsere Ar-
mee, die Schule unseres Volkes, der Schutz unseres Reiches, da
sind die Männer unseres Vertrauens, das, sobald sie es enttäuscht
haben, von ihnen abfällt; und in diesem Heer, diesem Reich wird
Jedem nach Verdienst gegeben. Das Band des Vorurthciles ist
nicht gelöst, der Nation nicht die Selbständigkeit gesichert. Ver-
bürgt sie, laßt alten Wahn schimmeln, helft den Deutschen, die zu
allem Guten willig sind, in das Gefühl, daß sichs in Staat und
Staatswehrum ihre Sache handle: und frohe Zufriedenheit kehrt,
wie in kahle Aestc der Frühlingssaft, in die Herzen zurück.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_016.html[18.07.2014 17:47:11]

Epirrhema.
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, Das ist außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

Wüstes Iährchen. Mit der Verheißung eines Weltschicds-
Vertrages fing es an und hat mit einer anderen Posse geendet,
die den Titel trägt: »Republik China". Kann allerliebst werden.
Schade, daßdcrPanamakanalnochnichtfertigist.(Wirders bald?
Taft sagts; doch mancher In gcnieur, der hineingerochen hat, schüt-
telt bedenklich das Haupt. Riesenpumpwerk und mächtige Stau-
dämme: Alles bereit; das Becken des Kunstsees kann gefüllt, sein
WasserspiegelbisausdictzöhevonachtzigFußgehobenwerden.Ob
das eingepumpte Wasser aber nicht durch hundert Abflußrinnen
wieder wegsickert? Muß der Kanal imStauseegeländeumachtzig
Fuß tiefer gelegt werden, dann dauert der Bau noch Iahre und frißt
Dutzende neucrMillionen.) Schade schon deshalb, weil sonst der
anglo»amerikanischeInteressenstreitfühlbarcrwürde und weil die
Pflicht, zum Schutz europäischer Kultur den Kanal international!»
siren, nicht etwa von den Vereinigten Staaten befestigen zu lassen,
alte Wundenüberpflasternund uns ins erste Viertel der erwünsch-
ten Europäereinheit helfen könnte. So weit sind wir nun noch
nicht. Aber aus demAngelsachsenbund, dessen Urkunde Asquith
schon in scincrMappe zu haben glaubte, ist nichts geworden und
England läßt seine Kohlenstationen im Stillen Ozean ausflicken.
Das Jahr der Irrungen und des Mißverstandes. Im Leben des
Reiches das vierzigste. Daß danach selbst der verwegensteSchwabe
klua werde, hielten Alle für sicher, bis Alfred Kiderlen in Ost und
W?^ s^ineKerte abgab. Zu vielAdel in der Diplomatie ? Unsinn.
Aus vollen Eimern wurde Bürgerblut eingepumpt. Daran fehlts
nicht.Doch anZielen,Blickweitc,Augenmaß.WenninderCentrale
die liebeThorheit thront, kann draußen dcrfcinste Diplomatnichts
Brauchbares einhandeln. Dabei kleben unsere Leute an ihrem
Stuhl. Ists nicht lächerlich, daßBethmann und seinGehilfe nicht
vonAcq uatorial»Afrikanur, sondern auch von England eine höchst
unklare Vorstellung haben? Von einem Land, das derPivot al-
ler diplomatischen Aufmärsche ist? In einundzwanzig Stunden
ist man, über Vlissingen odcrHoek, dort; zwischen Weihnacht und
Neujahr wäre die Oberfläche mit Nutzen zu begucken. Der Auf-
sichtrathepräsident, dcrGelsenkirchen oder Harpen niegesehenhät»

ke.müßtesich verkriechen.Staatsvorstände aberverhandelnmunte?
mit Ländern, die sie seit einer halben Ewigkeit nur aus Berichts»
bildern kennen. Daher die Ministerdelirien und die Thränen der
Völker. Hätte die Kommandantur der Wilhelmstraße gewußt, wie
zwischen Calais und Dover das Wetter wurde, dann wären die
Chefs zu Haus geblieben. Die Franzosen gaben im Mai die en>
tente schon billig; nahmen sie als einen Britenschwindel, von dem
nichts zu hoffen sei. Warteten wir, bis der franko»spanische Ge»
hcimvertrag ans Licht kam, dann riß der Draht und kein Kabel-
werkkonnte einen neuen anknüpfen. Dann erfuhrFrankreich, daß
Britania ihm zwar Marokko verschachert, den wichtigsten Theil
aber, um bei Gibraltar, Suez und Aden nicht genirt zu werden,
vorenthalten habe. Das Wuthgeheul! Eduards Werk wäre bis
in die tiefste Grundmauerschicht geborsten, der heilige Zorn aus
denPucelletagen wieder aufgelodert und dieNoth hätte über die
Vogcsen hinwcgblicken gelehrt. Wir wären, ohne Offerte, aufge°
sucht worden. Der plumpe Bluff von Agadir hat uns die ganze
Jahresbilanz verdorben. England ist in Paris wieder obenauf
(wir haben ja dafür gesorgt, daß es, ohne große Kosten, sich mit
derGrimassedesselbstlosTreuen spreizen konnte) und fürs Erste
ist an die Trennung derWestmächte nichtzu denken. Wüstes Jahr.
Was nun?DieOffiziösen trösteten zuerst: Oesterreich»Ungarn
genügt uns; diese Säulezeugt von entschwundenerPracht. Stürzt
auch sie nächstens vielleicht? Aus allenWinkeln wird nach Aehren«
thals Kopf und Rumpf gestoßen. Im Juli hat er in Paris sagen
lassen, in einem neuen Marokkoduell werde er demVerbündeten
nicht sekundiren. Im Oktober mit den Italienern geäugelt, die ge-
droht hatten, einem turkophilenOesterreich das Bündniß zu kün-
digen. ImDezember vor denDelegationenüberMarokko»Kongo
imTonkühlertzöflichkeitgesprochen.Willmanihnnichtverstehen?
Er sitztin dem undankbarenAmt eines Greisenministers, der keinen
Krieg führen darf, also in beidenBeincn gelähmt ist. Er hat dem
einundachtzigjährigen Kaiser, der im Kriegsfall hinter den jungen
Feldherrn verschwinden müßte, versprochen, alles zurFriedens»
wahrung irgend Erdenkliche zu thun, muß seine Zukunft dem An-
spruch der Gegenwart opfern und darf noch nicht einmal erklären,
warum er wie ein müder Flötist mit schlaffen Bäckchen neben den
Conrad und Auffenberg steht, die noch unter dem Nimbus des
alten Kaisernamens die Fanfare von Custozza blasen möchten.

Aehrenthal opfert seinen Staatsmannsruhm mitVewußtsein. So
lange er Franz Josephs Minister ist, wird Oesterreich für seine
Ruhe jedenerschwinglichen Preis zahlen; und was danach kommt,
ist unberechenbarer, als der berliner Hofbann heute ahnt. Jetzt
, wird ja auch mehr von Rußland getuschelt. Das, lesen wir, wird
Englands Tücke erkennen und bald in unsere Freundschaft heim»
finden. Schön. Wollen wir ihm den Besitz des Persischen Golfes,
eines Meerengenersatzes, für ein Menschenalter garantiren? Das
wäre die Vorbedingung. Einstweilen müßte jeder russische Mini-
ster vonDurchschnittsverstand sich Tag vorTag sagen, daß seinem
Reich kein Zustand nützlicher sein könnte als der anglo»deutscher
Feindschaft, der ihm von beiden Seiten Werbungen einbringt.
Diesen bis in das Weichbild von Teheran wohlthätig fühlbaren
Status wird erzuerhaltentrachtenundneuePapierwällescheuen.
Die Trennung von Frankreich (nur als Folge glaubhafter deut-
scher Kriegsdrohung denkbar) würde theuer.die vonEnglandmit
jedem Tag chinesischer Wirrniß gefährlicher. Die alten Rezepte
helfen nicht mehr. Was also bleibtunszu thun? Im vorigen Jahr
sind wieder Prinzen, Professoren, Pastoren, Lohnarbeiter nach
London gereist, um mit derZungefürdenFriedenzufechten.(Als
Prinztzeinrich im londonerAutomobilklub denWerth derWett»
fahrt für die Kräftigung der anglo»deutschen Freundschaft sehr
laut gerühmt hatte, hielt, zwölf Stunden danach, Lloyd George
seine berüchtigte Rede.)Anbiederung wäre jetzt Selbstschändung.
Diese traurigen Geschichten haben uns schon zweiDnttel des An-
sehens gekostet. Eben so schädlich ist das (lcidernichtnurimSou-
terrain beliebte) Geschimpf gegen die Briten, die, in Wahrung
ihrer Interessen, gethan haben, was unsere Lammsgeduld ihnen
zu thun erlaubte. Kriegsschiffe bauen? Ehe die jetzt auf die Hel-
linge zu legenden fertig sind, muß, nach Menschenermessen, die
Entscheidung gefallen sein. Auch würde durch den hastigsten Bau
zwar aufbeidenSeitendieZiffcr(vierzehnenglische, achtdeutsche,
sechs französische Dreadnoughts), nicht aber die britisch-deutsche
Machtrelation geändert: denn England läßtsichnicht überflügeln
nndhatinderaltentzandelsflolte eine Mannschaftschule, die seine
mächtigsten Kampfschiffe vor Menschenmangel noch schützt. Die
Dummheit, immer wieder auszututen, daß wir noch nicht fertig,
nicht stark genug seien, sollten wir uns nachgerade doch abgewöh-
nen. Wirkt nach außen ja wie eineAufforderungzumTauz. Jetzt,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_019.html[18.07.2014 17:47:13]

nach diesem Herbst, in heiseren Wahlaufrufen von Lücken inunscrer
Rüstung krächzen: nur dem HeiligenTheobald wars möglich. Er
meint wohl, die Nachbarschaft werde mitleidig wimmern: Wer
ein Herz im Leib hat, muß den Deutschen Ruhe lassen, bis sie die
Lücken in ihrer Rüstung ausgefüllt haben. Der Ordinarius wird
zur Reichsgcfahr. Längst sind wir zu tapferer Politik stark genug.
Sogar zu einer, die hohe Ziele zu zeigen wagt und in stolzer
Ruhe ausspricht, daß kein Widerstand sie je auf dem Weg dahin
hemmen wird. Die würde in England gewiß verstanden. Nicht
schimpfen; still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen.
Der weiß jetzt schonAllerlei.Daß er mitPersien die sorgloseHerr»
schaft über Indien verlöre; daß in der Zeit der Mandschuliqui»
dation, die zu früher Anmeldung britischer Erbansprüche zwingt,
die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in der Nordsee zu halten,
zu schwer erträglicher Last werden kann; daß im Mittelmeer den
Lateinern eine Macht erwächst, der England eines Tages jeden
Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auftzauptgrundsätze bri»
tischerPolitik(Keine Europäermachtan der Straßevon Gibraltar;
kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine
GrenzgemeinschaftmitcinemReich.dasüber cingroßesLandheer
verfügt)ihm durch denHadermitDeutschlandabgenöthigtworden
ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen
Flotte versänmt hat. Er sehnt sich nach Verständigung; möchte
nicht, wie auch nach ihm günstigen Kriegsverlauf unvermeidlich
wäre, geschwächt vor dem schadenfrohlcuchtenocnAugedcrVan»
kees stehen; und zweifelt, ob die Russen, die er verhätscheln muß,
nach ihrerGenesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünf-
undsechzig Millionen Deutschen Paktiren: er ließe sichs gern was
kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und
hinter dem letztenKahn des gcltcndcnMarineprogrammsWich»
tiges zu bieten und fänden als Forderer der Walfischbai, zuvcr»
lässigcrKohlcnstationenund bewohnbaren Sicdlungbodens heute
inLondonGchör. KeinMitteldarf unversucht bleiben, ehezudem
KriegzweiergermanischenVormächtederEntschlußM wird. Ein
Jahr ist verloren; keinalterKniffnochwirksam. OcffnetdieFcnster
weit: daß im Rcichshaus die Luft wieder rein werde. Und erlöst
dasnüchterne, arbeitsame, redlicheVolkderDcutschcn endlich aus
dem Ruf, daß es sein internationales Geschäft nach dem Muster
der Marktschreier und Rummclplatzpächter treibe.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_020.html[18.07.2014 17:47:13]

Anvernunft und Sozialismus.
ntcr den Menschen, schrieb der schweizer Philosoph Bolstcttcn an
seinen Freund Mattison, geht eine Unvernunst um, die wir uns
in der Regel nicht schlimm genug vorstellen. Um sich Klarheit darüber
zu verschaffen, muß man in vielen verschiedenen Gedankensphären und
wirthschaftlichen Kreisen gelebt haben und in ein reiferes Alter gelangt
. sein, ohne in einem dieser Kreise zu haften. Das ist die Kunst oder das
Vorrecht Weniger. Denn die Gesellschaft sucht Ieden gewaltsam in ei-
nen Winkel zu drängen und auf ein immer gleiches Wirken zu begren-
zen, damit seine Kraft ihr den größtmöglichen Vortheil bringe. Wider-
setzt man sich diesem Drängen, so büßt man einen Theil der Detail»
kenntniß und die nur auf diese Weise zu erlangende Autorität ein, ver-
liert den Ruf eines Fachmannes und Sachverständigen und riskirt, ein
Dilettant genannt zu werden. Doch dieser Nachtheil ärgert nur, wenn
der Wankelmuth eine Folge launenhaften Wesens war. Hat man erst
einmal auf die Fachgelehrsamkeit verzichtet und Allgemeines zu er-
kennen versucht, so fühlt man sich im Vortheil,
Ich erlaube mir einen Hinweis auf mein eigenes geistiges Wan-
derleben. Allen Schaden, alle Schmach eines solchen Lebens habe ich
erlitten und meine Vogelfreiheit hart genug empfunden. Medizin und
Naturwissenschaft, Belletristik und Philosophie, Soziologie und Er-
werbsleben: nirgends habe ich die Autorität eines Fachmannes ange-
strebt oder erworben, sondern mich damit begnügt, in allen diesen
Sphären als Dilettant zu gelten. Aber dieses Wandern war auch nicht
die Folge von Ungeduld oder Widerwillen gegen die für eine Weile
bezogene geistige Wohnung, sondern eines Durstes, der reichliche Sätti-
gung suchte. Ich wollte das ganze Haus von allen Seiten gesehen
haben, bevor ich mich für immer in einem seiner Räume niederließ.
Das werde ich nie bereuen. Eher schon, daß ich es nicht rascher und
kühner that, mich durch das Geschrei über Dilettantismus einschüchtern
ließ und den Verlust an Detailkenntniß und Einsluß bedauerte. Denn
ich habe auf nieinen Wanderzügen, oft freilich erst spät, Entdeckungen
gemacht, die mir gewichtig, ja, ungeheuerlich erscheinen. Oder ists nicht
ungeheuerlich, daß in jeder dieser Sphären des Geisteslebens die Er»
kenntniß der einsachsten Dinge verloren geht, die fast allen primitiven
und ungeschulten Menschen vertraut sind? Heutzutage kommt es vor,
daß der erstbeste achtzehnjährige Schuljunge von mittelmäßiger In-
telligenz, daß irgendein Arbeiter, der seit seinem zwölften Iahr keine
Schule gesehen hat, allgemeingiltige und gewichtige Dinge besser ver-
steht, rascher erfaßt und tiefer durchschaut als die größten Gelehrten,
die angesehensten Staatsmänner, die berühmtesten Schriftsteller, die
feinstgebildeten Intellektuellen. Das sehen alle diese Männer na-
türlich eben so wenig ein, wie ich selbst es früher einsah. Die weithin
durchgeführte Spaltung aller geistigen Thätigkeit wirkt hier in einem
circulus vitiosus. Weil ich „Dilettant" blieb, konnte ich erkennen, was

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_021.html[18.07.2014 17:47:14]

ich erkannt habe; als einem „Dilettanten" fehlt mir aber die Autori-
tät, die ich haben mußte, um ihnen die Augen zu öffnen.
Mir gehts wie einem Menschen, der bei der Besichtigung eines
Schiffes auf hoher See Brand in der Ladung entdeckt hat und mit die-
ser Unheilsbotschaft zu dem Kapitän und den Offizieren zurückkehrt, in
der ganz natürlichen Erwartung, daß sie aufspringen und handeln wer-
den, der nun aber erleben muß, daß sie lächelnd sitzen bleiben und sa»
gen: „Brand in der Ladung? Haben Sie Brand in der Ladung ent-
deckt? Schade, daß Sie nicht Fachmann sind." Ganz so gehts mir.
Man begreift die Bedeutung meines Berichtes nicht und zweifelt an
meincr Glaubwürdigkeit, weil ich nicht den Namen eines Spezialisten
habe und die Sve^^nZt^n mich nicht als gleichberechtigt anerkennen.
I^ habe ^>agt, daß unsere Lebensgemeinschaft von der Gefahr
des Pcira^lismus bedroht wird, dessen Folgen täglich fühlbarer werden
und dessen Ursachen ohne allzu große Schwierigkeit bekämpft werden
könnten. Niemand rührt sich. Man sieht die Gefahr nicht oder hält
mich nicht für glaubwürdig.
„Aber haben Sie denn wirklich erwartet," wird man fragen, „daß
nach dieser Mitteilung, die übrigens nicht neu klingt, die Welt in
Aufruhr gerathcn werde, um Ihnen zu helfen?" Das habe ich nicht'
erwartet. Und do<) wäre diese Erwartung vernünstig, wenn die Men-
schen vernünstig wären.
Das Wort „Parasitismus" wird oft in tadelndem Sinn ange-
wandt. Wäre der Begriff aber als primäre Entartungursache klar er-
kannt, dann hätte man diese Ursache schon zu beseitigen versucht. Kluge
Maßregeln gegen den Parasitismus sind aber in der sozialökonomi-
schen Reformbewegung nirgends zu erblicken. Und dennoch ist die Sache
für jeden Menschen so wichtig und so leicht erkennbar wie Brand in der
Ladung für die Mannschaft. Aber die scharfsinnigen und gelehrten
Leute bleiben träg und die einsacheren, die es aus eigener Verstandes-
kraft wohl erkennen würden, sagen: Wenn es so wäre, hätten es schon
mehr kluge Leute erkannt. Die Ehrfurcht vor dem als höher anerkann-
ten Intellekt hindert die meisten, ihrer Vernunst und klaren Einsicht
zu folgen. Dem Chronisten ist solche Unvernunst längst bekannt; er
umschreibt sie gern mit den Worten, daß sogar die größten Geister dem
Irrthum ihrer Zeit unterworfen sind, und erwähnt dann die Billigung
der Sklaverei durch Aristoteles, der Christenverfolgung durch Marc
Aurel, der Gladiatorenkämpfe durch Cicero, die religiöse Auffassung
eines Dante und Newton. Nie aber wird in ihm die Meinung er-
wachen, daß seine scharfsinnigsten, aufgeklärtesten und gelehrtesten Zeit-
genossen an einer viel schlimmeren Unvernunst leiden. Denn die von
ihm erwähnten Irrthümer stammen nicht aus Unvernunst, sondern
aus Mängeln des kosmologischen und exegetischen Wissens und sind
zwar unserer Kenntniß und Empfindung, nicht aber der ihrer Ent»
stchungzeit unbegreiflich.
Unsere besten Geist er, Philosophen, Naturforscher, Staatsmänner,

Unvernunst und Sozialismus.
Industrielle und Kaufleute, werden, fast ohne Ausnahme, die Meinung vertreten, daß es ein allgemeines, zu bekämpfendes Schmarotzerthum nicht gebe und daß man gegen das vorhandene nicht wirksamer als bisher handeln könne. Diese Unvernunst ist die Folge der Facherziehung, der Spezialisirung, die alle Geistesarbeit gespalten hat, des Mangels an Universalität also, der aus dem Durchschnittsmenschen des zwanzigsten Iahrhunderts einen für seine Zeit viel untauglicheren Astronomen, Naturwissenschaftler, Künstler oder Philosophen macht, als der Mensch des Mittelalters und der Antike für seine Zeit war. Doch die Nachwirkung dieses Mangels kann nur Einer ermessen, der die ungeheure psychische Bedeutung des Milieu kennt. Der einsame unabhängige und klare Verstand bleibt, wie er auch „spezialisirt" sein möge, doch einer neuen Wahrheit zugänglich und kann eine lange verlorene Einsicht zurückgewinnen. Der Spezialist aber, der sein für alles Andere unbrauchbares, geschrumpftes Begriffsvermögen auf dieDauer dem Einsluß Offentlicher Meinungen ausliefert, muß auf der Hut sein: sonst wird seine Vernunst überrumpelt, sein Verstand geknechtet. Die suggestive Wirkung der Umwelt ist eben den Gelehrten, auch unseren Psychologen und Philosophen, noch nicht in annäherndem Umfang wahrnehmbar. Die überraschenden Resultate, die Binet bei Schul» kindern erzielt hat, sind nur das Gegenstück zu den gangbaren Meinungen, die der Haufe aus Gesprächen und Zeitungartikeln schöpft und zu denen sich oft auch Intellektuelle hohen Ranges bekennen. Helmholtz gehört zu den größten Geistern unserer Zeit, seine Wissenschaft war von philosophischem Sinn bedient: und dennoch hat er gesagt, daß er eine „okkulte Erscheinung", auch wenn sie durch alle Sinne vermittelt wäre, nicht anerkennen würde. Heute, nach längerem Verkehr mit Kollegen, die solche Erscheinungen studirt haben, würde er anders sprechen; nicht, weil vernünstige Ueberlegung, sondern, weil die Suggestion der Umwelt ihn Anderes gelehrt hätte. Denn heute sind Meinungen „gangbar", die es früher nicht waren.
Vor okkulten Erscheinungen haben die spekulativen Philosophen sich nie so unvernünstig gezeigt wie die Männer der Naturwissenschaft. Die sind aber, wo es sich um Wirthschaftübel handelt, nicht immer vernünstiger. Weil sie allzu geneigt sind, die Meinungen der Menge anzunehmen. Daß man sich durch bloßes Studium und reine Reflexion keinen vollkommenen Begriff von manchen einsachen und für die Allgemeinheit doch wichtigen Dingen bilden kann, sondern dazu der Arbeit in der Praxis bedarf, ist eine Thatsache, die mir das „Dilettiren" im Betriebsleben als eineBeschäftigungvonunschätzbaremNutzen empfahl. Wallace, Reclus, Tolstoi haben aus ihrem Leben mehr gelernt als aus Theorien und waren deshalb allen „Fachgenossen" überlegen.
Niemand widerspricht meiner Behauptung, daß es einen Parasitismus giebt, daß er gefährlich ist, deshalb bekämpft werden muß und kann. Aber Niemand kümmert sich um diese einsache Wahrheit. Dagegen vertheidigt und bekämpft man mit ungeheurer Vergeudung an

Dcnkkraft ein System, das man Sozialismus nennt. Man argumen»
tirt über Rente und Kapital, über Werth und Eigenthum und über
andere komplizirte Dinge, die mit dieser Frage nichts zu thun haben.
Das Wesentliche der Sache ist leicht erkennbar. Einzelne führen auf
Kosten Anderer ein unsruchtbares und üppiges Leben. Dieser Para-
sitismus ist höchst gefährlich: für den Schmarotzer wie für den Wirth,
für die öffentlichen Sitten und für die allgemeine Wohlfahrt, und muß
deshalb,mit aller Kraft durch Gesetzgebung und private Initiative be-
kämpft werden. Ueber ein Iahrhundert wird dieser Kampf schon ver-
sucht; noch aber ist nicht erkannt worden, wie einsach die bekämpfte
Sache ist. Konnte menschliche Unvernunst sich deutlicher zeigen?
Auch die Einzelheiten des Parasitismus und die Art seines Auf-
tretens sind weder komplizirt noch unklar. Der mittelmäßige Verstand
kann sie erfassen, ohne von Rente, Kapital, Werth und Eigenthum das
Allergeringste zu wissen. Gemeinsam erworbenes Gut, Reichthum, Ka-
pital, das zu neuer Produktion nothwendig ist, wird in die Hände von
Individuen gehäuft und giebt ihnen die Möglichkeit, zu schmarotzen.
Das ist Alles. Der Nutzen und die Nothwendigkeit der Kapitalshäu-
fung, der Rentenerlangung, die Vortheile persönlichen Eigenthumes,
der Zwang zu ungleicher Arbeitvertheilung: das Alles bedarf kaum
der Erörterung; in der Hauptsache sind Alle einig. Die davon unbe-
rührte Forderung lautet ganz einsach: Das Individuum darf nicht
eine Freiheit erlangen, die ihm, als dem Besitzer eines unbeschränkten
Kapitals, ermöglicht, ein Parasitenleben ohne die geringste Verant-
wortlichkeit zu führen und so den schmählichsten Mißbrauch zu treiben.
Die unvollkommene Wahrnehmung und mangelhafte Analyse
des Uebelstandes hat zu den seltsamsten aller menschlichen Verirrungen
geführt: zu dem Dogma von Klassenrecht, Klassenmoral, Klassenjustiz,
Um die räthselhafte Begriffsträgheit an sich scharfsinniger und gelehr-
ter Menschen zu erklären, sprach man von einer „bürgerlichen Periode",
in der durch mystischen Einsluß der Produktionsorm, des „Mammons",
der Mensch, auch der hoch veranlagte, umnebelt werde und dann bür-
gerlich denke, dichte, plaidire, während das kommende Geschlecht der
Proletarier (das zwischen diesem bürgerlichen aufwuchs wie der Klee
im Haferfeld) durch den Gebrauch des auf Proletarierart erzeugten
Mammons eine neue proletarische Vernunst, Rechtsprechung, Dicht-
kunst und Denkweise in sich gezüchtet habe. In der Entwickelungsge»
schichte der neuen Gesellschaft kenne ich kaum eine schwerere Heimsuch-
ung als die dnrch Marxens Einbruch in die jungen und lebenskräftige
sozialistische Bewegung bewirkte. Während dieses junge Streben mehr
und mehr zur Klarheit gelangte und viele vortreffliche Köpfe und
Herzen erfüllte, trat der herrschsüchtige Mann mit starkem Hirn, zäher
Arbeitkraft und mittelmäßiger Philosophenbegabung auf den Plan
und versuchte, dem neuen Bewußtsein eine wissenschaftliche Grundlage
zu geben und es mit den dürren, rationalistischen Gedanken zu ver-
knüpfen, die eine Reaktion gegen den vorangegangenen Aberglauben

und Pl 'tismus in die Hirne gepflanzt hatte. Das Resultat dieses Versuches wcr ein unklares, verworrenes, unlesbares Buch, dessen beinahe überall unrichtige Schlußfolgerungen auch auf drei Seiten Platz gefunden hätten und dessen Hauptwerth noch heute in dem gesammelten Thatsachenmaterial liegt. Und dieses Buch hatte, besonders in Deutschland, einen ungewöhnlich starken Erfolg, wurde zum Standard»Werk der Bewegung und reizte auch die Gegner zu ernsthafter Prüfung.
Wie soll man erklären, daß so viele hervorragende Geister, die vom Uebel des Parasitismus nichts hören wollten, durch ein Buch aufgerüttelt wurden, das von der Kritik mit spielender Leichtigkeit in Fetzen gerissen und durch die Thatsachen selbst widerlegt ward? Ein unvernünstiger Widerstand war durch ein unvernünstiges Mittel abgeschwächt worden. Erinnern wir uns einer psychologischen Beobachtung. Ein Durchschnittsmensch liest, ohne irgendwie tiefe Impression, in einem ernsten, zuverläfsigen Blatt eine unglaublich klingende Nachricht, die klar, doch knapp formulirt ist. Sein Unglaube wird dadurch nicht beseitigt. Bald danach besucht ihn Einer, der mit ungemeinem Nachdruck eine sehr ausführliche, aber schiefe Darstellung der selben Thatsache giebt. Dann hört er in einer Versammlung, daß mehrere Personen die Ueberzeugung des Redners (der ihn besucht hat) theilen. Nun wird der Unglaube erschüttert. Da herrscht eben die Unvernunst: denn der Vernunst bietet die weitschweifige Darstellung nicht mehr als der knappe Bericht. Ietzt verstehen wir, warum (nicht zum ersten Mal) einEinzelner einerstarkenBewegung die falscheRichtung weisen konnte. Ein Verräther hätte der Sache nicht schlimmer zu schaden vermocht, als Marx mit seiner Arbeit gethan hat. Denn er gab den Intellektuellen die Möglichkeit, auf den Seitenpfaden der Theorie und im Gelände krummer Behauptungen mit scheinbarem Erfolg eine Sache zu bekämpfen, die an und für sich unbesiegbar und unantastbar ist. Und auch für die von der Bewegung Fortgerissenen waren die Folgen übel. In ihren Reihen entstand Kriegsstimmung. Statt bei der Fahne zu bleiben, stritt man über graue Theorien, über die Lehre vom Werth, über den Klassenkampf und den historischen Materialismus. Und während so um Schemen gefochten und neues auf altes Mißverständniß gehäuft wurde, entschwand dem Auge die arme Wahrheit, daß ein ernster Uebelstand ernsthaft bekämpft werden müsse.
Der Kontakt mit der ungebildeten, ungeschulten Masse ist (Erfahrung hats mich gelehrt) für Geist und Gemüth oft nützlicher als der diel begehrenswerthere und lehrreichere Umgang mit Hochgebildeten. Und zwar nicht, wie eine banale Meinung annehmen würde, wegen der reineren Moral, der Unverdorbenheit dieser Menschen, sondern wegen ihrer größeren Vernunst. Nicht, weil sie braver, sondern, weil sie vernünstiger sind. Zweifellos steht ja der gebildete Mittelstand ethisch höher als die Volksmenge. Und auf dem allerhöchsten sittlichen Standpunkt unserer Zeit, vielleicht sogar der ganzen Menschheitgeschichte stehen die Gelehrten. Wer auf die Gesammtheit blickt und die

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_025.html[18.07.2014 17:47:16]

persönlichen Schwächen Einzelner übersieht, wird finden, daß die Mo»
ral der Naturforscher die edelste und erhabenste ist, der jemals eine
große Gruppe von Menschen gehuldigt hat, und der weisen Größe, die
das Ideal der älteren Philosophen bildete, am Nächsten.
Nun betrachte man aber die wunderlich paradoxe Verwirrung der
Zustände. Das Volk glaubt aus sehr guten Gründen, sittlich höher zu
stehen als die Intellektuellen. Die würden sonst ja nicht blind und
fühllos auf sein Leiden schauen, sondern ihm helfen. In unserer Wirk»
lichkeit aber muß man ins Volk gehen, nicht, um ein höheres sittliches
Empfinden, sondern, um höhere Vernunft zu finden als bei den Ge-
bildetsten. Die Intellektuellen vereinen höchste Sittlichkeit mit einer
Unvernunst, die bei flüchtiger Betrachtung grausamer Eigennutz scheint.
Wenn man diese Dinge erörtert, merkt man erst, welches unvoll»
kommen« Werkzeug unsere Sprache der Philosophie und Psychologie
liefert. Verstand und Verstand ist Zweierlei; und es giebt Etwas wie
dumme Vernunst und grausame Bravheit, barbarische Bildung und
weise Unwissenheit.
Kann Einer leugnen, daß ein Parasitismus besteht, ein den In»
dividuen und der Gesammtheit höchst schädlicher Drang, ohne eigene
Arbeit als Schmarotzer von aufgespeichertem Reichthum zu leben, und
daß dieser Uebelstand bekämpft werden muß? Kann Einer behaupten,
eine Gesellschaft, in der Iedem freisteht, durch unbeschränkte Aufhäu»
fung von Waare oder deren Aequivalent das kräftige Stimulans zur
Arbeit für sich und seine Günstlinge auszuschalten, sei gut organisirt?
Ist es nicht Pflicht der Gemeinschaft, die persönliche Freiheit zu
beschränken, wo die Selbsterhaltung es gebietet? Um diese Fragen
richtig zu beantworten, braucht man von den Folgen des Uebels nichts
zu wissen, von Verzinsung, Kapitalsbildung, Lohnsklaverei, Eigen»
thumsformen, Luxusorgien, Klassenkampf, Ausbeutung nie gehört zu
haben. Wer den Alkoholismus bekämpfen will, braucht die chemischen
Bestandtheile des Alkohols und seine toxischen Wirkungen auf die ver»
schiedenen Organe ja auch nicht zu kennen.
Nicht die Furcht vor dem Verlust individueller Freiheit hindert
den Beginn des ernsten Kampfes gegen das Schmarotzerthum; auch
nicht der Widerstand von Habgier und Eigennutz noch die Abhängig»
keit des Intellektes von persönlichen Interessen (wie so oft behauptet
wird). Wo mächtige gemeinsame Interessen auf dem Spiel stehen und
als solche von den Intellektuellen anerkannt werden, kann Niemand
seine persönlichen Interessen geltend machen. Ein Komplot von wissen»
schaftlich Gebildeten, die aus persönlichem Interesse ihre Wissenschaft
fälschen, wäre die tollste Absurdität. Aber von der Nothwendigkeit des
hier geforderten Kampfes ist der Intellektuelle noch nicht überzeugt.
Nur deshalb hat man bisher gegen den Parasitismus Mittel weder
gesucht noch gefunden. Denn nur die von den Trägern höchster Bil»
dung geleitete Offentliche Meinung könnte diesen Kampf aufnehmen
und durchfechten, wie sie den gegen die Sklaverei durchgefochten hat.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_026.html[18.07.2014 17:47:16]

Was im Wege steht? Die Unvernunst allzu spezialisirter Geister, die blind vor den großen wirthschaftlichen Erscheinungen stehen. Diese Unvernunst wird noch dadurch gefördert, daß eine ganz einsache Sache zu einem phantastischen, ^quasi wissenschaftlichen System verzerrt und der Menschheit eingeredet worden ist, bürgerliche Bildung müsse durch proletarische ersetzt werden und alle alte Wahrheit einer neuen, aus den untersten Schichten heraufdringenden weichen. Dadurch ferner, daß man religiöse und ökonomische Fragen, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben, benutzt hat, um das wahre Wesen des unsozialen, , unsittlichen Parasitismus zu verschleiern. Und diese Unvernunst hat, mit ihren Helfern, bewirkt, daß nicht nur fast alle im offiziellen Leben hoch Stehenden, sondern auch viele unabhängige Geister den Sozialis» mus heftig bekämpfen. Sie handeln unvernünstig: denn sie bekämpfen, ohne sich Dessen bewußt zu sein, menschliche Neigungen und Empfin- dungen, die (Das hat mich Erfahrung gelehrt) auch ihnen nicht fremd sind und über die sie sich nicht zu erheben wünschen.

Rotterdam. Frederik van Eeden.

Frauenrache.

an sprach in der fünsten Novembernacht in der Gesellschaft der rasch aufgeblühten volkreichen Industriestadt mit Staunen und Entsetzen von dem Selbstmord eines bekannten und beliebten Offiziers. Die That war abends, nach Theaterschluß, rasch wie ein Erdbeben, ein Wolkenbruch oder sonst eine die Allgemeinheit angehende Katastrophe bekannt geworden. Wie war der ungeheure Skandal in der Familie dieses Hauptmanns entstanden, einer „Familie" in des Wortes bürger» lichster Bedeutung, mit Bildern von Großeltern und Urahnen, mit frühen Verlobungen, zeitigen korrekten Heirathen, immer klug gleich groß gehaltenem Vermögen, umständlichen festlichen Taufen und de» zenten Todesfällen? Wie war bei dieser Frau ein Skandal möglich geworden, durch diese Frau, die seit zehn Iahren die Gattin des Haupt» manns gewesen war und von der man sich jetzt sagte, daß man sie kaum gekannt habe, obwohl die Kameraden ihres Mannes mit der zarten, eleganten und ziemlich schüchternen Dame immer gern geplaudert hatten, wenn auch stets mit der merkwürdigen Nuance von verwun» derter Hochachtung und leichtem Befremden, das die Männer nun ein» mal (unbewußt) vor der keuschen Frau haben?

Zu erklären war die fürchterliche Begebenheit, die kaum eine halbe Minute gedauert hatte, nicht. Aber zu bezweifeln war sie noch weniger; denn fast dreitausend Menschen hatten sie mitangesehen. Sie konnten sich auch nicht einreden, das Unglaubliche nur geträumt zu haben; sie brachten ja einen weißen Brief heim, auf dem wenige Worte einen so gräßlichen Tanz aufführten, daß der Hauptmann, als er sie erblickte, wie vom Satan gehetzt aus dem Theater nach Haus

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_027.html[18.07.2014 17:47:16]

gestürzt, über den Pistolenkasten gefallen und bald darauf vom Arzt und seinem heulenden Burschen aus der Stadt in die kleine unheim» liche Halle gebracht worden war, die fröhliche Leute nicht gern nennen.

In dem überfüllten Theater hatte Alles gespannt auf den Be- ginn der Vorstellung gewartet. Heute sollte es recht feierlich werden; eine Festvorstellung zum Geburtstag des Landesherrn war angesagt. Man sah schönere Kleider und mehr Blumen als sonst, Guirlanden durchzogen den Raum und das Surren der Stimmen war erregter und diskreter als gewöhnlich, denn in der mittleren Loge des Ersten Ranges saß hoher Besuch, der Minister mit seiner Gattin, und viele Uniformen und Sterne blitzten ringsum. Auch unten im Parquet funkelten Knöpfe und Tpaulettes und die dazwischen sitzenden jungen Mädchen lächelten gewaltthätig und athmeten schnell. In den überfüllten Rän» gen sah noch Niemand die Dame, die in der oberen, für die Schau- spielerinnen reservirten Proszeniumloge dicht an der Brüstung hinter dem Vorhang verborgen stand und auf die Logenthür starrte. Die Schauspielerinnen standen noch vor der halboffenen Thür, durch die ihr gedämpftes Lachen und Plaudern hereindrang.

Das erste der drei Glockenzeichen, die den Beginn der Vorstellung ankünden, versurrte in dem stiller werdenden Theaterraum. Die Frau hinter dem Vorhang wurde bleich. In dieser Minute mußte ihre That geschehen! Hastig knöpfte sie ihren langen rechten Handschuh auf und riß ihn, als das Abstreifen nicht schnell genug ging, wie wüthend mit einem Ruck von den Fingern.

Das zweite Glockenzeichen dröhnte durch den Saal: und sie er» bebte, als sei das Metall in ihrem Kopf angeschlagen worden. Wie ein eiskaltes Wasser fühlte sie die nun plötzlich eintretende vollständige Stille. Sie wollte aus ihrem düsteren Versteck ins Licht, riß den Vor« hang zurück und starrte in den blendend hellen Zuschauerraum. Wie Wachsfiguren sahen diese Menschen aus. Wie ein Blitz schlug es in sie ein: auch er saß da! Ganz ruhig.

Ietzt graut ihr vor der geplanten That. Sie möchte fliehen, strebt, ob sie sich gleich angewachsen dünkt, der Eingangsthür zu: da tritt Die ein, deren Züge sie wie ein Scheusäliges hassen gelernt hat. Das schlumpig gekleidete schwarze Mädchen mit den kleinen, flackernden Augen hat von der Thür bis zu ihrem Stuhl an der Logenbrüstung kaum drei Schritte. Aber während dieser drei Sekunden sah die Frau noch einmal, wie man in einander gegenüber hängenden Spiegeln viele Gestalten zu gleicher Zeit sieht, drei Bilder vor sich, die, wie mit Geißeln, sie Tage lang bis ins Blut gepeinigt und endlich in diese Loge gehetzt hatten.

Sie sah sich nach einem Fest im Wagen nach Haus fahren, warm von dem Mann umfaßt, der ihr scherzend und kosend erzählte, mit welchen lockenden Anträgen ihn dieses Mädchen verfolge. Und sie hörte sich jetzt mit Stöhnen laut denken, was sie damals, stumm vor Glück, gedacht (denn so wilde Worte sprach sie nie): „Und fänd' ich ihn in Isoldens Bett, ich glaubte ihm!"

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_028.html[18.07.2014 17:47:17]

Frauenrache.
Und dann saß sie zu Haus am winterlichen Ofen in der fried»
vollen Dämmerung ihres wunderbar reinen Zimmers mit den wenigen
etwas kargen Linien. Der Gluthschein vom Feuer tanzte durch das
Gemach und blühte manchmal über dem munteren Gesicht der Freun»
bin auf, die vor ihr saß und allerlei Geschichten erzählte. Auch von der
Zuchtlosigkeit dies es Mädchens hattediePlaudernde ein wahres Schauer»
märchen vorgebracht; und sie fühlte noch jetzt, wie ihr Mund verwun»
dert belächelt hatte, was sie nicht verstand, während ihr eine Freude
die Kehle bedrängte. „Welches Glück, von diesen Dingen nichts zu
wissen und nie nie mit ihnen in Berührung zu kommen!"
Und dann sah sie sich die schöne Stadtallee hinaufgehen: und
entgegen kam ihr wieder dieses Mädchen mit Bekannten. Man stellte
ihr die Schauspielerin vor; und sie empfand heute noch den eigen»
thümlichen Blick, mit dem das Mädchen sie maß. Auch diesen Blick
hatte sie damals nicht verstanden; jetzt ahnte sie, was er ausdrücken
sollte. Hohn? Triumph? Auch Etwas wie eine körperliche Abschätz-
ung Hatte er irgendeine Gemeinsamkeit zwischen ihnen entdeckt?
Sie schrie in ihrer Qual laut auf. Die drei Schritte waren ge»
than, das Mädchen hatte die Logenbrüstung erreicht und stand vor
ihrem Stuhl. Das dritte Glockenzeichen schwirrte durch den Saal.
„Achtung!" rief die Frau mit glashell klirrender Stimme in den
Zuschauerraum hinab.
Im Nu starrten die dreitausend Gesichter auf sie. Und schnell,
wie rasend, schlug sie dem Mädchen mit ihrem Handschuh laut klat»
schend ins Gesicht. Es zischte durch die angstvolle Stille wie eine
Revolverkugel im Duell. Ein paar Damen unten schrien zu gleicher
Zeit auf. Die Herren sprangen von ihren Sitzen. Doch ehe noch Einer
herbeieilen konnte, hatte die Dame mit ihren kleinen Händen einen
Briefhaufen vom Stuhl genommen und ins Theater geworfen; noch
einen und wieder einen. Bis der heilige, mit Blumen nmkränzte
Raum aussah wie ein mit üblen Consetti gesprenkelter Fastnachtsaal.
Dann stürzte die Frau hinaus, sprang, die Arme weit vorgestreckt,
mit einem langen Schrei die Treppe hinunter und stieß am Haupt»
portal mit einem Offizier zusammen, der, einen der weißen Briefe in
der Hand, ohne Ueberrock und Helm aus dem Theater gestürzt war.
Sie prallten vor der träg sich öffnenden Thür auf einander und flohen
dann, in entgegengesetzter Richtung, in die schwarze Nacht.
In dem festlich beleuchteten Theater, dessen Vorhang heute nicht
aufgehen wollte, lasen dreitausend Menschen in allen Briefen das
Selbe: „Mein einstiger Mann, der Hauptmann von Stein, ist der
Liebhaber der auch anderen Männern bekannten Schauspielerin, die
ich eben geohrfeigt habe, gewesen. Dennoch wagte er, die Ehe mit mir
aufrecht zu halten. Ich überlasse ihn hiermit allen anderen Huren der
Stadt, will sie aber durch die Auslieferung dieser leichten Beute nicht
beleidigen und bitte diese Damen, mich, wo wir einander auch treffen,
mit‚Du' anzureden. Anna Pudika, gewesene Frau von Stein."
H edda Mo eller»Bruck.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_029.html[18.07.2014 17:47:17]

ie Wirtschaft hat den Beweis erbracht, daß sie auch in einer At°
>MW mosphäre der Kriegsfurcht gedeihen kann. Das „Elferjahr" stand
im Zeichen des Mars. Doch wars nur ein Theatergott, der die Ma-
schinen und die Geldfabriken nicht in Schrecken setzte. Dabei wurde
nicht nur auf dem Schachbrett gekämpft, sondern auch Pulver ver-
schossen. Mitten in der Tropenhitze des Sommers ging das Spektakel
los. Agadir. Die Börsen verloren die Contenance nur, wenn irgend-
ein besonders thörichtes Gerücht herumgereicht wurde. Im Ganzen ist
in der Burgstraße bessere Politik gemacht worden als in der Wilhelm-
straße. Der wafchechte Effektentaktiker pfeist auf die franko»germanische
Annäherung, auf den Eant Iohn Bulls und hält sich an Canada oder
Phoenix. Deshalb fragen die Leute, die den richtigen Kurs haben,
selten nach dem Kurs in der Politik. Sicher ist, daß die Ereignisse des
Marokkojahres Lehren hinterlafsen haben. Der Kapitalist hat eine
Hornhaut bekommen. Er sah die Politik in Unterhosen und findet sie
seitdem nur noch erheiternd. Der marokkanische Saldo sieht so aus,
daß kein Bankdirektor wagen würde, ihn seinen Aktionären vorzulegen.
Dann kam der Kampf um Tripolitanien und die Kyrenaika; man
glaubte, daß die beiden „Kontrahenten" nach dem Austausch der ersten
Freundlichkeiten sich auf einen swws quo besinnen würden. Die Fi-
nanzen haben länger gehalten, als vermuthet wurde. Beide, Türken
und Italiener, legen Werth auf den Glauben an ihre finanzielle Be-
reitschaft. Sie unterstreichen die Dauerhaftigkeit ihrer Betriebsmittel
und widersprechen der Annahme, ohne Anleihen sei das Werk nicht zu
enden. Italiens geschäftlicher Kredit ist aber nicht gewachsen; und die
Folgen werden sich nach der „Ernte" zeigen. Der Levantehandel ist im
Kern getroffen. Ob die italienische Textilindustrie den türkischen Markt
je zurückerobern wird, ist fraglich: auch Konstantinopel hat an seinem
Handel Schaden gelitten. Aber das Osmanenreich war kein fertiger
Wirthschaftstaat und kann, mit Hilfe der europäischen Finanz, die
Löcher, die ihm der Krieg riß, bald wieder stopfen. Die Türkei ist ein
Handelsobjekt: Das sichert ihr, nach dem Friedensschluß, die Hilfe der
größten Nationen. Im persischen Konslikt will sie selbst die Helferin
spielen. Die Mimik, die Albion und der Russische Bär um Teheran
und Bender Abbas treiben, ist erheiternd. In China siehts düsterer
aus. Doch die Börse zittert weder für die Mandschus noch vor den Ia-
panern. Was wollt Ihr denn? Die Chinesen haben, trotz bedrängter
Finanzlage, das Geld für die fälligen Zinsen aufgebracht; die schwersten
Coupons sind freilich erst im Frühjahr 1912 einzulösen. Iedensalls
sind Anleihen, die in Deutschland ein Asyl gefunden hatten, nicht in
Noth gerathen. Und daß Porfirio Diaz aus Mexiko weggejagt wurde,
hat uns nicht genirt. Wie es nach ihm wird? Abwarten.
Nicht viel bequemer als Kriege, in denen mit richtiggehenden Ka-
nonen geschossen wird, sind handelspolitische Konslikte. Auch beim Krieg

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_030.html[18.07.2014 17:47:18]

mit Soldaten kann der Porwand, nur um Idealgüter woge der Streit, nicht immer aufrechterhalten werden. Schließlich kommt das Geschäft irgendwo zum Vorschein. Man braucht Absatzgebiete für Waaren und Menschen. Das ist aber auch der Zweck einer klugen Handelspolitik Die Großmächte des Weltmarktes haben in der Statistik ihres Außen» handels die stärkste Anregung zu kluger Verwerthung handelspoli» tischer Beziehungen. Das Deutsche Reich sah den Werth seines Außen» handels (in den ersten elf Monaten) von 14822 auf 15 984 Millionen Mark steigen. Großbritanien marschirt mit 22508 Millionen Mark (gegen 21728) an der Spitze der Handel treibenden Nationen. Den dritten Platz halten die Vankees, die in den ersten drei Quartalen 10352 Millionen Mark im Außenhandel umsetzten (gegen 9580). Wichtig ist, daß der Export allein um 932 Millionen Mark im Werth stieg, während die Einsuhr um 160 Millionen zurückging. Die Zunahme des Exports vermehrte die amerikanischen Guthaben im Ausland und sicherte der Handelsbilanz die Aktivität, die sie zu verlieren schien, Daß die Vereinigten Staaten in der Aufnahme fremder Waaren mäßig sein mußten, war die Folge der geschäftlichen Depression, mit der die amerikanische Wirthschaft Tafts Trustexperimente bezahlte. Daß die Pankees ihren Handelsvertrag mit dem Dominium Canada wieder zu den Akten legen mußten, war Keinem schmerzlicher als dem selben Herrn Taft, der sich diese That schon auf die Habenseite seiner Präsi» dentschaftbilanz geschrieben hatte. Aber die bösen Schutzzöllner von Canada (die Industriemänner, nicht die Landwirthe) machten den Li» beralen im eigenen Parlament und den Freunden auf dem Kapital in Washington einen Strich durch die Rechnung. Deutschland und Groß» britanien waren über den kanadischen Reinsall nicht traurig; ihnen hätte die Einigung keinen Vortheil gebracht. Taft suchte die Gelegen» heit zu einer neuen handelspolitischen That und fand den Freund« schaftvertrag mit Rußland. Er sah, daß dieser Vertrag ein respektables Alter habe (geboren 1832) und in die „moderne Zeit" nicht mehr passe. Deshalb kündigte er, damit ein neues Abkommen an seine Stelle trete. Wird es? Die Russen waren nicht begeistert, da sie handelspolitische Verwickelungen mit Deutschland und Oesterreich fürchten. Der Senat billigte das Vorgehen des Präfidenten, weil er die ungleiche Behand» lung amerikanischer Bürger nicht dulden wollte. Amerika ist übrigens an dem Vertragszustand stärker interessirt als Rußland: die Vereinig» ten Staaten exportirten (1910) für 25 Millionen Dollars nach dem Ja» renreich und führten russische Waaren im Werth von 11 Millionen Dollars ein. Außerdem haben sich amerikanische Kapitalisten eifrig um russische Konzessionen bemüht. Das Deutsche Reich hat noch immer keinen Handelsvertrag mit Amerika. Daß diese beiden großen Nationen kein festeres Band finden können als ein „Provisorium", ist bedauerlich für beide Theile. Scheint aber fürs Erste nicht zu ändern. Vor Weihnachten blies Staatssekretär Knox eine Fansare gegen Deutschland. Er empfiehlt die höhere Verzollung deutscher Waaren, weil

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_031.html[18.07.2014 17:47:18]

amerikanisches Büchsensleisch an den deutschen Grenzen schlecht behandelt wird. Auch das Kalifiasko ist schwer zu verwinden. Mister Knox wird mit seinen „Vergeltungzöllen" keine Gegenliebe finden; und die Demokraten, deren Aussichten diesmal nicht schlecht sein sollen, sind nicht für hohe Zollmauern. Die Thränen des Staatssekretärs flossen der „Differenzirung" Amerikas. Nach dem Grundsatz der Meistbegünstigung mußten die Erleichterungen, die dem Dominium zugestanden wurden, auch den europäischen Kontrahenten gewährt werden. Das geschah nicht: und so weigerte die deutsche Regirung den Yankees die Konzessionen, die Iapan und Schweden erhalten hatten. Die Handelsverträge mit diesen beiden Ländern geben uns keinen Grund zu stolzer Freude. Das Deutsche Reich sah sich Kontrahenten gegenüber, die sich an den entwickelten Zollsystemen Mitteleuropas emporgelernt hatten. Ein Musterland der Schutzzöllnerei, Frankreich, hat im vergangenen Iahr die Eitelkeit aller Methodik gespürt. Der französische Außenhandel ist zwar im Werth um 1 Milliarde Francs' gestiegen, aber nicht im Export (der sogar um 40 Millionen zurückging), sondern in der Einsuhr. Das ist, bei allem Respekt vor der Kaufkraft, eine bittere Erfahrung für die Propheten des Schutzzolles. Wenn Rohmaterialien (Wolle, Baumwolle, Erze) stärker eingeführt werden, so deutet Das auf guten Geschäftsgang in der Industrie. Aber ein Zuwachs an Fabrikaten, trotz Schutzmauern, schwächt das Prestige wieder. Lange ists noch nicht her, seit die Ausfuhr französischer Fabrikate den Export um das Dreifache überstieg. Heute steht die Partie schon auf Pari. Die Verschlechterung der Handelsbilanz zwang zur Kündigung der Guthaben im Ausland. Man brauchte das Geld selbst. Diese Noth versteckte man geschickt hinter sarkastische Bemerkungen über die finanzielle Bedrängniß Deutschlands. Der marokkanische Streit gab den Vorwand zur Retirade des Geldes; und das Uebrige wurde durch laute Interpretation bewirkt. Frankreich hatte eine schlechte Ernte. Das führte zu einer Umkehrung des Verhältnisses im Außenhandel mit Nahrungmitteln: die Einsuhr wuchs beträchtlich (um 630 Millionen Francs), der Export ging um 126 Millionen zurück. So büßte die französische Landwirthschaft drei Viertelmilliarden ein. Der Sommer war übermäßig heiß und trocken und verdarb dadurch manche Frucht. Aber schließlich ist das Gesammtergebniß nicht so schlecht ausgefallen, wie man gefürchtet hatte. Das Deutsche Reich hatte eine Rekordernte in Weizen (4,06 Millionen Tonnen gegen 3,86 Millionen im Vorjahr) und eine sehr gute Roggenziffer, die, mit 10,86 Millionen Tonnen, nur vom Resultat des Iahres 1909 übertroffen wird (11,35 Millionen). Schlecht war die Kartoffelernte und geringer als in den Vorjahren das Haferquantum. Weniger begünstigt als Deutschland waren die Vereinigten Staaten, die mit ihrer Weizen» und Maisernte hinter den Resultaten der letzten sieben Iahre zurückblieben. Bei Weizen sind es, nach der neusten Schätzung, 621 Millionen Bushels (695), bei Mais 2531 (3126) Millionen Bushels.

Dafür ist die Baumwollernte um so größer. Man schätzt sie auf fast
15 Millionen Ballen (12,13 im Vorjahr); und der smbärrss Ss riokesss
soll durch eine Valorisation gebändigt werden. Der Preis der ameri-
kanischen Baumwolle senkte sich seit dem Ianuar 1911 von 15 auf
g Cents für das Pfund. Me europäischen Spinner und Weber haben
durch die Entwerthung des Rohmaterials Verluste erlitten, die sie
durch starken Absatz von Fabrikaten (der Begehr nach Baumwoll»
waaren hat im letzten Viertel des Iahres sehr zugenommen) auszu-
gleichen hoffen. Eine Valorisation in sich vollzog der Iuckermartt.
Die mitteleuropäischen Zuckerländer haben unter der Dürre des Som-
mers arg gelitten. Die Zuckerrübe hat ein wesentlich geringeres Quan-
tum ergeben als im Vorjahr: die europäische Zuckercampagne schließt
mit 6 Millionen Tonnen (gegen 8 Millionen) ab. Die Entwickelung
des Preises entsprach diesem Resultat. Rußland war ein vom Glück
begünstigter Außenseiter und setzte seine Ueberlegenheit gegen die Be-
stimmungen der Brüsseler Konvention. Die Entscheidung über das
Verlangen des Zarenreiches, das Exportkontingent zu erhöhen, wird
Ende Iannar, natürlich in günstigem Sinn, fallen. Ob die Konven-
tion, die im September 1913 abläuft, damit gerettet ist?
Theuerung blieb das beklagte Symptom der „wirthschaftlichen
Kraft". Cerealien waren zwar nicht ganz so unerschwinglich wie im
Vorjahr; aber die Preise wollten nicht so recht fallen. Weizen kostete
in Berlin Ansang Ianuar 201,60 Mark (die Tonne), Ende Dezember
204,50 Mark. Eine ungewöhnliche Preissteigerung erlebte Roggen:
von 149,50 auf 182,50 Mark. Im Ausland (besonders in Rußland)
wird deutscher Roggen den Schweinen verfüttert; so sehen die Folgen
unserer Agrarpolitik aus. Die Preise für Getreide und Fleisch sind,
nach aufgestellten Indexzahlen, von 548 auf 582 (Ianuar bis No-
vember 1911), für Kaffee, Zucker, Thee von 342 auf 422 in die Höhe
gegangen. Auch die Preise der Metalle stiegen, nachdem ansangs nur
Zinn in die Höhe geklettert war. Zinn setzte in London zum Iahres-
beginn mit 179 L 15 sk ein und hatte Mitte Iuni eine Maximal-
erhebung bei 225 L erreicht. Von diesem Gipfel stürzte der Preis auf
195 L; am Tag vor Weihnachten schloß er mit 205 L. Knpfer war
bis in die letzten Monate sehr still, rührte sich dann aber und gewann
einen Vorsprung von fast 8 L gegen den ersten Kurs des Iahres
(64 L gegen 56 L 7 sd 6 g). Blei stieg von 13 auf 16 L, Zink von 24
auf 27 L. Die Preisbewegung wirkt verschieden auf die Wirthschaft.
Anders bei Rohstoffen, die verarbeitet werden; anders bei Produkten,
die der Ernährung des Volkes dienen. Deren Theuerung verschärft den
Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern. Das Iahr 1911 war
reich an Konslikten dieser Art. England nimmt einen gefährlichen
Strikebestand ins nene Iahr: die Spinner von Lancashire sind aus-
gesperrt (160000 Mann) und in Dundee striken die Hafenarbeiter
(60000 Mann). Auch unter den Grubenarbeitern ist eine Bewegung,
die 700000 Arbeiter ums Brot bringen und der englischen Industrie

die Gefahr eines Hungertodes aus Kohlenmangel zeigen könnte. In
Deutschland kriselt es bei den 340000 Bergleuten des Ruhrreviers.
Zu offenen Konslikten kam es in Berlin: bei den Buchdruckern, Män»
telnähern und Metallarbeitern.
Präfident Taft hat seinen Vorgänger, Herrn Roosevelt, in den
Schatten gestellt. Er will die Trusts zerbrechen, um befriedigt auf den
Trümmern der stärksten Säulen des Wirthschafthauses auszuruhen.
Der Rockefellertrust gehört der Geschichte an. Die Standard Oil Com»
pany ist nur noch ein Rechenexempel. Für die beklagenswerthen Ak»
tionäre, die ein Menschenleben mit der Berechnung ihres Antheils an
den Untergesellschaften ausfüllen können. Die Iden des Mai brachten
endlich das Urtheil des Obersten Gerichtshofes gegen den Oeltrust. New
Bork hatte unter der Ungewißheit schwer gelitten. Der Aktienumsatz
an der Börse war von 7570 Millionen Dollars (in den ersten vier Mo»
naten 1910) auf 3370 Millionen eingeschrumpft. Am nennundzwan»
zigsten Mai folgte der Spruch gegen den Tabaktrust; er war milder als
der erste. Die American Tobacco Company hatte Zeit, ein neues Pro»
gramm aufzustellen, das im Spätherbst genehmigt wurde. Der Con»
cern bleibt in vier getrennten Gesellschaften bestehen. Das berüchtigte
Shermangesetz herrscht seit einundzwanzig Iahren und diese Zeit sah
neunzig Trustprozesse; unter Rooseevtt 44, unter Taft 37. Die letzte
Konsequenz ist aber erst im Iahr 1911 gezogen worden: die Anklage
gegen den Siebenmilliardentrust, die United States Steel Corpora»
tion. Das hat selbst Roosevelt nicht gewagt: eine Korporation anzu»
greisen, die, nach der Meinung einer Staatskommission, nur zwei be»
denkliche Stellen hat. Beide Fehler (Erzmonopol, Eisenbahnenkon»
trole) wurden beseitigt. Trotzdem soll das Gericht sprechen. Teddy las
Henry die Leviten. Ohne Erfolg. Taft schoß Botschaft auf Botschaft ab.
Der neue Kongreß wurde am fünsten Dezember eröffnet und weiß
schon, was der Präfident über die Shermanbill, den Payne»Aldrich»
Taris, die Währungreform, Handelsverträge, Panamakanal nno Ban»
ken denkt. Aller Aufwand an Zeit, Kraft, Ueberzeugung erfolgt sub
speei« der Präfidentenwahl im November 1912. Eher giebt es keine
Ruhe. Alle Probleme müssen in labilem Zustand bleiben, da man nur
mit Versprechungen, nicht mit Thatsachen die Wähler reizen kann. Die
Revision des Zolltariss wird sicher noch nicht Ereigniß. Aber es ist
gut, mit der Nothwendigkeit der Tarisermäßigung (zunächst nur für
Wolle) zu operiren. Taft ist endlich am Ziel der Erkenntniß: die Mo»
nopole konnten nur hinter Schutzmauern gedeihen. ?o !sts. Vielleicht
kann ein modernes Aktienrecht helfen. Der Präfident denkt an ein
Aufsichtamt (Federal Incorporation) nach dem Muster der Interstate
Commerce Commission. Die hat sich mit den Eisenbahnen ausein»
andergesetzt. Im Februar wurde gegen das Recht auf Erhöhung der
Frachten entschieden. Börsenpanik. Westliche und östliche Bahnen
mußten zurückstecken. Einzelne Matadore prophezeiten den Ruin der
Eisenbahnen. Nichts ist geschehen. Alles Bluff. Damit die Börse Fut»

ter hat und die Regirung Manchetten anlegen kann. Kein Präfident
vermag die amerikanische Wirthschaft zu ruiniren. Das Kapital wird
jeden erdrücken. Aber es giebt Pessimisten. Frank A. Vanderlip, der
Präfident der National City Bank, sagt (mit Recht), daß eine kritik-
lose Anwendung des Antitrustgesetzes das Geschäftsleben schwer schä-
digen wird. Die letzten zwei Iahre habens bewiesen. Nur ist anzuneh»
men, daß vor der Katastrophe die Feinde der wirthschaftlichen Entwicke-
lung am Boden liegen werden. H. C. Frick, ein angesehenes Mitglied
des Stahltrustdirektoriums, erwartet von 1912 ein glänzendes Stahl»
und Börsenjahr. Der Stahltrust kanns brauchen. In den ersten drei
Quartalen 1911 hat er nur 71 Millionen Dollars rein verdient (gegen
115 Millionen im Vorjahr). Die Schätzung fürs letzte Quartal geht
auf 22 Millionen (26). Die Dividenden (5 Prozent auf die Commons
und 7 Prozent auf die Preferred) sind unverändert geblieben; aber
Rückstellungen wurden in den ersten drei Vierteljahren 1911 nicht mehr
vorgenommen. Am achtundzwanzigsten Oktober hatten Steel»Aktien
einen bösen Tag. Sie purzelten bis auf 5O Prozent. Ansang Februar
waren sie zu 82^8 notirt worden. Am zweiundzwanzigsten Dezember
war der Kurs 68«/« (gegen' 72^8 Ultimo Dezember 1910). Hunderttau-
sende von Steel»Shares sind in europäischem Besitz. Am Tage des
Sturzes wurde der in Wien befindliche Aktienstock auf 300000 bis
400000 Stück berechnet. Das fremde Kapital hat einen erheblichen
Kostenbeitrag zum Aufwand der „wirthschaftlichen Revolution" in
Amerika zu leisten. In den letzten beiden Monaten stand die new»
yorker Börse im Zeichen der Hausse, so daß ältere Verluste ausgeglichen
werden konnten. Allerdings sind die höchsten Kurse des Iahres noch
nicht erreicht: Canada Pacific hatten einen Hochstand von 247 und
schließen mit 240V8; Union Pacific 192^8 und 174^8; Amalgamated
Copper 715/g und 6SVs. Beruhigend sind die Fortschritte der Kapital»
konzentration (trotz Sherman): in den elf Monaten wurden 34 Gesell-
schaften gegründet, in denen jede mehr als 10 Millionen Dollars Ak-
tienkapital hat. Darunter die United Properties Company of Cali-
fornia mit 200 Millionen Dollars. Einzelne Eisenbahngesellschaften
gaben neue Notes aus. Darmstädter Bank und Berliner Handelsgesell-
schaft übernahmen zweimal Noten der National Railways of Mexico
(10 und 13 Millionen Dollars). Die Pennsylvaniabahn ließ, sich die
Ermächtigung zur Emission von 100 Millionen Dollars neuer Aktien
ertheilen; die Canadian Pacific kündigte die Ausgabe von 18 Mil-
lionen Dollars Aktien (zu 150) an. Die amerikanische Eisenindustrie
hat erst in den letzten Wochen freundlichere Symptome gesehen. Die
Preise konnten etwas erhöht werden. Aber die Kennzeichen der De-
pression sind noch sichtbar. Die Roheisenproduktion wird, am Schluß
des Iahres, von 27 auf 23 Millionen Tonnen zurückgegangen sein.
Deutschland konnte seine Leistung auf 15Vs Millionen Tonnen (1V/4
Millionen im Vorjahr) bringen. Die amerikanische Eifenausfuhr stieg
von 1,30 auf 1,60 Millionen Tonnen (bis Ende September), während

Deutschland (bis Ende Oktober) 4,38 Millionen Tonnen (4), England
4,11 Millionen Tonnen (4,21) exportirt hatte. Der Durchschnitt der
Preise für die wichtigsten Fabrikate der Eisenindustrie hat sich (Ende
November) von 36 auf 31 Dollars in Iahresfrist gesenkt. Ein Tief.
punkt, wie er seit zehn Iahren nicht mehr erreicht worden war. Man»
ches Werk mußte zum Selbstkostenpreis verkaufen, um den Betrieb
nicht ganz abzutöten. Amerika nimmt eine Hoffnung ins neue Iahr.
Wirds wieder nur eine Prüfung werden?
Die Germans dürfen sich am Kontrast ihrer eigenen Leistung
freuen. Wars auch keine Hochkonjunktur für ihre Wirthschaft, so doch
ansehnlicher Fortschritt. Einzelne Ziffern erwähnte ich schon. Deut«
liche Kennzeichen des Anstieges find die Erträge der Eisenbahnen: der
Güterverkehr brachte den deutschen Bahnen (in den ersten elf Monaten)
1864 Millionen (141 mehr als im Vorjahr); der Personenverkehr 841
Millionen (39 mehr). Ein außergewöhnlich günstiges Iahr hatte die
Schiffahrt, Sogar der Bremser Ballin unterstrich diesmal die Linien
des Bildes. Das Frachtgeschäft brachte Einnahmenrekorde. Die Güter
konnten kaum bewältigt werden. Seit drei Iahren sind die Frachten
um 100 Prozent gestiegen. Die nordamerikanifche Passage war nicht
so günstig, wurde aber reichlich ausgeglichen. Wahrscheinlich werden
alle großen Schiffahrtgesellschaften höhere Dividenden zahlen. Bei der
Hapag rechnet man auf 9 gegen 8, beim Lloyd auf 5 gegen 3 Prozent.
Die Verlängerung des nordatlantischen und südatlantischen Passage«
pools auf je füns Iahre hat die Zukunst der Seeschiffahrt von dunklen
Flecken befreit. Die Konzentration in der englischen Schiffahrt (Ver»
bindung der Royal Mail Steam Packet Co. mit der Union Castle Line
zu einer Gesamtmacht von 1,30 Millionen Tonnen; die Flotte der Ha»
pag allein umfaßt 1,20 Millionen Brutto»Registertonnen) macht den
deutschen Großrhedern keine Sorge. Ganz anders wirkt die Konzentra»
tion im wichtigsten Bereich der deutschen Wirthschaft: in der Montan»
industrie. Der starke Mittelträger des Industriegebäudes hat neue
Panzerung bekommen. Ob die wetterfest ist, wird sich zeigen. Die pro»
duktiven Fähigkeiten von Kohle und Eisen sind unerreicht. Die Eisen»
ziffer nannte ich schon. An Steinkohlen wurden (in den ersten elf Mo»
naten) 147,31 Millionen Tonnen (139,28) produzirt, 25 Millionen
Tonnen (21) exportirt und 9,95 Millionen (10,15) eingeführt. Das
Kohlensyndikat setzte 64 Millionen Tonnen (62) ab und brachte den
Verkauf im November bis an 98 Prozent der Betheiligung. Die Nicht»
preise sür 1912/13 wurden noch nicht festgesetzt, da man sich erst mit den
Außenseitern wegen Uebernahme des Verkaufs einigen wollte. Eine
Erhöhung der Preise ist wahrscheinlich. Auch der Stahlwerksverband
zeigte zum Schluß Rekordziffern: der Versand in ^»Produkten (Halb»
zeug, Eisenbahnmaterial, Formeisen) betrug, bis Ende November,
5,34 Millionen Tonnen (4,79) und in L»Produkten (Stabcisen, Walz»
draht, Bleche, Röhren) brachten die Monate August, September, Ok»
tober immer neue Rekorde. Die Eisenpreise haben in der zweiten Hälfte

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_036.html[18.07.2014 17:47:21]

des Iahres kräftig angezogen. Stabeisen erreichte einen Maximalsatz
von 112 Mark pro Tonne (102 Mark Tiefstand des Iahres; 113,50
Ende 1910); deutsches Gichereieisen kostete 70,50 Mark (66 Ende 1910);
Grobbleche 128 Mark (123); Bandeisen 135 (127). Auch in England
und Belgien kletterten die Preise in die Höhe. Die Bergarbeiterlöhne
in Deutschland erreichten mit 5,53 Mark im dritten Quartal (Dort-
mund) eine höchste Spitze. Die gesammte Lohnsumme, die im dritten
Vierteljahr den westfälischen Bergleuten ausgezahlt wurde, betrug
127 Millionen (119 im Vorjahr). Das Montangewerbe strotzt von Ge-
sundheit. Die Dividenden vieler Iuli»Gesellschaften konnten erhöht
werden (Geisweider Eisenwerke 11 gegen 6; Harpener 8 gegen 7;
Hasper Eisen 10 gegen 8; Hoesch 20 gegen 18; Rheinische Stahlwerke
8 gegen 7; Rombacher Hütten 9 gegen 8; Sächsische Gußstahl 15 gegen
12; Stahlwerk Oecking 7 gegen 5; Westfälische Drahtindustrie 7 gegen
6) und die Marktberichte bringen stets günstige Prognosen. Eine Sorge
aber lastet noch auf dem Gewerbe: die Zukunst von Stahlwerkverband
und Kohlensyndikat bleibt unsicher. Der Stahlwerkverband wird durch
Fusionen und Interessengemeinschaften hart bedrängt. Eine Kontrole
über die L»Produkte ist kaum noch denkbar, da die großen Gesellschaf-
ten sich bis zu Röhren und Draht selbständig gemacht haben. Halbzeug
aber hat schon längst keine Bedeutung mehr. Unter solchen Bedingun-
gen einen Verband zu schaffen, ist schwer. Denn ein Kartell für ^»Pro-
dukte wäre nicht viel mehr als eine leere Hülse. Daß die Mehrzahl der
Mitglieder bis zuletzt alle Anträge auf Quotenerhöhung ablehnte, hat
wenig zu sagen. Die Werke wollen so lange wie möglich die letzte Ent-
scheidung hinausschieben, nm das gute Geschäft nicht zu stören. Das
Kohlensyndikat hat Verhandlungen mit den Außenseitern geführt, um
sich von ihnen zunächst den Verkauf ihrer Produkte übertragen zu las-
sen. Ansangs blieben die Bemühungen ergebnißlos; zum Schluß wur-
den jedoch wichtige Zugeständnisse erlangt. In erster Linie ein Ab-
kommen mit dem Fiskus, das die Grundlage für den Eintritt der fis-
kalischen Bergwerke in das Syndikat bildet. Die Gegnerschaft des
Staates wäre dem Kohlensyndikat verhängnißvoll geworden, weil die
Konkurrenz der fiskalischen Kohle (bis Ende Oktober 2,10 Millionen
Tonnen gegen 1,68 im Vorjahr) sich als breiter Keil zwischen die Dis-
positionen des Syndikates schob. Auch einzelne Außenseiter habendem
Kohlensyndikat den Verkauf ihres Materials übertragen. Zuerst die
Bergwerkgesellschaften „Trier" und „Hermann". Andere Zechen wer-
den folgen. Die Verlängerung des Roheisenverbandes war ein Erfolg,
Lange genug hats gedauert, bis die efsener Vereinigung für vier Iahre
erneuert werden konnten. Die Siegerländer waren zähe Gegner. An-
fang September wurde der Schlußstein, dnrch die Verständigung mit
der lothringisch»luxemburgischen Gruppe, gelegt. Dann wurde der
Verkauf sämmtlicher Sorten zu erhöhten Preisen aufgenommen. Das
Ostdeutsche Roheisensyndikat gewann neue Frist; bis Ende 1914. Da-
gegen erloschen Stabeisen» und Grobblechkonvention und Internatio»

nale Drahtkonvention. Das belgische Kohlensyndikat wird im Iuli 1912
aufhören. Ein Bergarbeiterstrike im lütticher Revier brachte vorüber»
gehende Bedrängniß. In Deutschland gabs neue Konzentrationen. Um
sich für alle Zeit den Bedarf an Halbzeug zu sichern, verband die West»
fälische Drahtindustrie A.»G. sich mit der Firma Krupp in Essen, die
sich die Kontrole über ihren besten Halbzeugkunden sicherte. Die De»
Wils des Vertrages riefen Widerspruch hervor, da die Aktionäre der
Westfälischen Drahtindustrie sich benachtheiligt glaubten. Die Fusion
der Niederrheinischen Hütte mit dem Eisenwerk Kraft bei Stettin (Ka»
pitalserhöhung von 7 auf 18 Millionen) trug dem Fürsten Donners»
marck kritische Bemerkungen ein, die er als Großaktionär mit Gelassen»
heit aufnehmen konnte. Viel besprochen wurde die Verschmelzung der
Sieg»Rheinischen Hütte mit dem Fassoneisenwalzwerk L. Mannstaedt
S Co. (Mannstaedt erhöhte sein Kapital um 4,50 auf 10 Millionen).
Der Schaaffhausensche Bankverein hatte in der schlecht rentirenden
Sieg»Rheinischen Hütte Millionen stecken, die gefährdet waren. Die
Fusion mit Mannstaedt machte das Engagement gut. Der Erfolg hat
den Bankverein zu einer neuen Verbesserung seiner Engagements er»
muthigt: Mannstaedt soll mit der Düsseldorfer Eisen» und Drahtin»
dustrie A.«G. verkoppelt und dann unter die Kontrole des Lothringer
Hüttenvereins Aumetz»Friede gebracht werden. Der soll sein Aktien»
kapital von 45 auf 58 Millionen erhöhen und sich zunächst an den bei»
denanderenGesellschaftenbetheiligen. DieInteressengemeinschaftsichert
ihm die Führerschaft. Offiziell wird die Transaktion natürlich mit
technischen Motiven (Ausdehnung des fabrikatorischen?"achtbereiches;
Einengung der Selbstkosten) begründet. In der Wirklichkeit geben fi»
nanzielle Erwägungen den Ausschlag. Die Aktionäre müssen sich der
überlegenen Kraft des Großaktionärs unterwerfen. Sie thuns nicht
immer gern: die Fusion der Bergbaugesellschaft Massen mit den Bu»
derus»Eisenwerken kam erst nach einmaliger Ablehnung des Projekts
zu Stande. Buderus erhöhte sein Stammkapital um 9,50 Millionen.
Eine Gemeinschaft ohne Kapitalserhöhung erfolgte zwischen den Rhei»
nischen Stahlwerken und der Aktiengesellschaft Balcke Tellering S Co.,
einer Röhrensabrik, die in den Betrieb des großen Gemischtwerkes ein»
geführt wurde. Die Deutsch»Luxemburgische Bergwerkgesellschaft über»
nahm (zur Abrundung ihrer Erzländereien) das Hochofen» und Stahl»
werk Rümelingen»Sankt Ingbert, zunächst mit Generalvollmacht für
die Geschäfte; später kommt die Fusion. Das Eisen» und Stahlwerk
Hoesch vermehrte sein Aktienkapital um 3,20 auf 20 Millionen und er-
warb die Maschinensabrik Deutschland in Dortmund. Ein weiterer
Ausbau des Concerns, durch Angliederung der Wittener Stahlröhren»
werke, ist noch im Stadium der Besprechungen. Die Westfälischen
Drahtwerke erhöhten ihr Stammkapital um 5 Millionen und fügten
sich die Aplerbecker Hütte ein. Interessante Projekte gewannen im
Distrikt der „Küstenwerke" Gestalt. Das Hochofenwerk Lübeck, dessen
dividendenlose Aktien zum großen Theil im Besitz der Firma Karl

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_038.html[18.07.2014 17:47:21]

Später in Koblenz sind, will den Bergischen Gruben» und Hüttenver-
ein in Hochdahl aufkaufen. Das lübecker Aktienkapital soll von 6 auf
8Vs Millionen gebracht werden. Da die Travemündung und das ber-
gische Land nicht gerade eng zusammenliegen, so ist die Fusion nur
durch die Annahme erklärlich, daß das lübecker Hochofenwerk die Quote
des Bergischen Vereins und dessen rheinische Kundschaft an sich brin-
gen will. Neben dem Hochofenwerk soll ein Stahl» und Blechwalzwerk
(neue Aktiengesellschaft mit 2 Millionen Mark Kapital) angelegt wer-
den, damit an der Ostseeküste ein geschlossener Montanconcern wirken
kann. Den Clou des Iahres 1911 bildet aber die Kapitalserhöhung der
Gelsenkirchen er Bergwerkgesellschaft (um 24) auf 180 Millionen. Nach
Krupp ist Gelsenkirchen nun die größte Industriegesellschaft Europas.
Auch im Kalibergbau sind große Mittel neu angelegt worden.
Das Reichskaligesetz hat die Anlage neuer Schächte gefördert. Nach
angestellten Ermittelungen wurden im Iahr 1911 faft 100 Millionen
der Kaliindustrie zugeführt. (Gegen 36 im Vorjahr und 23 im Iahr
1909.) Das Betriebskapital im Kalibergbau beläuft sich auf rund 780
Millionen. Das Kalisyndikat ist endlich zur Ruhe gekommen. Die
Streitaxt zwischen den störenden Außenseitern Aschersleben»Sollstedt
und dem Syndikat wurde begraben. Die berüchtigten Amerikanerkon-
trakte verschwanden und die beiden Ausreißer umfing der Mantel des
Syndikates. Die Leistung der deutschen Industrie findet beredten Aus-
druck im Können der Elektrofabriken. Die stärksten Vermittler der elek-
trischen Kraft haben reichen Ertrag ausgewiesen. Die AEG und Sie-
mens L Halske blieben, trotz vermehrten Gewinnen, bei ihren vorjäh-
rigen Dividenden. Die Schuckert»Gesellschaft setzte ihre Quote von 7
auf 7V? Prozent. Die Siemens»Schuckertwerke wiesen einen Reinge-
winn von 13,43 (10,60) Millionen aus und konstatirten, daß der Höhe-
punkt des Beschäftigungsgrades noch nicht erreicht sei. Das Selbe ist
aus den enormen Auftragmengen der AEG zu ersehen. Geheimrath
Rathenau warnte aber davor, Umsatz und Gewinn zu identisiziren.
Die Verkaufspreise seien nicht günstig. Der Kapitalbedarf der Elektro»
concerns ist stets rege. Diesmal besonders bei Siemens»Schuckert. Die
Schuckertgesellschaft erhöhte ihr Aktienkapital von 50 auf 60 Millio-
nen. Die Siemens»Schuckertwerke bekamen von den Muttergesellschaf-
ten einen dauernden Vorschuß von 30 Millionen und nahmen außer-
dem eine 4Vsprozentige Anleihe im Betrag von 30 Millionen auf. Die
Bergmannwerke gaben 10 Millionen Mark Obligationen aus. Die
Berliner Elektrizitätwerke eben so viel. DieDeutsch»Ueberseeische Elek-
trizitätgesellschaft vermehrte ihr Aktienkapital (um 10) auf 100 Mil-
lionen und emittirte 15 Millionen Mark Obligationen.
DurchGeldnothhaben diePlänederIndustrienicht gelitten. Ueber»
fluß an Barmitteln gabs zwar nicht; aber auch keine Knappheit. Die
Reichsbank stand mehr denn je im Mittelpunkt des Stromes der
Wünsche und Nothwendigkeiten. Sie trat ins Iahr 1911 mit erhöhtem
steuerfreien Notenkontingent (von 473 auf 550 und, zu den vier Quar-
talen, auf 750 Millionen); trotzdem brachten ihr Ultimo März und

Ultimo September Rekordschwächungen. Der Status vom einunddrei-
ßigsten Dezember 1910 hatte sich um 556 Millionen verschlechtert; der
letzte Märztag 1911 aber brachte eine Belastung von 731 Millionen
und der letzte September 1911 sogar von 774 Millionen: bei 2295 Mil-
lionen Notenumlauf und 1785 Millionen Wechselbestand. Der Reichs«
bankpräfident warnte: die Wirthschaft sei allzu sehr auf Kredit gebaut.
Erfolglos. Das Direktorrum griff nach der Waffe: Vertheuerung der
Lombarddarlehen an den Quartalen. Erfolglos. Der Geldbedarf ent»
spricht dem Format der wirthschaftlichen Bethätigung. Man kann das
Größenmaß nicht künstlich verengen. Der amtliche Wechselzinsfuß
wurde am sechsten Februar von 5 auf 4Vs, am achtzehnten Februar
von 4Vs auf 4 Prozent ermäßigt und am neunzehnten September auf
5 Prozent erhöht. So blieb er bis ans Iahresende. Sein Iahresdurch»
schnitt ist, mit 4,39 Prozent, nur wenig vom Durchschnitt des Vor»
jahres (4,35) verschieden. Die Sächsische Bank ging im Dezember mit
ihrem Diskontsatz von 5 auf 5Vs. Der Privatdiskont hatte sich mehrfach
auf der selben Höhe wie der Banksatz bewegt. Auch tägliches Geld war
mit 5 Prozent gehandelt worden. Die Bank von England änderte ihre
Rate viermal (1910 achtmal) und verließ das Iahr mit 4 Prozent (3),
Die Bank von Frankreich sah sich zu einer Diskontänderung (die be-
denkliche Medioliquidation im September gab den äußeren Anlaß)
gezwungen (von 3 auf 3Vs): ein Ereigniß, da das französische Noten-
institut konservative Diskontpolitik treibt und fast nie den Satz von
3 Prozent verläßt. Die starke Beanspruchung der Bank führte zu dem
Beschluß, die Notengrenze, die seit 1906 5800 Millionen Francs betra-
gen hat, auf 6800 Millionen zu erhöhen. Die Kündigung der französi-
schen Guthaben in Deutschland und Oesterreich führte zu Schwierig-
keiten in der Devisentaktik: die Oesterreichisch»Ungarische Bank ver»
theidigte ihren Devisenschatz gegen den Zugriff der österreichischen und
deutschen Bankwelt. Das war der einzige „Sturm", den die Flucht der
französischen Gelder verursachte. Im Uebrigen hat Deutschland sich
mit eigenen Mitteln zu halten gewußt. Pierpont Morgan brauchte
keine 300 Millionen zu leihen, damit der Staatsbankerot vermieden
werde. Wenn fremdes Geld deutsche Stätten aufsuchte, so geschah es
der guten Zinsen wegen. Amerika nahm 80 Millionen Mark preußi-
scher Schatzwechsel, die wohl im nächsten Iahr zurückkommen werden.
Am Iahresende hat das Ausland, da es seine Mittel selbst braucht,
keine Gelder mehr nach Deutschland gegeben, das zum großen Theil
mit eigener Kraft über die Schwelle des neuen Iahres gekommen ist.
Den Banken nützten die Geldsätze, wenn sie auch selbst für fremde
Mittel, die das Ausland ihnen überließ, hohe Zinsen zu zahlen hatten.
Die starke Betheiligung des Publikums am Börsengeschäft, die nur im
dritten Quartal aussetzte, und die Beanspruchung des Bankkredits durch
das Warengeschäft haben die Provisioneinnahmen gesteigert. Die
Banken hatten Gelegenheit, durch den neuen Elan des Börsenverkehrs
im Dezember die Folgen der Interventionen im September wieder
auszugleichen. Das Emissionengeschäft war, wie gewöhnlich, im ersten

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_040.html[18.07.2014 17:47:22]

1911,
SS
Halbjahr lebhafter als im zweiten. Die Nominalsumme der emittirten
Papiere betrug (im ersten Semester) 2138 Millionen (2115 Millionen
im Vorjahr). Dabei war der Betrag der deutschen Staatsanleihen
viel niedriger als sonst: 231 Millionen (gegen 621, 1011 und 1069
Millionen von 1910 bis 1908). Industrielle Aktien und Obligationen
nahmen 138 Millionen mehr in Anspruch als im Vorjahr; Kommu-
naldarlehen waren, mit einem Plus von 200 Millionen, sehr üppig.
Ausländische Renten verschlangen 90 Millionen mehr als im Vor-
jahr, trotz dem (überflüssigen) Gerede über die Nothwendigkeit, deutsches
Kapital vor fremden Werthpapieren zu schützen. Die Großbanken er-
weiterten ihren Machtbereich intensiv und extensiv. Das Kapital er-
höhten: Diskontogesellschaft (um 30 auf 200), Nationalbank (um 10
auf 90), Mitteldeutsche Kreditbank (um 6 auf 60 Millionen). Die
Diskontogesellschaft übernahm die Privatfirma L. Mende in Frank-
furt a. O. Der zum Concern der Diskontogesellschaft gehörende Bar-
mer Bankverein erhöht sein Aktienkapital um 25 auf 100 Millionen
und tritt damit an die Spitze aller Provinzbankinstitute. Er bethei-
ligt sich kommanditarisch an der seit 1754 bestehenden Bankfirma Von
der Heydt, Kersten S Söhne in Elberfeld. Die Süddeutsche Diskonto-
gesellschaft vermehrt ihr Stammkapital um 1N/s Millionen. Die
Deutsche Bank löst ihre Beziehungen zum Chemnitzer Bankverein und
errichtet eine eigene Filiale. Im Concern der Deutschen Bank: die
Bergisch»Märkische Bank übernimmt die Mülheimer Handelsbank und
erhöht das Kapital (um 5) auf 80 Millionen; die Rheinische Kredit-
bank setzt ihr Aktienkapital von 85 auf 95 Millionen und gliedert sich
die Pfälzische Bank nebst der Süddeutschen Bank an; der Essener Bank-
verein giebt 5 Millionen Mark neue Aktien aus; die Hildesheimer
Bank 2 Millionen. Die Berliner Handelsgesellschaft betheiligt sich an
der Kommanditgesellschaft S. L. Landsberger in Berlin und gründet
die ulmer Firma C. D. Magirus (Militär» und Feuerwehrgeräthe)
mit 1,50 und die Berliner Möbelfabrik Pfaff mit 3Vs Millionen. Sie
wirkt bei der Gründung einer neuen bulgarischen Hypothekenbank (10
Millionen Francs Stammkapital) mit. Von der Kommerz» und Dis-
kontobank wird die Kredit» und Sparbank in Leipzig übernommen.
Interessant ist eine Verbindung zwischen der Deutschen Effekten» und
Wechselbank in Frankfurt a. M. und der Oesterreichischen Länderbank
nebst Ungarischer Escompte» und Wechslerbank. Tote und Verwun-
dete: Vereinsbank in Frankfurt a. O. (Konkurs), Göttinger Bank (Kon-
kurs), Bankfirma I. H. Pistorius in Hildesheim (Konkurs), Firma
Hermann Paasch in Berlin (Konkurs); Bankhaus Karl Neuburger
Außergerichtliche Liquidation); Bankfirma Ferdinand Klostermann in
Hattingen (wird, insolvent, durch Essener Bankverein übernommen);
Märkischer Bankverein und Westfälische Kreditanstalt müssen, unter
dem Druck von Veruntreuungen, in Liquidation treten. Die Bayerische
Diskonto» und Wechselbank, die ihr Aktienkapital (um 8) auf 20 Mil-
lionen erhöht, wird durch einen ungetreuen Prokuristen um 1 Mil-
lion Mark geschädigt. Folge: neues Schema für die Zwischenbilanzen.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_041.html[18.07.2014 17:47:23]

Die Börse wird vom Publikum kräftig geheizt. Schwarze Tage, wie der vierte September, konnten die Lust am Effektenhandel nicht töten. Millionen sind verloren (amerikanische Steels; südafrikanische Goldshares) und zurückgewonnen worden. Wien hatte seine Skoda» Sensation, die, Mitte April, die Börsen des Kontinents für Stunden, in Athem hielt. Die schlechten Kurse der Staatsanleihen und festverzinslichen Papiere ^ dreiprozentige Reichsanleihe 82^/4 (85^ am zweiten Ianuar); englische Konsols 77,19 (79,43); französische Rente94,55 (97,42); vierprozentige deutsche Hypothekenpfandbriefe 93,50 — zeigen? wie der Wind weht. Daß das Deutsche Reich ohne neue Anleihe auskam und für 1912 nur 43,75 Millionen (97,50 Millionen 1911) auf Anleihe zu nehmen hätte, ist dem Kapital k»eiOsntum. Die Rente muß, größer sein. Das Leben ist zu theuer. Enttäuschungen waren: Warschau»Wiener (36 Prozent Kursverlust im Iahr); Otavi»Antheile, die im Lauf des Iahres 45 Prozent verloren. Die einst so berühmten An» theile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika kosten nur noch 660 (nach einem Maximalkurs von 2100). Der Kampf gegen die .Anreißer" wurde mit Energie fortgesetzt, so daß in den buokstsdops. blasse Furcht herrscht. Aber das Publikum findet noch immer genug, freundliche Rathgeber. Für die Spekulation wird durch die Vermehr rung der Ultimopapiere (Deutsche Kaliwerke; Aumetz»Friede) gesorgt. Und die Börse nährt den Fiskus: der Umsatzstempel warf (bis Ende November) 22,60 Millionen ab (gegen 21,42 Millionen im Vorjahr und 17,88 Millionen im lebhaften Börsenjahr 1909).

Ein Rückblick auf die Kursgestaltung des Iahres:

2. Januar
1. April
4. Sep» tember
23 Tezem» der

Deutsche Bank
261,—
26S.I2
259,87
264,—
193,75
193,25
1«5,50
191,87
162,75
160,25
154,12
158,8?

Handelsgesellschaft
169,—
175,7b
165,50
170^5
16875
175,87
ISS,—
178.50
218,37
237,50
223,37
233,12
236.25
255,25
247,37
259.3?
M«,2S
209,62
1SIF0
204 —
183,—
188, ,7
176 —
196,75'
ASG
2g0,5,1
274 —
261,50
2S>,37'
2«,sc
2,5,25
237,-
245,75.
140,50
144,25
127.12
144.87
IS8.25
225.12
226,62
244,25
91^7
95,25
90.50

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_042.html[18.07.2014 17:47:23]

91,12'
«5.75
84,50
82,37
82.75
5 A Chinesen von I«W
103,75
1!2,sa
102,10
99.9«
4« unis. Türken von 1908 . .
93,8»
gg,!,0
93.10
91.20

Für 1912 ist gnt vorgearbeitet worden. Die Wirthschaft hat sich, unter erschwerenden äußeren Umständen (Politik), die Basis einer starken Konjunktur geschaffen und wird, was sie im Iahr 1911 zurückstellen mußte, im nächsten Iahr in Angriff nehmen. Vielleicht kommt auch Amerika, nach der Nomination der Präfidentschaftkandidaten (Iuni 1912), zu neuen Kräften. Und Geldsorgen giebts nicht. Ladon.

Herausgeber und verantworllicher Redalt.ur: Nlazimilian Hürden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von P >b « Sarleb G, in, b, h, in Berli«.

Berlin, den 13. Januar 1912.
Tutti Frutti.
^sinus aureus.
^ame: Lonsdale. Stand: Lord. Wohnort: Lowther Castle.
Besondere Kennzeichen: Bis an die Grenze derBeleihung»
niöglichkeit mit hemmungloser Eitelkeit belastet. SeitIahrenhören
wir von dem Mann. Wenn ihn der Deutsche Kaiser besucht hat:
was es zu essen, zu trinken, zu sehen, zu riechen gab. Wenn ihm
in Berlin oder Potsdam die Schloßthür geöffnet worden war:
welche Geschenke er dem Kaiser, dessen Frau, Tochter, Hofvor-
ständen mitgebracht hat.NichtseineSchuld?Unsinn.SolcheKunde
sickert nicht gegen den Willen Dessen durch, der sie bergen könnte.
Dem Kaiser, der Kaiserin, der jungen Prinzessin ists sicher nicht
Herzensbedürfniß, dem Erdkreis zu melden, was sie von Seiner
Lordschaft bekommen haben.DerHerrvonLowtherCastle wünscht,
daß dieWeltwisse: So ister; freigiebig bis überdiePupven hin-
aus und mit Wilhelm und Wilhelms Nächsten so intim, daß er,
wie derOnkel ausAmerika in die kassubische Kate, mit dem Rup-
rechtssack ins Kaiserschloß kommen darf. Mann des kaiserlichen
Vertrauens. Freund Seiner Majestät, Diese Plakatirung aller-
höchster Gunst konnte längst den Entschluß erwirken, den Mann
abzuschütteln oder, wenn er geschont werden sollte, an die Lehre
erinnern zu lassen, die seitMontaignesTagen denFreundenund
Günstlingen Regirender oft eingeschärft ward. Leider scheints
nicht geschehen zu sein. Warum nicht? Die deutsche Nation be»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_043.html[18.07.2014 17:47:24]

soldet ihren Kaiser nicht. Als König von Preußen aber ist er so
reichlich dotirt, daß er Geschenke nicht braucht und, wenn er eine
Weile im Ausland leben will, sein Haus selbst zu bezahlen ver-
mag. (Für ungefähr fünfzehntausend Pfund ist, mit Erinnerungen
und Komfort, Essex House als Sommerwohnung zu haben; und
beim schönen Robert haben schon Könige, sogar Königinnen ge-
schlafen. Das kann die Schatulle wohl noch leisten.) Doch viel-
leicht ist der Lord ein ungemein kluger Herr, ein feiner Poli-
tiker, dessen Macht über die Britenstimmung dem berliner Hof,
der berliner Regirung sehr nützlich werden könnte? Wers ge»
glaubt hat, muß beschämt jetzt vor dem, Götzenbild dieses Glau-
bens stehen. Denn der Edle Lord hat zu reden geruht. Hat, nach
derRückkehrvomWeihnachtbesuch in Berlin, einem Zeitungmann
des Herzens Schrein sperrangelweit aufgethan. Was war drin
zuschauen? Kinderkram. »Sollte dieses Jahr eine Zusammen-
kunft der beiden großenMonarchen von England und vonDeutsch»
land bringen, so wird der Kaiser vielleicht in meinem Schloß Low»
therwohnen.das immer zu seiner Verfügung ist. "(Auch der fünfte
GeorgistalsoschonindieHistoriengrößehineingewachsen.Schnell.
Geht uns nicht an. Aber als Deutscher Kaiser ist Wilhelm nicht
Monarch, sondern höchsterVertreter und Vollstrecker derReichs»
gewalt. Artikel 11 der Verfassung: „DasPräsidium desBundes
steht dem König von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher
Kaiser führt. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten,
imNamen des ReichesKriegzuerklärcnundFrieden zuschließen,
Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen,
Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Erklärung des
Krieges imNmnen desReiches ist die Zustimmung desBundes»
ratheserforderlich, es sei denn,daß einAngriff auf dasBundes-
gebiet oder dessen Küsten erfolgt. Insoweit die Verträge mitfrem»
denStaaten sich aufsolcheGegenstände beziehen,welche nachAr»
Mel4 in dcnBereich derReichsgesetzgcbuug gehören,ist zuihrem
Abschluß dicZustimmung desBundesrathcs undzuihrcrGiltig»
keit die Genehmigung des Reichstages erforderlich." Nicht in
des Kaisers, sondern in des Reiches Namen wird das Recht ge-
sprochen. Die Lordship entbindet den Inhaber nicht der Pflicht,
den Macht» und Rechtsbezirk der Menschen kennen zu lernen,
mil denen er umgeht. Zusammenkunst? Fürs Erste schuldet der

Große dem Großen doch wohl einen Antrittsbesuch.) «Aus den Gesprächen mit Seiner Majestät habe ich bisher nie Etwas veröffentlicht." (Will der gnädig Zugelassene sich aus der Erfüllung dieser Anstandspflicht etwa ein Verdienstchen zurechtschustern?) »Würde mirs erlaubt, so könnte ich tausend Sätze anführen, über deren unserem England freundlichen Inhalt die Briten staunen müßten." (Warumdenn? DaßerihrFreundist.derzuverlässigste, der einzig unbedingt treue, hat, vor und nach den Tagen der Daily Telegraph»Interview, Wilhelm selbst oft, allzu oft schon gesagt. Die Wiederholung aus anderem Mund gäbe keinen Grund zum Staunen. Außerdem: noch ist Dir.Lord, nicht erlaubt, zu schwatzen; also halte den Schnabel.) »An eine deutsche Gefahr glaube ich nicht. Ich fühle in Deutschland einen gewissen Brotneid, der die Folge des eifrigen Wettbewerbes mit Englands Handel ist. Aber das deutsche Volk (ich kenne drüben ja sehr viele Personen von großem Einfluß) sieht, trotz allem Preßgerede, in England seinen Freund und denkt stets derZeit.da die beiden Nationen bei Waterloo neben einander kämpften." (Die Personen von großem Einfluß müssen Dummköpfe oder feige Heuchler sein. Oder Seine Lordschaft kann nicht richtig hören. Brotneid? Deutschlands Geschäft geht ja leidlich; DeutschlandsBürger darben nicht und haben keinenAnlaß, mit Neidlingsblicken über den Aermel zu stieren. Einen Freund aber sehen sie in England nicht. Fällt ihnen gar nicht ein. War England denn je der Freund eines fremden Volkes? Niemals. Viel zu schlau, um sich in die Nneigennützig» keit gleiten zu lassen, ohne die ernste Freundschaft nicht denkbar ist.NichtstetsdergeschworeneFeindderstärkstenoderzumMacht» gipfel cmporstrebendenFcstlandsmacht.der leise oder laut wider sie wühlende? Immer; von der Aera der Rosenkricgc bis in die Zeit des Russenzuges auf die Pamirs. Freund Deutschlands? Nicht einmal des erwachsenden Preußenstaates. Dessen Fritz schrieb 173? anKarl vonBraunschweig: »DieEngländer wollen, daß ichFrankreich andieLuft setze und mich an demRuKm sättige, ihr Hanoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblichst täuschen oder sind Narren von lächerlichster Selbstgefälligkeit." And vor sechzig Iahren seufzteFritzens dritter Erbe, der so lange andächtig zum Bild britischer Größe, Weisheit, Tugend, aufgeschaut hatte, ins Ohr seines Bunsen: in

London sei sein mahnendes Wort, wie eines Hündchens Gebell, überhört worden. Freundschaft? Palmerston, im neunzehnten Säkulum der stärkste, heißeste Vertreter englischer Staatskunst und ein Lord von anderem Kaliber als Lonsdale, hat imFebruar des Pariseraufstandes im Unterhaus gesagt: »Daß Völker oder Regirungen sich auf die Länge vonFreundschaft und ihr ähnliche Gefühle bestimmen lassen, ist eine Romantikervorstellung; nur ein Träumer kann wähnen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Verkehr der Nationen anwendbar." Der Freund» schaft darf niemals, der Nation, die ernstlich das Land ihrerKin» der liebt, muß immer der eigene Vortheil in Dunkel und Dü- nung der Kompaß sein. Wir bieten denBriten nicht Freundschaft, heischen sie auch nicht von ihnen; Achtung ihres, Anerkennung unseres Lebensrechtes: damit ließe sich anständig auskommen. Mit dem Schwatz von Waterloo soll man uns endlich verschonen. InDeutschland, riefBucher, dürfte die Schlacht beiBelle»Alliance nicht Schlacht beiWaterloo genannt werden. Woher derName? »Blücher befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollenNa» men des Hofes I^öelle^Iliance, wo die beiden Sieger,,durch eine anmuthige Gunst des Zufalls', zusammengetroffen waren: ,zum Andenken des zwischen der britischen und derpreußischenNation jetzt bestehenden, von derNatur schon gebotenenBündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigenZutrau» lichkeit der beiden Feldherren/Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen. Darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er amsiebenzehntenJuniübernachtetund von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerthe Hilfe geleistet hätten.Gneisenau wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung der beiden Heere allein aus seinem Kopfe entsprungen war; nun mußte er hören, wie die

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_046.html[18.07.2014 17:47:25]

Verbündeten Wellington als den ersten Helden priesen, diesen
Briten, der wohl auf dem Schlachtfeld hohe Umsicht und Aus-
dauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzuges Fehler auf
Fehler gehäuft hatte." So stehts in Treitschkes Deutscher Ge-
schichte. Als im Weißen Saal, am zweiundzwanzigsten Mörz
1890, Wilhelm, im Rock des Britenadmirals, vor dem Ohr Ge-
orgs, der jetzt die Krone trägt, von der bei Waterloo bewährten
Waffenbrüderschaft geredet hatte, senkte Moltke den Kahlkopfund
sprach: «EinpolitischLied,einleidig Lied; hoffentlich kommts nicht
in die Zeitung/ Und was soll heute gar, nach dem Alonous summer
des franko»britischen Herzensbundes, uns die Erinnerung an
Tage, da Briten und Deutsche gemeinsam gegen Frankreich foch-
ten?) Weiter im Text. «Der Kaiser hat das gütigste Herz, das zu
erdenken ist." (Schön; doch wernicht tadeln dürfte.soll auch zum Lob
dieBacken nicht plustern.)«Nie habe ich ausseinemMund einWort
gehört.das nichtSympathie mitEngland aussprach. "(Ein wohler»
zogenerMannwird,selbstwennernichtaufderMenschheitHöhen
wohnt, vor einem englischen Wirth oder Gast nicht unfreundlich
über England sprechen. Aber fragen Sie, Edler Lord, mal Pleß
oder Sierstörff, ob das Iagdlied dieses Herbstes auch so hold
klang; und überlegen Sie dann,ob es klug und würdig war, dem
Vertrauensmann deutscherNation heimlich fürAlbion glühende
Liebe nachzusagen.) «Die Vorstellung eines Krieges, der Tau»
sendenihrLiebstes rauben würde, erfülltihn mit tiefstemAbscheu."
(Ihren King doch wohl auch? Und Victorien, die Georgs, Hein-
richs, Eduards von England? Trotzdem haben sie, wenns sein
mußte, Kriege geführt; das Reichsbedürfniß, nicht des Herzens
Neigung, als Richtschnur des Handelns genommen. So wird,
so muß auch Wilhelm es machen. Und unser Ohr ist der Wonne
satt, ihn auf allen Gassen als Mcikiste und Nobelpreiswerber ge-
feiert zu hören.) „Wenn der Kaiser nicht fest entschlossen gewe-
sen wäre, keinen Krieg zu führen: ein Ministerium hätte ihn dar-
an nicht zu hindern vermocht." (Fest entschlossen, keinen unnö»
lhigen Krieg zu führen, keinen vermeidlichen, meinen Sie wohl.
Wie Sie es aussprechen, ists läppische Verdächtigung Eines,
der sich stets im Kriegerkleid zeigt und von den Landsleuten für
die Reichswehr einen Iahrestribut von mindestens fünf Vier-
telmilliarden fordert. Ministerien könnten ihn freilich nicht hin»

dern: weils im Reich keine giebt. Doch denAberglauben, daß die
Wahl zwischenFrieden und Krieg nurandemWillen des Kaisers
hängt, nur von der Weichheit oder Härte seiner Seele bestimmt
wird, könnten Sie eines Tages bitterlich büßen. Fünfundsechzig
Millionen Rüden, die ein Lippenpaar zu Angriff oder Rückzug
pfeift: so.Mylord, siehts imDeutschenReich nun doch nicht mehr
aus. Wars auch nicht im alten Preußen. Vor hundert Iahren
wollte Friedrich Wilhelm derDritte, 1866 und 1870 wollteWil»
helm der Treue nicht losschlagen: und Beide haben der natio»
nalenNothwendigkeitdann doch gehorcht. Die würde, auch wenn
keinVorck ihr, kein Bismarck hülfe, sich morgen wieder Gehör er-
zwingen. Unnölhige, unnützliche Kriege zu führen: diese Vor-
stellung ist nicht dem Kaiser nur, fondern allen Deutschen wider
die Natur. Müssen sies täglich über die Dächer tuten? Erzählt
man, in unserem Kulturkreis, im Kontor denn dem Kunden, bei
Tisch dem Nachbar, daß man nicht die Gewohnheit habe, zu trü»
gen, zu stehlen, zumordenund Brandzu stiften?) Noch nicht fertig.
„DerDeutsche Kaiser hat das wärmste Herz, das je in einerMen»
schenbrust schlug. Er ist der größte Geist und der größte Soldat
unserer Zeit." Und der größte Gelehrte, Künstler, Komponist,
Schiffbauer, Oekonom, Jäger, Segler,Redner, Schriftsteller, Re-
gisseur, Tennisspieler, Archaeologe, Palaeologe, Assyriologe.
Brechpause. Schillers Sophiechen verstand das Geschäft noch
besser als der LandsmannLonsdale. «Aber den Fürsten werden
Sie doch ausnehmen, Lady? Den schönsten Mann, denfeurigsten
Liebhaber, den witzigsten Kopf in seinem ganzenLande?" Zofen-
geschwätz, das selbst die Maitresse eines Primanertraumes mit
fünfWorten wegbügelt: „DennesistseinLand." UnserLordistzu
dumm. Nicht einmal von einem neuen Apulejus zu brauchen.
Die Kraft und den Willen, einem so taktlosen, albernen Ge-
redes Schuldigen die Hofthür zu sperren, darf auch der Gegner
Herrn von Bethmann zutrauen. Der Kaiser selbst muß das (vom
lustigen EnglandmitHohn gestäupte) ZeugjaunterheftigerEkels»
regung heruntergewürgt haben. Von seinem Großvater hat Bis-
marck geschrieben: «Niemand hätte gewagt, ihm eine platte
Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühl königlicherWürde würde
er gedacht haben: Wenn Einer dasRecht hätte, mich ins Gesicht
zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln.
Beides gab er nicht zu." Der selbe Iunkerssohn und Professoren»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_048.html[18.07.2014 17:47:26]

enkel.der unter Friedrich Wilhelm nichtMinister sein wollte, weil
Unverantwortliche ins Geschäft hineinreden durften. »Daß die
Ziele der auswärtigen Politik, welche mir vorschwebten, sich mit
denen des Königs nicht vollständig deckten, war mir klar; eben
so die Schwierigkeit, welche ein verantwortlicher Minister die-
ses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen An-
wandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Un-
regelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für
unberufene tzintertreppeneinflüsse von politischen Intriganten,
wie sie, von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere
Zeiten, in dem regirenden Hause, sogar bei dem strengen und
hausbackenen Friedrich Wilhelm dem Ersten Zutritt gefunden
haben: pkarmacopolae, balatrones, Koc Aerius omne." Der Herr von
Lowther Castle gehört zu den braven Tölpeln, die»es gut meinen".
Und die dennoch der Teufel auf seinem schnellsten Untergrund»
motorholen soll. Sammtallen Versuchen, denKaiserin eineFilm»
glorie zu heben oder als die unter Larven, unter den Ungeheu-
ern der traurigen Oede einzige fühlende Brust zu schildern. Wir
haben genug von der Sorte. Möchten weder, daß Wilhelm, trotz
allen Dementis, in den Verdacht geralhe, den reichen Tropf zum
Reden ermuntertzu haben, noch, daß der Schwatz ihnzwinge.den
Ausdruck seines Empfindens künstlich zu färben und den Briten,
denen er als schwärmender Bewunderer vorgestellt worden ist,
die Stirn gerunzelt zu zeigen. Die Stunde, die dem Deutschen
Reich schlug, ist höllisch ernst (ernster, als unsere biederen Junker»
toter und Pfaffenschmorerzu ahnen scheinen); kann uns ein Schick-
sal gebären. In dieser trächtigen, niederträchtigen Zeit wollen wir
nicht durch die Applausgier eitler Wichtigthuer gestört, von nö°
thigem Reichsgeschäft abgelenkt werden. Drei Tage Lonsdale:
Das geht nicht. In die Ecke, Befen! Außer Dingen von höherem
Gewicht ersehnen wir endlich eine kluge, weitsichtige Hofregie.
I^ux suit.
Die Pariser wurden, siebenWochennachderwunderschönen
Novemberbescherung, schon wiedersehr verdrießlich. DieFolies»
Bourbon, wegen der Weihnachtferien, geschlossen. Keine Nach-
mittagsvorstellung in der Senatskommission, wo, sub auspiciis
sämmtlicher ins Staatsoberstübchen gestürzten Minister, dieGe»
nesis des Kongovertrages ergründet und dem armen Freycinet»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_049.html[18.07.2014 17:47:26]

neffen De Selves, wie weiland einem weltberühmten Hunde das
Schwänzchen, Stück vor Stück desAmtslebens dünnes Fädchen
abgeschnitten werden sollte. Das war zum Kugeln gewesen. Ein
neuer Konvent. Ohne Blutgeruch und Krötengequak. Gräßlich
amüsant, den fleischigen, in eigenem Saft bratbaren Caillauz da
am Pfahl derIndianer zu sehen. Wirdergefressenoderstrampelt
er sich los? Noch leuchtet Siegesgewißheit aus seinemAuge. An
den in ihm hausenden, aus ihm wirkenden Genius hat er schon
als Finanzminister im Kabinet Clemenceau brünstig geglaubt. Ei«
ner, der sich nie unterschätzte. An ihn (und an Aristides Briand)
dachte der Chef, als er auf die Frage, warum die Reformarbeit
nicht rascher vorschreite, die Antwort gab: «Weil ichzwischenzwei
Männern sitze, von denen Einer sich für Napoleon, der Andere
für Jesus Christus hält. Was läßt sich da leisten?- Clemenceau
kennt seinen Zeitgenossen; und schnalzt bei der Vorstellung, ihn
nächstens nach feinster Waidmannskunst enthäuten zu können.
Wozu man, da die Annahme des Vertrages auch im Senat sicher
ist, die Regirung so lange zappeln lasse? Damit ihr der Athem
ausgehe. Sie sollAlles bekennen, alle Geheimakten und sekreten
Vertragsanhängsel insLicht bringen.Weigertsies (undCambons,
die nicht mit sich spaßen lassen, dulden keinen schädlichen Ver-
trauensbruch), giebt sie nicht jeden geforderten Zettel hin, so ists am
Tag: das souveraine Volk wird getäuscht und Caillaux, dieser
Finanzmensch ohne Pulsschlag des Patrioten, hat Grund, seine
Schachermachei mit den Deutschen dem Censorenblick bänglich
zu bergen. Krisis. Die regirende Sippe muß nachts auf den Kar-
ren und eineSchaarUngeduldiger kann denMachthunger stillen.
Welches Schauspiel! Wäre die Pause nurkürzer! Noch weiß, man
nicht einmal genau, wem zuerst einfiel, die Sümpfe undUrwälder,
Wüsten und Giftfliegen als zum Ausgleich geeignete Werthgegen-
stände zu empfehlen. Nicht, wer den (hier im Sommer erwähnten)
Plan einer franko»deutschen Eisenbahngemeinschaft(Kongo»Ka»
merun) ausgeheckt, gefördert, vereitelt hat. Ob die Verhandlun-
gen durch Amtsorgane oder hinter des berlinerBotschafters brei-
tem Rücken geführt wurden. Garnichts. Kann nicht geduldet wer-
den. Schon ziehen auch imOstwiederWolkenherauf. Unkluglär-
mende Teutonenwuth verlangt eine beträchtliche Mehrung der
Wehrmacht.ZuLand: alsosollsgegenFrankreichgehen. Ineinem
Wahltraktätlein spricht der Kanzler von den Lücken der deutschen

Tutti Frutti.
Rüstung: also kommen neueMilitärforderungen in den Reichstag.
WiederkeineRuhe.Dasistdie »Annäherung", die alsFrucht der
Novemberverträge verheißen ward. DieseDeutschen können nicht
mehr still sitzen; müssen an jedem Morgen ausklingeln, was sie
abends (vielleicht) thun werden. Neu istdieWahrnehmung nicht.
Nie war Frankreich, von der Provence bis an die Bretonenküste, so
ruhig zum Krieg entschlossen; so fest überzeugt, daß er nicht lange
noch zu vermeiden sein werde. Für ein Weilchen aber, bis in die
Morgenröthe des Aschermittwochs, hatte esdoch auf ungetrübtes
Behagen gerechnet. Falsch. Das Gezänk währt fort. Täglich liest
derRentner,daßDeutschlanddroheund hastigweiter rüsten wolle.
«Sollen wir warten? Daß England sich, so spät, zur Einführung
der allgemeinenWehrpflicht entschließen werde, ist durchaus noch
nicht sicher; wahrscheinlich nur, wenn ein neues berliner Flotten«
gesetz viel mehr fordert als das alte.Und bis aus Tommy Atkins
dann ein in Europa brauchbarerFeldsoldat geworden, die männ»
liche Jugend Britaniens für einen Germanenkrieg gedrillt ist,
hält der Friedenskitt sicher nicht, ^ux armes, citc^ens! Schreit,
Ihr drüben; wir handeln heimlich. Holen aus dem Wollstrumpf
den letzten Franc in den Kriegsschatz, aus der Glasbläserhütte
den bleichsten Syndikalisten in die Kaserne. (Seit sie in Berlin
waren und, zwischen Lachs und Braten, Lehrsprüche, Rüge und
Prahlreden schlucken mußten, sind die wilden Männer derrothen
Gewerkschaften fastpatriotisch geworden und weit von demDrang,
den deutschen Brüdern die Arme zu öffnen.) In jedem Iahr muß
jede Gemeindebehörde fortan ein rundes Sümmchen fürdieAvi»
atik spenden. Stark seid Ihr? Wir sinds auch. Fünf Millionen
Bayonnettes? Könnt Ihr bei uns auch sehen. Und wir sind, in
den Grenzen der Heimath, unseres Schicksals freie Herren; hören
Euch aber Tag vor Tag stöhnen, daß eine kleine Kaste Privile»
girier nach ihrer Willkür mit Gut und Geist, Mark und Blut
Eures Volkes schalte. Stolz dürfen wir wieder fragen: Hue veut
cette Koräe cl escwves?- Keine erfreuliche Stimmung. Ein Flor
über der Zuversicht. Und die Kammer, die heiternde, geschlossen.
Da prasselt ins trübe Dunkel die Botschaft, Hauptmann Lux,
ein Elsässer, den, als der Ausspähung militärischer Geheimnisse
Ueberführten, deutsche Richter auf die Festung geschickt haben,
sei aus Glatz geflohen und auf dem Weg nach Paris. Der echte
Franzos liebt den Spion nicht; auch nicht einen, der, ohne Entgelt,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_051.html[18.07.2014 17:47:27]

fürFrankreich getrachtet hat. Das listig Verschmitzte, heimlich Ver-
schlagene ist seinemWesen zuwider. Die Offiziere seines Heeres sol»
lentzelden.nichtSchleicher sein; die Klinge im Sonnenschein fun-
keln lassen.nicht sich ins Dickicht ducken. VoreinemIahrnoch hätte
solchen Flüchtling nur wortkarges Erbarmen begrüßt. Jetzt über-
dröhnte der nationale Groll jedes Bedenken und trug Herrn Lux
im Sturm auf die Heroenhöhe. »Die Deutschen sind wüthend."
(Leiderschienensieswirklich.)„Soziemts.NachderDemüIhigung,
die sieunsangesonnen,nach dem Aerger,densie durch grobeDroh»
rede uns gehäuft haben, sehen sie nun, daß ein französischer Offi-
zier auch mit einer preußischen Festung fertig werden kann. War-
um haben sie denMann.gegen den,nach siebenmonatigerUnter»
suchung,noch keinzermalmendesBeweismaterial gefunden war,
nicht nach dem Abschluß des Doppelvertrages begnadigt? Mit
dem Schaden straft sie der Spott. Und die Thatsache, daß der
Entwischte ein Elsässer ist, würzt uns die Freude." Wie seine
Flucht möglich wurde? Er darfs nicht sagen. Doch der erfahrene
Redakteur weiß sich aus engster Klemme zu winden. Bekennt um
keinen Preis der Erde und des Himmels je, daß er nichts wissen
könne. Nie. Ist zwischen seiner Residenz und der Stätte des neusten
Erdbebens der Draht zerrissen: Herr Je, die Erde hat ja gestern
nicht zum erstenMal gebebt; inMessina wirds so ziemlich wie in
Franziska gewesen sein. Her mit den alten Friskoberichten?
Einmal Erdbeben, Boy? Wer aus Kaliforniens nicht Siziliens
Weh und Ach heraustasten und illuminiren könnte, wäre zwischen
denDampfpflügenderMeinungfarmeinBellmäuschengeblieben.
Paßt auf: wie gutAlles stimmen wird. Man muß dem Mob Et-
was bieten; und wennderKolossalanzeigerDepeschenhat(draht»
lose?),darf bei uns dieSachenicht fehlen.AnderesBild. Luxwill
uns nicht erleuchten? Darf nicht? Interesse des Staatsdienstes?
Blech. Wenn er glaubt, daß wir deshalb das Maul halten, ist er
schief gewickelt. Fünf halbe Minuten mal Ruhe? Kerker, Ueber»
listung uralter Staatsgewalten, Flucht bei steterLebensgefahrmit
Schlagsahne: halten wir nicht neulich was aus der Kiste? Kale-
donien schaffts nicht. Das würde Jedcr erkennen. Kerker.Ueber»
listung .. Der Metteur soll mir anderthalb Spalten frei lassen;
erste Seite, versteht sich. Casanova? Den lesen die Leute nicht mehr
ordentlich. Aus Dessen dickenBänden picken sie nur noch die Se»
rualien heraus. Sein Erdbeben war nicht zu brauchen; zu kurz

und zu oft loco Lissabon gehandelt. Für die Flucht aber ist er der
wahre Jakob. Alles, was ein Leserherz begehrt. Die Halbpike, der
Weinessig.der denMörtel zwischen denMarmorplatten aufweicht,
der inMaulbeersaft getränkte Fingernagel als Schreibfeder, das
Sponton in der Bibel über der Makkaronischüssel, die aus zer-
schnittenen Leintüchern und Bettdecken geknoteten Stricke: Das
reicht für die Flucht dreier Spione. Venedig ist freilich nicht Glatz.
EinBischenBleikammerstimmung bei derSchilderungeinerPreu-
ßenfestung aber recht am Ort; und der Kanal als Wallgraben
zu benutzen.Wird gemacht.Und mindestens vierErdtheile lasen,
wie Lux, Hauptmann und Hauptkerl, den BüttelnBorussiens durch
die Lappen gegangen sei. Haarklein. Mit Dutzenden verbürgter
Details. Wahrscheinlich wars ganz anders; nicht so rokoko»ro»
mantisch. 1911 ist nicht 1755; ein Festunghäftling mit Offiziers»
rang nicht ein von venezianischen Inquisitoren über die Seufzer-
brückeins Gräuelverließ Gestoßener. DerFranzmann durfte wohl
in die Kantine, am Ende auch auf die innerenWöUe oder garzum
Stabsarzt in die Stadt. Einerlei. Alle Listen und Gefahren hatte
schlaue Mächlerkunst ins Schlesische transponirt. Die Geschichte
vom flinken Lüxlein las sich gut. MännleinundWeibleinschlürf»
ten sie. Und Lutetia konnte fröhlich Sankt Silvester begießen.
Sie besann sich bald. DieserNeujahrspunsch roch nicht nach
Burgunder. UndderVorsatz, denFlüchtlingalsHeldenzu feiern,
paßte nicht in denpariser Lebensrhythmus. Die erste Freude nach
Kummermonden; jetzt abermußRaison wiederkehren. HerrMes»
simy, der sich staunend noch immer als Kriegsminister sieht, bekam,
weil er sich mit dem Auskneifer öffentlich eingelassen hatte, von
Caillaux»Bonaparte einen Rüffel; und dieWeisung, den Haupt-
mann Lux noch am selben Tage in ein algerisches Bataillon zu
versetzen. Paris schämte sich der Gefühlsentgleisung. Tröstete sich
aber bald.als ihm berichtetwurde,welcheDummheit hintermRhein
ausdemBodengeschossensei. Wars nöthig, mit Rohrspatzeneifer
dem Entschlüpften nachzuschimpfen? Ihn, der seine Ehre gewiß
keinemKommandanten oder Platzmajor verpfändet hatte, infamen
Wortbruches zu zeihen? Und zu schreiben, als sei das Offizier-
corps der Republik elendes Spelunkengesindel? Nur ein paar
Federn tobten so wüst. Drüben aber hieß es sogleich:Die deutsche
Presse bespeit den Ehrenschild unseres Heeres. Solche Vergift-
ung wirkt lange nach. Kommen wir endlich nicht wieder in wür»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_053.html[18.07.2014 17:47:28]

dige Ruhe? Hauptmann Lux gehört nicht zu den Halunken, die ihrVaterland dem Feind verkaufen (und für die, wenn mildernde Nmstönde fehlen, die Todesstrafe nicht zu hart wäre). Er hat, nicht mit sauberen Fingern, seiner Wahlheimath zu dienen versucht. Entehrt ist er nicht; nur an Porteepee und Litzen bespritzt. Er hat ein schlimmes Semesterdurchlebt und manchem Kameradenwirds niemehrganz behaglich werden,ihmdieHand zu drücken. Daß cr, dessen Späheraufzeichnungen längst nach Frankreich zurückgewandert sind, aus dem Käfig floh, ist uns kein Nationalunglück. Nach dem ersten Grimmanfall durften auch Deutsche über die Behendheit schmunzeln. Dem französischen Offiziercorps aberwollen, müssen wir die Achtung gewähren, die wir für unseres heischen. Beinahe möchte man sich freuen, daß die Pause vorüber, die Senatskomoedie wieder im Gang ist. Clemenceau führt noch die gute Klinge feiner Jugend. Herr de Selves ist tot und Herr Call» laux den Patrioten als der leichtfertig Schnöde verdächtigt, der, ohne Jules und Paul Cambon um Erlaubniß zu bitten, mit den Deutschen Geschäftchen besprochen und der Republik die Sumpfsuppe eingebrockt hat. Gesprächsstoff in Fülle. Der Hauptmann sonnt sich in Algier. Nur in trübem Dunkel konnte Lux glänzen.

^nZuis in Kerbs.

»Und wenn wir nun wirklich, trotz Schnee und Grey, im neuen Reichstag eine liberal»sozialistische Mehrheit haben?"

«Nach Allem, was man sieht und hört, ists nicht sehr wahrscheinlich. Das Sprungbrett der Liberalen ist aus morschem Holz. DieMeisten wissen nicht.wohin sie wollen, sind nur verärgert, weil die 1907 beschnüffelte Beute ihnen aus den Fängen gezerrt wurde; und haben kein rechtes Herz zu derLitanei von den allgewaltig herrschendenundknechtenden.raubendenundknebelndenJunkernund Pfaffen.Gewinnensie, trotzdem dasCentrum.höchst weise.inso vielenKreisenschonamZwölften für die Bundesgenossen stimmt, von dcraltenMehrheitzweiDutzendMandate, so istPolennoch immer nicht verloren. Kann gerade Polen uns retten. Enteignet wird fürs Erste ja nicht. Aehrenthal ist dagegen: weil Galizien sonst feineHaufenwider dasBündnißmobilmacht. Der deutsche Großgrundbesitz in Posen: weil die polnischenArbeiter ihm weglaufen würden. DieAnsiedlungskommission: weil sie noch Land genug hat und mit dem durch Zwang erworbenen einstweilen nichts Profit»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_054.html[18.07.2014 17:47:29]

liches anfangen könnte. Schwartzkopff: weil er seinen eigenen
Verwaltungplan ins Oberpräsidium mitgenommen hat und nicht
ostwärts gewandert ist, um anderer Leute Kinder aufzuziehen und
glattzukämmen. Wird aber nicht enteignet, bleibt die Provinz ru-
hig, dann haben wir für alles Wichtige die Polenstimmen und
die Mehrheit von 1909 hinkt höchstens ein Bischen. Verliert sie
drei Dutzend Sitze, dann, freilich, ists aus. Dann aber hält sich
die neue Mehrheit nicht länger, nicht besser auf den Beinen als
die vor fünf Iahren unter dem Fürsten ... hm ... gewählte. Im
verehrlichen Bundesrath thronen ja einzelne Intelligenzen, die
überzeugt sind, daß die Sozialdemokraten spätestens übermorgen
vernünftig, ergoregirungfähig werden. Ganz so weit sind wir noch
nicht. Zunächst werden sie, just nach einem Sieg, sich verpflichtet
glauben, demAnhang zu beweisen, daß sie nicht gouvernemental
und militärfromm geworden sind noch ihr Programm in den
Reichsrauchfang geschrieben haben. Schifferund Ledebour.Wag-
ner und Stadthagen: Das wird keinen Dauerreim geben. Im
Nothfall könnte man den Schutz derArbeitwilligen als Zankäpfel«
chen ins Bundeslager werfen. Nichts nach dem Sachsenwunsch
natürlich; dasür wären EureExcellenz, alsFeind allerAusnahme«
gesetze,nichtzuhaben.Nein:irgendwasAnodines,dasnur Lücken-
büßer sein soll, bis das neue Strafgesetz, mit schärferer Präzisirung
der in dieses Kapitel gehörigen Paragraphen, unterDach ist. Dann
müßten dieNationalliberalen(daß derFreisinn durch Kaempfzum
Sieg schreitet, ist doch kaum anzunehmen)Farbe bekennen. Wird
aber nicht mal nöthig sein. In gemeinsamem Haß kann alles Linke
sich finden, in einerNegation; zu fruchtbarerArbeit ists nicht zu-
sammenzuhalten. Noch weniger als snno Finanzreform Kanitz
und Wiemer, Oldenburg und Fischbeck. Ich verlasse mich auf die
Affinität. Und währt der chemische Prozeß ein längeres Weil-
chen: um so besser für Eure Excellenz. Kämen die Konservativen
schon als Sieger aus derFeldschlacht.so würden sie mit demAn»
schwärzer Heydebrands nicht säuberlich verfahren. Müssen sie
warten und sich leise in Andere schicken, so ist hinter dem Vorhang
Mancherlei anzubändeln und das Rachcgericht steht ab. Oben-
drein: wir haben dieArme ganz frei. Keine Wahlparole; und Lo-
sung längst: Ueber den Parteien. Nirgends ein Grund zur Be-
klemmung. Unsere Personalpolitik muß derTotfeindselbst loben."

Die Zukunst.
Die Gouvernante.')
ie beiden Kinder sind nun allein in ihrem.Zimmer. Das Licht ist
ausgelöscht. Dunkel liegt zwischen ihnen, nur von den Betten
her kommt ein leiser weißer Schimmer. Ganz leise athmen die Beiden;
man möchte glauben, sie schliefen.
„Du!" sagt da eine Stimme. Es ist die Zwölfjährige, die leise,
fast ängstlich, in das Dunkel hinsragt. „Was ists?" antwortet vom an-
deren Bett die Schwester. Ein Iahr nur ist sie älter,
„Du bist noch wach. Das ist gut. Ich... ich möchte Dir gern Et-
was erzählen..."
Keine Antwort kommt von drüben. Nur ein Rascheln im Bett.
Die Schwester hat sich aufgerichtet, erwartend blickt sie herüber; man
kann ihre Augen funkeln sehen.
„Weißt Du... ich wollte Dir sagen... Aber sag Du mir zuerst,
ist Dir nicht Etwas aufgefallen in den letzten Tagen? An unserem
Fräulein?"
Die Andere zögert und denkt nach. „Ia," sagt sie dann, „aber ich
weiß nicht recht, was es ist. Sie ist nicht mehr so streng. Letzthin habe
ich zwei Tage keine Aufgaben gemacht und sie hat mir gar nichts ge-
sagt. Und dann ist sie so, ich weiß nicht, wie. Ich glaube, sie kümmert
sich gar nicht mehr um uns, sie setzt sich immer abseits und spielt nicht
mehr mit, so wie früher."
„Ich glaube, sie ist sehr trmmg und will es nur nicht zeigen. Sie
spielt auch nie mehr Klavier."
Das Schweigen kommt wieder.
Da mahnt die Aeltere: „Du wolltest Etwas erzählen."
„Ia, aber Du darfst es Niemandem sagen, wirklich Niemandem,
der Mama nicht und nicht Deiner Freundin."
„Nein, nein!" Sie ist schon ungeduldig. „Was ists also!"
*) „Erstes Erlebniß, vier Geschichten aus Kinderland": so nennt
Herr Stefan Zweig das Buch, das er im leipziger Insel»Verlag er-
scheinen läßt. Der Autor (auf dessen Wunsch hier eine der Kinderge-
schichten veröffentlicht wird) ist auf diesem Gebiet ein Neuling. Ein
willkommener; unter den Ernsten von gestern und heute sind, bei uns,
nicht viele, die sich um das Kind kümmern, in dessen engen Seelenbe-
zirk aus zärtlichem Erkenntnißwunsch einzudringen trachten. Und das
Auge, das an der Oberfläche zu haften gewöhnt ist, hatte gerade dem
österreichischen Lyriker, dem Dichter eines Thersitesdramas, dem Ver-
fasser feiner Essays, nicht den Drang zugetraut, von der komplizirten
sich zu der einsachen Menschheit zu wenden. Solcher Oberflächenblick
übersah, was Herrn Zweig zu Verhaeren zog (für dessen Verdeutschung
nnd Verdeutlichung er Wirksames gethan hat) und was ihm das Werk
Lafcadios Hearn köstlich machte. Wird er im Kinderland heimisch?
Nicht niit Gewalt kann es, will von werbender Liebe erobert werden.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_056.html[18.07.2014 17:47:29]

„Also ... jetzt, wie wir schlafen gegangen sind, ist mir plötzlich eingefallen, daß ich dem Fräulein nicht ‚Gute Nacht l' gesagt habe. Die Schuhe hab' ich schon ausgezogen gehabt, aber ich bin doch hinüber in ihr Zimmer, weißt Du, ganz leise, um sie zu überrafchen. Ganz vorsichtig mach' ich also die Thür auf. Zuerst hab' ich geglaubt, sie ist nicht im Zimmer. Das Licht hat gebrannt, aber ich hab' sie nicht gesehen. Da plötzlich (ich bin furchtbar erschrocken) hör' ich Iemand weinen und seh' auf einmal, daß sie ganz angezogen auf dem Bett liegt, den Kopf in den Kissen. Geschluchzt hat sie, daß ich zusammengefahren bin. Aber sie hat mich nicht bemerkt. Und da hab' ich die Thür ganz leise wieder zugemacht. Einen Augenblick hab' ich stehen bleiben, müssen, so hab' ich gezittert. Da kam es noch einmal ganz deutlich durch die Thür, dieses Schluchzen, und ich bin rafch heruntergelaufen."
Sie schwiegen. Dann sagt die Eine ganz leise: „Das arme Fräulein!" Das Wort zittert hin ins Limmer wie ein verlorener dunkler Ton und wird wieder still.
„Ich möchte wissen, warum sie geweint hat", fängt die Iüngere an. „Sie hat doch mit Niemand Zank gehabt in den letzten Tagen, Mama läßt sie endlich auch in Ruh mit ihren ewigen Quälereien; und wir haben ihr doch sicher nichts gethan. Warum weint sie dann so?"
„Ich kann es mir schon denken", sagte die Aeltere.
„Warum, sag' mir, warum?"
Die Schwester zögert. Endlich sagt sie: „Ich glaube, sie ist verliebt."
„Verliebt?" Die Iüngere zuckt nur so auf. „Verliebt? In wen?"
„Haft Du gar nichts bemerkt?"
„Doch nicht in Otto?"
„Nicht? Und er nicht in sie? Warum hat er denn, der jetzt schon drei Iahre bei uns wohnt und studirt, uns nie begleitet und jetzt seit den paar Monaten auf einmal täglich? War er je nett zu mir oder zu Dir, bevor das Fräulein zu uns kam? Den ganzen Tag ist er jetzt um uns herum gewesen. Immer haben wir ihn zufällig getroffen, zufällig, im Volksgarten oder Stadtpark oder Prater, wo immer wir mit dem Fräulein waren. Ist Dir denn Das nie aufgefallen?"
Ganz erschreckt stammelte die Kleine:
„Ia... ja, natürlich habe ichs bemerkt. Ich habe nur immer gedacht, es ist..." Die Stimme schlägt ihr um, Sie spricht nicht weiter,
„Ich habe es auch zuerst geglaubt; wir Mädchen sind ja immer so dumm. Aber ich habe noch rechtzeitig bemerkt, daß er uns nur als Verwand nimmt."
Jetzt schweigen Beide. Das Gespräch scheint zu Ende. Beide sind in Gedanken oder schon in Träumen,
Da sagt noch einmal die Kleine ganz hilflos aus dem Dunkel:
„Aber warum weint sie dann wieder? Er hat sie doch gern. Und ich habe mir immer gedacht, es mnß so schön sein, wenn man verliebt ist."
„Ich weiß nicht," sagte die Aeltere ganz träumerisch, „ich habe auch geglaubt, es muß sehr schön sein,"

Und einmal noch, leise und bedauernd, von schon schlafmüden
Lippen weht es herüber: „Das arme Fräulein!"
Und dann wird es still im Zimmer.
5
Am nächsten Morgen reden sie nicht wieder davon; und doch: Eine
spürt es von der Anderen, daß ihre Gedanken das Gleiche umkreisen.
Sie gehen an einander vorbei, weichen aus, aber doch begegnen sich
unwillkürlich ihre Blicke, wenn Beide von der Seite die Gouvernante
betrachten. Bei Tisch beobachten sie Otto, den Cousin, der seit Iahren
im Haus lebt, wie einen Fremden. Sie reden nicht mit ihm, aber unter
den gesenkten Lidern schielen sie immer hin, ob er sich mit ihrem Fräu-
lein verständige. Eine Unruhe ist in Beiden. Sie spielen heute nicht,
sondern thun in ihrer Nervosität, hinter das Geheimniß zu kommen,
unnütze und gleichgiltige Dinge. Abends fragt nur die Eine, kühl, als
ob es ihr gleichartig sei: „Hast Du wieder Etwas bemerkt?" „Nein",
sagt die Schwester und wendet sich ab. Beide haben irgendwie Angst
vor einem Gespräch. Und so geht es ein paar Tage weiter, dieses
stumme Beobachten und im Kreise Herumspüren der beiden Kinder, die
unruhig und unbewußt sich einem funkelnden Geheimniß nah fühlen.
Endlich, nach ein paar Tagen, merkt die Eine, wie bei Tisch die
Gouvernante Otto leise mit den Augen zuwinkt. Er nickt leise mit dem
Kopf. Das Kind zittert vor Erregung. Unter dem Tisch tastet sie leise
an die Hand der älteren Schwester. Wie Die sich ihr zuwendet, funkelt
sie ihr mit den Augen entgegen. Die versteht sofort die Geste und wird
auch unrnhig.
Als sie von der Mahlzeit aufstehen, sagt die Gouvernante zu den
Mädchen: „Geht in Euer Zimmer und beschäftigt Euch ein Bischen.
Ich habe Kopfschmerzen und will für eine halbe Stunde ausruhen."
Die Kinder sehen nieder. Vorsichtig rühren sie sich an mit den
Händen, wie um einander aufmerksam zu machen. Und kaum ist die
Gouvernante fort, so springt die Kleinere auf die Schwester zu: „Paß
«uf, jetzt geht Otto in ihr Zimmer."
„Natürlich! Darum hat sie uns doch hineingeschickt!"
„Wir müssen vor der Thür horchen!"
„Aber wenn Iemand kommt?"
„Wer denn?"
„Mama."
Die Kleine erschrickt. „Ia, dann..."
„Weißt Du was? Ich horche an der Thür und Du bleibst drau-
ßen im Gang und giebst mir ein Zeichen, wenn Iemand kommt. So
sind wir sicher."
Die Kleine macht ein verdrossenes Gesicht. „Aber Du erzählst
mir dann nichts!"
„Alles!"
„Wirklich Alles. . . aber Alles!"

„Ia, mein Wort darauf. Und Du hustest, wenn Du Iemanden
kommen hörst."
Sie warten im Gang, zitternd, aufgeregt. Ihr Blut pocht wild.
Was wird kommen? Eng drücken sie sich an einander.
Ein Schritt. Sie stieben fort. In das Dunkel hinein. Richtig: es
ist Otto. Er faß,t die Klinke, die Thür schließt sich. Wie ein Pfeil schießt
die Aettere nach und drückt sich an die Thür, ohne Athemholen hor-
chend. Die Iüngere sieht sehnsüchtig hin. Die Neugier verbrennt sie,
es reißt sie vom angewiesenen Platz. Sie schleicht heran, aber die
Schwester stößt sie zornig weg. So wartet sie wieder draußen, zwei,
drei Minuten, die ihr eine Ewigkeit scheinen. Sie fiebert vor Unge-
duld, wie auf glühendem Boden zappelt sie hin und her. Fast ist ihr
das Weinen nah vor Erregung nnd Zorn, daß die Schwester Alles hört
und sie nichts. Da fällt drüben, im dritten Zimmer, eine Thür zu. Sie
hustet. Und Beide stürzen sie weg, hinein in ihren Raum. Dort stehen
sie einen Augenblick athemlos, mit pochenden Herzen. Dann drängt
die Iüngere gierig: „Also... erzähle mir."
Die Aeltere macht ein nachdenkliches Gesicht. Endlich sagt sie,
ganz versonnen, wie zu sich selbst: „Ich verstehe es nicht!"
„Was?"
„Es ist so merkwürdig."
„Was... was...?" Die Iüngere keucht die Worte nur so her-
aus. Nun versucht die Schwester, sich zu besinnen. Die Kleine hat sich
an sie gepreßt, ganz nah, damit ihr kein Wort entgehen könne.
„Es war ganz merkwürdig... ^,so ganz anders, als ich mir es
dachte. Ich glaube, wie er ins Zimmer kam, hat er sie umarmen wollen
oder küssen, denn sie hat zu ihm gesagt: ‚Laß Das, ich habe mit Dir
Ernstes zu bereden.' Sehen habe ich nichts können, der Schlüssel hat
von innen gesteckt, aber ganz genau gehört habe ich. ‚Was ist denn
los?' hat der Otto darauf gesagt, doch ich habe ihn nie so reden hören.
Du weißt doch, er redet sonst gern so frech und laut. Das hat er aber so
zaghaft gesagt, daß ich gleich gespürt habe, er hat irgendwie Angst.
Und auch sie muß gemerkt haben, daß er lügt, denn sie hat nur ganz
leise gesagt: ‚Du weißt es ja schon.' ‚Nein, ich weiß gar nichts.' ‚So,'
hat sie da gesagt (und so traurig, so furchtbar traurig); und warum
ziehst Du Dich denn auf einmal von mir zurück? Seit acht Tagen hast
Du kein Wort mit mir geredet, Du weichst mir aus, wo Du kannst, mit
den Kindern gehst Du nicht mehr, kommst nicht mehr in den Park. Bin
ich Dir auf einmal so fremd? Oh, Du weißt schon, warum Du Dich auf
einmal fernhältst.' Er hat geschwiegen und dann gesagt: ‚Ich stehe jetzt
vor der Prüfung, ich habe viel zu arbeiten und für nichts Anderes
mehr Zeit. Es geht jetzt nicht anders.' Da hat sie zu weinen angefan-
gen und hat ihm dann gesagt, unter Thränen, aber so mild und gut:
.Otto, warum lügst Du denn? Sag doch die Wahrheit! Das habe ich
wirklich nicht verdient um Dich. Ich habe ja nichts verlangt, aber ge-
redet muß doch darüber werden zwischen uns Zweien. Du weißt ja,
s

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_059.html[18.07.2014 17:47:31]

was ich Dir zu sagen habe, an den Augen seh ich Dirs an.' ,Was denn?' hat er gestammelt, aber ganz, ganz schwach. Und da sagte sie..."

Das Mädchen fängt plötzlich zu zittern an und kann nicht weiter reden vor Erregung. Die Iüngere preßt sich enger an sie. „Was... was denn?"

„Da sagte sie: ,Ich hab' doch ein Kind von Dir!'"

Wie ein Blitz fährt die Kleine auf: „Sin Kind! Ein Kind! Das ist doch unmöglich!"

„Aber sie hat es gesagt."

„Du mußt schlecht gehört haben."

„Nein, nein! And er hat es wiederholt; genau so wie Du ist er aufgefahren und hat gerufen: ,Ein Kind!' Sie hat lange geschwiegen und dann gesagt: ,Was soll jetzt geschehen?' Und dann..."

„Und dann?"

„Dann haft Du gehustet und ich habe weglaufen müssen."

Die Iüngere starrt ganz verstört vor sich hin. „Ein Kind! Das ist doch unmöglich. Wo soll sie denn das Kind haben?"

„Ich weiß nicht. Das ist es ja, was ich nicht verstehe."

„Vielleicht zu Hause wo ... Bevor sie zu uns herkam. Mama hat ihr natürlich nicht erlaubt, es mitzubringen, wegen uns. Darum ist sie auch so traurig."

„Aber geh, damals hat sie doch Otto noch gar nicht gekannt!"

Sie schweigen wieder, rathlos, unschlüssig herumgrübelnd. Der Gedanke peinigt sie. Und wieder fängt die Kleine an: „Ein Kind? Das ist ganz unmöglich! Wieso, kann sie ein Kind haben? Sie ist doch nicht verheirathet; und nur verheirathete Leute haben Kinder. Das weiß ich."

„Vielleicht war sie verheirathet."

„Aber sei doch nicht so dumm! Doch nicht mit Otto."

„Aber wieso . . .?"

Rathlos starren sie einander an.

„Das arme Fräulein", sagt die Eine ganz traurig. Es kommt immer wieder, dieses Wort, ausklingend in einen Seufzer des Mitleids. Und immer wieder flackert die Neugier dazwischen.

„Ob es ein Mädchen ist oder, ein Bub?"

„Wer kann Das wissen?"

„Was glaubst Du: wenn ich sie einmal fragen würde... ganz, ganz vorsichtig..."

„Du bist verrückt!"

„Warum? Sie ist doch so gut zu uns."

„Aber was fällt Dir ein! Uns sagt man doch solche Sachen nicht. Uns verschweigt man Alles. Wenn wir ins Zimmer kommen, hören sie immer auf, zu sprechen, und reden dummes Zeug mit uns, als ob wir Kinder wären; und ich bin doch schon dreizehn Iahre. Wozu willst Du sie fragen? Uns sagt man ja doch nur Lügen."

„Aber ich hätte es so gern gewußt."

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_060.html[18.07.2014 17:47:31]

„Glaubst Du, ich nicht?/
„Weißt Du... was ich eigentlich gm Wenigsten verstehe, ist, daß
Otto nichts davon gewußt haben soll. Man weiß doch, daß man ein
Kind hat, so wie man weiß, daß man Eltern hat.
"
„Er hat sich nur so gestellt, der Schuft, Er verstellt sich immer.
"
„Aber bei so Etwas doch nicht. Nur . . . nur . . ., wenn er uns
Etwas vormachen will...
"
Da kommt das Fräulein herein, Sie sind sofort still und scheinen
zu arbeiten. Aber von der Seite schielen sie hin zu ihr. Ihre Augen
sind geröthet, ihre Stimmen etwas tiefer undvibrirender als sonst. Die
Kinder sind ganz still; mit einer ehrfürchtigen Scheu sehen sie plötzlich
zu ihr auf. „Sie hat ein Kind/ müssen sie immer wieder denken, „da-
rum ist sie so traurig. " Und langsam werden sie es selbst.
5
Am nächsten Tag, bei Tisch, erwartet sie eine jähe Nachricht.
Otto verläßt das Haus. Er hat dem Onkel erklärt, er stehe jetzt knapp
vor den Prüfungen, müsse intensiv arbeiten und hier sei er zu sehr ge-
stört. Er werde sich irgendwo ein Zimmer nehmen für diese zwei Mo-
nate, bis Alles vorüber sei.
Die beiden Kinder sind furchtbar erregt, wie sie es hören. Sie ah-
nen irgendeinen geheimen Zusammenhang mit dem Gespräch von
gestern, spüren mit ihrem geschärften Instinkt eine Feigheit, eineFlucht.
Als Otto ihnen Adieu sagen will, sind sie grob und wenden ihm den
Rücken. Aber sie schielen hin, wie er jetzt vor dem Fräulein steht.
Der zuckt es um die Lippen, aber sie reicht ihm ruhig, ohne ein
Wort, die Hand.
Ganz anders sind die Kinder geworden in diesen paar Tagen,
Sie haben ihre Spiele verloren und ihr Lachen, die Augen sind ohne
den munteren, unbesorgten Schein. Eine Unruhe und Ungewißheit ist
in ihnen, ein wildes Mißtrauen gegen alle Menschen um sie her. Sie
glauben nicht mehr, was man ihnen sagt, wittern Lüge und Absicht
hinter jedem Wort. Sie blicken und spähen den ganzen Tag, jede Be-
wegung belauern sie, jedes Zucken, jede Betonung fangen sie auf. Wie
Schatten geistern sie hinter Allem her, vor den Thüren horchen sie,
um Etwas zu erhafchen, eine leidenschaftliche Bemühung ist in ihnen,
das dunkle Netz dieser Geheimnisse abzuschütteln von ihren unwilligen
Schultern oder durch eine Mafche in die Welt der Wirklichkeit wenig-
stens einen Blick zu thun. Der kindische Glaube, diese heitere, unbe-
sorgte Blindheit ist von ihnen abgefallen. Und dann: sie ahnen aus
der Schwüle der Geschehnisse irgendeine neue Entladung und haben
Angst, sie könnten sie versäumen. Seit sie wissen, daß Lüge um sie ist,
sind sie zäh und lauernd geworden, selbst verschlagen und verlogen.
Sie ducken sich in der Nähe der Eltern in eine nun geheuchelte Kinder»
haftigkeit hinein und flackern dann auf in eine jähe Beweglichkeit, Ihr
ganzes Wesen ist aufgelöst in eine nervöse Unruhe, ihre Augen, die

früher einen seichten Glanz sanft trugen, scheinen funkelnder und tiefer.
So hilflos sind sie in ihrem steten Spähen und Spioniren, dag sie
inniger werden in ihrer Liebe zu einander. Manchmal umarmen sie
einander plötzlich stürmisch aus dem Gefühl ihrer Unwissenheit, dem
jäh aufquellenden Zärtlichkeitbedürfniß überschwänglich nachgebend,
oder sie brechen in Thränen aus. Anscheinend ohne Ursache ist ihr
Leben mit einem Male eine Krise geworden.
Unter den vielen Kränkungen, für die ihnen erst jetzt das Gefühl
erweckt worden ist, spüren sie eine am Meisten. Ganz still, ohne Wort
haben sie sich verpflichtet, dem Fräulein, das so traurig ist, möglichst
viel Freude zu bereiten. Sie machen ihre Aufgaben fleißig und sorg-
sam, helfen einander aus, sie sind still, geben keinen Grund zur Klage,
springen jedem Wunsch voraus. Aber das Fräulein merkt es gar nicht.
Das thut ihnen so weh. Ganz anders ist sie geworden in letzter Zeit.
Manchmal, wenn eins der Mädchen sie anspricht, zuckt sie zusammen,
wie aus dem Schlaf geschreckt. Und ihr Blick kommt dann immer erst
suchend aus einer weiten Ferne zurück. Stunden lang sitzt sie oft da
und schaut träumerisch vor sich hin. Dann schleichen die Mädchen auf
den Zehen herum, um sie nicht zu stören; sie spüren dumpf und geheim»
nißvoll: Ietzt denkt sie an ihr Kind, das irgendwo in der Ferne ist.
Und immer mehr, aus den Tiefen ihrer nun erwachenden Weiblichkeit,
lieben sie das Fräulein, das jetzt so mild geworden ist und so sanst.
Ihr sonst frischer und übermüthiger Gang ist nun bedächtiger, ihre
Bewegungen sind vorsichtiger und die Kinder ahnen in Alledem eine
geheime Traurigkeit. Sie sahen sie nie weinen, aber ihre Lider sind oft
geröthet. Sie merken, daß das Fräulein ihren Schmerz vor ihnen ge-
heim halten will, und sind verzweifelt, ihr nicht helfen zu können.
Und einmal, wie sich das Fräulein zum Fenster hin abgewandt
hat und mit dem Taschentuch über die Augen fährt, faßt die Kleinere
plötzlich Muth, ergreift leise ihre Hand und sagt: „Fräulein, Sie sind
so traurig die letzte Zeit. Nicht wahr, wir sind doch nicht schuld daran?"
Das Fräulein sieht sie bewegt an und streift ihr mit der Hand
über das weiche Haar. „Nein, Kind, nein", sagt sie. „Ihr gewiß nicht."
Und küßt sie sanst auf die Stirn.
1°
Lauernd und beobachtend, nichts außer Acht lassend, was sich im
Umkreis ihrer Blicke rührt, hat Eine in diesen Tagen, plötzlich ins
Zimmer tretend, ein Wort aufgefangen. Gerade ein Satz war es nur,
denn die Eltern haben sofort das Gespräch abgebrochen, aber jedes
Wort entzündet in ihnen jetzt tausend Vermuthungen. „Mir ist auch
schon so Etwas aufgefallen", hat die Mutter gesagt. „Ich werde sie
mir dann ins Verhör nehmen." Das Kind hat es zuerst auf sich be-
zogen und ist, fast ängstlich, zur Schwester geeilt, um Rath, um Hilfe.
Aber mittags merken sie, wie die Blicke ihrer Eltern prüfend auf dem

unachtsam verträumten Gesicht des Fräuleins ruhen und einander
dann begegnen.
Nach Tisch sagt die Mutter leichthin zum Fräulein: „Bitte, kom-
men Sie dann in mein Zimmer. Ich habe mit Ihnen zu sprechen."
Das Fräulein neigt leise den Kopf. Die Mädchen zittern heftig, sie
spüren: jetzt wirdEtwas geschehen.
Und sofort, wie das Fräulein hineingeht, stürzen sie nach. Dieses
An»den»Thüren»kleben, das Durchstöbern der Ecken, das Lauschen und
Belauern ist für sie ganz selbstverständlich geworden. Sie spüren gar
nicht mehr das Häßliche und Verwegene daran, sie haben nur einen
Gedanken: sich aller Geheimnisse zu bemächtigen, mit denen man ihnen
den Blick verhängt.
Sie horchen. Aber nur ein leises Zischeln von geflüsterten Wor-
ten hören sie. Ihr Körper zittert nervös. Sie haben Angst, Alles
könnte ihnen entgehen. Da wird drin eine Stimme lauter. Es ist die
ihrer Mutter. Bös und zänkisch klingt sie: „Haben Sie geglaubt, daß
alle Leute blind sind, daß man so Etwas nicht bemerkt? Ich kann mir
denken, wie Sie Ihre Pflicht erfüllt haben mit solchen Gedanken und
solcher Moral. Und so Iemandem habe ich die Erziehung meiner Kin»
der anvertraut, meiner Töchter, die Sie, weiß Gott, wie, vernachläfsigt
haben...«
Das Fräulein scheint zu erwidern. Aber zu leise spricht sie, als
daß die Kinder verstehen könnten.
„Ausreden, Ausreden! Iede leichtfertige Person hat ihre Aus-
rede. Das giebt sich dem Erstbesten hin und denkt an nichts. Der liebe
Gott wird schon weiterhelfen. Und so Iemand will Erzieherin sein,
Mädchen heranbilden! Eine Frechheit! Sie glauben doch nicht, daß
ich Sie in diesem Zustand noch länger im Hause behalten werde?"
Die Kinder horchen draußen. Schauer rinnen über ihren Körper.
Sie verstehen das Alles nicht, aber es ist ihnen furchtbar, die Stimme
ihrer Mutter so zornig zu hören; und jetzt als einzige Antwort das
leise wilde Schluchzen des Fräuleins. Thränen quellen auf in ihren
Augen. Aber ihre Mutter scheint nur erregter zu werden.
„Das ist das Einzige, was Sie wissen, jetzt zu weinen. Das rührt
mich nicht. Mit solchen Personen habe ich kein Mitleid. Was aus Ih-
nen jetzt wird, geht mich gar nicht an. Sie werden ja wissen, an wen
Sie sich zu wenden haben, ich frage Sie gar nicht danach. Ich weiß nur,
daß ich Iemanden, der so niederträchtig seine Pflicht vernachläfsigt yat,
nicht einen Tag mehr in meinem Hause dulde."
Nur Schluchzen antwortet, dieses verzweiselte, thierisch wilde
Schluchzen, das die Kinder draußen schüttelt wie ein Fieber. Nie haben
sie so weinen hören. Und dumpf fühlen sie, wer so weint, kann nicht
Unrecht haben. Ihre Mutter schweigt jetzt und wartet. Dann sagt sie
plötzlich schroff: „So, Das habe ich Ihnen nur sagen wollen. Richten
Sie heute Ihre Sachen und kommen Sie morgen früh um Ihren Lohn,
Adieu!"

Die Kinder springen weg von der Thür und retten sich hinein in ihr Zimmer. Was war Das? Wie ein Blitz ist es vor ihnen niedergefahren. Bleich und schauernd stehen sie da. Zum ersten Mal ahnen sie irgendwie die Wirklichkeit. Und zum ersten Mal wagen sie Etwas wie Auflehnung gegen ihre Eltern zu empfinden.
„Das war gemein von Mama, so mit ihr zu reden", sagte die Aeltere mit verbissenen Lippen.
Die Kleine schrickt noch zurück vor dem verwegenen Wort. „Aber wir wissen doch gar nicht, was sie gethan hat", stottert sie klagend.
„Sicher nichts Schlechtes. Das Fräulein kann nichts Schlechtes gethan haben. Mama kennt sie nicht."
„Und dann, wie sie geweint hat! Angst hat es mir gemacht."
„Ia, Das war furchtbar. Aber wie auch Mama mit ihr geschrien hat! Das war gemein. Ich sagsDir: Das war gemein." Sie stampft auf mit dem Fuß. Thränen verhüllen ihr die Augen. Da kommt das Fräulein herein. Sie sieht sehr müde aus.
„Kinder, ich habe heute nachmittags zu thun. Nicht wahr, Ihr bleibt allein, ich kann mich auf Euch verlafsen? Ich sehe dann abends nach Euch." Sie geht, ohne die Erregung der Kinder zu merken.
„Haft Du gesehen? Ihre Augen waren ganz verweint. Ich verstehe nicht, daß Mama mit ihr so umgehen konnte."
„Das arme Fräulein!"
Es klingt wieder auf, mitleidig und thränentief. Verstört stehen sie da. Da kommt ihre Mutter herein und fragt, ob sie mit ihr spaziren fahren wollen. Die Kinder weichen aus. Sie haben Anigst vor Mama. Und dann empört es sie, daß ihnen nichts über die Verabschiedung des Fräuleins gesagt wird. Sie bleiben lieber allein. Wie zwei Schwalben in einem engen Käfig schießen sie hin und her, erdrückt von dieser Atmosphäre der Lüge und des Verschweigend Sie überlegen, ob sie nicht hinein zum Fräulein sollen und sie fragen, mit ihr reden über Alles, daß sie dableiben solle und daß Mama Unrecht hat. Aber sie haben Angst, sie Zu kränken. Und dann schämen sie sich: Alles, was sie wissen, haben fie ja erhorcht und erschlichen. Sie müssen sich dumm stellen, dumm, wie sie es waren bis vor zwei, drei Wochen. So bleiben sie allein, einen endlosen langen Nachmittag, grübelnd und weinend und immer diese schreckhaften Stimmen im Ohr, den bösen, herzlosen Zorn ihrer Mutter und das verzweiselte Schluchzen des Fräuleiiis.
Abends sieht das Fräulein flüchtig zu ihnen herein und sagt ihnen Gute Nacht. Die Kinder zittern, da sie sie hinausgehen sehen; sie möchten ihr gern noch Etwas sagen. Aber jetzt, da das Fräulein schon an der Thür ist, wendet sie sich selbst plötzlich, wie von diesem stummen Wunsch zurückgerissen, noch einmal um. Etwas glänzt in ihren Augen, feucht und trüb. Sie umarmt beide Kinder, die wild zu schluchzen ansangen, küßt sie noch einmal und geht dann haftig hinaus. In Thränen stehen die Kinder da. Sie fühlen: Das war ein Abschied,

„Wir werden si,e nicht mehr sehen!"
„Paß auf, wenn wir morgen von her Schule zurückkommen, ist
sie nicht mehr da."
„Vielleicht können wir sie dann noch besuchen. Dann zeigt sie
uns auch sicher ihr Kind."
„Ia, sie ist so gut."
„Das arme Fräulein!" Es ist schon wieder ein Seufzer ihres
eigenen Schicksals.
„Kannst Du Dir denken, wie Das jetzt werden wird ohne sie?"
„Ich werde nie ein anderes Fräulein leiden können."
„Ich auch nicht."
„Keine wird so gut mit uns sein. Und dann..."
Sie wagt es nicht zu sagen. Aber ein unbewußtes Gefühl der
Weiblichkeit macht sie ihnen ehrfürchtig, seit sie wissen, daß sie ein Kind
hat. Beide denken immer daran, und jetzt schon nicht mehr mit dieser
kindischen Neugier, sondern im Tiefsten ergrisfen und mitleidig.
„Du," sagte die Eine, „hör' zu!"
„Ia."
„Weißt Du, ich möchte dem Fräulein noch gern eine Freude
machen, ehe sie weggeht. Damit sie weiß, daß wir sie gern haben und
nicht so sind wie Mama. Willst Du?"
„Wie kannst Du noch fragen!"
„Ich habe mir gedacht, sie hatte doch weiße Rosen so gern, und
da denke ich, weißt Du, wir könnten ihr morgen früh, ehe wir in die
Schule gehen, ein paar kaufen und die stellen wir ihr dann insZimmer."
„Wann aber?"
„Zu Mittag."
„Da ist sie sicher schon fort. Weißt Du, da lauf' ich lieber ganz
in der Früh hinunter und hole sie rafch, ohne daß es Iemand merkt.
Und die bringen wir ihr dann hinein ins Zimmer."
„Ia, und wir stehen ganz früh auf."
Sie nehmen ihre Sparbüchsen, schütten redlich ihr ganzes Geld
zusammen. Nun sind sie wieder froher, seit sie wissen, daß sie dem
Fräulein ihre stumme, hingebungvolleLiebe noch werdeu zeigen können.
Ganz zeitig stehen sie dann auf^. Wie sie, die schönen vollen Ro°
seu in der leicht zitternden Hand, an die Thür des Fräuleins pochen,
antwortet ihnen Niemand. Sie glauben das Fräulein schlafend und
schleichen vorsichtig hinein. Aber das Zimmer ist leer, das Bett un-
berührt. Alles tiegt in Unordnung herum verstreut, auf der dunklen
Tischdecke schimmern ein paar Briefe.
Die beiden Kinder erschrecken. Was ist geschehen?
„Ich gehe hinein zu Mama", sagt die Aeltere entschlossen. Und
trotzig, mit finsteren Augen, ganz ohne Angst pflanzt sie sich vor ihrer^
Mutter auf und fragt: „Wo ist unser Fräulein?"

„Sie wird in ihrem Zimmer sein", sagt die Mutter ganz erstaunt.
„Ihr Zimmer ist leer, das Bett ist unberührt. Sie muß schon
gestern abends weggegangen sein. Warum hat man uns nichts davon
gesagt?"
Die Mutter merkt gar nicht den bösen, herausfordernden Ton.
Sie ist blaß geworden und geht hinein zum Vater, der dann rasch im
Zimmer des Fräuleins verschwindet.
Er bleibt lange aus. Das Kind beobachtet die Mutter, die sehr
erregt scheint, mit einem steten zornigen Blick, dem ihre Augen nicht
recht zu begegnen wagen.
Da kommt der Vater zurück. Er ist ganz fahl im Gesicht und
trägt einen Brief in der Hand. Er geht mit der Mutter hinein ins
Zimmer und spricht drinnen mit ihr leise. Die Kinder stehen draußen
und wagen auf einmal nicht mehr zu horchen. Sie haben Angst vor
dem Zorn des Vaters, der jetzt aussah, wie sie ihn nie gekannt hatten.
Ihre Mutter, die nun aus dem Zimmer tritt, hat verweinte Au-
gen und blickt verstört. Die Kinder kommen ihr, unbewußt, wie von
ihrer Angst gestoßen, entgegen und wollen sie wieder fragen. Aber sie
sagt hart: „Geht jetzt in die Schule, es ist schon spät."
Und die Kinder müssen gehen. Wie im Traum sitzen sie dort
vier, füns Stunden unter all den anderen und hören kein Wort. Wild
stürmen sie nach Hause zurück.
Dort ist Alles wie immer; nur ein furchtbarer Gedanke scheint die
Menschen zu erfüllen. Keiner spricht, aber Alle, selbst die Dienstboten,
haben so eigene Blicke. Die Mutter kommt den Kindern entgegen. Sie
scheint sich vorbereitet zu haben, ihnen Etwas zu sagen. Sie beginnt:
„Kinder, euer Fräulein kommt nicht mehr, sie ist. . .
Aber sie wagt nicht, zu Ende zu sprechen. So funkelnd, so dro-
hend, so gefährlich sind die Augen der beiden Kinder in die ihren ge-
bohrt, daß sie nicht wagt, ihnen eine Lüge zu sagen. Sie wendet sich
um und geht weiter, flüchtet in ihr Zimmer hinein.
Nachmittags taucht plötzlich Otto auf. Man hat ihn hergerufen,
ein Brief für ihn war da. Auch er ist bleich. Verstört steht er herum.
Niemand redet mit ihm. Alle weichen ihm aus. Da sieht er die beiden
Kinder in der Ecke kauern und will sie begrüßen.
„Rühr' mich nicht an!" sagt die Eine, schauernd vor Ekel. Und die
Andere spuckt vor ihm aus. Er irrt noch verlegen, verwirrt eine Weile
herum. Dann verschwindet er.
Keiner spricht mit den Kindern. Sie selbst wechseln kein Wort.
Blaß und verstört, rastlos, wie Thiere in einem Käfig, wandern sie in
den Zimmern herum, begegnen sich immer wieder, sehen sich in die ver-
weinten Augen und sagen kein Wort. Sie wissen jetzt Alles. Sie
wissen, daß man sie belogen hat, daß alle Menschen schlecht und nieder-
trächtig sein können. Sie lieben ihre Eltern nicht mehr, sie glauben
nicht mehr an sie. Zu Keinem, wissen sie, werden sie Vertrauen haben
dürfen; nun wird sich auf ihre schmalen Schultern die ganze Last des

ungeheuren Lebens thürmen. Wie in einen Abgrund sind sie aus der
heiteren Behaglichkeit ihrer Kindheit gestürzt. Noch können sie das
Furchtbare, das um sie geschehen ist, nicht fassen, aber ihr Denken
würgt daran und droht, sie damit zu ersticken. Fiebrige Gluth liegt auf
ihren Wangen und sie haben einen bösen, gereizten Blick. Wie frie-
rend in ihrer Einsamkeit irren sie auf und ab. Keiner, nicht einmal die
Eltern, wagt, mit ihnen zu sprechen, so furchtbar sehen sie Ieden an;
ihr unabläfsiges Herumwandern spiegelt die Erregung, die in ihnen
wühlt. Und eine schreckhafte Gemeinsamkeit ist in den Beiden, ohne daß,
sie zusammen sprechen. Das Schweigen, das undurchdringliche, frag-
lose Schweigen, der tückische verschlossene Schmerz ohne Schrei und
ohne Thräne macht sie Allen fremd und gefährlich. Niemand kommt
ihnen nah, der Zugang zu ihren Seelen ist abgebrochen, vielleicht auf
Iahre hinaus. Feinde sind sie, fühlen Alle um sie, und entschlossene
Feinde, die nicht mehr verzeihen können. Denn seit gestern sind sie
keine Kinder mehr.' /

An diesem Nachmittag werden sie älter um viele Jahre. Und erst,
wie sie dann abends im Dunkel ihres Zimmers allein sind, erwacht in
ihnen die Kinderangst, die Angst vor der Einsamkeit, vor den Bildern
der Toten und dann eine ahnungvolle Angst vor unbestimmten Din-
gen. In der allgemeinen Erregung des Hauses hat man das Zimmer
zu heizen vergessen. So kriechen sie fröstelnd zusammen in ein Bett,
umschlingen sich fest mit den mageren Kinderarmen und pressen die
schmalen, noch nicht aufgeblühten Körper Eine an die Andere, wie
um Hilfe zu suchen vor ihrer Angst. Noch immer wagen sie nicht, mit» -
sammen zu sprechen. Aber jetzt bricht die Iüngere endlich in Thränen
aus und dieAeltere schluchzt wild mit. Eng umschlungen, weinen sie,
baden sich das Gesicht mit den warmen, zaghaft und dann rascher nie-
derrollenden Thränen, fangen, Brust an Brust, die Eine der Anderen
schluchzenden Stoß auf und geben ihn schauernd zurück. Ein einziger
Schmerz sind die Beiden, ein einziger weinender Körper im Dunkel,
Sie weinen nicht mehr um das Fräulein, auch nicht um die Eltern,
die nun für sie verloren sind, sondern ein jähes Grauen schüttelt sie,
eine Angst vor Alledem, was nun,kommen wird aus dieser unbekann-
ten Welt, in die sie heute den ersten erschreckten Blick gethan haben.
Angst haben sie vor dem Leben, in das sie nun aufwachsen, vor dem
Leben, das dunkel und drohend vor ihnen steht, wie ein finsterer Wald,
den sie durchschreiten müssen. Immer dämmerhafter wird ihr wirres
Angstgefühl, traumhaft fast, immer leiser ihr Schluchzen. Ihre Athem»
züge fließen nun sanst in einander, wie vorher ihre Thränen. Und so
schlafen sie endlich ein.

Wien. Stefan Zweig,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_067.html[18.07.2014 17:47:34]

Italien im Dreibund.

MAenn man den Aeußerungen von Blättern Glauben schen»
ken darf, die den Kabineten von Berlin und Wien nah»
stehen, wird von diesen Regirungen die Erneuerung des dem»
nächst ablaufenden Dreibundvertrages beabsichtigt. Daß das feste
Freundschastverhältniß zwischen Oesterreich»Ungarn und Deutsch«
land neu verbrieft wird, ist der Zustimmung des ganzen deutschen
Volkes, doch auch der meisten Bewohner der Donaumonarchie
sicher. Etwas anders liegt die Sache mit Italien; und der Ver-
such, das pro und contra, einer erneuten Bindung an diese Macht
einer Prüfung zu unterziehen, kann der Mühe lohnen.
Daß Italien die Initiative zur Lösung des Bundes ergreifen
werde, scheint, trotz allem chauvinistischen Geschrei, ausgeschlossen.
Die Vortheile des Bündnisses für diesen Staat sind leicht erkenn-
bar. Obendrein wußte er, wie die Geschichte der letzten Iahre er»
weist, sich seine volle Handlungfreiheit zu sichern.
Durchaus nicht eben so liegen die Verhältnisse für die beiden
anderen Bündnißtheilhaber. Wie Fürst Bismarck, der Begründer
des neuen Deutschen Reiches, bis zu seiner Verabschiedung eine
rein kontinentale Politik trieb, so war auch der von ihm geschaffene
Dreibund auf das Festland beschränkt. Er wollte den sts,tns auo
und den kontinentalen Frieden sichern gegen zwei Faktoren, deren
Friedensliebe dem großen Bismarck nicht über allen Zweifel erha»
den schien: Frankreich und Rußland. England blieb bei dem Ab»
kommen ganz aus dem Spiel. Man wußte nur, daß dieses Land
sich sehr günstig zu dem Bund stellte und dessen Abschluß als Ga-
rantie für den europäischen Frieden ansah. Im Lauf der Iahre
verschob sich das Verhältniß Deutschlands zu England, zum Theil
durch die Macht der Umstände (Eintritt Deutschlands in die Reihe
der Seemächte, Ausdehnung seines Handels und seiner Schiffahrt,
Konkurrenzneid der englischen Kaufmannswelt), zum Theil durch
die fortgesetzten Fehler der deutschen Diplomatie. Um die selbe Zeit
wurde eine Annäherung Italiens an Frankreich wahrnehmbar;
keine Extratour, wie ein leichtherziger Staatsmann zu sagen be»
liebte, sondern eine dauernde Annäherung, vor Allem bedingt
durch den endgiltigen Verzicht der Republik auf Interventionen
zu Gunsten des Stuhles Petri. Die Nachbarschaft, die Rassenge-
meinschaft, die gleiche lateinische Kultur, die selben freiheitlichen
Staatssormen, die Abhängigkeit vom französischen Geldmarkt wa-
ren weitere Gründe zu einem Freundschafwerhältniß, das jedem
Italiener ans Herz gewachsen ist und das fester und dauerhafter

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_068.html[18.07.2014 17:47:35]

erscheint als das Bundesverhältniß zu den unbeliebten nordischen
Barbaren. Der deutsch»englische Zwist und die italienisch»französische Verbrüderung lockerten die Grundlagen der Alliance.
Vor Iahren hatte Italien ganz offen die berliner Regirung
darauf hingewiesen, daß im Fall eines deutsch»englischen Krieges
der casus koeäsris nicht eintreten könne. Unsere Regirung scheint
damals noch diese Eventualität für völlig undenkbar gehalten zu
haben; immerhin wurde die Zwangslage Italiens von ihr anerkannt. Tatsächlich ist dieses Land in Folge seiner Küstenentwicke»
lung, mit seinem langen, dünnen Leib, seinen faft ausnahmelos
offenen Seehäfen, der exponirten Lage seiner Hauptstadt Rom auf
Gnade und Ungnade einer mit seiner Flotte das Mittelmeer beherrschenden Macht ausgeliefert. Wer herrscht aber heute unumschränkter denn je im Mittelmeer? Das mit Frankreich eng verbündete Albion. Wer nur kann Deutschlands Gegner in dem Krieg
sein, der uns in diesem Sommer so drohend nah schien? Wieder
das mit Frankreich vereinte England. Der italienische Bundesgenosse ist also für Deutschland zunächst mit Null einzusetzen.
Für Oesterreich»Ungarn war der leitende Gedanke beim Abschluß des Bündnisses mit Italien der Wunsch, im Fall eines Konfliktes mit Rußland, der, zum Beispiel, im Winter 1886 faft unvermeidlich erschien, den Rücken frei zu haben. Inzwischen haben
sich die Beziehungen zwischen Newa und Donau wesentlich gebessert; zunächst freilich dadurch, daß der japanische Krieg und innere Unruhen das Zarenreich zum Verzicht auf Aktivität nöthig»
ten. Die latente Rivalität ist aber geblieben und auf dem Balkan
Ziegen die Keime künftiger Konflikte. An und für sich scheint also
^ie Wichtigkeit des Bündnisses mit Italien für die dualistische
Monarchie weiter zu bestehen. Leider sind nur auch hier erhebliche
Verschiebungen eingetreten. Italien hat für nützlich gehalten, an
der ihm gegenüberliegenden adriatischen Küste eine Maulwurfsarbeit zu beginnen, die in Wien die ernsteste Sorge erregte. Wenn
die Italiener die Adria als ms,rs nostr« reklamiren, so ist es für
die Oesterreicher eine Lebensfrage, sich den Zugang zu Triest, ihrem
einzigen größeren Exporthafen, nicht verschließen zu lafsen. Sehr
bedenklich stimmte serner in Wien die Intimität mit Montenegro
und mit Serbien. Italien identisizirte sich 1909 so mit diesem Königreich und den angeblich von Oesterreich durch die bosnische Aktion verletzten südslavischen Interessen, daß die Mobilmachung»
ordre schon bereit lag. Daß es damals nicht zu einem österreichisch»
italienischen Kriege kam, ist lediglich Frankreich zu verdanken, das
Eduard dem Siebenten nicht die Kaftanien aus dem Feuer holen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_069.html[18.07.2014 17:47:35]

und den Russen nicht das nöthige Meingeld zur Mobilisirung
vorstrecken wollte. Wahr bleibt aber, daß Italien, trotz dem Bund»
niß, während der ganzen bosnisch»serbischen Krisis stets diploma-
tisch auf der Seite der Gegner der nur von Deutschland gestützten
österreichisch»ungarischen Monarchie stand. In richtiger Erkennt»
nif; solcher Thatsachen, die den eigentlichen Werth des Bundes be»
leuchteten, hat denn auch der Kaiserliche und Königliche General»
stab an der italienischen Grenze Truppenaufstellungen und Forti«
fikationen veranlaßt, wie sie einem Verbündeten gegenüber nicht
üblich sind. Eben so hat Italien Befestigungen vorgenommen und
Truppen im Venezianischen angehäuft. Beim Beginn des Tripo»
lis»Abenteuers trug man von Rom aus Sorge, die Grenzwacht
gegen das verbündete Oesterreich nicht um einen Mann zu ver»
mindern. Augenscheinlich ist man in beiden Kriegsministerien, in
Wien wie in Rom, darüber klar, daß bei jedem europäischen Kon»
flikt der Tanz auch am Isonzo beginnen muß.

Aber, so wenden die Freunde der Erneuerung des Bünd-
nisses mit Italien ein, wenn in dem (hoffentlich nie eintretenden)
großen Konflikt Italien uns auch keine Heeresfolge leistet, so ist es
doch sehr wesentlich, in Friedenszeiten, schon im Hinblick auf das
feste Zusammenhalten von England, Frankreich und Rußland, im
Rath der Großmächte zu unseren Gunsten mit Italiens Hilfe die
Stimmengleichheit herstellen zu können. Das ließe sich, rein aka»
demisch genommen, wohl hören; doch leider werden im europäi»
schen Areopag die Stimmen nicht lediglich gezählt, sondern auch
gewogen. Das Kennzeichen einer Großmacht ist, daß sie allein,
ohne Verbündete, den Kampf gegen eine andere Großmacht mit
Aussicht auf Erfolg aufnehmen kann. Man denke sich Italien im
Kriege gegen Frankreich oder auch gegen uns. Italien ist daher
viel mehr als die wirklichen Großmächte gezwungen, sich Anderen
anzuschließen oder anzupafsen. Die Geschichte der letzten Iahre
hat gelehrt, daß diese Anderen nie die Alliirten waren, sondern
immer die Engländer und die Franzosen. Auch das Verhältniß zu
Rußland ist neuerdings recht herzlich geworden. Wenn Deutsch-
land oder Oesterreich»Ungarn aber für italienische Interessen oder
Uebergrisfe eintreten sollen, so erinnert man sich in Rom sofort
des Bundesvertrages und ist entrüstet, wenn dies Eintreten nicht
mit Volldampf geschieht oder wenn die Oeffentliche Meinung in
den verbündeten Reichen nicht alle Zssts, per Itali^nos sofort mit
Pauken und Trompeten feiert und in den Himmel erhebt. Man
leitet den Boykott unserer Waaren ein und bezichtigt die unab-
hängige, aber unparteiische Presse, von Finanzleuten bestochen zu

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_070.html[18.07.2014 17:47:36]

sein. Das Alles stecken wir ruhig ein: in der falschen Annahme, durch unsere Engelsgeduld (ein anderes Vorwort wäre richtiger) Irredentismus und Chauvinismus entwaffnen und den Italianis» simo uns freundlich stimmen zu können.
Im Urtheil über die italienische Volksstimmung und ihren Einsluß auf die Entschlüsse der Regirung zeigt sich in den Kabi» neten von Berlin und Wien überhaupt eine auffallende Kurz« ficht. Italien ist ein romanisches Land, und wenn auch zuzugeben ist, datz Volksstimmungen und Volksverstimmungen in solchen Ländern oft umschlagen, so treten sie doch meist mit solcher Vehe- menz auf, daß ihnen keine Regirung Widerstand leisten kann. Die antiösterreichische oder antideutsche Grundstimmung aber hat sich in den letzten Iahren auf der Halbinsel so vertieft, daß jedes Mi- nisterium mit ihr rechnen, sie gewöhnlich sogar zum Ausgangs- punkt seiner Erwägungen machen mutz. Gut, sagt man bei uns; aber der König! Der König mag in seinen Zusicherungen von Bundestreue oder Waffenhilfe noch so loyal sein: die Macht, die er anwenden kann, reicht selbst in ruhigen Zeiten nur so weit, wie das jeweilige Ministerium zuläßt; wenn gar dieWogen des Chau- vinismus hochgehen, wenn Republikaner und Anarchisten an die Thören des Ouirinals klopfen, wird kein Re oder kein Giolitti ernstlichen Widerstand wagen. Gegen diesen Strom zu schwimmen, wäre allzu gefährlich. Und leider sind Irredentismus und Patrio- tismus schon beinahe identischeBegriffe geworden. Noch heute muß der nationaleKönig mit der Chokolade der Iesuiten und demDolch der Camoristen rechnen, und wie Karl Albert und der König Galan» tuomo oft wider Willen in den meist trüben Wellen der von den zweifelhaftesten Elementen geleiteten nationalen Strömung sich forttreiben lassen mußten, so wird auch der Enkel im Fall dynasti- scher Noth seine Krone nur durch den Anschluß an die Extremsten der Extremen retten können. Sieht die Nation Oesterreich»Ungarn in einen Krieg verwickelt, so gehen die italienischen Gewehre, so zu sagen, von selbst los, mit oder ohne den Willen des Königs, dessen Position überhaupt nicht mit der eines in Deutschland oder Oester- reich Herrschenden auch nur von fern zu vergleichen ist. Im kleinen Piemont und bei einem Theil des Offiziercorps kann wohl von Vasallentreue die Rede sein; dem übrigen Italien ist das König- thum selbst in hellen Stunden Hekuba. Das weiß Victor Emanuel sehr genau; daher sein vorsichtiges Laviren. Auch die Zustimmung zu dem Tripolis«Abenteuer ist ihm recht sauer geworden. Der Kö- nig ist zu klug, um nicht einzusehen, wie wenig dieses Abenteuer einbringen kann; er ordnete aber seine bessere Einsicht einer von

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_071.html[18.07.2014 17:47:36]

ehrgeizigen Chauvinisten und geldgierigen Geschäftemachern ge»
leiteten popularen Bewegung unter. Wie könnte er nun gar einen
Widerstand wagen, wenn hinter einer solchen VolksbewegungFak»
toren wie Frankreich und England stehen?
Die deutsche und die österreichischeDiplomatie werden imVer»
kehr mit Italien immer auf dem so lange schon eingeschlagenen
Holzweg bleiben, wenn sie nicht fürItaliens Haltung stets England
mitverantwortlich machen. Britaniett gilt (ob mit Recht oder nicht,
ist hier nicht zu prüfen)allen gutenItalienernals derbewährteErb»
freund. Außerdem fragt sich Ieder, was Italien eigentlich machen
solle, wenn eines schönen Morgens die englische Malta»Flotte
drohend vor Neapel liegt. So könnte England, zumal bei der heu»
tigen Stimmung der Nation und bei der durch die Tripolis«Expe-
dition verdoppelten Abhängigkeit des Königreiches, bewirken, daß,
trotz Bündniß und papiernen Zusagen, italienische Truppen am
Rhein, aber nicht auf unserer Seite, auftauchen. Der Schlüssel zu
dem Verhältniß Italiens zu den Kaiserreichen liegt eben, wie so
manche andere Werthgegenstände, in London. So lange Deutsch-
land mit England schlecht steht, ist der Bund mit Italien nicht
mehr als ein wesenloses Phantom, an das wir, ohne uns lächer-
lich zu machen, die Hoffnung nicht klammern dürfen.
Müßte nicht reiflich geprüft werden, ob das stolze Orlogschiff
der beiden Centralmächte nicht viel sicherer die jetzt so hoch gehen-
den Wogen durchschneidet, wenn es den italienischen Balast über
Bord geworfen hat? Wir haben bisher die aus dem Bündniß uns
erwachsenden Pflichten sehr ernst genommen; wir waren vielleicht
oft etwas rauh in der Form, haben aber Italien nie im Stich ge-
lassen. Ia, unsere Treue ging so weit, daß wir in dem vom Zaun
gebrochenen Krieg gegen die Türkei sür Italien Partei ergriffen,
trotzdem unsere Interessen uns auf die andere Seite wiesen. Ita-
lien wußte, als es nach Tripolis marschirte,genau,daß es damiteine
zwanzigjährige diplomatische Arbeit Deutschlands am Goldenen
Horn vernichtete und daß es den anderen Alliirten wirthschaftlich
schwer schädigte. Italien wußte auch, daß durch seine Aktion die
ganze, auf Erhaltung des sts,tus <^o im Orient gerichtete Drei-
bundspolitik äbsni.änin geführt wird und daß es dem fried-
lichen Grundgedanken des Bündnißvertrages direkt zuwider han-
delte. Die Phrase, daß Italien bemüht sein werde, den Körper des
türkischen Reiches (nach Abhackung eines Gliedes) intakt und fie-
berfrei zu erhalten, wurde in allen Kabineten Europas nach Ge-
bühr gewürdigt; nur in Berlin und Wien, wie es scheint, bei-
nahe ernst genommen. Ietzt will sogar Graf Aehrenthal sich an die

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_072.html[18.07.2014 17:47:37]

Quadratur des Zirkels heranmachen und „einen für beide Theile .ehrenvollen Frieden" vermitteln. Das Alles wäre uns erspart geblieben, wenn man schon vor Iahren den längst nicht mehr lebensfähigen Dreibund eingesargt hätte. Dann wäre auch der Zug nach Tripolis kaum möglich gewesen: denn nur mit englischer Vollmacht hätte das mit seinen wichtigen nördlichen Landesthellen dem kontinentalen System angegliederte Italien das Abenteuer wohl nicht gewagt. Das wäre, nach dem Urthell verständiger und ruhiger Politiker, sür Italien ein großes Glück gewesen; wenn je von einem Spiel, gilt ja von diesem das Wort, daß der Einsatz zu hoch, die Gewinnchance zu mager ist. Aber Italien mag thun und treiben, was es für nützlich hält, wenn es nur unsere Kreise nicht stört. Deutschland und (besonders) Oesterreich»Ungarn haben gewiß ein großes Interesse daran, auch mit Italien in Frieden zu leben und im Guten auszukommen. Das wird aber viel leichter sein, wenn man sich von Fall zu Fall verständigt, als in einem unwahrhaftig gewordenen Bundesverhältniß, das für die Dauer die wichtigen Orientinteressen mit dem unruhigen Faktor Italien verknüpft. Man darf sogar behaupten, daß die Irredentisten, die jetzt als ungezogene Kinder gegen den guten österreichischen Onkel sich Alles herausnehmen, bescheidener Maß halten werden, wenn das für den schlimmsten Fall immer noch Schutz gewährende Bündniß aufgelöst ist. Eine Alliance, die uns nur Verlegenheiten bereitet, weder Deutschland noch Oesterreich aber zu nützen vermag, ist zum Tod verurthellt; ihr Scheinleben kann nur verderblich sein.

Daß auch ein Politiker, der Italien so lange und so gut kennt wie der Verfasser dieses Artikels, öffentlich jetzt von der Erneuung des Dreibundvertrages abräth, ist mir, der sich seit Iahren, einsam, zu dieser Auffassung bekannt hat, ein erfreuliches Zeichen des deutschen Sehnens in klare Verhältnisse. Den Glauben freilich, daß die Eroberung Tripolitaniens und der Kyrenaika den Italienern keinen münzbaren Nutzen bringen werde, vermag ich nicht zu theilen. Darüber wird zu reden sein, wenn der Friede, um den, wie hier im Dezember erzählt wurde, Grey und Aehrenthal sich mit stillem Eifer bemühen, geschlossen ist. Auch die Wahl des Angriffstermins scheint mir keinen Tadel zu verdienen. Nach dem weltgeschichtlichen Aberwitz vonAgadir konnte, durfteItalien nicht länger warten. Da Deutschland den Franzosen das Protektorat über Marokko anbot, wurde das von England und Frankreich den neuen Römern Verheißene fällig und keine altruistische Rücksicht konnte sie zwingen, thatlos zu harren, bis die wieder gewarnte Türkei den Rest ihres

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_073.html[18.07.2014 17:47:37]

afrikanischen Besitzes besser zusichern versuchte, oder,bisdie panislamische Bewegung den Europäern kräftigen Zugriff erschwerte. Daß die Italiener ihr Interesse wahren, giebt uns kein Recht zu schrof» fem Tadel. Die (hier oft erwähnten) Voraussetzungen des Dreibundes, franko»italische Feindschaft und ein leidlich angenehmes Verhältniß zwischen Britanien und Deutschland, sind, nicht ohne unsere Schuld, beseitigt; und wenn den Italienern nicht gelingen kann, die zweite dieser Voraussetzungen wiederherzustellen, zwischen Deutschen und Briten die Mißtrauenskeime auszujäten, muß das nationale Bedürfnis; sie drängen, sich die Freundschaft der großen Westmächte zu erhalten. Da ist ihr „angeborener Platz", nicht bei den mitteleuropäischen Kaiserreichen, in deren Schutzhaus sie (redus sie stantibus, wie Bismarck in der Hochzeit franko«itali» schen Zwistes sagte) in einem rauhen Winter des Mißvergnügens sich wärmen konnten. Kein Vernünstiger kann heute den Italienern zumuthen, gegen Frankreich oder England (für fremdes Interesse: ihr eigenes räth von solchem Kampf ab) zu kämpfen. Mehr braucht man über den Nothwerth des Dreibundes nicht zu sagen.
Haltlos ist auch die Hoffnung, durch harten Tadel des italischen Handelns in der Türkei Liebe zu werben. Die Klagen über angeblich vom Italienerheer bewirkte Gräuel mußten da mit einiger Skepsis aufgenommen werden, wo man sich erinnerte, was über die Britengrausamkeit im Burenkrieg, über schmähliche Rus» sentücke im Iahr des mandschurischen Feldzuges gedruckt worden, war. Daß die Türken, nach ihrer Leistung in Armenien und Makedonien, plötzlich zu Lämmlein geworden sein sollen, klingt nicht allzu glaubhaft. Und ihre Achtung könnten nur Thaten uns, nicht rührsame Reden, zurückgewinnen. Wars nicht möglich, ihnen zu helfen, so mußte das Deutsche Reich wenigstens zeigen, daß es von den Italienern (deren Schirmung auf türkischem Boden es sich in einer Stunde rathlofer Blindheit aufdrängen ließ) nicht die winzigste Schmälerung seiner Hoheitrechte hinnehmen werde. Das ist nicht geschehen. Im Oktober 1911 wurde ein Kawaß des Kaiserlich Deutschen Konsulates in Tripolis beschuldigt, einen italienischen Soldaten mit dem Dolch angegriffen zu haben, von unserem Konsul deshalb dem italienischen Oberkommando ausgeliefert und dort, nach raschem kriegsrechtlichen Spruch, erschossen. Der Oesterreicher Otto Artbauer hat die Exekution geschildert. „Ich wohnte der Exekution des Marko bei, des deutschen Kawassen. Er wurde inmitten eines Bersaglierizuges herbeigeführt und mit dem Gesicht gegen die Mauer hes Konak gestellt. Ein Peloton von !neun Mann stellte sich zehn Schritt hinter ihm auf und begann lein Einzelfeuer. Nach«

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_074.html[18.07.2014 17:47:38]

dem die ersten neun Schuß abgegeben waren, saß der Mann immer
noch ruhig auf seinem Heubündel und murmelte die Glaubensfor-
mel von Gottes Einheit. Ich habe gesehen, daß die Geschosse um
Manneshöhe oder meterweit neben dem Ziel einschlugen. Auf
zehn Schritt Entfernung! Nach der zweiten Salve fiel er endlich;
neunzehn Gewehrschüsse waren hierzu nöthig. Dann kamen noch
zwei Revolverschüsfe. Die Exekution hatte volle sechs Minuten ge-
währt. Ms die Bersaglieri dann abgezogen waren, blieb die Leiche
liegen. Soldaten stießen sie mit Füßen und spuckten darauf." Ob
die Anschuldigung stark oder schwach begründet war, wird nach dem
Tod Markos kaum noch zu erweisen sein. Dieser Nachweis ist auch
zu einem Urthell über das deutsche Handeln nicht nöthig. Als Ka»
waß (sogar als ein, wie nachher von Tintenkawassen behauptet
wurde, nur zur Aushilfe angestellter) war der Mann ein Polizei-
gewalt ausübenderAmtsdiener desDeutschen Konsulates und, nach
der „Instruktion über den in der Türkei zu erwerbendenSchutz"vom
Jahr 1872, als Schutzgenosse im Vollbesitz des Exterritorialrechtes,
das , dort allen dem Deutschen Reich Angehörigen zusteht. Dieses
Recht hätte er natürlich auch durch eine strafbare Handlung nicht
Verwirkt. Gerade der wegen einer strafbaren Handlung verfolgte
Deutsche oder Schutzgenosse kann von der Schutzbehörde fordern,
daß sie ihn schirme; und der Konsul, der in solchem Fall den Schutz
weigerte, würde pflichtwidrig handeln. Liegt eine strafbare Hand-
lung gegen türkische Interessen oder Anterthatten vor, so sind, nach
dem Wortlaut der Kapitulationen, zwar die Landesgerichte zustän-
dig; die Untersuchung und Hauptverhandlung hat aber unter kon-
sularischer Assistenz zu erfolgen. Der Konsul darf (und soll) das
ganze Verfahren kontroliren, den Angeschuldigten, gegen den das
Landesgericht die Untersuchunghaft beschlossen hat, im Konsulat,
uicht in türkischen Gefängnissen, interniren und die Strafe, die
verkündet und rechtskräftig ist, selbst, nicht durch die türkische Be-
hörde, vollstrecken lassen. Als Marko angeschuldigt und gerichtet
wurde, war die Annexion Tripolitaniens noch nicht verkündet und
keine Bestimmung deutsch»türkischer Verträge entkräftet worden.
Sie Kapitulationen waren, wie die Italiener, als es sich um die
Steuerfreiheit ihrer noch auf türkischem Boden lebenden Landsleute
handelte, selbst behaupteten und wie auch Sir Edward Grey da-
mals erklärte, in uneingeschränkter Giltigkeit und Italien hatte
da, wo es mit dem Recht des Eroberers herrschte, im Verkehr mit
den durch die Kapitulationen gebundenen Mächten alle Pflichten
zu erfüllen, die vorher der Türkei zugefallen waren. Hätte, vor
der Okkupation, Marko einen Türken, also einen Landsmann, an»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_075.html[18.07.2014 17:47:38]

gegriffen, so wäre er, von Rechtes wegen, unter (deutscher) konsula-
rischer Assistenz abgeurtheilt worden. Da er beschuldigt war, einen
Italiener, also einen Feind seines Sultans, angegriffen zu haben,
durfte der Deutsche Konsul ihn nicht schutzlos dem italienischen
Oberkommando ausliefern. Denn dieser Marko war Schutzgenosse
und hatte drum, trotz seiner Hautfarbe, vollen Anspruch auf die
Bürgschaft des EzterritorialitStrechtes. Und was soll der Türke
denken, der sieht, daß, sich das Deutsche Reich nicht nur das Pa»
tronat über die im Osmanenland lebenden Italiener aufbürdet,
fondern auch, um dem wegschielenden Bundesbruder gesälliK zu
sein, Hoheitrechte opfert und einen Schutzgenossen von einem ita-
lienischen Kriegsgericht in unanständiger Eile aburtheilen und hin-
richten läßt ? Muß er nicht glauben,Deutschland fühle sichsoschwach,
daß, es nicht mehr wage, durch die zähe Behauptung seines Rech»
tes das Königreich Italien zu kränken? Durch eine bedauerliche
Schlaffheit in der (unbequemen) Vertretung deutscher Interessen
ist unser Prestige in der Türkei ohnehin schon geschwächt worden.
Ein Beispiel. Im Iahr 1910 wurde in Haifa der Deutsche Unger,
'ein angesehener Mann, vor den Augen des türkischen Gerichtsbe-
amten und des Deutschen Konsuls in scheusäliger Weise hinge-
schlachtet. Nach langwierigen Verhandlungen erwirkte unser Kon-
sul in Beirut endlich, daß der Mörder zum Tod verurtheilt wurde.
Im Februar 1911. Noch aber ist die Vollstreckung des UrtheilT
nicht gemeldet worden. Ist der Weg durch die Instanzen so lang
und kann im Türkenreich, von dessen Freundschaft uns so viel vor-
geschwatzt worden ist, eine für die Ruhe der deutschen Kolonien in
Palaestina und Syrien so wichtige Angelegenheit nicht „angebrach-
termaßen" beschleunigt werden? Oder meinen die am Goldenen
Horn Mächtigen, dem Deutschen Reich, das seine Schutzgenossen
von Italienern richten und niederknallen läßt, dürfe man jede Ge»
duldprobe zumuthen? „Auf die Ausweisung der Italiener und auf
die Schließung ihrer türkischen Bankfilialen haben wir verzichtet,
weil uns die Deutschen darum baten; auf die Erfüllung ihrer eige-
nen Wünsche mögen fie getrost noch ein Wellchen warten." So.
knirschts in Konstantinopel. And in Rom? Weil ein paar deutsche
Zeitungen thörichte Artikel veröffentlicht haben, wird Alldeutsch-
land als der Todfeind der glorreichen Italia gevehmt. Das ist die
Bilanz des Quartals, in dessen ersten Tagen an zwei Botschafter
aus Berlin die Weisung erging, Römern und Osmanen die „Sym-
pathien der Kaiserlichen Regirung" ergebenst auszudrücken.

Herausgeber und veranrwortltcher Redakteur! Maximilian tzarden in Berlin. —
Verlag d« Zukunft in Berlin. — Druck vou Paj « Garleb «. m. b ß. in Berlt».

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_076.html[18.07.2014 17:47:39]

Berlin, den 2«. Januar ISIS.
Tohuwabohu.
Gestern.
^sechster Dezember 1903: »DieErbschaftsteuertrifft dasmobile
Kapital viel weniger scharf als das immobile. Der Besitzer
von mobilem Kapital kann es viel leichter bei seinenLebzeiten an
die Erben übertragen als der Besitzer von Immobilien. Die Um-
gehung der Erbschaftsteuer durch Zuwendungen unter Lebenden
läßt sich, ohne gehässige Eingriffe in die Privatverhältnisse, bei
mobilem Kapital sehr schwer verhindern. Wer Erbe von mobilem
Kapital ist, kann die Erbschaftsteuer leicht flüssig machen. Der Erbe
von Immobilien wird, da neben den Grundstücken oft wenig,
manchmal garkein Barvermögen vorhanden ist, nicht selten Schul-
den aufzunehmen haben, um die Erbschaftsteuer bezahlen zu
können. Wenn die Verbündeten Regirungen Ihnen trotzdem die
Reichserbschaftsteuer vorschlagen, so geschieht es, weil sie diese
Bedenken nicht für unüberwindlich halten." (Fürst Bülow im
Reichstag.) SiebenterDezember: »Hier handelt es sich nicht nur
um materielle, sondern um viel höhere, um ideelle Interessen. Es
entspricht nicht dem deutschenFamiliensinn, daß die Erben einen
Theil Dessen herausgeben sollen, was der Vater mit Mühe er-
worben hat. Auch die notwendige Prägravation des ländlichen
Besitzes kommt in Betracht. Vielfach müßte die Aufnahme einer
neuentzypothek dieZahlung der Erbschaftsteuer ermöglichen. Da-
raus ergäbe sich eine Disparität mit dem beweglichenKapital. Die

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_077.html[18.07.2014 17:47:39]

Rückwirkung auf den bäuerlichen Besitz weckt in mir die stärksten
Bedenken. Die Sozialdemokraten würden freilich gern in diese
Kerbe hauen."(FreiherrvonRheinbaben.)Am elften Mai spricht
Herr Wiemer, ein Führer der Freisinnigen Volkspartei: »Auf
Ehegatten und Deszendenten wollen wir die Besteuerung nicht
ausgedehnt wissen. Das entspräche nicht der deutschen Rechts»
auffassung von der Einheit des Familienvermögens." Im No-
vember 1908 verwirft die Nationalliberale Partei die Nachlaß»
steuer, die, «auf dem Lande die äußerste Erbitterung bewirken
müsse." Herr Paasche sagts; und fügt hinzu: »Nicht nur der Fa»
miliensinn wird geschädigt, sondern es giebt im Volk eine unruhige
Erregung, die mehr schaden wird, als die Steuer je nützen kann."
DerPlan zur Erbanfallsteuer war ausSüddeutschland gekommen,
aus einem Bundesstaat, wo die großen Vermögen rar sind, nur
wenige Kinder und Gatten also das Ererbte hoch zu versteuern
hätten. Die preußischen Stimmführer und die Nationalliberalen,
die denPlanfürschädlich gehalten hatten, bekehren sich; dieKonser-
vativen bleiben zäh und steif. Kein Wunder: daß die Steuer den
Grundbesitz härter als das bewegliche Vermögen treffen müsse,
ist ja bis in die Reihen der Liberalen hinein zugegeben worden.
Eben erst hat man, ohne vielLärm, in Preußen die schwere Schul»
last auf sich genommen: und soll nun das Gatten» und Deszen»
dentenerbe versteuern? Nein. Nicht nur Knickerselbstsucht sprach
so: auchMänner vom Schlag Holsteins, der keineFrau, kein Kind
und keinVermögen hinterließ,brachtederGedankeinhelleWuth;
auch ihnen schien er eine Wurzel konservativen Rechtsempfindens
zu lockern. Die Wuth wächst, da den Weigernden zugeschrien
wird: »Ihr lehnt dieErbanfallsteuerjanurab,weilsiedieSteuer»
hinterziehung, die Euch Junkern liebe Gewohnheit ist, entschleiern
müßte." Einzelne Abgeordnete, die nur mit liberalen Stimmen
wiedergewählt werden könnten, splittern ab. Die Fraktion aber
erklärt, sie müsse, nach Recht und Pflicht, die halbe Milliarde, die
sie dem Reich gern bewilligen möchte, weigern, wenn ein Theil da»
von durch die Erbanfallsteuer aufgebracht werden solle.
Diese Erklärung nennt der nationalliberale Rechtsanwalt
Ernst Bassermann einen »Faustschlag in das Gesicht der Verbün»
betenRegirungen". Also eine unerlaubte Handlung; einen rohen
Frevel, der die Rechtsordnung bricht und gesühnt werden muß.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_078.html[18.07.2014 17:47:39]

Ist diese Auffassung richtig, dann haben die Verbündeten Regi»
rungen seil dreißig Iahren sehr oft die Faust derNationallibocalen
gefühlt. Wozu, Herr Rechtsanwalt, brauchen wir einReichspar»
lament, wenn dessen Parteien Gesetzentwürfe, die ihnen mißfallen,
nicht ablehnen dürfen? Müßten Sie, als Liberaler, sich nicht der
Thatsache freuen, daß die Konservativen auch gegen Regirende
denMulh fester Ueberzeugung haben? Selbst wenn dieseUeber»
zeugung Sie irrig dünkt? Dem Gewimmer des Lohgerbers, der
ein schlecht behütetes Fell wegschwimmen sieht, antwortet kaum
ein mitleidiges Lächeln. Die Aufgabe der Nationalliberalen war
von nüchternen Blicken niemals zu verkennen. Herr Bassermann
mußte Herrn Dr. Ernst von Heydebrand und der Lase aufsuchen
und ihm sagen: „Sie haben zwei Wünsche. Möchten die neuen
Finanzgesetze nicht ohne das Centrum machen, das sonst vor sei»
nen Wählern jede Verantwortlichkeit für die lästigen Steuern ab»
lehnen kann, und das Erbe der Gatten und Kinder frei lassen.
Beide Wünsche wollen wir erfüllen, wenn Sie uns ein Streckchen
entgegenkommen und Ihren Leuten nicht erlauben, wieder gegen
das bewegliche Kapital zu wüthen. Ueber vierhundertundetliche
Millionen sind wir einig; guter Wille wird den Rest leicht finden."
Zu den Parteigenossen mußte er sprechen: „Die Geschichte wird
nachgerade brennzlich. Wenn wir dieDeszend.ntenerbsteuer.sür
die unsere Großkapitalisten nichtsindund dieinunsererLandtags»
fraktion keine Mehrheit fände, nicht durchsetzen, ists für unsere
Parteikasse gut. Daß die Konservativen sich in die Gemeinschaft
mit dem Centrum zurücksehnen, ist sicher. Sollen wir draußen blei»
ben? Allein oder alsSozien desFreisinns,derjetztwieder,durch
sein Zögern vor der Annahme der indirekten Steuern, zeigt, daß
er zu ernsthafter Politik untauglich ist? Dann werden wir wehr»
los, die Verbündeten Regirungen haben nur noch dieKirche, den
Ackerbau und die organisirte Arbeiterschaft zu fürchten, nur deren
politischenWünschen nachzufragen und Industrie und Großhan»
del, deren Interessen wir vertreten, werden aufIahre hinaus die
Packträger des Reiches. Unsere einzige Chance sehe ich darin,
daß tzeydebrand nicht auf Spahn, Spahn nicht auf Heydebrand
angewiesen sein möchte. Beide wollen die Möglichkeit haben, mit
uns zu marschiren, und werden sich, wenn wir imSteuerconcern
bleiben, hüten, uns leichtfertig zu ärgern." Statt so zu sprechen,

so vorzusorgen, erklären die Nationalliberalen, daß sie ohne De»
szendentenerbsteuer nicht einen Pfennig bewilligen. Künden eine
Dividendensteuer an, schlagen sie aber nicht vor und lehnen jede
Betheiligung an der Ersatzsteuersuche ab. Kramen die alten, rosti»
gen Schlagwörter aus der Kulturkampfzeit vor, zetern über Un»
treue und Reaktion und bescheinigen sich, daß des bösen Nachbars
teuflische Taktik sie ausgeschaltet habe. (Wie Goethes Regentin
derNiederlande.die, weil ihr Kunkelhof leer bleibt, überUndank»
barkeit und Unweisheit klagt, mit schrecklichen Aussichten in die
Zukunft und mit dem Entschluß droht, nicht mehr mitzumachen.)
Im Bezirk der Fraktion, wo Hinz den Kunz, Kunz den Hinz einen
großen Politikus heißt, fehlts nicht an Beifall. Doch die Regiren»
den und die Häupter des Großgewerbes merken wieder einmal,
was von dieser Gruppe in Wintersturmzeit zu hoffen ist.
»Die Popularität einer Sache macht mich viel eher Zweifel»
haft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist
sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß
man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist."
So sprach Bismarck. »Hunderte von Zuschriften aus dem Lande
beweisen, daß uns die Strömungund Stimmung nie so günstig war
wie heute." So spricht Herr Bassermann; und nennt die Ableh»
nung der Erbanfallsteuer »das schärfste Mißtrauensvotum, das
dem Kanzler ertheilt werden konnte". Eine Partei, die ihrAbleh»
nungrecht ausübt, zeigt damit dem verantwortlichen Geschäfts»
sührer noch kein Mißtrauen. Und wenn sies thäte: wäre sie dafür
unter allen Umständen zu tadeln? Wenn die Nationalliberale
Fraktion die Freunde von gestern als vaterlandlose Räuber ver»
schreien, sich selbst die Möglichkeit eines KartellsmitdenKatholi»
ken derIndustriestädte verrammeln und den Kampf gegen Konser»
vative, Bund der Landwirthe, Centrum, Kleinbürgerpartei, So»
zialdemokratie wagen wollte, mochte sies thun. Nur durfte sie nicht,
um ihren Leuten denRuhm des reineren Patriotismus und Idea»
lismuszu sichern, denGeschäftsberichtfärben.DieSteuerentwürfe
der Verbündeten Regirungen hatten nirgends gefallen. Was im
Lauf einesIahres daraus wurde, ist, bis auf ein Fünftel, von den
Natisnalliberalen gebilligt worden.DiekanntendieKonservative
Partei nicht seit Sonntag, wußten, daß sie sich nicht, ihnen zu Liebe,
ändern werde, hatten aus dem Munde des Freiherrn vonRicht»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_080.html[18.07.2014 17:47:40]

hofen»Damsdorf im Reichstag früh genug ein unzweideutiges
Warnwort(»Die Ueberzeugung geht uns überjede Parteikonstel»
lation")gehörtundsertdem mindestens keinenGrund.überVerrath
zuzetern, weil eine Steuer abgelehnt wurde, die auch denBülow,
Rheinbaben, Kirdorf, Heyl, Oriola, Paaschs und hundertAnderen
nicht behagte.Ihr Rücktritt aus demSteuerconcern.den nach ihnen
natürlich auch die Freisinnigen und die Demokraten verlassen muß»
ten, hatte drei Wirkungen. Das mobile Kapital konnte nun nach
Herzenslust angezapft und die Versöhnung der Konservati den mit
dem Centrum nicht länger aufgeschoben werden. (Viertes Kapitel
derWahlverwandtschaften: «StelleDirnur das Wasser, das Oel,
das Quecksilber vor, so wirst Du eine Einigkeit, einen Zusammen-
hang ihrer Theile finden. Diese Einung verlassen sie nicht, außer
durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, sotre»
ten sie gleich wieder zusammen.IhrVerhältniß zu einander wird
nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein. Bald werden
sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zu-
sammentreten, sich vereinigen, ohne an einander Etwas zu ver-
ändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden
Andere fremd neben einander verharren und selbst durch mecha-
nisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Oel
und Wasser, zusammengerüttelt, sich den Augenblick wieder aus»
einandersondert.Die meisteAehnlichkeit mitdiesen seelenlosenWe»
sen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüberstel-
len, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der Dritte
Stand, der Soldat und der Civilist." Die Erinnerung an dieses
Kapitel mußte von dem Blockbluff abmahnen.) Dritte Wirkung:
Der Kanzler wurde gedrängt, seine Entlassung zu erbitten. Nicht
von Denen, die eine Steuer abgelehnt, sondern von Denen, die
aus dieserAblehnung eine Haupt»und Staatsaktion gemacht und
dieArbeit eingestellt hatten.Ob einerPartei.dersoAlles zerrann,
die Stunde wirklich so hold war, wie Herr Bassermann wähnte?
Uebersetzt es ins Privatgeschäftliche. Zwei Unternehmergruppen
sind nach langer Verhandlung fast einig; als im letzten Viertel
eine Differenz entsteht, schlagen die Schwächeren, statt durch kluge
Nachgiebigkeitsich neue Vortheile und das Recht zurKontrolezu
sichern, wüthend auf den Tisch und laufen davon. Trotzdem vor
der Thür eine Gruppe wartet, die das Geschäft machen will. Die

Ausreißer mögen sich selbst als echte Erben parsifalischer Tugend
preisen. Jeder Geschäftskundige wird ihnen sagen, daß sie unklug
gehandelt und die Interessen, derenVertretung ihnen anvertraut
war, vor dem Feind ohne Nöthigung preisgegeben haben.
Statt einer Steuer, die dem mitknappem Barvermögenwirth-
schaftenden Landbesitzer besonders lästig wäre, die gestern auch
von dentzütern derFreiheit verworfen wurdeunddieeinenTheil
der Reichsnahrungsorge der Zukunft ausbürderrmüßte, schlagen
die Vertreter des Landvolkes andere Steuern vor. Verbrechen?
Eben so wenig wie die Wehr des Zeitungvolkes gegen die Inse«
ratensteuer, der Empfänger von Kohlendividende gegen die Ver»
staatlichung des Bergbaues. Kommt derVorschlagaus derschnö»
den Sucht, sich selbst der Zahlungpflicht zu entziehen? Unsinn.
Auch der Landmann, der Junker trinkt Bier, verbraucht Streich«
hölzer, muß, wenn er nicht ganz arm ist, die für Checks, Aktien,
Obligationen eingeführten Steuern mittragen. Die Konservativen
haben beim Zucker und beim Spiritus der re8 publica Opfer ge-
bracht und sind, mit der Immobilienumsatzsteuer, materiell min»
bestens nicht besser dran, als sie nachderAnnahmederErbanfall»
steuer gewesen wären. Und darum Trennung und Totfeindschaft?
Darum sind die Sozien vom Donnerstag am Montag Räuber und
Strolche geworden? Das Reich hat fürs Erste, was es braucht,
kann im nächsten Nothfall aus der Erbschaftsteuer (die doch wohl
nicht zu den heiligsten Gütern des Liberalismus gehört) größeren
Ertrag ziehen; und die Weissagung, unter der Last der neuen
Steuern werden wichtige Zweige der deutschen Wirthschaft ver-
dorren, ist als Thorenspruch erwiesen. Doch die Nationalliberalen
können sich mit den Konservativen auch über das preußische Wahl»
recht nicht einigen. Trotzdem die Hauptsache, die geheime Stimm-
abgabe des Urwählers (die Jahrzehnte lang als das Ziel liberalen
Trachtens galt), gesichert war. Welcher Grund zwang nunnoch zu
schrofferAblehnung? Ungenügendes ließ sich alsUebergangsbe»
stimmung hinnehmen. Wie lange hats denn in England gedauert,
bis im Wahlrechtsbereich die behutsamste Modernisirung möglich
wurde? Und wo hat, in der Praxis des Alltagslebens und im Rin-
gen um öffentlichesRecht, einVernünftiger.weil ernicht schon alles
Gewünschte auf derTenne sah.dasErlangbare verschmäht? Haben
Konservative und Centrum nicht immer genommen, was just zu

haben war, und auch im Wahlrechtskrieg manche Lieblingforde«
rung bestattet? Am Tag der Dritten Lesung hat Herr vontzeyde»
brand gesagt:, Wir wünschen eine Uebereinstimmung auf breiterer
Grundlage und sind auch jetztnoch bereit, entgegenzukommen und
alle Anträge, die Mögliches fordern, ernstlich zu prüfen." Unter
solchen Umständen schließt sich nur eine Partei, die ihr Lebens»
interesse aus dem Weg des Staatswillens drängt, von der Mit-
arbeit aus. Auf Bismarcks Weisung schrieb, vor dreißig Iahren,
Christoph Tiedemann: »Will die Nationalliberale Partei an der
Regirung faktischen Antheil nehmen, so muß sie sich bestreben,
allen Interessen gerecht zu werden. Sie würde ganz unpolitisch
handeln, wenn sie sich in einem an vormärzliche Zeiten erinnern»
den Schablonenliberalismus gefiele." Die Mahnung verhallte;
und der geärgerte Kanzler sagte zu Hohenlohe: »Die Kerle sind
so dumm, daß mit ihnen nichts anzufangen ist. Mit so unfähigen
Politikern, mit solchen Kindem, die immernurauf die Öeffentliche
Meinung horchen, kann ich nichts machen. "Wieder haben sie, seit
dem Sommer 1909, nur auf die Öeffentliche Meinung gehorcht;
wieder waren ihre Führer felig, wenn sie sich in Demokratenblät»
lern gelobt sahen, und im Innersten gewiß, daß sie nach barscher
Abkehr vom Rechten warm in der Volksgunst wohnen würden.
Was daraus entstehen müsse, ist hier oft vorausgesagt worden.
Schon im Lenz 1910. »Wie anders wäre der Nationalliberalen
Partei, wenn sie im vorigen Sommer an den Reichssteuergesetzen
mitgewirkthättesderenUnschädlichkeitjetztdoch erwiesen ist)! Will
sie auf dem von süddeutschen Demokraten und von männernden
Jünglingen empfohlenen Weg weiterschreiten, der noch nie auf
das winzigste Gipfelchen geführt hat? Gilt der Applaus ihr mehr
als die Wirkung?Fordert einen Platz im Ministerium. Nicht als
Escarpinstreber: als Politiker, deren letztes Ziel immer sein muß,
lange Empfohlenes, unter eigenerVerantwortlichkeit,selbst aus»
zuführen. Schafft Euch Macht; zwingt Blaue und Schwarze,
Graue und Feuerrothe, sie anzuerkennen. Und sorgt dann, als in
weisem Sinn konservative Industriepartei, für eine nützliche Or-
ganisation deutfcherStaatswirthschaft.DaistEureAufgabe.Wenn
Ihr, heute noch, in den Sandweg der alten Fortschrittspartei zu-
rückbiegt, bereitet Ihr nur den Interessenverbänden, die Euch
schon gierig umlauern, den Sieg. Liberalismus? Wer das schön

klingendeFremdwort.das fast alle Vokale der deutschen Sprache
herbergt, nur recht verstünde! Von unzeitgemäß Liberalen hat, in
einer hellen Stunde, Friedrich Wilhelm der Vierte gesagt: Sie
füttern das Mondkalb, bis es ihnen über den Kopf wächst."
Wardsgroß?AlleswiederholtsichnurimLeben. Seit einpaar
Iahren, rief Bismarck im Mai 1881 den Liberalen zu, werden in
IhrenBlättern unsere Zustände in den düsterstenFarben gemalt;
hören die Leser täglich, die Reaktion jeder Art sei im Anzug.
Könnte nicht Herr von Bethmann»Hollweg heute so reden? Nicht,
wie der ersteKanzler zu Bennigsen, zudemRechtsanwaltBasser«
mann sprechen: »Zwischen den Herren, dieIhrerFührungfolgen,
und Denen, die sich rechts an Sie schließen, scheint mir eine Ver»
schmelzung eher möglich als mit den links von Ihnen Sitzenden,
deren äußerster linker Flügel überhaupt im Ende gar nicht abzu»
sehen ist"? »Wenn die Nationalliberale Fraktion die Anlehnung
nach links fester nimmt, ist von ihrem rechten Flügel bis in die
Sozialdemokratie hinein die Kontinuität der gegenseitigen Be»
Ziehungen nicht ausgeschlossen, sondern sie gehört dannzu meinen
Befürchtungen für die Zukunft. Und deshalb möchte ich denFüh»
rer der Nationalliberalen in der vollen Herzlichkeit bitten: Laß
nicht vomLinkenDich umgarnen!" DiefeWarnung würde, Wort
vor Wort, jetzt wieder passen. Denn wieder wird das Centrum
als Reichsfeind und Hort der Reaktion verschrien und zu seiner
Schwächung und Aechtung jedes erlangbare Mittel empfohlen.
Im März 1901 fuhr Wilhelm der Zweite in die Alte Iakob»
straße, um über den Zustand des erkrankten Centrumsführers
ausführlichenBericht zu hören; mußten Schloß» und Thorwachen
vor dem Sarg, in dem Windthorsts Greisenleib ruhte, das Ge»
wehrpräsentiren undpreußischeSchutzleutedemTrauerzug durchs
BrandenburgerThordenWeg weisen, der sich sonst nur den sou»
verainen Häusern Angehörigen öffnet; wurdevondenLiberalsten
der Liberalen, von Richters und Barths Mannen, Windthorsts
Wirken als eines Reichsförderers gepriesen. Im Dezember 1906
rief Fürst Bülow, der für das Wachsthum der Centrumsmacht
mehr gethan hatte als je vor ihm, jemals bis heute ein deutscher
Minister, in persönlicherFährnißzurHatz aufSchwarzwild. Ver«
schmitzte und dumme Demagogen haben ihm nachgeahmt und die
deutsche Stimmung ist, auch in der Oberschicht, ungefähr wieder,

wie sie nach dem Zusammenbruch des Kirchenstaates war. Wer
dagegen zu sprechen wagt, gilt als Dunkelmann oder Jesuiten»
diener. Ist die Borromaeus»Encyklika (die dem Centrum höchst
unwillkommen war) so bedeutsam wie Syllabus und Unfehlbar»
teitlehre? Mußte Kettelers Prophezeiung, in fernen Tagen werde
man die große Bedeutung derCentrumssraktionfürDeutschlands
Zukunft ganz klar erkennen, nicht Wahrheit werden, da die Libe»
ralen noch einmal in ohnmächtigem Grimm thatlos der Reichs»
noth zusahen? Glaubt ein Wacher, das Centrum, dessen Zustim-
mung die deutsche Flotte gebaut hat, trachte noch jetzt nach der
Zertrümmerung des Reiches und wolle dem Papst die Führung
der Fürsten und Völker zurückerobern? Wird durch die Weitung
desGlaubensspaltesDeutschlandgestörktodergeschwächt?Wenn
der Geistlichkeit, in höflichster Ruhe, die Kons temporalis entzogen
und die Schulen gesperrt würden, könnte, nach einemMenschen»
alter stiller Arbeit, der letzte Rest des Römererbes vom deutschen
Boden verschwinden. Neuer Kampf brächte noch kargeren Ertrag
als der alte; und nurTröpfebereitendemGegnerdenSieg. Pius
der Zehnte telephonirt, Automobile sausen durch dievatikanischen
Gärten und über der Kuppel der Peterskirche schwebt, himmel»
hoch, an stillen Sommertagen ein Aeroplan. Ein Bischen Ge»
duld! Brüllender Spukglaube hat stets nur Memmen gezüchtet.
.. DerRückblickwar nöthig. Schonistringsumvergessen,wo»
durch derBruch des Kartellsvom Dezember 1906 und derzwischen
den Bürgerfraktionen seitdem fortwuchernde Haß bewirkt ward.
Die Konservativen wollten nicht, daß im Reich den Witwen und
Waisen drückendeSteuerlast auferlegt, inPreußen nicht derWahl-
mann nur, sondern auch der Abzuordnende unter dem Schutz»
mantel des Geheimnisses erwählt werde. Im Juli 1909 hattzerr
von tzeydebrand gesagt: »Konservative und Liberale sind auf
weiten Wegstrecken durch dieArtihrerWeltanschauung getrennt.
Die Herren von der linken Seite wollten mit konservativer tzilse
eine liberale Aera heraufführen. Das hat die Welt noch nicht ge»
sehen. Da machen wir nicht mit. Einem vom allgemeinen und
gleichen Stimmrecht gewählten Parlament geben wir nicht eine
Steuer, die es nach und nach so verschärfen kann, daß schließlich eine
Expropriation des Besitzes daraus wird. Wir sind modern genug,
umzu wissen, daß auch inPreußen ein Wahlgesetz nichtewigwäh»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_085.html[18.07.2014 17:47:43]

ren kann, sondern der ganzen politischen Entwickelung angepaßt werden muß. Und wir gönnen denLibcralen (die unter derHerr» schaft dieses Wahlgesetzes übrigens einst die Mehrheit hatten) alle Aemter und Würden, für die sie taugen. Aber wir reden mit und werden auch einer so starken Rcgirung, wie wir sie wünschen, nicht unseren Standpunkt räumen." GrundzurScheidung? Viel» leicht. Zu Verruf und Vehmung? Nein. Durch den tapferen Kampf gegen den verhängnißvollenBeschluß, dem unzufriedenen Reichsland ein von gleichem Stimmrecht zu wählendes Parla- ment zu gewähren, und durch den ernsten Tadel einerGeschästs» führung, die Deutschlands internationalePolitikertraglos bleiben läßt, hat die Konservative Fraktion ihr Lebensrecht auch den im Denken und Wollen anders Determinirten wieder erwiesen. Seit denFlitterwochennach der «Paarung-istsiegewißnichtunmoder« nergeworden.Auch das Centrum sieht heute nicht häßlicher aus als in den Iahren, da es dem in Hagen bedrängten EugenRichter in denReichstag half; seine sozialpolitische Leistung ist unübertroffen und von der Pflicht zur Wahrung deutschen Verfassungrechtes ist es niemals gewichen. Nationalliberale und Fortschrittliche Volkspartei hat die Hoffnung geeint, die seit derLysis derReichs» steuerschmerzenVerbündeten rasch aus derVolksgunstzu drängen und über den eroberten Bezirken die Fahne des Liberalismus zu hissen. Tag vorTag wurde uns drum erzählt, dievontzcydebrand bis zu Heim reichende Willenskette umschnüre eine Schandsippe, die den nicht dem Grundherrn noch dem Priester unterthanen Bürger entrechten, plündern, in die Hörigkeit der Feudalzeit zu» rückzwingen wolle. Ist sie nach rechter Tüncherkunst angeschwärzt, dann winkt den Pinselführern ein einträgliches Wahlgeschäft. Wenn der Schimpf in qualmigen Schwaden übers Land hinzog, hieß es: Wartet nur; morgen leuchtet Euch des Sieges Sonne. Heute.

Am zwölften Ianuartag war die Hauptwahl. Konservative, Centrum und Polen (die Mehrheit der Finanzreform) erlangten hunderteinunddreißigMandate. Nationalliberale: vier. Die (aus der Fusion dreier Gruppen entstandene) Fortschrittliche Volks» partei hat nicht vermocht, im ganzen Deutschen Reich auch nur einen Sitz zu erringen. Das ist die lächerlichste Niederlage, die je

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_086.html[18.07.2014 17:47:43]

irgendwo einer Partei beschieden war. Denn nie und nirgends
hatte so lautes Posaunengeschmetter den Sieg angekündet. Der
war schon ganz sicher; jedem Zweifel längst entrückt. Dämmerte
uns nur erst des Wahltages Frühroth auf! Noch zwei Wochen:
noch zwanzig Stunden. Dann ist Gerichtstag. Dann werden die
Trüger, die Räuber, Erpresser vom Zorn des ungeduldigen Vol-
kes gestraft. Morsch ist die Grundmauer, die den Centrums-
thurm trägt. Die Konservativen ahnen, daß ihr letztes Stündlein
geschlagen hat; wenn sie austzauvt» und Stichwahl nochzwanzig
Mandate heimbringen, mögen sie jauchzen. Wahrscheinlich fin-
det ihre nächste Fraktion in einem Familienauto Platz. Gerichtet
sind sie; das Urtheil ist nur noch zu vollstrecken. Sie wissens;
möchten ihr Gaunerleben noch ein Weilchen fristen und haben
deshalb die Verzögerung der Wahl erwirkt. Hansabund und
Bauernbund dringen überall siegreich vor und werden überall
als Erlöser begrüßt. Lest die liberalen Leitartikel und Witzblätter
der letzten Monate: auf hundert Seiten werdet Ihr viel Aerge»
res finden. »Nie war uns die Strömung und Stimmung so gün-
stig wie heute." Seit dreißig Monaten haben wirs gehört. Täg-
lich. Und mit jedem Mond schien die Zuversichtzuwachsen. Große
Summen waren zusammengebettelt, allePreßreservenzurWaffe
einberufen worden.Wenn dieKonservativen(dievonVerbrechen
zwar, doch nicht vonFehl frei gebliebenwaren)dreiDutzendSitze
verloren hätten, wärs begreiflich gewesen. Ihre Gegner sprachen
zu der Wählermasse: »Wir schaffen Euch billigere Nahrung, ge-
ringere Steuerlast und einen tzaufen neuer Rechte." Und die
Bilanz? Die Nationalliberale Partei hat vier Mann durchge-
bracht; die Fortschrittliche Volkspartei nicht einen. Schuld der
veraltetenWahIkreisabgrenzung? Die war doch schon bekannt, als
protzige Siegesgewißheit ins Jubelhorn stieß. Die, glaubtet Ihr
also, könne Euren Triumph nicht hindern. Nein: Schuld Eurer
thörichten Taktik, Eurer widrigen Unwahrhaftigkeit.
Die zeigt sich jetzt wieder; und schändet die Namen der Par-
teien, denen die stärksten Intelligenzen des Reiches verlobt sind
oder sein möchten. Statt Enttäuschung und Niederlage männlich
zu bekennen, thun die liberalen Männer (die ihre sittliche und
geistige Freiheit so oft plakatirt haben), als sei ein Sieg erfochten,
der Gegner ins Herz getroffen, die Verheißung in Wirklichkeit

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_087.html[18.07.2014 17:47:43]

gewandelt worden. Keiner glaubts. Jeder fühlt die Bedeutung
der Thatsache.daß dieNationalliberalePartei, die 1874 hundert»
fünfzig, 1887 noch achtundneunzig Vertreter im Reichstag hatte,
jetzt aus eigener Kraft nur vier küren zu lassen vermag. Jeder lacht
über die „ Volkspartei", der, vom Kurischen Haff bis an denBoden»
see, das Volk nicht einen Mann, einen einzigen, abordnet und
die,um einFähnlein insReichshauszu bringen.von den gestern ge-
schmähten Feinden Hilfe erflehenmuß. Einerlei: überdieSchwie-
rigkeit der erstenTage nach der Riesenschlappe kommt man leidlich
hinweg; und inzwischen ist für den Troß neue Kurzweil gefunden.
«Unsere Stimmenzahl hat sich vermehrt." Die müßte ins Unge»
heure gewachsen sein, wenn Ihr wirklich die Pfadfinder moderner
Entwickelung wäret; klug und nobel,muthigundernst.WennIhr
seit fünfzig Iahren, in Preußen und im Reich, nicht alles Nütz»
liche,Nolhwendige, Starke, Schöpferische befehdet und verschrien
hättet; Personen und Institutionen, von Roon und Bismarck bis
zuMiquelundPofadowsky,vonderReorganisation desPreußen»
heeres bis zur Arbeiterversicherung, zum Zolltarif und Kolonial»
erwerb. Kaum einem der heute als zur Kräftigung Deutschlands
unentbehrlich erkannten Gesetze habt Ihr zugestimmt; seid Jahr»
zehnte lang, nach Bismarcks Spottwort, die Partei des Hemm»
fchuhes, nicht desFortschrittes.gewesen: und stelltEuch nun, als sei
derletzte SchlußpolitischerWeisheit nur aus dem Buch Eurer Ge»
schichte abzulesen. Keine Partei hat die Fehlerzu so dicken Bündeln
gehäuft; und keine maßt sich mit so plumpem Hochmuth das Magi»
sterrecht an. Erzieht Euch endlich zu vernünftiger Einsicht.Preußen
oderReich, ungleiches oder gleichesWahlrecht: Ihr bleibtmacht»
los. TrotzdemIhr das beweglicheKapitalunddiePressehabt und
mindestens zweimalzwischenMorgen und Abend die Öeffentliche
Meinung macht. Seid Ihr geschlagen worden oder gar nicht erst
zum Schuß gekommen, so sucht Ihr die Schuld auf Andere abzu-
wälzen. Euer ist sie. Wars denn nöthig, die alten Stümper und
Krümper, Schwätzer und Hetzer wieder ins Erste Glied zu rücken?
Iedennach Applaus geilen Kaufmann, Professor, Bürgermeister,
der auf einerZufallstribüne abgestandeneAbsurditätennoch ein-
mal anrichtete, wie den weisesten Helden zu preisen, dessen Lippe
unvergeßliche Lehre gekündet habe? War in all Eurem Gekeif
und Geplärr ein Ton, der wache und reife Menschen begeistern

konnte? Draußen wird die Erde vcrtheilt, über China, Tibet,
Persien,' dem Balkan, Tripolitanien schwebt die Entscheidung,
Deutschlandist einsamwie niemals seit derStundeseinerWieder»
geburt und fühlt die Narbe unnöthigen, ruhmlos überstandenen
Kampfes auf seiner Haut brennen' und Ihr quakt noch immer
von der Erbschaftsteuer, deren Steigerung nur Wichte nicht er»
sehnen, und zeiht Junker und Pfaffen der niederträchtigsten Misse»
that. Die knechten den armen Bürger, beuteln ihn aus, pferchen
ihn in die Kirchenfron und zwingen ihn obendrein, das Reich, dem
sie selbst nurPfefferlinge steuern,zu ernähren.GlaubtsnochEiner?
Priester sieht und spürt nur, wer sie sehen und spüren will; wer sie
entbehren kann, braucht sich um sie nicht zu kümmern und lebt un»
gefähr, wie ihm beliebt. Ist die Geistesfreiheit gefährdet, weil ir»
gendwo ein splitternacktesMädel nicht vorZahlungfähigen hüpfen
darf? Aehnelt, zwischen dem Admiralspalast und dem?aIsi8 äe
aanse, die berliner Friedrichstadt dem Mittelstück eines von Kap»
länen beherrschten, mit Kutten verhängten Reiches? Und kann
ein nicht völlig Blinder bezweifeln, daß die Junker, die Grund»
besitze? (die nicht weniger, sondern oft mehr Steuer zahlen als
dieStödter)längstindieDefensive gedrängt sind? Jeder von Euch
kennt heute ein Dutzend tüchtiger Leute, die aus Industrie oder
HandelMillionärseittkommen ziehen. Wo sind die Schaaren der
Landwirthe, die es in einem Menschenalter so weit gebracht ha»
ben? Nur ein Tropf kann die Leistung verkennen, die deutscher
Industrie und Technik, deutschem Handel gelungen ist; nur ein
Befangener leugnen, daß dieser Leistung dasReich den sichersten
Theil seiner Geltung auf dem Erdball verdankt. Doch nicht klü»
ger wäre, nicht klareren Blickes Einer, der nicht einsähe, daß ge»
rade das hastige Tempo deutscher Industrialistrung den Staat,
der nicht verkümmern, verkränkeln und seinen Menschenschacht
selbst verschütten will, gebieterisch zwingt, für die Erhaltung des
Ackerbaues und der seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle Sitzen»
den Alles zu thun.was feiner noch Kraft erreichbar ist. In jedem
Land ähnlicher Entwickelung hat maus erkannt, in Republiken
und Monarchien; und überall isteineReaktiongegendienurdem
Städterbedürfniß hastig angepaßte Gesetzgebung fühlbar. Diese
Rückfluth hat manche den Stadtgewerben nützliche Schanze und
Mauer weggeschwemmt, manche dem Handel bequeme Fahr»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_089.html[18.07.2014 17:47:44]

straße zerstört. Aber man soll Erwachsenen nicht vorlügen, daß in
unseremReich derIndustriekartelle und Großbanken der Grund-
besitzer herrsche, den Bürger ausbeute und von jedem Milchnapf
die Sahne abschöpfe. Mit so alberner Uebertreibung dient man
der guten Sache des modernen Bürgerrechtes nicht. Macht man
die tzeimath nur in der Fremde verächtlich. Ist zwar ein Abon»
nentenschwarm zu ködern, doch kein Wählerheer für die Dauer
zu werben. Da war der Rechenfehler. DieBehauptung, daß wir
nicht frei athmen, frei denken dürfen, daß der Forscher geknebelt,
der Kaufmann geschunden, der Dichter kastrirt werde, bringt Kei»
nen ins Feuer. Weil Gesicht und Gehör sie als unwahr erweisen.
Der Liberale kann gegen Konservative und Centrumsmannen
fechten; muß sogar. Darf aber, wenn er Wirkung, nicht nur Bei-
fall, erstrebt, Dreierlei nicht vergessen. Daß die Gegner Deutsche
sind, die ein Deutscher nicht, wider besseres Wissen, als Betrüger,
Wegelagerer, Schufte anprangern soll; daß der Versuch, vom
wolkenlosen Nachthimmel die Sterne herunterzulügen, auch in
Wahlzeiten mißlingen muß: und daß Stände, die Jahrhunderten
trotzten, nicht vom Hauch eines Mundes umzuwehen sind.
»Entgegen der leider in einigen Köpfen noch herrschenden
Idee, daß die Reaktion im Reich von rechts drohe und Seite an
Seite mit derSozialdemokratie zu bekämpfensei, liegt nach meiner
festen Ueberzeugung die wahre Reaktion oder die wahre Gefahr
der Reaktion bei der Sozialdemokratie. Nicht nur sind ihre kom-
munistischen Zukunftsträume kulturfeindlich, die Mittel zu ihrer
Verwirklichung brutaler Zwang: Alles, was sich etwa irgendwo
in Deutschland in reaktionärer Gesinnung findet, gewinnt Kraft
und Recht durch die sozialistische Unterwühlung von Obrigkeit,
Eigenthum, Religion und Vaterland. Auf den wildgewordenen
Spießbürger und phrasentrunkenen Gleichmacher Robespierre
folgte der Degen Bonapartes; er mußte kommen, um das fran-
zösische Volk von der Schreckensherrschaft der Jakobiner und
Kommunisten zu befreien. "FürstBülow, der, trotz demAgrarier»
tarif, nach seinem Abgang ins Martyrologium des Freisinns
aufgenommen ward, hat diese Sätze geschrieben; sie stehen in der
Urkunde, die, am letzten Tag des Jahres 1906, den Ehepakt zwi-
schen Konservativen und Liberalen bezeugte. Damals hieß die
Losung: Für die Konservativen lderen Vernichtung seit Vinckes

Zeit das Ziel alles Trachtens gewesen war); keine Stimme den
Sozialdemokraten. Seitdem ist dem deutschen Volke kein Recht,
keine Freiheit gekürzt worden. Jetzt aber soll die Stichwahlparole
lauten: Für die Sozialdemokraten; keine Stimme denKonserva»
tiven. Wenns nach den vom vierten Kanzler verhöhnten Wirr»
köpfen geht. Die haben die Fraktionen derHeydebrand und Hert«
ling.Hahn und Erzberger lange schon als eine Räuberbande, die
Mannschaft des Herrn Bebel als eineSchäar gescheiter Patrioten
dem Leserauge vorgeführt; und nennen nun Jeden, der nicht für
ein Bündniß mit der Sozialdemokratie eintritt, Rindvieh oder
Verräther. Die Röthesten haben vierundsechzig Sitze erobert;
nicht mehr, als zu erwarten war (und im Dezember hier voraus»
gesagt wurde). »Wenn wir aus der Stichwahl hundertfünfund»
dreißig Mandate heimbringen, dann haben wir dieMehrheit und
gehen einer liberalenAera entgegen." Wir: die vonBafsermann
bis zu Stadthagen reichende Koalition. Die soll derReichspolitik
dann die Richtung weisen. Könnte sies? Auch dieser Dreibund
müßte sich vor jeder wichtigen Frage lockern. Prüft, wie oft in den
vi er Iahrzehnten derReichsgeschichteLiberale mit Konservativen
und Katholiken, wie oft mit Sozialdemokraten gestimmt haben.
Krieg und Friede, Heer und Flotte, Zoll und Steuer, Diplomatie
und Verwaltung, Fabrikrechtund Strikepflicht: aufkeinem Haupt'
gebiet staatlichen Wirkens könnte das Wollen sich einen. Thut
nichts; man schreit: »Wenn wir ernstlich wollen, haben wir über»
morgen die Mehrheit; so gut steht unsere Sache. Glaubet nur;
und schickt schnell neues Geld: denn der ungeheure Kampf, aus
dem wir, zwei Fraktionen und zwei Wahlkriegervereine, insge»
sammt vier Mann gerettet haben und mit dessen Ertrag wir des-
halb höchst zufrieden sind, hat sämmtliche Kassen geleert. Natur»
lich; doch selten hat ein Millionenaufwand so reichen Zins ge»
tragen." Wenn Deutschland in behaglicher Lage wäre, dürfte man
wünschen, die von Knabenhirnen erträumte Majorität (zu der ja
nur noch hundertfünfunddreißig Mandate fehlen) an der Arbeit
zu sehen. Aber wir exerziren vor Feindesblicken und haben zu
Fastnachtschwänken keine Muße. Daß Liberale sich einer Partei
anbiedern, anbieten, die ihnen stets zornigen Haß oder höhnische
Verachtung gezeigt hat, daß sie, um über ihre Niederlage hinweg»
zutäuschen, thun, als seien die Sozialistenstimmen, die in acht von

zehnFällen doch gegen ihre abgegeben wurden, dcn voil ihnen er«
langten zuzuzählen, mag, wenn der Lärm verschallt ist, die Jury
der ihren Verbänden Angehörigen richten. Fühlt eine Fraktion
sich hinter dem Zettelhaufen ohnmächtig und möchte, statt den
Konkurs anzumelden, zumHängsel oderWurmfortsatz der Sozi«
aldemokratie werden: ihr Wille geschehe. Sie scheidet sich selbst
dann aus der Hoffnung des Reiches. Das braucht eine liberale
Partei, die nicht wähnt, Landwirthe, Handwerker und politisch
organisirteKatholikenmitPapiertrompeten wegblasen zukönnen;
die nichts Unkluges, nichts unklug erstrebt, dem nationalen Be»
dürfniß ein hohes Ziel weist und mit der Kraft des in ruhige Würde
Gewöhnten die im Besitzrecht Gealterten, die einft Preußens
Größe schufen, erkennen lehrt, daß auch der Lebenswunsch Derer
erfüllt werden muß, deren Hirne und Hände dem DeutschenReich
aus der Armuth in Wohlstand halfen. Diese liberale Partei wird
in verständigem Sinnkonservativ sein; niemals vor einem rothen
Lord»Protektor, der sie feile Memmen schalt, umGnade winseln;
aus eigenemBermögensich dasRechtzurMitregirung erwerben.
Noch ist das Land, auf dem sie säen und ernten soll, wüst und
leer. Unter der Herrschaft des für Alle gleichen Kreiswahlrechtes
ists schwer zu bestellen. Wir sind nicht unfreier als die Republi»
kaner der Vereinigten Staaten und erniedern uns in würdelose
Dummheit, wenn wir den Irrwahn nähren, Deutschlands Bürger»
thum schmachte in einem von Junkern und Pfaffen bewachten
Staatskäfig. Aber wir sind nicht unseres Schicksals Bereiter und
haben nicht die Führerauslese, die den Fähigsten auf die Reichs»
höhe hebt. Wehrlos, machtlos der Gefährdung seines Werkes
zuschauen: Das will derDeutschenichtlängerzwillmitdem Atom»
gewicht seines Stimmzettels zur Wahl der Geschäftsleiter mit»
wirken. Gehtsauch dann nichtbesser.soist er mitschuldig odervon
derMehrheit seiner Volksgenossen überstimmt worden; darf also
irdische Gewalt nicht anklagen.Muß derKaiser sich gegen solches
Verlangen sträuben? Muß nicht gerade ihm sich das rückwärts
schauende Auge trüben? Als er auf den Thron stieg, waren die
Westmächte in leisem, Britanien und Rußland in lautem Hader
und im Reichstag saßen elf Sozialdemokraten. Jetzt werdens wohl
mindestens neunzig; der Hader ist ringsum holder Eintracht ge»
wichen und aller Haß wider das Reich Wilhelms verbündet.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_092.html[18.07.2014 17:47:46]

Das Geheimniß der großen Zahl,

Das Geheinmiß der großen Zahl.

H^or meinemFenster dehnt sich eine dreißigMeter breiteStraße in der Ost»West»Richtung, lind gerade gegenüber ist in der Häuserreihe eine Lücke, die den Blick nach Norden sreigiebt. Ueber» schreite ich die Straße, so bewege ich mich auf dem berliner Meridian und unternehme den Beginn einer Nordpolarreise: auf dem jenseitigen Trottoir bin ich dem Nordpol der Erde näher als zuvor aus dem diesseitigen.

Man wird diese Annäherung als verschwindend klein bezeichnen; und im Verhältniß zu irdischen Reisedimensionen bleibt sie wirklich unter der Schwelle der Merkbarkeit. Sie wächst aber in einer anderen Betrachtung. Denn mit dem selben Wege habe ich mich auch dem Polarstern genähert; und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Grad der ersten Annäherung, der an den Erdpol, um viele, viele millionenma^ stärker ausfällt als der zweite. Fasse ich also bei meinem kurzen Marsch quer über die Straße die» ses Verhältniß ins Auge, bin ich mir der Relativität dieser Differenzen bewußt, so kann ich sagen:.Nach der Ueberwindung der Straßenbreite bin ich dem Nordpol beträchtlich näher gerückt. Und mit einigerPhantasie dürfte ich im nämlichen Gedankenzug hinzufügen: Wenn jetzt zufällig ein Nordlicht erstrahlt, so kann ich es besser drüben als hüben beobachten. Ich bin dem Licht wesentlich näher gekommen. Aehnlich sind dieWege überhaupt, die wirmitdem Fernblick auf ein Licht oder eine Erkenntniß beschreiten. Wer unausgesetzt die Kürze des Schrittes mit der Weite des Zieles in Vergleich stellt, muß der Resignation anheimfallen. Den aber, der diese Relativität der Differenzen zeitweilig im Bewußtsein spürt, mag die Eigenbewegung selbst mit Zuversicht stärken; sogar mit der großen Dosis von Zuversicht, die man zu einem Flug ins Ganz» große,Unmeßbare,Unendliche nöthig hat. Und zu einer solchen Exkursion wollen wir uns nun rüsten. Sie soll uns auf gewissen Umwegen einem Räthsel näher führen, das wir zwar nicht ergründen und lösen werden, das uns aber wenigstens in seinerFragestellung etwas versöhnlicher anblicken soll als das Grundproblem in seiner grausamen Nrgestalt.

Was immer menschlichen Geist bewegt hat und aus ihm entsproß, findet seinen realen Ausdruck in Büchern. Und so gelte uns das Buch als die Darstellung alles Denkens, Empfindens, Könnens und Wissens. Setzen wir die Zahl seiner typographischen Stellen, hoch gegriffen, mit einer Million fest, so ergeben alle erdenklichen

Permutationen und Variationen innerhalb dieser typographischen
Anordnung sämmtlicheBücher, die jemals geschrieben und gedruckt
wurden, und dazu noch sämmtliche, die in aller Zukunft gedruckt
werden können, Voraussetzung bleibt nur, daß keine Permutation
übergangen werde und daß sich keine wiederhole. Denken wir uns
dieses praktisch unmögliche, theoretisch aber leicht saßbare Ver-
fahren restlos durchgeführt, so erhalten wir lauter Bücher, die sich
irgendworin unterscheiden, und wäre es auch nur in einem Buch»
staben, einer Interpunktion, einem Spatium. Zugleich aber erken-
nen wir, daß die so gewonnene Bibliothek absolut lückenlos sein
muß, daß kein Buch, einerlei, welches Inhalts, in ihr fehlen kann.
Denn die Summe sämmtlicher Unterscheidungen in der Vielfältig-
keit aller typographischen Anordnungen ergiebt eben den Makro«
kosmos aller jemals möglichen Bücher.
Man könnte also auf mechanischemWeg, ohne auf eine Neber»
lieferung oder Vorahnung angewiesen zu sein, die gesammte vor-
handene und zukünftige Literatur herstellen. Der Druckauftrag
freilich würde zu erheblichen Umständen führen. Aber sein Umfang
läßt sich ganz genau berechnen: er beläuft sich, wenn wir mit hun-
dert verschiedenenDrucktypen rechnen, auf eine Sammlung von Bü-
chern, deren Anzahl Zehn zur zweimillionsten Potenz beträgt. Ist
innerhalb dieser Reihe nur das Eine garantirt, daß jedes Buch
einer bestimmten, nie mehrfach auftretenden Ausfüllung der Mög-
lichkeiten entspricht, so hat die übernehmende Firma das Problem
gelöst. Die fertige Lieferung enthält das „Universalbuch" wie es
Kurd Laßwitz genannt hat, das Buch der Bücher, den Inbegrisf und
Lie Summe alles Druckbaren, Dieses Universalbuch entspricht, ma-
thematisch gesehen/ keiner Unendlichkeit, sondern stellt zunächst eine
scharf umschriebene Endlichkeit vor. Ordnet man die Exemplare
neben einander, so erstrecken sich die Bücherrücken nicht bis üi in-
kiiiiwm, sondern irgendwo in weiter Ferne ist Schluß. Wie lange
würde man wohl wandern müssen, um die Reihe abzuschreiten?
Ein Fußgänger würde es nicht erleben - eben so aussichtlos wäre der
Plan, die Strecke im Schnellzug zu bewältigen. Auch das Tempo
einer Kanonenkugel erweist sich der Aufgabe gegenüber als ganz
unzulänglich - bleibt also nur der Lichtstrahl, der in seiner Leistung
von dreihunderttausend Kilometern in der Sekunde mit der Fahrt
längs jenerBücherrücken in irgendwelcher Zeit fertig werden könnte.
Aber auch die Lichtsekunde, die Lichtminute und die Lichtstunde er-
scheinen hier noch als völlig unbrauchbare Rechnungsgrößen. Und
selbst, wenn wir das Lichtjahr als Einheit wählen, so erhalten wir
immer noch eine völlig unaussprechbare, lediglich als Potenzaus»

druck angebbare Zahl, die zu üblicher Niederschrift ein Notizblatt
von ungefähr zehn Kilometern Länge beansprucht.
Wird dieses Buch der Bücher nicht als Reihe aufgestellt, son«
dern geschichtet und verpackt, so würde ein Hohlraum vom Durch-
messer der gesammten sichtbaren Firsternwelt nicht ausreichen, um
auch nur einen nennenswerthen Bruchtheil unseres Bücherschatzes
auszunehmen. Wie wir es auch anstellen: wir gelangen sofort an
das Unvorstellbare, Unaussprechbare, während der Rechner darauf
beharrt, die Zahl der Bücher ganz präzis als 10s°°°°°« anzugeben,
nicht auf eins mehr oder weniger; eine begrenzte Zahl, die seiner
Ansicht nach mit dem Unendlichkeitwerth nichts zu schaffen hat.
An diesem Punkt meldet sich unsere Opposition. Denn der be»
grisfliche Inhalt dieses der Zahl nach noch endlichen Universalwer»
kes ist für menschliches Denken nicht mehr nur unermeßlich, son»
dern schlechtweg unendlich.
Daß es alle vorhandene Literatur einschließt, von den babylo»
nischen Urschriften bis zum letzterschienenen Volkskalender, daß es
die Ilms, die Veden, alle Dramen und Logarithmentafeln, alle exi«
stirenden Romane und Kochbücher, alles bereits für Schrift und
Druck Gedachte als Spezialfälle irgendwo darbietet, würde für diese
Anschauung noch nicht genügen. All Das bedeutet nur einen Trop-
fen im Ozean unseres vorgestellten Druckwerkes. Denn dieses er»
schöpft zugleich Sinn und Inhalt aller überhaupt möglichen Litera»
tur, bis in die unendliche Zukunst gerechnet, sämmtliche Sinnig»
keiten und Unsinnigkeiten, die überhaupt in Druckschrift fixirbar
sind, und keines Menschen Gehirn wird auch nur einenAugenblick
zögern, dieser Summe die Qualität des Unendlichen zuzuerkennen.
Anders ausgedrückt: an den Intellekt tritt hier dieForderung, über
sich hinauszudenken, in unvereinbarem Zwiespalt zu der mathe»
matischen Anschauungweise, die ihm Dergleichen durchaus nicht zu»
muthet, sondern ihm mit dem präzisen Potenzausdruck 10°°°°°°« eine
klar umschriebene Endlichkeit vorspiegelt.
Sollte aber noch der geringste Zweifel darüber obwalten, daß
hier ein grober logischer Fehler wirthschaftet, so wird die nachfol-
gende Ueberlegung ihn in aller Schärfe blosstellen. Nicht nur
alles begrifflich Ausdenkbare ist der Niederschrift in gewöhnlichen
Drucktypen fähig, sondern auch alles künstlerisch Empfundene. Für
die musikalische Komposition, zum Beispiel, bedeutet die Note nur
ein sehr bequemes, aber nicht das ausschließliche Vermittlungsym»
bol. Die Note läßt sich vielmehr in ihrer Höhe, Dauer, Anordnung
und Beziehung mit Worten beschreiben, höchst umständlich aller»
dings, aber doch eindeutig. Und da unser Buch der Bücher sämmt»

liche Wortkomplikationen erschöpft, so wird sich in irgendeinem
Bande eine Kombination vorfinden, die irgendeiner bestimmten
Komposition entspricht. Das heißt also: in allen Bänden müssen
alle Tonstücke vorkommen, die bereits komponirt sind, und sämmt»
liche in aller Zukunft möglichen; das absolute, restlos aufgearbei-
tete Integral der Musik; in Bänden, getrennt durch Siriusweiten
von anderen, welche die Weltgeschichte für alle Individuen beschrei-
ben, den gesammten Zeitunginhalt bis zum Welterlöschen umfassen,
von jedem Ameisenkrieg strategisch genaue Kunde geben und jede
fernste, feinste Verfaferung aller überhaupt jemals möglichen
Wissenschaft, Technik, jeder Wirklichkeit, jeder traumhaften Nn»
Möglichkeit, jeder Mittheilbarkeit überhaupt auf Blättern verewi-
gen; auf endlichen Blättern, matheniatisch genommen, auf unend-
lichen, in reiner Anschauung betrachtet, die mit aller Macht die
Vorstellung einer begrenzten Kunst, Wissenschaft, Historie abwehrt
und sich mit letzter Anstrengung aus der Umklammerung einer be-
stimmten Grenze losreißen muß.
Wer hai nun Recht? Der Rechner mit seinem genauen Po»
tenzausdruck" oder die Anschauung, die im Zug der schweisenden
Phantafie keine Grenze anerkennt? Diese Frage findet keine Ant-
wort, da sie in eine transszendente Untersuchung mit einem un»
transszendenten, diesseitigen Begrisf dreinfährt. Wir müssen von
der Raivetät loskommen, in jenem Grenzgebiet des DenkensEtwas
wie ein Recht oder Unrecht zu etabliren. Es handelt sich auch nicht
darum, diese Scheidelinie zu ziehen, sondern vielmehr um einen
praktikabeln Ausweg aus der philosophischen Angst, in die uns
jener offenkundige Zwiespalt hineingehetzt hat. Und so flüchten
wir denn aus dem Zwang zweier unmöglichen Komponenten in die
Resultante, die zwar vorerst auch nicht tröstlicher und einleuchten-
der erscheint, aber doch einen vorläufigen Ruhepunkt bietet; wir
wollen nämlich sagen: Für menschliche Denkart greist der hochge-
grisfene mathematische Potenzausdruck über die Endlichkeit hin-
aus. Zehn zur zweimillionsten Potenz ist nicht nur sehr groß, fon-
dern ohne Weiteres unendlich. Und wiederum kann der Begriff
Unendlich fehlerlos durch die sehr große Zahl nicht nur charakteri»
sirt, sondern ersetzt werden. Vertauschen wir beide Begrisfe nach
Willkür, so begehen wir keine Ungenauigkeit, sondern wir beseiti-
gen im Gegentheil einen Denkfehler, der uns zu einem den Intel-
lekt vergewaltigenden Sprung zwingen will.
Diese Lehre ist wagehalsig und gleicht dem draufgängerischen
Hieb, mit dem der Gordische Knoten nicht gelöst, sondern, zerspalten
wurde. Aber auf diesem Grenzgebiet findet die Feinmechanik des

langsamen Aufdröselns keine Arbeitstätte. Wo zwei Unmöglichkei»
ten aufeinanderstoßen, bleibt nichts übrig als ein radikaler Akt,
der, so unverantwortlich er auch auf den ersten Anhieb erscheinen
mag, doch in seinen Denkfolgen sich als der wahre Samariter für
das gequälte Gehirn erweisen wird.
Solche Quälerei kann schon da auftreten, wo wir einen ein»
fachen Satz der Schullogik bis in seine Wurzeln verfolgen. Alle
Menschen sind sterblich; Cajus ist ein Mensch: also muß Cajus
sterben. Es ist nicht eine Vermuthunu, sondern eine Gewißheit, hie
den Cajus als Einen unter Allen zum Tode verurtheilt, und die
Wahrscheinlichkeit hierfür wird nicht durch die große Zahl, son-
dern durch das Nnendlich ausgedrückt; wenn wir dem Obersatz die
axiomatischeWahrheit zuerkennen. Thatsüchlich giebt aber der Ober»
sah nicht eine Verits leternells im Sinn Leibnizens, sondern höch»
stens eine Vorite <1e 5s,it; das Ergcbniß einer langen Erfahrung,
die bisher durch keinen Gegenbeweis gestört wurde. In zweihun»
dert Generationen und bei einer Menschenzahl, die in die Mil-
liarden anschwoll, aber noch unter der Billion zurückblieb, ist ein
Gegenfall nicht bekannt geworden. Wir begeben uns also in einen
Wahrscheinlichkeitbeweis, wenn wir aus dieser zwar großen, aber
begrenzten Anzahl den Schluß auf einen noch nicht bis zu Ende
beobachteten Lebenden gestalten. Die biologische Nothwendigkeitdes
Sterbens hat mit diesem Syllogismus nichts zu thun, denn sie ist
ja erst aus der langen Erfahrungreihe entflossen, also selbst ein
von einer gewissen Wahrscheinlichkeit abhängiger Schluß des sta-
tistischen Obersatzes. Mathematisch korrekt müßte demnach das
Schulbeispiel lauten: Alle bisher ermittelten Menschenschicksale
haben mit dem Tod geendet; Cajus ist ein Mensch, folglich be-
steht eine große, in Milliarden ausdrückbareiWahrscheinlichkeit für
seine Mortalität*). Wenn wir diese klarere und wahrere Fafsung
zu Gunsten der absoluten Gewißheit ablehnen, daß Eajus sterben
muß, so verrathen wir hierdurch, daß über die scheinbar unüber-
brückbare Kluft in unserer Erkenntniß zwischen dem als endlich
Feststehenden und dem als unendlich Geforderten doch ein gehei-
mer Weg existirt; ein Schleichweg, der sich der mathematischen
Kontrole und Bestätigung entzieht. Durch welche Windungen die-
ser Weg führt, wissen wir nicht. Aber was der Intellekt will, wenn
er sich des Weges bedient: Das steht nun fest. Er will hinüber,
hinüber um jeden Preis, selbst um den der mathematischen Rich»

*) Der mathematische Ausdruck würde lauten: worin n
die Anzahl aller bisher gestorbenen Menschen bedeutet.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_097.html[18.07.2014 17:47:48]

tigkeit. Und so urtheilt er für den Spezialfall der Menschensterb»
lichkeit: ich erreiche den wirklichen Unendlichkeitwerth mit einer be-
grenzten Zahl, die unter der Billion liegt. Es gibt hier keinen in
Zisfern zu beglaubigenden Rest. Nicht nur die in den Erfahrung»
bereich eingeschlossenen Menschen müssen sterben, sondern alle.
Und der einzig nachweisbare Fehler liegt lediglich bei Dem, der
sich aus einen Unterschied zwischen einer solchen Verits äe kait, und
einer Vsrite siernelle, versteist. Mit der großen Zahl erreiche ich
eine ewige Wahrheit.
Wir können sogar in die Lage gerathen, das Vertauschungrecht
und die Vertauschungsgrenze in Regionen anzunehmen, die wir
in der Praxis des Lebens gar nicht als immens anzusehen geneigt
sind. Wer hunderttausend Mark im Besitz hat, wird sich mit seinen
zehn Millionen Pfennigen ganz gewiß noch nicht zu den enorm
Reichen zählen. Wer sich aber aus eine zehnmillionenfache Erfah-
rung beruft, lebt im Unendlichen und wird die daraus gezogene
Wahrscheinlichkeit so sicher als die absolute Gewißheit ansprechen,
daß er den Zweisel daran als hellen Wahnsinn erklärt. Die von
Helmholtz erwähnte Erwartung, daß es in den nächsten vierund-
zwanzig Stunden in Berlin einmal Nacht und einmal Tag werden
wird, stützt sich auf ein viel engeres Gebiet von Beobachtungen.als
es die allgemeinen Prinzipien der Mechanik thun. Und doch konn-
ten diese allgemeinen Prinzipien der Mechanik (durch das Rela-
tivitätprinzip) erschüttert werden, während sich an die Erwartung
des Tag» und Nachtwechsels ein Bedenken niemals heranwagen
darf. Hier liegt die Beobachtungreihe sehr tief, kaum bei der dritten
Million; wir müssen schon weit über Adams Zeit zurückgehen, um
selbst bei dieser geringen Zahl zu landen. Aber wenn wir auch nur
über die Erfahrung von dreißig Menschenaltern verfügten, die den
Tag» und Nachtwechsel höchstens Vierhunderttausendmal lückenlos
beglaubigten, so hätten wir schon längst den Evidenzpunkt gewon-
nen, unabhängig von aller aftrophysilalischen Theorie, die ja in
dieser Schlußkette nicht als Grund, sondern als Folge auftritt.
Während wir also in der Betrachtung des Universalbuches zu un-
aussprechlichen Zisfern, beim sterblichen Casus immer noch hoch in
die Milliarden hinaufklettern mußten, erhalten wir hier die Ber-
tauschungsgrenze schon in einer sehr bescheidenen, um die Million
herumpendelnden Zone; eine trillionenfache, eine unendliche Er-
fahrung würde unsere Erwartung nicht steigern. Mit der Gewiß-
heit, daß es in den nächsten vierundzwanzig Stunden Tag und
Nacht werden muß, erhebt der Verstand für diesen Spezialfall eine
Zahl von höchstens sieben Zisfern zu einem Unendlichkeitwerth.

Vae Geheimnitz der großen Zahl,

S1

Die Kluft zwischen den beiden polaren Vorstellungen Endlich und Unendlich, von denen die eine niemals genügt, die andere nie» mals durchzudenken ist, zeigt ihre Schrecken vielleicht nur in der Tiese, nicht in der Breite. Wenn sich der Verstand zum Wage» sprung entschließt (und Das thut er immer, sobald er nur einen Moment von der streng mathematischen Anschauung loskommt): was geht ihn da die Tiefe an? Wie könnte es die Sicherheit seines Sprunges beeinträchtigen, daß ganz unten in unerkennbarer Ver» senkung ein Monstrum haust, das die scholastische Rechnung mit Eins dividirt durch Null bezeichnet? Nur die Breite ermißt er; und mit untrüglicher Gewißheit traut er sich zu, das andere Ufer zu erspringen. Diese Gewißheit, unzählige Male gewonnen und zu einer neuen Erkenntniß organisirt, wird nichts Anderes be» deuten als: Der Begriff des Unendlichen ist eine täuschende Zwangsvorstellung; nie lebt im Wirklichkeitsdenken etwas Höhe- res, Transszendenteres als die große Zahl. And diese große Zahl, abgestuft nach den Bedürfnissen des Falles, tritt mit sämmt» lichen Wirkungen des Unendlichkeitwerthes auf, ist das souveraine Unendlich sür den gegebenen Denkakt.

U

Ich glaube nicht, daß die zu Grunde liegende Antinomie je- mals zu überwinden sein wird. Aber ihre Schroffheit kann gemil» dert werden, wenn man sich gewöhnt, ein Neutralgebiet anzuerken- nen, worin das Unermeßliche, Unbegrenzte und Unendliche einan- der durchdringen; mit dem Vorbehalt, daß das Unermeßliche arith- metisch begrenzt sein kann. Hier kommt es nicht darauf an, daß man zählt, sondern, wie man zählt. Der arithmetische Ausdruck für eine hohe Potenzgröße, für eine Reihe, ergiebt zunächst noch keinen klaren Begriff, stellt vielmehr nur die chiffrirte Abkürzung für ein Postulat vor. Es wird gefordert, eine Rechnung auszuführen, die im grauen Nebel des ungeheuer Großen, vielleicht Unendlichen, jedenfalls nicht mehr Vorstellbaren ausläuft. Aber das Vorstell- bare wechselt nach der Natur des Falles; und hier kann es sich ereignen, daß die arithmetische Diktatur als eine unerträgliche Tyrannei empfunden wird.

Betrachten wir einmal die unendliche Reihe Vs^Vs-^V^ -^Vs ,. ., die, wie man sich wohl ausdrücken darf, schwach divergent sein muß. Sie erreicht als Summe den'Unendlichkeitwerth, wenn auch in einem sehr langen Tempo. Denn wenn wir sie in Gruppen von 2, 8, 16 usw. Gliedern abtheilen, so erkennen wir leicht, daß jede einzelne Gruppe, angefangen von (V» V^) größer ausfällt als Vs; und da kein Grund vorliegt, mit dieser Eintheilung jemals auf»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_099.html[18.07.2014 17:47:49]

zuhören, so bleibt allerdings nichts übrig als: das Ergebniß dieser
Reihe sür unendlich groß auszugeben.
Dieser Zweisellosigkeit gegenüber regt sich aber imUntergrund
unseres Bewußtseins ein Widerstand, wenn wir uns vorstellen,
welche Operation auszuführen wäre, um auch nur eine sehr kleine
Zahl von positivem Werth zu erreichen. Gesetzt, ich hätte mir vor-
genommen, diese Reihe bis zu dem ganz bescheidenen Summener«
gebnifz von M hinzuschreiben, so geriethe ich damit schon ins Unbe-
grenzte, jenseits von jeder Möglichkeit und Vorstellbarkeit. Die
Reihe würde nämlich, eng geschrieben, einen Papierstreifen von
100 Billionen Kilometern erfordern, einen Streifen, mit dem man
das ganze Sonnensystem bis zur Neptunsserne etwa siebentau-
sendmal einwickeln könnte.
Wir erleben also eine Spaltung des Denkens. Der arithme-
tisch gehorchende Theil wird vom Divergenzbegriff hypnotisirt, der
praktisch erkennende erklärt jene Reihe für minderwerthig und in
sehr engen Grenzen eingespannt. Ihrer Tendenz, sich auch nur
über ein höchst dürftiges Mittelmaß auszuwachsen, steht eine un»
besiegliche Trägheit entgegen. Statt irgendwie erkennbar zur Höhe
auszuklimmen, schleicht sie in einer bis zum Erwürgen gepreßten
Spirale um den Berg; und ihr Versprechen, die Unendlichkeitspitze
zu gewinnen, erscheint, bürgerlich gesprochen, als eine Flunkerei,
Wenn ein Gelähmter uns ansagen wollte, er werde von der Erde
zum Mond springen, so wäre die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung
noch größer als die Aussicht dieser Reihe auf wirkliche Divergenz.
Der selbe Rechner, der die Reihe so hoch einschätzt, behauptet
daneben, daß der einfache Ausdruck 9°, in Worten neun hoch ^neun
zur neunten Potenz^ nur eine sehr große Zahl, aber beileibe keine
Unendlichkeit darstellt. Und hier Nafft derWiderspruch sperrangel-
weit. Denn dieser Ausdruck schnellt sofort steil an und verliert sich
in einer fabelhaftenBeschleunigung, mit einer wahren Zahlenorgie
ins Immense, Allerdings kennt der mit Logarithmentafeln arbei-
tende Mathematiker das Resultat. In dekadischem Maß ausschrei-
ben kann er es nicht und jedes Sprachmittel versagt, wenn er es
nennen will. Aber er weiß, daß es aus 369 Millionen! und 690000
Ziffern besteht und daß die hingeschriebeneZahl ungefähr von Ber-
lin bis zum Nordkap reichen würde. Und diese Zahlengröße nimmt
er sür eine Endlichkeit, weil seine Unendlichkeit anders definirt ist.
Ihn darf es nicht ansechten, daß die Anzahl der Wasserstoffatome
im Atlantischen Ozean eine Null ist gegen den Werth dieserPotenz»
größe, eben so wenig wie ihn berührt, daß jene Bruchreihe, milli-
onenfach über die Siriusweite verlängert, noch keine dreistellige

Zahl, noch nicht den einzigen Werth der ersten Hundert erreicht.
Er vergleicht nicht das Phlegma der Reihe mit dem explosiven Temperament der Potenz, er zieht sich auf die Definition zurück und beharrt dabei, den Reihenwerth als unendlich, den Potenz« werth als endlich auszurufen; in völligem Widerspruch mit Allem, was wir aus der Erfahrung, aus der Zählübung, aus natürlicher Größenvorstellung in uns aufbieten können und ausbieten müssen, wenn wir das sehr Große nicht blos formelhaft umschreiben, sondern in irgendwelcher Anschaulichkeit erfafsen wollen. Und dieser Widerspruch läßt sich nicht einfach mit den Verdikten Wahr und Falsch aus der Welt schaffen. Auf dem Grund dieser Definition lauert vielmehr eine arithmetische Schulfuchserei; ein zugleich Okkultes und Pedantisches. Wie der Anspruch auf kirchliche Unfehl» barkeit nicht mit dogmatischen Mitteln bekämpft werden kann, so der auf mathematische Nnfehlbarkeit nicht mit rechnerischen. Hier scheiden sich unerbittlich zwei Logiken, wie sie sich im Traumland, im Wunder» und Märchengebiet trennen. Der Hindu»Fabulist er» zählt ganz gelassen von einer Schlacht, in der 10MO Sextillionen Affen gekämpft haben, und hält einen auf der Erde existirenden Wald als Schauplatz für ausreichend; in der tzindulogik etablirt sich da nur ein Abenteuer, aber keine Absurdität; zwei Endlichkeiten, die sich vertragen müssen. And so umspannt auch der Rechenmeister die fabelhafte 9^mit einer endlichen Nmhüllung, gegen die seine Speziallogik nichts einzuwenden hat. Dem gegenüber stellt er der Reihe, deren Schneckengang, anschaulich gemessen, so gut wie nichts bewältigt, das Attest der Unendlichkeit aus; in einem Dokument, das ungefähr so viel Werth hat wie der Wechsel auf Sicht, der einem toten Gläubiger zur Begleichung einer Schuld in den Sarg gelegt wird. Auch diese Reihe muß sterben, bevor sie die mitgegebene Verschreibung in bare Nnendlichkeit umsetzt. Wann und wo Das geschieht, entzieht sich unserer Betrachtung. Es genüge, mit einem Beispiel schärfsten Kontraftes auf ein Grenzgebiet gewiesen zu haben, auf dem sich die Erkenntnißtheorie der Zukunft noch sehr kräftig zu tummeln haben wird.
Auf die konkrete Körperwelt übertragen, kann sich die hier angedeutete Lehre vielleicht mit einem anderen Prinzip, dem „Gesetz der bestimmten Anzahl" kreuzen oder tangential berühren. Ihrer inneren Fragestellung nach sind fie jedenfalls mit einander verwandt. Sollte dieses Gesetz dereinst zu der ausdrucksvollen Geste, mit der Eugen Dühring es vortrug, die eindrucksvolle Begründung erfahren, so wird es abermals zu einem Begrisfszerfall führen. Denn es wird sich dann nicht mehr um ein Gesetz handeln,

sondern um eine wechselndeDenkform, nicht um eine bestimmteAn»
zahl, sondern um eine unbestimmt,:, die ins Unermeßliche hinauf»
steigt, ohne darum unendlich zu werden; oder am Ende nur um
einen begrenzten, diesseitigen Quotienten aus zweiIenseitigkeiten,
von denen die eine im Raum, die andere in uns liegt. Und so
könnte schließlich auf ein Divisionexempel mit einem nuinsrus
v1susu» hinauslaufen, was Schiller als transszendente Anschau»
ung verkündet:
Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin!
Alexander Moszkowski.
Die blinde Marie.
Wegrand si>,t die blinde Marie.
WA? Die hockt so still und stumm.
Die Rinder im Dorfe kennen sie
Und spielen um sie herum.
In ihre müden Augen fällt
Rein Strahl von all dem Licht,
Das durch die weite Gottcswelt
In goldnen Leihen bricht,
Laut jubelnd tollt der Rinder Schaar
Im lichten Sonnenschein,
Wie klingt so hell nud silberklar
Ihr Ringcl-Ringel-Reihn . . ,
Sie Alte b.'ugt das kzauxt ganz sacht
Und lauscht den Melodien,
Die durch das dunkle Thor der Nacht
In ihre Seele ziehn.
Da läuft heran ein blondes Rind,
Das neckt und hänselt sie,
So ahnunglos, wie Rinder sind:
„Komm, fang mich, blinde Marie!"
Sie aber zürnt^und hadert nicht
Und herrscht- nicht rauh zur Ruh',

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_102.html[18.07.2014 17:47:50]

Nur leise zuckts über ihr Geficht,
Als wollte sie weinen dazu.
Und still ergeben im Gemüth
Die Rande faltet sie
Und sitzt so stumm und lächelt so nlud,
Die alte, blinde Marie,
Und da ich so sie sitzen sah,
Als lauschte sie fernem Alang,
Da wüßt' ich nlcht, wie mir geschah.
Mir ward ums Herz so bang,
Sa gings mir plötzlich durch den Sinn:
„Du alte, blinde Marie.
wie Viele schreiten durchs Leben hin
Und schauen die Sonne nie!
Und fristen ihr Sein in Nacht und Noth
Und sind alles Schimmers bar,
Ist all ihr Hoffen und Wünschen tot
'Und harren doch immerdar;
Und lauschen, wie berückt vom Traum,
Den inneren Melodien
Und träumen über Zeit und Ranm
Nur immer irgendwohin . . .
Und sitzen einsam am Straßenrain,
verlassen, wie Bettler sind,
Und um sie spielt im Sonnenschein
Das Glück, das thönchte Kind,
Und manchmal läufts am Wege ein Stück
voraus und hänselt sie
Mit goldenem Stimmchcn, das junge Glück:
„Komm, fang mich, blinde Marie!"
Sie aber hadern und zürnen nicht
Und Herrschens nicht rauh zur Ruh'.
Nur leise zuckts über ihr Gesicht,
Als wollten sie weinen dazu . . ,
Und still ergeben im Gemüth
Die Hände falten sie
Und sitzen so stumm und lächeln so müd
wie die alte, blinde Marie.
Wien. Paul Wilhelm,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_103.html[18.07.2014 17:47:51]

Selbstanzeigen.
Metastasio. Dramen, ausgewählt und übertragen von M. R.
Schenck; Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.
„Kommende Iahrhunderte, wenn sie den Blick zurückwenden auf
Deine Werke, werden sagen: Anakreon stimmte Dir die süße Leier,
Claudianus gab Dir Deine Lieder, Horaz und Iuvenil erfreuten sich
an Deinen herrlichen Uebertragungen ihrer Dichtungen. Und spätere
Geschlechter werden begreifen, daß Dich Deine Zeit bewunderte, kannte,
liebte, feierte; daß sie Dich mit Ehren überhäufte; daß wir beständig
und dauernd Deine Gruft mit Blumen bedecken, wie es die Griechen
thaten mit den Gräbern eines Sophokles und eines Homer." So sprach,
überzeugt und voll Zuversicht, Giambattista Alessandro Moreschi in
seiner Gedächtnißrede (1786) in Bologna. Dennoch: Wie Viele wissen
heute Etwas von Pietro Metastasio, dem großen Dichter des achtzehn»
ten Iahrhunderts, der fünszig Iahre lang, unter drei Herrschern, Kai-
ser Karl dem Sechsten, Franz dem Ersten und Iosef dem Zweiten und
der unsterblichen Maria Theresia, den wiener Kaiserhof schmückte? Wie
Viele kennen heute noch seine Werke, seine Dramen und Festspiele, die
an allen europäischen Höfen damals mit größtem Prunk aufgeführt
wurden, aufrichtig bewundert und wahren Enthusiasmus entfesselnd?
Fast vergessen ist sein Name. Die Saiten seiner Leier schwingen nicht
mehr. Stumm wurden sie, übertönt und verschlungen von den Klän»
gen gröberer Instrumente und rohererWeisen der nachfolgendenIeiten.
Am einunddreißigsten August 1729 trug Luigio Prinz Pio diSa»
voja, auf Befehl des Kaisers Karl, Metastasio den Kaiserlichen Dienst
in sehr schmeichelhafter Weise an. „Belieben Sie mir lediglich mitzu»
theilen, welches feste jährliche Honorar Sie beanspruchen. Alles Uebrige
wird keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Herr Apostolo Zeno wünscht
nur Sie als Kollegen, da er keine andere Persönlichkeit kennt, die mehr
geeignet wäre, einem so geistreichen Monarchen, wie es der unsere ist,
zu dienen/ Metastasio hatte damals schon starke Erfolge errungen.
1724 war seine Oiäous »KbaugovstA unter ungeheurem Beifall in Nea-
pel in Szene gegangen. Darauf ließ er in Venedig ein Drama mit gleich
großer Wirkung aufführen und in Rom waren in kurzen Zwischen»
räumen Cato in Urica 1727, Ezio, Artaxerxes, Semiramis und Ales-
sandro gefolgt. Seine Antwort hüllt sich dennoch in große Bescheiden-
heit und Ehrfurcht: „Die kurze Zeit, die mir (in Folge verspäteten
Eintreffens des Briefes) übrig bleibt, reicht nicht aus, mich von der
Ueberraschung zu erholen, die naturgemäß die unerwartete Ehrung
hervorbringen mußte, die ich zu wünschen noch zu hoffen je gewagt
hätte. Der Zweifel an meinen bescheidenen Fähigkeiten würde mich
auch mit dem größten Bangen erfüllen, wenn die Allerhöchsten Be»
stimmungen mir nicht auch die Freiheit nähmen, an mir selbst zu zwei»
feln." Nur aus Gehorsam stellt er seine Forderung, versichert aber, daß
er auch unter jeder anderen Bedingung bereit ist, den Befehlen nach»

zukommen, die zu ertheilen der Höchste Herr geruhen wird. Am dritten
November 1729 schreibt er dann: „Die Aussetzung von dreitausend
Gulden jährlich bedarf nicht meiner nochmaligen Zustimmung, denn
wie ich bereits in meinem letzten Schreiben sagte, möchte ich unter
keinen Umständen mein eigener Feind sein und die höchsten Ehren, die
ich für meine Leistungen erhoffen kann, nicht mit offenen Armen um-
fangen. So schwer auch Selbstkenntniß sein mag, kenne ich mich doch
genug, um mir zu gestehen, daß das mir Zugebilligte nur der Aus-
fluß Kaiserlicher Huld ist, die gewöhnt ward, nach Hochherzigkeit und
nicht nach Verdienst Anderer zu messen. <Und da mir nun die Ehre ver»
gönnt ward, betrachte ich mich denn jetzt schon als wirklichen Diener
Seiner Kaiserlichen Majestät."
Nun naht die Zeit eines immer wachsenden Ruhmes. Werk
fügt er zu Werk. Demetrius Issipile, Demofonte, Clemenza di Tito
erscheinen und werden mit aller Prachtentfaltung der höfischen Feste
überall in Europa aufgeführt. Unter den Fittichen des österreichischen
Adlers wird Metastasio zu dem reichsten Dichter, dessen sich die An»
nalen einer sonst fruchtkargen, schwankenden und häßlichen Zufällen
ausgesetzten und oft wenig geschätzten Kunst rühmen können. DieGröß»
ten der Erde beweisen ihm ihre Gunst und drücken ihm, meist in an»
sehnlichen Geschenken, ihre Zuneigung und Verehrung aus. Kein Frem»
der von Rang und Bedeutung, ob durch Abstammung aus reichem Ge-
blüt oder durch andere Grade und Verdienste, besucht die Hauptstadt
Oesterreichs, ohne sich den vornehmsten Wunsch nach einer persönlichen
Begegnung mit dem berühmten Dichter zu befriedigen. Vor Allem
aber waren es die fortgesetzten Gnadenbeweise seiner Herren, die sei-
nem Leben am Hof immer neuen Glanz gaben. Er berichtet darüber
oft in überquellendem Gefühl der Befriedigung und Dankbarkeit, be-
sonders in den Briefen an seine Freundin, die große Sängerin Mari-
anna Benti Bulgarini, genannt La Romanina. Ihr schreibt er am
achtzehnten Iuli 1733: „Lvviva per mills snni mein erhabenster Herr! Der
gestern im,Hohen Rath eins seiner wahrhaft Kaiserlichen Dekrete be-
kannt geben ließ, mit dem er mir die Einnehmerstelle des Schatzmeister-
amtes der Provinz Cosenza im Königreich Neapel verleiht. Ein Amt,
das man nur mit dem Tode verliert. Dem, der es persönlich ausübt,
bringt es fettes Einkommen, beträchtliches Ansehen und Würde in
der Provinz. Ist man aber, wie ich, verhindert, es selbst zu verwalten,
so kann man es im Wege der Verpachtung einem Anderen übertragen
und ich darf hoffen, daß mir dann eine feste jährliche Einnahme von
nicht weniger als fünszehnhundert Gulden daraus erwächst. Sie sehen,
daß die Gnade ganz beträchtlich ist. Aber ich versichere Sie, daß die
Ehrung durch die fürsorgliche, liebevolle und gnädige Art, in der sie
der Herr mir zu beweisen geruhte, allen Gewinn bei Weitem übertrifft."
Dem armen Handwerkerssohn hatten die Götter und Musen zu
gleichen Theilen die reichsten Gaben in die dürftige Wiege gelegt. Die
wohllautende helle Knabenstimme, die beim Spiel aus dem Kinder»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_105.html[18.07.2014 17:47:52]

reizen ertönte, zog den großen Rechtslehrer Gioanvincenzo Gravina
an, als er nach des Tages anstrengender Arbeit in der Umgebung des
Campo Marzo seinen Spazirgang machte. Dieser feinsühlige Finder
hervorragender Talente näherte sich in seiner angeborenen und immer
wachen, leicht entzündlichen Begeisterung dem fröhlichen Kreis, aus
dessen Mitte die Stimme kam, und war aufs Neue erstaunt, als er den
kleinen zehnjährigen Sänger die fließenden Achtzeiler formen hörte.
Sofort reifte in ihm der Entschluß, diese bedeutenden Anlagen nicht
im Druck der Armuth untergehen zu lassen. Leicht erlangte er die Zu-
stimmung der bedrängten Familie, den kleinen Pietro als Schüler und
Sohn anzunehmen und für dessen Ausbildung zu sorgen. Mit einer
Staunen erregenden Fassungsgabe drang der Knabe und Iüngling in
die Wissenschaften ein und im Zeitraum von wenigen Iahren hatte
er, jedes Hinderniß leicht überwindend, die Quellen aller Feinheiten
erreicht, die Hellas und Latium in der Zeit höchster Blüthe einst be-
fruchtet hatten. Als 1718 Gravina starb, hinterließ er dem Adoptiv-
sohne sein Vermögen von fünszehntausend römischen Scudi. Seines
unermüdlichen Wohlthäters und Lehrers beraubt, folgte Metastasio in
freier Wahl seinen Neigungen, die ihn unwiderstehlich zu der drama-
tischen Kunst hintrieben. Er ging nach Neapel, wo er die erwähnte
Freundin, die Sängerin La Romanina, fand. Für sie schrieb er die
Dramen, die seinen Ruf begründeten und ihn in der Folge an den
Kaiserlichen Hof brachten. Länger als fünszig Iahre haben ihn die
Mauern Wiens beherbergt. Bei aller Liebe, die er seinem Heimath-
land bewahrte, hing er doch mit ganzem Herzen an dieser Stadt, seit
er durch ihre Thore geschritten war. Am zwölften April 1782 starb
Metastasio. In der Stefanskirche wurden seine irdischen Reste beigesetzt.
Leipzig. Maximilian Rudolph Schenck,

Der Hofmeister. Georg Müller in München.

Unter dem Titel dieses Buches stehen die Worte: Die Geschichte
eines Niederganges. Das soll Dir bedeuten: Lieber Leser, wenn es dem
Autor etwa nicht gelungen sein sollte, Dir auf seinen 319 Seiten klar
zu machen, was er mit diesem Roman will, dann lerne es aus dem Ti-
telblatt. Nämlich, daß es sich nicht in erster Linie um die beiden Ge-
stalten handelt, die im Vordergrund stehen, um den unseligen larven»
haften Halbcretin Raffaello noch um den Vater dieses unappetitlichen
Knaben, den alten Baron, der so gern normal sein möchte nnd doch ein
groteskes, entartetes Wesen ist. Vielleicht siehst Du vor Allem diese
beiden grellen Figuren; aber, bitte, tritt weiter zurück. Durch das Ge-
wirr von bunten Episoden, von pointillistisch eingesetzten Farbenflecken,
von Riviera»Impressionen und italienischen Landschaftbildern zieht
sich eine Linie, die Du errathen solltest: die Linie, auf der der junge
Hofmeister Erwin Gärtner aus dem hungrigsten Winkel der Studen-
tenboheme in die fette Flachebene einer Domestikenbehaglichkeit hinab»
steigt, Wenn diese feine Linie des Niederganges nicht verwischt und

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_106.html[18.07.2014 17:47:52]

verzeichnet ist, dann soll sie Dir zeigen, wie ein hochorganisirter, aber
schwacher Künstlermensch von schwammigen, aber starken Geldmen»
schen überwältigt, gelähmt, aufgefressen wird. Du mußt zurücktreten,
um durch die Farben die Zeichnung zu sehen. Siehst Du sie nicht, dann
mache ein Kreuz über dieses Buch. Dann ist es mißlungen.
Richard A. B e r m a n u.

Die gegenwärtige Rrisis in der deutschen volkswirthschaft-
lehre, Leipzig, A. Deicherts Verlag.

Wie die Naturforschung früherer Iahrhunderte die organische
Welt nicht betrachten konnte, ohne immer auch Etwas beweisen zu
wollen, die Vollkommenheit von Organen oder die Weisheit Gottes,
so sind die Vertreter der in Deutschland herrschenden nationalökono-
mischen Richtung, die Kathedersozialisten, meist außer Stande, die
Organe der Volkswirthschaft zu betrachten, ohne dabei politische Ur»
theile über ihre Vollkommenheit oder Unvollkommenheit abzugeben.
Und diese Urtheile werden in die Darstellung eingeführt, ohne daß ge-
wöhnlich auch nur der leiseste Versuch gemacht wird, ihre Grundlagen
anzugeben und ihre wissenschaftliche Berechtigung nachzuweisen. Wir
werden mit ihnen gleichsam hinterrücks überfallen; sie werden dem
Leser oder Hörer suggerirt, also in der selbeu Weise verwendet, wie sie
im politischen Tageskampf üblich ist. Durch das Eindringen dieser
politisirenden Methode ist die heutige deutsche Nationalökonomie das
Gegentheil einer voraussetzunglosen Wissenschaft geworden; in ihr gilt
als erlaubt, ja, wird uns als ein großer wissenschaftlicher Fortschritt
gepriesen, was in den übrigen Wissenschaften als verboten angesehen
wird. Meine kleine Schrist schildert kurz die Entstehung und die Aus-
breitung der politisirenden Methode und die jetzt gegen sie einsetzende
Bewegung; sie zeigt dann ihre wissenschaftliche Unhaltbarkeit und ent-
wickelt die wahren Aufgaben wissenschaftlicher Behandlung der Wirth»
schaftpolitik. Schließlich werden die verhängnißvollen Folgen, welche
die politisirende Methode für die Entwickelung der Wissenschaft selbst
und für ihre Stellung im öffentlichen Leben gehabt hat, erörtert. Man
kann bezweiseln, ob es heute, nachdem die Herrschaft des Katheder-
sozialismus bereits mehr als ein Menschenalter gewährt hat, über-
haupt noch möglich ist, die deutsche Volkswirthschaftlehre aus der Um-
schlingung durch die politisirende Methode wieder zu befreien. So
lange auch noch der kleinste Hoffnungschimmer vorhanden ist, scheint es
mir aber Pflicht, den Versuch zu wagen. Vielleicht gelingt es wenig-
stens, die allgemein übliche Verquickung von Politik und Wissenschaft
wieder auf ein etwas erträglicheres Maß zurückzuführen. Die ent-
schiedene Sprache meines Buches ist durch die Stärke des Gegensatzes,
der meine Auffasfung von der herrschenden trennt, bedingt. Mir han-
delt sichs hier um Sein oder Nichtsein der Nationalökonomie als vor-
aussetzungloser Wissenschaft.

Frankfurt a. M. Professor dr. L. Pohle,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_107.html[18.07.2014 17:47:52]

thörichte Neujahrsgerücht, Oesterreich wolle in Frankreich und
England eine Anleihe aufnehmen, hat in Paris und London ein
Preßstürmchen entfesselt. Oesterreich»Ungarn ist dem Deutschen Reich
verbündet; es baut Schiffe und Eisenbahnen, um gerüstet zu sein, wenn
die Sozietät zu den Fahnen ruft. Darf man solches feindsälige Werk
mit Geld unterstützen? llsvsriuwg! ^snisis! Staaten, die zu verschie-
denen Bündnißgruppen gehören, dürfen einander nicht mit Finanz-
kredit unterstützen. Solche Geldsperre gabs ja in England schon: gegen
russische Anleihen. Nun hat Oesterreich gar keinen Anlaß, im Ausland
Geld zu suchen. Der Anleihekredit des Iahres 1912 beschränkt sich auf
150 Millionen Kronen, die für das inländische Kapital bestimmt wa-
ren. Mitte Dezember 1911 wurde das neue österreichische Rentenkon»
sortium bestätigt, das die Finanzgeschäfte des Staates durchführen soll.
Wie ich hier schon schilderte, hatte der Kampf zwischen der Rothschild-
gruppe und dem Fiskus das alte Band zwischen Staat und Bank ge-
löst und bewirkt, daß der Postsparkasse die Führung bei den Renten-
emissionen übertragen wurde. Die Rothschildgruppe entschloß sich zur
Abdankung und eine Folge dieses Regirungwechsels war, daß im Be-
reich des österreichischen Rentenmarktes die Deutsche Bank an die Stelle
der Diskontogesellschaft trat. Doch die Ausschaltung mächtiger Groß-
banken erschwerte den Absatz der ohnehin nicht leicht unterzubringen-
den Staatspapiere i und so war man in Wien froh, als noch vor Iah-
resschluß gelang, alle Banken, auch die der Rothschildgruppe, wieder
unter einen Hut zu bringen. Im Finanzkonsortium ist die Postspar-
kasse prims illtsr parss. Und diese starke Gruppe sollte nun, einer Läp-
perei wegen, in Paris und London betteln gehen? Denkbar ist höchstens
daß Leute, die auf Vermittlerlohn erpicht waren, auf eigene Faust Ver-
handlungen führten. Gegen solcheStrebsamkeit ist kein Kraut gewachsen.
Lange hat Frankreich, auch in der Dreibundszeit, austro»unga»
rische Anleihen gern aufgenommen. Die Oesterreichische Länderbank
hat, seit 1890, eine Filiale in Paris, der die Politik das Leben nicht
schwer gemacht hat. Erst in den letzten Iahren wurde die Regirung
(nicht die Usuts Lsnqus und das Publikum) unsreundlich. Unter We-
ierle sollte eine ungarische Staatsanleihe von 500 Millionen Kronen
auf den pariser Markt gebracht werden. Als die Vorbereitungen er-
ledigt waren, forderten die französischen Banken, im Auftrag des Fi-
nanzministers, die Ausstattung der Titres mit Goldcoupons. In die-
ser Bedingung lag ein Zweifel an der Kreditwürdigkeit des König-
reiches Ungarn: deshalb wurde sie abgelehnt und das Finanzgeschäft
im Bereich der habsburgischen Monarchie abgeschlossen. Im April
1911 bewilligte der Stadt Budapest ein Bankenkonsortium unter der
Leitung des Crsdit Lyonnais eine Anleihe von 100 Millionen Kronen,
der die Regirung (Finanzminister und Minister des Aeußeren) die «ote
nttieislls verweigerte. Die Banken mußten sich mit der eots si> dkmqus
begnügen. Die beiden Formen der Kotirung unterscheiden sich dadurch,

daß im ersten Fall das Syndikat der sgsnts äs clisnss«, mit der Zustimmung des Finanzministers, die Erlaubniß zur offiziellen Börsennoti» rung giebt und so dem Papier einen vornehmen Rang anweist (auch in Berlin ist die amtliche Börsennotiz ja etwas Anderes als die bloße No» tirung im Privatverkehr). Eine Weile wurde der Widerstand der französischen Regirung gegen wiener und pester Anleihen mit der Angelegenheit der Oesterreichischen Südbahn verquickt, deren französische Prioritäre die österreichische Gruppe ihren Wünschen gefügig machen wollten. Politische Verstimmung wurde erst fühlbar, als die Türken« anleihe des Iahres 1910 nicht von der Banque Ottomane, sondern von einem deutsch»österreichischen Finanzkonsortium übernommen wurde. Seitdem sind die Finanzbeziehungen zwischen Wien und Paris nicht wieder zärtlich geworden.

Der französische Kleinrentner liebt aber die k. k. Staatspapiere. Bierprozentige Staatsschuldverschreibungen von so guter Herkunst wie die schwarzgelben sind so billig nicht leicht zu haben. In Oesterreich selbst gehts den Anleihen nicht viel besser als in Deutschland. Die Doppelmonarchie häutet sich: der Agrarstaat will Industrieland werden. Wer zum größten Theil landwirthschaftliche Produkte aussührt, wie Rußland, hat eine aktive Handelsbilanz. So war es auch in Oesterreich bis vor wenigen Iahren. Ietzt ist der Import von Rohmaterialien gestiegen und die Handelsbilanz passiv geworden. Durch diese Wandlung ist auch die Verbreitung der Staatsrente erschwert worden. . Die Industrialisirung bringt Aktien und. lockt von den Anleihen weg.

In Frankreich bleibt das Kapital den Renten treu. In die pariser Börse wurden im Iahr 1911 eingeführt: fremde Staats» und Stadtanleihen 989, fremde Schuldverschreibungen 1756, fremde Aktien 1137, zusammen: 3882 Millionen Francs in ausländischen Werthpapieren. Frankreich selbst war nur mit 815 Millionen vertreten. Das französische Kapital ist auf fremde Effekten angewiesen; und die Lebensbedingungen des Kapitals sind wichtiger als die politische ^loire. Man mag fordern, daß ein Staat, der sich irgendwo Geld leiht, um Eisenbahnen und Schiffe zu bauen, die Industrie des Geldgebers mit Aufträgen speise. Aber Frankreich kann nicht verlangen, daß Oesterreich seine Kanonen bei Schneider im Creuzot bestelle oder seine Dreadnoughts in Toulon auf Stape^ legen lasse, um in Paris seine Anleihen unterzubringen. Ließ sich etwa Rußland die Verwendung des im Ausland aufgebrachten Geldes vorschreiben? Der internationale Effektcnverkehr käme in drangvolle Enge, wenn die Politik ihm die Wege sperrte. Iedensalls hätten die Länder, deren Anlagewerthe sich nur niedrig verzinsen, keinen Vortheil von einer ihnen aufgezwungenen Enthaltsamkeit. Das Geld würde den Weg zur üppigsten Zinsenstätte schon finden; und dem strengen Fiskus entgingen die Steuern.

Der Brite steht zum ausländischen Werthpapier anders als der Franzose. Der londoner Kurszette. ist mit englischen Effekten reichlich versehen. Im vorigen Iahr betrug d ie Summe der dort emittirten Papiere etwa 192 Millionen ^ (gegen 267 im Jahr 1910), Das Minus

war hauptsächlich der Zurückhaltung in der Fabrikation von Kautschuk» und Oelshares zu danken. Aber England hat einen so stattlichen Ver» mögensüberschuß, daß Konsols, trotz niedrigem Preis, das Bedürfniß nicht decken. Die großen exotischen Anleihen machen zuerst in London Station; und die Subskriptionerfolge zeigen, daß Iohn Bull minde» stens so viel Gefühl für gute Zinsen hat wie jeder erfahrene Mitteleu- ropäer. Die unsreundlichen Worte, die dem deutsch»österreichischen Ka° pital als Neujahrsgrüße gespendet wurden, können uns gleichgiltig sein. Ein newyorker Finanzmann hat mit Recht gesagt, im inter» nationalen Verkehr mit Geld und Werthpapieren seien „Schutzzölle" undenkbar; Prohibitivmaßregeln würden immer nur leere Form blei» den und das Geld stets Vermittler finden, die ihm den Weg zur „Ge- legenheit" weisen. Die Dollarmänner schimpfen über die deutsche Handelspolitik und kaufen dennoch deutsche Schatzanweisungen; ihre Eisenbahngesellschaften geben ihre Shares, nicht aber ihre Aufträge nach Deutschland. Zwei Methoden. Wer ist nun der tüchtigere Finanz» politiker: der Engländer, der Franzose oder der Vankee?
Daß England das Geld unserer Banken nicht verschmäht, hat sich wieder gezeigt. Nach Neujahr schien drüben das Geld knapp zu wer- den. Der Privatdiskont stieg und ließ (was selten geschieht) den Wech- selzinsfuß in Deutschland hinter sich. Da boten deutsche Banken in London Geld an und wurden es zu gutem Zins los. Die Bühne hatte sich gedreht. Vorn stand nun Deutschland mit dem großen Portemon- naie, auf der Rückseite Britanien, das im Winter 1911 der Geldspender war. Die Bank von England zögert vor der Hingabe neuer Mittel noch länger als unsere Reichsbank: deshalb läßt ihr leidlicher Status die Dürre des Geldmarktes nicht sogleich erkennen. Sie ist in die Fesseln eines veralteten Gesetzes, der Peelsakte, gezwängt, die vorschreibt, daß jede Note, die über einen Gesammtbetrag von 18,45 Millionen aus- ausgegeben wird, mit Metall gedeckt sein muß. Fm Gegensatz zur deut- schen Dritteldeckung also eine lückenlose Metalldecke, unter der man sich schwer bewegen kann. Was würde, wenn der englische Geldmarkt seine internationalen Verbindungen nur so weit ausnützen dürfte, wie die Politik gerade zuließe? Auf die Bank von Frankreich ist nicht mehr so sicher zu rechnen wie einst; auch sie ist durch den gesteigerten Kredit- bedarf beengt und zur Erweiterung des Notenkontingents gezwungen worden. Das neue Bankgesetz erhöht die Möglichkeit der Emission von 580N auf 6800 Millionen Francs.
Finanzfeindschaften pflegen nicht lange zu währen. Die neue schweizerische Staatsanleihe (83«,4 Millionen Francs) ist auch in Deutschland zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt worden. Der Bund übernimmt die Gotthardbahn, die Gesellschaft liquidirt und jeder Ak- tionär soll zunächst eine Abschlagzahlung erhalten. Wer hat bei diesem Schlußakt der Bahnverstaatlichung noch an die Zeit gedacht, wo in Eu- ropa die Aktionäre gegen die Eidgenossenschaft tobten, die sie schlecht behandelt hatte? Eine einträgliche Emission hat noch immer mehr Zuikrakt als dis schönste politische Klaubensbekenntniß. Ladon.
ßerausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karde» in Berlin. »»
Verlag der Zukunst in Berlin. — Druck von V,g S Garleb G m b ß, in Berlin.
file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_110.html[18.07.2014 17:47:54]

Berlin, den 27. Januar 1912.

Inventur»Ausverkauf.

ier Tage vor dertzauptwahl bat mich der berliner Vertreter der (für die pariser Stimmung wichtigsten) Zeitung I^e ^atin, ihm zu sagen, wie ich mir das Wahlergebniß und das Antlitz des neuen Reichstages vorstelle. Nie (antwortete ich ihm) habe ich Neigung noch Berufzum Prophetenamt gefühlt. Und diesmal die Wahlbilanz ahnen? Das wäre noch schwerer als die Enträtselung der Symbolikerdramen, die Ihr Sarcey undurchsichtig wie eine Tintenflasche fand. Aber auch ohne Prophetengabe, meinen Sie, könnemanungefährvermuthen,welchenEindruckdie Kämpfe um die Reformen des preußischen Wahlrechtes und der Reichsfinanzen, die Theuerung der Lebensmittel, der Marokkohandel und die anglo»deutschenFriktionen in die Volksseele gemacht haben. Hier stock' ich schon. KanndieseVolksseeledenndurchdieAb» gäbe von Stimmzetteln zu klarem Ausdruck kommen? Wir haben das liberalste (im alten, schon ein Bischen altmodischen Sinn des Wortes) Wahlsystem: allgemeines und gleiches Stimmrecht, di» rekte und geheime Wahl. Doch unsere Wahlkreise sind einander an Größe nicht gleich, sind noch, wie sie vor vier Iahrzehnten waren: und Sie wissen ja auch in Frankreich, wie sich seit dieser Zeit die Volkszahl und die Reichsstruktur verändert hat. (Im fünften Paragraphen des Wahlgesetzes für den Reichstag des Norddeutschen Bundes, das am einunddreißigsten Mai 1869 in Kraft trat, wargesagtworden: «InjedcmBundesstaatwird aufdurchschnitt»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_111.html[18.07.2014 17:47:54]

lich hunderttausend Seelen derjenigen Bevölkerungzahl, welche
den Wahlen zum Verfassung gebenden Reichstag zu Grunde ge»
legen hat, ein Abgeordneter gewählt. Ein Ueberschuß von min-
destens fünfzigtausend Seelen der Gesammtbevölkerung eines
Bundesstaates wird vollen hunderttausend Seelen gleich ge-
rechnet. In einem Bundesstaat, dessen Bevölkerung hundert-
tausend Seelen nicht erreicht, wird ein Abgeordneter gewählt.
Eine Vermehrung der Zahl der Abgeordneten in Folge der stei-
genden Bevölkerung wird durch das Gesetz bestimmt.-) Die Ab-
sicht auf diese Vermehrung ist bis heute nicht ausgeführt wor-
den. Wir haben Abgeordnete, die von achttausend, und andere,
die von fast zweihunderttausend Stimmen gewählt sind. Also eine
Demokratie, deren Machtbereich durch eine fromme Lüge begrenzt
ist. Durch eine jeder Regirung, die nicht zu Gunsten der Masse
abdanken will, schwer entbehrliche. Denn da in den städtischen
Wahlkreisen, in den Industriecentren, in die immerneue Arbeiter-
heere von derAckerscholle her eindringen, dieVolkszahlvielhöher
als in den ländlichen Bezirken gestiegen ist, würde diezeitgemäße
Abgrenzung der Wahlkreise heute nur Denen nützen, deren Ziel
die uneingeschränkteVolksherrschaft ist. Da haben Sie schon eine
Fehlerquelle. Zweite: Das Deutsche Reich kennt keine Pro-
portionalwahl. Die Minderheiten sind im Reichstag nicht ver-
treten; und sind oft doch sehr groß. Wer in unseren Industrie-
städten nicht für einen Sozialdemokraten zu stimmen vermag, ist
eigentlich wahlrechtlos; denn die Mehrheit des rothen Kandida-
ten ist meist so groß und so sicher, daß die Abgabe eines nicht für
ihn stimmenden Zettels zur werthlosen Demonstration wird,
trotzdem hat derWahlkampf des Iahres 1907 denSozialdemo»
kratenVerlustegebracht? Sitzverluste; ihre Stimmenzahl ist auch
damals gestiegen. Sitze haben sie verloren, weil die Bürgerpar-
teien, von denen nurdas Centrum ausgeschlossen war, gethan ha-
ben, als trenne siekein Zwist; weilsie in Eintrachtgegen den Feind
der Bourgeoisie fochten. Mit solchem Kricgsplänchen ist stets ein
Erfolg zu holen.WennKonservative und Liberale, Landvolk und
Industrievolk, die einander sonst schmähen und schonunglos be-
kämpfen, sich zur treuFä äei entschließen und gemeinsam stimmen,
können sie in manchem Wahlkreis den Sozialdemokraten das
Mandat wegkapern. Doch die Nachwirkung des Kniffes währt

nicht lange; die erkünstelte Einheit kann keine ernsteProbc beste-
hen. Diesmal wendet die Wuth der Kampflustigen sich wider die
Konservativen und das Ccntrum; und wir müssen mit derMö,)»
lichkeit rechnen, daß viele Liberale schon am Tag der Hauptwahl
für einen Sozialisten stimmen werden, weil sie ihn dem Agrarier
oderCentrumsmannvorziehen.ImIanuar1907warderRcichstag
unter dem Feldgeschrei: «Gegen Roth und Schwarz" gewählt
worden; Schwarz hatte sich gehalten, Roth das Spiel verloren.
Die Mehrheit(KonservativeundLiberale) konnte nichts Rechtes
leisten, weil sie nur durch Schlagwörter, nicht durch die Einheit
desWollens zusammengehalten war. DerStreit um dieFinanz»
reform hat das alteBündnißder Konservativen mildem Centrum
wiederhergestellt. Nur diese Koalition bot eine Mehrheit für die
neuen Reichssteuern; und in ihr lebte natürlich der Wunsch, sich
imReichstag die Herrschaft zu wahren. Das istihrraschgelungen.
Kein Wunder also, daß die Liberalen, die gehofft hatten, auch
einmal das behagliche und einträgliche Leben einer mitregiren»
den Partei zu führen, grimmig enttäuscht waren. Sie zetern über
«Reaktion" (von der, da dem Volke kein Recht geraubt ward, im
Ernst bei uns nicht geredet werden kann) und selbst die National»
liberalen, deren Aufgabe doch ist, einst die konservative Industrie-
partei zu werden und, als Vertreterin städtischer Intelligenz
und Kultur, die noch allzu rustikal rauhen Sitten der Grund-
besitzer und Bauern im Kampf um die Erhaltung des wohlthätig
Bestehenden zu sänftigen, selbst sie scheinen entschlossen, der So-
zialdemokratie vorwärts zu helfen. Das Rothe Gespenst ängstct
sie also nicht; sie fürchten nicht, daß die Sozialdemokraten ihre
Programmforderungen durchsetzen, die Expropriateurs (nach
Marxens Ausdruck) expropriiren, dieDiktaturdesProletariates
schaffen, das Reich schwächen und die Grundmauer seiner Pri»
vatwirthschaft zerstören werden. Hätte ich das Glück, mit meiner
Ueberzeugung an der Lehre der Sozialdemokratie zu hängen, dann
würde ich dieses Schauspieles nicht froh. DieBourgeois, die für
Rothe stimmen, beweisen dadurch ja, daß sie deren Rachedrohung
nicht ernst nehmen. Thäten sies, fingen sie je zu fürchten an, die
rothe Fluth könne die Reichsmauer lockern: noch in der Geburt-
stunde dieser Furcht wären sie, alle, geeint, auch die Katholiken
nicht mehr ausgeschlossen; und solche Kampfgenossenschaft wäre

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_113.html[18.07.2014 17:47:55]

festergeschmiedet als d!e vomBedürfniß eines Ministers bewirkte.
Bis diese Stunde schlägt, können wir aber noch lange warten.
Das Ausland weiß wenig vom Wesen unserer Parteien. Und
einem Franzosen braucht man nicht erst zu sagen, in welchen üb-
len Ruf das Geschrei der Radikalen überall die im Staat und in
der Gesellschaft Herrschenden bringt. Manche deutsche Zeitung
(deren Besitzer seit dem Iahr der Reichsgründung vielleicht fünf
Dutzend Millionen erworben hat) fucht das Ausland in den Glau-
ben zu überreden, das deutsche Volk ächze in einemkaum noch er-
träglichen Joch, das die dem Klerus verbündeten Junker ihm auf-
gezwungen haben und das jede freie Entwickelung der Wissen-
schaft, Kunst und Kultur hemme. Diese Schauermär soll auf die
Galerie wirken, wo dieWählerschaaren gepfercht sind; hütenSie
sich, auch nureinWortdavon zu glauben. Längstist unsereKonser»
vative Partei, die fast nur in den preußischen Landbezirken starke
Wurzeln hat, in die Defensive gedrängt; ist ihr ganzes Handeln von
dem einen Wunsch bestimmt, sich denZollschutzzubewahren, ohne
den,aufundankbaremBoden,derdeutscheLandmannsichimWett»
bcwerb mit ergiebigeren Ländern nicht halten könnte. Kein Red-
licher darf leugnen, daß diese Partei (deren politische Rolle nicht
geeignet ist, Massenbeifall hervorzulocken) die großen Zeichen der
Zeit oft verkannt und dem modernen Empfinden sich nicht so an-
gepaßt hat, wie weitsichtige Klugheit empfahl. Den Aufstieg der
Stadtbürgerschaft hat sie dennoch nichtzu hindernvermocht. Geld,
Industrie, Presse: diese Gewalten sind der Bourgeoisie unter»
than. SieleitetdieBanken,Fabriken,Hütten, Zechen, läßt drucken
und spielen, was ihr just beliebt, und hat sich, seit Wilhelm der
Zweite auf dem Thron sitzt, sogar Titel, hohe Orden, Hofehren in
reichlicher Fülle zu sichern verstanden. Die Kommerzienräthe
oder Geheimräthe, die bunt bebänderten, mit Kronen, Adlern
oder (trotz der Manchem unbequemen Erinnerung an Golga-
tha) Kreuzen behängten Herren, die um Festtafeln sitzen, ähneln
in keinem Zug hörigen Schächern. Großindustrielle, Bankdirek-
toren, Professoren, Künstler, Schriftsteller von Ruf und statt-
lichem Einkommen darf der Fremde den Nationalliberalen zu-
zählen; die Söhne der selben Schicht, die sich noch nicht emporge-
arbeitet haben, gehörender Fortschrittlichen Volkspartei. Rechts
die Männer, die dem alten Preußen den Kraftwerth schufen; links

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_114.html[18.07.2014 17:47:56]

die Bereiter derWirthschaftmacht, die das neueReich nährt. Die
beiden Gruppen habenverschiedeneInteressen.VonNaturrechtcs
wegen: wer seinen Acker bestellt, hat andere Bedürfnisse, braucht
auch einen anderen Arbeitertypus als ein Stadtmensch, ein Fa-
brikant oder Kaufmann, Importeur oder Exporteur, der bequcme
Verkehrsbedingungen und billige Preise ersehnt. Wer die poli-
tische Macht als einen Berg sieht, kann wachen Auges nich l zwei»
feln: die Städter steigen hinauf, die Landleute (langsam) hera b. Die
Liberalen aber, die nicht so dicht zusammenhocken wie auf dem
Lande die Taglöhner, in der Industriestadt die Arbeiter,«können
deren Stimmzettelhaufen, unter der Herrschaft des Kreiswahl»
systems.nicht leicht überthürmen. Deshalb werden sieungeduldig,
heischen die ihrer intellektuellenundökonomischenLeistunggebüh»
rende Macht im Staatsleben, im Heer, auf den Höhen der Ver»
waltung; und knirschen, weil der Adel ihnen noch nicht die letzte
Zinne räumen will. Draußen hört man den Widerhall der unge-
duldig fordernden und der höhnisch abwehrenden Stimmen und
wähnt, dem jungen Reich drohe Lebensgefahr. Auch dieser Glaube
trügt. UnserempolitischenLeben fehltfreilich mancher» Komfort der
Nsuzeit". Straffe Zu cht, Ordnung, Unterordnung: so lautet, noch
immer, die Losung. Jeder Vorschrift soll blind gehorcht, vor je»
derAutorität, auch der verjährten, derRücken gekrümmt werden.
EinErbtheilvom alten Preußenstaat, der, nach Bismarcks Wort,
wie eine Wolljacke kratzte, aber warm hielt. Daß sichs in einem
Prunkhotel behaglicher als in einem Feldlager lebt, braucht man
nicht zu beweisen. Diese Feldlagerordnung aber, diesen Krieger-
geist, diese strenge Disziplin, die den Schaffner zur irdischen Vor-
sehung des Reisenden macht, müssen wir zu erhalten trachten.
Warum? Weil wir, als Nation, noch nicht gesättigt sind; weil
wir auf dem Erdball noch nicht den einem so rasch wachsenden
Volk nöthigen Raum haben und eines nahen oder fernen Tages
gezwungen werden können, ihn uns zu erkämpfen.

Daß die Sozialdemokratie diesmal sehr vic!e Sitze belegen
wird, ist gewiß. Einundachtzig hatte sie schon; wenn sie jetzt hun-
dert, gar hundertzwanzig erobert: dieRäder derReichsmaschine
werden weiterklappern. Der deutsche Arbeiter macht keine Re-
volution. Er hat Allerlei zu verlieren, ist der Stimmung eines
Verzweifelnden sehr fern und erhofft, als stramm gläubiger Mar»

xist, das Heil von der »Entwickelung", die sein metaphysisches
Bedürfnis ins Wolkenreich der Religionen erhoben hat. Im
Straßenkampf sich modernem Geschütz als Zielscheibe aussetzen?
So dumm ist er nicht. In der innersten Herzkammer sogar sehr
stolz auf sein Vaterland und bereit, es mit seinem Blut zu der»
theidigen. In jederStunde ernsterReichsgefahr wird der Partei»
zank verstummen und Willenseinheit die ganze Nation waffnen.
Wer daraufrechnet,daß derGruppenzwist (über den derBetrachter
eines mit Treibhausgeschwindigkeit industrialisirten Bauern- und
Soldatenstaates sich doch nicht wundern dürfte) die Wehrkraft, die
Angriffswucht schwächen werde, hat Deutschlands Wesen nie er»
kannt.DasReich steht auf festemGrund und ist stark.Drum verlangt
es auch eine starke Politik; stille, stetige, tapfere. Das deutsche Volk
sehnt sich nicht nach verblüffenden Gesten und Prahlerfanfaren;
nicht nachGeräusch undGrimafse. DemErtrag seinerAlltagsarbeit
soll endlich auch derReichsgewinn aus dem internationalen Ge-
schäft entsprechen. Das will es; findet die beiden Bilanzen (der
Wirtschaft und der Politik) einander zu ungleich und langt nach
dem Recht, an der Gestaltung des Reichsschicksals mitzuwirken.
Gern wahrt es den Frieden und bleibt bei der Arbeit, die ihm
reichlich zinst. Kommt es auf der Erde aber nicht vorwärts, muß
der fleißige, friedliche, doch auch muthige Deutsche immer wieder
sehen, daß ihm stets Unerlangbares nicht von Briten und Fran»
zosen nur, sondern sogar von Russen und Italienern erlangtwird,
dannkönnte der luror teutonicusnoch einmal aufglühen, das Feuer
der Kampflust die Hirne entflammen und die Nation sich erinnern,
daß ihr keine Industrie so viel eingebracht hat wie der Krieg. Keiner
hätte die Kraft, diese Flamme zu löschen. Im weiten Reich nicht
Einer. Drum muß man (nicht bei uns nur) wünschen, daß dem
Deutschen Reich bald eineRegirung beschieden werde, die, ohne
Gefuchtel und Bluff, die nationale Arbeit im Bezirk internatio»
naler Politik nutzbar macht und im Volk die Freude amReichs»
leben, die zu welken anfängt, zu neuer Blüthe bringt. Stärkere
Friedensbürgschaft ward bis heute noch nirgends erdacht.
Des Einzelnen Stimme verhallt. Seit in den Zeitungen, die
sich der größten Kundschaft rühmen, täglich zweimal erzählt wird,
die Verdoppelung der sozialdemokratischen Mandate sei ein tzim»
melssegen fürs arme Reich, das bald nun, spätestens in dernäch»

stenWoche, eine völlige Wesenswandlung erleben werde, glaubt
man draußen wieder, der Teutonenteufel sei los und Deutschland
könne sich, auf morschender Grundmauer, kaum noch vor dem Zu»
sammenbruch retten. Muß draußen dran glauben. «Der Kampf
ist in erster Linie darauf gerichtet, die Macht jenes Ueberagrarier»
thumes zu brechen, das in denletzten Jahrzehnten verstanden hat^
durch die einseitigsteInteressenpolitikalle Staatslasten von sichab»
zuwälzen, unserem erwerbthätigenBürgerthum dagegenBürden
über Bürden aufzuhalsen und ihm seine staatsbürgerlichen Rechte,
unter ständigerBevorzugung einer junkerlichen Kaste, zuverküm»
mern." (Hört! Einseitige, einseitigere.einseitigste Interessenpolitik.
Ueberagrarier, die »alle" Staatslasten von sich abgewälzt haben,
also weder direkte noch indirekte Steuern zahlen. Und ein Bürger»
thum mitverkümmerten Rechten.) » EineUnsumme von Empörung
und Erbitterung hat sich gegen dieses Ueberagrarierthum ange»
häuft, das allenWünschendesVolkesnachsteuerlicherGerechtig»
keit und nach sozialem Ausgleich hohnlachte, das dem dringenden
Bedürfniß nach Vorwärtsbewegung auf wirthschaftpolitischem
und kulturellem Gebiet, nach innerem Zusammcnschluß des beut»
schentzandels, GewerbesundderIndustrie ständig neueHinder»
nifse in den Weg legte." (Hört! Ungerechte Steuern; kein Wille
zusozialemAusgleich;WirthschaftundKulturschrumpft; Handel,
Gewerbe, Industrie stöhnen unter striemender Iunkerpeitsche.
Neben dem Bild dieses Gräuelstaates scheint das Frankreich der
Lilienlouis ein Eden. Und wer zeigt uns das Schreckbild? Ein
am Straßenrand lungernder Strolch? Hört!) »Die nächste Zeit
wird über die Zukunft des Bürgerthums entscheiden. Und des'
halb treten wir heute an Sie heran, nicht als Bittende, son»
dern als Mahnrufer Ihres Gewissens, Ihre Pflicht zu thun
gegenüberIhrem eigenen Stand durch Leistung eines Ihren Vcr»
mögensverhältnissen entsprechenden Beitrages zum Wahlfonds
desHansabundes. (Außer der »UnsummevonEmpörimg und Er-
bitterung" ist also noch eine vonMarkstücken nöthig. Daß die Ge-
meinschaft mit diesem eklen Kram den Erben Miquels und Ben»
nigsens geschadet hat, ist begreiflich. Unbegreiflich nur, daß Män-
ner von Selbstachtungbedürfniß für die Verbrämung so schnöder
DemagogieihreNamen hergeben.) Das ist ein Pröbchen. In einer
großen Volksparteizeitung stand, der Ertrag der Reichsfinanz»

reform sei «den Aermsten der Armen" abgepreßt worden. (Eine
halbe Milliarde. Glückliches Reich, wo noch denAllerärmsten so
viel zu erpressen ist!) Das lesen, Tag vor Tag, die Fremden und
Fernen;undmüssen glauben:,, DieRäuberbande.dieden deutschen
Bürger plündert und anspeit, weicht nur der Gewalt; also kommts
Zum Bürgerkrieg, wenn Deutschland den Volkszorn nicht nach
außen kehrt." Die Rechnung stimmtnicht, liebe Nachbarn; was Ihr
aufgetischt seht, ist Bettelsuppe und Quark. Den wichtigsten Steuer»
und Zollgesetzen hat die Nationalliberale Partei zugestimmt. Der
Grundbesitzer zahlt dem Staat mindestens eben so viel wie der
Geldbesitzer. Kein Bürgerrecht ist verkümmert. Der »soziale Aus-
gleich" weiter gediehen als in den größten Republiken der Erde.
Industrie und Handel sind manchmal durch dumme Chicane ge-
ärgert worden, doch so schnell erstarkt, daß sie die älteren Konkur-
renten zurückdrängen konnten und weder die deutsche Landwirth»
schaft noch die RepublikanerAmerikas und Frankreichs beneiden,
die keine Junker und dennoch hohe Schutzzölle haben. Wäre der
Reichszustand, wie die tzansahetzer ihn schildern, dann könnten
nurFeiglinge, die Tribunenruhm einheimsen, auch aufOrdenund
Titel aber nicht verzichten möchten, den Kampf gegen Parteien,
nicht gegen die allein für diesen Zustand verantwortliche Regi»
rung führen. (Daß eine Partei ihr Interesse wahrt, ist am Ende
verzeihlich: infam aber die Regirung, die von Parteiwillkür das
Land verwüsten läßt. Die erbärmliche Pfiffigkeit, die, um hof-
fähig zu bleiben und an Ministertischen schmatzen zu dürfen, thut,
als fei alles Unheil das Werk einer Fraktion, ist nachgerade doch
fadenscheinig geworden.) Ein von Mißgeschick Verfolgter, ein
Darbender, nie an die Quellen der Macht Zugelassener mag die
Mängel eines ihm lästigen Staatswesens ins Ungeheure ver-
zerren. Von Millionären, Günstlingen Fortunens und anderer
Majestät, müßte, wenn sie dasBild der Heimath insVerächtliche
fälschen, der Deutsche sich in Abscheu und Ekel wegwenden.
Diese traurige Fälschung, die Deutschlands Feinden neuen
Muth giebt, wird, überdieWochendesWahlgeklöffs hinaus, als
Reichsgefährdung fortwirken. Und was wird »anders" werden?
Die liberalen Fraktionen haben Sitze und Ansehen verloren. Le-
ben nur von der Gnade des Feindes; von der grimmigen Laune,
die einen Anderen ärgern wollte. Wenn der Phrasenrausch aus

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_118.html[18.07.2014 17:47:58]

dem Hirn geweht ist, werden sie selbst es spüren. NichtAlles darf
man ungestraft dem Wähler zumuthen. Anno 1907 sollte er mit
jeder erlangbaren Waffe für den Konservativen wider den Sozial»
dcmokraten kämpfen. Jetzt? Jubeln, wenn ein Konservativer er»
schlagen.einem Sozial demokraten ein Platz im Reichstag erstritten
ist. Noch am dreißigsten März 1909 (als die Konservativen sich
schon gegen die erweiterte Erbschaststeuer ausgesprochen, also
Todsünde auf ihre Seele geladen hatten) sagte HerrBassermann:
«DieSozialdemokratenArm WArmmitdenNationaUiberalenzu
sehen: ich muß sagen, Das ist eine absonderliche Auffassung. Ich
meine, wenn der Block einmal vergeht, dann muß der Liberalis-
mus auf eigenen Füßen stehen, auf eigenen Beinen; er hat jazwei,
ein rechtes und ein linkes,und braucht das dritte, sozialdemokra»
tischeBein nicht dazu.Der UnwilledesgesammtenBürgerthumes
hat zu derNiederlage derSozialdemokratie geführt. Ich meine.die»
ses Tod bringende Bündniß mit der Sozialdemokratie wird der
Liberalismus nicht abschließen." ImDezember1911 wars abge-
schlossen; amzwanzigstenIanuar1912wurdeHerrBassermannvon
sozialdemokratischen Stimmen gewählt, am dreiundzwanzigsten
einFreudenseueuer angezündet.weilNationalliberale in Köln den
Fall des tüchtigen Justizrathes Trimborn und den Sieg eines noch
unerprobten Sozialdemokraten erwirkt hatten. Wer solchen Kost-
wechsel verträgt, ist um seinen Magen zu beneiden. Konservative
und Sozialdemokraten waren 1907und 1909 nichtum ein Haar an-
ders, als sie heute sind. Durften Liberale sich raubsüchtigen Reichs-
blutsaugern verbünden? Durften sie, die seit vierzig Iahren den
demokratischen Sozialismus als die schlimmste Reichssorge ver»
schreien,ihmnun inTriumph und Gloria helfen? Ihnsich auch nur
als Helfer wünschen?Unddennochvon Grundsätzen und Idealen,
vonUeberzeugung und Manneswürde deklamiren?Doch siespa»
ßen nur; selbst die große Vergiftungszene: ein Schauspiel nur.
IederNationalliberale weiß, daß erinNothfällensich mitdenHer»
ren von Oldenburg und von Hertling, niemals mit Herrn Stadt-
hagen verständi gen kann. Aber man wollte auch mal sein Fäustchen
ballen; für eines Karnevals DauerReichsschicksalspielen. Ob das
Plaisirgut bekommenwird?ImMorgengrau desAschermiltwochs
reibt der Wähler sich die schmerzende Stirn und fängt zu fragen
an. »Bin ich ein Rindvieh, das dem Ruf des Hirten stumm und

dummgehorchenmuß?GesternwarderRothederErzfeind,demein
reinlicher Patriotnicht die Hand hinstrecken durfte.Heutesoll ich ihn
mir als Gesetzgeberwünschen. Will ichs nicht.bleibe zutzausoder
wähle, nach kurzem Zaudern, den Agrarier oder Centrumsmann
(weil Beide mir den Landesschutz und den Industriezoll sichern,
den der Genosse abschaffen will), dann bin ich einVerräther, Quer»
treiberoderstreberischerWicht. Eigentlich ist mirs, trotz manchem
Mißstand.bisherdochrechtgutgegangen; warumsollich da Einen
wählen, der den höchsten und den allerhöchsten Herrn, das Eigen-
thum und das Erbrecht, Wehr und Zoll aus meiner Welt dekre»
tiren will? Der meine Partei geschimpft hat wie einen räudigen
Köter und auf der deutschen Erde im Staatsgebäude nichts auch
nur des kleinstenLobes würdigfindet?" ObdieserWähler fromm
in die Hürde zurückkehrt, wenn der Wahnsinnssturm, verbraust
ist? DieTollheit hatte Methode; würde aber nur dem Sieger ver-
ziehen. tzöttendie zwei Fraktionendes LiberalismusMandatege»
wonnen, dann späche ihrtzaufe wohl zuAllem, was geschehen ist,
Ia und Amen. Sie haben Mandate verloren; sind überhaupt nur
durch die links erkaufte, rechts erflehtetzilfelebensfähiggeworden.
Da bleibt Fehl und Schuld wohl nicht ewig ungesühnt.
Auch Konservative und Katholiken haben Sitze verloren.
Natürlich: sie hatten die Steuerlast um eine halbe Milliarde er«
höht, einen Kanzler gestützt, den im ganzen Reich nicht hundert
Menschen für sein Amt irgendwie tauglich finden, und sich mit
anderer Thorheit belastet. Wider sie fochten die in der modernen
Gesellschaft stärksten Mächte. Die Koalition (von Gwinner bis
Zubeil der ganze Bann) war derNothwendigkeitnatürlicherEnt»
wickelung noch ferner als die vom Ianuar 1907; schien für die
Schlachtstunde aber stärker. Nur Wirrköpfe oder Lügner können
leugnen, daß die Verluste der Angegriffenen kleiner sind, als
ringsum erwartet wurde; zu klein, muß man fürchten, um an die
Pflicht zu ernster Selbstbesinnung zu mahnen. Was vor fünf
Iahren verhindert werden sollte, ist wieder Ereigniß geworden:
ohne das Centrum giebts keine leistungfähige Mehrheit. Sieg
des Liberalismus? Der braucht, als politische Organisation von
Technik und Industrie, Gewerbe und Handel, ernster und früh»
licher Wissenschaft, als Hauptvertreter derunaufhaltsam vorwärts
drängenden Stadtknlwrmenschheit, nicht vor den alten Gewalten,
vor Ritterschaft und Klerisei, zu zittern, denen er, m acht Lustren,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_120.html[18.07.2014 17:47:58]

den Herrschbezirk schon über alles Erwarten hinaus verengt hat
und bald, wenn er die Ungeduld zäumte, den Friedensvertrag
diktiren könnte. Gefährlich ist ihmnurdieSozialdemokratie; wird
mit jedemIahr ihm gefährlicher. Preist oder verdammt sie: jeder
liberalen Partei muß sie zum Verhängnis; werden. Nicht nur
in der zerbeulten Urform der Marxistensekte; auch als Instru-
ment des Gewerkschaftwillens. Dem Staat und der Kirche, dem
zu Rodbertus und Belcredi, zu Wichern und Stoecker bekehrten
Grundbesitzer sogar kann sie sich eher versöhnen als dem Groß-
industriellen und Großhändler, dem ungehemmterIndividualis»
mus und Kapitalismus Lebensnothdurft ist. Statt behutsam und
sacht die alten Gewalten in neue Interessen zu locken, in kluge
Privilegienopfer zu überreden und durch solche Bündnißvorbe»
reitung die Reichsmacht und das Besitzrecht des Einzelnen fester
einzuwurzeln, waffnen unsere Liberalen den einzigen Feind, den
sie zu fürchten haben; düngen und pflügen das Feld, von dem er
ernten wird; legen selbst ihm die Sichel in die schwielige Hand.
Er lacht der Thoren, die, weil sie in vier Jahrzehnten noch nicht
alle Thürmchen erklettert haben, den ganzen Bau werthlos fin-
den; läßt sich ihre Hilfeleistung aber gern gefallen. Und die zn
Lehnsleuten Erniederten kreischen, ihre Lage sei behaglicher als
eine im Traum je erlebte; und betrillern den «Sieg der Linken".
Die giebts nicht; aufZeitungpapier, nicht in derWirklichkeit
desDeutschenReiches. RechterBlock, linkerBlock: Spielzeugfür
müßige Kinder. Die Rechnerei und Mehrheitschnüffelei war nicht
ernster zu nehmen als Kurdchens und Evchens Mühe, ein Vexir»
bild zu enträthseln. Ob zwischen den HerrenBassermannund Lede»
bour mehr Mannen sitzen als zwischen dem Ernst von der Lase
und dem vonMannheim, ist für die Reichstagspraxis ohne Be-
deutung. Die Fragen, denenNationalliberale und Sozialdemo-
kraten die selbeAntwort fänden, sind an den Fingern einerHand
abzuzählen; und keine Lebensfrage des Reiches ist darunter. Die
„Linke", die gesiegt haben soll, sah nie das Licht deutscher Sonne.
U„d überdenSozialistenzuwachswerdendieLiberalenbaldmehr
trauern als Konservative und Centrum. Die werden noch weniger
entbehrlich sein als in der vorigen Legislaturperiode. Zank und
Stank wirds geben; wenn nicht entschlossene Männer den Miß»
brauch vehmen, allesMonate lang in der Presse Eingespeichelte
im Hohen Haus noch einmal durchzukauen. Sonst aber: all

rigkt. Die Verbündeten Regirungen fordern hundert Millionen
für Heer und Flotte? Bequem zu haben. (Daß jeder Mangel an
Staatsmannskunst außer dem Ansehensverlust auch die Pflicht
zu neuer Rüstung bringt, weiß der gutmüthige Michel; nimmts
gelassen hinund fragtnicht, was seitBismarcksAbgang auf dieses
Konto zu buchen war.) Deckung? Ein Bischen Nachlaß und viel
Petroleum: sicher keineMixtur, die nicht geschluckt wird. Die alte
Mehrheit fürdenZolltarif(als dessen Entbindertzerr Bassermann
von den Sozialdemokraten wie der ruppigste Spclunkendieb ge»
hunzt wurde). Alles in schönster Ordnung. Noch zwanzig Rothe
mehr als vor 19O7. Warum nicht? Gescheite Leute sind drunter;
sollen nunzeigen, was sie können. Und müssen sehr höflich behan«
deltwerden. Dann wird sich »dieLinke" bald herrlich offenbaren.
(Vor dem dritten Stichwah'tag hatte die lauteste Stimme der Volk»
losen Volkspartei die Nationalliberale schon einer Allen feilen
Gassendirneverglichen.) VomReichstagdräutkeinenahe Gefahr.
Wenn täppische Dummheit vermieden wird und die Mum»
menschanz nicht zu spät endet. Gönnet den Kindern ihr Papier»
putschvergnügen;und sorget nur, endlich, dafür, daß mansie drau-
ßen nicht für die Exponenten deutschen Wollens nehme. Wenn
sie ausgetobt haben, kommen sie wiederzu Vernunft. Und die stein-
reichen Demagogen, die mit ihnen um dieWette lärmten, werden
morgen vom Katzenjammer gekirrt. Entrunzelt die Stirn, Patrio-
ten! Noch habt Ihr Grund, heiter zu blicken! Im Reichshaus
siehts nicht so schlimm aus.wie dem Wähler insOhr gebrülltund
geflennt ward.Nirgends lauernRaubritteraufdenarglosseinern
Gewerbe nachgehenden Handelsmann. Die Opfer der Zündmit-
telsteuer häufen nur selten sich zum Gebirg und der Sektkonsurn
ist zwischenIanuschau und Podangen nicht ganz so schnell gestie-
gen wie zwischen Mascotte und Riche. Das Stadjgeschäft blüht,
Orden und Titel sind zu den alten Bedingungen jedem Unbestraf-
ten erreichbar und anderer Komfort wird das Bürgerherz laben,
wenn Deutschland sich zu den saturirten Staatenzählenund die alt-
preußische Feldlagerzucht entbehren kann. Habt Ihr nicht gestern
erstFritzen mitFestredengefeiert? MüßtIhrselbst,vorunfreund-
lichLauschenden, den Rechtszustand ins Schimpfliche verzerren,
der Euch erstarken und reich werden ließ? Die Ladenhüter sind
ausverkauft. Plakatreklamen nicht mehr nöthig. An neue Arbeit!
5

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_122.html[18.07.2014 17:47:59]

Persönlichkeit. Kultur, Stil.
Iahre mag es her sein, daß eine Zeitschrist Suleikas
HM Verse ausgrub: „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die
Persönlichkeit." Seitdem hat sich der Ruf „Persönlichkeit" mit dem
Nietzscheschrei „Individualität" zu einem Kanon verschlungen, der
von einem vielstimmigen Chor unablässig gesungen wird. Person
ist in der Iuristensprache das Rechtssubjekt im Gegensatz zum
Rechtsobjekt, zur Sache. Wie sich die Kirche der Sklaverei gegen»
über verhalten hat, geht uns hier nicht an; nur das Eine muß,
hervorgehoben werden, daß schon der Versuch, einen Menschen als
Sache zu behandeln, mit dem Geist des Christenthums unverein«
bar ist und daß sich dieser Geist, unter der Beihilfe und dem Zwang
der modernen Produktion, die dabei freilich selbst für eine WeUe
-neue Formen entsetzlichster Sklaverei hervorbrachte, in der heu-
tigen Kulturwelt durchgesetzt hat. Im Einzelnen mag noch viel
wirkliche Sklaverei vorkommen, im Ganzen und von Gesetzes wegen,
ist Iedem seine Persönlichkeit gesichert. Aber die Etymologie giebt
dem Wort noch einen anderen Sinn. ?srsons, hieß die Charakter»
maske des Schauspielers; Person bedeutet also einen Menschen
von originellem Charakter. Einen solchen hat man oder man hat
ihn nicht, wie man eine griechische, eine römische oder eine Stumpf»
nase hat; daran läßt sich durch Kunst und Willkür nichts ändern.
Nur allerdings kann schwache Charakteranlage gestärkt oder noch
mehr geschwächt werden; und dabei vermögen Meinungen, Ansich»
ten, ein lebhafter Glaube Einiges. Man wird nicht übermäßig
großes Gewichtauf die eigene Persönlichkeit legen, wenn man ähn»
lichen Betrachtungen nachhängt, wie sie der homerische Sänger
mitunter anstellt: „Wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter
der Menschen", und wenn man nach dem Tode nichts als ein jäm»
merliches Schattendasein zu erwarten hat. Ueber die eigene Nich-
tigkeit und Vergänglichkeit erhob sich der gewöhnlich nicht schwer»
müthig grübelnde, sondern freudig genießende und muthig käm»
pfende Grieche am Anblick der unsterblichen Idealmenschen, mit
denen seine Phantasie den Olymp bevölkerte. Plato aber forderte
vom wirklichen Menschen, daß er der Idealmensch wieder werde,
der er schon gewesen sei, ehe er in diese sublunare Welt verbannt
wurde, und bald reifte der Glaube an eine Welt, in der die Men»
schen sind, was in der Iugendblüthe des Gesunden die herrliche
Gestalt, das edle Antlitz, die Geistesanlage verheißen, und wo
Schönheit genossen wird ohne die häßlichen und lächerlichen oder
ekelhaften und schrecklichen Zustände und Vorgänge, zu denen der

thierische Lebensprozeß die Seele verurtheilt. Dieser Glaube wurde
nach Ausscheidung der Praeexistenz durchs Christenthum Volks»
glaube und blieb noch für Cartesins und Leibniz philosophische
Hypothese. Intensiveres, vom beglückendsten Selbstgenuß beglei»
tetes Persönlichkeitgefühl als das der ekstatischen Heiligen ist, nicht
denkbar. Gesünder als solches Leben in der Phantasie war das des
Thatmenschen, den sein Glaube (später hat ihn die Goldgier abge-
löst) begeisterte, Wüsten zu kultiviren, Heidenvölker zu unterjochen
und Staaten zu gründen. Seit Spinoza arbeiteten Pantheismus
und Atheismus an der Auflösung des alten Glaubens; die von
Kant und der idealistischen Philosophie errichteten Schutzwehren
erwiesen sich als zu schwach und die Grübler fielen sammt ihren
Nachbetern ins Leere, wo sie in der Schwebe bleiben zwischen dem
Neubuddhismus und dem Materialismus. Wo soll ein starkes
Persönlichkeitgefühl, der Wille, die eigene Persönlichkeit zu be-
haupten, denn herkommen, wenn man sich für ein wesenloses
Traumbild des mit dem Nichts identischen Absoluten hält, oder
für ein Theilchen des organischen Schimmels, mit dem sich ein im
All verschwindender winziger Planet überzogen hat, oder für eine
Energieumsatzmaschine? Natürlich kann man eine Theorie im
Kopf haben, wie man sie auf dem Bücherbrett hat, ohne sich in
seinem Fühlen, Denken und Handeln von ihr beeinslussen zu las-
sen. Ein gesunder Naturbursche, der sie nachschwätzt, wird, wenn
man ihn an die Konsequenzen erinnert, lachend erwidern: Was
scheren mich Konsequenzen, was schert mich die Zukunst? „Die
Gegenwart von einem braven Knaben ist, dächt' ich, immer auch
schon was." Aber bei Literaturmenschen, die keine gesunden Na»
turburschen mehr sind, richtet die philosophische Grübelei nicht sel»
ten arge Verherungen an; und so darf man sich nicht wundern,
daß manchem um seine Persönlichkeit bang wird.
Eine andere Bedrohung, die durch heutige Arbeitweisen, wird
so oft beklagt, daß ich dabei nicht zu verweilen brauche. Alfred
Weber, der sie in einer Abhandlung über den Beamten erörtert,
begegnet pessimistischen Befürchtungen mit dem Hinweis darauf,
daß der Maschinenarbeiter seine Persönlichkeit außerhalb des Be»
reiches seiner Berufsarbeit zu sichern verstanden hat. Ich hätte
hinzugefügt, daß neben dem Kampf um die Emanzipation und Or»
ganisation, neben dem Bildungstreben das Familienleben es ist,
was den Arbeiter zur Person macht, und daß er die Möglichkeit, in
diesen Wirkungskreisen und Tätigkeiten Person zu werden, der
deutschen Sozialpolitik verdankt; in England hat ihn vor hundert
Iahren das Manchesterthum tief unter das Vieh hinabgedrückr.

Auch verwandelt sich selbst die geistloseste Berufsarbeit aus einer
Schädigung in eine Stütze der Persönlichkeit, wenn sie als Pflicht-
erfüllung aufgefaßt und dadurch geadelt wird; der gläubige Fa»
brikarbeiter fühlt sich so gut wie Kaiser Wilhelm als Instrument
Gottes, als zur Mitherrschaft berufener Diener des Herrn derWelt.
Weber meint zwar, diese metaphysische Basis der Berufsthätigkeit
(die übrigens nicht die Form puritanischer Askese anzunehmen
braucht) sei geschwunden, aber sie besteht noch für Millionen.
Freilich erfüllen in unserer Gesellschaft alle Menschen vom Schul»
büblein an, nur die Lumpen ausgenommen, auch ohne Religion
und Metaphysik ihre Berufspflicht: gezwungen; aber auf das Wie
und diebeg'eitendeSeelenstimmung kommtdoch wohl auchEtwas an.
Was das Berufsleben der höheren Stände betrifft, so ist alles
Bureaukratische mir ein Gräuel; aber, wie auch Weber einsieht, nicht
der preußisch»deutsche Staat ist an dessen Wachsthum schuld, son»
dern es wird von der heutigen Menschenanhäusung, Berufsglie»
derung und gesettschaftlichen Verwickelung gefordert. Nicht nur jede
große Stadt (kleine giebts kaum noch), auch jede Genossenschaft,
jede Körperschaft, jedes große Privatunternehmen bedarf eines bu»
reaukratischen Apparates, und wenn die Post, die Eisenbahn, die
Arbeiterversicherung Privatunternehmungen wären, so würde sich
deren Schalter» und Schreibstubendienst um kein Haar geistvoller
gestalten. Frankreich hat eine andere als die bureaukratische Staats»
Verwaltung überhaupt niemals gekannt; aber auch England bu»
reaukratisirt sich mehr und mehr. Mährend ich hier am Schreibtisch
sitze, füllt mir eine Klage der Ingenieure in die Hand. Die Praxis
der amerikanischen Fabrikanten, möglichst nur Maschinen vom glei»
chen TyL> zu verwenden, dringe in Deutschland ein; dadurch wür»
den Konstrukteure erspart; das Zeichnen und Anpassen besorgten
Hilfsarbeiter; auch hier setze sich die moderne Praxis durch, daß
man nur einen Kops in Anspruch nehme, hundert oder tausend
Hände zu beschäftigen. Verarmt der Geist des Gelehrten, so ist wie»
derum nicht seine Eigenschaft als Staatsdiener daran schuld, son»
dern das Spezialistenthum. Darwin hat über der anhaltenden Be»
schäftigung mit Vierfüßlern und Regenwürmern den Sinn für
Poesie und Musik eingebüßt; und er war doch universell im Ver»
gleich mit heutigen Mikrobensorschern. Die Orden» und Titelwirth»
schaft endlich wird vom lieben Publikum gezüchtet. In Bayern, in
Oesterreich ist es ja damit ärger als in Preußen; jeder Bebrillte
wird Doktor oder Professor, wer einen Zwicker trägt, Baron titu»
lirt. Natürlich titulirt Ieder, um selbst titulirt zu werden. Der
Unbedeutende (Das ist seine Weise, sich als Persönlichkeit zu be«

thätigen) will Etwas bedeuten, darum durch einen Orden, einen Titel ausgezeichnet werden. Die Vielköpfigkoit, Vielgestaltigkcit, Verzweigtheit, Arbeitsteilung der modernen Gesellschaft also ist es, was den geistigen Bereich des Einzelnen verengt, der Staat thut es nur, weil und so weit er selbst eine moderne, mit Fachmenschen arbeitende Maschine ist. Nur durch äußerste Kleinheit seines Gebietes, durch die spärliche Zahl und die Gleichartigkeit, Undiffe» renzirtheit seiner Bürger kann ein Staat dem Schicksal der Bu» reaukratisirung entgehen: Ari braucht keine Bureaukratie, wie es auch keine starke Centralgewalt braucht, weder einen König noch einen Präsidenten, der, gleich dem der Bereinigten Staaten, mit der Macht eines Autokraten ausgerüstet wäre.

Nicht das Gebiet des Intellekts und des Gemüths, wohl aber das des Willens wird allerdings vom Staat eingeschränkt. Doch gehorcht etwa der Philister seinem Parteiboß, der Arbeiter dem Strikeorganisator und dem „Vorwärts" nicht eben so devot wie der Staatsbeamte dem Minister? Und ist die Abhängigkeit des kleinen Kaufmanns, der jeden dummen Iungen mit tiefem Bück» ling „mein Herr" anredet, vom Publikum, die Abhängigkeit des Iournalisten vom Zeitungverleger und Beider vom Publikum (der Abhängigkeit des Geschäftsmanns von der Revolverpresse gar nicht zu gedenken) etwa weniger drückend als die des Beamten vom Staat? Und diese ist nicht, gleich jener, schmachvoll, weil sie ja vom Gemeinwohl gefordert wird. Die Freiheit wird eben in dem Maß eingeschränkt, wie die Menschen civilisirt sind und gedrängt woh» nen. Das höchste Maß der Unabhängigkeit von der Gesellschaft genießt der fern von der Gesellschaft hausende Ansiedler im Arwald; er bezahlt diese Anabhängigkeit aber mit harter Abhängigkeit von der Natur. Besser daran ist der deutsche Bauer in einem von Sommerfrischlern noch nicht heimgesuchten Dorf, der die Güter der Ci» vilisation genießt und trotzdem auf seinem Anwesen und auf der Dorfstraße weit ausschreiten und sich behaglich ergehen, in Stube und Stall, in Hof und Garten, auf feinem Acker nach Herzenslust pfeifen, singen, jauchzen und fluchen darf; gleicher Freiheit erfreuen sich seine Kinder. Der Berliner muß sich gespannter Aufmerksamkeit befleißigen und seine Schritte abzirkeln, wenn er nicht entweder gerädert werden oder Anderen auf die Zehen treten will, und machen im engen Wohnkäfig seine Kinder ihren Gefühlen hörbar Luft, so wirft ihn der Hauswirth hinaus; auf der Straße faßt ihn die Polizei: weil das nervöse und höchst wohlanständige Publikum Das so fordert; klagt es doch schon wegen eines krähen» , den Hahns vor Gericht. Ohne Menschen kann man nicht Mensch

fem, mit Menschen lebend, hat man nur die Wahl, ob man seine
eigene Persönlichkeit einengen lassen oder in das Recht der Per»
sönlichkeit Anderer eingreifen will. Im Kulturstaat sind solche Ein-
griffe nur möglich in der Form einer gesetzlichen Gewalt, welche die
Freiheitsphären der Einzelnen gegen einander abgrenzt, oder in
der Form des Verbrechens; darum muß heute das Leben des Star«
ken, der nicht auf einen Platz gelangt, von wo er legitime Herr»
schaft ausüben kann, tragisch verlaufen. Die Privatorganisationen,
die schon längst im Entstehen begriffen sind und die, wie Weber
hofft, einmal den Staat ablösen werden, bedeuten die Rückkehr zum
Korporationleben des Mittelalters, das, nach meiner Ueberzeu«
gung, im Ganzen freier (im einzelnen Fall muß jedes Stück Un»
abhängigkeit mit einem Stück andersartiger Abhängigkeit bezahlt
werden), dazu subjektiver und individualistischer gewesen ist als
unsere Zeit, und es macht mich in meiner Aeberzeugung auch nicht
irr, daß der angesehenste heutige Historiker, dessen Forschung noch
dazu vom mittelalterlichen Wirthschaftleben ausgegangen ist, auf
die entgegengesetzte Ansicht die Gliederung seiner Deutschen Ge»
schichte gebaut hat. Der Schein größerer Subjektivität entsteht da»
durch, daß heute jeder Schuljunge die persönlichen Ansichten und
Gefühle, die er zu haben glaubt, die ihm aber blos von seinem Lieb»
lingdichter suggerirt sind, zu Papier bringt, der mittelalterliche
Mensch aber gewöhnlich nicht schreiben konnte, weder Lust noch Zeit
dazu hatte und daß im Mittelalter die Hierarchie die Weltanschau»
ung für Alle zu machen sich anmaßte (was ihr, wie die trotz Schei»
terhaufen nicht abreißenden Ketzereien beweisen, durchaus miß»
lang), während es heute von Weltanschauungfabrikanten wimmelt,
so daß jeder des Lesens Kundige die ihm zusagende wählen kann,
wie man sich im Kleiderladen den passenden Rock aussucht. Die
Meisten sparen übrigens diese Mühe; sie gehen nicht in den La»
den, die Bibliothek, sondern nehmen die Meinung an, die ihnen
der Zeitungskolporteur ins Haus bringt. Der körperlichen Bethä»
tigung mit Faust, Knüppel, Schwert und Dolch hat der mit Pulver,
Blei und Dynamit bewaffnete moderne Staat ein Ende gemacht;
die Zahl Derer, die die Wiederherstellung des Faustrechtes wün»
schen, dürfte heute nicht mehr groß sein. Vor sechzig Iahren hat
Heinrich Leo das Mittelalter gerade seiner Gewaltthätigkeit wegen
gepriesen, die skrophulöses Gesindel nicht habe aufwachsen lassen.
Nur einen Vorzug, welcher der Persönlichkeit zu Gut kommt, hat
unsere Zeit vor dem Mittelalter voraus: daß, well das Leben heute
viel reicher ist, auch die Individualseele reicher sein kann. Aber sie
wird es nur bei Wenigen. Der Mann, der im Mittelalter aus

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_127.html[18.07.2014 17:48:02]

Frankreich zu Fuß nach Ierusalem pilgerte oder abenteuerte, er»
lebte mehr als die heutige berliner Großschlächtersgattin, die, in
einen Schlafwagen verladen, auf allen Bahnhöfen das selbe Men-
schengewimmel, in allen Hotels die selben Einrichtungen wieder»
findet und Kunstwerke angafft, die ihrer Seele nichts sagen.
Nicht, Persönlichkeit zu haben oder zu sein, ist schwieriger ge»
worden, sondern, der eigenen Persönlichkeit Geltung zu verschaf»
fen. Im antiken wie im mittelalterlichen Stadtstaat hatte jeder
Schuster Aussicht, einmal Mitglied der Regirung zu werden und
das Licht seiner Weisheit von der höchsten Staffel herab leuchten
zu lassen; heute verliert sich auch der Akademiker, der Edelmann
in der ungeheuren Menge, wenn ihn nicht außerordentliche Be-
gabung oder glückliche Fügung auf eine der höchsten Stellen be-
fördert. Ist er auf einer solchen angelangt, dann erfreut er sich
allerdings einer weit größeren Einflußsphäre als irgendein starker
Mann früherer Zeiten (nur kann er sie nicht in der Weise eines
Renaissancetyrannen ausnutzen), wie ja auch ein heutiger Dichter,
dessen Dramen auf allen großen Bühnen der Welt aufgeführt,
dessen Romane von Millionen gelesen werden, zu tausendmal mehr
Menschen spricht, als Sophokles und Dante gesprochen haben. Die
Vereinsmeierei, Kirchen» und Sektengründerei, die politische Par»
teiagitation sind Manifestationen des Dranges, der eigenen Per»
sönlichkeit eine Einslußsphäre zu erobern.
Von der Sehnsucht, seiner Persönlichkeit Geltung zu ver-
schaffen, ist nur noch ein Schritt bis zu dem Streben, als eine be-
deutende Persönlichkeit zu erscheinen, ja, bedeutend blos zu schei-
nen. Darauf haben es die Romanen mehr abgesehen als wir so-
liden Deutschen. Ieder Franzose posirt, jeder Italiener schauspielert
ein Wenig. Mit Vergnügen erinnere ich mich eines Einakters in
einem mailänder Volkstheater. Ein bildhübscher junger Kerl hatte
das Glück, in seiner Rolle ganz und gar sich selbst darstellen und,
breit vor der Rampe aufgepflanzt, immer wieder mit der ent-
sprechenden Geste rufen zu dürfen: nn ta.nto Awväns!" Ita-
lien, wie es leibt und lebt. Einen feineren Typus der Scheinen-
wollenden zeichnet Goethe (man denke übrigens auch an den Schlitt-
schuhfahrer im blausammetenen Pelz der Frau Rath) im Wilhelm
Meister, der an Werner schreibt: „Wenn der Edelmann durch die
Darstellung seiner Person Alles giebt, so giebt der Bürger durch
seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Iener darf und
soll scheinen, dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächer-
lich und abgeschmackt... Ich habe nun einmal gerade zu jener har-
monischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt ver»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_128.html[18.07.2014 17:48:02]

sagt, eine unwiderstehliche Neigung. Ich habe durch Leibesübung
viel gewonnen, habe meine Sprache und Stimme ausgebildet und
darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle.
Du siehst wohl, daß Alles für mich nur auf dem Theater zu finden
ist." Theaterspiel: darauf läuft diese Art Persönlichkeitsdrang hin-
aus. Später hat dann Meister»Goethe gelernt, daß es würdiger
ist, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu sein als auf der Theater-
oder Lebensbühne zu Paradiren, und daß nicht der höhere oder nie«
dere Schauspieler, sondern der tüchtige Handwerker, trotz seiner
Einseitigkeit (ohne Einseitigkeit keine Tüchtigkeit) Achtung ver-
dient. Das zur Narrheit gesteigerte Scheinenwollen verkörperte
Nero, der Cirkuskünstler und Musikant auf demThron der Caesaren.
Ich wüßte nicht, was einen heutigen Richter, Oberlehrer,
Kaufmann hindern könnte, ein rechtschaffener, tüchtiger und edler
Charakter zu sein, in Beruf und Familie eine ihn befriedigende
Wirksamkeit zu entfalten, sich durch Umgang und Lecture, durch
Kunstgenuß und Kunstübung eine reiche innere Welt aufzubauen,
in den von seinem Einkommen gezogenen Grenzen sein äußeres
Dasein nach seinem Geschmack zu gestalten, und ich wüßte nicht an-
zugeben, was einem solchen Mann zur Persönlichkeit fehlt. Daß
die Frau, wenn sie nicht Sachwalterin, Aerztin oder Sanskritfor-
scherin wird, weniger als der Mann in Gefahr schwebt, durch allzu
opferwillige Hingabe an eine einseitige Berufsthätigkeit ein Stück
ihrer Persönlichkeit einzubüßen, haben schon Andere betont.
Der zweite Sehnsuchtschrei moderner Menschen lautet: Kul-
tur! Zum Verständniß des Begriffes hilft das Wort. Oolsrs heißt
pflegen. Der Mensch ist ein pflegendes Wesen. Das höhere Thier
pflegt seine Iungen, der Mensch pflegt das ganze Universum, so
weit er es in den Bereich seiner theoretischen und praktischen Tä-
tigkeit zu ziehen vermag, von seinem eigenen Leibe bis zu den
fernsten Fixsternen und von seiner eigenen Seele bis zum uner-
kennbaren Argrunde aller Dinge. In den Gegenständen, in der
Art, wie er sie Pflegt, offenbart sich der Individual», der Volks-
charakter. Für die Bodenpflege zuerst ist dasSubstantivum culwi's.
gebildet worden; und im Aussehen des Bodens wird dem Reisen-
den die Volksart sichtbar: an dem Zustande der Aecker, Wiesen und
Gärten und ihres Zubehörs, der menschlichen Wohnungen, er-
kennt er schon von Weitem, daß er sich der Grenze nähert, die sla»
visches Gebiet von deutschem scheidet. Die Gesammtheit der Dinge,
die der Mensch in Pflegschaft genommen, gestaltet, geschaffen, denen
er seinen Charakter aufgeprägt, in denen sein Innerstes sich ent-
hüllt hat, ist die objektive, dieses Innerste selbst, die Fähigkeit, so

zu wirken, ist die subjektive Kultur. Da versteht sich also von selbst,
daß es kulturlose Völker nicht giebt (die sogenannten Natunnen«
schen sind nur Menschen von niederer Kultur) und daß jedes Volk
seine eigene Kultur hat. Auf einer gewissen Stufe angelangt, schafft
die Kultur eine bürgerliche Ordnung, eine «ivitä.8, und die Lebens«
gewohnheiten und die technischen Hilfsmittel, deren das Gemein-
wesen bedarf, die civilis. Civilisation ist demnach eine Frucht,
die auf einer gewissen Stufe der Kultur dieser entsproßt. Die Chi»
nesen sind, wie wenigstens der Europäer gewöhnlich glaubt, auf
dieser Stufe stehen geblieben. Wir Europäer haben uns zur Höhe
einer feineren Kultur emporgeschwungen, indem wir die Wissen-
schaften nicht nur um ihres Nutzens willen, sondern nach der Er-
kenntnis; der Wahrheit dürstend betreiben, ein reiches Gemüths«
leben entfaltet, das Land der Schönheit entdeckt und durch all Das
(ein staunenswerther Nebenerfolg) auch unsere Civilisation ge»
steigert, vermehrt, zum Mittel der Weltbeherrschung ausgebildet
haben. So ist denn die Kultur sowohl Wurzel als Blüthe und
edelste Frucht des echten Menschendaseins und umschließt die Ci-
vilisation als eine ihrer Funktionen und Produkte. Wenn heute
geklagt wird, die Kultur sei bedroht, oder gar, sie fehle, dann kann
natürlich nur höchste Kultur gemeint sein.
Gefahr droht von der Maschine, der sich der Ruskinismus ent-
gegenstemmt, und vom Amerikanismus, den man als Verschüttung
der Kultur durch überreiche Civilisation deftniren kann. Werner
Sombart charakterisirt ihn gut, wenn er sagt, der Amerikaner halte
tk« KiS für tks Ai.s^t; er frage nicht: Hast Du den neuen Rubens
des Mr. So und So gesehen, hast Du die Farbenpracht bewundert?
sondern: Hast Du das Hunderttausenddollarbild gesehen? Erfor-
scher des nordamerikanischen Volkslebens erzählen uns, daß der
gebildetste Amerikaner sich unbefangen den Genüssen hingiebt, die
eine Rummelwiese darbietet, und daß die meisten Theater aufder
Stufe deutscher Schmieren stehen, die in Dörfern Ritter» und Räu»
berstücke aufführen oder ehedem aufgeführt haben. Oft erscheint
der Nordamerikaner als ein oberflächlich civilisirter Cowboy oder
Goldgräber, als ein ungeschlachtes Kind, das sich mit Flittern der
Civilisation behängt, wie der schwarze Stutzer mit abgelegten Eu-
ropäerkleidern. Die Dollarjagd will ich nicht ins Debet»Conto
setzen, weil sich der stürmische Erwerbstrieb zur großartigen in-
dustriellen Schöpferkraft veredelt hat, und selbstverständlich fehlt
es in einem aus Europa stammenden, mit Europa verkehrenden,
mit den reichsten europäischen Mitteln ausgestatteten Volk nicht
an zahlreichen Vertretern wirklich hoher und feiner Kultur; aber

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_130.html[18.07.2014 17:48:03]

daß diese von der Talmikultur überwuchert wird, leugnet, so viel
ich sehen kann, kein Kenner der Vereinigten Staaten.
Ich glaube nun nicht, daß uns Deutschen die Gefahr droht,
in einen ähnlichen Zustand zu versinken. Die deutsche Kultur ist
doch wohl zu tief gewurzelt, als daß man Solches befürchten müßte,
und sie entfaltet sich immer reicher, dringt immer weiter vor, da ja
Staat und Gemeinden, Philanthropen, Ethiker und Bildungver«
eine wetteifern, sie mit den von der heutigen Technik dargebotenen
Mitteln bis in die untersten Schichten zu verbreiten. Es ist, bei
Licht besehen, nur eine Seite der höheren Kultur, die ästhetische,
die einigermaßen bedroht erscheint, und diese meint man wohl aus-
schließlich, wenn man über den Verfall der Kultur jammert. Wer-
ner Sombart hat einmal die Röllchen als Das bezeichnet, was
den Unkultivirten vom Kultivirten unterscheide. In der That ist
der Widerwille gegen dieses Ausstattungstück ein Kennzeichen ästhe-
tischen Empfindens; steife Cylinder können wohl als Futterale ge-
braucht werden, aber nicht einen lebendigen Leib bekleiden. Ich
habe sie immer unästhetisch genannt, und unmoralisch dazu, weil
sie die nicht vorhandene Thatsache reiner Wäsche vortäuschen sollen.
Sie stammen natürlich, sammt allem Gestärkten, aus England.
Bulwer läßt Brummel (wenn ich mich recht erinnere, im Pelham)
sich rühmen: I Iis,vs lzrouSkt sts,rek in ä.11 tks sliirts ok Lurope.
Nur ein scotisirter Engländer konnte darauf verfallen, die Brust
mit dem falschen Schein der Weißheit zu panzern; die katholische
Nonne hat sich dann die ketzerische Erfindung zum Schutze der
Keuschheit gern für ihre Haube angeeignet. Aber der ästhetische
Widerwille mag noch so groß sein: was bleibt dem Stadtmenschen
von bescheidenem Einkommen übrig, als sich Brummel zu fügen?
Zwischen rauchenden Schornsteinen sitzend, müßte er in der Woche
vierzehn Taghemden verbrauchen, wenn er niemals schwarze Rän-
der an den ungestärkten Hemdärmeln haben wollte, und Das würde
einen Haufen Geld kosten. Aesthetisch sein auf Kosten der Moral,
des schönen Scheins wegen die Familie darben lassen, dem Hand-
werker, der Näherin, dem Kaufmann schuldig bleiben: Das ist
keine echte Kultur; vielmehr ist, wers so treibt, ein Lump, er mag
ein armer Graf oder ein stutzerhafter Prolet sein. Die Röllchen
bringen uns also zum Bewußtsein, daß es höhere Rücksichten giebt,
denen das Aesthetische zu weichen hat. Schönheit ist nach Platos
Phädrus wie nach dem katholischen Glauben der Abglanz unserer
eMgM tzeimath, der uns an sie erinnern, die Sehnsucht nach ihr
erwecken, zu einem für sie würdig machenden Streben und Wirken
ermutHigen, uns aufrecht erhalten soll in der Iämmerlichkeit, Häß»

lichkeit, Niedertracht des Erdenlebens. Aber sie ist eben nur ein
unvollkommener und ein an rafch vorübergehenden Erscheinungen
haftender Abglanz. Seine Dauer verlängert der Künstler, indem
er einen selbständigen Schein des Scheines schafft. Nur ihm ist
es erlaubt und vergönnt, sich ganz und ausschließlich in den schö»
nen Schein zu versenken, weil es eben seine Lebensaufgabe ist,
für Andere diesen Schein in Kunstwerken zu fixiren. Wer nicht
das Schaffen, sondern den müßigen Genuß des Schönen zur Le-
bensaufgabe macht, geht zu Grunde; eine Nation, eine soziale
Schicht, die Das versucht, das kaiserliche Rom, die Gesellschaft, die
ein Watteau verewigt hat, ist dem Untergang geweiht. Das Aesthe»
tische ist also zwar unentbehrlich für die Vollendung, aber nicht in
gleichem Grade wie die Geistes», Herzens» und Charakterbildung
unentbehrlich für die Existenz der Kultur, und seine Allein» oder
Vorherrschaft kündet den Untergang an.
Die Kultur, wird zum Dritten gefordert, soll Stil haben. I^es
cikosss sont Iiors üs 11iomms; 1s st^ls est I nonims msirie, schreibt
Buffon. Er ist also eine Offenbarung der Persönlichkeit. Da muß
nun zunächst schon Gesagtes wiederholt werden: ein Mensch ist eine
Persönlichkeit im höheren Sinn des Wortes, dann hat er seinen
Stil; oder er ist ein Dutzendmensch, dann hat er keinen oder den
Schulknaben» oder den Geschäfts» oder den Aktenstil. Was gefor-
dert wird, ist nun allerdings nicht der Schreib», sondern der Lebens-
stil, und der umfaßt weitere Menschenkreise. Zum Schreibstil ge-
hört Uebung im Schreiben, also ein bestimmter Lebensberuf nebst
höherer Bildung, Lebensstil hat jeder Mensch von Charakter und
jede seiner Schöpfungen. Der Haushalt einer Frau, die ein Jedes
zur rechten Zeit thut und jedem Gegenstand seinen richtigen Platz
anweist, hat Stil, desgleichen die Wirthschaft eines tüchtigen Bau-
ern. Jeder Stand hat seinen eigenen Stil; der Bauer, der Hand-
werker, der Lehrer kann und darf nicht den Stil des GrandseigneurS
haben; und auf der Stufe der Bettelhaftigkeit hört alle Stilmög-
lichkeit auf. Dem Soldaten, zum Theil auch dem Beamten und
solchen Angehörigen der übrigen Stände, die ihren Beruf nicht aus
Neigung, sondern gezwungen gewählt haben, wird der Stil von
außen aufgeprägt; für das preußische Volk hat sich diese gewalt-
same Prägung heilsam erwiesen: sie hat es zur Reichsgründung
befähigt. Die heutige Vielheit und Mannichfaltigkeit der persön-
lichen und Standesstile hat bis jetzt die aus den Zeiten der Un»
disferenzirtheit stammenden Volksstile nicht vernichtet; auch wir
Deutschen haben den unseren noch nicht verloren. Wirtschaftlich-
keit, Ordnungliebe, ausdauernder Fleiß, Wahrhaftigkeit, Recht»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_132.html[18.07.2014 17:48:04]

schaffenheit, Zuverlässigkeit, Gemüthstiefe, Reinlichkeit sind von je
her deutsche Art gewesen und im Ganzen hat unser Volk diese
Eigenschaften noch nicht eingebüßt. Der Fleiß ist dem Deutschen
allerdings erst im frühen Mittelalter, nicht ohne Zwang, anerzoKn
worden; aber reinlich scheint er schon gewesen zu sein, was bei der
kaukafischen Rafse wohl mit der hellen Hautfarbe zusammenhängt,
die jeden Schmutzfleck sofort bemerkbar macht. In Karls des Gro-
ßen Os,z)itn1s,re äo Villis wird vorgeschrieben, daß beim Keltern,
Brauen, Kochen und Backen strengstens auf Sauberkeit der dazu
verwendeten Personen, Geräthschaften und Gefäße zu halten sei
und daß die Trauben nicht mit den Füßen gekeltert werden dürfen;
und in mittelalterlichen Höfeordnungen wird auf Reinhaltung so-
gar der Schweine gedrungen: je gräulicher diese Thiers stänken,
desto nothwendiger sei es, den Fußboden im Schweinestall trocken
und die Luft, rein zu erhalten. In der Wirtschaftlichkeit find uns
die Franzosen über. Alle Kenner des französischen Volkslebens
stimmen darin überein, daß ihnen der waghalsige, kühne Unter»
gehmungsgeist fehlt, der den Deutschen und den Angelsachsen aus-
zeichnet, und daß die Wirtschaftlichkeit ihrer Bauern und Klein-
bürger in spießbürgerlich ideenlose Engherzigkeit und in Geiz aus-
artet. Dagegen scheint es, namentlich im Süden, um die Reinlich-
keit nicht gut bestellt zu sein. Diese hat der vornehme Engländer
zum Luxus gesteigert, dem niederen Volk Englands dagegen ist sie
in der Noch des Lebens bei schwacher ästhetischer Anlage verloren
gegangen. Hume nannte London eine Kloake (Paris hat freilich,
nach den Schilderungen der Liselotte, im Anfang des achtzehnten
Iahrhunderts nicht besser gerochen). Neuere deutsche Beobachter
endlich stimmen mit englischen Autoren darin überein, daß trotz
gewaltiger Hebung des englischen Arbeiterstandes in den letzten
sechzig Iahren in Ostlondon und in den Industriecentren die Per-
sonen, dieKleidung, die Wohnungen derArbeiterbevölkerung einen
Grad von Verwahrlosung offenbaren, der in Deutschland nur bei
einzelnen Individuen, nirgends en masss anzutreffen sei. Der .
Wirthschafthistoriker William James Ashley konstatirt in seiner
vor vier Iahren erschienenen Schrist „Das Aufsteigen der arbeiten-
den Klafsen Deutschlands" die ihn betrübende Thatsache, daß diese
Klafsen in England einen sehr viel weniger erfreulichen Eindruck
machen als in Deutschland. Er hat sich gefragt, „ob nicht der Schmutz
und die Lumpen, die in England so viel öfter in die Augen fallen,
vielleicht besser genährte Körper bedecken"; da er aber nicht in der
Lage gewesen ist, die Leute auszukleiden und abzuscheuern, hat er
leider seinen patriotischen Wunsch, verborgene Schönheiten zu ent»

decken, nicht zu befriedigen vermocht. Eine Seite des deutschen Wesens, die Zuverlässigkeit und Solidität, ist freilich, im Osten unseres Vaterlandes wenigstens, vom benachbarten Halbafien angefressen; so wird Konsumtivkredit mit einer Unverschämtheit aufgedrängt, mit einer Schlappheit bewilligt, mit einem Leichtsinn genommen, die in England und Nordamerika, wahrscheinlich auch in Frank» reich, undenkbar wären. Um die Wahrhaftigkeit ist es, dem politischen Theil der Zeitungen nach zu urtheilen, gänzlich geschehen, wird mancher Zeitungleser meinen. Ich halte jedoch unsere politi« schen Parteisührer für ganz wunderbare Geschöpfe, denen aus dem eigentlichen Menschen der politische Mensch wie der zweite Kopf einer Mißgeburt herausgewachsen ist; während das Lügenmaul und der Schreibfinger des Wuchergewächses vor keiner noch so ab» geschmackten und lächerlichen Lüge zurückbebt, bleibt der eigentliche und Stammensch im Privat« und GeschSftsleben ein wahrhaftiger und ehrlicher Deutscher. Auch die Humanität gegen die Thiere ist eine den Germanen vom Romanen unterscheidende Tugend. Ein guter Theil unseres deutschen Stils ist ja freilich nicht spontaner Ausdruck eines inneren Gehaltes, sondern, wie schon an zwei Stellen angedeutet wurde, anerzogen und zum Theil aufgezwungen (wobei indeß beachtet werden mag, daß dem inneren Wesen völlig Heterogenes gar nicht anerzogen werden kann; Anlage muß vorhanden sein, wenn ein Erziehungwerk gelingen soll). Im Ganzen hat jedoch dieser Zwang wohlthätig gewirkt, er hat die Deutschen vor verderblichen Einflüssen geschützt und vor Fäulniß bewahrt. Ein Regiment preußischer Soldaten und ein Zug gewafchener, glattgekämmter und sorgfältig gekleideter Schulmädchen sehen nicht so malerisch aus wie Murillos Betteljungen oder neapolitanische Lazzaroni. (Südliche Verlumpung wirkt, im Gegensatz zur ekelhaften nordischen, äfthetisch, weil Schwimmhöschen und Hemdfragmente nicht hinreichen, einen wohlgebildeten Leib zu verbergen oder wesentlich zu entstellen, weil dieser Leib in der Ruhe Behagen und in der Bewegung Anmuth athmet, weil der dazu gehörige Mund lacht, das Auge blitzt und weil sich das Ganze von einem blauen Himmel abhebt und vom Sonnenlichte verklärt wird. Ie mehr mit der nordischen Reisewuth der Bekleidungzwang südwärts fortschreitet, internationale Politik und Eivilisation den Militär» und Schuldrill über den ganzen Globus ausbreiten, desto mehr schwindet dieser Unterschied zwischen Nord und Süd.) Aber von der Mehrheit der Gebildeten wird ja wohl die Kultur, die der deutsche Stil offenbart, für werthvoller gehalten als die neapolitanische oder sevillanische.

Neisse. Karl Ientsch.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_134.html[18.07.2014 17:48:05]

Julius Caesar.*)

Hakespeares Caesar war schon zu seiner Zeit eins von seinen popu»
lärsten Dramen und steht noch immer auf dem Theaterzettel aller
gebildeten Länder. Obgleich das Stück nicht unterhaltend ist. Man
weiß ja Alles voraus, auch, wie es dem Helden ergehen wird; da fehlt
auch Liebe, welche die einsachsten und trockensten Zubereitungen schmück«
haft macht; da ist kein Narr, der belustigt, keine Intrigue, die spannt,
nur ein Geist, aber dürftiger als der Hamlets. Dennoch interessirt das
Stück, wie Alles, was Shakespeare gemacht hat, weil es von einer inne-
ren Spannkraft getragen wird, die hier aber manchmal nachläßt.

Als ich 1869 Iulius Caesar als Lesebuch im Englischen benutzte
(obwohl ich die schwierige Sprache kaum aussprechen konnte), war das
Stück gewählt worden, weil dessen Sprache verhältnißmäßig leicht ist
und der Text nichts Grobkörniges enthält. Wir jungen Leute waren
besonders stark in der Kritik und sagten sofort, daß das Drama Brutus
heißen müßte, weil Caesar schon im dritten Akt stirbt; und den größten
Helden der Welt, den wir aus der Weltgeschichte wie aus seinem eige-
nen „Gallischen Krieg" kannten, fanden wir schlecht gezeichnet: ein
Feigling, der an Wahrzeichen glaubt, unter dem Pantoffel steht; der
dem Senat fernbleiben will, weil seine Frau schlecht geträumt hat.

Dieser Tadel von Zwanzigjährigen ist wirklich vorher und nachher von
berühmten Erklärern ausgesprochen worden, und als ich mit sechzig
Iahren meinen Caesar wieder las, den ich aus Schulübersetzungen am

*) Strindberg ist nun ein Sechziger. Wir lasen, er sei krank, müsse,
der seelisch so viel gelitten hat, auch körperlich seit Monaten leiden,
und konnten uns diesen Trotzigen zunächst gar nicht als einen Siechen
vorstellen. Möge er rasch und völlig gesunden! Uns Allen, die auf dem
weiten Rund der Erde heute keinen stärkeren Dichter kennen. Was er
uns ist, ward hier oft gesagt. Was er erlebt hat, ist in seinen Werken
zu lesen. („Der Sohn der Magd", „Entwickelung einer Seele", „Die
Beichte eines Thoren", „Inserno", „Legenden", „Einsam" lassen uns
in sein innerstes Werden blicken.) Herr Emil Schering, der seit Iah-
ren, mit männlicher Hingebung, bemüht ist, dem Einsamen (dem eine
groteske Grille seiner gelehrten Landsleute bis heute den Nobelpreis
versagt, Schwedens Volk jetzt aber eine Ehrengabe gespendet hat) in
Teutschland eine Gemeinde zu werben, läßt bei Georg Müller einen
neuen Band der Gesammtausgabe erscheinen, der auch diesen Aufsatz
enthalten wird. Der Titel des Buches ist „Dramaturgie"; es bringt,
außer den Shakespearekritiken und einem Essay über Faust, allerlei
feine Bemerkungen und Aufsätze über das historische Drama, Schau-
spielkunst und das Intime Theater, dessen Möglichkeiten im Vorwort
zu „Fräulein Iulie" angedeutet waren. Die Gesammtausgabe, die den
Dichter, in seiner fast unzeitgemäßen Universalität, erst recht erkennen
lehrt, muß (morgen oder übermorgen) viele Leser finden.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_135.html[18.07.2014 17:48:06]

Besten von Shakespeares Stücken kenne, drängten sich mir die selben
Mängel auf. Als ich, wie ich schon früher gethan, Caesars Rolle her-
ausnahm, fand ich, jetzt wie damals, eine gewisse Schwäche in der Cha-
rakterzeichnung, die man nicht in ein Verdienst verwandeln muß, weil
man Shakespeare liebt.
Sehen wir uns nun das Gewebe an, unterscheiden wir die Kette
vom Einschlag und besichtigen wir den Schaft.
Schon in der zweiten Szene des ersten Aktes kommt Caesar mit
seiner Gemahlin Kalpurnia auf einen offenen Platz. Bekanntlich spricht
man nicht von Caesars Gattin; und ein Römer zeigte seine Frau nicht
auf der Straße. Als Caesar, der Welterschütterer, den Mund öffnet,
geschieht es, um seine Frau zu bitten, sich beim Wettlauf Antonius
in den Weg zu stellen, damit Antonius sie berühre:
Denn es ist
Ein alter Glaube: unsruchtbare Weiber,
Berührt bei diesem heilgen Wettlauf,
Entladen sich des Fluchs.
Dies hat ein Kommentator so erklärt: Caesar ist jetzt, mit fünsund-
fünszig Iahren, müde oder abgelebt; darum beginnt er, ganz einsach,
abergläubig zu werden. Könnte man nicht lieber Anderes annehmen:
Caesar ist auf der Höhe seiner Macht, ist Imperator, Pontisex Maxi-
mus, ihm wird (buchstäblich) göttliche Verehrung gezollt. Er hat jedoch
keine Kinder von seiner Frau (von Kleopatra hatte er allerdings Cae-
sarion), und da er sein Ende ahnt, will er in Nachkommen weiterleben
oder eine Dynaftie gründen. Dann kommt der Wahrsager und warnt
vor des Märzen Iden; aber Caesar will nicht darauf hören, sondern
nennt ihn einen Träumer. In diesem Sinn war er also nicht aber-
gläubig.
Diese Vorstellung geschieht auf einer Druckseite, kam aber zu früh,
wie wir Neueren finden würden.
Nach einer Weile (in der selben zweiten Szene) kommt Caesar
zurück und charakterisirt die Verschworenen scharf. Das soll bedeuten,
daß sie ihm verdächtig sind. (Der Erklärer sagt, seine Menschenkennt-
niß solle hierdurch gezeigt werden.) Dann geht er wieder und kommt
im ersten Akte nicht zurück.
Der Verschwörungplan wird ausgearbeitet; und in der zweiten
Szene des zweiten Aktes kommt Caesar im Nachtkleid (und in Pan-
toffeln), vom Gewitter und von KalpurniasAlbdruck erschreckt. Er schickt
einen Diener zu den Priestern, damit sie opfern und weissagen (aus
den Eingeweiden der Opferthiere). Das ist kein Aberglaube, sondern
religiöser Brauch bei den Römern, wie die Orakel in Griechenland.
Ietzt kommt Kalpurnia aus der Schlafstube. Sie hat bisher nicht an
Wahrzeichen geglaubt, ist jetzt aber davon erschreckt und bittet ihren
Gatten, vorsichtig zu sein. „Kometen sieht man nicht, wenn Bettler
sterben." Damit ist sie im Recht.
Der Diener kommt zurück und erzählt, daß die Augurn kein Herz
file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_136.html[18.07.2014 17:48:06]

in dem Opferthier gefunden haben. Darauf antwortet Caesar auf eine
prahlerische Art, die dem besonnenen, hochgebildeten Mann nicht ähn»
lich ist und uns daher unwahr erscheint: „Gar wohl weiß die Gefahr,
Caesar sei noch gefährlicher als sie." So sprach Iulius Caesar, der die
leidenschaftlose Geschichte des Gallischen Krieges geschrieben hat, nicht.
Kalpurnia, liebevolle Gattin und durchaus nicht unweiblich, bittet
ihn flehentlich, nicht in den Senat zu gehen: „Nennts meine Furcht,
die Euch zu Hause hält." Caesar will seiner liebenswürdigen Gattin den
Willen thun, um sie nicht zu beunruhigen. Hier ist keine Spur vom
Pantoffel zu sehen. Da kommt der Hausfreund Decius Brutus, Ihm
gelingt, Caesars männlichen Stolz zu wecken. Der ändert seinen Ent-
schluß und zieht die Toga an, um in den Senat zu gehen. Die Ver»
schworenen treten ein und Caesar begrüßt sie, ohne Mißtrauen zu zei-
gen. Brntus wirft er im Vorbeigehen eine Frage hin, die bedeutunglos
sein kann: „Wie, Brutus, seid Ihr auch so früh schon auf?" Alle gehen
aufs Kapitol.
Dritter Akt. Das Kapitol. Der Wahrsager warnt wieder. Arte»
midorus überreicht seine Warnung, Decius Brutus die Bittschrift des
Trebonius. Vergebens: Caesar geht in den Senat. Metellus Cimber
bittet um Gnade für seinen verbannten Bruder. Caesar wird brutal.
Brutus, Cassius drängen heran und stimmen dem Gnadengesuch bei.
Caesar antwortet, er sei unerschütterlich wie der Polarstern, der Seines-
gleichen nicht hat am Firmament:

So in der Welt auch; sie ist voll von Menschen
Und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut;
Doch in der Menge weiß ich Einen nur,
Der unbesiegbar seinen Platz bewahrt,
Vom Andrang unbewegt; daß ich Der bin . . .

Und dann wird er niedergestochen.
Also: mit der ersten Szene des dritten Aktes ist der Held des
Stückes verschwunden. Das hut man immer als einen Fehler der Kom-
position getadelt. Nun aber kommt die Kritik des neuen Iahrhunderts
und spricht Shakespeare frei, wenn auch nicht Alle beistimmen. Ein
Kommentator hat ausgeklügelt, daß Caesar nicht verschwunden sei, denn
er komme im vierten und fünsten Akt wieder, als Geist nämlich; auch
beschäftige seine mächtige Persönlichkeit die handelnden Menschen noch
bis ans Ende. Die letzten Worte des Brutus sind ja:

Besänstige, Caesar, Dich!
Nicht halb so gern bracht' ich Dich um wie mich.

Das kann man ja sagen.
Aber den größten Helden der Welt als eine Memme schildern?
Wie reimt sich Das mit Shakespeares aristokratischer Denkart? Man
kann antworten: Das Menschliche, die Schwächen einbegriffen, inter»
essirt uns. Wie wollt Ihr denn den Herrscher, den Staatsmann, den
Historiker auf der Bühne schildern? Soll er mit Legionen auf Schlacht-
feldern umherziehen? Soll er an einem Tisch sitzen und Gesetze schrei»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_137.html[18.07.2014 17:48:06]

Ken? Oder soll er den „Gallischen Krieg" verfassen? Das ist nicht dramatisch; also bleibt das Privatleben übrig. Ihn aber in eine Liebes» intrigue, zum Beispiel: mit Kleopatra, zu verwickeln, wäre nicht schön, und auch nicht von Bedeutung für Caesar, denn er ging seiner Kleopatra durch, während Antonius hängen blieb. Bleibt also nur „Lss»r intime", st Koms, wie Shakespeare gethan hat, Schlafkammerszene im Nachtkleid. Wir sehen ja Caesar als guten Gatten, der in Kleinigkeiten nachgiebt, als Freund, als Staatsmann und als Herrscher, im Senat. Feldherrnthum ist nicht auf die Bühne zu bringen, weil dazu Schlachtfelder und Heere nothwendig sind.

Cafsius' Schilderung des Charakters Caesars ist nur ein treuer Ausdruck für den konstanten Irrthum des Demagogen, daß alle Menschen gleich sind. Daß Caesar um Hilfe rief, als er am Ertrinken War, ist in den Augen des Demokraten ein Beweis für einen Mangel an Heldenmuth; daß Caesar in Spanien das Kalte Fieber haben und während der Krankheit nach einem Trunk verlangen konnte, wird für Cafsius zu „weichlichem Wesen". Und die ganze kleinliche Schilderung wird nur eine Schilderung von der Kleinlichkeit und dem Neid des Schilderers; denn Shakespeare scheint eine naive Bewunderung für Caesar gehegt zu haben und er hätte die Anekdote von „Caesar und seinem Glück" im Boot erzählen können.

Beim historischen DraMa besteht die Schwierigkeit darin, im Historischen wie im Intimen Maß zu halten. Die Geschichte in ihren großen Zügen ist die eigene Komposition der Vorsehung und Shakespeare ist Providentialist, wie die Tragiker der Antike waren; darum versäumt er das Historische nicht, sondern läßt das höchste Gericht so weit Recht üben, daß es kleinlich wird. Beispiel: Caesar hat Pompe» jus, seinen Mittriumvir, gestürzt; Caesar fällt am Fuß von Pompe» jus' Bildsäule. Cafsius hat Caesar mit seinem Schwert erstochen und Cafsius fällt durch das selbe Schwert:

Caesar, Du bist gerächt
Und mit dem selben Schwert, das Dich getötet.

Aber Shakespeare ist auch sklavisch der Geschichte gefolgt, wie sie Plut» arch geschrieben hat; ja, er hat ganze Stücke abgeschrieben.

Brutus ist eine Idealgestalt und dem Hamlet verwandt, der in der selben Epoche entstand. Brutus philosophirt über Alles, was er unternimmt, hält auch einen Selbstmordmonolog, erblickt einen Geist, speku» lirt über sein Schicksal und das Problem des Dafeins. Brutus hat keine Fehler, macht aber einen einzigen großen, als er in den Rathschluß der Vorsehung eingreist und Caesar mordet; und dadurch fällt er, nachdem er zuerst gesehen, mit welchem Pack er zusammengearbeitet hat und wie die Männer waren, die auf den Tyrannen folgten. Antonius ändert Caesars Testament, Cafsius ist geizig und läßt sich bestechen, Lepidus ist ein Esel. Das Volk, das im ersten Akt Caesar zujubelt, ist erst neulich „auf Mauern und Zinnen geklettert", um Pom» pejus zu feiern; nach Caesars Tod jubelt es dem Brutus zu, danach

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_138.html[18.07.2014 17:48:07]

dem Antonius und dann wieder, als das Testament geöffnet wird, dem großen Caesar. Dem beweglichen Haufen hat Brutus das Leben seines Freundes geopfert, auf dem Altar der abstrakten Volksfreiheit hat er den abstrakten Begriff Tyrann geschlachtet, der nur eine schlechte Uedersetzung von Herrscher ist.
Caesar behielt bekanntlich alle republikanischen Formen bei, aber machte sich zum Alleinherrscher. Daß er sich göttliche Verehrung (Apo-theose) anmaßte, hätte ein griechischer Tragiker als genügendes Motiv für seinen Sturz angeführt (Hybris).
Shakespeares Art, seinen Helden zu charakterisiren, ist nicht ge» lungen, denn statt den Charakter aus der Handlung hervorgehen zu lassen, läßt er Brutus erzählen, wer er ist; und in dem berühmten klei» neu Zug, seiner Zartheit gegen die schläfrigen Diener, posirt er nach meiner Ansicht Edelsinn. Das ist zu weichlich für einen Römer. Bru-tus deklamirt, würden wir Neueren sagen, und er ist zu hastig in seiner Lobrede über den toten Cassius, den er eben als einen geizigen Lum-pen entlarvt hat:
Du letzter aller Römer, Lebewohl!,
Unmöglich ists, daß Rom je Deinesgleichen
Erzeugen sollte.
Das ist die Art des Parteimannes, sich selbst in seinem Mitschuldigen zu preisen. 'j!!
Grausam ist das Bild von der Grausamkeit der neuen Männer, als sie zur Macht gekommen sind und in Antonius' Haus Todesur» theile ausfertigen. Octavius verlangt, daß Lepidus seinen eigenen Bru-der zum Tode verurtheile; Lepidus willigt ohne Widerspruch ein. Le-pidus verlangt, daß Antonius' Schwestersohn Publius sterbe. „Er lebe nicht," antwortet Antonius; „sieh her, ein Strich verdammt ihn!" Wir denken zurück an Caesars Weigerung, Metellus Cimber zu begnadi-gen, die der Vorwand für Caesars Ermordung wurde. Jetzt begehen die neuen Männer das selbe Verbrechen, ungenirt. Also bliebs beim Alten.
In der Zeichnung des Brutus hat man es immer als eine Schwäche empfunden, daß Brutus seine Berufung von Cassius empfängt und dessen Werkzeug wird, also unter den Einsluß des geringeren Mannes kommt. Caesars Freundschaft für Brutus ist in keinerSzene dargestellt; dagegen ist Brutus' grenzenlose Liebe zu Caesar stark betont. Von wel-cher Art diese Liebe war, weiß man nicht; eine unsichere Tradition hat ihn zu Caesars natürlichem Sohn gemacht; Das wurde früher an-gedeutet durch die freie Uebersetzung „Auch Du, mein Brutus" (M tu, 8rute!). Gollancz sagt, nach Plutarch habe Caesar dem Casca zuge-rufen: ,,O vils trsitor, Osses, vkät goest tkou?" Suetonius dagegen läßt Caesar den Brutus griechisch anreden: „Kai sv tsknon" (Auch Du, mein Sohn)? I'eknon bedeutet nicht, daß Brutus Caesars Sohn war, denn Sohn heißt Kv!os, sondern teknon ist ein Kosename, der unserem „liebes Kind" entspricht. Paulus gebraucht teknon Timotheus gegenüber, der nicht sein Sohn war. In dem Ausdruck „Davids Sohn" heißt Sohn K^ios; und Kind heißt ps,is.

Wer ist nun Brutus? Shakespeare, der nicht an überflüssiger Ge»
lehrsamkeit leidet und die Dinge etwas flott nimmt (Decimus Brutus
nennt er Decius) läßt Brutus von Lucius Iunius Brutus abstammen,
der Tarquinius Superbus vertrieb, selbst aber ein Schwestersohn von
Roms letztem König (nach Lucretias Abenteuer) war. So glaubte ich
in meiner Iugend, erfahre aber jetzt, daß Caesars Brutus, Marcus
Iunius, der Sohn eines Volkstribunen „des selben Namens" und der
Servilia, der Halbschwester des jüngeren Cato, war. Hier will ich im
Vorbeigehen daran erinnern, daß sich der ältere Brutus „blöde stellte",
um der Verfolgung des Tarquinius zu entgehen, und daß vielleicht
Shakespeare das Hamletmotiv gefunden hat, als er sich mit Brutus be-
schäftigte (für Iulius Caesar, der dem Hamlet voranging).
Shakespeares Brutus ist jedensalls ein herrlicher Mann, recht-
schaffen, human, nicht selbstsüchtig; nicht einmal seine Feinde trauen
ihm schlechte Motive zu. Vom Morde sagt er selbst: „Weil Caesar mich
liebte, weine ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er
tapfer war, erschlug ich ihn," Das ist ungefähr Hamlets: „Aus lauter
Liebe muß ich grausam sein."
Aber es giebt noch eine wichtige Person in Shakespeares Drama.
Sie mußte ordentlich vorgestellt werden, weil sie die selbe versöhnende
Rolle spielt wie Fortinbras in „Hamlet". Das ist der Mann, den
Shakespeare Octavius Caesar nennt, der aber später Kaiser Augustus
wird. Er hieß allerdings zuerst Cajus Octavius, war Adoptivsohn von
Caesar, aber auch der Sohn von dessen Schwestertochter, und nannte
sich dann Cajus Iulius Caesar Octavianus. Bei Philippi hätte er im
Drama Octavianus heißen müssen. (Erst im Iahr 27 bekam er von
Senat und Volk den Ehrentitel Augustus.)
Der künstige Kaiser Augustus wird nicht vernachläfsigt, obgleich
er nicht einmal beim Mord anwesend ist. In der ersten Szene des
vierten Aktes zeigt er sich endlich und verlangt, daß Lepidus' Bruder
getötet werde. Er legt ein gutes Wort für Lepidus ein, den Antonius
erst mit einem Esel vergleicht und dann mit seinem Pferd. Dann er-
scheint er erst wieder im fünsten Akt, bei Philippi; da streitet er bereits
mit Antonius über die Schlachtordnung. „Was kreuzt Ihr mich, da
die Entscheidung drängt?" Der künstige Herrscher, der Antonius bei
Actium schlagen wird, antwortet: „Ich kreuz' Euch nicht, doch ich ver-
lang' es so?" Kurz darauf, seinen Stern ahnend, antwortet er: „Von
Brutus' Schwert war Tod mir nicht bestimmt." Nach Brutus' Tode
nimmt Octavius Caesar alles Volk des Brutus in seinen Dienst und
als edclmüthiger Sieger hält er die Leichenrede über seinen Feind:
Nach seiner Tugend laßt uns ihm begegnen
Mit aller Achtung und Bestattungfeier.
Er lieg' in meinem Zelte diese Nacht.
Das ist gut. Aber das Publikum hätte wissen müssen, daß es
Augustus ist, der einmal Antonius schlagen und ihm nachfolgen wird.
Dadurch hätte das Drama eine unendliche Perspektive bekommen, ohne

Ansang, ohne Ende, Etwas von.welthistorischer Ewigkeit: die Schau«
spiel er lösen einander ab, aber das Theater bleibt stehen; das Publi»
kum ist immer neu, aber die guten alten Stücke halten sich; „der große
Caesar, tot und Lehm geworden, verstopft ein Loch wohl vor dem rau»
hen Norden." Pompejus, Caesar, Brutus, Antonius, Augustus: Das
ist eine Reihe, in der jeder Term die Wurzel aus dem vorigen ist.
Die Komposition im Caesar zeichnet sich durch eine einsache, bei»
nahe antike Behandlung aus; und es gefällt müden Menschen, wenn
sie das Kunstwerk frei überschauen können. Form fehlt nicht, denn der
Mord ist in zwei Akten vorbereitet, geschieht im dritten und dann
rollen sich die tragischen Folgen ab, auf die Katastrophe zu, die den
Ausblick auf Erneuerung und Zukunst giebt. Caesar lebt fort, im Geist
(Rache oder Gericht), in der Erinnerung, im Adoptivsohn.
Die Frauen, Kalpurnia und Portia, sind, nach Shakespeares
Auffassung und nach der aller gesunden Menschen, wahre Frauen:
weiblich, ehrgeizig, besorgt um ihre Gatten, ergeben. Kalpurnia wird
vergessen, aber Portia ist mehr Römerin von der weniger weichen Art.
Beide werden deshalb gut von ihren Männern behandelt, als wahre
Freunde, auf die man hört, denen man aber nicht in Allem gehorcht.
Es herrscht ein gutes Verhältniß, das in Caesars Ehe nicht einmal
durch die Unsruchtbarkeit der Gattin gestört wird.
Eine kleine Szene hat mich besonders gefesselt, weil sie gut ge»
macht ist: die dritte Szene des vierten Aktes. Brutus kommt zu einer
Auseinandersetzung mit Cassius, Diese Szene ist lehrreich, weil sie
den Typus für einen Streit bildet.
Cassius hat Geld erpreßt und Aemter verkauft. Brutus sagts ihm
ins Gesicht. Cassius leugnet erst die Thatsache (typisch!): „Mach' ich
hohle Hände?" Als er sich nicht mehr herausreden kann, beruft er sich
darauf, daß er „erfahrener, älter, fähiger ist, Bedingungen zu machen".
Brutus kann darauf nicht eingehen. Cassius: „Ich bins." Brutus:
„Ich sag', Ihr seid es nicht," Dann geht man zu den Scheltworten über,
Brutus: „Geht, leichtgesinnter Mann!" Dann fangen sie an, zu prah-
len; und darauf folgt die Kabbelei. Cassius: „Ich sagt', ein älterer
Krieger, nicht ein besserer." (Da lügt er.) „Sagt' ich, ein besserer?"
(Hier haben Beide die gefallenen Worte vergessen.) Brutus antwortet,
wie man pflegt, wenn der Zank den Höhepunkt erreicht hat: „Und hät-
tet Ihrs gesagt, mir gilt es gleich." (Nachher kann man Das leicht sa»
gen!) Dann schämen sie sich, werden traurig und versöhnen sich.
Was hat Shakespeare mit dieser Szene gemeint? Daß Cassius
nicht ohne Selbstsucht in seinem Streben nach Freiheit war? Oder daß
alle Menschen, auch die größten, mit Schwächen behaftet sind und daß
ein Mensch ohne Schwächen eine Unwirklichkeit ist? Selbst den Caesar
konnte der Dichter nicht zu einem Gott machen, aber darum hat er ihn
nicht etwa herabgezogen. Caesars Heldenthaten werden als bekannt
vorausgesetzt und nun sehen wir den Menschen, der uns interessirt.
, Stockholm. August Strindberg.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_141.html[18.07.2014 17:48:08]

IST Die Zukunft,
Theatergründung.
W^iele Gründungen sind nur Theater, aber wenige Theater sind gut
fundirte Gründungen. Trotzdem giebts in Berlin für solche
Pläne immer wieder Geld. Taucht ein Theaterprojekt auf, so wittern
die Grundstückspekulanten Morgenluft. Und wenn sie erst einmal
„Fühlung" bekommen haben, ist die Sache schon faul. Am Grab man-
cher Hoffnung kann man sagen: Im Ansang war (nicht die Kunst, son»
dern) das Grundstück. Ensemble und Betriebskapital: darum kann
man sich später kümmern. Wo soll das neue Theater stehen? Das ist
die Hauptfrage. Ist sie beantwortet, so wird im Umkreis das Bauland
plötzlich sehr werthvoll. Nun fällt die Entscheidung. Nur Einer kann
Sieger sein. Die Anderen tragen ihre Enttäuschung nach Haus und
diskontiren sie bis zum nächsten Mal. Der Eine aber macht den Preis;
den hat die Theatergesellschaft oder die Baufirma, die das Haus später
dem Theaterconcern in Pacht giebt, zu zahlen. Die Ueberkapitalisi»
rung des Bodenwerthes belastet von vorn herein die Bilanz; dazu
kommt noch der (oft recht theure) Fundus (Dekorationen, Kostüme,
Requisiten). Und schließlich kanns geschehen, daß die Polizei allen
Hoffnungen und Entwürfen ein Ende macht und, wo ein Opernhaus
stehen sollte, ein Boardinghouse mit vierhundert Betten himmelan ragt.
Neben der Spekulation waltet der Nachahmungtrieb. Für Pro»
jekte scheint ein sicherer Verschluß noch nicht erfunden zu sein. Wäh«
rend der Vorverhandlungen sickern Details durch die dicksten Polster»
thüren. Sofort sagen sich gierige Leute: Das könnten wir auch machen;
und wenn wir uns sputen, sind wir schneller als die Anderen am Ziel.
Theatergeschäfte sind schon deshalb in die höchste Gefahrenklasse zu
weisen, weil sie der unklügsten Konkurrenz ausgesetzt sind. Das gilt
nun freilich nicht für das neuste Projekt. Die Schauspielertruppe des
Lessing»Theaters hat eine Sozietät gebildet, die, nach dem Rücktritt
ihres Direktors Brahm (1914), ein eigenes Theater aufmachen will.
Hier zeigtsicheineMöglichkeit, die in verdeutschen Theatergeschichte noch
niemals zum Greifen nah war. Eine Theatergründung, der eine Kon»
kurrenz kaum entstehen kann. Was sichert dem Programm den Erfolg?
Der überlieferte und lebendige Werth der Künstlerschaft, die, als stärk»
stes Aktivum, in das neue Unternehmen eingebracht wird. Ein Ferti-
ges, Sonst wird (nach flüchtiger Prüfung der Bedarfsfrage und ein-
gehender Behandlung der Grundstücksangelegenheit spseulsngi «süss)
erst gebaut, dann finanzirt, endlich das Personal zusammengesucht. Die
Sozietäre des Lessing»Theaters (ich nenne sie der Kürze halber so) ma-
chen es anders: erst das Ensemble, dann die Finanzirung, zuletzt das
Haus. Die Kunstleistung darf hier als Vermögensbestandtheil gelten.
Sie ist kein Phantasiewerth. Die Gesammtheit der unter Brahm wir-
kenden Künstler ist die Trägerin einer Tradition; sie hat ihre beliebte-
sten Leute, wie Bassermann und Rittner, verloren, ihren Wohnort
(1304) gewechselt und dennoch ihren Kredit ungeminöert erhalten. Dqß

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_142.html[18.07.2014 17:48:09]

sie jetzt eine Sozietät schafft, um die Ueberlieferung fortzuführen, ist
vernünstig. Der Entschluß erinnert an die OomsSis ?ran?äiss, das
Theater Molisres, das seit drei Iahrhunderten die beste Tradition der
französischen Bühne verkörpert. Der Sturm der Weltgeschichte, der
Monarchien entwurzelte, hat dieses Kunsthaus unberührt gelassen.
Noch heute gilt im Wesentlichen die Verfassung, die der große Napo»
leon ihr im Moskauer Dekret gab. Die Verwaltung wird von einem
aus sechs Mitgliedern bestehenden Ausschuß geführt, dem ein vom
Staat ernannter Direktor vorsitzt. Seit 1885 ist es Iules Claretie. Von
Talma bis auf Got und Coquelin, von der Mars bis auf die Bern-
hardt haben die Besten hier ihr Bestes geboten. Und der Ruf des
IKsStrs ?r5m?sis hat alles Irdische überdauert; auch den Rücktritt der
berühmtesten Sozietäre, die Weltruhm oder Mammon aus der Reihe
lockte. Sollte nicht möglich sein, in Deutschland ein Schauspielhaus vom
selben Rang zu schaffen? Die Künstlertruppe mit nützlicher Ueberliefe»
rung haben wir; nur die passende Verfassung ist noch zu finden.
Zum ersten Mal soll versucht werden, eine bestehende künstlerische
Einheit kaufmännisch zu verwerthen. Das Ensemble ist hier nicht nur
ein Idealwerth, sondern ein berechenbares Vermögen. Die Grundlage
dieser Rechnung bildet der „Preis" des Schauspielers und seine Ren-
tabilität, die in den Einnahmen erkennbar wird. Wenn das Anlage»
kapital des Lessing»Theaters mit rund 500 000 Mark angesetzt wird, so
hat der Nettoertrag im letzten Iahr etwa 65 Prozent ausgemacht. Diese
hohe Rentabilität empfiehlt den Entschluß, für die Erhaltung dieses
leistungfähigen Körpers neues Kapital in Anspruch nehmen. 300000
Mark sind für den Zweck schon in Bereitschaft gestellt; 400000 Mark
sind noch nöthig. Schwer scheints nicht, sie aufzubringen. Der Plan
war kaum bekannt, als sich Leute meldeten, die Antheile haben woll-
ten. Man denkt an die Form einer G. m. b. H,, die sich für die beson-
dere Art solcher Sozietät besser eignet als die Aktiengesellschaft. Wich-
tig ist, daß die Schauspieler selbst als Gesellschafter betheiligt sind.
Diese doppelten Beziehungen sichern dem Unternehmen die Einheit-
lichkeit, ohne die es in den Sumpf des Durchschnittsgeschäftes sänke
und schnell sein Prestige verlöre. Sozietäre, die erwerbsunsähig wer-
den, sollen ihren Theil am Gewinn behalten. Die Gesellschaft deckt sich
sür die Garantie solcher Betheiligung durch Rückversicherung. Der fi-
nanzielle Aufbau des Unternehmens kann ganz einsach sein.
Entweder kauft die Sozietät selbst ein Grundstück und baut sich
ihr Haus; oder sie pachtet es von einer Baufirma; oder die Stadt Ber-
lin giebt ihr den Boden in Erbbau, so daß nur die Kosten für das Haus
in Ansatz zu bringen wären. Das Erbbaurecht ist auch für Theater
verwerthbar. Das Schauspielhaus in Hogen wird von einer (mit 930000
Mark Kapital arbeitenden) Aktiengesellschaft betrieben, die das Grund-
stück (für 75 Jahre) in Erbbaurecht erworben hat. Die Stadt.Berlin
hat manche Gelegenheit versäumt, wo mit dem Erbbau ein nützlicher
Versuch zu machen gewesen wäre. Beispiele: das Tempelhofer Feld

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_143.html[18.07.2014 17:48:09]

und das Scheunenviertel. Wie wäre es mit dem „IMstrs ^Ilemsvg"?
In der Dorotheenstraße ist eine Markthalle, die bis an den Schiff»
bauerdamm reicht. Ein Grundstück mit zwei Fronten. Die Stadt denkt
schon lange daran, diesen Platz zu verkaufen, da er jetzt nicht rentirt.
Ist das Grundstück für einen Theaterbau geeignet, so sollte man den
Gedanken in „wohlwollende Erwägung" ziehen. Das Erbbaurecht
brächte dem Stadtsäckel eine feste Verzinsung und nach dem Ablauf des
Vertrages wäre die Kommune Besitzerin des Hauses. Die Baukosten
wären durch Aufnahme einer Hypothek zu decken (wenn die Stadt sich
einseht, sicher; trotzdem die Hypothekenbanken die Beleihung von Erb»
baugrundstücken bisher immer abgelehnt haben). Denkbar ist auch, daß
die Stadtgemeinde selbst ein Theater baut und es an die Sozietät ver»
pachtet. Charlottenburg hat dem „Deutschen Opernhaus" (einer Gesell»
schaff mit 1 Million Mark Aktienkapital) ein Gebäude errichtet. Billi»
ger als der eigene Bau auf selbst erworbenem Boden wäre ein Abkom»
men mit einer Baufirma, das der Sozietät das Vorkaufsrecht auf das
Grundstück sichert. Dann ist sie zunächst Pächterin, hat aber die Sicher»
heit, später Eigenthümerin des Hauses zu werden. Wer so gute Werths
ins Geschäft bringt, braucht die Verbindung mit einer Immobilien-
oder Baugesellschaft nicht, wie ein Mittelloser, zu scheuen.
Drei Bedingungen, die wichtigsten, sind hier erfüllt: die Sozietät
hat Künstler von bewährtem Ruf, eine Tradition und faft die Hälfte
des nöthigen Geldes. Die Frage nach dem Bedarf ist durch die im alten
Deutschen Theater, dann im Lessing»Theater gesammelte Erfahrung
beantwortet. Wo liegt also das Risiko? Daß die Leute, die sich zur So»
zietät vereint haben, ihren mühsam erworbenen Ruf auf ein leicht»
sinniges Spiel setzen, die Ueberlieferung mißachten und nicht nur künst»
lerisch Bankerot machen werden, ist kaum anzunehmen. Geschäftlich,
scheint mir, der nur diese Seite der Sache zu betrachten hat, das Unter»
nehmen bessere Aussicht zu bieten als manches, dem das Kapital in
haftigem Strom zufließt. Auch Einer, der diesen Theaterkörper schon
etwas geschwächt findet, muß zugeben, daß er seinen Nimbus bewahrt,
sich bei Publikum und Presse in der höchsten Gunst gehalten hat. Wa»
rum soll dieser behagliche Zustand enden, wenn der Ort der Bühnen»
handlung zum zweiten Mal verlegt worden ist? Vielleicht kann man
nach einem Weilchen sogar über ein Gefühlsagio witzeln. Manchem
Mann und namentlich mancher Frau wird der Gedanke Freude berei»
ten, daß die für ein Billet bezahlten sechs oder acht Mark nicht einem
kühl blickenden Unternehmer oder einer anonymen Pachtgesellschaft,
sondern ganz direkt den Lieblingen auf der Szene die Einnahme er»
höhen; daß Hjalmar Ekdal und Rose Bernd mehr verdienen, wenn
man die Bekannten fleißig zum Besuch des Sozietäthauses animirt.
Und schließlich sind 400000 Mark heutzutage kaum noch der Rede werth.
Kann Berlin sich mit dem bescheidenen Aufwand dieser Summe ein
gutes Theater sichern, dann hat es ein billiges Geschäft gemacht.
Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian ßorden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb <S. m, b, ß. in Berlin.
file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_144.html[18.07.2014 17:48:10]

Berlin, den 3. Februar 1912.
Herbarium.
Fritzenfeier.
?m vierundzwanzigsten Ianuartag waren zweihundert Iahre
WA? vergangen, seit im berlinerSchloß dem Kronprinzen Fried»
richWilhelm vonPreußen, dem zweiKnäblein, ehe ihrGeburts»
tag sich jährte, gestorben waren, ein Sohn geboren wurde, der von
dem Großvater den Namen Friedrich empfing und, bis der Ut»
rechter Friede dem jungen Königreich das Fürstenthum Orange
nahm, Prinz vonOranien hieß. ZweihundertIahre; also: Feier.
KeinVolksfest(nie ward deutlicher fühlbar,wie fremd dieserFritz,
dieses einzige Genie des Hohenzollernhauses, dem Volke geblie»
den ist); kein Versuch, für ein paar Stunden wenigstens Nation
und Dynastie in einer Empfindung zu vermählen. Auch kein Ar»
meefest; nirgends, an der Spitze des Staates, der Gemeinden, des
tzofes nicht, einDämmern des Wunsches, jedem preußischen Sol-
daten eine festliche Erinnerung an diesen Tag ins Leben, ein Pur-
purfähnchen ins Alltagsgrau, mitzugeben. Nur abgesperrte Feier-
lichkeit und unbeseeltes Spektakel. Rauchs würdiges Friedrichs-
denkmal, das Gebild eines schwunglos anständigen Künstlers, der
sich ins Erlangbare bescheidet und durch fast dürftige Schlichtheit
wirkt,wurde für denWintertag mitunzeitgemäßer Treibhauszier
aufgeputzt und mitbuntemStoff bebändert. (Auf dem Seidenband
desKranzes, den derKaiser vor dasDenkmal legen ließ.standen die
Worte: »Die Stärke der Staatenberuhtaufden großenMännern,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_145.html[18.07.2014 17:48:10]

die ihnen zur rechten Stunde geboren werden." Dann stünde es
schlimm um Preußens, um des Deutschen Reiches Stärke. Auf
ihren Zinnen ist ringsum kein Großer zu schauen; und einer, der
ihnen zur rechten Stunde geboren war, mußte unverbraucht, be-
vor noch von Weitem der Tod ihm winkte, aus dem Dienst schei»
den. Ist abernicht die Schöpferleistung eines tüchtigen Volkes das
festeste Fundament seines Staates? Und mußte auch an solchem
Tag wieder der Glaube genährt werden, daß der Werth dieser
Leistung noch nicht ins Bewußtsein des Reichshauptes drang?
„WenndieFürsten sich vonihrenirrigenIdeenlosmachenund bis
zu dem Zweck ihrer Einsetzung hinaufsteigen würden, so würden sie
sehen, daß ihrRang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Er-
hebung nur das Werk der Völker ist": Das hat Fritz gesagt.) In
Potsdam bekam dasRegimentderGardes du Corps Brustschilde
mit dem Namenszug des großenKönigs; möge, so hieß es in der
Kabinetsordre, »diese Auszeichnung für das Regiment ein An-
sporn sein, mir, meinem Haus und dem Vaterland auch fernerhin
in gleich hingebenderWeise zudienen,wie esDiesbisher gethan
hat." Seltsam; unserem Auge winden solcheWorte sichzumZöpf»
chen. Dqs Heer der allgemeinenWehrpflicht hat nur dem Vater-
land zu dienen, dessen Interesse weder in Zufallsreden noch gar
inKabinetsbefehlen an die zweiteStelle gerückt.von dem des Kö-
nigs, der Dynastie getrennt werden sollte. Ein Regiment, dessen
völlige Hingebung an diesen Dienst durch sichtbaren Huldbeweis
erzwungen werden müßte, wäre dem Land ein Fluch, nicht ein
Segen. Und ist an Besatz'und Behang, an Waffenrockszierrath
aller Sorten noch nicht genug gethan? Also sprach Fridericus
Rex: «Ein Regiment muß sich>icht durch eitlen Pomp, durch
Pracht und äußeren Glanz auszeichnen. Die Truppen, mit denen
Alezander sich Griechenland unterwarf und den größten Theil
von Asien eroberte, sahen ganz anders aus. Ihr einziger Schmuck
war dqs Schwert." Am Stadtschloß, neben der Garnisonkirche,
in der, unter der^Kanzel, Fritzens Leib liegt, war Parade. Laut
rief da der König'und Kaiser: »Die erste Pflicht der hier versam-
melten Truppen, die unter den Augen des großen Königs ge-
fochten und gesiegt haben, ist heute, ihm hier, vor der Garnison-
kirche, in der seine sterblichen Ueberreste ruhen, die militärischen
Ehren zu erweisen. Achtung! Präsentirt das Gewehr! So grüßt

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_146.html[18.07.2014 17:48:11]

diePotsdamerWachtparade ihren dahingegangenen glorreichen
Führer. Ich erwarte von ihr, daß sie sich im Ernstfall gerade so
schlagen wird wie damals." Das darf der König erwarten; doch
des AhnenWort nicht vergessen, nach dem der PreußezumAngmff
besser als zurVertheidigung taugt. Die wunderliche Tönung der
Rede, die (nicht nur eine Wiederkunft des Gleichen) eine Heeres-
seelenwanderung annimmt und von der Doppelfiktion ausgeht, in
derGruftsehe das Königsauge den Ehrengruß seiner alten,in un-
zerstörbarer Gemeinschaft mit ihrem Feld herrn fortlebendenTrup-
pe, ist dem friderizianischen Empfindensbezirk nicht so ncth wie
dem der bsllaci opera. Ob einem Märker oder Pommer von heute
das Herz höher schlägt, wenn er in derHeimathschänke erzählt, er
habe dem toten Friedrich das Gewehr präsentirt? Vorher hatte
^n der Garnisonkirche ein beredter Feldpropst gepredigt. Als
Grundtext hatte der Kaiser den Satz aus dem Buch des Prophe»
tenIesaiagewählt: „WennsiegleichAllezusammentreten, müssen
sie dennoch sich fürchten und zu Schanden werden." Das wurde
alsdasTrutzworteinesBedrängtengedeutet, von demdietapfere
Zuversicht niemals wich; sollte an Fritzens Lage und zugleich an
dieFährnißunseresReiches erinnern. WillkürbefahlsolcheDeu»
tung. Das vierundvierzigste Kapitel imBuchIesaias wendet sich
wider den Götzendienst. „Ich bin der Herr, bin der Erste und bin
der Letzte und außer mir ist kein Gott, kein Hort irgendwo. Die
Götzenmacher sind allzumal eitel; was sie als Köstlichstes anprei«
sen, ist unnützlich. Wer sind sie, die einen Gott machen, einen Götzen
gießen, der zu nichts nütz ist? Siehe: alle ihre Genossen werden
zu Schanden; denn es sind Meister aus Menschen. Wenn sie
gleich Alle zusammentreten, müssen sie dennoch sich fürchten und
zu Schanden werden. Sie wissen nichts und verstehen nichts;
denn sie sind verblendet, daß ihre Augen nichtsehen und ihre Her-
zen nicht fühlen können." Aus dieserWarnung vorGötzenhänd»
lern ward ein Leitartikelthema gemacht. Fritzisch: »UmNachbarn
und Feinden nicht zum Spielzeug zu werden, muß ein Preußen»
könig zu jedem Ereigniß bereit und gerüstet sein. Die Welt ruht
nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer
starkenArmee." Neuberlinisch: „Uns kann Keiner." Jesaia paßt
nicht in den Wehrverein; und brauchte nicht bemüht zu werden.
Leicht ists freilich nicht, den König, der schon dieFrommen seiner
I3»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_147.html[18.07.2014 17:48:11]

Zeit in jedem Wesenszug den Jüngern Jesu unähnlich fand, in
den Puppenstand der Kirchenchristenheitzu retten. Aus derFrem»
de, sagt der Feldpropst, «wehte ein satanischer Geist herüber, von
dessen Gifthauch des Königs Seele nicht unberührt blieb. Doch
er vertheidigt, nach dem Maß seiner Erkenntniß, das Christen»
thum; er glaubt an Preußen, an Preußens Zukunft und damit an
Den, der die Geschicke der Völker lenkt und diese Zukunft gewollt
hat."Darüber ließe sich streiten.»Priestermachterwächst nur aus
der Leichtgläubigkeit der Menge. Der Herrgottist stets bei den stärk-
sten Schwadronen": solche Worte sind nicht von derGedächtniß»
tafel zu kratzen. Der Militärpfarrer weiß auch genau, was uns
fehlt: »Vertrauen in die eigeneKraft. Deshalb werden dieDeut»
schen ihres Vaterlandes nicht froh. Gerade die Mißgunst aber, mit
derdasAuslandjetztwiederunserThunundLassenverfolgt.müßte
uns die Größe und Stärke des Vaterlandes erkennen lehren."
Eine merkwürdige Predigt. Nicht dem Volk, sondern der Regi»
rung fehlts an Vertrauen in die eigene Kraft. Und von »Miß-
gunst des Auslandes" sollte, auch auf der Kanzel der Soldaten-
kirche, vor dem Ohr des Königs und der Königischen nicht laut
geredet werden. (Wenns in London geschehen wäre: wir läsen
langeAlarmdepeschen. » Du stehest den Splitter in DeinesBruders
Auge und in Deinem eigenen nicht den Balken?") Mahnung, sich
dasWort einzuprägen, das der Kaiser aufdasSeidenbandseines
Kranzes drucken ließ. Paßt sie zum Bibeltext der Predigt? »Ich
bin derErste und bin der Letzte und außer miristkeinHortirgend»
wo. Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern,
die ihnen zur rechten Stunde geboren werden. Die Götzenmacher
sind allzumal eitel." Das giebt keinen Denkreim. Aber seid ge-
trost: »Noch niemals ließ es Gott uns an den rechten Männern
fehlen." (Niemals. Im Kirchenschiff sitzt Herr von Bethmann»
Hollweg.) »Gott läßt uns nicht zu Schanden werden, so lange wir
uns um den Thron unseres Königs schaaren, in Treue, die nicht
wankt, in Gehorsam, der nicht fragt, in Ausdauer, die nicht versagt,
in Opfermuth, dem nichts zu schwer wird." Iesaia schüttelt den
zerfurchten Judenkopf und in Fritzens Profildreieck krümmt ein
Lacheln denLippenstrich. Das also ist das Endzielzweitausendjäh»
riger Enlwickelung? Weiter nichts nöthig als blinder, stummer
Gehorsam, fragloses Vertrauen in das Instrument des Herrn

class=" view-plaintext">

Die Zukunft. v.78 1912. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.78 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection
Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609
Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609?urlappend=%3Bseq=148

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-24 11:11 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text
Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Die Zukunst.
Zeit in jedem Wesenszug den Jüngern Jesu unähnlich fand, in
den Puppenstand der Kirchenchristenheitzu retten. Aus derFrem»
de, sagt der Feldpropst, «wehte ein satanischer Geist herüber, von
dessen Gifthauch des Königs Seele nicht unberührt blieb. Doch
er vertheidigt, nach dem Maß seiner Erkenntniß, das Christen»
thum; er glaubt an Preußen, an Preußens Zukunft und damit an
Den, der die Geschicke der Völker lenkt und diese Zukunft gewollt
hat."Darüber ließe sich streiten.»Priestermachterwächst nur aus
der Leichtgläubigkeit der Menge. Der Herrgottist stets bei den stärk-
sten Schwadronen": solche Worte sind nicht von derGedächtniß»
tafel zu kratzen. Der Militärpfarrer weiß auch genau, was uns
fehlt: »Vertrauen in die eigeneKraft. Deshalb werden dieDeut»
schen ihres Vaterlandes nicht froh. Gerade die Mißgunst aber, mit
derdasAuslandjetztwiederunserThunundLassenverfolgt.müßte
uns die Größe und Stärke des Vaterlandes erkennen lehren."
Eine merkwürdige Predigt. Nicht dem Volk, sondern der Regi»
rung fehlts an Vertrauen in die eigene Kraft. Und von »Miß-
gunst des Auslandes" sollte, auch auf der Kanzel der Soldaten-
kirche, vor dem Ohr des Königs und der Königischen nicht laut
geredet werden. (Wenns in London geschehen wäre: wir läsen
langeAlarmdepeschen. » Du stehest den Splitter in DeinesBruders
Auge und in Deinem eigenen nicht den Balken?") Mahnung, sich
dasWort einzuprägen, das der Kaiser aufdasSeidenbandseines
Kranzes drucken ließ. Paßt sie zum Bibeltext der Predigt? »Ich
bin derErste und bin der Letzte und außer miristkeinHortirgend»
wo. Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern,
die ihnen zur rechten Stunde geboren werden. Die Götzenmacher
sind allzumal eitel." Das giebt keinen Denkreim. Aber seid ge-
trost: »Noch niemals ließ es Gott uns an den rechten Männern
fehlen." (Niemals. Im Kirchenschiff sitzt Herr von Bethmann»
Hollweg.) »Gott läßt uns nicht zu Schanden werden, so lange wir
uns um den Thron unseres Königs schaaren, in Treue, die nicht
wankt, in Gehorsam, der nicht fragt, in Ausdauer, die nicht versagt,
in Opfermuth, dem nichts zu schwer wird." Iesaia schüttelt den
zerfurchten Judenkopf und in Fritzens Profildreieck krümmt ein
Lacheln denLippenstrich. Das also ist das Endzielzweitausendjäh»
riger Enlwickelung? Weiter nichts nöthig als blinder, stummer
Gehorsam, fragloses Vertrauen in das Instrument des Herrn

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

und Bereitschaft zum schwersten Opfer? Fast hundertvierzig Jahre
nach Mirabeaus rlsssi sur le äespotisme wirds, als letzter Schlüß
preußischer Staatsweisheit, vom Altar gekündet. Nichteine Silbe,
die den König aus der Reihe der Ahnen und Neffensöhne rückt;
nicht eine, aus der dieses großen Hirnes besonderer Ton wider»
hallt.DerSachseTreitschkehatdenPreußenklarergefühlt. »Fried-
rich giebt sich, wie er ist, und sieht die Dinge, wie sie sind. So oft
er zum Schwert greift, verkündetermitunumwundenerBestimmt»
heit, was er von dem Gegner fordert, und legt die Waffen erst
nieder am erreichten Ziel. Seit er zum Denken erwacht, fühlt er
sich froh und stolz als den Sohn eines freien Jahrhunderts, das
mit der Fackel der Vernunft in die staubigen Winkel einer Welt
alterVorurtheile und entgeisteterUeberlieferungen hineinleuchtet.
In den schweren Machtkämpfen der Staaten achtet er nur das
Lebendige, nur die von rascher Thatkraft klug benutzte Macht. Sein
innerstes Wesen drängte zu rascher Entschließung, zu stürmischer
Verwegenheit. Nichts halb zu thun.giltihmalsdieoberstePflicht
des Staatsmannes und unter allen denkbaren Entschlüssen scheint
ihm der schlimmste, keinen zu fassen. So kühnund froh der Zweifel
und derSpottinseinemKopf sich regen: diesittlicheWeltordnung,
der Gedanke der Pflicht steht ihm unantastbar fest. Vom Vater-
land diel zu reden,warnicht die Weise dieses Hassers derPhrase;
und doch war seine Politik nur preußisch, nichts weiter."
Diesen Fritz will das offizielle Preußen von heute feiern?
Trotz Predigt und Hymne bleibt er ihm ein Fremdling. »Wer
vor den Großen der Erde das Knie beugt, Der kennt sie nicht."
„WennmanimVortheilist: soll man ihn nicht ausnützen?" »Un-
terhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente."
„InjedemLand, wo manPlutus mehr ehrt alsMinerva, müssen
die Börsen voll und die Köpfe leer werden." So spricht er. Wann
ward, seit zwanzig Iahren, bei uns je ein Vortheil ausgenützt?
Könnte das blaue Fritzenauge heiter auf den Staat blicken, der
die Pierpont Morgan und Ernest Cassel mit den höchsten Ehren
krönt und in dem die Mahnung, mit dem Gegner nicht ohne Waff»
en zu verhandeln, als tzetzruf gevehmt wird? Macht: warFried»
richsLosung; skov «i pover: höher hinauf langts heute nicht. Kein
Wunder, daß aus der Gruft nicht einFünkchendesFritzengeistes
bis auf die Kanzel sprühte und Allerhöchster Befehl ihn auf dem

tzoftheater von dem armsäligsten Versstümper auswalzen ließ.
'Mag man dem bis zum letzten WankAllzumenschlichen Engels«
flügel ankitten, die Fülle seiner abscheulichen Eigenschaften (die
seine Größe glaubhaft machen, nicht kürzen) feig verkleben, die
ranzig gewordene Rationalistenweisheit, die voltairischen Witze
über die pechschwarze »pretraille" aus den Winkeln klauben: nie
war eine Zeit ihm wie unsere so weltenfern. Nicht einmal die des
längst überlaut gelästerten Sonnenkönigs. Der schrieb, als der
Flagge Frankreichs von den Briten einst der schuldige Ehrengruß
versagt worden war, an seinen Gesandten nach London: »Der
König, mein Herr Bruder, kennt mich nicht, wenn er wähnt, mich
hochmüthig behandeln zu dürfen. Keine Macht unter dem Him-
mel ist stark genug, um mich auf solchem Weg auch nur zumersten
Schritt zu zwingen. Schlecht kann mirs gehen; furchtsam wird nie
Einer mich sehen. Der König von England und sein Kanzler wis-
sen ungefähr vielleicht, was ich an Wehrmacht aufzubringen ver-
mag; aber sie blicken nicht in mein Herz. Ich begnüge mich nicht
mit Untersuchungund Kompensation. Ich werde, was auch draus
entstehe, mein Recht wahren und, ehe ich durch Schwachheit mei-
nen Namen beflecke, meinen ganzen königlichen Besitz an den
Kampf für dieses Recht wagen." Das klingt höllisch unmodern.
Nicht so sehr, was Mirabeau in der ttistoire secrete 6e Ia<our cZe
öerl in erzählt. Der Geist Friedrich Wilhelms des Zweiten ist uns
näher als Fritzens. »Drei Viertel aller Berliner mühen sich jetzt,
zu erweisen, daß Friedrich der Zweite ein gewöhnlicher Mensch,
kaum vonDurchschnittswuchs, war. Wenn sein großes Auge, das,
je nach dem Willen seiner Heldenseele, bezaubern oder entsetzen
konnte, nur für eines Blickes Dauer sich wieder aufthöte: hätten
diese albernen Schmeichler auch nur den Muth, in Scham zu er»
sticken?" Mirabeaus Worte erinnern an das unter dem März-
mond des Iahres 1890 Erlebte. Da fing es an. Auch Friedrichs
Erbe wurde als Friedensfürst gepriesen. Treitschke: »Preußen
stand völlig vereinsamt; manvernahmbald,daßdiebritischeTreu»
losigkeit in Petersburg und Wien mit lauter Schadenfreude be-
grüßt wurde. Im preußischen Staat aber ahnte Niemand, wie tief
dieMachtdesStaatesdurcheinePolitik dertzalbheitund Unklar»
heitgeschädigtwar. Dietzauptstadtjubelte. Das prächtige Sieges-
denkmal der alten Monarchie, das Brandenburger Thor, ward

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_150.html[18.07.2014 17:48:13]

eingeweiht; frohlockend drängte sich dasVolk herbei, alsdielieb«
liche Braut des jungen Kronprinzen durch dies Triumphthor ein-
zog. Preußische Schriftsteller verglichen in ehrlicherVerblendung
das ungetrübte Glück derNation mitderZerrüttungundderOhn»
macht des Staates der gallischen Königsmörder." Bismarck hat
den Vergleich nicht gescheut, der den Abgesetzten doch in den Schein
eitler Ueberhebung bringen konnte.. Hört ihn! »Friedrich der
Große hinterließ ein reiches Erbe von Autorität und von Glau» .
ben an die preußische Politik und Macht. Seine Erben konnten,
wie heute derNeueKurs von der Erbschaft des Alten, zweiIahr»
zehnte hindurch davon zehren, ohne sich über die Schwächen und
Irrthümer ihrer Epigonenwirthschaft klar zu werden; noch in die
Schlacht von Jena hinein trugen sie sich mit der Ueberschätzung
des eigenen militärischen und politischen Könnens. Erst der Zu-
sammenbruch derfolgendenWochen brachte den Hofunddas Volk
zu dem Bewußtsein, daß Ungeschick und Irrthum in der Staats-
leitung obgewaltet hatten. WessenUngeschick und wessen Irrthum
aber, wer persönlich die Verantwortlichkeit für diesen gewaltigen
und unerwartetenZusammenbruch trug, darüber kann selbst heute
noch gestritten werden." Alte Preußen haben gestöhnt, weil die
Fritzenfeier gar so unfritzisch war. Konnte sie anders sein?
pio memoria.
«Das Schicksal Deutschlands drängt zur Entscheidung und
die erleuchtetstenFürsten haben erkannt, daß nur außerordentliche
und kräftige Mittel das Vaterland retten können. Die Krisis ist
sehr nah; und wenn die Regirungen sie nicht selbst zu leiten ver-
suchen, so fällt sie den Parteien anheim, deren Macht und mög-
liches Zusammenwirken Niemand leugnen wird. Die Republik
der Franzosen hat durch ihr unerwartetes und für die Umstände
vernünftiges und würdiges Auftreten die Welt in Erstaunen ge-
setzt. Man verhehle sich nicht den Zustand von Deutschland. Die
Gesinnungen der Landbevölkerung, der Bauern, die der Mon-
archie durch natürlichen Instinkt und durch ihre religiöse Erzieh-
ung am Meisten zugethan scheinen, sind leider vielfach untergra-
ben und bedroht; auch auf dem Land ist an vielen Orten die Zahl
der Proletarier reißend gewachsen. Und wenn Dies dem beson«
nenenBeobachter unleugbar: wasmußman erst von den niederen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_151.html[18.07.2014 17:48:14]

Klassen der großen Städte, den eigentlichen Proletariern, befürch»
ten?DasSchlimmste,wennmanbedenkt, durch wen siegeleitet wer-
den, nämlich durch die in Deutschland zahllose Menge von Halb»
gebildeten, brotlosen Subjekten aus dem Stande der Gelehrten,
Aerzte, kleinen Beamten, die sämmtlich keinInteresse mehr an dem
Bestehenden haben. Und womit gedenkt man gegen diese wilden
Mächte auszureichen? Hoffentlich nicht mitderMilitärmachtun»
serer Nationalarmee, die aus allen diesen Klassen zusammengesetzt
ist. Republik oder Anarchie ist einer ungeheuren Anzahl der Be-
wohnerDeutschlandsdurchaus willkommen.Die höherenKlassen
des deutschen Volkes halten an derMonarchie aus Einsicht oder
Glauben an die Notwendigkeit, aus Interesse, aus Gewohnheit
oder persönlicher Treue; aber dieJugend, die immer und überall
zuerst handelt, kennt das klassische Alterthum, kennt die Republik,
liebt sie, kann sie nur lieben und sieht in dieser Staatsform die
nächste und schönste Hoffnung, daß sich Jeder nach Verdienst selbst
Bahn brechen und um den Lorber in Krieg und Frieden, in Kunst
und Wissenschaft künftig, ohne Gunst, nach freier Bewerbung rin»
gen werde. Der Begriff der Nationalität ist bei allen Völkern Euro-
pas bis zur Vergötterung einer Idee emporgetrieben worden.
Die Entschlüsse der Fürstenmüssenrasch, groß und einmüthigsein."
Aus einer konservativen Zeitung von gestern? Nein: aus
der Denkschrift, die Max von Gagern am vierzehnten März 1848
dem ersten Bayernkönig Ludwig vorlegen ließ. (Professor Lud-
wig von Pastor,Ianssens würdigster Schüler,hat sie seinem «Le-
ben des Freiherrn Max von Gagern" angehängt; einem Buch,
das vielNeues bietet,einen wichtigenAbschnittderdeutschenGe-
schichte im Kopf eines klugen Katholiken spiegelt und ahnen lehrt,
wie schädlich ihr.seit dem kölnerKirchenstreit,demersten »Kultur-
kampf" in Preußen, der Hader der Konfessionen geworden ist.)
Wahlaufrufe.
»Erbitterung, wie sie jetzt mit vollem Recht herrscht, verleitet
leicht zur Abgabe sozialdemokratischer Wahlzettel. Nichts ist
falscher als solches Verhalten. Es gilt nicht nur, zu zerstören; es
gilt auch, aufzubauen. Wir brauchen im Reichstag eine arbeit-
fähige Mehrheit, die eintritt für eine das nationale Ansehen des
Reiches verbürgende Aufrechterhaltung unsererWehrmacht, für

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_152.html[18.07.2014 17:48:14]

den freiheitlichen Ausbau unserer Verfassung, für eine gerechte
Wirthschaftpolitik. Zur Erreichung dieser Aufgaben führt nicht
dieWahl vonAnhängern derSozialdemokratie.Denn sie versagt
dem Reich nicht nur alle Machtmittel, sondern auch, durch dieAb»
lehnung des Reichshaushaltes, alle Mittel zu kultureller und
wirthschaftlicher Hebung derBedrückten; sie hemmtdenFortschritt,
indem sie extreme Forderungen stellt undDiejenigen, die'das Er-
reichbare erstreben, bekämpft und verhöhnt; sie verbreitert, statt
den sozialenFrieden zu fördern, als einseitige Klassenpartei den
Gegensatz zwischen Arbeitgebern nnd Arbeitnehmern, auf deren
harmonischem Zusammenarbeiten dasGedeihenderVolkswirth»
schaft beruht. Wohl giebtes auch in derSozialdemokratieEinzelne,
die dasVerkehrte solcher Handlungweise erkennen; aber dieMehr-
hcit erstickt solche Regungen mit brutaler Gewalt. Darum kann die
Sozialdemokratie nimmermehr die Reaktion beseitigen. Im Ge»
gentheil: ihre Erfolge schmieden die reaktionären Elemente zu»
sammen, treiben ihnenKräfte aus dem Bürgerthum zu und stabi»
liren damit auch für weiterhin die Herrschaft des bisherigen re-
aktionären Systems. Hinaus mit den Reaktionären!!! Hinaus
aber auch mit der Sozialdemokratie aus unserem Wahlkreis!!!
Es gilt ein großes Ziel in ernster Zeit. WerdasGebotderSlunde
versteht, Der wählt den Liberalen. Der Wahlausschuß der Fort-
schrittlichen Volkspartei." Als dieser Ausruf, den schon der Stil
zur Kulturthat stempelt, im Wahlkreis Teltow°Beeskow»Stor-
kow»Charlottenburg morgens zwischen die Thürritzen geschoben
wurde, hoffte die Volkspartei noch auf glorreichen Sieg; verkün-
deten ihre Häupter ihn als „absolut sicher". Vielleicht wuchs die
Wahlbeute sogar hoch über das Hoffnungspalier hinaus; wahr-
scheinlich. „Entrechtung, Erpressung, Theuerung; Heilige und
Ritter; Steuerdefraudanten, Reichsblutsauger S Co.; Brannt-
wein», Kali» und Zündholzschmach; schwarzblauer Block." (Cle»
menceau hat uns was Schönes angerichtet. Weil er, im Rede-
turnier wider Thermidorfeinde, einst die Große Revolution ei-
nen bloc genannt hat, von dem die Laune weder Knubben noch
Zacken abbröckeln dürfe, muß unser Schaudern jetzt die dümmste,
schäbigste Sprachverhunzung dulden. Hottentotenblock, Schnaps»
und Schweineblock.schwarzblauer und rosarother Block, Groß' und
Antigroßblock, Rechts» und Linksblock. „Um's Haar sich auszu»

raufen und an den Wänden hinauszulaufen!" Daß ein Mensch,
dem Selbstachtung noch Bedürfniß ist, sich solcher öffentlichen
Rülpserei nichtschämt, ist schwerzufassen.) »Längstaufgespeicher»
ter Volkszorn. Fürchterlich wirds tagen. In fünfundneunzig Krei-
sen haben die Kandidaten derFortschrittlichen Volkspartei Aus»
sicht, gewählt zu werden. Hinaus aus unseren mit der Sozial-
demokratie!" Aus der reinlichsten Zelle riefs derDoktorWiemer.
Ihm erwiderte, auf» und abschwebend, Mannheims pater ecsts.
ticus: »Der Kampf der Nationalliberalen Partei gegen die So-
zialdemokratie wird heißer werden als je zuvor. Darüber darf
Niemand im Unklaren sein. Zwei Fronten! Aber mit Hoffnung
kann heute unsere Partei in den Wahlkampf ziehen, während die
Sozialdemokratie, wie ich glaube, selbst ihre Hoffnung beträcht-
lich herabgestimmt hat." Nun ists anders gekommen. Die So-
zialdemokraten haben hundertzehn Sitze, die Liberalen, trotz ab-
soluter Siegessicherheit und gespeichertem Volkszorn, fünfzehn
weniger als im schlechten Erntejahr 1907: und nun sollen wir,
auchdieWählervonTeltow»Beeskow»Storkow»Charlottenburg,
nach der Weisung der verbündeten Parteibonzen, jauchzen, weil
so viele Sozialdemokraten gewählt worden sind.Die, hieß es doch
gestern, »können nimmermehr dieReaktion beseitigen; imGegen»
theil: ihre Erfolge schmieden die reaktionären Elemente zusammen,
treiben ihnen Kräfte aus dem Bürgerthum zu und stabiliren da-
mit auch für weiterhin die Herrschaft des bisherigen reaktionären
Systems." Das ertragen wir Ur» und Erzliberalen nicht länger;
können nicht, wollen nicht, dürfen nicht. Wirds also stabilirt?
Dann sind wir zu zorniger Empörung verpflichtet und begreifen
nicht, wie Ihr von unserer Lippe Iubellieder erwarten könnt. Wird
es durch die Rothen zerstört? Dann habt Ihr, um denNachbarn
die Stimmen wegzuschnappen, uns hundsfötisch belogen.
'Aus der preußischen Mark in den badischen Breisgau. Um
den Wahlkreis Freiburg ringen Centrum, Sozialdemokratie,
Volkspartei. Kommt der Fortschrittskandidat in die Stichwahl?
Nur,wenn er den Handwerkern undBauern denRothenverekelt.
Leicht hat ers nicht. Daß er,Herr Or.vonSchulze»Gaevernitz, ein
tüchtiger Gelehrter und Lehrer ist, Ordentlicher Professor und Ge-
heimer tzofrath gar, über Rußland und England lesenswerthe
Bücher geschrieben hat und, als Nationalökonom und Soziologe,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_154.html[18.07.2014 17:48:15]

'im Reichstag Nützliches leisten kann: dieser Beweis ködert ihm
noch keine Stimme. Die stärkste von seinen Künsten muß helfen.
«Die Sozialdemokratie vertritt nur die Interessen der städtischen
Arbeiter, die sie gegen alle anderen Stände und Berufe aufhetzt.
Sie hat niemals Etwas durchsetzen können, weil sie die Feindin
jeder Regirung ist. Hört es, Ihr Kleinbauern und Handwerker:
Ihr sollt zur besitzlosen Masse herabgedrückt werden! Ballt sich
ob solcher Geringschätzung nicht die Faust in gerechtem Zorn?
^... Handwerker und Bauern, könnt Ihr einem sozialdemokra-
tischen Kandidaten Eure Stimme geben? Niemals; denn Ihr
müßtet Euch ja vor Euch selbst schämen und würdet Euren ei-
genen Stand besudeln." So stehts auf einem Flugblatt des Or-
dinarius und Kandidaten. Das wirkt Wunder. Genosse Engler
wird überrannt. Stichwa hl zwischen demGeheimrath von Schulze»
Gaevernitz und demBäckermeister Karl Häuser. Jetzt braucht der
adelige Professor die Stimmen der Rothen gegen das Centrum.
Hetzer sinds, die auch die ordentlichsten Professoren zur besitzlosen
Masse herabdrücken möchten? Freilich. Doch die Hand ballt sich
heute nicht in gerechtem Zorn ob solcher Geringschätzung, son-
dern unterschreibt die Bedingungen, unter denen, nach dem
Beschluß des jenenser Parteitages, die Stichwahlhilfe zu haben
ist. Wer reinen Herzens glaubt, daß neue Wehrmachtkosten durch
direkte Reichssteuern und Luxusabgaben zudecken sind, kann die-
sen Pakt schließen. Schwerer immerhin Einer, der die Genossen-
schaft gestern an den Pranger band. Einerlei: (^osi Kn iutti. Und
schon schallts aus dem Munde derRöthesten: »Wir stellen unsere
sonstigenBedenken.auch gegen die zur Genüge charakterisirteAgi»
tatorenmethode des Herrn von Schulze»Gaevernitz, zurück und
lassen nur das eineZielvorAugenschweben: Niedermitdem Cen-
trum !" DasZiel schwebt; und dasGeschäft ist richtig.Wie aber ringt
man das Centrum, in der Bischofsstadt, nieder? Zween jungen
Aniversitätlehrern hilft der Geist. «Fort mit derHottentoten»,zum
Spotten bankeroten Weltflottenpolitik!" Das an ähnlichen Rei-
men reiche Gedicht, das dieser gewaltigeVers schloß, hat anno 1907
manches deutscheHerzgewärmt. In solcherSpur tastet wohl auch
ein Neulingsich ans schwebende Ziel. Zwei Dozenten sehen endlich
Rath: ein Zeichner, ein Dichter. Der breisgauer Forain zwingt sei-
nen Stift zum Bild eines rabenschwarzen Struwwelpeters, der mit

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_155.html[18.07.2014 17:48:16]

zottigem Hintern auf Wallots Reichstagskuppel thront; in einer Badewanne den Rumpf, die Plattfüße und Affenarme weih zu schrubbern versucht (ein Pole bringt Seife, ein Elsässer das Handtuch); sich als Himmel sknecht Ruprecht vermummt; im Schafspelz, mit frommer Miene und hell klingendemFriedensglöcklein, umherhüpft; als Magister der Schülerschaar beweist, daß zweimal ZweiFünf gebe; Reichsapfel und Reichsschwert in seine schmierigen Pfoten nimmt; Wahrheit, Recht und Freiheit, die erzu ehren heuchelte, auf wüstem Galgenfeld henkt; am Ende aber, den alle Seifen und Bürsten nicht säubern konnten, von weißen Wahl» zetteln bis an die Mähne bedeckt, bis an den Scheitel begraben wird.Und unter jedes Bild setzt der Poet ein paar herzigeVerschen; für den lieben Wähler. Aus der Talentsozietät zweier Jugend» bildner entsteht ein illustrirtesWahlflugblatt, dessen Text lautet:

Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann? Niemandl!

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?
Herbei, Ihr Leut! Seht ihn Euch an.
Ein Ungeheuer, zottig, krumm,
Verbost, verlogen, tückisch, dumm!
Gebt Acht, wie er sich prodnzirt,
Sonst wird Euer guter Sinn verführt.

Der schwarze Mann, der wascht sich rein,
Es juckt ihn, unschuldweiß zu sein.
Puh, wie er spritzt und patscht und reibt!
Was hilfts? Die schwarze Farbe bleibt.
Polacke und Elsäfser Wackes,
Die freuen sich des soliden Lackes,
Bedienen ihn voll Hinterlist:
„Darfst bleiben, Freundchen, wie Du bist!"

Die Schwarzhaut steckt das Ungethüm ,
In mannichfaltiges Kostüm.
Holdselig lächelnd, weihnachtlich,
So wills, o Volk, bethören Dich.
Dem Iunker mit der feisten Tasche,
Dem giebts die Branntweinliebesflasche,
Dem Arbeitmann ein Dreierlicht!
Aus Talg! Ein helleres braucht Der nicht!
Böhl Bäh! Ein friedlichst Getön!
Im Schafspelz, Schwarzer! Ei, wie schön!

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_156.html[18.07.2014 17:48:16]

Herbarium.
Der stammt wohl von der Reichspartei?
Ihr sollt ihn streicheln! Kommt herbei!
Volk, laßt Du Dich denn so bekümmern?
Bist Du gefressen, wird Dirs dämmern!
Hört Ihr den Lehrer? Laut und stark
Die helle Stimme geht ins Mark.
Ihr fragt, was Das für Weisheit sei!?
Die Füns ist eine Doppel»Zwei!
Verdrehung, Halbheit, Trug, Gezeter!
Zur Kasperlbühne wirds Katheder!
O deutsches Volk, Dein schwarzer Feind
Ist Satan, weil er Engel scheint.
Das Panzerkleid, das gute Schwert,
Mit dem Germania stolz sich wehrt,
Die Krone auch (die er verräth!),
Er nimmts und sieht, wie ihm Das steht.
Germanias Namen schändest Du,
Bei lichtem Tag in kecker Ruh!
Jedoch zur mitternächtigen Zeit,
Da schlüpfst Du aus dem Heuchlerkleidl
Schamlos, ein Henker, knüpfst Du dann
Drei Göttinnen am Galgen an
(Hast Dich der Namen stets erfrecht).
Sie heißen: Wahrheit, Freiheit, Recht.
Volk, fürcht' Dich nicht vorm schwarzen Mann!
Dein guter Geist löst seinen Bann,
Der Dich bedrückt so lange Zeit,
Schau, wies Wahlzettelflocken schneit!
So leis, so dicht, so feucht, so weich —
O schwarzer Mann, jetzt wirst Du bleich!
Es schreien traurig alle Raben!
Bist eingesenkt und eingegraben.
Verschwunden! Weg! Vorbei! Zu Ende!
Welch wundervolles Skigelände!
Ihr saht ein Bild zu Eurem Grause,
Den Schwarzen auf dem Reichstagshause!
Nun lügt das Centrum mit Gezeter:
„Huh, huh, Der sitzt ja auf Sankt Peter!"
Das ist doch wirklich mehr wie dreist!
Der Reichstag nicht Sankt Peter heißt!
Herunter sollst Du mit Gekrache
Von unserem guten Reichstagsdachel
Dem Schwarzen keinen ReichstagssitzI
Wählt Alle Schulze»Gaevernitz!

Die Verse könnten, wie in Auerbachs Keller dieStudenten-
weine, besser sein. Doch die noble Gesinnung entschädigt von aller
Ohrenpein. »Ein Ungeheuer, zottig, krumm, verbost, verlogen,
tückisch, dumm": Das ist die Centrumspartei, die, fast ohne frem»
den Beistand, nun dreiundneunzig Mandate aus deutschenWahl»
urnen geholt hat; so sehen sie drei mit dem Doktorhut geschmückte
Herren, deren berühmtesternoch achtTagezuvor in gerechtem Zorn
wider arge Hetzer und Sudler wettern konnte. Graut Liebchen
auch? Ist ja so schlimm nicht gemeint. Klappern gehört zum Hand»
werk. Wäre der Rötheste mit dem Volksparteimann in die Stich»
wähl gekommen, also vom Schwarzen Hilfe zu werben gewesen,
dannhättedasUngeheuerandersausgesehenunddasBänkellied
anders geklungen. »O deutsches Volk, Dein rother Feind ist Sa-
tan, weil er Engel scheint. Das Panzerkleid, das gute Schwert,
mit dem Germania stolz sich wehrt, er wills zerlöchert, wills zerbro-
chen. Wann wird die Schmach vom Volk gerochen? Germanias
Name ward geschändet. Heil Euch, die Ihr den Frevel endet!
Kein Zettel für den Zuchthausstaat! Wählt Alle den Geheimen
Rath!" Das wäre beinahe eben so schön gewesen; hat aber nicht
sollen sein. Herr von Schulze» Gaevernitz ist gewählt worden. Scha-
de, daß er so sumpfigeWege durchwaten mußte. Dem Banausen-
reichstag ist er einGewinn. Daß derZweck dieMittel heilige, be-
haupten aber nurdietückischsten Schwarzhäuteaus Loyolas Heer.
Erhaltetuns, höchsterund allerhöchster Herr, die über alles Men-
schenmaß gerechte und sittlicheInstitution derStichwahl! Sie al-
lein ließ, auf dunklenSchleichpfaden, die FortschrittlicheVolkspar-
tei zu zweiundvierzig Mandaten kommen. Nun danketAlle Gott;
wie nach Leuthen. Die Sache der Freiheit, des Rechts hat gesiegt.

Schwabenstreiche.

Vor dem essener Amtsgericht hat Herr Or. Reismann»Gro-
ne, Verleger der Rheinisch » Westfälischen Zeitung, ausgesagt:
«Rechtsanwalt Claß, der dem Alldeutschen Verband vorsitzt, ist
bereit, vor jedem Gericht zu beschwören, daß ihn Staatssekretär
von Kiderlen»Waechter ersucht habe, zu einer Aussprache nach
Mannheim, in den Pfälzer Hof, zu kommen. Dort hat ihm der
Staatssekretär gesagt: ,Ich bin eben so alldeutsch wie Sie. Daß
Ihr Verband einen Theil von Marokko fordert, ist durchaus be-
rechtigt. Den fordern wir auch. Sie werden an unserer Politik

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_158.html[18.07.2014 17:48:17]

IhreFreude haben. Auf mich dürfen Sie sich verlassen. Wir hal-
ten durch; und sind in vorzüglicher Lage. Cambon krümmt sich
vor mir schon wie einWurm.' Herr Rippler, Leiter derTäglichen
Rundschau,wird beschwören.daß noch imIulitzerr vonKiderlen
zu ihm gesagt habe: ,Die Alldeutschen sind im Recht. Aus Ma»
rokko bringt uns jetzt Keiner mehr. Wir müssen mindestens Mo»
gador haben und werden vielleicht auch Rabat fordern,' Am ersten
Juli, mittags, war Rechtsanwalt Claß beim Unterstaatssekretär
Zimmermann imAuswärtigenAmt. Der sprach:,Sie erleben hier
eine weltgeschichtliche Stunde. Gerade jetzt erfahren die fremden
Regirungen, daß ein deutsches Kanonenboot nach Agadir fährt.
Wir hatten zweiLockspitzel hingeschickt, die im Sus deutsche Kauf-
leute auffordern sollten, sich in Berlin als des Schutzes bedürftig
zu melden, über den anarchischen Zustand des Landes Beschwerde
zuführen und vom Reichskanzler Hilfe zu erbitten. Unsere Agen-
ten haben ihre Sache sehr gut gemacht. Jetzt legen wir die tzand
auf dasSusgebiet undgeben es nicht wieder heraus. Deutschland
braucht eine Siedelstätte für seine überschüssigen Menschen; so
lange siefehlt, istjederAuswanderer ein Nationalverlust. Sorgen
Sie, Herr Rechtsanwalt, nur dafür, daß in dem Ihnen zugäng-
lichen Preßbezirk nicht etwa empfohlen werde, von Frankreich
Kompensationen anzunehmen. Die Pariser werden uns vielleicht
ihren Kongotheil anbieten. Den wollen wir aber nicht. Ueber»
haupt keine Kompensation. Sondern ein Stück von Marokko. °
Das ist vor einem preußischen Gericht ausgesagt worden. Am
neunzehnten Ianuartag. Am einunddreißigsten hatte das Aus-
wärtige Amt noch nicht geantwortet. Dieses unwahrscheinliche
Amt läßt eine seiner Excellenzen am Eßtisch erzählen, Deutsch-
lands Bündniß mit Italien sei über Augenblicksstimmungen er-
haben, weil es auf unabänderlichen Thatsachen beruhe. (Auf
welchen? Die Umstände, die uns Mancini, Robilant, Crispi
einfingen, gutes Verhältniß zwischenBritanienundDeutschland,
schlechtes zwischen Frankreich und Italien, haben sich als «ab»
änderlich" erwiesen.) Wird vor Europens Ohr aber der Chef des
Amtes gröblicher Unwahrhaftigkeit beschuldigt, dann schweigen,
jedesmal, alle Flöten der Wilhelmstraße. Herr von Kiderlen hat
vor dem Reichskanzler und vor dem Reichstag bestritten, daß er
im Lauf der Verhandlungen je einen Theil von Marokko gefor-
dert, je mit den Alldeutschen banäe ä psrt gemacht, je seine For»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_159.html[18.07.2014 17:48:17]

derung herabgesetzt habe.Mit derbstemHohnwort bestritten.Wahr
oder unwahr? ZweiDeutsche, zwei Franzosen zeugen wider ihn.
SeinIntimus.derunermeßlicheDiplomatZimmermann, plaudert
vor Zunftfremden aus, was erdemTreusten kauminsOhrraunen
dürfte; und ist doch nur die gehorsame Huppe des achten Schwaben.
WoDers, durch seine Preßkawassen, zu erwirken vermag, wird die
essenerAussage verschwiegen. Wahr oder unwahr? DenFranzo»
sen.die den bei uns durchgepeitschtenVertragMonatelang ohne
Unterschrift lassen, wird jedes zur Sache gehörige Aktenbündel
aufgeschnürt, jede Botschafterdepesche dechiffrirt. Wir, die der
Handel, billig gerechnet, zweihundert Millionen gekostet hat, er-
fahren nichts. Nicht einmal, ob unsimWesentlichstenvonAmtes
wegenWahrheit oderDichtung aufgetischt worden ist. Wo ist der
Kanzler, der allein verantwortlicheReichsminister? Er sollte sich
hüten, die Nation in unnützlichen Vergleich der in Monarchien
und inRepubliken geltenden Staatssitten zu drängen und seinen
wichtigsten Gehilfen immer wieder dreister Lüge zeihen zu lassen.
Der Brite muß sich heute sagen: «Grey wäre ein Esel gewesen,
wenn er den Berlinern geglaubt hätte. Das Schutzbedürfniß der
paar Deutschenim Sus: Lockspitzelwerk. Die amtlicheBegründung
desPanthersprunges: Schwindel.Die Kongofetzcn konnten sie vor-
her haben.Wollten aber Agadir undMogador; dieMöglichkeit,
unsere Getreidezufuhr abzuschneiden. Greys höfliche Frage ließen
sie sechzehnTage lang unbeantwortet; weilsiesichscheuten, Farbe
zu bekennen. Erst nach der Rede unseres Lloyd George wichen
sie zurück; begnügten sich mit der Kompensation, die sie so lange
verschmäht hatten. War also die Rede nicht nöthig? Die Bereit«
schaft der Nordseeflotte zum Angriff? Mußten wir uns nicht für
den Kriegsfall rüsten? Und kann einDeutscher, in dem derWille
zur Gerechtigkeit lebt, nun unser Handeln noch schelten?"
Wo ist der Kanzler? Er läßt sich sehen. Zwingt das ver«
grämte Antlitz in leuchtende Fröhlichkeit. Keine Majorität? Für
jede Vorlage mindestens eine. Der Gunst entwurzelt? Jeden
Tag kommt derKmser. Schorlemorle schoninden Kühler gestellt?
Jetzt fängt der Fünfte erst recht zu regiren an. „Die Stärke der
Staaten beruht auf den großen Männern, die ihnen zur rechten
Stunde geboren werden." Trauerweide? Triumphator. Rings-
um aber zischelts: «Der Heilige Theobald lernt jetzt lächeln!"

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_160.html[18.07.2014 17:48:18]

Kann einmodernerMenschkonservativsein?')

Diejenigen, welche Verbesserungen ge»
hindert haben, weil sie Neuerungen be-
deuten, werden eines Tages gezwungen
sein, Neuerungen anzunehmen, wenn sie
aufgehört haben, Verbesserungen zu sein.
Canning,

M^as ist Konservatismus, abgesehen von aller an Zeit und Ort
gebundenen Parteidoktrin? Das Konserviren alles leben»
big Gewachsenen, organisch Gewordenen gegen zersetzende, der abs-
traktem Spekulation entspringende Doktrin; die Gewohnheit, mehr
Das zu sehen, was ist, als Das, was sein könnte. Zum Schutz der
lebendigen Kräfte bedarf es einer gewissen centralisirten Kontrole,
daß nicht eins der berechtigten Interessen das andere überwuchere
und erdrücke. Daher die Nothwendigkeit einer starken Regirung
und ihr gegenüber die Eintheilung der Gesellschaft in Klassen, deren
Grenzen zwar den Einzelnen binden, ihm aber auch Halt gegen das
Uebergewicht der anderen Klassen gewähren. Daß sich die konserva»
tive Weltanschauung heute hauptfächlich an den Landbesitz knüpft,
ist zwar erklärlich,aber keineswegs für ihrWesen nothwendig. Eben
so wenig braucht Klassengliederung die Herrschaft einer Klasse zu be»

*) Ausführlicher beantworte ich diese Frage in einem Buch über
Lord Beaconsfield: „Die Kunst der Politik" (Meyer S Iessen). An dem
Staatsmann D'Israeli wird da gezeigt, daß die konservative Weltan-
schauung nicht reaktionär zu sein braucht, vielmehr, ohne ihr Wesen zu
verändern, die Forderungen der neuen Zeit erfassen, ja, ihnen Erfül»
lung gewähren kann. An dem Semiten D'Israeli wird bewiesen, daß
die Iuden von Haus aus, als Hüter von Religion, Familientradition
und Besitz, ein konservatives Gesellschaftelement erster Ordnung sind
und nur ihr Metökenthum sie dem Radikalismus zutreibt, der ohne
ihre Führerschaft in Deutschland machtlos wäre. Der Dichter D'Israeli
offenbart, daß (im Gegensatz zu der heute allgemeinen Auffassung)
auch die künstlerische Weltanschauung konservativ gerichtet ist; ver-
langt doch gerade sie die Erhaltung der bunten Mannichfaltigkeit einer
organisch gewachsenen Welt, die der liberale Demokrat zu zerstören im
Begriff ist; die einseitige Anwendung der Prinzipien der Vernünstig-
keit und Nützlichkeit macht das Leben monoton, indem sie die Unter»
schiede der Nationen, Stände, Berufe, Familien und zuletzt sogar der
Geschlechter verwischt. Mle dahin zielenden Forderungen sind in ihrem
Wesen antikünstlerisch. Das Buch enthält zahlreiche Nutzanwendungen
auf die heutigen deutschen Zustände.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_161.html[18.07.2014 17:48:18]

deuten. Wenn Bauern und Bürger früher ihre Rechte begründe»
ten, so geschah es nicht in der Absicht, die Klassengliederung zu zer»
brechen, sondern, innerhalb dieser Gliederung ihre Rechte und ihre
Macht zu festigen. Wir wissen, wie konservativ der Bauernstand
ist. Daß es der Bürgerstand weniger ist, liegt mehr an den Bedin-
gungen des Großstadtlebens und den ins Weite weisenden handle»
rischen Interessen als an dem ständischen Wesen des Bürgerthums
selbst. Früher gab es vor Allem den Landbesitz und seine Inter-
essen, die Kirche und, etwas ferner, das Königthum mit dem Heer
und der Beamtenschaft. Hier sind die Nuancen des Konservatis-
mus bereits abgestuft. Der König mit seinem Beamtenthum ver-
körpert häufig den neueren Geist gegenüber dem zäh am Alten und
an seinen Rechten festhaltenden Grundadel. Der Gegensatz jedoch
schließt sich gegenüber dem theoretischen Radikalismus, der mit der
Französischen Revolution geschichtliche Thatsache wird. Die neuen
Menschen halten alles Bestehende für ungerecht, in ihren milderen
Vertretern wenigstens für unzeitgemäß, Sie vertreten die Theorie
gegenüber dem Leben. Freilich haben sie das Leben in ihrer Weise
beeinflußt. Nie ist zwar dem Radikalismus die Zeugung irgend-
einer lebensfähigen Form gelungen, aber aus seinen Dummheiten
haben die schöpferischen Mächte nachher oft gelernt. So hat das
Deutsche Parlament in der Paulskirche nach einem ruhmlosen Le-
ben ein ruhmloses Ende gefunden, aber Niemand kann leugnen,
daß es die (freilich korrekturbedürftigen) Vorarbeiten zu dem Werk
Bismarcks schuf. Dieses Werk, die nationale Einheit, wurzelt be-
kanntlich, eben so wie die Italiens, in einem Boden, der von dem
altlegitimistischen Standpunkt aus ten Zeilen der Heiligen Allianz
nicht anders als revolutionär bezeichnet werden kann. Wir wissen,
welchen Konflikt sich in Friedrich Wilhelm dem Vierten zwischen
legitimistischen und deutsch»vaterländischen Neigungen abspielte.
Aus den Formen des bismarckischen Werkes hat das organi»
scheWachsthum der Wirklichkeit alle revolutionären Züge (mit Aus-
nahme des Reichstagswahlrechtes) verwischt. Die preußischen Kon-
servativen haben ihr Mißtrauen ausgegeben und sind Deutsch»Kon-
servative geworden; und (vielleicht von einigen aussterbenden Ty-
pen abgesehen) der Hauptgegenstand ihrer heutigenBewahrungin»
stinkte dürfte das Reich sein. Aus diesen und ähnlichenThatsachen
der Geschichte läßt sich erkennen, daß der Konservatismus sich auf
Alles erstrecken kann, was Form geworden ist, was ist. Wenn seine
passive Tugend das Bewahren ist, so sollte seine aktive dasGestalten
von lebensfähigen,also derBewahrung werthenFormen sein. Aus
den formlosenStrebungen und Wünschen der Zeit, für die der radi»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_162.html[18.07.2014 17:48:19]

kale Theoretiker immer tausend Mittel bereit hält, die zunächst im»
mer einmal das Bestehende zerstören würden, soll der konservative
Staatsmann, oft angeregt durch liberale Vorschläge, lebensfähige
Formen gestalten. Er muß die neuen Kräfte der Zeit erkennen, die
ihre Wichtigkeit zwar selbst immer überschätzen, indem sie sich für
das schlechthin Neue, Zukunstfrohe erklären, die aber, wenn auch
nicht so allgemein berechtigt, wie ihre Vertreter glauben, neben dem
Alten ihre junge Daseinsberechtigung haben. Der konservative
Staatsmann hat ihnen den Rahmen zu schnitzen, indemsieals neue
Gruppe leben und fruchtbarsein können,ohne über die ihnen inner»
halb des Ganzen gebührenden Grenzen hinauszugreifen. Solche
Kräfte entwickelten im neunzehnten Iahrhundert das wissenschaft«
lich gebildete, das Handel und Industrie treibende Bürgerthum
und die neue Arbeiterklasse. Die theoretische Maßlosigkeit in den
politischen Forderungen dieser Stände, welche die Regirung an
sich reißen möchten, wird um so mehr gesteigert, je mehr die Kon-
servativen Das ablehnen, was an ihnen tüchtig, zur Ausübung
von Rechten fähig und darum traditionbildend ist. Der Theil des
höheren Bürgerthums, der keinerlei Beschränkungen mehr fühlt,
die Großindustrie, in England auch ein großer Theil des Handels,
sind ihrem Wesen nach konservative Mächte geworden, die ihre be»
reits seit Generationen entwickelten Lebensformen gegen Zersetz»
ung bewahren wollen.
Aus Alledem geht hervor, daß einseitiges Agrarierthum nur
eine bedauerliche Abspaltung von der großen konservativenLebens«
auffassung ist, daß das Streben nachKlassenherrschast dagegen eine
mögliche Entartung bedeutet, die die konservative mit jeder anderen
politischen Auffassung gemein hat. Während aber den Bestrebun-
gen des Arbeiterstandes oder des liberalen Bürgerthumes ein
propagandistischer Zug innewohnt, der die ganze Welt nach sozia-
listischen oder Manchester»Theorien umgestalten möchte, bietet ge-
rade die konservative Weltanschauung einem weiteren Geist Mög-
lichkeiten, einer solchen Monotonie zu entgehen, indem sie sich
nicht auf irgendwelcheDoktrinen, sondern auf die ewige bunte Man-
nigfaltigkeit der Form gewordenen Lebenserscheinungen gründet.
Während die Sozialisten den Bau der Gesellschaft niederreißen
wollen, um etwas theoretisch Erdachtes an die Stelle zu setzen,
während die Liberalen das Haus an den Meistbietenden verstei-
gern wollen, bietet der wahre Konservatismus die Möglichkeit, wie
ein Vater in das weitläufige Gebäude auch die Haushaltungen
der neu verheiratheten Kinder aufzunehmen. Dies wird natürlich
langsam die Einrichtungen des Hauses umgestalten, und wer nach

hundert Iahren zurückkäme, würde sie nicht mehr wiedererkennen, trotzdem keine Revolution stattgefunden hätte. Die Möglichkeiten von Handel und Industrie sind so weit, daß sie neben blühendem Ackerbau bestehen können, daß sie, wenn der Landbau zu seinem Schutz hoher Zölle bedarf, diese wohl zu tragen vermögen. Die bürgerliche Tüchtigkeit kann hoch in Ansehen stehen, das Recht auf Koalition den Arbeiterstand zu starken Gruppen vereinen, ohne daß dadurch in einer anderen Klasse die Voraussetzungen ade» liger Tugenden und Distinktionen zu schwinden brauchen. Die Wissenschaft kann in Universitäten und in Bibliotheken die größte Freiheit genießen, ohne daß darum ihre Resultate zur Propa« ganda gegen die Religion, die noch lebendige Kraft hat, benutzt zu werden braucht. Kunst und Literatur mögen vor der Behandlung keiner Frage zurückschrecken^ sö. lange das für reife und verfeinerte Geister Bestimmte von den Plätzen fern gehalten wird, wo sich die unerfahrene Jugend oder die mißverstehende Masse bewegt. Eben so mag jeder Stand aus seinen Voraussetzungen seine berechtigte Moral haben. Man braucht eine Sittlichkeit, die für die monogame Ehe eine nothwendige Voraussetzung ist, nicht auf Frauen anzuwenden, denen äußere oder innere Verhältnisse eine ihnen wünschenswerthe Verheirathung unwahrscheinlich machen.

Alles Dies heißt: das Vorhandene, aus lebendigen Voraus« , fetzungen Geborene schützen, gegen die Proaganda irgendeiner politischen oder ethischen Theorie wie gegen die gleichberechtigten, aber nicht mehrberechtigten lebendigen Kräfte ringsum. Der Bauer, der sich Freiheiten errang, war stets ein ethisch aller Hochachtung würdiges Wesen, so lange er dabei nur Bauer blieb. Der mißge» leitete Arbeiter aber will etwas ganz Anderes: nicht den Arbeiterstand innerhalb der Gesellschaft heben, sondern über den Stand hinaus Vorschriften machen, Standesgrenzen einreißen, regiren, womöglich allein regiren. Oft genug ist gezeigt worden, daß sich im Unbewußten aller radikalen Freiheitmänner tyrannische Herrsch« sucht verbirgt, die nichts Anderes will als gewaltsames Klassen» regiment. Dem gegenüber bedeutet ein weitherziger, keiner modernen Strebung prinzipiell widersprechender Konservatismus die höchste Freiheit: Alles soll erlaubt sein, was sich organisch entwickelt und, ohne über seine Grenzen zu greifen, an seinem Platz bleibt. Der Fromme hat kein Recht, die Weltlust zu schmälen, so lange die stille Heiligkeit seines Gottesdienstes nicht gestört wird. Die Erde hat Platz genug für Gotteshäuser und Tanzhäufer. Jeder aber hat ein Recht darauf, daß sein sozial oder individuell berechtigtes Leben vor Uebergrisfen des Nachbars geschützt wird. Die

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_164.html[18.07.2014 17:48:20]

Frage, ob meine oder Deine Ansicht die richtige ist, können wir
nicht entscheiden. Darum verlangt Menschlichkeit so gut wie prak»
tische Politik, daß Beide neben einander bestehen mögen, so lange
sie einander in Ruhe lafsen. Der Radikalismus dagegen weiß
Alles besser. Er meint, im Besitz der Wahrheit zu sein, wenn er
eine Theorie der Gerechtigkeit gegen die Mißstände des Bestehen-
den anführt oder einen Satz moderner Wissenschaft gegen den
Glauben. Und weil er Alles besser weiß, legt er sein tzerrschbe»
dürfniß ethisch aus, indem er sich verantwortlich meint, seine
Wahrheit, die er als eine Art Mission empfindet, auch den Ande»
ren zugänglich machen zu müssen. Daher seine Propaganda, seine
Ausdringlichkeit, sein Mangel an Distanz, was man bei harmlosen
Naturen Idealismus, bei bösartigen Fanatismus nennt.
Zum Schluß sei nur noch darauf hingewiesen, wie nah wah-
rer Konservatismus der künstlerischen Weltauffafsung steht, der
doch auch nur an dem Schutz der mannichfachen Erscheinungen
des Dafeins gelegen sein kann, gegenüber den eintönigen For-
derungen abstrakter Theorien, politischer wie ethischer. Eine der
größten Verwirrungen unserer Zeit ist daher die Verbündung des
geistigen, besonders des künstlerischen Lebens mit radikalen Dok-
trinen. Das macht die moderne Kunst bei all ihren großen Bewe-
gungen so selten fähig, Werke hervorzubringen, in denen das glüh-
ende Erlebniß sich in klafsische Form ausprägt. Immer wieder hö-
ren wir vomZerbrechen derTradition, von neuen Wegen und sehen
auch sehr interessante Naturen diese Wege gehen, aber der alle
Kunsttriebe zersetzende Radikalismus ihrer Weltanschauung der.
räth sich auch hier in einem Mangel an formbildenden Kräf-
ten. Der Triumph der „Persönlichkeit" über die Form, die Ableh-
nung des guten Geschmackes, die Einseitigkeit der Stoffwahl und
die Verbohrtheit in Theorien sind der allen Besuchern moderner
Kunstausstellungen bekannte Ausdruck dieses Elends.
Viele werden sagen: Wenn nur diese Art von Konservatis-
mus in der Konservativen Partei vorherrschte! Leider beschränken
viele Konservative ihre politische Aufgabe darauf, ein tzinderniß
zu sein, daß sich jeder radikale Nnsinn verwirklichen kann. Die
konservativen Mächte zwingen das Neue, daß es sich erst erprobe;
ist es stark genug, dann wird es sich gegen jeden Widerstand durch-
setzen. Eine schöpferische konservative Politik wird aber nicht dar-
auf verzichten, die Formung selbst zu versuchen.
Oskar A. H. Schmitz.

Sozialismus und Regirung.*)
Das Kommen des Sozialismus wird
durch eine sozialistische Partei, die sich ei-
ner sozialisirenden überlegen glaubt, ver-
zögert, R. MacDonald.
Die Vereinigten Staaten der Erde.
er heutige, national abgegrenzte Staat, der sich in seinem Land-
heer und seiner Marine mit höchster Dramatik ausdrückt, ist
wahrscheinlich zum Vergehen verurtheilt. Ein allgemeines, ein Mensch-
heitparlament wird vielleicht einst berufen sein, die Vereinigten Staa-
ten der Erde zu vertreten. Ia, selbst der Begriff einer Regirung als
einer Zwangsgewalt dürfte dem Menschengeist fremd geworden sein,
wenn für unsere entfernte Nachkommenschaft die Glückseligkeit die all-
gemeine Lebensregel geworden sein wird un) sich die sittlichen Ideen
der Propheten in den landläufigen Gewohnheiten des Bolkes verwirk-
licht haben. Aber diese Vision vom Neuen Ierusalem haben wir nur,
wenn wir vom „Geist ergriffen" sind. Das uns gewordene Erbe ist
Patmos: mit seinem Groll, seiner Politik und seinen Problemen. Noch
ist die Menschheit nach Farbe, Kultur, Rasse und Nationalität zer-
klüftet. Aus ihren jetzigen Unvollkommenheiten mutz sie sich im Fort-
schritt der Zeit zum Reifegrad erheben; und die Aufgabe des Gesell-
schaftreformators, der Erfolge von dauernder Wirkung erstrebt, besteht
darin, daß sich seine verbessernde Thätigkeit zuerst auf den empirisch
gegebenen Stoff richtet. Nur dann sind Ideale werthvoll, wenn sie
dem praktischen Zweck der Neugestaltung bestehender Dinge und Ver-
hältnisse dienen.
Sozialismus und bürgerlicher Staat.
Der bürgerliche Staat kann eben so wenig ungestraft wider die
Gerechtigkeit handeln wie der Einzelne. Wer behauptet, daß nur dann

*) „Sozialismus und Regirung": so heißt ein Buch, das (als sechst
ter Band der „Politischen Bibliothek") in den ersten Februartagen bei
Eugen Diederichs in Iena erscheinen und die hier veröffentlichten
Aphorismen enthalten wird. Der Verfasser, ein Flügelmann der bri-
tischen Sozialistenarmee (dessen langes Gespräch mit dem Dentschen
Kaiser im vorigen Iahr viel beredet wurde), sucht darin zu beweisen,
daß manche Einrichtung und Maßregel, die (auch bei uns) für im
besten Sinn demokratisch gilt, die vernünstige Funktion der Volks»
regirung gefährdet, manche andere, die mit der Demokratie unverein-
bar schien, ihr unentbehrlich ist. Da der Sieg der deutschen Sozial-
demokratie diese Partei vor die Frage stellt, ob und in welchem Um-
fang sie an der praktischen Arbeit für den Staat mitwirken soll, darf
man, gerade jetzt, die Mühe nicht scheuen, die seltsamen, oft nicht ganz
hellen Gedankengänge des englischen Sozialisten abzuschreiten.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_166.html[18.07.2014 17:48:21]

vollkommene gesellschaftliche Beziehungen geschaffen werden können,
wenn vorher Herz und Gemüth der Menschen verändert worden seien,
irrt genau so wie Einer, der glaubt, daß man nur gute Gesetze brauche,
um eine schöne Lebensführung zu verbürgen. Das Sittengesetz und
das geschriebene Recht müssen einander unterstützen. Der Einzelne
und seine soziale Umgebung, Das, was er wünscht, und Das, was er
wünschen sollte, müssen in Uebereinstimmung gebracht werden. Aus
diesem Grunde müssen Theorie und Praxis des Sozialismus die poli-
tische Thätigkeit einbegreifen und von dem Dasein des bürgerlichen
Staates ausgehen.

Der Staat als Persönlichkeit.

Der Staat ist die organisirte politische Persönlichkeit eines sou»
verainen Volkes; die Organisation einer Gemeinschaft zu dem Zweck,
ihren gemeinsamen Willen politisch durchzusetzen. Die Volksvertre-
tung drückt nur diesen Willen in der selben Weise aus, wie der Vor«
stand die Entscheidungen eines Vereines vermittelt. Die Bureaukratie
ist das Organ zur Vollstreckung der Staatsbeschlüsse. Die Organisa»
tion der Gemeinschaft ist nicht einsach ein loses Gefüge einzelner Per-
sonen, das sich für spezielle Zwecke bildet und sich nach deren Erfüllung
auflöst. Es ist keine bloße Versammlung, fondern eine Form gemein-
samen Handelns, die, wie andere Institute menschlichen Zusammen-
wirkens (Familie, Kirche), auf eine Geschichte zurückschaut, in stetem
Werden ist, zu einer Gewohnheit ward und von einem Zweck, einer
Idee erfüllt ist. Religion, nationale Erfahrung, wirthschaftliche und
gewerbliche Entwickelung haben den Staat in eine Persönlichkeit ver-
wandelt, die auf den Individualwillen wirkt, dessen Richtung und Be-
weggründe verändert.

Der Einzelne und der Staat.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß der Staat nur eine Schöpf-
ung der in ihm lebenden Personen sei oder auf Freiwilligkeit der
menschlichen Thätigkeit beruhe; auch die Vergangenheit hat an seinem
Aufbau gearbeitet. Der Staat ermöglicht erst viele Willenshandlun-
gen zusammenlebender Individuen. Wie die Verrichtungen der Kör-
perzellen des Menschen von der Entwickelung des Menschenkörpers
abhängen, so bestimmen die sich am Staatskörper vollziehenden Wand-
lungen auch die Aktivität des Einzelnen, der ein Theil des Staates
ist. Die Entwickelung des Staates und des Einzelnen ist die Ent-
wickelung Beider.

Das Problem der Freiheit,

Seine volle Kraft und Stärke kann der menschliche Intellekt nur
in 'einem Gemeinwesen entfalten, das beseelt ist von einem gemein-
samen Geist, der sich durch die als organische Einheit handelnde Ge-
meinschaft und durch die Gedankenarbeit der auf ihre eigene Entwicke-
lung bedachten Einzelnen äußert. Das Problem der Freiheit, das
heute nach seiner Lösung drängt, ließe sich etwa so formuliren: Wie
kann der Einzelne ausschließlich mit solchen sozialen Zwangscinrich,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_167.html[18.07.2014 17:48:21]

tungen umgeben werden, durch die auch ein individueller sozialer Wille freiwillig sein Spiel begrenzen würde, und wie kann man diese Zwangsmächte in einem ausführlichen Plan gesellschaftlicher Wirk» samkeit systematisch gliedern und verbinden? Nach Rousseaus Muster könnte man sagen: Das Problem der Freiheit ist zum Theil wenigstens gelöst, wenn man erkannt hat, wie der Staat das Individuum zur Freiheit zwingen kann.

Persönlichkeit und demokratische Praxis.

Der Individualwille ist eine persönliche innere Macht, die, wie die Kompaßnadel, von dem magnetischen Pole des Allgemeinwillens geleitet wird, jedoch in ihren Bemühungen um die Sicherung größerer Freiheit und höherer Vollkommenheit von den Gegenströmungen der Unwissenheit und des kurzsichtigen Eigennutzes beständig gehemmt und abgelenkt wird. Mögen immerhin der thatsächliche und der ausgedrückte Wille mit einander hadern, wenn das soziale und das moralische Selbst zeitwellig zum Schweigen gebracht werden: das letzte Wort spricht stets die wirkliche Persönlichkeit, die im Hintergrund bleibt. Dieser Unterschied zwischen dem thatsächlichen und dem verkündeten Willen des Individuums hat in der Politik hohe Bedeutung; erst er vermittelt das Verständniß für Manches, was ein Gegensatz zwischen demokratischer Theorie und Praxis scheint.

Soziale Rechte und Pflichten.

Für den Staat ist der Einzelne der Erbe aller Erfahrung der Menschheit, der Nutznießer ihrer erworbenen Schätze, der Arbeiter am Schöpfungwerk menschlicher Vollkommenheit, kein Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zur Erreichung „jenes in weiter Ferne liegenden göttlichen Zieles, dem die ganze Schöpfung entgegengeht". Dieser Gedanke läßt sich auch so einkleiden: In erster Reihe befaßt sich der Staat nicht mit dem Menschen als dem Inhaber von Rechten, sondern als dem Erfüller von Pflichten. Ein Recht ist die Möglichkeit, einer Pflicht zu genügen, und sollte nur so weit anerkannt werden, wie es zur Pflichterfüllung nöthig ist. Deshalb sollte der Staat nie ein Recht anerkennen (zum Beispiel: das Recht, sich zu betrinken), wenn er weiß, daß dieses „Recht" seinem Träger die Erfüllung der Pflicht unmöglich macht. Noch sollte der Staat das Wahl»„Recht" gewähren, wenn er dadurch nicht seine eigenen Zwecke fördere.

Gerechtigkeit des sozialen Staates.

Ein Staat, in dem mit größter Unparteilichkeit Recht gesprochen wird, kann dennoch von der Gerechtigkeit weit entfernt sein, weil die Lebensbedingungen der einen Klasse denen einer anderen so ungleich sind, daß das Walten der Gesetzlichkeit unbillig wird. Der Staat, der die politische Persönlichkeit des Ganzen darstellt, ist in diesen Dingen der allein mögliche Richter; er denkt und fühlt für die Gesammtheit, deren Leben sein eigenes ist. Deshalb ist er am Besten geeignet, die Wirkung der individuellen Handlung auf das Ganze und auf andere Individuen zu' schätzen. Und in seinem Thun sollte er nicht einem

Richter nacheifern, der Verdienst und Vergehen nach vollbrachter That ausmißt; sondern er sollte die Umstände so organisiren, daß er Uebeln vorbeugt. Der kollektive Wille und das gemeinsame Interesse sollten sich die gesellschaftlichen Mächte in einer Weise unterordnen, daß sie nur dem Wohl und nicht der Ausbeutung des Ganzen dienen.

Das Problem der Armuth.

Der Sozialist deutet den Rasseverfall als eine gesellschaftliche Erscheinung, als ein organisches Unwohlsein, das das Zellengewebe des sozialen Körpers zerstört. Die Kranken und Schwachen müssen wir beschirmen. Das gebietet unser moralisches Bewußtsein. Reine Sozialpolitik aber läßt befürchten, daß die Schwachen den Grundstock schädigen. Wollen wir sie ausscheiden, so haben wir uns mit dem Pro» blem der Armuth in allen ihren Verzweigungen zu beschäftigen.

Keine Revolution.

Die Handlungen der gesetzgebenden Körperschaften können schließ» lich nur den Willen der Gemeinschaft, nicht den Willen einer Klasse, einer Mehrheit oder Minderheit noch einer Partei ausdrücken. Beherrscht die Offentliche Meinung die Staatsentscheidungen, so bildet sie die Grundlage der Regirung. Das sichtbarste Kennzeichen einer Demokratie ist nun aber, daß sie die für diesen Zweck erforderliche Macht dem Volk anvertraut, sich nicht mehr im revolutionären Schilderheben bethätigt, sondern sich als eine gebietende Mehrheit äußert. Wer in einer Demokratie nicht an der Wahlurne Sieger bleibt, Der hat nicht die rechtliche Gewalt, dem Land Gesetze zu geben. Die Öffentliche Meinung hat stets da den größten Einsluß, wo keine Verfassungurkunden und Gesetzsammlungen vorhanden sind, wo sich keine Pläne zur gewaltsamen Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge bilden und wo keine Gefahr, etwa der Sturz von Dynastien (Spanien) und Regirungformen (Frankreich), droht. Nicht laut genug kann betont werden, daß sich eine demokratische Regirung auf die Offentliche Meinung stützen muß, die weder die Meinung einer Partei noch eines Klüngels sein darf.

Individualismus und Sozialismus.

Die Antriebe zum Fortschritt und die Kräfte, die in den Gesetzen der Aufwärtsentwickelung ausgedrückt sind, beziehen sich sowohl auf eine vollkommene Menschheit, die durch das Medium des Individuums denkt und handelt, als auch auf das sich bildende Individuum, das in seinem eigenen Denken und Thun ein stets wachsendes Maß des menschlichen Typus entdeckt. Der menschliche Fortschritt prägt sich in der Annäherung an den vollendeten Typus aus und gestattet einen Einblick in das Studium der Gesetze des schwankenden Gleichgewichts eines Organismus, der sich eine edlere und feinere Gliederung giebt. Deshalb befaßt er sich mit dem Ziel und den Mitteln, es zu erreichen. Die Lebensfähigkeit des Organs hängt von der Gesundheit der Zellen ab und vies vsrss; in dieser höheren Einheit, zu der der Sozialismus gelangt ist, vermählen sich Individualismus und Kollektivismus. Nur

kann diese Einheit nicht durch eine Verquickung der Funktionen der
verschiedenen Gruppen und Organe gewonnen werden; denn die Syn»
thesis wird nicht durch ihr unmittelbares Ineinanderfließen verwirk-
licht, vielmehr liegt sie in einem gemeinsamen Hinarbeiten auf das
selbe Ziel. Der Sozialist betrachtet das Individuum nur dann als et-
was Vollständiges, wenn seine sozialen Beziehungen in seine persön-
lichen Ziele eingeschlossen werden. Freiheit bedeutet für den Mensche,?
sowohl die Fähigkeit, in dem Komplex seiner sozialen Beziehungen zu
wirken, als auch die Möglichkeit, sein eigenes Selbst zu sein.

Herrscher und Unterthan.

In den Begriffen Herrscher und Unterthan kommt ein Unterschied
zum Vorschein, der immer in einem Staat vorhanden sein wird. So
lange die Bezeichnung Herrscher und Unterthan noch ein persönliches
Verhältniß ausdrückten, schloß es die Hörigkeit ein; und die Geschichte
der Demokratie ist für diese Zeiten die Geschichte der politischen Be-
freiung des Individuums. Heute ist diese Thatsache eine Quelle poli-
tischer Irrthümer geworden. In einer Demokratie bezeichnet die Un-
terscheidung zwischen Herrscher und Unterthanen die Funktionen und
nicht die Persönlichkeit, sie bezeichnet nicht mehr eine soziale Standes-
gliederung, auf keinen Fall bedeutet sie aber einen durch Geburt ver-
erbten Unterschied. Differenzirt wird nur zwischen dem Ganzen und
den Theilen. Wer die Regirungfunktionen erfüllt, durch die der Wille
des Ganzen redet und sich bekundet, übt die höchste Staatsaufsicht über
den Einzelnen; und die Souverainetät des Ganzen kann nur wirksam
sein, wenn ihre Ausübung bestimmten Organen in der Gesellschaft
übertragen wird. Einst pflegte diese Thätigkeit ausschließlich von Fa-
milien, „den Priestern und Leviten", besorgt zu werden, heute wird sie
von den Vertretern der Offentlichen Meinung ausgeübt: und hierin
erschöpft sich das Ergebniß des historischen Kampfes zwischen Herrscher
und Unterthanen. Gedanklich sollte deshalb die Souverainetät der
demokratischen Idee nicht mehr widerstreben als der zwischen dem
Werkmeister und dem gewöhnlichen Arbeiter zu machende Unterschied;
vielleicht nicht einmal in dem selben Maß.

Die Demokratie als geistiges Prinzip.

Demokratie heißt nicht einsach eine Regirungmethode, sondern
mit ihr verknüpft sich die Vorstellung eines geistigen Prinzipes und
eines Regirungzweckes. Hier wie im Allgemeinen bedeutet nun Form-
wandel eine Iweckveränderung. Eine Absolute Monarchie oder eine
Aristokratie vermag wohl Staaten zu gründen und zu erhalten, ihnen
durch Weltpolitik Größe zu verleihen, die schönen Künste nnd die Wis-
senschaften zu pflegen, Industrie und Gewerbe zu fördern und die Or-
gane der Rechtsprechung zu schaffen; aber die Freiheit können sie ihnen
nicht geben. Ihre segenreichen Schöpfungen sind die guten Thaten von
Protektoren, aber ihre Herrschaft birgt innerlich die Keime einer neuen
Ordnung, der Ordnung der von den freien Staatsbürgern erhaltenen
und beschirmten Freiheit,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_170.html[18.07.2014 17:48:23]

Sozialismus und Regirung.
IV3

Die Unsicherheit der ökonomischen Lage.

Zählt der Einzelne zu den Besitzenden, so ist er deshalb durchaus nicht den endlosen Unsicherheiten unserer ökonomischen Ordnung enthoben. Ob er in Wohlstand fortleben oder der Roth anheimfallen soll, bestimmen von seinem Willen ganz unabhängige Gewalten; und bricht einmal das Unglück über ihn herein, so empfindet er gerade wegen seiner höheren Lebenshaltung die Pein und die Qualen viel heftiger. Man spürt immer schmerzlicher die geistige Anspannung, das finanzielle Risiko und die Opferung jedes anderen Interesses, die die heutige Gesellschaft ihren „Hauptleuten" als Voraussetzung des Erfolges aufzwingt. Die Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht verdrängt die alte Form der Handelsfirmen; denn so unbehaglich und beschwerlich ist der Kraftaufwand, daß die zweite und die dritte Generation vieler Handelsfamilien schon müde geboren werden; sie sind nicht vom alten Schrot und Korn der Ahnen und haben nichts von deren Geist.

Das allgemeine Wahlrecht,

Dem Staat sind die Erfahrungen der besitzlosen und der vermö» genden Klassen in gleichem Grade unentbehrlich. Die Lebenspraxis des Armen, dem niedriger Lohn, unregelmäßige Beschäftigung oder sonstiges Mißgeschick nie die Möglichkeit zur Eigenthumserwerbung geboten haben, ist politisch so hoch zu werthen wie die Erfahrung des Millionärs, dessen einzige Beschwerden und Plackereien der Ueber» fülle von Besitz entsprungen sind. Beim expropriirten und landlosen Kätner ist viel eher eine sozial vernünstige Ansicht über Landbesitz vorauszusehen als beim Grundbesitzer, der dem Iagdvergnügen frönt; und der beschäftigunglose Lohnarbeiter, dem ein Unterstützungskomi« tee Hilfe spendet, ist genau so berufen» über die menschlichen Folgen der bestehenden Ordnung ein Urtheil zu fällen, wie der erfolgreiche Arbeitgeber. Gelingen und Mißerfolge müssen in der Staatspersön« lichkeit mit gleichem Recht vertreten sein; der Unglückliche muß, wie der Gesegnete, auf dem Richterstuhl sitzen.

Gute und schlechte Staatsbürger,

Vergebens sehen wir uns nach mechanischen Mitteln nm, die uns die Scheidung der guten von den schlechten Staatsbürgern ermöglichen. Unbedeutend sind die vorhandenen Kennzeichen wie Irrsinn und Verbrecherthum; an sie reiht sich das Erwachsensein, da das Individuum vor dieser Periode dem Kind an Erfahrung gleicht, dessen Geist noch nicht genügend geschult ist, um giltige Entscheidungen finden zu können. Der einzige Prüfstein ist das Leben, die Erfahrung, der einzige Schutz die Pflege eines guten staatsbürgerlichen Sinnes, der sozialen Intelligenz und des sittlichen Gefühls.

Parlamentarische Majorität und Minorität.

Von dem individualistischen Radikalen hat der Sozialist die Bezeichnung und den Gedanken einer „Mehrheitherrschaft" übernommen; daher kommt seine Verkennung der Begriffe Demokratie und Staatsautorität. Die Mehrheit bestimmt die Grundsätze und die Ziele

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_171.html[18.07.2014 17:48:23]

der Gesetzgebung, aber die Minderheit hat ein gewichtiges Wort mit-
zureden, wenn es zu entscheiden gilt, wie weit die Prinzipien ange-
wandt werden sollen und wie nah man dem Ziel kommen dürfe. Als
gesetzgebende Macht ist die Mehrheit nicht für sich selbst thätig, sondern
sie arbeitet für die Gesellschaft. Die Macht der Mehrheiten kann der
Vernunst der Gemeinschaft nicht Gewalt anthun. Vor allen Dingen
aber können Mehrheiten weder Etwas gegen die moralischen Anschau»
ungen ihrer eigenen Parteigänger noch gegen die einer bedeutenden
Minderheit unternehmen. Nicht durch Gewalt regirt eine Mehrheit,
sondern sie muß das Land durch Ueberzeugung gewinnen, sie muß sich
auf die Gerechtigkeit stützen und nicht auf die Macht. Eine politische
Gewalt wird nur anerkannt, wenn sie eine moralische ist.

Der Abgeordnete und seine Wähler.

Eine Wahl ist keine Ausfragung der Wähler, sondern ein Urtheil
des Gemeinwesens über die von der regirenden Gewalt geleistete oder
noch zu verrichtende Arbeit. Nicht fremder Leute Meinung, sondern
seine eigene bringt der Politiker zum Ausdruck. Wähler und Abge-
ordnete leiten ihr geistiges Sein und ihre sozialen Ideen aus der Ge-
sellschaft ab, in der sie leben, und deshalb besteht zwischen ihnen nicht
das Verhältniß des Herrn zum Diener, sondern sie regeln ihre Bezie-
hungen wie Personen, denen die Lebensenergien aus der selben Quelle
zuströmen und die in ihren gemeinsamen Interessen übereinstimmen
oder divergiren. Der Abgeordnete vertritt die Gesellschaft, er ist kein
Legat der Mehrheit, die ihn gewählt hat; dem Ganzen und nicht ein-
zelnen Theilen schuldet er Rechenschaft.

Staat und sozialistische Partei.

Die Sozialisten sollten dkl Staat und die politische Gewalt nicht
als Ausdruck einer Mehrheitherrschaft oder des Willens einer Partei
auffafsen, sondern sollten in ihnen die Verkörperung des Lebens der
ganzen Gemeinschaft erblicken, die sich durch Vererbung gewissen Ver-
änderungen widersetzt, zugleich aber alle Potenzen größerer Vervoll«
kommnung in sich birgt, weil ihre Vergangenheit in ihrer Zukunst
Früchte tragen muß.

Referendum des Volkes.

Die Menge ist ihrem Wesen nach nicht zum Gesetzgeber geschaffen.

Parteidisziplin.

Die Parteidisziplin sollte sich nur auf die größeren und wichti-
geren Fragen der Staatspolitik erstrecken.

Privateigenthum im sozialistischen Staat.

Wie ein Einzelner ein Recht auf Privateigenthum hat, aber kein
Recht, sich dadurch reich zu erhalten, daß er armen Leuten Hindernisse
in den Weg legt, so hat auch ein Staat das Recht, einen hohen Grad
persönlicher Behaglichkeit aufrechtzuerhalten. Die Anläfse und Mo-
tive, die heute zur Kapitalanhäufung treiben, vom persönlichen Ge-
nießen bis zum Vermächtniß an seine Erben, werden auch unter dem
Sozialismus nicht verschwinden. Nur Eins wird nicht mehr möglich

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_172.html[18.07.2014 17:48:23]

sein. Niemand wird mehr für eigene Zwecke Eigenthumsformen mo°
nopolisiren und ausbeuten können, die, wenn sie auf privaten Rechts«
titeln beruhen, die Freiheit großer Volksmafsen beschränken. Die von
dem Sozialismus aufgezwungenen wirtschaftlichen Beschränkungen
werden dadurch gerechtfertigt, daß sie erforderlich sind, um den Umfang
der persönlichen Freiheit auszudehnen und sie Aber die ganze Ge-
meinschaft auszubreiten. Die Freiheit des sozialistischen Staates wird
deshalb eine wirthschaftliche sein. Um sie zu sichern, muß das Privat-
eigentumsrecht auf die Eigenthumsformen beschränkt werden, die
für große Theile des Volkes den Privatbesitz in irgendwelcher Art nicht
unmöglich machen.

Innere Kämpfe im sozialistischen Staat.

Im sozialistischen Staat wird es eine umspannende Organisation
der Wirthschaftkräfte und der industriellen Prozesse geben, um in der
Gesellschaft das Wirtschaftleben und die Belohnung für Dienstleistun-
gen zu sichern. In einem solchen Staat wird zwischen den Produzen-
ten und den Konsumenten Zwist entstehen und Schiedsgerichte, die
dann nicht etwa Disferenzen zwischen Unternehmern und Arbeitern
(diese Kategorien werden in ihrer heutigen Form nicht existiren), son-
dern Rechtsstreitfälle zwischen Produzenten und Konsumenten zu
schlichten hätten, werden in dem sozialen Mechanismus eine äußerst
wichtige Funktion haben. Auch getrennte Intereffenvereinigungen
wird es geben. Die Gewerkschaftbewegung wird nicht verschwunden,
wohl aber umgewandelt sein. Ramsay MacDonald.

<?4S>

Iudentaufen.*)

enn ich der ehrenden Aufforderung, die gestellten Fragen kurz
zu beantworten, nachkommen soll, möchte ich zunächst um die

*) Eine Probe aus dem in den nächsten Tagen bei Georg Müller
in München unter dem Titel „Iudentaufen" erscheinenden Buch, das
Professor Werner Sombart herausgiebt und in dem die Herren Her-
mann Bahr, Dehmel, Erzberger, Geiger, Kohler, Naumann, Nordau,
Toennies, Weber, Wedekind, Zangwill und andere drei vom Or. Artur
Landsberger gestellte Fragen beantworten. Die Fragen lauten: 1.
Welche sind die voraussichtlichen Folgen in geistiger, wirtschaftlicher,
politischer Beziehung im Fall der Assimilation aller Iuden durch
Mafsenübertritte, Mischehen und so weiter? 2. Welche sind eben diese
Folgen im Fall der Verwirklichung der zionistischen Idee s,) für die
judenreinen Staaten, b) für den Zionistenstaat? 3, Wenn weder 1 noch
2 eintritt: sind Konslikte zu befürchten? Falls „ja": welcher Art wer-
den diese Konflikte sein? Schluß: Ist demnach 1, 2 oder 3 wünschens»
werth? Der Band kostet 2 Mark.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_173.html[18.07.2014 17:48:24]

Erlaubniß bitten, die Reihensolge der Fragen umkehren zu dürfen; denn weder über die drohenden Folgen einer Fortdauer der gegenwärtigen Lage noch über die Folgen zionistischer Gründungen wüßte ich etwas so Persönliches zu sagen wie über die sich wörtlich vollziehende Assimilation der Iuden. Und auf persönliche Gedanken, auf aus Wünschen geborene Gedanken wird ja hinauslaufen, was hier etwa selbst von Historikern und von Nationalökonomen gesagt werden wird. Es giebt keine historischen Gesetze, die Historie ist keine Wissenschaft; aus der Zufallsgeschichte der Vergangenheit läßt sich so gut wie nichts für die Zukunst voraussagen.

Wenn es weder zu zionistischen Gründungen kommt noch zu einer schnelleren Aufsaugung der abendländischen Iuden durch ihre Wirths» völker, so bleibt eben Alles beim Alten; dann wird auch der Iuden» haß, der sich seit etwa dreißig Iahren gern Antisemitismus nennt, bestehen bleiben. Dieses Uebelwollen gegen die Iuden ist durchaus nicht auf die Kreise der Antisemiten beschränkt; ich glaube im Gegentheil, daß die barbarische Kampfesweise der Antisemiten seit Iahrzehnten judenseindliche Aeußerungen liberal (Das heißt: billig) denkender Menschen nur zurückgedrängt hat. Nun ist die Iudenseindschaft bei den abendländischen Kulturvölkern nicht blos auf gemeine Motive zurückzuführen, wie auf Bosheit und Futterneid; auch das starke Nationalgefühl unserer Zeit spricht mit, wie denn, zum Beispiel, die Liebe zur Muttersprache die Verhunzung dieser Muttersprache durch mauschelnde Iuden wie eine Kränkung empfindet. Da aber die Ueber» spannung der Nationalitätidee nachläßt, da auch die Sünden der Iuden gegen die Muttersprachen ihrer Wirthsvölker geringer werden, da endlich Bosheit und Futterneid Ursache hat, sich gegen stärkere Feinde zu richten als gegen die reichen Iuden, so glaube ich: die Wellenbewegung des Antisemitismus wird langsam abebben, auch wenn die Lage der abendländischen Iuden nicht wesentlich durch Zionismus oder durch raschere Assimilirung geändert werden sollte.

Die Seele der Zionistenbewegung kenne ich wenig und verstehe ich gar nicht. Mein historischer Instinkt sagt mir, daß die Errichtung eines Iudenstaates irgendwo in einem angeblich herrenlosen oder geschenkten Land eine Rettung wäre für die unglücklichen russischen Iuden, die heute schlimmer daran sind als die deutschen Iuden im Mittelalter; daß aber der abendländische Iude von nur Viertelskultur nicht daran denken wird, zu Gunsten eines solchen Iudenstaates auszuwandern. Wie endlich etwa deutsche Iuden, denen Kant und Goethe und Beethoven die besten Erlebnisse ihres Daseins geschenkt haben, denn» noch, aus Prinzipien heraus, zionistisch empfinden können: Das begreife ich nicht.

Für eine gründliche Lösung der abendländischen Iudensrage bleibt also nur die Assimilirung der Iuden übrig, die beschleunigte oder gar die durch einen Beschluß der Iuden erzwungene allgemeine Assimilirung. Niemand kann leugnen, daß eine allmähliche Assimilirung

durch Taufen und Mischehen seit hundert Iahren vor sich geht. Diese aber wird unwirksam gemacht durch die Einwanderung von Iuden aus Rußland und aus Polen. Verhinderung dieses Zuzuges wäre das sicherste Mittel, die Assimilirung, besonders der deutschen Iuden, zu beschleunigen. Ich fühle mich nicht zu der Untersuchung berufen, ob eine solche Sperrung der Grenzen nicht allen abendländischen Grundsätzen von Freiheit widerspräche. Die abendländischen Iuden und die abendländischen Antisemiten müssen eine solche Sperrung wünschen; die Iuden schon deshalb, um eine scharfe Trennunglinie ziehen zu können zwischen ihren kultivirten Elementen und einer Masse, mit welcher der gebildete deutsche Iude fast nichts mehr gemein hat.

Bei der Assimilirung denkt man meist an ein langsames Aufsaugen jüdischer Individuen durch Uebertritt und durch Mischehe. Gegen die Assimilirung durch Taufe wendet sich der Spott der Christen und die Entrüstung der treu gebliebenen Iuden. Nicht ganz ohne Grund. Es ist ja an sich nicht unmöglich, daß ein erwachsener und gebildeter Iude aus Ueberzeugung Christ wird; nur ist mir ein solcher Fall in meinem Leben nicht vorgekommen. In den allermeisten Fällen wird der erwachsene Täufling aus feineren oder gemeineren Nützlichkeitgründen dazu gebracht, ein Glaubensbekenntniß abzulegen, das er nicht glaubt. Also eigentlich die Todsünde gegen den Heiligen Geist zu begehen. Ich kann trotzdem diese Fälle so tragisch nicht nehmen; die Lüge beim Uebertritt ist nur etwas aktiver, aber nicht schlimmer als die passive Lüge des gebildeten Iuden, der sich bei einer Volkszählung zu der Religion der Iuden bekennt.

Die Gesetze des Abendlandes haben aber dem Iuden, der sich seinem Wirthsvolke ganz assimiliren will, ein vorbereitendes Mittel an die Hand gegeben, das ihn dem Vorwurf der Lüge nicht aussetzt: den Austritt aus seiner Religiongenossenschaft, den Austritt aus seiner rassenhaften Gemeinde. Auch der Austritt aus dem Iudenthum wird vorläufig mit Opfern bezahlt; ein konsessionloser Mensch kann in Deutschland weder Offizier noch Professor werden, wahrscheinlich auch nicht Nachtwächter. Dennoch giebt es in Deutschland verhältnißmäßig ungleich mehr Iuden als Christen, die aus ihrer Religiongemeinschaft ausgetreten sind und sich konsessionlos nennen. Unter den hunderttausend deutschen Christen, die längst konsessionlos sind, bekennen sich nur wenige zu ihrem Unglauben.

Sollte es immer noch Iuden geben, die ihr Volk für das auserwählte Volk Gottes halten, so könnten sie sich jetzt daran halten: durch den Drang der Verhältnisse getrieben, sind wieder einmal die Iuden in der Welt vorangegangen, ohne Bekenntniß zu dem Gott einer Konfession, gottlos zu leben.

Ein Geschichtphilosoph mag, wenn er Lust hat, in dieser Entwickelung die Aufgabe des jüdischen Volkes erblicken. Ich glaube an keine Geschichtphilosophie.

Mcersburg. Fritz Ma » tKner.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_175.html[18.07.2014 17:48:25]

Aus Ballins Reich.

vor dem Thorschluß des Iahres 1911 wußten wir, daß die
SA Seeschiffahrt mit diesem Iahr zufrieden sein könne. Albert Bal»
lin, der voreilige Glücksprognosen zu meiden pflegt, hatte der Zufrie»
denheit Ausdruck gegeben. Der Güterverkehr sei sehr lebhaft gewesen
und die Summe der Frachten seit drei Iahren um hundert Prozent ge»
stiegen. Für das neue Iahr könne man die beste Hoffnung hegen; auch
seien die wichtigen Geld» und Effektenmärkte von Ueberspekulation ge»
säubert. Freundlichere Botschaft war von dem Mann nicht zu erwar-
ten, der einst von dem „überhitzten Dampfkessel" gesprochen hatte. Ein
Schatten glitt erst über das Bild, als Ballin die Engländer vor einer
Konjunkturüberschätzung warnte und aussprach, daß die guten Ver-
hältnisse in der Seeschiffahrt rascher zu Ende sein könnten, als ruhige
Zuversicht sich träumen lasse. Will er, so wurde gefragt, nun doch nicht
9 Prozent Dividende geben? Die giebt er; aber er wollte die englischen
Mitkämpfer auf die schädlichen Folgen hastig betriebener Konzentra»
tion hinweisen. Die hatten wieder einen neuen Plan ausgeheckt.
Drei englische Großrhedereien, die Royal Mail Steam Packet
Co., die Union Castle Steamship Co. und die Elder, Dempster S Co.
Ltd., haben sich vereinigt. Die Royal Mail Co., die Führerin, arbeitet
mit einem Aktienkapital von 1>/s Millionen L, das nur kleinen Ertrag
gebracht hat. Viel besser gehts der Union Castle, der ältesten englischen
Schiffahrtgesellschaft, deren Aktie am Tag der Fusion zu 325 Prozent
notirt wurde. Da die Gemeinschaft der drei Rhedereien eine stattliche
Gesammttonnage aufbrachte, hatte die Royal Mail sich als die „größte
Rhederei der Welt" angepriesen. Mußte die deutsche Konkurrenz sich
dagegen wehren? Nein, meint Ballin. Der englische Concern ist ein
durch Personalunion zusammengehaltenes Gebilde, das unsere Schiff»
fahrtgesellschaften nicht zu ängstigen braucht. Der Iahresabschluß der
Hamburg»Amerika»Linie ergiebt einen Betriebsgewinn von fast ^
Millionen; im schlimmen Iahr 1908 warens knapp 16 Millionen ge»
wesen. Der Aufwand für die Dividende von 9 Prozent ist größer als
je einer; denn 1905 und 1906, als 11 und 10 Prozent gezahlt wurden,
war das Aktienkapital um 20 Millionen kleiner. Für Abschreibungen
und Rücklagen werden 29 Millionen verwendet. Besonders interessant
aber ist, daß die flüssigen Mittel der Gesellschaft Ultimo Dezember
1911 ungefähr 47 Millionen betrugen, obwohl rund 30 Millionen für
die Vergrößerung der Flotte ausgegeben worden waren. Solche Zif-
fern können die englischen Rhedereien nicht zeigen; auch nicht die Di-
videndenkurve der HA L. Deren Kurs war schon einmal um 30 Pro-
zent höher, als er heute ist; aber das Gefüge der Gesellschaft ist jetzt
fester. Sie erhöht ihr Aktienkapital (um 25) auf 150 Millionen. Vor
füns Iahren, bei der letzten Emission, waren es nur 5 Millionen (de-
nen 1906 allerdings 20 vorangegangen waren). Die beträchtliche Er-
höhung zeigt, daß Ballin, der den Aufschwung des Welthandels be-
obachtet, auch für sein Gewerbe einen neuen Aufstieg vorbereitet.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_176.html[18.07.2014 17:48:25]

Im Iahr 1911 gab die HAL den Auftrag zum Bau von 19 neuen
Dampfern mit 180000 Brutto»Registertonnen. Die Dimensionen der
Dampfer wachsen ins Ungeheure; und der Luxus wird bis ins letzte
Raffinement getrieben. Die HAL hat zwei Riesenschiffe von je 50000
Tonnen auf Stapel liegen, von denen eins, der Imperator, schon im
nächsten Iahr seine Fahrten beginnen soll. Ballin läßt sich nicht von
den Engländern übertrumpfen, die in ihren OlyMpics und Titanics
schwimmende Luxushotels haben. Der Norddeutsche Lloyd, dessen Fi-
nanzen sich von den Sorgen düsterer Iahre erholen mußten, war in
seinem Bauprogramm bescheidener als die hamburger Gesellschaft.
Er mußte zunächst den Schiffpark für die südamerikanische Fahrt er«
ganzen. Die Deutsch»Australische Dampfschiffahrtgesellschaft und die
„Hansa" in Bremen, die in einer Interessengemeinschaft stehen, haben
auch eifrig gebaut. Den Engländern, die sich einer Tonnage von 1,30
Millionen rühmen, stehen HAL und Lloyd mit zusammen 1,90 Mil»
lionen Tonnen gegenüber. Und das Betriebskapital, das in den deut»
schen Aktienrhedereien arbeitet, beträgt fast schon eine halbe Milliarde.
Dabei kann in ihrem Bereich von Ueberkapitalisirung nicht ernstlich
die Rede sein. Sie haben sich finanziell nur so weit gestreckt, wie die
Entwickelung forderte. Die Art ihrer Bilanzirung ist vernünftig und
hält sich an die Thatsachen, die gerade dieses Gewerbe so schwierig
machen. Als Ballin von der Carr»Linie übertrat, betrug die Tonnage«
Ziffer 71237; heute hat die HAL 1200000 Tons. Und der „Impera-
tor", den sie jetzt baut, hat allein 50000. Elf Stockwerke, 5000 Passa-
giere, ein großes Schwimmbassin, aller Komfort der ersten Hotels: so
wird der neue Dampfer aussehen. Drei von dieser Sorte werden ge-
baut. Sie kosten zusammen 90 Millionen Mark. Und trotz diesem Auf-
wand ist die Gesellschaft in behaglicher Lage. Ballin kann lachen. Und
diese Gesellschaft ist nicht durch Verschachtelung so groß, durch Effek»
tengewinn so stark geworden, sondern dankt ihre Gesundheit und ihren
Wohlstand nur der eigenen Leistung.
Die Konkurrenz: da ist immer die gefährlichste Klippe. Unzählige
Hindernisse stellen sich dem Abschluß internationaler Verträge ent-
gegen. Bald will diese, bald jene Gesellschaft eine Extrawurst haben.
So wars bei dem nordatlantischen Schiffahrtpool, der im Oktober 1911
um füns Iahre verlängert wurde. Die englischen Rhedereien hatten
besondere Forderungen für die Fahrt nach den Vereinigten Staaten
gestellt und die Schiffahrtlinie der Canadian Pacific Bahn wollte ei-
nen Sonderantheil am Auswandererverkehr von Europa nach Canada
haben. Schließlich bewirkte Ballins Klugheit einen befriedigenden
Kompromiß. Auch das südamerikanische Abkommen, das in die Brüche
zu gehen drohte, dankt ihm die Rettung. Deutsche, englische, franzö-
sische, holländische und spanische Schisfahrtgesellschaften haben für
den Dienst nach Argentinien und Brasilien einen süd^- und einen nord»
europäischen Pool geschaffen. Der erste umfaßt die Auswanderung von
den spanischen und portugiesischen Häfen nach dem La Plata und nach
Brasilien; der zweite den Verkehr aus den nordeuropäischen Häfen.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_177.html[18.07.2014 17:48:26]

An beiden Pools sind die Rhedereien der verschiedenen Länder mit bestimmten Quoten des Verkehrs betheiligt. Wer seinen Antheil überschreitet, hat die übrigen Gesellschaften zu entschädigen. Da der Norddeutsche Lloyd, dessen südamerikanisches Geschäft gut geht, den ihm gewährten Prozentsatz überschritten hat, war er zum Ausgleich gezwungen. Das war ein kostspieliges Vergnügen; und der Lloyd erklärte deshalb, nicht mehr mitmachen zu wollen, wenn seine Betheiligung nicht wesentlich vergrößert werde. Dadurch war die Erneuerung der Pools, die im September abliefen, in Frage gestellt. Wäre es zum Konkurrenzkampf gekommen, so hätten die deutschen Rhedereien auch gegen einander zu kämpfen gehabt. Die Hamburg»Südamerikanische Dampfschiffahrtgesellschaft, die der HAL nah steht, mußte dann ihren ganzen Passagierverkehr vertheidigen. Da griff Ballin ein und schlichtete den Streit. Als kluger Taktiker stellte er sich offen auf die Seite des Norddeutschen Lloyds. In einer (vielleicht ein Bischen ironisch gefärbten) Erklärung billigte er die Haltung der Bremer, dnrch die endlich einmal der unkaufmännische Gedanke beseitigt worden sei, daß. die Rücksicht auf die Konkurrenten große Gesellschaften leiten müsse, die in erster Reihe für ihre Aktionäre zu sorgen haben. Der Werth der Pools, Syndikate und Kartelle sei immerhin fraglich. Diese diplomatische Geschicklichkeit hatte Erfolg. Hamburg und Bremen verständigten sich über Südamerika, der Lloyd zog seine Anträge zurück und die Pools bleiben vorläufig aufrecht. Daß der Lloyd vier Doppelschraubendampfer für den südamerikanischen Dienst bauen läßt, zeigt ihn als zähen Verthei» diger seines Vorsprunges. Das letzte Wort über die Quoten ist also noch nicht gesprochen. Auch die hamburger Gesellschaften haben zwei große Schnelldampfer für die Fahrt nach Südamerika bestellt. Diese Doppelrüstung kann sich auch gegen die ausländischen Gesellschaften richten. Auf eine Fusion Hamburg»Bremen, an die in der schlimmsten Zeit des Lloyd wieder gedacht wurde, ist fürs Erste nicht zu rechnen. Aber die Tage des Haders sind vorüber. Der Feind ist jenseits vom Kanal. Bri» taniens Schiffer sind der stolzen deutschen Hanse nicht grün. Die Engländer können Ballins kluge Geschäftspolitik nicht nachmachen und ärgern sich über jeden Erfolg des deutschen Unternehmens, den sie sich, aus Mangel an Blick und Initiative, entgehen ließen. Vor ein paar Monaten hat die HAL wichtige Verträge für den Bananentransport abgeschlossen. Mit der Atlantic Fruit Company in New Vork, die in Westindien zwölf Bananenplantagen besitzt, vereinbarte sie einen Dienst von Westindien nach New Pork und sichert so einigen Dampfern vortheilhafte Frachten. Auch eine deutsche Firma, die Hamburg»Kolumbien»Bananen»Aktiengesellschaft, zog die HAL in ihren Concern. Wer dem Weltgeist sich so nah fühlt, Kühnheit und Klugheit in so guter Mischung vereint, Der wird die deutsche Flagge auch gegen den Union Iack mit starken Kaufmannswaffen vertheidigen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur! Mazimilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S, nt. b. tz. in Berlin.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_178.html[18.07.2014 17:48:26]

Menschenökonomie.
udolf Goldscheid stellt in seinem groß angelegten Werk ,,Hö»
Herentwickelung und Menschenökonomie" (der erste Band ist
bei Klinkhardt in Leipzig 1911 erschienen) das Universum als einen
Regulirnngmechanismus dar, dessen Theilsysteme sich durchSelbst»
regnlirung erhalten. Im Reich des Organischen führt die Selbst»
erhaltung zn immer feinerer und verwickelterer Differenzirung;
den einzelnen Theilen des Organismus fallen gesonderte Funk»
tionen zu, jede Funktion bildet ein Organ aus und zuletzt entsteht
ein Centralorgan als Oberregulator. Nachdem dieses im Großhirn
des Menschen seine höchste Vollkommenheit erlangt hat, schlägt die
bis dahin rein kausal und unbewußt verlaufene Entwickelung in
die bewußt teleologische um. Der Mensch setzt sich Zwecke und steckt
sich Ziele; und sein edelstes Ziel ist eins, das in immer weitere Fer»
nen flieht: die Selbstvervollkommnung, die Höherentwickelung.
Für sie kämpft Goldscheid mit dem Aufgebot all seines reichen
Wissens und scharfsinnigen Denkens und bekämpft darum die bei»
den Ansichten, die ihm den Fortschritt zu hemmen scheinen: die
Lehre von der Konstanz der Arten, die, meint er, den Menschen
zum Stillstand verurtheile, und den Malthusianismus im Darwi»
nismus. Darwin hat bekanntlich von Malthus den Anstoß em»
pfangen, sich mit seinem Forschen in der Richtung zu bewegen, die
er einschlug. Die Meinung, daß Knappheit der Nahrungmittel die
Lebewesen der selben Gattung zu einem Konkurrenzkampf um den
Unterhalt zwinge, wobei die Unterliegenden dem Tod verfallen,
ehe sie zur Fortpflanzung gelangten, schien ihm den Weg zu zei»
gen, aus dem sich die Entstehung der Arten ohne Eingriffe eincS

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_179.html[18.07.2014 17:48:27]

Schöpfers erklären lasse. Die Sieger seien doch ohne Zweifel die Tüchtigsten; die Tüchtigkeit bestehe eben in den Eigenschaften, die zum Sieg oder, was das Selbe sei, zur Anpassung an die jedesmalige Lebenslage befähigten, und da immer nur die am Besten Angepaßten Sieger und am Leben blieben, also die jene fraglichen Eigenschaften im höchsten Grade befitzen, so sei die Wirkung der durch Iahrmillionen fortgesetzten Auswahl im Kampf ums Da» sein eine stete Steigerung der Eigenschaften, deren Steigerung zur zur Folge habe, daß dabei schließlich ein anderes Wesen, eine neue Art herauskomme. Weismann, der diesen Gedankengang konsequent verfolgt, läßt die Selektion ganz allein bei der Artbildung thütig sein, schließt jede Mitwirkung des Milieu aus ünd bestreitet die Möglichkeit, daß Eigenschaften vererbt werden, die das Indi» viduum unter dem Einfluß des Milieu oder in Wechselwirkung mit ihm erworben hat. Nur was im Keim enthalten ist, wird vererbt, nicht die im Individualleben entstandene Beschaffenheit des Ge» sammtorganismus, des Leibes, des Soma. Hier soll nicht auf die Frage eingegangen werden, wie bei solcher Beharrlichkeit der Ver» erbung überhaupt neue Arten entstehen können; nur an die Ver» werthung dieser Selektionlehre durch die Rassentheoretiker ist zu erinnern. Goldfcheid sagt ganz richtig, in der Keimplasmalehre berge sich der ökonomische Liberalismus, der das Ibisse? tairs predige und nicht wolle, daß die Regirung durch Milieuverbesserung für die kommende Generation sorge, und dieser Liberalismus sei verkappter politischer Konservativismus, der den dsa,ti possiäentes die Herrschaft sichern und die unteren Schichten am Aufsteigen hindern wolle. Ich habe gegen Weismann und seine politische Gefolgschaft das Schriftchen „Sozialauslese" gerichtet, das sich natürlich, da Goldscheid über ein viel vollständigeres biologischesWissen verfügt, mit seinen Ausführungen nicht messen kann. Er erörtert nicht nur die bekannten Gegengründe (daß der besser Angepaßte keineswegs immer der Tüchtigere ist, daß es eine Verkümmerunganpassung giebt, daß die Minderwerthigen gar nicht aussterben, sondern sich fortpflanzen, während sehr werthvolle Individuen, die sich gerade ihrer hochwerthigen Eigenschaften wegen unwürdigen Zumuthungen nicht fügen können, im Kampf ums Dasein zu Grunde gehen), sondern er beschreibt auch den wirklichen Entwickelungprozeß sehr genau als eine stete Wechselwirkung zwischen Keim und Soma, Soma und Außenwelt, und nennt Vererbung nur ein Bild für den wirklichen Vorgang, der nichts Anderes sei als, die Kontinuität des Lebens: das elterliche Leben setze sich in den Kindern fort. Ich bekämpfe den Weismannismus nur als jenen Am»

monismus, der alle Minderwerthigkeit und jeden Mißerfolg im
Leben auf schlechtes Keimplasma zurückführt, um sozialen Ver-
besserungen zu wehren, die der Entstehung minderwerthiger Indi-
viduen vorbeugen sollen. Daß in der Regel der Apfel nicht weit
vom Stamme fällt, leugne ich nicht, eben so wenig, daß die Volks-
und Rassencharaktere sehr beständig sind. Ein Ire mag von Eng-
ländern erzogen werden und seine 'ganze Lebenszeit unter Eng-
ländern zubringen: er bleibt doch ein Ire; eine wie unenglische
Natur Bernhard Shaw ist, sieht jeder Leser, der die englische Lite-
ratur kennt, auf den ersten Blick. Noch mehr gilt Das natürlich
von den Charaktereigenschaften der Farbigen, nicht zu reden von
der Farbe selbst und dem Gesichtsschnitt, die durch Sozialpolitik
nicht zu ändern sein wird. Also in der Ablehnung des Weisman-
nismus und Ammonismus stimme ich mit Goldscheid überein; und
in der Beurtheilung des Malthusianismus im engeren Sinn des
Wortes komme ich ihm nah. Auch ich weiß, daß für die jetzt leben-
den Menschen Nahrungmittel reichlich vorhanden sein würden,
wenn diese Menschen sich gleichmäßig über die anbaufähigen Ge-
genden der Erdoberfläche verthellten, und dringe darum bei jeder
Gelegenheit auf innere und äußere Kolonisation und auf ein ge-
sundes Gleichgewicht zwischen Landwirthschaft und Industrie. Wie
es bei weiterem Bevölkerungwachsthum nach fünshundert Iahren
um die Menschheit bestellt sein wird, darüber zerbrecheich mir nicht
den Kopf. Goldscheid glaubt,daß uns eher dieGefahr des Aus«und
Absterbens als Uebervölkerung drohe. Seine biologische Ansicht,
daß starke Geburtensrequenz nicht Ursache, sondern Wirkung
großer Sterblichfeit sei (natürliche Ausgleichung als ein Mittel,
die Gattung zu erhalten), geht uns hier nicht an.

In entschiedenen Gegensatz muß ich jedoch zu ihm treten,
wenn er auch die Lehre von der Konstanz sder Arten für ein Hemm»
niß der Sozialpolitik hält, ja, für das eigentliche und Haupthinder-
niß, da der Weismannismus nur eine durch naturwissenschaft-
lichen Schein verdeckte Rückkehr zum Cuvierismus sei. Hinter der
Selektiontheorie steckten reaktionäre Tendenzen: „Dem Menschen
soll, um seinen Willen zur That zu lahmen, weiter eingeredet wer-
den, alle sozialen Uebel feien ein nothwendiges Durchgangssta-
dium der Höherentwicklung. Die Theologen stellten die sozialen
Uebel als eine Prüfung der sündigen Menschheit dar, gegen die
sie sich, ohne der Vorsehung entgegen zu wirken, nicht auflehnen
durfte." Daß die Theologen die Leiden als Prüfungen des Ein-
zelnen auffassen, ist richtig, aber daß sie die Bekämpfung der indi-
viduellen oder gar der Sozialübel verbieten sollen, Das ist ein

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_181.html[18.07.2014 17:48:28]

wunderlicher Irrthum. Die Bekämpfung solcher Nebel ist stets in
der Christenheit als Liebespflicht gelehrt und thatkräftig geübt
worden. Goldscheid beruft sich auf bekannte Verirrungen der mit«
telalterlichen Menschen, die bis an die Grenze des achtzehnten
Jahrhunderts Nnhell angerichtet haben. „Beinahe könnte man
sagen, ein naturalistisches laisse? ks.ire, laisse? aller sei das un»
geschriebene Grunddogma aller Religionen. Die Neberzeugung
von der immanenten Zweckmäßigkeit des natürlichen Geschehens
war es im Mittelalter, die die Menschen thatlos, betend oder
Ketzer bratend den völkermordenden. Epidemien gegenüberstehen
ließ." Wenn die Menschen vom dreizehnten bis ins siebzehnte
Iahrhundert Juden und Hexen (nicht Ketzer; die wurden aus an»
deren Gründen gebraten) als die Anstister von Krankheiten ver-
brannten, so standen sie doch den Nebeln nicht thatlos gegenüber.
Es war ein sehr unzweckmäßiges Mittel, das sie in ihrer Unwissen-
heit, in ihrem Aberglauben anwendeten, aber thatlos blieben sie
weder in diesen noch in anderen Nöthen. Thatlose Ergebung ins
Kismet ist islamitischer Grundsatz und erklärt den Zustand der isla-
mitischen Welt. Die christlichen Europäer (genauer: die christlichen
Germauen und Romanen) haben das ganze Mittelalter hindurch
die unbändigste That» und Schlagkraft bekundet und dabei aller-
dings, well es oft an der richtigen Einsicht in den Zusammenhang
der Geschehnisse fehlte, viel Energie unnütz verschwendet. Freilich
gehörte diese Thatkraft zu ihren Rafseneigenschaften, aber die
christliche Religion, weit entfernt davon, sie an der Entfaltung
dieser Eigenschaft zu hindern, hat sie dabei angespornt. „Wirket,
so lange es Tag ist", gebietet der Heiland.

Wenn dann Goldscheid die sozialen Nebel heutiger Zeit be-
schreibt und zu ihrer Bekämpfung durch rationelle Sozialpolitik
auffordert, hat er mich wieder auf seiner Seite; doch auch in diesem
Theil seines Werkes muß ich seiner Auffasung an zwei Punkten
widersprechen. Er schreibt: „Historisch ist das Menschenmaterial
ursprünglich nichts Anderes als das Geschäftskapital der den Staat
beherrschenden Klafsen; die Menschen werden in der kriegerischen
und in der wirthschaftlichen Konkurrenz okkupirt wie Land und als
zinstragendes Gut bewerthet und verwerthet." Die Auffafsung,
die den Kapitalismus in seiner Entartung kennzeichnet, erscheint
ihm also als das Nrsprüngliche, Sozialpolitik als etwas ganz
Neues und die heutige Sozialversicherung als der „Nebergang
vom Vergewaltigungstaat über den Berwaltungstaat in die Versiche-
rungsgemeinschaft." Goldscheid mag einmal die Bibel durchlesen,
die den Niederschlag des Fühlens und Denkens eines alten Volkes

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_182.html[18.07.2014 17:48:28]

im^,BeTlcms..seMer. tausendjährigen Geschichte darbietet; er wird dann bekennen müssen, daß sich von dieser Werthung des Menschen keine Spur darin findet. Der Mensch, jeder einzelne Mensch, erscheint immer und überall als Selbstzweck; Kants Moralgrundsatz als eine neue Entdeckung zu feiern, ist angesichts dieser ur» cNen-gewaltigen Thatsache eine Lächerlichkeit. Nnd dann mag sich unser Autor das Mittelalter ein Wenig beschauen. Von einem heutigen Soziologen ist ja nicht zu verlangen, daß er die Schilde« rungen der wirtschaftlichen Zustände Deutschlands vor der Reformation lese, die Johannes Janssen entworfen hat, um daraus die Grundsätze zu entnehmen, die zur Erzeugung und Erhaltung die» ser Zustände beigetragen haben. Aber die Grundsätze findet er auch bei Sombart, den er ja kennt. Sombart giebt ganz richtig als einen Hauptunterschied des heutigen Kapitalismus vom mittelal» terlichen Wirthschaftleben an, daß dieses den Menschen, jener die Waare und schließlich den Profit, das Geld, zum Mittelpunkt und Endzweck aller Wirthschaftsthätigkeit macht. Wohl geschahen viele entsetzliche Nnthaten im Mittelalter; Menschen wurden umge» bracht, gemartert, eingekerkert, wie wilde Thiers gejagt, aus per» sönlichem Belieben von Gewaltmenschen, aus Habsucht, aus Parteihaß, aus Fanatismus; aber den Menschen, das Kind Gottes, als Ausbeutungobjekt, das Volk als Geschäftskapital darzustellen, hätte Niemand gewagt; es würde als die ruchloseste Lästerung erschienen sein. Tatsächlich wurden immer und überall auch damals Menschen ausgebeutet, denn die Selbstsucht bleibt in allen Zeiten unverändert, aber der Ausbeutung waren durch die soziale und ökonomische Struktur enge Grenzen gezogen. Die Könige waren bis zur Ohnmacht durch die Stände eingeschränkt, die Städte waren Republiken, das Handwerk galt als ein Gemeindeamt, das mit „Sicherung der Nahrung" gelohnt wurde; Jeder hatte nur den gerechten Lohn seiner Arbeit zu beanspruchen, Bereicherung auf Kosten der Mitbürger durch übermäßigen Geschäftsgewinn galt als sündhaft und unanständig. Den hörigen Bauern, die übrigens nach und nach zu völliger Freiheit aufstiegen (in manchen Gauen haben sie diese vor dem sechzehntenIahrhundert niemals verloren), war ihr reichlicher Lebensunterhalt durch Gesetz und Herkommen, zum Theil auch durch das eigne Interesse des Gutsherrn gesichert. Die Kriege waren im früheren Mittelalter Vertheidigungskriege gegen die Einfälle räuberischer Horden, im späteren Fehden, die aus dem freien Willen der Kämpfenden hervorgingen. Noch im siebenzehnten Jahrhundert wurden die damals beginnenden dynaftischen Kriege mit Söldnern geführt, die freiwillig, um Geld und

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_183.html[18.07.2014 17:48:29]

Beute und aus Abenteuerlust dienten. Erst der Sonnenkönig und die Königlein in der Zeit des Absolutismus und Napoleon haben ihre „Unterthanen" (die hat es im eigentlichen Mittelalter, wo alle Abhängigkeitverhaltnisse auf Vertrag und gegenseitiger Verpflichtung beruhten, gar nicht gegeben) wie Schafe auf die Schlachtbank geschleppt. Die ökonomische Ausbeutung begann um die Mitte des vierzehnten Iahrhunderts im Textilgewerbe, also auf einem sehr beschränkten Gebiete, und steigerte sich in England gegen das Ende des achtzehnten Iahrhunderts in dem Grade, daß man dort nicht mehr Seelen, Bürger, Volksgenossen, sondern von einer gewissen Einkommenstufe abwärts nur noch „Hände" kannte, die man mit Vergnügen durch Maschinen erfetzte, so weit sich diese als bequemer und rentabler erwiesen. Die Behandlung des Menschen als einer Sache ist also innerhalb der europäischen Chjristenheit, abgesehen von einigen Rückfällen in heidnische Sklaverei, nicht das Ursprüngliche und Alte, sondern eine neuere Episode und die heutige Sozialpolitik nur zeitgemäß modifizirte Anwendung der Grundsätze, die bis zum Siege des modernen Kapitalismus gegolten haben. Die mittelalterliche Ständeordnung war nichts weiter als die Berufsgliederung, ohne die ein Kulturstaat nicht denkbar ist. und auch, daß sie als eine Gottesordnung aufgefaßt und mit der Mahnung des Apostels, es möge Ieder seinem Beruf treu bleiben, noch fester im religiösen Bewußtsein verankert wurde, machte die Berufstände nicht zu Kasten. Keinem Hörigensohn war verwehrt (vielmehr ward er, wenn sein Pfarrer oder ein klösterlicher Lehrer sein Talent entdeckte, gefördert), zu den höchsten Würden emporzusteigen; daß der Weg gewöhnlich durch den Klerikerstand führte, brachte die damalige wirthschaftlich»soziale Struktur so mit sich; doch war der Kleriker, der, um eine Pfründe zu erlangen, die niederen Weihen empfing, nicht genöthigt, Priester zu werden; auch Männer wie Erasmus haben von Kirchenpfründen gelebt. Daß derUmweg über den halbgeistlichen Stand heute nicht mehr nöthig ist, darf ja als ein Fortschritt gepriesen werden, aber ob der talentvolle Arme heute mehr Förderung erfährt und weniger Schwierigkeiten zu überwinden hat, ist eine andere Frage.

Schon dieser geschichtliche Verlauf der Dinge eröffnet dem Unternehmen Goldscheids, die Nächstenliebe, die Humanität, durch das ökonomische Interesse zu ersetzen, schlechte Aussichten. Zwar, daß der Mensch seinen ökonomischen Werth hat, sogar das aller» werthvollste ökonomische Gut ist, daß es als Niedertracht verur» theilt werden muß, wenn das Unternehmerinteresse darauf ausgeht, den Preis der „Waare" Mensch niedrig zu halten, daß auch

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_184.html[18.07.2014 17:48:29]

von dieser Waarengattung gilt, im Großen und Ganzen und auf
die Dauer rentire das solid gearbeitete Stück besser als de? Schund,
daß es heuchlerische und dumme Sozialpolitik ist, wenn man die
Zustände, aus denen Minderwerthige hervorgehen, bestehen läßt
und dann die unglücklichen Produkte dieser Mißwirthschaft hy»
gienisch aufpäppelt, daß man die abgearbeiteten Weiber der Ar»
men die Menschenproduktion nicht länger als unbezahlte Neben»
arbeit betreiben lassen sollte: alle diese und viele andere Gedanken
sind löblich, wenn auch nicht eben neu. Aber daß uns vom Oeko»
nomischen her ein neuer Idealismus erblühe, daß auf diesem Weg
die durch heuchlerische Sozialpolitik entwürdigte Ethik rehabilitirt
werden könne, vermag ich nicht zu glauben. Goldscheid will, daß.
die Sozialpolitik und die Sozialhygiene nicht länger als Wohl»
sahrtpflege, sondern als Betriebsverbesserung aufgefaßt werden.
Die bisherige Erfahrung spricht nicht dafür, daß wir damit weiter
kommen würden. Als die Schundproduktion der „Waare" Menfch
und die Abnutzung dieses „Produktionwerkzeuges" nach dem
Muster brutaler und dummer Zugviehhalter einen nie, auch in der
antiken Sklavenwirthschaft nicht, gekannten Grad erreicht hatten,
in England um das Iahr 1800, da war es, wie uns Schulze»Gä»
vernitz gelehrt hat, das christliche Gewissen, das die Gegenbewe«
gung in Gang gebracht hat. Und in Deutschland, wo übrigens so
arge Gräuel nicht vorkamen, haben V. A. Huber und Bischof Ket»
teler im selben Sinn gewirkt. Es ist wahr, daß, weder die englischen
noch die deutschen Christlichsozialen durchschlagenden Erfolg erzielt
hätten, wenn ihnen nicht mächtige Interessen zu Hilfe gekommen
wären. Aber das Interesse der industriellen Unternehmer war nur
insofern daran betheiligt, als die mehr und mehr in den Border»
grund tretende Eisenindustrie und auch schon die verbesserte Ma»
schinenspinnerei ein anderes Material erforderten als zu Tod ge»
peitschte Kinder. Die mächtigsten Triebkräfte waren die Sorge um
dieWehrkraft (in England die maritime), also um eine Institution,
die Goldscheid als einen bedauerlichen Atavismus verabscheut,
außerdem in England das Parteiinteresse der Landlords gegenüber
den ausbeutenden „Liberalen" und in Deutschland die Furcht
vor der Sozialdemokratie, die Bismarck klug benutzt hat. (Welches
Verdienst sich die Sozialdemokratie durch Kritik und Furchterre»
gung in den achtziger und neunziger Iahren erworben hat, habe
ich immer anerkannt.) Was die ^Unternehmer betrifft, so überwiegt
auch heute noch die Zahl derer, denen entweder Menschenschund
oder ruchlose Ausbeutung tüchtiger Menschen besser rentirt als
kostspielige Aufzucht und Schonung der Aufgezogenen. Will Gold»

scheid empörende Beispiele der von ihm mit Recht gegeißelten vor«
zeitigen Abnutzung beobachten, dann muß er nicht auf die Güter
der „rückständigen" ostelbischen Agrarier gehen, sondern in die
Werkstätten der nordamerikanischen Trustmagnaten, die denGipfel
der Unternehmerintellgienz erklommen haben und Virtuosen der
Rentabilitätberechnung sind. Ruhmvolle Oswins ot l^dour wie
der alte Krupp in Deutschland und die Brüder Lever in England
würden niemals aus bloßem Interesse in der Sorge für ihre Ar-
beiter so erstaunlich weit gegangen sein; was sie getrieben hat, war
das christliche Gewissen und die Nächstenliebe. Und was treibt die
Unzähligen, die heute in Vereinen im Sinn Goldscheids für die
Wöchnerinnen, jür Säuglinge, für die Iugend, für Volkshygiene
thätig sind? Irgendein Unternehmerinteresfe doch wahrhaftig
nicht. -Das Ökonomische nur insofern, als von der Menschenöko»
nomie das Gedeihen, die Kraft und Macht von Volk und Vater-
land abhängt, wobei aber wieder in erster Linie an die Wehrkraft
gedacht wird, also an die von den konsequenten Menschenökonomen
verpönte Kraftentfaltung in einem möglichen Krieg. Goldscheid ist
ein interessantes Spezimen der modernen Naturwissenschaftler (ihr
Artyp war Karl Marx), die von ihrer rein theoretischen voraus-
setzunglosen Forschung jede Werthung, jedes Gefühl, jede Tendenz
ausschließen wollen, während die zu allen Poren ihrer dicken
Bücherleiber herausschwitzendeMenschenliebe und Empörung über
die Versündigungen dagegen beweisen, daß die intellektuelle die
allerletzte ihrer Triebfedern ist.

Neben der Humanität wirkt bei diesen Intellektuellen als
zweitmächtige Triebkraft die Feindschaft gegen den metaphysischen
Schöpfer und Leiter der Menschenschicksale; der moderne Mensch
ihres Schlages will sein eigener Gott werden, sich selbst schaffen, die
Menschheit umschaffen. Glück auf zu dem Titanenunternehmen!
Aber ihm stehen unübersteigliche Schwierigkeiten im Wege. Das
Objekt ist der zu schaffende Mensch: wie soll er aussehen, welche
Sorte Mensch soll „gezüchtet" werden? Nebenbei bemerkt: möchte
dieses häßliche Wort, das den Menschen unter die Hausthiere ein-
reiht, aus dem soziologischenSprachgebrauch recht bald wieder ver-
schwinden! Aus der Geschichte sind mir nur zwei Beispiele von
Menschenzüchtung bekannt: der Staat Lykurgs, dessen Züchter-
praxis ein klägliches Fiasko erlitt, da der Spartiatenstamm ver-
dorrt ist wie kein zweiter Griechenstamm, und dieGewohnheit eini-
ger Sklavenhalter der nordamerikanischen Südstaaten, bewährte
bullKinA niAAsrs um Geld zu miethen und zu vermiethen. Gold-
scheid bekennt, daß es nicht angehe, Menschen wie das Vieh zu
züchten, wenn man auch, was richtig ist, für die Menschenproduk»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_186.html[18.07.2014 17:48:30]

tion und Aufzucht von den Landwirthen viel lernen könne. Er er«
kennt auch die Gefahr, die bei planmäßiger Leitung der Menschen-
produktion dadurch drohen würde, daß Auswahl der Zuchtexem»
plare den Kreis der Entwickelungmöglichkeiten einschränkt. Wie
oft geraten, nach der günstigen wie nach der ungünstigenSeite hin,
die Kinder ganz anders, als die Beschaffenheit der Eltern erwarten
ließ! Aber zurück zu unserer Frage: welche Sorte Mensch soll und
will der menschliche Schöpfer erschaffen? Auch Goldfcheid sieht
darin das Centralproblem seiner Oekonomie. Also welche Art von
Menschen wünschen wir? Hellige, Geschäftsvirtuosen, künstlerische
Genies, Arbeitbienen, „einenOlymp rothbäckiger Hausknechte", wie
Konstantin Rößler einmal das Kraftmeierideal genannt hat? And
warum nicht lieber alles Dieses und noch Manches dazu, was wir
schon längst haben, also nicht erst zu züchten brauchen? Was mich
betrifft: ausgenommen die Teufel in Menschengestalt und die jäm-
merlich Verkümmerten, die als Menschenschmutz in den Slums
englischer Großstädte faulen, möchte ich keine der Figuren mis-
sen, welche die große Tragikomoedie des Lebens aufführen, auch
den pfiffigen Gauner, das Pumpgenie und das Klatschweib nicht.
Woher wollen die Dichter, die Maler, die Karikaturenzeichner die
Nachbilder nehmen, mit denen sie unser Herz erfreuen, wenn ihnen
der schaffende Menschgott die Vorbilder raubt? In jungen Iahren
bemerkte ich einmal in einer Censurkonferenz bei Erwähnung eines
Musterschülers: „Ia, wenn alle so wären!" „Wünschen Sie sich
Das nicht," rief der Direktor, „Das wäre zumSterben langweilig,"
Oder sollen wir etwqs ganz Neues, noch nie Dagewesenes erwar-
ten? Ich fürchte, da möchte ein Monstrum herauskommen, etwa
ein Hirnmensch, wie ihn die Fliegenden Blätter einmal gemalt
haben: ein Riesenkopf mit einem Zwergenleib. Im Chauffeur, im
fixen Maschinenspinner sieht Goldscheid eine neue Psyche keimen.
Aber da ist nur eine neue Modifikation einer längst schon vorhan-
denen Eigenschaft: der Fähigkeit, alle Energie in der gespannten
Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt zu konzentriren. Dem
Ideal des Vollmenschen kam der verschwundene Postkutscher,
kommt der noch existirende langsame und bedächtige Bauer näher
als der einseitig gedrillte Chauffeur oder Fabrikarbeiter. Mit
einem größeren Reichthum von Vorstellungen kann die Seele des
modernen Menschen ausgestattet sein, aber „neue Gefühle, neue
Wollungen" finde ich nicht in ihr. Eine elektrische Lampe konnte
sich sreilich Caesar zum Geburtstag nicht wünschen, aber daß sich
heutige Wollungen auf eine größere Mannichfaltigkeit von Ge-
genständen beziehen, macht aus ihnen noch keinen neuen Willen.
Und welche Art von äußerer Arbeit wäre nöthig, die innere Be»

schaffenheit, wenn man sich über diese geeinigt hätte, zu erwirken? Goldscheid eisert gegen Ueberarbeit. Edison antwortet auf die Frage, was ihn im Alter jugendfrisch erhalte: Achtzehn Stunden täglicher Arbeit. Goldscheid will gleich den Sozialdemokraten eine möglichst lange, kostspielige Ausbildung für Alle, „hohe Investitionen", aber Jeder kennt Schlingel, an welche die höchsten Investitionen vergebens hinausgeworfen wurden, und ssltm^äenisn, an denen sich gar keine Erziehung als die beste erwiesen hat; Car« negie und Edison haben im Kindesalter angefangen, sich ihr Brot zu verdienen. Das sind Ausnahmen; aber wer kann in jedem ein» zelnen Fall vorauswissen, ob nicht gerade die scheinbar ungünstigen Lebensverhältnisse die schlummernden Anlagen hervortreiben und ob nicht, eine Mustererziehung den zu Großem angelegten Menschen verkrüppeln würde?

Nnd nun das Subjekt: der Menschgott als Schöpfer oder Züchter! Ein Einzelner solls nicht sein, fondern die Gesellschaft, die sich zum Uebermenschen steigernde Menschheit. „Die höchste Ausgestaltung der interindividuellen Regelung haben wir erst dann vor uns, wenn die Kollaboration der Individuen begleitet und geleitet wird von wirklichem Gemeinschaftdenken, wenn das Gesellschafthandeln im Sinn der sozialen Logik vor sich geht. Nn« ter sozialer Logik ist aber nicht zu verstehen: die Logik angewandt auf die sozialen Phänomene, sondern sozial logisch ist das Denken der einzelnen Individuen dann, wenn zwischen ihnen Einheit im Denken besteht." Einheit im Denken! Du lieber Himmel! Einheit giebts nur dort, wo gar nicht gedacht wird, wo ein Interesse, ein Gefühl die Mafsen eint oder wo der Denkapparat lediglich als Werkzeug des Willens in Bewegung gesetzt wird. Je zwei Iu» risten, sagt man, haben drei Meinungen; so gehts aber nicht nur bei den Juristen, sondern überall, wo selbständig gedacht wird, denken sich die Denkenden auseinander. So heute in der evangelischen Kirche oder, wie die Atheisten, die sich darauf versteisen, als evangelische Christen gelten zu wollen und die sich ein Christen» thum ohne Kirche einbilden, lieber sagen, im Protestantismus. So in der Schulreform, in der Volkshygiene. Die geeinte Menschheit der Utopisten ist nichts Anderes als das alte Reich Gottes, dessen hienieden nicht zu erreichende Vollendung die Kirche weislich ins Ienseits verlegt. Der Menschgott kann nicht schafsen, weil er nicht lebt; und lebte er, so würde er das Ziel seiner Schöpferthätigkeit nicht kennen.

Neisse. Karl Ientsch.

Die Armee in der Stadt.

W^ald ist Antoine ein Vierteljahrhundert der Schirmherr der jung^
französischen Theaterdichter: und noch immer hat er seinem Lande
nicht eine neue Dramengattung, immer noch nicht unter zahllosen
Theaterschreibern einen Dichter gefunden. Namen und Moden haben
gewechselt. Der Naturalismus versuchte, das Theater zu brutalisiren,
der Symbolismus, flüsternd es zu entheatralisiren. Vergebens. Das
Theater blieb immer Theater und immer wieder siegte das Gesellschaft«
stück als die wohlfeilste und angenehmste Abendunterhaltung. Merk»
würdig ist aber, das) Antoine, trotzdem er so oft junge Leute an sich
gezogen hat, die sich als verkannt, verfolgt und lärmend als geniale
Neutöner geberdeten und nach dem ersten Erfolg in die Bahnen der
Konvention einschwenkten, nach so vielen Enttäuschungen nicht blasirt
geworden ist, daß dieser Idealist auch heute noch seine Hoffnung auf
die Iugend setzt. Niemand ist jungen Leuten zugänglicher als er. Und
es scheint, daß ihm das Alter den Erfolg beschert, den der Iüngling be»
gehrte. Der, auf den sich neu seine Hoffnung stützte, ist kein Einsamer,
kein Vervehmter, Keiner, der der Bretterwelt neue Gesetze, einen neuen
Stil aufzwingen will, sondern ein Dichter, der nichts Anderes will als
die Reinigung der Bühne von dem dünnen und schwächlichen Wort«
gerinnsel der Gesellschaftkomoedie, die mit der Mode verfällt. Iules
Romains, von dem hier schon einmal die Rede war, will nicht nur die
Unterhaltungwünsche des Publikums erfüllen, sondern den Zusam«
menstoß machtwilliger Gruppen in einer starken Synthese zeigen. Er
will das Bühnenerlebniß wieder zum Ereigniß machen. Ists ihm ge«
lungen? Die logisch fortschreitende Entwickelung der heftig bewegten,
leidenschaftlichen Handlung des Stückes hielt die Menge in athemloser
Spännung. Und diese Menge fühlte sich getroffen, ergriffen, erhoben,
wie der laufende Iubel am Ende des Spiels fühlen ließ. In dem
Drama „Die Armee in der Stadt" ist nicht das gleichgiltige Schicksal
irgendeines Einzelnen spektakelig»dramatisch gestaltet. Die Tragoedie
zeigt zwei Gruppen: die Armee und die Stadt im Kampf; Beide sind
lebendige Massen, aus denen die einzelnen Personen sich nur heraus«
heben, um ihren Antagonismus zu erklären.

Ein fremdes Heer hat die Stadt erobert und hält sie seit einem
Jahre besetzt. Im ersten Akt treffen Arbeiter und Handwerker der
Stadt einander in ihrem Stammlokal, das seit der schlimmen Zeit auch
von feindlichen Soldaten besucht wird. Heute aber bleiben die Städti«
schen unter sich. Nach den ersten Worten: „?ss S« soISsts ioi!" öffnen
sich die Herzen der Bürger; in lyrischer Schwärmerei hängen sie Er«
innerungen aus der Friedenszeit nach und klagen über alles Unglück,
das der Krieg über sie gebracht hat. Ein reich nuancirtes Stimmung«
bild wie aus dem Paris von 1871. Hier und da blitzt Haß und Er«
bitterung gegen die Eroberer auf. Flüche stöhnen auf. Der für über«
morgen geplante Aufstand wird besprochen, heimlich, flüsternd. Die

ungewissen Aussichten dieses Verzweiflungskampfes, Tollkühnheit und
Furcht betäuben die Bürger im Wein. Ein volksthümlicher Rundge»
sang, zu dem sie im Reigentanz kräftig den Takt trampeln, weckt in
den Berauschten ein Gefühl der Gemeinsamkeit. Das Band zerreißt,
das Licht bricht ab, der Rhythmus verschwimmt, als Insanteristen das
Lokal detreten. Scheu und ängstlich drücken die Bürger sich zur Thür
hinaus, während die Soldaten sich niederlassen und auf die Beschwer«
den des Krieges, die Verlassenheit, Heimathlosigkeit, die fremde Stadt,
die öde Langeweile schelten. Artilleristen, die bald darauf eintreten,
suchen mit den Insanteristen Händel, die brüsk abbrechen, als sie sich
neu eintretenden Bürgern gegenüber in Gemeinschaft fühlen. Nun
bläht sich die Gruppe der Soldaten, die in der Disziplin und den ge-
meinsamen Idealen sich eng verwachsen fühlen, in triumphirenden
Hohn und Spott vor den geschlagenen Bürgern, die sich in lautloser
Empörung in eine Ecke ducken. Dieser erste Akt ist wie ein symboli»
sches Vorspiel des Ganzen.

Im zweiten Aufzug sind die Führer der beiden Gruppen einan»
der gegenübergestellt. Der siegreiche General, der in seinem Zelt seinen
Offiziersstab versammelt hat, wird in wenigen, wuchtigen Strichen als
Thatmensch, als straffer Organisator und unerbittlicher Strafer jeden
Uebergriffs seiner Untergebenen gezeichnet. Da in der Stadt Waffen
und Munition gefunden worden sind, hat der General den Bürger«
meister zu sich gebeten. Das Stadtoberhaupt versichert, es handle sich
nur um Iagdflinten; er spricht von dem Wildreichthum der Gegend
und weckt, als er von der Iagd erzählt, das Interesse des Generals, der
scheinbar auf Alles eingeht. Er läßt den Bürgermeister gewähren, der
betheuert, die Stadt wünsche friedliches und freundschaftliches Einver-
nehmen mit dem Erobererheer. Sie biete die Hand dazu, indem sie die
fremden Soldaten zum Nationalfest des übernächsten Tages einlade.
Obwohl der General die plumpe Falle erkennt, lehnt er nicht ab,
will sichs überlegen und morgen seinen Bescheid geben. Er ist müde
des Kampfes, müde des Lebens. Wohl hat er die Stadt besiegt und
erobert; aber er mag den hinterlistigen Plänen der Bürger nicht mehr
trotzen. Sollen Stadt und Heer noch einmal zusammenstoßen, so will
er als Fatalist müßig zuschauen. Im dritten Akt berichtet der Bürger-
meister seiner Frau von der Audienz beim General. Die Frau, in der
aller Zorn, aller Haß und der letzte Muth der Stadt sich verkörpern,
entwickelt den Plan, wie in alle Familienhäuser Soldaten eingeladen,
wie sie betrunken gemacht und zu einer bestimmten Stunde ermordet
werden sollen. Da diese Schreckensstunde aber naht, zaudert der Bür-
germeister und findet nicht den Muth zum Handeln. Nachdem er in
die Rathsversammlung gegangen ist, ruft seine Frau die Damen der
Stadt zu sich; sie klagen über die Feigheit der Männer und wollenden
finsteren Plan selbst ausführen. In derRathssitzung derMSnner kommt
kein Entschluß zu Stande; alle Bürger schrecken vor dem Blutbad zu-
rück. Da erscheint die Frau des Präfidenten, reißt den Männern die

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_190.html[18.07.2014 17:48:32]

Fäden aus der Hand und erklärt, die Frauen würden allein ausfüh-
ren, was den Männern zu beschwerlich sei. Sie sucht den General auf
und dringt in ihn, die Einladung der Stadt anzunehmen. Er sagt ihr,
daß er ihren Plan durchschaue, aber trotzdem ihre Einladung annehme.

. . , suis ÄsAonte Äszä
<Z,'un «srtain norabrs 6s «Koses.
ze «rois t>i«u cz^us ze m'sii inoczn«.
I>ono ze vis 1'izitsnZ,irs,i Ms,
I^s, vills 1'arinss sussrnbls!
Ys, ms <Z,ist,rsLis< <1« voir,
OoiriivSQt «llss SS döbrouillsut.

Am Abend des Festes speist der General beim Bürgermeister»
der ihn zur verabredeten Stunde töten soll. Als er zögert, von der
Waffe Gebrauch zu machen, zwingt seine Frau ihn dazu, indem sie
seine Eifersucht weckt. In der selben Stunde beginnt der Kampf in
der Stadt und5er General erlebt sterbend den Triumph seiner Armee.

In diesem ersten Bühnenwerk zeigte Romains eine bemerkens»
werthc Handwerksmeisterschaft, eine weise Objektivität und die schönste
Fähigkeit, mit seinen Geschöpfen zu leiden.

Paris. Otto Grautoff.

Die lenkbare Flugwaffe.

ir sind heute daran gewöhnt, auf allen Gebieten immer wieder
ein Unbegreifliches zu entdecken. Selbst eine scheinbar so ein«
fache Sache wie die Mechanik führt uns eine ganze Reihe von Unbe»
greiflichkeiten vor; und es giebt schon sehr viele Physiker, die behaup-»
ten, daß es uns Menschen gar nicht gegeben ist, Naturgesetze zu er-
kennen und zu formuliren. Geht man aber vom physischen auf daK
psychische Gebiet über, dann wird das Reich des Unverständlichen so
groß, daß man erschrecken muß.

Ich möchte hier nur einen speziellen Fall näher untersuchen: den
einer psychischen Massenerkrankung. (Wir wollen nicht gleich von
einem Massenwahnsinn sprechen, wie er in der Zeit von Kriegen, Re«
Volutionen und Seuchen wahrnehmbar ist.) In den letzten Iahren sind
sehr viele Abhandlungen und utopische Romane erschienen, die sich
mit der lenkbaren Luftschiffahrt und ihrem Werth für die moderne
Kriegführung beschäftigen. Der Luftmilitarismus ist ein Hauptthema
unserer Tagespresse geworden. Man hat auch auf seine Gefahren
hingewiesen und gezeigt, daß eine aus dem Luftschiff geworfene Dyna»
mitmenge unsere ganze Kultur vernichten müsse. Iedensalls macht der
Luftmilitarismus den Land» und Seemilitarismus „überflüssig". Die
Festungen sind entwerthet; die feindliche Luftflotte kann ihnen aus»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_191.html[18.07.2014 17:48:33]

biegen oder sie überfliegen und dann die Hauptstädte mit Dynamit
überschütten. Gegen diesen Luftangriff ist Land» und Seemilitarismus
machtlos. Müßte man nun nichtandieBeseitigung dieser unnützenDinge
denken? Man denkt aber nicht daran. Und daß man nicht daran denkt:
diese verblüffende „Gedankenlosigkeit" führe ich auf eine psychische
Massenerkrankung zurück. Man hält die Entwerthung von Heer und
Flotte für etwas so Ungeheuerliches, daß man den Gedanken nicht zu
Ende zu denken wagt. Und dabei ist die Geschichte so schrecklich ein-
fach, daß man über dieses feige Zaudern des Denkvermögens staunen
muß. Wer hält denn in unserem Erdenleben einen unbrauchbar ge»
wordenen Gegenstand mit großen Kosten in Stand, wenn er einen Er»
satz hat. der hundertmal besser und billiger ist? Wir können doch nicht
Heer und Marine mit Riesenkosten weiter ausbilden und mit Zärtlich»
keit pflegen, trotzdem wir wissen, daß zweihundertsechzig flotte Aero»
plane hundertmal schneller und stärker wirken als eine Armee von
drei Millionen Land« und Seesoldaten. Die können den Aeroplanen
kaum gefährlich werden; die Flieger aber können in ein paar Stun»
den die Hauptstädte des feindlichen Landes in Trümmerhaufen ver»
wandeln. Kein Kirchthurm bleibt stehen. Und alle Staatsgebäude kön»
nen das herunterfallende Dynamit nicht abwehren. Die Thatsache,
daß man die jetzt noch in Europa und Amerika nutzlos vergeudeten
Milliarden nicht lieber für den Luftflottenbau verwendet, scheint mir
nur durch eine Massenpsychose erklärlich. Darüber müßte man Neur-
ologen und Psychiater hören.
Wir haben heute ja schon eine „lenkbare" Flugwaffe. Wir sind
nicht mehr darauf angewiesen, das Dynamit vom Luftschiff aus hin-
unterzuwerfen. Wir können einen Torpedo auf einen Aeroplan legen,
der dann, ohne Draht, von einer Wellensendestation aus gelenkt wird.
Die Station kann auch auf einem lenkbaren Luftschiff sein. Will man
noch mehr haben? Die Kriegführer brauchen ihr Dynamit nicht mehr
zu verschwenden; sie können sparsam damit nmgehen. Ists da nicht
Wahnsinn, für Kriegsschiffe, Kasernen, Soldaten, Matrosen immer
neue Millionen auszugeben?
Die Firma Wirth, Beck S Knauß in Nürnberg besitzt einen Wel»
lensernschalter, mit dem sie ein zehn Meter langes Elektromotorboot
ohne Bemannung drahtlos lenken kann. Ferner einen Drachenflieger,
der ohne Draht und ohne Mannschaft zu lenken ist. Das Boot haben
einzelne Reichstagsmitglieder gesehen; es fuhr im Kreis herum, ließ
sich nach rechts und links steuern, stoppte und fuhr sogar rückwärts,
Künstig kann man also unbemannte Luft» und Wasserfahrzeuge nach
freiem Willen lenken. Und da begnügen wir uns mit der Förderung
des Landheeres nnd der Marine? Mir scheint, wir müßten die ganze
Kraft der Finanz und Technik aufbieten, um uns für den möglichen
Luftkrieg zu rüsten und die Mächte zu überholen, die diese Nothwen»
bigkeit früher als wir erkannt haben.
Großlichterfelde. PaulScheerbart.

Speidel.

HK^er Herausgeber der „Zukunst" hat in seiner Betrachtung des KaisersFranz Ioseph von den„Ministerschaaren" gesprochen, die das Oesterreich der letzten sechzig Iahre verbraucht habe. Es spricht für die Stärke dieses Staates und seiner Völker, daß in allen Stürmen einer oft erfolglosen Politik immer wieder Männer, darunter tüchtige und werthvolle, für die Staatsgeschäfte gefunden wurden. Wie viel andere, insbesondere künstlerische und literarische Kraft in Deutsch»Oesterreich während des selben Zeitraumes geschaffen hat, ohne draußen nach Gebühr gewürdigt, ja, nur bekannt zu werden, lehrt uns jetzt fast jedes Iahr. Zuerst entdeckte der Reichsdeutsche, daß Ferdinand von Saar ein großer Novellist, fast ebenbürtig unserem Storm, und ein Lyriker von hohem Reiz war; die vortreffliche Ausgabe seiner Gesammelten Werke (von Minor und Bettelheim in Max Hesses Verlag) erweist es Iedem, der zu lesen versteht. Dann wurden dieSchriftenFerdinandsKürn» berger frei und lehrten Oie Sammlung erscheint beiGeorgMüller), daß in diesem Mann von starken Nerven und plastischer Gestaltungskraft im kleinsten Rahmen ein Publizist gelebt hat, den wir mit seinen politischen Aufsätzen ruhig in die Nähe Heinrichs von Treitschke fetzen können, dem er durch Leidenschaft und Formung des leidenschaftlichen Wortes verwandt war. Dann brachte eine Ausgabe der Schriften Ludwigs Speidel (bei Meyer S Iessen in Berlin) einen Dritten ans Licht, der Wien und Deutsch»Oesterreich stärker als die beiden Anderen beschäftigt, die Kunst derTage Franz Iosephs urtheilend begleitet hat und dabei außerhalb seiner neuen Heimath fast ein Unbekannter war.

Seiner neuen Heimath: denn Ludwig Speidel war kein gebürtiger Oesterreicher; er stammte aus dem Genieland Schwaben und ward als Sohn eines Musiklehrers am elften April 1830 zu Ulm geboren. Seit 1833 lebte er in Wien und schrieb, besonders oft für die Neue Freie Presse, Feuilletons über Theater, Literatur, historische Persönlichkeiten, Wanderungen, Erinnerungen Und Aehn» liches. Das Wort „Feuilleton" bedeutet in seinem (und überhaupt im österreichischen) Sinn etwas Anderes als bei uns, wo sein Gegenstand in den Iahrzehnten seit dem großen Krieg mit Recht mehr und mehr in Verruf gerathen ist. Welche Abgründe liegen zwischen den dem Leser von heute nicht mehr erträglichen Feuilletons, die Daniel Spitzer, der „Wiener Spazirgünger", über Ereignisse seiner Tage schrieb, heute ausgebrannte Feuerwerke ohne 'Glanz und ohne Knall, und den Aufsätzen Kürnbergers, die nichts

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_193.html[18.07.2014 17:48:34]

von ihrer körnigen Substanz, ihrer Bedeutung, ihrem Ernst und
ihrer spezifischen Schwere verloren haben. Das Feuilleton Spei»
dels war eine besondere Form des Essays. Er produzirte nach dem
Bericht seiner Freunde ungemein schwer und mußte oft genug ge-
radezu an den Schreibtisch gezwungen werden; seinen Arbeiten
merkt man von ihrer qualvollen Geburt jedoch nichts an. Dem
tiefer Zuschauenden, der sie nun im Zusammenhange liest, erweist
sich die Feinheit und Stärke der Arbeit daran, daß Speidel Alles'
abwehrt, was ihn von seinem Gegenstand ablenkt; er schreibt nicht
„blumig", sondern sachlich, bürgerlich reell, ohne Seitensprünge,
ohne Schielen ins Publikum, ohne die recht feuilletonistischeSucht,
jeden „brillanten Gedanken" nur ja mitzunehmen. Dabei sind doch
alle diese Arbeiten wiederum dem Raum, den sie ausfüllen sollten,
angepatzt; denn Speidel schrieb ja nicht für umfassende Monats»
schriften, sondern für Tageszeitungen, in denen ihm ein nur bis
zu gewisser Grenze dehnbarer Raum zur Verfügung stand. Er
besaß, wie seine Schriften lehren, eine Vieles umfassende Bildung
nicht nur in Dingen der Kunst, sondern auch der Geschichte, der Na-
turwissenschaften; er hatte offenbar das Bemühen, jeden Satz so zu
fundiren, daß auch die Nachprüfung über den Tag des Erscheinens
hinaus nichts umzustoßen vermöchte.

Ein Charakteristiker spricht zu uns; im ersten Bande der
Schriften ein Darsteller von Persönlichkeiten, von Luther und
Zwingli, über Voltaire und Iakob Grimm bis zu Vischer und
Freytag, Uhde und Meunier, im zweiten Bande der in Wien zum
Wiener gewordene Süddeutsche, mit dem wir nun Denkmale und
Künstler, Wald und Land um Wien, aber auch die Frauen der
Stadt kennen lernen. Mit Recht eröffnet der Festaufsatz zu Luthers
vierhundertstem Geburtstag die Bände; denn der Katholik Speidel
ehrt sich hier durch die Freiheit und Feinheit, mit der er den Be-
freier Deutschlands charakterisirt. Und wie er Luthers Sprache bis
in die letzten Feinheiten nachzugehen weiß, so hat Speidel für den
Stil Voltaires das klassische Wort: „Seine Sprache besitzt die köst-
liche Geschmacklosigkeit frischen Quellwassers."

Ein Meisterstück der Kunst, einen Lebenden, dem Darsteller
genau Bekannten, mit genügendem Abstand darzustellen, ist der
Aufsatz über Anselm Feuerbach. Die persönliche Freundschaft
wählt hier keine Farbe für die Kunst des Freundes zu stark und
weiß die Krone von Feuerbachs Schöpfungen, seine Frauen, mit
den Sätzen zu charakterisiren: „Er faßt das Weib nie blos sinn-
lich auf, sondern in jener zitternden Mitte zwischen Leib und
Seele und eher noch mit nachdrücklicherer Betonung der Seelen-

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_194.html[18.07.2014 17:48:34]

haftigkeit. Am Frauenleib wird ihm Alles redend, so der nicht ganz
volle Arm der Francesca von Rimini, der uns Leiden und Leiden»
schuft auszusprechen scheint."
Daß gegenüber so herber Charakteristik Sveidel auch den leich-
teren Ton wiener Lebens in charakteristischen Wendungen erfassen
konnte, zeigt das famose Wort über Bauernseld: „In ihm hat sich
Wien einen Schnabel wachsen lassen." Und der selbe Sveidel, der
Wagners Musik nicht ertrug, aber Wagners nationale Bedeutung
wohl abschätzte, fand für die neue Bildende Kunst, für Meunier
und Uhde, Marses und Leibi Worte feinsten Verständnisses. In
einem höchst unterhaltenden Aufsatz über einen Besuch bei Leibi
in Aibling ist ein Gespräch mit dem Maler wiedergegeben. Leibi
erklärt, Goethe nicht recht leiden zu können; er habe nicht die Na»
tur aus erster Hand. „Leibls Wort über Goethe", schreib? Speidel,
„wurde ihm verübelt. Ich lege es mir zurecht und sage: Bahn»
brechende Talente von einer gewissen Einseitigkeit dürfen und
müssen in ihrer Empfänglichkeit begrenzt sein. An diesen Gren-
zen befestigen sie sich." Das ist eins der Worte, die sich für immer
einprägen und mehr als ein Räthsel, nicht nur künstlerischer Na-
turen, zu lösen vermögen.
Niemals fehlt diesen aus dem Grund eines tief ernsten We-
sens emporquellenden Arbeiten die Grazie, die der Schwabe wohl
zum guten Theil seiner zweiten Heimath verdankt, und ein feiner
Humor, den wir als ein Gewächs seiner ersten erkennen. Im Rah-
men solcher Lebensarbeit schadet es nicht, daß er Wagner bekämpft
und nicht gewürdigt hat. Wohin kämen wir, wenn Geist und Ver-
dienst danach bemessen würden, ob Iemand in einem langen kriti-
schen Leben immer da stand, wo die klarer sehende Zukunst steht?
Uns genügt, wenn der Kritiker, der Essayist nie Werthloses auf den
Thron gehoben und, wenn er Werthvolles bekämpfte, Das nicht mit
kleinen Waffen gethan hat. Und diese hohe Ethik des kritischen Be-
rufes leuchtet aus Speidels nun gesammelten Schriften hervor. Er
sah, unbeirrt von Tagesmeinungen, um sich und empfand in stark
sinnlicher Natur den künstlerischen Reiz einer großen Zahl von Er-
scheinungen, die seine Feder dann in dauerhaften Umrissen fest-
hielt. Er fühlte und schilderte zugleich Reiz und Art deutscher oder
italienischer Natur, sah Landschaft und Städte mit hellem, frohem
Auge und gab sie, oft mit dem kleinen Zuge das Große charakteri»
sirend, wieder. Er hat es bei Lebzeiten verschmäht, seine Feuille-
tons zu sammeln; nun treten sie um so frischer gemeinsam ans Licht
und zeigen einen auf seinem Gebiet nicht übertroffenen Meister der
Charakteristik in engem Rahmen. Oft wird bedauert, daß Arbeiter

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_195.html[18.07.2014 17:48:34]

dieser Art nie Werke größeren Umfanges geschaffen, sich nie dazu
„aufgerafft" haben. Mindestens in diesem Fall wäre solche Mei-
nung schulmeisterlich. Speidel hat in seinen Feuilletons einen ihm
ganz eigenen Stil gefunden; und indem er ihn zur Vollendung
bildete, gab er Werke, von denen eine reiche Auslese dauern wird.
Hamburg. HeinrichSviero.
blau die Nacht nach diesem blassen Tag Komm, Pumpa»
"□nella, in meinen Arm und laß uns von den goldenen Welten
träumen, den Sternenwelten, die da droben schweifen."
„Mich dünkt,Fantasio, dieZeit sei schlechtgewähltzumTräumen."
„Wieso, mein Schatz? Was weißt Du Besseres nach der Hast und
Unrast des streiterfüllten Werkeltages? Dem Geiste frommts, um Hel-
ligkeit und Spannkraft für das Irdische sich zu sichern, am Feierabend
in schöneren Reichen sich zu ergehen als jenem, zu dessen Bürgern die
Noth des Zufalls uns gemacht."
„Ach ja, wir armen Deutschen von heute, denen man Alles ver-
gällt, was das Leben schmückt und liebenswürdig macht und denen
man immer gleich mit Zerschmettern und Zermalmen drohen darf, will
ihr altes Selbstgefühl nicht jeder Laune eines ueuen Herrn sich beugen
bis hinab in den Staub!"
„Siehst Du wohl? Nun kommst Du mir entgegen. Auch Dir
liegts wie Albdruck auf der Seele, was des Reiches Lenker uns zu»
muthen als auserlesen kluge Politik, als höchste staatsmännische Weis-
heit. Man äfft uns mit Licht und Glück; in unserer Wirklichkeit ist
Alles grau in Grau. Und was den Herren behagt, empfindet das Volk
als Beengung, Druck und Last, Frei ist der heutige Deutsche nur in
seinen Träumen. So lag uns träumen, damit wir uns wieder als
freie Menschen fühlen, nachdem uns der Tag mit tausend Ketten ge-
knechtet hat."
„Und nach dem Traum, dem kurzen, schmerzt uns doppelt die
Wirklichkeit, Fantasio, und locker sitzt die Rüstung für den Kampf und
viel schwerer dünkt uns der Sieg und unerreichbar das ersehnte Ziel.
Träumen erschlafft, entführt es uns den harten Lebensdingen. Er-
zähle mir lieber, was jüngst Du erlebt im Verkehr mit dem Volke: so
ruhe ich aus und Du selbst bleibst in der heilsamen Stimmung, die
unsere Kraft für Lebenspflicht und Tagesnothdurft tauglich erhält."
„Nun laß mich lachen, Pumvanella!
„Nur zu. Lachen ist so gesund wie Gähnen oder Fluchen."
„So gähne Du; ich lache.
Münchener Träume.

„Hast besonderen Grund, Fantasio?"
„Ia, einen sehr triftigen. Ich lache, weil meine Pumpanella pa-
thetisch wird. Pumpanella und Pathos! Die Kritik auf' dem Kothurn!"
„Du fingst an, Fantasio. Dein Ton verführte mich. Gieb mir ein
besseres Vorbild:,und ich will kein Weib sein, wenn Du noch zu klagen
und zu spotten hast."
„Los! Schlag vor!"
„Erzähl mir das Pfingstwunder, das Du jüngst im Volke erleb-
test. Ich deutete Dirs ja an."
„Richtig, dasPfingstwunder. Und in welchemTon,Pumpanella?"
„Nun lache ich, Lieber. In welchem Ton? Wart'! Laß mich mit
Bedacht wählen. . . . Ich habs! Im Bibelton, im feierlichsten Bibel»
ton, wie ein preußischer Hofprediger."
„Das findest Du ergötzlich?"
„Ie nachdem. Aber,zeit» und reichgemäß ganz sicher. Ich schließe
die Augen und versetze mich in eine recht öde brandenburgisch»versan»
dete Protestantenkirche, während da unten vor unserem Garten die
Isar leise rauscht und der Nachtwind in den Weiden flüstert,"
„Poesie der Gegensätze. Du bist raffinirt, Geliebte."
„Genau so sehr, wie Dus gern hast. Weißt Du? Also los! Ich
sitze ganz bequem in meinem Gartenstuhl Das heißt: in meiner
preußisch»protestantischen Kirchenbank."
„Im feierlichen Bibelton; Du bestehst darauf?"
„Ia, auch ein Bischen schauspielern darfst Du dazu, wie Pastoren
schauspielern, wenn sie ihre Sache recht ernsthaft machen wollen."
„Und den guten Gläubigen imponiren."
„Nein, das Imponiren verbitte ich mir, Fantasio. Das stört
unsere Erholungabsicht. Auch ansehen darfst Du mich nicht. Das reizt
meinen Widerspruch. Schon läuten die Glocken, die Orgel saust in
harten, strudelnden Choralwellen, die Gemeinde... nein, keine Ent-
weihung. Ieder diene seinem Gott, wie ers gut und schön findet. Ich
bitte Dich, Fantasio, nimm das Wort zur Erzählung Deines Pfingst»
wunders. Ganz Ohr und Einsalt bin ich, Dein gläubiges Schaf."
„O laß Dich küssen, Du mein holdester Traum"
„Nein, nein ... Fantasio!"
„Und diesen noch Und jetzt in Positur,"
... Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, saßen sie Alle
einmüthig bei einander. Nämlich: so da genannt sind „Die Unge»
spundeten".
In einem großen Bierkeller über der Waldhöhe des rechten Isar-
ufers. Ich sage: Waldhöhe, obgleich nur noch die Höhe auf dem Fleck
geblieben, der Wald aber, verrathen und verkauft von der Habgier ge-
meiner Menschen, längst die Isar hinabgeschwommen ist, zu Gunsten
eines räudigen Holzspekulanten. Denn dem Iammergeschlecht der

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_197.html[18.07.2014 17:48:35]

Die Zukunst,
Seelenlosigkeit und des Geldbeutels von heute bedeutet Wald Bau»
holz, Nutzholz, Brennholz, ausschließlich Holz, nichts weiter. Das ist
der Fluch dieser, spekulirenden Holzkopfe, daß sie, so lange sie nicht
selbst zu Scheiterhaufen aufgeschichtet und zur größeren Ehre des
ewigen Geistes verbrannt werden, in allen Dingen nur das Hölzerne,
nur das Materielle sehen und schätzen und nicht das Symbol gött-
lichen Weltschauens und Weltempfindens. Ich sage also und bleibe
dabei: Waldhöhe; und gebe damit der entweihten Landschaft den
Adelsbrief der Poesie zurück und damit ihre Seele.
Füns Reihen uralter Kastanienbäume von unverwüstlicher Kraft
und Schönheit standen wieder in junger Blüthe. Sie hüllten den
Keller in lichtgrünen Schatten von unsagbarer Wohligkeit und die
Nerven berückendem Reiz. Aus den Zweigen erschallte das Preislied
der gefiederten Sänger auf Alles, was den Kindern der Welt Lust und
Liebe spendet. Es war also kein Preislied der Politik, der Diplomatie,
des Militarismus, des Bonzenthums und anderer Staatserfindungen,
sondern das Preislied der naiven, genußfrohen Natur, der inbrünstig
sich bezeugenden Gottheit des ewigen Werdens.
Die frommen Männer, so da saßen im Schatten, aus allerlei ge-
lehrtem Stand, von guter, „ungespundeter" Gesinnung allesammt,
nippten nicht mehr an der ersten schäumenden Maß, obwohl es noch
nicht spät am Nachmittag war; denn sie waren eben so trinkhaft wie
fromm, noch ein Geschlecht aus starken Lenden gezeugt. Deutsche Män-
ner. Kernig, markvoll, wurzelständig. Keine hysterischen Asphaltpflan-
zen voll Gebresten und dünnwäfserigem Geilingschuß.
Plötzlich verdunkelte sich der heitere Lenzhimmel. Und es geschah
schnell ein Sausen und Brausen als eines gewaltigen Windes und
erfüllte den kastanienschattigen Kellergarten, da die trinkhaften Män-
ner saßen, und schüttelte die Kronen und das mächtige Geäft der Bäume,
daß die weißen und zartrosigen Blürhen erschreckt herabrieselten auf
die Tische und den Erdboden. Und ein Blitzen und Donnern hob an
und ein immer grelleres Leuchten, daß den Männern das starke Herz
im Leibe lachte, und man sah an ihnen Flammen vertheilet auf den
Köpfen, als wären sie feurig.
Da aber geschah das Andere. Von den Straßen her und den
freien Plätzen und den Feldwegen strömte allerlei Volk herein, gleich
einer entsetzten Schafheerde, Schutz zu suchen und Unterkunst vor dem
Aufruhr der Elemente. Denn der niedersausende Regen vermochte
nicht durch das dichte Laubdach der Kastanien zu dringen noch durch
die Bedachung der leichten Anbauten, die gleich Hallen und Arkaden
rings den riesigen Kellergarten umschlossen, der sicher seine Tausend
fassen mochte.
Es war ein großes Getümmel und viel Geschrei, lustig anzusehen
in der bunten Bewegung und der lärmenden Sorge um einen Platz.
Unter den herandrängenden Schaaren waren auch Massen Solcher,
die kein sonntäglich Kleid anhatten und überhaupt nichts Besonderes

halten mochten vom Tag der Pfingsten, des lieblichsten Festes, denn
ihr Kopf war schwer von werktäglicher Arbeit und ihr Gemüth dumpf
von drückender Sorge und ihre Glieder hatten nichts von leichtem,
lustigem Gehaben, denn sie hatten als arme Arbeitsklaven des Kapi-
tals gefrondet die ganze Woche in freudlosem Dienst und ihr Versuch,
durch Ausstand ihr saures Los zu verbessern, war vergeblich gewesen.
Als das Unwetter mit seinen Blitzesschlangen und Donner»
schlügen ausgestürmt hatte und die von flinken Kellnerinnen herbei-
geschafften bajuvarischen Maßkrüge auf den Tischen wuchteten, mit
seitlich abfließenden Schaumborten, da kam frischer Muth in die
Seelen. Welchen Volksstammes sie auch waren: sie fühlten sich voll
des einigen deutschen Geistes.
Etliche fingen an, laut zu reden und zu zeugen, je nachdem das
Gefühl ihnen gab, auszusprechen. Mit dem köstlichen Bier ging ein
erhöhter Empfindungstrom von Mann zu Mann. Einer entzündete
sich am anderen uud jeder deutete in seiner Mundart die Meinungen,
Hoffnungen und Gewißheiten des anderen. Bei allem Drang zur
Kritik war ein fröhliches Glauben in ihrem Gemüth. Und der Glaube
macht nicht nur selig wie gutes Bier: er beschwingt auch die Zunge.
Die Schlichtesten waren nicht am Wenigsten beredt, und die mühsälig
und beladen schienen und sorgenvoll den Pfenniginhalt ihrer Tafchen
mit taftenden Fingern prüften, waren nicht die Letzten, die reiche Ge-
danken und Laute fanden.
Die Maß vorzüglichen Gebräues kostete auch nur vierundzwan-
zig Pfennig und die neue Biersteuer hatte noch nicht die Freude an
dem köstlichsten nationalen Getränk, dem Nektar des armen Mannes,
getrübt. Die Welt erschien schöner und farbiger mit jedem herzhaften
Schluck von dem edlen braunen Trank.
Da nahm einer von den „Ungespundeten", die seit einer Weile
still beobachtend auf ihren Stammgaftsitzen geblieben waren, das Wort
zu längerer Rede:
„Sind diese Alle, die hier ihren bescheidenen Maßkrug leeren
und gute Gespräche dabei führen, nicht Leute von geringem und be-
drücktem Stande, ohne fürsorgliche Erziehung und Schulung? Wie
vernehmen wir^denn aus ihren Worten und Geberden die Offenbarun-
gen des selben Geistes, der uns erfüllt, die wir doch vornehmer erzogen
zu sein uns immer bedünken und auf unsere klafsischen Bildung-
patente pochen? Und sind die kritischen Bemerkungen, die sie zu den
Erscheinungen des Alltags, den politischen und sozialen Welthändeln
machen, weniger werthvoll und zutreffend als unsere, die wir Alles
mit angedrillter Gelahrtheit und historischen Vergleichen verbrämen?
Sind wir nicht thöricht stolz mit den Sprüchen, die wir aus unserem
alten SHulsack ziehen, als wären es heilige Kleinodien? Was preisen
wir als auserlesene Weisheit Worte und Phrafen, die unser Kopf
nur durch die Fähigkeiten unseres Sitzfleisches erworben? Und die
wir nur behalten, weil wir sie durch nichts neu Hinzugelerntes ver»

drängten? Weil diese Leute ohne schulmeisterlich bezeugtes Latein und
Griechisch sind (dos wir übrigens auch schon längst wieder ausge-
schwitzt haben), weil sie ohne gesicherten Geldbesitz und soziale Respekt-
stellung sind: sagt mir, sind sie deshalb weniger Geist von unserem
Geist und Fleisch, von unserem Fleisch und ehrenwerthe Glieder un-
seres Volkes, weniger wichtige Theile unserer Mutter, der Natur?
Weil ihre Leiber weniger gepflegt sind und in weniger kostbaren Klei-
dern stecken als unsere? Ich bitte Euch, gütige Herren, lasset uns
dieser Bemerkung einen Hochachtungschluck weihen!"
Und die Hörer, nachdem sie eilig angestoßen und getrunken hatten,
waren bestürzt und schüttelten die Köpfe. „Wie kommst Du, geliebter
Mitungespundeter, auf so billige Gedanken am Festtag des Heiligen
Geistes, und predigest als neue Weisheit, was die Spatzen längst von
allen Dächern pfeifen? Wahrlich ein kurioses Pfingstwunder! Du
entdeckst die Gleichheit aller guten Menschen, die strebend sich bemühen,
sich und den Ihren ein menschenwürdig Dasein zu bereiten. Ist Das
nicht ein christlicher Grundsatz, der mit und ohne staatliche Gutheißung
seit neunzehnhundert Iahren gepredigt wird? Du thust wahrhaftig,
als ahntest Du nicht, daß in dem allgemeinen politischen Stimmrecht
längst die erste große Anerkennung eben dieses christlichen Grundsatzes
offiziell ausgedrückt und geübt wird. Ob man zu der Gemeinde der
Gläubigen und durch Besitz Geheiligten gehört, die das Erträgniß
ihres Reichthums gar nicht mehr zu überschauen, geschweige denn zu
verbrauchen vermögen, ihn aber doch hüten wie der Drache seinen
Schatz, oder zu den Ketzern der Armuth und des Kampfes um die täg-
liche Nothdurft: vor ‚Gott°, vor dem .Deutschen Reich und vor den
‚Ungespundeten' sind alle Menschen gleich. Du sprichst wie Einer,
nimm mirs nicht übel, der da wohnet, nach biblischer Geographie, bei
Parthern, Medern und Elamitern, in Mesopotamien und Iudäa, in
Kappadozien, Pontus und Asien, in Phrygien und Pamphilien, in
Egypten und an den Enden der Lydien bei Kyrene, unter Ausländern
von Rom, Iuden und Iudengenossen, Kretern und Arabern, aber
wahrhaftig nicht wie Einer, der da wohnet im Deutschen Reich."
Da schlug, bei dieser prahlerischen Rede, der Sinn Mancher
plötzlich um; und Einer rief? „Wie? Das soll ‚ungespundet' gedacht
sein? Daherzureden wie Einer, der den Zapfen im Spund und den
Knebel im Gehirn hat? Ist hier wirklich das Reich, in welchem die
Gleichheit wohnen soll, Gleichheit der Pflichten, Gleichheit der Lasten,
Gleichheit der Rechte, Gleichheit vor dem Gesetz? Seht es Euch doch
einmal genau an, dieses Reich der Furcht und Sitte, der papiernen
Sozialreform und eisernen Militärvorlagen, der Wohlfahrt Weniger
und der Bedrückung der großen Mehrzahl, des gesegneten Friedens
und der allen Segen auffressenden Kriegsrüstungen, der vorgegaukel-
ten Freiheit und der Knechtung, bis die Schwarten krachen, und so
weiter. Da wird Einem ja schließlich so blümerant, daß man den Maß-
krug für eine egyptische Pyramide und die furchtbarste Kanone, die mit

jedem Uebungschuß ein kleines Bauerngut rauchlos verpulvert, für
eine ioohlthätige Klistirspritze hält, ohne deren Gebrauch das Deutsche
Reich und die übrige europäische Menschheit an Verstopfung stürbe."
Was war nun darauf zu sagen?
Der Sprecher lüftete seinen Steinkrug, hob die Neige mit einem
heißen Zug heraus und klapperte mit dem Deckel nach einer frischen
Füllung. „Gleich, Herr Rath!" rief die Kellnerin, die eben mit einer
enormen Krugbatterie vorüberschwenkte.
Die Uebrigen hatten, bis auf Einen, die grimmige Rede mit der
Ruhe von Männern hingenommen, die nicht gesonnen sind, sich von
einem Draufgänger die Laune verderben zu lafsen, doch in diesem Fall
den pafsiven Widerstand jeder anderen Opposition vorzogen.
Der Eine aber, ein Meister des Pinsels und der Feder, zwirbelte
mit nervösen Fingern an seinem langen blonden Schnurrbart; und
seine Augen hatten einen so harten Blick in die sonnig leuchtende und
vergnügt rumorende Welt ringsum, daß man sich nicht auf Gutes ge-
faßt machen durfte, als er den Mund zur Unterstützung seines Vor-
redners, des Rathes aus der städtischen Leihhausverwaltung, öffnete.
„Das Reich, ja, das Reich soll uns bleiben. Aber Die darinnen
wohnen, die sollen einmal wild werden, nicht fuchsteufelswild, nein,
wild wie Männer, denen man den fruchtbaren Lebensacker verödet,
denen man die heiligsten Kulturideale zerstückt und in Scherben vor
die Füße geworfen hat. Wer verfolgt unsere begabtesten Geister, sofern
sie sich dem klerikalen Mechanismus nicht einsögen, mit der ärgsten
Bosheit? Wer knebelt unsere deutsche Schaubühne? Wer setzt unsere
fortschrittlichen Lehrer an die Luft? So sehr wird bei uns jede Reak-
tion und Versimpelung protegirt, daß wir den Samen des Neuen gar
nicht mehr auf eigenem Hause zu ziehen vermögen: so ist der Boden
mit sterilem Widersinn verschlammt. Wild müssen wir werden, daß
die Fetzen der Knechtungseile nur so in die Lüfte fliegen. Den teuto-
nischen Furor müssen wir einmal gegen uns selbst wenden, heldenhaft,
zur großen Rettungthat der Selbstbefreiung, ehe es zu spät ist. Das
Reich soll bleiben, aber das ganze anlackirte Gerümpel, das uns Luft,
Licht und freie Bewegung nimmt, soll in Trümmer gehen. Man hat
uns im neuen Reich entdeutscht und der Teufel soll uns holen, wenn
wir die Geschichte nicht zwingen, wieder mit uns deutsch zu werden."
„Der Deutsche von heute wild? Ein Furioso? Lieber Mann, da
fordern Sie ein Wunder vom Himmel. Und Das wird der geschätzte
Himmel schön bleiben lafsen. Er käme damit nicht auf seine Rechnung.
Mit Verlaub, ich verspreche mir nicht einmal von der deutschen Wild-
heit etwas Rechtes. Etwas Ungewöhnliches höchstens, von heute auf
morgen, Etwas, das die Menge hypnotisirt, aber ein segenreiches
Dauerwerk? Ich zweisle." Der also sprach, war, trotz seiner Zugehörig-
keit zu den Ungespundeten, ein wenig redseliger Mann und in seiner
Art, zu sprechen, war kaum eine Spur von Aufregung zu bemerken.
Nun kam aber Einer zu Wort, der durchaus nichts Kraftmeieri»

sches an sich hatte, sondern, trotz seiner Iugend, etwas so Maßvolles, daß man ihn für einen Dekadenten halten könnte, wäre er nicht so schlicht und natürlich. Schlank gewachsen, zierlich, sorgfältig in der Kleidung, mit dunklem Haar und Bart, nach welscher Art kurz zugeschnitten, in einem feinen Gesicht, das, sobald er den Mund öffnete, vom Leben des Geistes und der Nerven zeugte.

„Ungespundet sind wir", hob er an. „Das will sagen, daß es in unserem Kreis keinerlei Zwang und Rücksicht giebt. Einsach von der Leber weg. Wie wohl Das thut! In dieser verkünstelten Welt zumal. Und doch, ohne Anzüglichkeit: ein schlechter Vogel, der sein eigen Nest beschmutzt. Deutsche sind wir und wir tragen nicht leicht daran. Aber ist es unsere Schuld, daß wir geworden, wie wir heute sind? Ein böses Schicksal lastet auf unserer Entwickelung. Selten, daß unsere Geschichte den Zug ins Große, Stärke, Stolze länger als für die Dauer einer Episode festzuhalten vermag. Zwischenspiel blieb es immer, wo wir herrlich wir selbst waren. Der OrientalismUs hat mit dem importirten Christenthum unser Rückgrat gebrochen und unser Blut vergiftet. Da sind wir Ienseitige geworden. Ienseitige in jedem Sinn. Damit werden wir nicht fertig. Wir finden nicht mehr zu uns zurück. Und wenn wir wild werden, fürchte ich, werden wir auch damit nichts Gutes stiften. Es ist kein Verlaß mehr. Allen Völkern sind wir nützlich als Kulturdünger, aber nächst den Iuden sind wir die meist gehaßte Rasse."

„Danken wir Gott, daß wir wenigstens noch das beste Bier brauen", fiel da Einer ein und lüpftete den Maßkrug.

„Und es mit Humor zu trinken vermögen."

„Ia, darauf läuft alles Deutschthümliche hinaus; des Lebens Unverstand entweder mit Bier oder mit Wehmuth zu genießen."

„Schrecklich! Bibelhusar: nimm Du wieder das Wort!"

Und der zuerst gesprochen, ein alter, fetter Herr mit apostolischer Glatze, war der Aufforderung froh und begann mit würdevoll vergnügtem Gesicht: „Ich sinne nach. Also steht geschrieben: Und es soll geschehen in den letzten Tagen des Reiches (spricht Gott, notabene); ich will ausgießen von meinen Geist auf alles Volk und Eure Söhne und Töchter sollen weissagen und Eure Iünglinge sollen Gesichte sehen und Eure Greise sollen Träume haben und auf Eure Knechte und Mägde will ich in den selbigen Tagen ausgießen von meinem Geist und auch sie sollen weissagen; und ich will Wunder thun oben im Himmel und Zeichen auf Erden (und der Heilige Rock soll ausgestellt werden in Trier und der Teufel ausgetrieben aus Wemding), Blut und Feuer und Rauchdampf, daß Euch die Augen übergehen in Eurer Dummheit. Die Sonne soll sich verkehren in Finsterniß und der Mond in Blut, ehe denn der große und offenbarliche Tag des Gerichtes kommt"

Aber da fiel sein Widersacher vom Ansang, ein gar boshaft spaßiger Herr mit kniffligem Gesicht und gekleidet in Rock und Hosen von jägerischer Normalwolle, ihm in die Rede: „Wie geschrieben steht

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_202.html[18.07.2014 17:48:38]

in der Apostelgeschichte! Halt' ein mit Deinem neutestamentlichen
Renner! Das ist ein altmodischer gothischer Wappengaul, der nichts
mehr umwirft und niederreißt seit Bismarcken, dem Gottesfürchtigen,
dem ein einziger zufriedener Millionär lieber ist als tausend unzu-
friedene Proletarier, die ihr Recht fordern. Und auch diese Vorliebe
des Säkularmenschen ist von dem christlichen und jüdischen, dem kleri»
kalen und heidnischenDeutschland bejubelt worden als genialerWesens»
zug. Oder steht auch Dies in Deiner orthodoxen Bibel und im mosai-
schen Schöpfungbericht: Gott sahe an Alles, was er aus dem unren-
tablen Chaos geschaffen hatte, und siehe da, die Bankiers und Kom»
merzienräthe waren herrlich gerathen und auch die Offiziere und das
übrige Kriegsvolk, kenntlich an dem göttlichen Ebenbild in der Gestalt
und Haltung und der bunten Uniform, waren sehr gut; und desgleichen
noch Einiges, was sich zu Lakaien und Hofgelehrten eignete, zu Medi-
zinmännern und theologischen Zeichendeutern. Aber das übrige Men»
schenpack dünkte ihn von zweifelhafter Güte, gerade genügend mit der
plebejischen Fähigkeit begabt, für die vornehm gerathenen Mitge-
schöpfe Nahrung, Vergnügen und allerlei irdische Herrlichkeit zu schaf-
fen. Also einfache Werkzeugnaturen aus den sonst nicht verwendbaren
Resten von Schöpfungdreck schnell ein Dutzend hergestellt und eigent-
lich nur geschaffen, um bei erster Gelegenheit wieder vertilgt zu werden
durch Feuer und Schwefel, Sintfluth und schwere Roth, Hunger und
Elend, Seuchen und Schießprügel Mein werther Freund, sofern
auch Dieses in Deiner Bibel steht, sei sie anerkannt als die Heilige
Schrift der vergangenen, gegenwärtigen und zukünstigen Zeit, als die
Offenbarung, auf die sich unsere Gesellschaftordnung gründet. Amen."

„Prosit! Ia, so stehts darin. Steht überhaupt Alles darin, was
man hinein und heraus zu lesen für gut findet, Bejahung und Ver-
neinung zugleich"

Da fuhr der junge Ungespundete auf, der gar nichts Kraftmeieri-
sches an sich hatte: „Die Verneinung brauchen wir. Darin liegt auch,
was unser verehrter Meister zuvor mit seiner Forderung meinte: Die
Deutschen müssen wild werden. Das bedeutet: sie sollen zu Allem
Nein sagen, wozu sie bisher Ia gesagt haben."

Der Meister nickte beifällig.

„Einmal all Das nicht mehr wollen, was man uns anpreist, em-
pfiehlt, befiehlt. Und mit allen Mitteln, wie sie die Nothdurft heischt,
unsere Absicht durchsetzen, mit allen Mitteln! Feinen und derben, ge-
raden und krummen!"

Und der Bibelhusar schlug dem Rath vom Leihhaus lachend auf
den Schenkel: „Was sagst jetzt dazu? Gelt, da schaust? Diese Erleuch-
tung! Sakradi, mich freuts! Das ist Iugend und Kühnheit. Wenn
die Iungen nur auch das Zeug dazu haben, mit diesem Grundsatz aus-
zuhalten. O Heiliger Geist, o Pfingstfest — Prosit!"

Aber sie ließen sich nicht beruhigen. Ihr Kämpfersinn kam mehr
und mehr in Schwung und ihre Debatten wurden so heftig und ver»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_203.html[18.07.2014 17:48:38]

worren, daß bald Einer den Anderen nicht mehr verstand. Die Leute von den Nachbartischen rückten näher heran, lobten, verneinten: und so schrie Alles durcheinander, Stimmen, Argumente, leidenschaftliche Gegensätze, Zorn, Aerger, Streitlust, und die Verwirrung stieg ins Fabelhafte wie beim Babylonischen Thurm. Von allen Tischen verbreitete sich eine feindsälige Spannung. Es war, als ob Alle auf das Zeichen harrten, gegen einen noch unsichtbaren Feind loszuschlagen, sobald er aus dem Reiche der Gedanken sich zu körperlicher Gestalt verdichtet habe.

Da kam ein Mann aus dem Gedräng und rückte sacht, obgleich er kaum ein schmales Plätzchen auf dem Bankende leer fand, zu den Arbeitern. Ein merkwürdiger Mann in seinem Aeußeren wie in seinen Geberden; ein Gemisch von Mönch und Soldat, Pfaffen und Mephisto, Gelehrten und Possenreißer; in modischen, aber schäbigen Kleidern. In Allem etwas Abgedanktes, nur noch heimlich unter einer kümmerlichen Hülle Lebendes, doch mit einem Stich ins boshaft Aufreizende. Seine Art, zu sprechen, in verwischten Dialekten mit Bemühung.zur Buchsprache, erinnerte durch die Zuspitzung auf berechnete Effekte, an den Charakterdarsteller in einer schlechten Komoedie.

„Ihr seid aufgeregt, liebe Leute; darf da ein stiller Mensch bei Euch Platz nehmen?" Es klang, wie wenn eine zischende Schlange über ein Cello krieche; ganz seltsam.

Einzelne Tischgenossen schienen den Mann halbwegs zu kennen; sie rückten zusammen. Andere warfen dem Eindringling stechende Seitenblicke zu, mit drohenden Mienen.

Er aber fuhr unverzagt fort: „Ist das Bier nicht gut? Ist es nicht billig? Billiger als in drei, vier Iahren, wo es das Doppelte kosten wird. Das ist so sicher wie die Thatsache, daß die hohe Geistlichkeit die ständige, strenge Aufsicht über die aufreizenden Lehrer behalten wird." Er zögerte und blickte umher, als suche er nach der Kellnerin. „Die geistliche Schulaufsicht ist nothwendig; da ist nichts zu sagen. Was streitet Ihr also darüber, liebe Leute?"

Er schielte nach rechts und nach links, hob dann prüfend den herrenlosen Krug zur Rechten und that hastig einen Zug. „Neige. Ex. Ich wische mir den Mund und streite nicht. Man muß Gott für Alles danken. Ia, Das muß man. Eine ideale Form des staatlichen Lebens ist das Deutsche Reich und die deutsche Schule nicht. Muß denn die Form gerade ideal sein? Eine andere thuts auch. Gehorsam? Man kann schweigen und still stehen: so erwartet man den Feind am Besten. Die Hauptsache ist, bis an die Zähne gerüstet zu sein; so furchtbar wie möglich. Man kann auch unter der schwersten Rüstung verdauen, wenn man etwas Gesundes im Leib hat." Dabei blickte er beobachtend zu den „Ungespundeten" hinüber, als ob er beim Geräusch seiner eigenen Worte die Reden der Anderen um so sicherer zu erfassen vermöchte.

Ein Arbeiter stieß den Nachbar an: „Ist der Kerl ein Narr oder cin Lockspitzel?"

Ein Anderer warf einen Fluch herüber.
Der Eindringling fuhr fort: „Und dann: der Krieg, Ihr Herren;
da spricht man immer von Mord und Blutvergießen und von den
Opfern. Ein Werk der Nächstenliebe ist er allerdings nicht, aber er hat
schon größere Dinge vollbracht als sie; fragt einmal die Buren."
Da stieß ein Dritter einen Krug auf, daß der Tisch schütterte:
„Wer hat Sie denn aufgefordert, hier Ihre Sprüche loszulassen?
Wofür halten Sie uns denn eigentlich?"
Doch der Sprecher fuhr, nach einem boshaften Blick auf den
Unterbrecher, fort: „Tapfer sein, ist gut. Und wild sein auch. Und
auskneifen, wenn das Vaterland in Gefahr, ist auch gut, nicht wahr?
Die Anderen können ihre Haut zu Markt tragen."
Nun wurde es auch am oberen Tisch lebendiger. „Beleidigungen
giebts hier nicht! Verstanden, Sie Batzi da drunten?"
„Ich habe die Herren da droben nicht aufgefordert, sich mir vor-
zustellen. Ich bin für die Politik der Nichteinmischung."
,^Eine Maß! Wer kriegt sie?" rief die Kellnerin und hob sie dem
Fremdling über die Schulter zu. „Gleich zahlen, bitte."
„Hier das Geld; ich zahle. Habe ich mich aufgelehnt? Habe ich
Rechte verletzt? Das überlasse ich Anderen. Auflehnung ist Sklaven-
art. Wir sind doch keine Sklaven? Wir .Unterthanen' des Deutschen
Reiches? Das sollen sich die Anarchisten einreden lassen."
Mehrere Gäfte der Nachbartische verließen ihre Plätze und drück«
ten sich näher heran. Hinter dem Sprecher entstand ein Gedräng.
„Den kenne ich. Das ist ein ganz Gefährlicher": eine Stimme von
hinten. „Ein Spitzel, der überall herumstänkert": eine zweite Stimme.
„Ein Lump": eine dritte.
Inzwischen hatte das Abendkonzert begonnen. Von der erhöhten
Estrade in einer Ecke schmetterte eine Abtheilung Regimentsmusiker
aufstachelnde Märsche über den Garten hin. Trompeten, Trommeln,
Pauken, Tschinellen arbeiteten wüthend zusammen und erschütterten
mit ihren betäubenden Klangmassen die Luft so, daß nur die zunächst
Sitzenden den Ruf des Nachbartisches vernahmen: „Naus! Naus!"
Pom Tisch der Ungespundeten: „Hört nicht auf ihn, den Gezeich-
neten! Kein Ehrenmann hat mit Dem was zu schaffen."
„Das entscheide ich, wen ich als Ehrenmann gelten lasse, verstan-
den? Ihnen steht am Wenigsten eine Censur über mich zu. Ich kenne
die revolutionäre Bande; ich..."
Ein Maßkrug sauste heran und traf ihn mitten ins Gesicht, Wo-
her kam der Wurf?
Im Nu verschwand der Getroffene im Getümmel der Leiber und
Arme, die ihn umdrängten, packten und zerrten und durch die ncche
Gartenthür hinausschoben.
„Er ist bewaffnet; drauf!" schrie draußen Einer aus dem Knäuel.
„Kreuzsakerment: da sind ja Spießgesellen, die ihm helfen!"
„Nach unten stechen!"

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_205.html[18.07.2014 17:48:39]

„Herrgott!"
„Blut..."
Am halbleeren Tisch der „Ungespundeten" erhob sich der alte Bibelhusar, wischte sich mit der Hand über das Gesicht, rief: „Ein Pfingstwunder!" Und fiel wieder auf seinen Sitz zurück; denn er hatte im heiligen Eifer des Guten zu viel gethan. Die Ellbogen auf dem Tisch, mit vorhängendem Kopf lallte er: „Pfingstivunder! Freiheit und Gleichheit! Kampf bis aufs Messer gegen Niedertracht!"
Der Abendsonne blutroth scheidender Strahl traf durch eine Mauerlücke das glänzende Blech des Posaunisten, daß zuckende Flammen am Schalloche gleisten. Mit einem Tschinderadda»Bum schloß die Militärmusik den Operettenmarsch aus dem „Feldprediger".
Die Isar rauscht so leis im Duft der Nacht.
Pumpanella schlägt ihr tiefes Auge auf. „Nicht die Hälfte habe ich von Dem vernommen, was mir mein Fantasio vorgepredigt hat. Wie gut ich schlief! Dann kamen Träume. Zehn Tage nach Pfingsten war Fronleichnam, die Stadt erfüllt von frischem Birkenduft und nach der Prozession geistliche Herrentafel in der Residenz. Da wurden neunzig Würdenträger der Kirche vom König ausgespeist. Der König warst Du. Ich stand hinter dem großen Anrichtetisch. Mit kostbaren Aufsätzen war die Tafel geschmückt, der Raum erfüllt mit dem Geruch der Heiligkeit unserer hochwürdigen Gäfte, vermischt mit dem Brodem der Speisen und dem Aroma der Weine, daß die Luft in dem prunk» vollen, von Kerzenlicht flirrenden Saal balsamisch vibrirte. Da gabs nicht Hader, nicht Streit, nicht Debatte über Rechte und Pflichten; da gabs nur Würde, Andacht, Appetit, Kardinalsuppe, Elblachs mit holländischer Tunke, auf vlämische Art gedämpfte Ochsenlende, junge Kapaunen nach der Perigord»Sitte, Gänseleberpastete, Rehbraten mit Salat, Spargel, Pudding, Ananas»Gefrorenes. Sherry, Chateau Leo» ville, Geisenheimer, Champagner, Trinksprüche"
„Und die Wirthin hat sich vom bloßen Zusehen im Traum den Magen verdorben."
„Aber die neunzig lieben geistlichen Herren, die zum lecker bereiteten Mahl die Hände erhoben, sind heute noch frisch und munter wie das Fischlein im Wasser und die Sorgen des Volkes haben keine Gewalt über sie."
...Da erwachte ich. Und wünschte meine Hausgeister Fantasio und Pumpanella zum Teufel, weil sie mich sogar im Schlaf mit dem Unerträglichsten gemartert hatten, was es unter dem Monde giebt: mit deutscher Politik.
München. Michael Georg Conrad.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_206.html[18.07.2014 17:48:40]

Selbstanzeigen.
Stechinelli, der Roman eines Kavaliers. Zwei Bände. Karl
Reißner in Dresden. 6 Mark.
Der Zweck dieses Buches ist, die Bedeutung der Erotik als
Entwickelungfaktors im Leben des Mannes zu untersuchen. Träger des
Romans und damit der Idee ist Francesco Maria Capellini Stechi-
nelli, «Kevslisr Ss tortuns und Mann von Geschmack, aus dem perver»
tirten Venedig des Spätbarock. Er kommt als Begleiter der Welsen»
herzöge nach Hannover, mit der Sehnsucht, sich selbst in all diesen un»
verdorbenen Frauen und Mädchen Niederdeutschlands zu erleben.
Und er erlebt. Erst nur sich; dann aber die Anderen. Langsam weicht
seine Herzenstalte; langsam erkennt er, daß in der echten Frau das
Dirnenhafte, wenn es wirklich vorhanden ist, nur als häßliche Aeuße»
rung eines großen inneren Werthes genommen werden darf, und Er-
fahrung und Iahre lafsen ihn endlich das Glück der Disferenzirten er-
reichen: die Ruhe. . . Hier ist dauernde Erotik, aber keine Erotoma-
nie. Die Erotik, die Triebfeder großer Thaten ist; die deshalb nicht in
sich selbst verfault, weil sie nichts Anderes bedeutet als Kraft. Stechi-
nelli soll etwas erfrischend Animalisches haben. Er kennt keine quä-
lenden Vorstellungen von Lüsten, die er nicht erreichen kann. Er haßt
Gehirnsünden, weil er der Natur nah bleibt. Um Das ganz klar her-
ausmeißeln zu können, mußte ich den Edlen in der Zeit leben lafsen,
in der das Animalische noch offen auftreten konnte und nicht die blöde
Maske der Vergeistigung trug. Aus diesem Animalischen heraus
konnte dann eine echte Liebe erstehen, konnte sich durch sie ein Mann
formen, der in Wahrheit Kavalier war. Nicht ein mystisch Verzückter,
nicht ein Brünstiger. Kein Don Iuan, so nahe das Problem lag. Don
Iuan ist Zustand, Stechinelli Entwickelung, Don Iuan Kreis, Stechi-
nelli Kette. Weshalb ich dem Buch eine „spannende Handlung" gab?
Weil ich den neopfychopathischen Roman mit seinen Dämmerzustän-
den und Reflexionen langweilig finde. Weshalb ich ein prächtiges,
fürstliches Milieu wählte? Weil die Vorbedingung der Disferenzirt»
heit Wohlstand ist, mich aber die Psychen der Leute mit dem reinen
Herzen unter dem schmutzigen Kittel nicht interessiren.
Werner von der Schulenburg,
>»>
Das Zlinölein. Frauenverlag in München.
Dieses Buch wollte das Wunder der Kindheit darstellen, wie es
vielleicht nur dem Auge der Frau so rein und deutlich erscheinen kann.
Vom ersten verborgenen Werden an wird das Kindlein belauscht, im
Traum und unergründlichen Schlaf des ersten Iahres, im leisen Er-
wachen des zweiten. Doch wozu erwacht es? Zur Liebe; wie es aus
Liebe kam. Liebe ist seine ganze Mitgist, Liebe seine Tugend, Genia-
lität und Zukunst. Wie die Natur geheimnißvoll schafft, wissen wir
nicht; wir wissen nicht, wie sie ihre außerordentlichen Talente und die
tausend möglichen Vorzüge auch ihren bescheidensten Kindern braut.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_207.html[18.07.2014 17:48:40]

Aber gebt Ihr Liebenden nur eine glühende Flamme zu ihrem Werk,
so schafft sie die neue Kreatur frei, vollkommen, wie am ersten Tag.
Brünn. Srika Rheinsch.
Yie Frau in der Hose. Berlin, bei Wilhelm Borngräber.
Mein Büchlein, das den Untertitel „Sin Beitrag zur Kultur der
Frauenkleidung" trägt, war lange geplant, als die Frauenmode des
Hosenrockes sein Erscheinen veranlaßt«. Ich führe in meiner Schrift
die lange Reihe der Frauen vor, die, von den ältesten Zeiten bis in
unsere Tage, in männlicher Kleidung umhergingen, Frauen, bei denen
man diese Tracht nicht auffällig fand, weil sie ihrem Wesen und Be-
rufsleben entsprach, und glaube den Beweis zu erbringen, daß die
Frauenhose dem Charakter und Wesen der Frauen unserer Tage so
angemessen ist, wie nur irgendeine Tracht sein kann, der Frauen, die
mit dem Mann um die Wette vorwärts streben und kämpfen. Und
ich glaube ferner, in meiner Schrist alle Vorwürfe widerlegt zu haben,
die man dieser Kleidung macht, Vorwürfe, die vielleicht unterblieben
wären, wenn die Bewegung zur Frauenhose nicht von der Modedame,
sondern von der arbeitenden Frau ausgegangen wäre, die durch die
bisherige unpraktische Frauenkleidung am Wettkampf mit dem Mann
gehindert wird. Eugen Isolani.
»>>
Hans Gregors Romische Gxer. Oesterheld S Co. 3 Mark.
In diesem Buch wollte ich die jüngste Opernvergangenheit Ber-
lins zeichnen. Von der Komischen Oper gingen die stärksten Eindrücke
und Anregungen der letzten Iahre aus. Der modernen Opernregie,
aber auch der modernen Oper sind hier Förderungen geworden, die ein
gutes Stück vorwärts geführt haben, die nicht mehr wegzudenken sind.
Gregor warder Erste, der eine Privatoper, ohne die Zugkraft der Werke
Wagners ausnutzen zu können, auf einem erstaunlich hohen Niveau
zu halten vermochte, unter steter Sorge um seine Existenz. Warum es
nicht weiter ging, warum Gregor Berlin verlafsen und den stolzen
Posten des Direktors der wiener Hofover annehmen mußte, habe ich
in diesem Buch gezeigt. Dann aber habe ich Gregors Werk, seine sämmt»
lichen Aufführungen kritisch dargestellt. Dabei habe ich Gregors Feh-
ler nicht übersehen; denn ich wollte ja keinen Panegyrikus auf den
Mann schreiben, sondern einen sachlichen Beitrag zur Geschichte der
modernen Inszenirungskunst und der modernen Oper liefern.
Fritz Iacobsohn.
Unser Rörxer als Grundlage des Naturerkennens. C. Wi°
gand, Berlin»Halensee.
Die Natur ist die gesetzmäßige Ordnung der Dinge. Diese Ord-
nung ist erforschbar nur auf dem Gebiete der Körperlichkeit (Mathe-
matik) und durch das Studium der Naturveränderungen (Physik und
liemie). „Wär' ich nicht selber körperhaft, die Körper könnt' ich nicht

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_208.html[18.07.2014 17:48:41]

erkennen." Der Mensch ist selber ein Stück der Natur. Mit seinem Leib ragt er in die Körperwelt, er ist selber Objekt der Geometrie; hinwieder mit seinen leiblichen organischen Veränderungen ist er Gegenstand der Physik und Chemie. Also ist mir der eigene Leib Ausgangspunkt und Grundlage alles Naturerkennens. Müßte ers nicht auch für die Philosophie sein? Zurück zu Baco und Iohn Locke: so, meine ich, muß die Losung lauten.

Saarbrücken. Amtsgerichtsrath L. W. Glahn.

Handschrift und Charakter. Mit 164 Handschriftproben im Text. 318 Seiten, Preis 10 Mark. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Ist auch das Buch in erster Linie für den Zweck der vom Verfasser in Aussicht genommenen Vorlesungen und Uebungen bearbeitet worden, so wird doch jeder Gebildete, namentlich der Historiker, Psychologe, Arzt, Lehrer, Erzieher, Richter, Anwalt, Offizier und höhere Verwaltungbeamte, aus dem Werk Anregung mannigfachster Art empfangen. In den Hauptabschnitten wird behandelt: Geschichtliches, wissenschaftliche Grundlage der Lehre von der Handschriftenbeurtheilung, pathologische Handschriften, Schriftenvergleichung, allgemeine Erundlehren der Handschriftenbeurtheilung, Handschriften gebildeter und ungebildeter Personen, Handschriften der Verbrecher, männliche und weibliche Handschriften, das Alter der Schreibenden, Kinderhandschriften, Grundzüge des praktischen Verfahrens für die Ermittelung der wichtigsten Charaktereigenschaften.

Kiel. Professor Dr. Georg Schneidemühl.

Masken. Schauspielerbildnisse, Hamburg, bei Alfred Ianssen.

Ich lade den Leser zum Mitschaffen ein; ob ich nun Verse biete oder Prosa, Das kann für eine Höflichkeit genommen werden. Andere Leute kümmern sich um Walfische, Theosophie, Hexen, E. T. A. Hoffmann, indische Klöster; mir haben es offenbar Hamburgs Histrionen angethan. Man wird nicht bestreiten können, daß die Theaterstadt Hamburg ein Thema ist; und aus meinem Buch ersehen, daß sie wirklich und wahrhaftig permanente Möglichkeiten, will sagen: diskutable Bühnenkünstler besitzt. Denn die Maßstäbe habe ich von Europas ersten Theaterstädten (Paris, Moskau, Berlin, Petersburg, London) geholt. Dann eignet mir eine höllisch deutsche Scheu vor allem Dilettantismus; deshalb versuchte ich, meine Objekte genau zu studiren. Wahrlich aber habe ich sie trotzdem nur erlebt. Das Problem war wohl, den impressionistisch eingefangenen fremden Rhythmus mit der Melodie meines Stils zu verschmelzen. Solches konnte mir natürlich nur bei Schauspielern gelingen, die mich seelisch (positiv oder negativ) stark erregen. Das Buch will nicht mit gelehrten Wörtchen jongliren, sondern eine Auseinandersetzung seines Verfassers mit einem immerhin kuriosen Stück Umwelt sein.

Hamburg. Or, Arthur Sakheim,

Steuerreform.
erechte Steuer: der Stein der Weisen. Gefunden hat sie noch Kei-
ner. Vom Fiskus sagt man, daß er zu viel fordere; der Ange-
schuldigte behauptet, daß ihm zu wenig geboten werde. Mit der So-
zialpolitik kann sich der Staat eher abfinden als mit der Wirthschaft.
In Preußen erlebt mans jetzt wieder. Seit dem Gesetz vom Mai 1909,
das die Zuschläge zur Einkommensteuer brachte (um „die Mittel zur
Erhöhung der Beamtengehälter aufzubringen"), drohte die „organische"
Neuregelung der preußischen direkten Steuern. Der Finanzminister
war verpflichtet, spätestens drei Iahre nach der Zuschlagnovelle den
Entwurf eines neuen Steuergesetzes vorzulegen. Das ist geschehen;
doch der neue Plan fand keinen freudigen Empfang. Er enttäuschte
schon dadurch, daß er die „Zuschläge", die als Provisorien gedacht wa-
ren, zur bleibenden Einrichtung macht; sie sind, wie im Entwurf zu
lesen ist, „in die alten Steuersätze hineingearbeitet worden". Die Steu-
ertechnik soll „verfeinert" werden; nur die Leistungfähigkeit noch die
Norm der Besteuerung bestimmen. Aber wo giebt es zwei Haushal-
tungen, deren Steuerleistung auf ganz gleichen Voraussetzungen be-
ruhen kann? Die grobe Klafsirung der Einkommen, die vor Miquels
Steuerreform galt, ist feineren Unterscheidungen gewichen. Doch den
Stein der Weisen hat man noch immer nicht gefunden.
Der neuen Einkommensteuer von 1891 folgte die Ergänzungsteuer
(1893), die das Einkommen aus Besitz erfaßt. Wer Vermögen hat,
steuert nicht nur für die Zinsen, sondern auch für die Summe des Be-
sitzes. Diese Ergänzung schafft den gerechten Ausgleich zwischen den
Erträgen der Arbeit und des Kapitals. Später wurde das „Kinder-
privileg" und die Rücksicht auf besondere Umstände, welche die Lei-
stungfähigkeit wesentlich beeinslussen, eingeführt. Ie mehr Familien-
glieder der Steuerträger zu versorgen hat, desto größer ist sein An-
spruch auf Steuerermäßigung. Allgemeine Herabsetzung? Darauf
könnt Ihr lange warten. Das „dauernde Defizit" des preußischen Haus-
haltes ist von 65 Millionen (1908) auf 19 Millionen (1912) zurückge-
gangen. Der Finanzminister erklärt diesen Erfolg durch die „unge-
wöhnlich hohe" Beschränkung der Ausgaben für die Staatsverwaltung.
Das Defizit würde aber noch größer werden, wenn einem jährlichen
Mehrbedarf von 23 bis 24 Millionen nicht höhere Ueberfchüsse gegen-
über ständen. Steuerzahler, Issoists o^m spsrs,u2s! Die Prüfung hat
nämlich ergeben, daß die Einnahmen genügen werden, wenn „bei den
direkten Steuern der Ueberschuß aus den bisherigen Zuschlägen in
gleicher Höhe bestehen bleibt". Was zu beweisen war. Die.Zuschläge
haben 60 Millionen Mark gebracht. Ohne diesen Ueberschuß kann das
Gleichgewicht im Staatshaushalt nicht hergestellt werden. Von 1898
bis 1910 vermehrten sich die Einnahmen im Iahresdurchschnitt um
10>/z Millionen; sie stiegen von 168 auf 426 Millionen. Der Finanz-
minister will den Eisenbahnetat nicht ändern. Dessen für allgemeine

Staatsausgaben verwendbarer Reinüberschuß ist bis zum Iahr 1915
auf höchstens 2,1g Prozent des statistischen Anlagekapitals der Bahnen
festgelegt. Vor diesem Termin könnte eine Aenderung nicht eintreten;
der neue Steuertarif soll aber schon für das nächste Iahr gelten. Eisen»
bahneinnahmen sind von der wirthschaftlichen Konjunktur abhängig,
also unsicher; deshalb müssen große Reserven (Ausgleichfonds) ge»
sammelt und die von den Eisenbahnen zu leistenden Beiträge begrenzt
werden. Daß die Finanzverwaltung allzu unbekümmert auf die Un»
wandelbarkeit des Eisenbahnüberschusses rechne, wird ihr oft vorge-
worfen. Tadel verdient sie nur, wenn sies macht wie im Aktienreich
mancher Direktor: erst die Dividende, dann die Bilanz. Gegen die
„schärfere" Form des Finanzirens (so nannte man schon in den Tagen
Kaiser Maxens, des letzten Ritters, das Ausquetschen des fiskalischen
Vermögens; damals waren die Silber» und Kupferbergwerke und die
Schmelzhütten Tirols die Finanzobjekte) muß der Finanzminister sich
wehren. Aus den Überschüssen der Eisenbahnen sind bestimmte Auf-
wendungen, die ins „Extraordinarium" gehören (Ausgaben zur Ver-
besserung des Betriebes), zu decken. Man hat nun gemeint, der Ge»
sammtgewinn und damit die Wirkung auf das Staatsbudget könne
verstärkt werden, wenn die außerordentlichen Unkosten „auf Anleihe
genommen würden". Aber die Ausdehnung der Anleiheschuld bliebe
bestehen. Darf man empfehlen, das ohnehin lästige Rentenproblem,
durch eine Aenderung im Bilanziren, noch mehr zu beschweren?
Der Fiskus erklärt: „Ich kann auf die Zuschläge nicht verzichten."
Gut; dann behalte sie, aber sorge dafür, daß der Bürger den Schmacht-
riemen nicht wieder um ein Loch enger schnallen muß. Den Zuschlag
konnte die Kommunalsteuer nicht mit erfassen; nach dem neuen Tarif
kann sies. Nach dem alten Modus ist ein Einkommen von 15000 Mark
mit je 450 Mark Hauptsteuern und 67 Mark Zuschlag belastet. Zu-
sammen 967 Mark. Der neue Tarif fordert 500 Mark Staatssteuer,
also auch 500 Mark Gemeindeabgabe, zusammen 1000 Mark. Auch die
Kirchensteuer richtet sich nach der Staatssteuer und steigt mit ihr. In
dem Beispiel sind heute 90 Mark (20 Prozent) der Kirche zu zahlen,
künstig 100. Bei 30000 Mark Einkommen ist das Verhältniß 1980 zu
2200 Mark. Der Finanzminister darf die Staatssteuer nicht als Ding
an sich betrachten; er muß auch ihre Ausstrahlungen auf Gemeinde
und Kirche ins Auge fassen: dann erst kann er sagen, ob die Steuer-
last unverändert bleibt oder wächst. Die Regirung wünscht ja nicht,
daß die Kommunen auf eigene Faust Finanzpolitik treiben, und hat
erst neulich die Städte aufgefordert, am Ansang des Iahres ihr An-
leiheprogramm einzureichen, damit die Fisci sich mit den Emissionen
danach richten können. Da darf man doch wohl fordern, daß auch der
Steuerfiskus den Anspruch der Städte nicht vergesse. Mit der Be-
hauptung, daß die Steuernovelle „Abänderungen grundsätzlicher Art"
nicht bringe, ist die schmerzhafte Gewißheit höherer Steuern nicht aus
der Welt geschafft. Die physischen und juristischen Personen werden

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_211.html[18.07.2014 17:48:42]

von 1913 ab schwerer belastet. Und auch den Aktiengesellschaften et
«steris älÜ8 werden die provisorischen Zuschläge für die Dauer aufge»
packt; denn ihre Entwickelung habe gezeigt, daß, sie „wirthschaftlich
sehr wohl in der Lage gewesen sind, die ihnen auferlegten höheren Ein-
kommensteuersätze zu tragen". Auch stets „in der Lage" sein werden?
Noch immer meint Mancher, wer 100000 Mark im Iahr zu ver-
zehren habe, müsse, ohne Ausnahme, im Ueberfluß schwimmen. Die
Verschiedenartigkeit der Haushaltungen, die 100000 Mark zu einem
kümmerlichen Existenzminimum, 5000 Mark zu einem auskömmlichen
Budget machen kann, wird in der Theorie kaum erwogen. Sonst würde
man nicht empfehlen, Einkommen nach ihrer Ersparnißmöglichkeit zu
staffeln. Man mache dem Bürger die Nothwendigkeit der Steuer da-
durch glaubhaft, daß man ihm seine Pflichten gegen den Staat ohne
Brimborium und Tyrannengesten zeigt. Das Kunststück, wie aus
Vermögen und Einkommen der letzte Steuertropfen herauszupressen
sei, kann nur Mißstimmung zeugen. Auch der Werthzuwachs wird
wieder ministerieller Beachtung empfohlen. Der Grundbesitz soll sich
nicht allein dieser Steuer freuen. Wo der VermSgenszuwachs im Iahr
mehr als 3000 Mark beträgt, soll für den Ueberschuß dem Staat ge»
zinst werden. Wer 10000 Mark Aktien zu 1SO Prozent gekauft hat, soll,
wenn die Aktien im nächsten Iahr auf 300 stehen, für 15000 Mark
Steuer zahlen. Geben die Papiere im Iahr danach nur noch 120 Pro»
zent, so bleibt der Verlust unberücksichtigt. Sind sie aber am Ende des
dritten Iahres wieder auf 200 Prozent gestiegen, so hat der Censit den
„Vermögenszuwachs" von 80 Prozent (also 8000 Mark) zu versteuern.
All diese Vorschläge blinder Theorie hat der Finanzminister als un-
brauchbar bestattet und der Landtag wird sich hüten, sie auszugraben.
Ohne Sparen ist die Entwickelung des Besitzes unmöglich. Auch der
Konjunkturgewinn und das Kapital, das durch Spekulation erworben
wurde, setzt Ersparnisse voraus; und jeder Staat, der seine Lebensbe-
dingungen nicht verkennt, muß den Spartrieb fördern. Die Besteue-
rung jedes Ueberflusses ist aber eine Strafe für den Sparer.
Der preußische Finanzminister hat sich in aller Deutlichkeit zu
dieser Auffassung bekannt. Er mußte klug genug dazu sein. Was würde
aus seinen Anleihen, wenn es keinen Vermögensüberschuß mehr gäbe?
Schließlich brächte Mancher sein ganzes Einkommen durch, um es
nicht mit neuen Steuern bepackt zu sehen. Warum aber reicht die
Staatsklugheit nicht noch weiter? Daß die Steuern guten Ertrag ge-
bracht haben, wird ausdrücklich anerkannt. DieMethode könnte also un-
verändert bleiben. Nein: der Censit soll auch bei der Ergänzungsteuer,
der Abgabe für das Vermögen, zur Deklaration gezwungen werden.
Ob bei dieser Deklaration (die nur in jedem dritten Iahr gefordert
wird) mehr herauskommen kann als Unruhe und Arbeit, ist fraglich.
Laßts nur ruhig beim Alten! Das Ideal des Staatswesens ist erreicht,
wenn der Bürger sich ihm schmerzlos einzufügen vermag. DiesemIdeal
bringt das neue preußische Steuergesetz uns nicht näher. Ladon.
ßcrausgebcr und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, —
Verlag der Zukunst in Berlin, - Druck von P,ig » Garleb G. m, b, tz. in Berlin,
file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_212.html[18.07.2014 17:48:43]

Berlin, den 17. Februar 1912.
Das Hohe Haus.
demento. , ,
fieLinke": dasaus westlichen Volkshäusern geholte Schlag-
wort hatte vor achtundzwanzigIahrenimDeutschenReich
noch keinen rechten Kurswerth. Sonst wäre am zwanzigsten No-
vember 1884, als der Kanzler im Namen der Verbündeten Re»
girungen den neuen Reichstag eröffnete, ein Jubelchor hörbar
geworden. Die Stimme der Nation hatte zweihundertvierzig Geg-
ner der Regirung gekürt; und die große liberale Partei, von der
dieStädter das Heil erhofften, schien Wirklichkeit zu werden. Am
fünften Märzabend hatten die von der Nationalliberalen Par-
tei Abtrünnigen(»Sezessionisten")sich der Fortschrittspartei ver-
mählt und die so entstandene Deutsche Freisinnige Partei, deren
starkerFraktionFreiherrSchenkvonStauffenbergvorsaß,bekann-
te sich zu einem Programm, das die Hauptwünsche des Liberalis-
mus zusamme nfaßte. Den FürstenBisMrck ärgerte schon der neue
Name. Er hatte die FortsHrll'Kpattel einmal Hemmschuhpartei
genannt und sprach nun: »Wo ich das Wort ,frei' vor einem an-
deren Adjektiv lese, werde ich argwöhnisch. Unter .Freiheit' ver-
stehen die Meisten eigentlich,Herrschaft';unter,FreiheitderRede'
Herrschaft der Redner, unter .Freiheit der Presse' den vorherr-
schenden und vorwiegenden Einfluß der Redaktionen, der Zeit-
ungen, unter,Freiheit der Kirche'die Herrschaft derPriester. Sin-
nig: Das mag wohl sein. Aber Freisinnigkeit ist eigentlich gleich»

bedeutend mit Herrschsucht oder Engherzigkeit oder Unduldsam-
keit. Ich traue dem Wort nicht. Keiner will die Freiheit fürAUe;
Jeder will sie für sich, dem die Anderen zu gehorchen, zu folgen
haben. Ich muß mich gegen die Bezeichnung, die diese Fraktion
gewählt hat, verwahren und werde sie amtlich nicht benutzen. Ich
glaube nicht, daß eine Fraktion das Recht hat, sich ausschließlich
eine Gesinnung zu vindiziren, an der wir Alle den gleichen An»
theil haben. Eine Partei könnte sich eben so gut, die ehrliche Partei'
nennen, was doch lediglich ein Vorwurf für die anderen wäre,
daß sie nicht ehrlich sind. Freisinnig und ehrlich glauben wir Alle
zu sein. Deutsch»Freisinnig: Das kann ich wirklich nicht über meine
Lippen bringen. Sie werden mir die Unwahrheit, die darin liegt,
nicht aufzwingen. Sie sind Demokraten; nur nicht.sozial'.Sie sind
Antifozialdemokraten." Das durfte er sagen: denn das Programm
der neuen Partei forderte die »Bekämpfung des Staatssozialis-
mus." Sie konnte laut dem Schlachtruf Auers zustimmen: »Dem
eisernen Kanzler stählernen Widerstand!" Sich aber nicht ein-
mal leise derThatsache freuen, daß die Sozialdemokratie die Zahl
ihrer Mandate verdoppelt hatte. Die Linke: dieses Sternbild
blieb noch am Begriffshimmel. In Heidelberg hatte Miquel die
Nationalliberalen einem neuen Programm verpflichtet, dessen
dritter Satz lautete: »Sie billigen die auf eine erhöhte Fürsorge
für das Wohl der arbeitenden Klassen gerichteten Bestrebungen
des Reichskanzlers und unterstützen die Reichsregirung in ihren
Bemühungen, die soziale Lage dieser Klassen zu verbessern." Seit
dem heidelberger Maitag hießen sie Richters und Bamber-
gers Leuten »verkappte Reaktionäre" und wurden in der Stich-
wahl von den zu diesem Zweck verbündeten Truppen des Cen-
trums und des Freisinns mit allen erlangbaren Waffen bekämpft.
Schon vor derWahl KatteRickter gesagt: »Wenn das Recht auf
Arbeit anerkannt wird, besteht kaum noch ein Unterschied zwischen
den Anschauungen des HerrnReichskanzlers und denen der So-
zialisten. "Vamberger schrieb: »Die Einführung der freien Eisen-
bahnfahrkarten wird mit Erfolg zur Verkündung der sozialistischen
Lehren verwandt und hat vielleicht dazu beigetragen, die Zahl der
sozialistischen Abgeordneten zu vergrößern." Ein Seufzer. Bis-
marck antwortete: »Ich bin über dieseVergrößerunggarnichtun»
glücklich. Je größerdie Zahldersozialistischen Abgeordnetenwird,

desto mehr wird ihnen die Ehrenpflicht obliegen, doch bald mit
positiven Plänen hervorzutreten und zu sagen, wie sich in ihren
Köpfen die Zukunft der Welt und die Verfassung gestaltet. Bis-
her sind sie damit im Rückstand geblieben. Alles, was besteht, ist
schlecht: Das zu sagen, ist gar leicht. Alle menschlichen Einrichtun-
gen sind unvollkommen, am Meisten die staatlichen Einrichtungen.
Weil so viele Leute mitzuarbeiten haben, kommen auch die vielen
UnVollkommenheiten der Urheber dabei mit zur Geltung. Wenn
ich nun doch endlich einmal eine Verfassung und Gesetzgebung
sehen könnte, wie die tzerrenFührcr der Sozialdemokratie sie sich
denken! Sie sind jetzt Fünfundzwanzig. Das zweite Dutzend ha-
ben Sie also. Ich will Ihnen noch das dritte geben. Wenn Sie
aber Sechsunddreißig sind, dann (Das erwarte ich mit Sicherheit)
werden Sie den vollen Plan zu einerVerfassung, wie sie sein soll,
entwerfen. Sonst glaube ich, Sie können nichts. Stellen Sie An-
träge, wie dieVerfassung sein soll; legen Sie Ihr Dorado auf den
Tisch des Hauses, damit jeder Andere ein Urtheil darüber be-
kommt. Ich bin übezeugt: Vieles wird darunter sein, von dem ich
sagen kann, daß Richtiges darin steckt, und worüberich mit Ihnen
verhandeln kann; aber nicht Alles. Die Leute, die jetzt für Sie
stimmen: Das ist die Summe Derer, die mit Etwas unzufrieden
sind, die das Bedürfniß haben, ihre Lage zu verbessern, und die
von den Zukunftpolitikern, deren Pläne sie noch nicht übersehen
können, dieAufbesferungallesirdischenElendshoffen. Den Plä-
nen des Altliberalismus, der Fortschrittspartei haben sie schon
auf den Grund gesehen; von denen erwarten sie nicht mehr viel.
Zur Beruhigung all Derer (zu denen ich nicht gehöre), die in der
Sozialdemokratie das größte Schreckbild der Zukunft sehen.möchte
ich sagen: Wenn die Herren erst mit positiven Plänen heraus-
kommen, werden sie viel zahmer werden, als sie sind, und die Zahl
.ihrer Anhänger wird sich außerordentlich lichten. Ich wollte, wir
könnten Ihnen eine Provinz einräumen und in Entreprise geben;
ich mochte sehen, wie Sie wirthschaften. Dann würde die Zahl
Ihrer Anhänger sich lichten; vielleicht über den Bedarf hinaus.
Denn die Sozialdemokratie ist doch immer ein erhebliches Zeichen,
ein Menetekel für die besitzenden Klassen, dafür, daß nicht Alles
so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt wer-
den kann. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht

viele Leutcsichvor ihrfürchtclcn, würdendiemäßigcnFortschritie,
die wir inderSozialrcformbishergemacht haben, auch noch nichi
gemachtscin; und insofern istdieFurcht vordcrSozialdcmolratie
in Bezug auf Den, der sonst kein Herz für seine armen Mitbürger
hat, ein ganz nützliches Element. "Den hagerenLeib Bambergers
krümmte ein Schaudern. Seinem klugen Kapitalistenkopf (der bis
ansLebensende in Lasters Februarrede gegen die adeligen Grün-
der eine Thorheit und ein Parteiunglück sah) schien aller Sozia-
lismus stets derWillezum„KampfderArme gegen dieGehirne",
in dem derBourgeois dastzirn schützenmüsse. Und die geistig von
ihmAbhängenden ließen, bis indieneunzigerIahre,keinauchnur
im Mindesten nach Sozialismus riechendes Wörtchen passiren.
Die Zweihundertvierzig konnten nicht in einerFrontfechten.
Gcmeinsamertzaß hatte sie für eincWeile geeint; die Unmöglich»
keit gemeinsamer Arbeit ward rasch erwiesen. Sogar Herodes und
Pilatus (den Beiden, „die einander ja auch nicht liebten", ver»
glich Bismarck gern die SozienWindthorst undRichter) beschritten
bald schon verschiedeneWege. Centrum und Nationalliberale tra-
ten in die Wirtschaftliche Bereinigung ein, derenLebenszwcck die
Sicherung der Schutzzollgesetze war. Und nach derAuflösung des
Reichstages entstand das Kartell, das,unterdemZeichen derMi»
litärvorlage, im Wahlkampf zweihnndertzwanzig Sitze eroberte.
Freisinn und Volkspartei verloren neununddreißig, die Sozial-
demokraten dreizehn Mandate. Die Fraktion der Nationallibe»
ralen wurde imBund mit den Konservativen wieder so stark, wie
sie 1878 gewesen war. Bismarck zahlte sie (sammt dem Centrum)
nun zu denkonservativen Parteien, „diedas Reichnichtnurüber»
haupt und generell, sondern auch angebrachtermaßen erhalten
und schützen wollen." Noch im letzten Satz der letzten Rede, die
er imReichstag hielt, bat erdie vier in seinem Sinn konservativen
Fraktionen, „sich von der Gemeinschaft mit Sozialdemokraten,
Polen, Welsen, Elsässer»Franzosen und auch von der Gemein-
schaft mit den Freisinnigen absolut loszusagen". DemWahlkartell
vom Dezember 1906 (Titel: „Block"; Losung: „GegenRoth und
Schwarz") sind auch die Freisinnigen beigetreten. Eine Verstän-
digung mit dem Centrum schien möglich; undenkbar jeder Pakt
mit der Sozialdemokratie. Am ersten Morgen des Jahres 1909
lasen wir die von dem Abgeordneten Bassermann geschriebenen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_216.html[18.07.2014 17:48:45]

Sätze: „Auch dem verbohrtesten Genossen kommt langsam, aber
sicher zum Bewußtsein, daß, gleichsam einem Naturgesetz folgend,
sich die Reihen der bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozial-
demokratie immer enger zusammenschließen. Wenn die nächsten
Wahlen sich nicht wieder im Zeichen der Blockpolitik vollziehen
sollten, dann wird die Sozialdemokratie nicht den Nutzen davon
haben. Im Gegentheil: in dem Augenblick, in dem die scharfen
Gegensätze zwischen dem Centrum und den Blockparteien ver-
schwunden sein werden, wird die Sozialdemokratie erst recht dar-
über belehrt werden, welche gewaltige Bedeutung die Solidarität
der Arbeitgeber in ihrer gleichmäßigen Abneigung gegen die so-
zialdemokratische Vergewaltigung besitzt und wie sie ausgleichend
unter den bürgerlichen.Parteien wirkt." Drei Jahre danach sagt
der selbe Abgeordnete: „Die Stimmenzahl der Sozialdemokratie
wird vor Allem durch dieThatsache erhöht, daß dieUnzufrieden»
heit,die über dem deutschen Volk lagert, heute eine gewaltige ist."
(Worte tiefsinnigerWeisheit.Wenn es regnet,wird es naß.Sicher.
Immer.) „Wirmüssen alle Kräfte einsetzen, um den sozialdemokra-
tischen Ansturm abzuschlagen. Aber ein Bündniß mit dem Centrum
ist contra naturam einer liberalen Partei und gegen unsere ganze
Tradition. Parteien lassen sich nicht umdrehen wie Handschuhe."
(Die werden doch auch wohl nurzumZweck derReinigungumgc-
dreht.) „Jede VerbrüderungeinerliberalenPartei mit dem kultur-
feindliche n Ultramontanismus ist unerträglich. Unser alter Kamp f
gegen die Sozialdemokratie geht weiter. Und zu den wirthschaft»
lichen Fragen stehen wir anders als die Fortschrittliche Volks-
partei, mit denen wir uns über die Wahltaktik geeinigt haben."
So sieht „die Linke" aus, die gesiegt haben soll. Die (wurde nach
derStichwahl hier gesagt) „giebts nicht; aufZeitungpapier, nicht
in der Wirklichkeit des Deutschen Reiches. Rechter Block, linker
Block: Spielzeug für müßige Kinder. Die Fragen, denen Natio-
nalliberale und Sozialdemokraten die selbeAntwort fänden,sind
an den Fingern einer Hand abzuzählen; und keine Lebensfrage
des Reiches ist darunter. Die ‚Linke', die gesiegt haben soll, sah
nie das Licht deutscher Sonne." War ein papiernes Gewächs.

Bilanz.

Centrum und Konservative haben, mit den Affiliirtcn, aus
eigener Kraft ungefähr hundertzwanzig Mandate erstritten. Na»

tionalliberale und Volkspartei zusammen: zwei. Einen Sieg des
Liberalismus stellt der Menschenverstand sich anders vor. Wem
soll jetzt die Lüge noch nützen? Weder im Reich noch in Bayern
ist der erträumte Sieg Wirklichkeit geworden. In München hat
das Centrum noch die Mehrheit; inBerlin kann es entweder mit
Konservativen und Nationalliberalen oder mit den Sozialdemo-
kraten eine Mehrheit bilden. Die einstweilen (pourvou que cela
goure, pflegte die KorsinLaetitia zu sagen) bequemste Lage, die zu
erdenken war. Im Reich noch bequemer als in Bayern: denn da
ist nach dem Centrumssieg Freiherr von Hertling zur Geschäfts-
führung berufen worden (als einen ersten Schritt auf dem Weg
ans Ziel Parlamentarischer Regirung müßte jeder aufrichtig Li-
berale den Entschluß der Prinzen Luitpold und Ludwig preisen)
und muß nun, unter dem Schwergewicht voller Verantwortlich-
keit, zeigen, was seine Partei vermag, was sie, als Vertreterin eng
gebundener Weltanschauung, zu fordern, deutscher Menschheit
von 1912 zuzumuthen wagt. Enttäuscht der fast siebenzigjährige
Professor, Kämmerer, Reichsrath der Krone Bayern, dann zer-
bröckelt die Parteimacht, die hinter irgendeinem glatten Podewils
ungreifbar geblieben wäre. Im Reich hat das Centrum die (nicht
nur von Gladstone ersehnte) Macht ohne Verantwortlichkeit: nur
mit seiner Zustimmung kann eine Vorlage, der die Sozialdemokra-
tie widerstrebt.Gesetz werden. Das gerade, die Wiederkehr des Zu»
standes.der das Schicksal der Legislatur an denWillen des Cen-
trums hängt, wollte 1906 Fürst Bülow, wollten 1911 die unter
ein Banner geschaartenLiberalen hindern. Die habengesiegt?Er»
zählts in Bezirksvereinen der lieben Einfalt. Konservative und
Katholiken haben Sitze verloren. Natürlich: sie hatten die Steuer-
last, derNoth gehorchend,um eine halbe Milliarde vermehrt und
sich mitmancherThorenthatbelastet.Wo aber warderVolkszorn,
dessen Gewittersturm sie wegfegen, in ihrer Sündenfluth weg-
schwemmen sollte? Hundertzwanzig gegen Zwei: die Zahlen sind
nicht aus dem Gedächtniß zu schwatzen. Und nach dem Stichwahl»
fchacher noch, der sie zwang, da Hilfe zu erbetteln, wo sie gestern
Schimpf und Schmähung gehäuft hatte, war die Koalition viel
schwächer als im Reichstag der zwölften Legislaturperiode. Allein
vermagsie nichts. (DieFortschrittlicheVolkspartei, die aus eigener
Kraft nicht einen einzigen Sitz erstreiten konnte, existirt überhaupt

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_218.html[18.07.2014 17:48:46]

nicht.Vielleicht würde sie unter einem anderenW.ihlsystem stark;
Heute ist sie eine prahlerische Ohnmacht.) Daß die Koalirten auf
demtzauptgebiet parlamentarischerArbeit uneinig sind, hat Herr
Bassermann gestanden. Werden sie einig, so brauchen sie, um die
Mehrheitziffer zu erreichen, im vollen Hohen Haus die Hilfe der
Sozialdemokraten und die Stimme desDänen. Wie oft kann sich
die Möglichkeit solcher Gemeinschaft bieten? Weil Fraktionen,
denen jede innere Einheit fehlt, in einem von der Zufallsgunst
einer Stunde geknüpften Bündniß zwei Stimmen mehr haben
können als ihreüber die wichtigsten Grundfragen einigen Gegner,
darf kein Redlicher von » errungener Majorität" reden. Höret end-
lich auf, uns die Hymne von Eurem Sieg ins Ohr zu plärren!
Eure Sache wird dadurch nichtbesser.Derbestimmt nichtderVer»
lust, nicht der Gewinn einer Schlacht den Werth. Würdig wärs,
männlich und darum auch klug, ohne eitle Empfindsamkeit jetztzu
bekennen: »Wir haben die Reichswahlschlacht verloren."
Das mußte jeder nicht völlig von Eitelkeit Geblendete er-
warten. Der Wähler ist selten eine Prachtausgabe des Komo sa'
piens; doch auch nicht das geduldige Rindvieh, dessen dumpfer
Sinn sich in den Stoppelweg jederHirtenlaune duckt. 1907: Kampf-
genossenschaft mit den Konservativen; keine Stimme einem Cen-
trumsmann noch gar einem Sozialdemokraten. 1909: Interessen-
gemeinschaft der Bürgerparteien gegen die Rothen; Verständi-
gung mit demCentrum bleibt das nächsteZiel;»das Tod bringende
Bündniß mit der Sozialdemokratie wird der Liberalismus nicht
abschließen." (Herr Bassermann). 1911: «Unser alterKampfgegen
die Sozialdemokratie geht weiter; aber mit dem Centrum kann
eine liberale Partei sich nicht verständigen." (Herr Bassermann).
1912: KeineStimme einem Konservativen oder Centrumsmann;
den Sozialdemokraten ist mindestens durch Stimmenthaltung in
der Stichwahl gegen diese beiden Parteien zu helfen. NichtAlles
darf man ungestraft dem Wähler zumuthen. Der hat sich eines
Tages gesagt: »DieLeute, für die ich bisher gestimmt habe, wissen
nicht, was sie wollen. Sind die Konservativen wirklich so schlechte
Kerle, wie jetzt bei uns behauptet wird, dann durfte man mir vor
fünfIahren nicht rathen, ihre Macht zu mehren; verändert haben
sie sich seitdem ja nicht im Allergeringsten. Auch die Sozialdemo»
kratennicht. Darfmanihnen,unterbestimmtenUmständen, helfen,

dann wars Frevel, ihnen die Feuerfarbe des Satanas anzupin-
seln und mich das Schaudern vor ihnen zu lehren. Das Klima
von Laodicaca paßt mir nicht länger. Ich will nicht, bevor ich die
berühmte höchste Bürgerpflicht erfülle.jedesmal fragen.von wel-
cher Partei Bassermanns Wahlschicksal morgen abhängen wird.
Braucht er jetzt die Rothen: auch ich wills mit ihnen versuchen.
Sind wir geknechtet, von frechen Junkern und listigenPfaffen aus-
gebeutet, ist, wie die Führer uns Tag vorTag zurufen, derBürger
zum Sklaven geworden und sind die Sozi, wie wir eben so oft hören,
gescheite Patrioten, aus deren welkenden Schrullen keine Gefahr
droht: aufeinen Schelmenanderthalb. DenkenAndcre wieich und
wird derReichstagsehrroth,dann ärgernsichDieinBerlin;merken,
daßdieSonne nicht immer scheint und auch die excellenteBude nicht
vortzagel geschützt ist. NützlicheLehre für die Stümper, die uns die
dummen Steuern und den Kongokram aufgepackt haben. Schlim-
mes kann nicht draus werden. Rothe Regirung? Unsinn. Rothe
Fluth? Das erste Symptom nahenderGefahr sähe die ganze Bür-
germannschaft, Protestanten und Katholiken, Junker und Juden,
mit dem Spaten beim Deichbau. Warnen will ich und mirzugleich
einen Iocus machen; meinStimmzettel soll einDenkzettel sein.Ver-
antw ortlich bin ich 1a nicht. Wenn ich wüßte, daß mein Stimmzettel
auch nur mit dem Gewicht einesAtomes zu derWahl neuer Ge-
schäftsführer mitwirken könnie.schriebe ich einen anderen Namen
drauf. Aber bei unsgeht,wiederBayersagt, doch,Alles seinenge»
meisten Gang'. Zur Verantwortung des Geschehenden und der
Unterlassungsünde braucht keine Fraktion und kein Reichstag be-
reit zu sein. HeuteRoth. Morgen? Wieder lustig." Waskommen
mußte, kam. Die Liberalen holten sich die lächerlichste Schlappe
ihres glücklosen Lebens. Für die Sozialdemokratische Partei, in
deren Listen ungefähr neunhunderttausend Mitglieder einge»
schrieben sind, wurden fast siebenzehn Viertelmillionen Stimmen
gezählt. Nicht die Höhe der Ziffer soll man bestaunen; nur, wie
ein Wunder, daß sie nicht viel höher ist. Außer den organisirtcn
Arbeitern, denen schon der Gedanke an ein anderes Votum so
schmählich wie Fahnenflucht schiene, stimmenfürdie Sozialdemo-
kratie Alle, die nichts zu verlieren haben und die Ursache ihres
Unvermögens in der schlechten Gesellschaftstruktur suchen; Alle,
die von den altenParteien enttäuscht sind und vom Aufstieg einer
noch nicht verlebtenKlasse nun derMenschheit dasHeil erhoffen;

kleine Beamte, denen an jeder Ecke ihres engen Gehäuses das
Nöthigste fehlt; graue Pensionäre, die Milch, Eier, Wruken,
Fleisch theurereinkaufenundvomStaat, von derAktiengefellschaft
doch keine Mark mehr bekommen als in der Zeit billiger Preise;
Alle, die «modern" sein und nicht allzu selten sich einer Sensation
freuen möchten; die ruhige, nüchtern getriebene Politik langweilt
und die hellen Auges erstnach ihrem Tageblatt langen, wenn Krieg
oder Reichskrakehl in Sicht ist; .Großkapitalisten sogar, die zwar
innig überzeugt sind, daß sie selbst den Reichthum ihrer Leistung
verdanken, ringsum aber nur einGewimmel gieriger Schmarotzer
erblicken und drum, »ohneObligo", denUmsturzdesBesitzrechtes
wünschen. Vor Allen paradirt Hans Cade, der unsterbliche, stets
nachher neustenMode gekleidete,gekämmte Plebejerheiland, und
brüllt: »Alles soll fortan Allen gehören. Ich bin ein Ehrenmann
und gelobe Euch, jeden Mißbrauch schonunglos abzuschaffen.Sie»
ben Sechserbrote sollen nur noch einen Groschen kosten, die drei«
reifigeKannesollvonmorgenabzehnReifenhabenund das ganze
Reich Volkseigenthum sein. Geld? Giebts bald nicht mehr. Ie»
derkann soviel essen und trinken, wie er will. Kein Lord, kein Edel-
mann darf übrig bleiben. Schont nur, die in geflickten Schuhen
gehen: denn sie sind wackere, fleißige Leute, die, wenn sie dürften,
zu uns überträten." Jetzt dürfen sie (das Geheimniß des Wahl-
klosets ist undurchdringlich): und treten inSchaaren über.Haben
nicht auch die Hauptmänner der Bürgerwehr verkündet, unter der
alten Staatsordnung sei das Leben nicht mehr zu ertragen?
Fazit: Niederlage des Liberalismus, Sieg der Sozialdemo-
kratie. Der einzigen Partei, von deren Teleologie ein unüber-
brückbarer Abgrund den Liberalen trennt. Der einzigen, die ihm,
auch dem im Kampf gegen aussterbende Gruppen siegreichen, die
Beute abjagen kann und rasch zum Verhängniß werden muß.

Thronrede.

Die Rede, in der am siebenten Februarmittag der Kaiser, im
Namen der Verbündeten Regirungen, den neuen Reichstag be-
grüßte, hat reichlicheres Lob verdient, als ihr bisher ward. Sie
hat Takt und Klang; ist kurz und sagt dennoch dasNothwendige»
Die staatliche Ordnung soll gewahrt, die Wehrkraft des Reiches
gesteigert und jeder fremden Macht, die uns »Achtung und guten
Willen" zeigt, freundlich begegnet werden. Volksthümlich ein»

fache Gedanken sind klar ausgedrückt und einzelne Sätze zierlich zugespitzt.KeinGelöbniß,denFriedenzuerhalten.(Werihnmuth» willig bräche, wäre ein gemeingefährlich Toller; wer ihn länger erhielte, als nationaler Bortheil heischt, ein verächtlicher Schwächling.) KeinePhrase. Kein Marksteinstil. Kein Ton, der Schreck oder Bangniß ahnen ließ. Die besteAntwort aufdieWeissagungdeutschen Weltunterganges. Gleichgewicht im Reichshaushalt; der Reichspanzer ohne Rostfleck; Blüthe derLandwirthschaft und der wichtigsten Stadtgewerbe. Solche Wahrheit kann ohne Prunk wirken. Besonders würdig und hübsch waren die persönlich gefärbten Worte am Schluß der Rede:' „Im Vertrauen auf die gesunde Kraft des deutschen Volkes blicke ich mit Zuversicht, auf Gottes gnädigen Beistand bauend, über die Kämpfe des Tages hinweg in die Zukunft des Reiches." Ihr (heißt Das), liebe Landsleute, setzt Euch, allen Gewalten zum Trotz, auch in einer feindlichen Welt durch; dieser Zuversicht kann mich derAnblick desKampfes nicht entwurzeln, der heute durchs Reich tobt und dessen Getümmel nie den Saum meines Herrschergewandes besudeln darf. So wollen wir denKaiser. Auf der höchsten Zinne des Reiches; wachsam und still; hinter derBrustwehr vornehmer Fröhlichkeit, deren blankes Gestein mißtrauischeAngst vor dem Volksgeist nicht überklettern kann; als den furchtlos schlichten Schirmer des Reichspaniers, nicht als Geschäftsführer (nicht gern deshalb auch auf dem Weg nach Döberitz im Zwiegespräch mitViscounttzaldane). Schade, dqß die hundertzehn Sozialdemokraten nicht, die Thronrede zu hören, in den Weißen Saal kamen. Nicht lautlos sprachen: „Hier sind wir. Du, Kaiser, mußt uns in Deinem Schloß empfangen; und Dein raschesAuge wird spüren, daß wirnichtdie wüsten Gesellen sind, als die Höflingseiser uns malte. Wir geben, wasDir gebührt; hehlen aber nicht,daß wirs mindern möchten." Oberste Hofchargen.einPrinzenschwarm, dieSchloßgarde inGala, auf Seidendamastkissen Krone und Reichsapfel, Schwert und Szepter, das Reichshaupt unter dem Stahlhelm der Kürassiere. Dreihundert Kaiserliche; hundertzehn Republikaner. In Wilhelms Filmspeicher wäre das Wandelbild dieses Pantomimus ein noch dem Urenkel sehenswerthesStück gewesen. »Wir gehen nicht ins Schloß; neigen das Haupt nicht vor Fürstenthronen." Genosse John Burns hats gethan; hat mit dem König wie mit jedem Gentleman (und wie Genosse MacDonald mit Wilhelm)

geplaudert und ist Eduards Staatssekretär geworden. Und als
der sozialdemokratische Mcepräsident des wiener Reichsrathes
die Hofburg verlassen hatte, sagte Franz Joseph lächelnd: «Ich
dachte gar nicht, daß der Herr Pernerstorfer so nett mit mir sein
werde." Unsere Pathetiker zittern für ihren Verrinaruf, dem ein
in der Hofluft verlebtes Stündchen schaden könnte. Oder korrum»
pirt den Mannes stolz schon das Schauspiel monarchischer Macht?
Präsidium.
Ins Schloß gehen, als stärkste Fraktion (um anderthalb
Dutzend Köpfe stärker als das Centrum) den erstenPlatz im Prä-
sidium fordern, einenmanierlichenGenossenindas fürdenReichs»
tagspräsidentengebauteHaus,zwischendiePompmöbel,setzenund
ihm aus der Parteikasse so viel zuschießen, daß er, mit dem feinen
Porzellan unddemnoblenSilber,mindestens so anständigreprä»
sentiren kann wie Graf Schwerin»Loewitz: so kühn besonneneTaktik
hätte langenachgewirkt. UndwärenurvonTröpfen und Rückgrat-
protzen mißverstandenworden. »Wirsind so starkgeworden.daß im
SektenkäfigkeinRaummehrfurunsist.WirmüsseninsWeite:und
lassen den Plunder, dem wir entwuchsen, ohne Reue zurück. Nicht
erst lange Rede.Ihr kennt uns und wißt.daß wir ungewandclt blei-
ben. Wißt aber auch, was es für unsere Sache bedeutet, daß wir
jetzt die Vormacht im Reichstag sind und der Träger Eures Ver-
trauens mit dem Kanzler, von Mann zu Mann, den Geschäfts-
gang beräth. Wenn wir uns dieses Ziel durch Zwirnsfäden sper-
ren ließen, wären wir die blödesten Esel auf dieserErde; unfähig,
unwürdig, Eure Sachwalter zu sein. Hängt Ihr etwa an einer
versteinten Schmollpolitik, die Keinem schadet, kaum Einen noch
ärgert?Unsere spröde Abstinenz würde den Feinden zur Herzens-
wonne. Wir sind die Partei der Evolution: und sollten uns ge-
gen die Nothwendigkeiten neuer Entwickelung stemmen? Nein.
Das Ceremoniale, das uns den Machtbesitz verekeln könnte, klü-
gelt in Peking selbst keintzöflingshirn aus. Wo derSitz imLand»
tag ohne Treuschwur nicht zu erlangen war, haben wir, August
der Heilige vornan, ihn geleistet. Und Ihr habt uns verstanden.
Werdet auch verstehen, daß wir jetzt alles Unvermeidliche rhun
müssen. Im Präsidialpalast der Sommerstraße thront morgen un-
ser Genosse. Kommt der Kaiser zu Gast, so wird er höflich empfan-
gen; wird'versucht, ihn für Gesprächsgcgenstände zu interessiren,

die man ihm sonst ängstlich birgt. Kommt er nicht, so setzt er sich
ins Unrecht. Schmeichler wird er unter uns niemalsfinden; aber
auch keinen struppigen Tölpel. Neue Erfahrung wird uns Man-
cherlei lehren, was wir bisher nicht zu lernen vermochten. Wir
werden beweisen, daß wir aus jedem Boden vorwärts kommen
und Gerechtigkeit gern gewähren, nicht nur fordern. Die Feind-
schaft wird knirschen; kann aber nichts wider uns, die nur ihres
Rechtes walten. Und dasDeutscheReich wird von dieserStunde
an außen und innen anders sein als jemals seit der Geburt."
Das wollten die Sozialdemokraten nicht. Sie wollten den
Platz des Ersten Vicepräsidenten besetzen, doch der Pflicht ent-
bunden sein, mit der alter Brauch den Vorsitzenden bebürdet.
Wollten den Hof und das Kanzlerhaus wie verseuchten Boden
meiden, kein Wort über die Lippe lassen, das eines Gekrönten
ehrerbietig gedenkt, und aus dem Sitzungsaal rennen, wenn zu
solchem Wort aufgerufen ward. Also weiler im Winkel knurren.
Dieser Entschluß nahm ihnen das Recht auf irgendeinen Platz im
Präsidium. Würden sie einen Konservativen hine>nwählen, der
zuvor erklärt hätte, er werde sich nie zu dem Amt hergeben, den
Tod eines Sozialdemokraten, im Namen dcö Reichstages, mit
frommem Wort zu registriren noch gar die Abgeordneten zu stum-
mer Gedächtnißfcier aufzufordern? Würden sie die Wahl solches
Wütherichs nicht mit allen erreichbarenMitteln zu hindern trach-
ten? Und dieserMann könnte immerhinsagen: „DierotheSippe
bekennt,daßsieMonarchie,Staatskirche,Privateigenthum,Wehr»
pflicht und Erbrecht abschaffen will, verschreit Alles, was uns ehr-
würdig dünkt, als schmutzigen Schwindel, behängt die größten
deutschen Männermit Ekelnamen und schimpftunö täglich Schufte
und Strolche. Ich wäre der feigste Heuchler, wenn ich thäte, als
rührte dieKundc vomTodEines aus diesem Haufen meinHerz."
Wer einer zu dauerndcrArbcitberufenenVersammlungvorsitzen
will, muß bereit sein, sich ihrem Gefühl und ihrerGcwohnheitanzu»
passen; kann ers nicht,so taugt er nichtaufdenerhöhtenSitz. Dem
DeutschcnReichstag darf, so lange dreiViertel seinerMitglieder
auf dem festen Grund der Verfassung stehen, nicht fünf Minuten
lang cinMann präsidircn, der sich weigern würde, einem gemor-
deten Zaren die vom Empfinden der Hörer (und, primI Ioco, vom
Reichsintcrcsse)gefordertcnWortenachzurufen;dernicht mitgeht,
wenn die Kollegen sich im Schloß dem Reichsoberhauptvorstellen;

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_224.html[18.07.2014 17:48:48]

der den (vielleicht fernen) Ersatzmann herbeirufen muß, wenn der
Tod einesBundcsfürstcn oder Preußenprinzen gemeldetworden
ist; dessen Fraktion hastig wegläuft, wenn die Nachbarn sich zur
Konvenienz kurzer Huldigung rüsten. Der Kegelklub »Sandhase"
giebt den Vorsitz nicht Einem, der die Sitte, an jedem Freitag auf
VereinskostcnVicrkal'pfen auftischenzu lassen, nichtfortsetzenwill:
»weilsnachSchloßtcich schmeckt". Wer nicht nach der vom Brauch
gebildeten Norm handeln will, muß aufs Präsidium verzichten.
Die Bedingung der Sozialdemokratie konnte der Reichstag
nicht annehmen, ohne sich zu demüthigcn oder lächerlich zu wer-
den. Das Centrum mußte, als zweitstärkste Fraktion und als Man-
datar der rechten Hälfte des Hohen Hauses, den Ersten Präsiden-
ten stellen; die beiden anderen Posten gebührten den National»
liberalen und der Volkspartei. Wo aber blieb dann die »Linke"
und wo dieMär von glorreichemSieg undzerschmetternderNie»
derlage? »Die Linke führt die Geschäfte des Hauses!" Das,wird
drüben geantwortet, »wollen auch wir ja; unsere Stimmen be-
kommt nurEiner.der die überlieferte Sitte treu zu wahrengelobt:
wähltIhreinenRothenmitbeschränktertzaftpflicht,dannsorgtnur
allein für den Kram. "Noch kämpft in dcrSeeledesHerrn Basser-
mann der Corpsbursche gegen den Mannheimer Demokraten;
die Ehrfurcht vor Bennigsens Schatten gegen die Sehnsucht, der
standhafte Heros des Tageblattes zu werden. Das Volk lechzt
nach der Stunde, die dem Bürgerthum in den seiner Leistung zie-
menden Rang hilft: also darf nurPrinzSchönaich»Carolath der
Kandidat der Bürgerpartei sein. Präsidircn kann er nicht; ist aber
ein Prinz. Nicht durchzubringen. Zwanzig Bassermannische stim-
men für den alten Herrn Bebel; ein Dutzend versucht, ihm durch
unbeschriebeneZettel zu helfen. Auchnichts. Der Centrumsmann
Spahn wird gewählt; nach ihm ein Sozialdemokrat, für den zwei
Drittel der Nationalliberalen stimmen. Herr Spahn verzichtet
nun schnell auf das Amt. InOstundWest rebellirt die National-
liberale Partei; will nm keinen Preis die Rothen fett füttern. Der
amsiebentenFebruareröffneteReichstaghatamvierzehnten noch
kein Präsidium. Schon aber werden in allen Fortschrittsblättern
die Bundesgenossen von gestern Deserteurs und Verräthcr ge-
scholten ... Hiermußich schließen. Nächstens mehr vom Werk der
Linken. Krisis? Hosenmätze haben »Neichsschicksal" gespielt.

Per Hallström.
n der Erzählung „Wind vom Lande", der letzten des Novellen,
bandes „Florentinischer Abendtraum", kehrt ein junger Deut'
scher, in allen hochfliegenden Plänen von Künstlerruhm, in allen
Glückeshoffnungen enttäuscht undverbittert, schwindsüchtig aus Amerika
nach Europa zurück, um in seiner Heimath zu sterben. Als eine Mit»
reisende, eine junge fröhliche Amerikanerin, in überströmender Freude
über ihre erste Fahrt nach Europa ihm schildert, wie sie sich nach dieser
Reise gesehnt habe, „gesehnt und von Allem gelesen und das Buch
fallen gelassen und beinahe die Arme danach geöffnet und mich wieder
gesehnt", und ihn fragt: „Haben Sie sich nicht auch nach dem Leben
gesehnt und es offen und weit vor sich gesehen, können Sie mich nicht
verstehen?", antwortet ihr der Kranke: „Ia, ich habe mich gesehnt.
Und wollen Sie hören, was mir einmal geschah? Es war in der
Iünglingszeit. Sie haben keine Vorstellung, H?ie unruhig und heftig
das Blut da in Einem braust, besonders im Frühling. Man irrt in
den Straßen umher. Wir haben eine so schöne Dämmerung, im Son-
nenuntergang ist Alles wie schmachtende Musik, man träumt sich hin-
ein und sehnt sich nach aller Freude und allem Schmerz der Welt.
Man irrt sich müde und man geht heim in sein ärmliches Zimmer,
man geht dort weiter, die Pulse pochen und man kann nicht still sein.
So ging ich einmal. Ich hatte gerade die Lampe angezündet, um zu
arbeiten. Draußen war die Luft blau gegen das Licht, Ich konnte nichts
thun, ich vibrirte wie ein Saiteninstrument in der Pause eines Spiels;
Etwas sollte geschehen, Etwas mußte geschehen. Es sollte an die Thür
klopfen, Iemand sollte kommen und all das unbestimmte, große Glück
mit sich bringen; ich wußte nicht, was So scheints Einem immer.
Von außen muß es uns gegeben werden; selbst ist man arm, aber
Andere sind so reich, das Leben ist so reich! Es sollte kommen und an
die Thür klopfen, sollte herannahen mit hurtigen, leichten Schritten
und dann vor meiner Thür Halt machen, all das Reiche, das Keiner
aus sich selbst hat, das aber da sein muß, weil das Leben so herrlich.
ist Ich lauschte den Schritten und drückte die Hände gegen die
Brust und hielt den Athem an, um durch das Pochen des Herzens
hören zu können. Da klopfte es an die Thür. Den Laut der Schritte
hatte ich nicht aufgefangen; aber da war es, da klopfte es an die Thür.
Der Iubel, der in mir aufstieg, der Blitz im Auge, das Singen im
Blute, ach, es ist nun so weit weg, aber dennoch erinnere ich mich so
furchtbar gut daran! Wie ich aufsprang, um zu öffnen, wie der
Schlüssel in der Hand glitt, wie ich bebte und wie ich tastete, um zu
sehen, als die Thür aufflog! In dem Lichtstreifen, der hinter ihm in
seinem schwarzen Schalten dahinstarb, stand ein Bettler. Es war ein
Bettler, der geklopft hatte. Er war so begierig, ob ich Etwas zu geben
hätte, eine kleine Münze für das Nothdürftigste, einen Bissen Brot
oder ein abgetragenes, abgelegtes Kleidungstück. Ich sehe noch seinen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_226.html[18.07.2014 17:48:49]

leeren Blick, der nichts ausdrückte, weder Hoffnung noch Neid noch Trauer, nichts. Der Bettler ist es immer, der kommt. Was das Leben zu bieten hat? Die Bitte des Bettlers um ein Scherflein aus aller Armuth." Doch wie dann nah der Elbmündung der Wind vom Lande den Duft des Frühlings und der Erde dem Schiff zuträgt, stürmt die Fülle der Erinnerungen über den Kranken her. Er hört das Leben rufen und sinkt, verzweifelt weinend, in die Knie: „Das Leben, es wird uns ja nur einmal und Keiner weiß, was es bergen kann. Und hier stehe ich mit leeren Händen! Mit leeren Händen!" Auf diesen Ton ist, wenn wir nachdenklich ihm lauschen, Hallströms ganze erzählende Poesie gestimmt. Und doch wirkt keins seiner Werke als eine Wiederholung.

Per Hallström ist (am neunundzwanzigsten September 1866) in Stockholm geboren worden und dort aufgewachsen. Er erwarb zunächst die gewöhnliche Schulbildung. Schon im Alter von sechzehn Iahren bestand er die Prüfung, die zum Studium an den schwedischen Universitäten und Hochschulen berechtigt. „Nachdem ich so weit war" (1883), erzählt er in einem noch unveröffentlichten Brief, „mußte ich mir einen Lebensberuf wählen, glaubte, daß ich eine Leuchte in jedem Fach werden würde, dem ich geruhte mich zuzuwenden, und ging auf unsere Technische Hochschule, wo ich mich gründlich langweilte. Literarisches Interesse hatte ich immer gehabt; aber erst auf der Hochschule, im Selbsterhaltungtrieb gegen den industriellen Rummel, gab ich mich ihm ganz hin und begann, selbst zu schreiben. Natürlich Gedichte; und natürlich meist ziemlich schlechte. Das war gerade in der Zeit, wo unsere Literatur daheim erwachte; wie man gewöhnlich erwacht: mit einigem Gähnen, das doch Manchen imponirte (wohl für das Brüllen des Löwen angesehen wurde) und Manche abschreckte. Bei diesem Urtheil beziehe ich Strindberg nicht ein, der uns ja wirklich damals einige seiner brillantesten Sachen brachte. Nachher bin ich nie ganz sein Mann gewesen; hatte stets eine andere Richtung. Schon seit der Knabenzeit war ich von der englischen Literatur angezogen, las englische Verse bis zu einem Umfang, den ich selbst nicht begreife, war mit achtzehn bis zwanzig Iahren ganz eingesponnen in die englische Renaissancepoesie aus dem Zeitalter der Elisabeth und ihrer Nachfolger. Auch von unseren Modernen und von Franzosen und Russen wurde ich in Anspruch genommen; las sie aber nicht mit dem selben Entzücken. Taine und Georg Brandes waren natürlich meine 'Leitsterne. Nach vollendeten Hochschulstudien und einiger Praxis fuhr ich im Herbst 1888 nach Amerika, um mich in der Welt umzusehen; wollte auch meine Reise nach dem Süden ausdehnen, wurde aber recht bald müde." (Die Erzählung „Wind vom Lande" bringt uns die Ver» muthung, daß die Enttäuschung des Heimkehrenden die eigene Stimmung Hallströms spiegelt.) „Ich ging nur mit einigen Deutschen um, lernte Deutsch lieben und las nun erst mit wirklichem Ernst Goethe und Heine. Nach anderthalb Iahren kehrte ich, im Frühjahr 1890,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_227.html[18.07.2014 17:48:50]

heim. Ich war zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Industrialismns
und ich nichts mit einander gemein haben (in Amerika war ich ass
Ingenieur angestellt gewesen), und nahm deshalb eine Stelle, die ein
Mittelding zwischen Beamten und Ingenieur war, iu einem stockhol»
mer Amt an. Ich debutirte auch als Schriftsteller; gab im Frühjahr
1891 Gedichte heraus. Leider erschienen sie gerade, als der größte und
populärste Erfolg, den unsere Poesie seit langen Iahren errungen
hatte, durchs Land hallte: die Gedichte Gustafs Fröding, Meine wur-
den aber auch von Einzelnen freundlich aufgenommen, errangen eine
Portion billigen Ruhmes und eine größere billigen Tadels. Ich selbst
bin noch mit den meisten zufrieden; besonders ‚Chatterton' ist wirk-
lich erlebt und bei all seinen hochgespannten Gefühlen völlig echt. Ich
war damals sehr gekränkt dadurch, daß ich nicht gleich ans Ziel ge-
kommen war; schrieb aber weiter Verse, schrieb auch meine .Ver-
irrten Vögel' und gab sie sogar heraus. Sie hatten einen recht großen
literarischen Erfolg. Eingeführt hatte sie Ola Hansson, der aber in
Schweden von Vielen so gehaßt wird, daß auch für mich dabei ein
Stachel zurückblieb (den ich mir übrigens gern gefallen lasse)."

Von Werk zu Werk wuchsen nun Hallströms Erfolge. Seit 1897
lebt er ganz seinen dichterischen Arbeiten. Aus ihrer Fülle seien hier
nur erwähnt die Bände „Purpur" (1895), „Der Bri.lantschmuck"
(1896), „Das Reisebuch" (1898), „Gustav Sparfverts Roman" (1903),
„Seelengcschichte eines jungen Lehrers" (1904) und „Die vier Elemente"
(1906). Von ihnen sind meines Wissens deutsch nnr die drei letzten und
nur in Zeitungen erschienen, keins aber in Buchform, eben so wenig
seine Gedichtsammlungen (1891 und 1904) oder seine Bühnenwerke, das
Märchendrama „Der Graf von Antwerpen" (1899) und das historische
Drama „Bianca Capello" (1900). Das Lustspiel „Eine venezianische
Komoedie" (1901) wurde in diesem Frühjahr im braunschweiger Hof-
theater gegeben. Die Romane „Eine alte Geschichte" (1895), „Früh-
ling" (1898) und „Der tote Fall" (1902) und die Novellensammlungen
„Verirrte Vögel" (1894) und „Thanatos" (1900) (unter dem Titel „Ein
geheimes Idyll") sind, schön ausgestattet, im Inselverlag, erschienen;
daran schließt sich die Uebersetzung der Novellensammlung „Florenti»
nischer Abendtraum" (1902) bei Hermann Seemann Nachfolger in
Leipzig. Der Dichter lebt heute in der Nähe von Stockholm auf dem
Lande. Er ist, wie ich höre, seit etwa fünszehn Iahren verheirathet und
hat Kinder. Vor zwei Iahren wurde er zum Mitglied der Schwedi-
schen Akademie gewählt,

Ncber sein Erstlingwerk schrieb Ellen Key: „In dem Buch .Ver-
irrte Vögel' ist eine Schilderung, wie ein Pferd stirbt, und eine, wie
ein Kind stirbt. Diese wenigen Seiten allein waren genug, um mich
zu überzeugen, daß der damals unbekannte Name Per Hallström ein-
mal unter unseren besten genannt werden würde." Die Sammlung
zeigte schon die Eigenart des Dichters in scharfer Prägung, Der Titel
trifft, wie selten einmal, jede der sechzehn kleinen Geschichten. Sie alle

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_228.html[18.07.2014 17:48:50]

Handeln von verirrten Geschöpfen, die das Leben aus ihren rechten Gleisen geworfen hat. Und doch giebt es auch hier keine Wiederholung. Hallström giebt jeder Erzählung ihre eigene Färbung und ihr beson» deres Gewand. Die ersten, Erinnerungen an die Iahre in Amerika, zeigen den bei Hallström seltenen Humor in mannichfachen Schattirun» qen der Ironie. Die Bitterkeit des „Symposion" wird in „Hausmanns Lebensversicherung" durch eine lächelnd überlegene Satire abgelöst, die dann im „Weg nach Damaskus" sich zu witzigem Sarkasmus erhebt. Der liegt, allerdings abgeschwächt, auch noch über der Erzählung „Spielmann": hier ist es aber schon mehr die leise Wehmuth, die über allen Erzählungen (Novellen wie Romanen) Hallströms ruht. Denn nirgends finden wir eine freudige Lebensbejahung; immer nur Ver» neinung oder Skepsis. In keinem der Bücher ist ein froher, starker Klang; bei jedem aber glauben wir, einen spöttisch schmerzlichen Zug um den Mund des Dichters zu sehen. Vielleicht ist diese Veranlagung des Dichters auch die Erklärung dafür, daß er sich so oft der kleinen Erzählung, Novelle, Skizze, zuwendet; auch die von ihm Romane ge» nannten Bände „Eine alte Geschichte", „Frühling" und selbst „Der tote Fall" sind mindestens dem Umfang nach nur Novellen. Ich habe bei Hallström das Gefühl, daß ihm Alles, Erlebniß und Begegnung, zur dichterischen Schöpfung wird, daß ihn aber eine gewisse müde Resi°-gnation von einer Ausgestaltung ins Große abhält.
Besonders charakteristisch ist in den „Verirrten Vögeln" die letzte Geschichte „Aus dem Dunkel". Ein Maler hat ein schönes, blasses, schwarz gekleidetes Mädchen auf der Straße im Schneetreiben aufge» lesen und in den Kreis seiner Kameraden gebracht. Hier sitzt sie, mit stillen, dunklen Augen in dem schmalen Gesicht, seltsam nnd fremd. Als sie Iemand fragt, woher sie komme, ob sie nicht in die Schule gehe, ob sie nicht arbeiten müsse, antwortet sie: „,Papa will es'; sie sprach das Wort mit einem fremden Accent aus. ,Papa (,ich weiß nicht, ob er mein Vater ist', fügte sie gleichgiltig hinzu) will, daß ich fort soll; einerlei, wohin, sagt er. In die Schule bin ich gegangen; ader sie paßten dort nicht zu mir. Nun läßt man mich in Ruhe. Mama spricht mit ihnen, wenn sie mich suchen, sie kann sich so groß machen, Mama.' Und was thun Deine Eltern? Sie blickte hohnvoll abweisend auf und antwortete nicht. Plötzlich lachte sie leise. ,So ein lustiges Wort', sagte sie; ,das ist aus dem Katechismus, nicht wahr?' Welches? .Eltern! Nein: ich weiß, da steht Vater und Mutter' (sie dehnte die Worte zu komischer Länge), ,Mama ist fein, aber jetzt fängt sie an, dick zu werden, und schnürt sich. Ihr solltet sie sehen, wenn sie Soda-. wasser getrunken hat! Ihre Zähne sind auch nicht mehr sehr schön, sie ist auf meine eifersüchtig.' Und was sollst Du werden, wenns nach ihr geht? ,Das ist gleich' (ihre Stimme war schneidend hart), ,ganz gleich, was sie will, und gleich, was sie sagt. Ich thue es doch nicht.' Es war leicht, sich nach diesen Worten ihr Heim vorzustellen; leider auch allzu Leicht, die Zukunst zu ahnen."

Der Roman „Eine alte Geschichte" ist die Geschichte von den Beiden, die einander in Liebe gefunden haben, die aber die Eltern nicht zusammenkommen lassen. Der Jammer eines zerstörten Lebens packt uns in dem Brief des alten verbrauchten Lehrers, „der grinsenden Burschenreihen Worte vorgekaut und ihren Hohn ertragen hat, bis er seine Atmosphäre ward, bis er erschrocken zusammensuhr, wenn rings um ihn her kein Kichern war (denn da konnten die Gedanken, die Gespenster kommen), und der instinktiv den Narren agirte, um das Ge» lachter herbeizurufen." Eine alte Geschichte; aber meisterlich erzählt. Zunächst ein behagliches Ausmalen mit einer köstlichen Echtheit von Ton und Rhythmus, von Stimmung und Farbe der Biedermeierzeit; dann der jähe Zusammenbruch: die Liebenden werden auseinanderge» rissen; und zum Schluß der gellende Hohn, daß die cynisch harte alte? Frau, die dem jungen schwärmenden Magister sein holdes Lieb genommen, ihm, als Trost, Leinwand zu Hemden schickt. Plötzlich ist es mit all dem frühlingsfreudigen Hoffen und Plänemachen aus. Es ist, als ob der Vorhang viel zu früh gefallen sei; als ob jäh über ein sonniges Land ein Hagelwetter herniedergegangen sei und nun undurchdringlicher Nebel Alles für immer bedecke. Nur blitzartig, für Augenblicke, wird der Nebel uns durch Bruchstücke aus dem Tagebuch der Enkelin gelichtet: Bemerkungen über das Schicksal ihrer Großmutter mit dem wundervollen Haar; und der Brief des herabgekommenen Magisters an die Iugendgeliebte.

Auch in dem Roman „Frühling" liegt die Bedeutung der Dichtung nicht in dem äußeren Geschehen. Das ist in beiden Romanen gering, fast dürftig. Die Hauptsache ist wieder die liebevolle Ausmalung im Einzelnen. Ein junger Künstler sieht in derDämmerung des Abends ein junges Mädchen stehen bleiben. Die eigenthümlich gespannte Haltung der Gestalt, die plötzlich gehemmte Bewegung, die noch in jeder Linie lebt, fesseln ihn. „Der Sinn dieser Stellung war es, der ihn packte, Dieses: auf einer dunklen Straße gehen und gehen, in schweren, müden Alltagsgedanken, vielleicht auf der Suche nach Arbeit, und dann mit einem Male einen fernen Ausblick vor sich haben, stutzen, aus seinen Gedanken gerissen werden und sehen und in Erstarrung von Dem, was man sieht, gefangen und gefesselt werden. Was war es doch?" Als das junge Mädchen mit dem traurigen Gesicht ihm schon längst entschwunden ist, beschäftigt er sich in seinen Gedanken mit ihr. Das war der Frühling, denkt er, ewig neu, ewig unruhig und fragend. Ihn von Neuem zu beginnen, seinen Frühling wieder zu leben! „Aber nicht Glück war es, was er begehrte; nur seine Tragoedie reicher zu. leben, um nicht mit leeren Händen dazustehen." So, nur um sie als Modell für sein Bild zu gewinnen, das sein Meisterwerk werden soll, sucht er sie. Ihm gelingt auch, sie zu finden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Während jedoch in dem einsamen Mädchen, das in den Enttäuschungen und Demüthigungen enger Verhältnisse zu einer zarten, schönen Blume mit stolzer Empfindlichkeit aufgewachsen ist, die Liebe

erwacht, ist sie sür ihn nur nn Ziel des Ehrgeizes. Nicht zum Glück, so predigt er ihr, ist man da, sondern zu etwas Großem, zur Größe selbst. So kommt es, daß, während er die Liebe zu ihr hinter der Ar» beit niederhält, in ihr die zarten Wurzeln der Liebe in Bitterkeit all» mählich absterben. Als das Bild fertig und ein Meisterwerk ist, gehört ihr dann freilich auch der Mensch. Aber die Ehe ist nur von kurzer Dauer. Bei der Geburt des ersten Kindes schwindet sie dahin. Und erst als es zu spät ist, erkennt er, daß er nicht den Frühling genutzt, sondern gemordet hat. „Als ihr ganzes Wesen sich zum ersten Mal erschloß und in zweifelnder Hoffnung uild in ahnungvollem Schmerz dahinschmolz, als sie ihren Traum vom Glück, ihre zögernden und scheuen Hoffnungen an ihn knüpfte: wo war er da? Er lebte sein starres Ideenleben, um ihn eine Mauer von Glas, durch die er Alles sah, aber nichts fühlte, wie es auch mit den Flügeln schlng, um herein» zukommen. Er und das Bild: Das war Alles, was für ihn existirte."
Auch hier ein verirrte» Vöglein, ein Mädchen „aus dem Dunkel"; eine andere alte Geschichte.
Auch in die Thierseele versenkt sich Hallström. Er zeichnet („Zwei Leben") mit nachhaltender Wirkung das arme, müde, mühevolle Leben eines alten, abgetriebenen Postpferdes. Stärker aber fesselt er uns in „Thanatos" mit der Geschichte des uns allen von Kindheit her bekann» ten Löwen von Florenz. Welche tiefen Perspektiven des leiblichen und geistigen Schauens eröffnet der Tod des altersschwachen Leun! „Mit einem Ruck, einer pfeilschnellen Bewegung stand der Löwe aufrecht. Das schwere Haupt, das durch die Mähne noch größer und schwerer erschien, trug er ohne Anstrengung, ohne Beben hoch und frei wie einst. Seine Beine standen fest und stark wie zuvor: nur daran, daß die Klauen sich tief in die Erde gruben, konnte man sehen, welcheMühe es ihn kostete. Aber das Seltsamste waren seine Augen. Die waren wieder groß und klar. Waren sie nicht klarer als sonst? Groß und golden weiteten sie sich und in dem warmen, gelben, aber gedämpften Abendlicht wuchsen die Pupillen zu halber Rundung. Das gab einen seltsam ruhigen und stolzen Ausdruck. Sie schienen auch weiter zu sehen als je zuvor, vorbei an den grauen Häusern mit Sonnengold auf den Schieferdächern, über den Arno, der jetzt hinter den Mauern im Licht tanzen mußte, über die silbergrauen Wälder der Hügel, über das Blau der fernen Berge, weiter und weiter noch. Was sah er, woran dachte er? Träumte er wieder? Nein, er brauchte nicht mehr zu träu- men. Klar und sicher und fest, eben so gewiß, wie der Mensch weiß, daß Dies oder Das rings um ihn Wirklichkeit gewesen ist, begriff er, daß die fliehenden Bilder des Traumes einstmals sein gewesen, daß es diesen von Licht brennenden Boden gab, daß er über ihn geschritten war, daß er gelebt hatte und für diese Welt geschaffen war und nicht für den Käfig und die Qual. Ia, sie war jetzt um ihn, er sah sie. In leise dahinsterbenden Wellen, mit Purpurbraun und Blau im Schatten fiel dieErd,evon dem niedrigen Hügel, auf dem er stand, zu der Ruhe

des Sandmeeres ab. Hier und dort glitzerten Flecken von Salz, die
kleinen Seen glichen; sonst war Alles gleich. In dem selben flammen-
den Blau über der ganzen Wölbung lag der Himmel, unermeßlich
groß, aber fest begrenzt, und schloß seinen Ring. Aus der Mitte sprühte
die Sonne ihren Feuerregen nieder. Von der Hitze des Sandes theilte
sich der angrenzenden Luft eine sacht wogende Bewegung mit, die den
Eindruck von Wasserdunst machte. Was für ein Gefühl es in der ge-
waltigen Brust eines Löwen ist, als König dazustehen und über diese
Erde zu blicken, welcher Iubel, welches stolze Kraftbewußtsein, Alles
in den einsachsten, undeutlichsten Gefühlen, ungreifbar, aber mächtig wie
der Sturm, wer kann es in der Sprache der Menschen wiedergeben?"
Der Roman „Der tote Fall", in dem Hallström sich der Land-
schaft und dem Volksthum des nordschwedischen Bezirkes Norrland
zuwendet, steht in gewisser Beziehung außerhalb des Kreises der bis-
her betrachteten Werke. Er ist reicher an äußerem Geschehen. Er allein
verdient den Namen Roman. „Der wilde Huß", eine seltsame Mischung
von Phantast, Abenteurer und Genie, läßt sich, durch Feuersbrunst
und Konkurs wieder verarmt, nicht entmuthigen. Sein ideenreicher,
unruhiger Sinn treibt ihn weiter. Durch ein Werk, an das noch Kei-
ner gedacht hat, will er wieder hochkommen: den gewaltigen Wasser-
fall, der den Oberlauf des Flusses mit seinen riesigen WZldern und
dem großen See vom Verkehr abschneidet, will er beseitigen. Er will
durch einen Kanal, der den Wasserfall umkreist, der Schiffahrt einen
Weg ins Hinterland öffnen. Den Fall legt er auch wirklich trocken.
Aber „der tote Fall" rächt sich im Sterben. Die ungeheuren Wasser-
massen des Sees, der völlig ausläuft, stürzen, Alles vernichtend, ins
Ähal. Nicht Ruhm und Dank, nur Flüche erntet Huß. Bei dem Ver-
such, sein Ansehen durch eine neue, unerhörte That wiederherzustellen,
findet er im Flug den Tod. Das gewaltigste an dem Roman ist die
Schilderung, wie der See sich durch die von Huß gegrabene Rinne
seinen Weg bahnt und mit immer steigender Wucht der Vernichtung
durch das Thal hinabrast. Diese Kraft des Dichters läßt noch Außer-
ordentliches erwarten. „Nur von Almquist und von Strindberg, unse-
ren größten Landschaftschilderern in der Prosaliteratur, wird die ma-
lerische Anschauung, der feine Farbensinn, die Stimmungstärke dieses
Dichters manchmal noch übertroffen", sagt Ellen Key. Und vielfach hat
man die Meinung gehört, in der Naturschilderung habe Hallström
sein Höchstes geleistet.
Der Name Hallström hat heute schon in Schweden eben so guten
Klang wie der Name Selma Lagerlöf. „In Schweden", sagt Ellen Key,
„steht Per Hallström jetzt in der ersten Reihe der Dichter, die unsere
Literatur in den beiden letzten Iahrzehnten des neunzehnten Iahr-
hunderts so glänzend gestaltet haben, wie sie es seit den beiden ersten
Jahrzehnten des selben Iahrhunderts nicht gewesen ist."
Iena. Dr. Fritz Böckel.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_232.html[18.07.2014 17:48:52]

La Muiron.*)

Und manchmal an unseren langen
Abenden gab uns der Oberbefehlshaber
Spukgeschichten znm Besten, aus einem
Gebiet der Erzählungskunst, das er
sicher beherrschte.
(Denkwürdigkeiten des Grafen La»
vallette. 1831.)

^icit über drei Monaten war Bonaparte ohne Nachrichten aus Eu»
SA ropa. Da sandte er bei seiner Rückkehr von Saint»Iean»d'Acre
einen Parlamentär zum osmanischen General, unter dem Vorwand,
über den Gefangenenaustausch zu verhandeln; thatsächlich aber hoffte
er, Sir Sidney Smith werde den durchreisenden Offizier anhalten und
ihm die jüngsten Ereignisse zur Kenntniß bringen, wenn sie, wie man
voraussehen konnte, unglücklich für die Republik seien. Die Rechnung
des Generals stimmte. Sir Sidney ließ den Parlamentär zu sich an
Bord kommen und empfing ihn ehrenvoll. Im Gespräch, das sich nun
entspann, kam Iener zur Gewißheit, daß die syrische Armee weder De-
peschen noch irgend andere Auskünste erhalten hatte. Er zeigte ihm die
Zeitungen, die geöffnet auf dem Tische lagen, und mit tückischer Artig»
keit bat er ihn, sie mitzunehmen.
Bonaparte las sie die Nacht hindurch in seinem Zelt. Am Mor»
gen war sein Entschluß gefaßt: er wollte nach Frankreich zurückkehren,
um dort die gestürzte Herrschaft an sich zu reißen. Nur den Fuß
brauchte er auf die Gemarkung der Republik zu setzen: und er zer»
malmte jene schwache und gewaltthätige Regirung, die das Vaterland
Tröpfen und Spitzbuben preisgab, und er nahm allein den ausgefegten
Platz ein. Um diesen Plan auszuführen, galt es, unter widrigen
Winden das Mittelmeer zu durchschiffen, das von englischen Kreuzern
bedeckt war. Doch Bonaparte sah einzig das Ziel und seinen Stern.
Ein unbegreifliches Glück wollte, daß er vom pariser Direktorium er»
möchtigt worden war, die egyptische Armee zu verlassen und seinen
Nachfolger dort selbst zu bestimmen.
Er berief den Admiral Gantheaume, der sich seit dem Untergang
der Flotte im Hauptquartier aufhielt, und gab ihm Befehl, rasch und

*) Aus dem Band „Klio", der bei R. Piper S Co. in München er»
scheint. Der Autor der „Pinguineninsel" und der „Thais", den man
auch deutschen Lesern längst nicht mehr zu empfehlen braucht, giebt in
diesem Buch „historische Miniaturen"; und zeigt wieder, wie einst im
(hier zuerst veröffentlichten) „Prokurator von Iudaea", seine Kunst, im
engsten Rahmen dasBild einerKulturperiodelebendigzu machen. Dies»
mal sinds die Zeiten Homers, Caesars, der italienischen Städtekriege,
Bonapartes. Das Bonapartebildchen kann dem Buch Freunde werben,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_233.html[18.07.2014 17:48:53]

heimlich zwei venetianische Fregatten auszurüsten, die vor Alexan-
drien lagen; und er bestimmte einen öden Küstenpunkt, wohin der Ad»
miral sie zu führen habe. Er selbst überwies in einem »ersiegelten
Schreiben dem General Kleber den Oberbefehl. Unter dem Vorwand,
eine Runde zu machen, begab er sich mit einer Schwadron Guiden an
die Bucht von Marabu. Abends, am siebenten Fructidor des Iahres 7,
traf er an der Kreuzstelle zweier Wege, von wo das Meer sich aufthut,
plötzlich mit General Menou zusammen, der mit seiner Bedeckung nach
Alexandrien zurückritt. Da er nicht Mittel noch Gründe mehr hatte,
sein Geheimniß zu bewahren, nahm er jäh Abschied von den Soldaten,
empfahl ihnen, sich in Egypten gut zu halten, und sagte zu ihnen:
„Wenn ich das Glück habe, den Fuß auf Frankreich zu setzen, ist es mit
dem Reich der Schwätzer zu Ende!"

Er schien aus Eingebung so zu sprechen und gleichsam wider sei-
nen Willen. Doch diese Kundgebung war berechnet; sie sollte seine
Flucht rechtfertigen und eine Ahnung von seiner künstigen Macht
in den Hörern wecken.

Er sprang ins Boot, das bei Einbruch der Nacht an der Fregatte
‚La Muiron' anlegte. Der Admiral Gantheaume hieß ihn unter seiner
Flagge willkommen mit den Worten: „Ich steure unter Ihrem Stern."
'Und alsbald ließ er die Segel klarmachen. Der General hatte zur
Begleitung seinen Flügeladjutanten Lavallette, Monge und Berthol»
let. Als Beischiff fuhr die Fregatte ‚La Carrisre', mit den verwundeten
Generälen Lannes und Murat, den Herren Denon, Costaz und Par»
seval»Grandmaison an Bord.

Kurz nach der Abfahrt trat Windstille ein. Der Admiral schlug
vor, sich wieder nach Alexandrien zu wenden, damit man morgens nicht
in Sicht von Abukir komme, wo die feindliche Flotte vor Anker lag.
Der treue Lavallette bat den General inständig, sich dieser Ansicht zu
fügen. Doch Bonaparte wies in die Ferne: „Seien Sie unbesorgt!
Mir finden uns durch."

Um Mitternacht erhob sich eine gute Brise. Das Geschwader war
morgens außer Sicht. Wie Bonaparte allein auf Deck spazirte, näherte
sich ihm Berthollet. „General, Sie haben in richtiger Eingebung zu
Lavallette gesagt, er solle unbesorgt sein, wir würden uns durchfinden."
Bonaparte lächelte: „Ich beruhigte einen schwachen, ergebenen
Menschen. Doch zu Ihnen, Berthollet (denn Ihr Charakter ist nicht
vom selben Schlag), will ich anders reden. An die Zukunst denke ich
nicht. Die Gegenwart allein soll erwogen werden. Man muß wagen
und zugleich rechnen können; und das Uebrige dem Schicksal anheim-
geben." Und er beschleunigte den Schritt, während er murmelte: „Wa-
gen ... rechnen... nicht sich einschließen in einen festen Plan... sich
biegen nach den Umständen, sich leiten lassen durch sie. Die geringsten
Gelegenheiten nützen wie die größten Ereignisse. Nur das Mögliche
thun und alles Mögliche thun."

Am selben Tag, während des Essens, tadelte der General Sabal»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_234.html[18.07.2014 17:48:53]

lettes Kleinmuth, worauf der Flügeladjutant erwiderte, daß er andere, doch jetzt nicht geringere Befürchtungen hege und daß er sie ohne Schande eingestehe, weil sie Bonapartes Los angingen und folglich die Geschicke Frankreichs und der Welt. „Ich weiß vom Sekretär des Sir Sidney Smith," sagte er, „daß der Kommodore es für sehr vortheilhaft hält, außer Sicht zu blockiren. Wenn wir so sein Verfahren und seinen Eharakter kennen, müssen wir uns darauf gefaßt machen, ihn auf unserem Weg zu treffen. Und in dem Fall..."

Bonaparte unterbrach ihn: „In dem Fall zweiseln Sie nicht, daß unsere Eingebung und unsere Führung der Gefahr überlegen sind. Das heißt aber, dem jungen Tollkopf viel Ehre anthun, wenn man glaubt, er sei fähig, folgerichtig nach einem festen Plan zu handeln. Smith sollte Branderkapitän sein." Bonaparte urtheilte parteiisch über den furchtbaren Mann, der sein Schicksal vor Saint»Iean»d'Acre desiegelt hatte; wohl, weil der große Verlust minder grausam für ihn war, sobald der Zufall mitspielte und nicht mehr eines Mannes Genie.

Der Admiral erhob die Hand, wie um einen Entschluß zu bezeugen: „Wenn wir die englischen Kreuzer antreffen, verfüge ich mich an Bord der ‚Carrisre'; und Sie können mir glauben: ich werde von dort aus den Gegner so lange beschäftigen, daß ‚La Muiron' Zeit genug hat, Lu entkommen."

Lavallette öffnete halb den Mund. Er hatte große Lust, dem Admiral zu erwidern, daß ‚La Muiron' ein schlechter Segler sei und wenig geeignet, den Vorsprung, den man ihr gäbe, nutzbar zu machen. Doch ^Lonaparte las ihm den Gedanken von der Stirn. Und er faßte ihn bei «inem Knopf seines Rockes.

„Lavallette, Sie sind ein Ehrenmann", sagte er zu ihm; „ein guier Kriegsmann werden Sie aber nie sein, Sie haben Ihren Vortheil nicht genug im Auge und Sie halten sich an unheilbare Mißstände. Es liegt nicht in unserer Macht, einen vorzüglichen Schnellsegler aus dieser Fregatte zu machen. Aber es ist zu bedenken, daß die Mannschaft von den besten Gefühlen beseelt ist und daß sie fähig ist, im Nothfall Wunder zu verrichten. Vergessen Sie nicht: sie heißt ‚La Muiron'. Ich selbst habe sie so benannt. Ich war in Venedig. Man forderte mich auf, «ine Fregatte zu taufen, die soeben ausgerüstet worden war, und da «grisf ich die Gelegenheit, eine mir theure Erinnerung berühmt zu machen: die an meinen Flügeladjutanten, der auf der Brücke von Ar» cole fiel, während er Mit seinem Leib seinen General deckte, auf den die Kartätschen regneten. Das ist dies Schisf, das uns yeute trägt. Zweifeln Sie, ob sein Name von glücklicher Vorbedeutung ist?"

Einige Zeit noch warf er mit hitzigen Worten um sich, damit er die Herzen erwärme. Dann sagte er, er gehe schlafen. Am anderen Morgen erfuhr man, er habe beschlossen, den Kreuzern se^ auszuweichen nnd darum vier oder füns Wochen hindurch an den Küsten Afrikas entlang zu schisfen.

Von nun an folgten die Tage gleichartig und eintönig auf ein»

ander. ‚La Muiron' blieb in Sehweite der flachen, öden Küsten, die-
die Schisfe nie anlaufen, und fuhr halbe Meilen hin und wieder, ohne
sich weiter hinauszuwagen. Bonaparte verwandte den Tag zu Ge»
sprächen und Träumereien. Manchmal geschah es, daß er die Namen.
Ossian und Fingal murmelte. Dann wieder bat er seinen Flügeladju»
tauten, Vertots .Revolutionen' oder Plutarchs ‚Vitae' vorzulesen. Un-
ruhe und Ungeduld schienen ihm fernzuliegen und sein Geist bewahrte
sich volle Freiheit, weniger wohl aus Seelenstärke als aus einer Na»
turanlage heraus, die bewirkte, daß er ganz und gar dem gegenwärtig
gen Augenblick lebte. Ia, er fand ein melancholisches Vergnügen da»
rin, das Meer zu betrachten, das, ob lachend oder finster, sein Schick»
sal bedrohte und ihn vom Ziel trennte. Bei schönem Wetter stieg er
nach der Mahlzeit auf Deck und lagerte sich auf einer Kanonenlafette
in der wilden, verlorenen Haltung, die er als Kind angenommen hatte,
da er sich über die Steine seiner Insel legte. Die beiden Gelehrten, der-
Admiral, der Fregattenkapitän und der Flügeladjutant Lavallette
schlossen um ihn einen Kreis. Und er führte eine oft abreißende Unter»
haltung, die sich meist um irgendwelche neue Entdeckung der Wissen»
schaft drehte. Monge drückte sich schwerfällig aus. Aber seine Rede
verrieth einen klaren, geraden Verstand. Stets geneigt, das Nützliche
zu suchen, erwies er sich selbst in der Physik als Patrioten und guten
Bürger. Berthollet, der eher philosophisch angelegt war, stellte gern
allgemeine Theorien auf.

„Man soll nicht aus der Chemie die geheimnißvolle Wissenschaft
der Metamorphosen machen," pflegte er zu sagen, „eine neue Kirke,,
die ihren Zauberstab über die Natur hält. Solche Anschauungen
schmeicheln der lebhaften Einbildungskraft; aber nachdenkliche Geister
befriedigen sie nicht, Geister, die die Wandlungen der Körper auf all»
gemeine Gesetze der Physik zurückführen wollen."

Er ahnte, daß die Reaktionen, deren Erreger und Zeuge der Che»
miker ist, sich unter streng mechanischen Bedingungen vollziehen, die
man eines Tages der genauen Berechnung unterwerfen könnte. Auf
diese Idee kam er immer wieder zurück und unterwarf ihr die bekannten
oder muthmaßlichen Thatsachen, Eines Abends fiel ihm Bonaparte,
der die reine Spekulation wenig mochte, jäh ins Wort: „Ihre Theo»
ricn!... Seisenblafen, aus einem Hauch geboren und die ein Hauch
zerstört. Die Chemie ist nur Zeitvertreib, Berthollet, wenn sie sich nicht
den Bedürfnissen des Krieges oder der Industrie anpaßt. Der Gelehrte
hat bei seiner Forschung einen bestimmten, großen, nützlichen Gegen»
stand vorzunehmen; wie Monge, der, um Pulver herzustellen, in Kel»
lern und Stallungen nach Salpeter suchte."

Berthollet und auch Monge hielten dem General nachdrücklich
vor, wie wichtig es sei, die Erscheinungen zu meistern und sie allgemei»
nen Gesetzen zu unterwerfen, ehe man Nutzanwendungen daraus ziehe,
und daß anderes Vorgehen bedeute: sich in das gefährliche Dunkel der
Empirie verlieren.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_236.html[18.07.2014 17:48:54]

Bonaparte gab Dies zu. Doch fürchtete er die Empirie weniger
als die Ideologie. Er fragte Berthollet barsch: „Hoffen Sie, durch
Ihre Auslegungen das unendliche Mysterium der Natur aufzuhellen^
das Unbekannte durchzuhecheln?"
Berthollet erwiderte, daß der Gelehrte, ohne den Anspruch auf
eine Erklärung des Weltalls, der Menschheit den größten Dienst er»
weise, indem er die Schrecken der Unwissenheit und des Aberglaubens
verscheuche und durch den Muth zu einer vernünstigen Anschauung
der Naturerscheinungen ersetze.
„Heißt Das nicht, den Menschen ein Wohlthäter sein," fragte er^
„wenn man sie von Truggestalten befreit, die ihre Seele in der Furcht
vor einer Scheinhölle ersinnt; wenn man sie dem Ioch der Wahrsager
und Priester entzieht, ihnen die Angst vor Träumen und Vorzeichen
nimmt?"
Die Nacht hüllte das weite Meer in Dämmer, An einem Himmel
ohne Mond und ohne Wolken hing der Sternenschnee glühend in zit»
ternden Flocken. Der General verharrte eine Weile in Träumen.
Dann richtete er Kopf und Brust empor, beschrieb mit einer Geberde^
seiner Hand die Himmelswölbung; und seine Stimme, rauh wie eines
jungen Hirten und eines antiken Helden Stimme, brach das Schwei«
gen: „Meine Seele ist von Marmor und nichts verwirrt sie, mein
Herz ist unnahbar für die gemeinen Schwächen. Sie aber, Berthollet,
wissen Sie so sicher, was das Leben ist, was der Tod?*) Haben Sie so
sicher ihre Grenzen erforscht, daß Sie betheuern, es sei kein Mysterium
dahinter? Haben Sie die Gewißheit, daß aller Spuk aus den Gespinn»
sten eines kranken Hirns besteht? Meinen Sie, alle Vorahnungen er»
klären zu können? Der General La Harpe war an Wuchs und Herz ein
Grenadier. Seinem Verstand fehlte in den Kämpfen die nöthige Nah»
rnng nicht. Er glänzte dort. Bei Fiombo zum ersten Mal, am Abend,
der seinem Tode voranging, verharrte er betäubt, dem Treffen fern,
in nie gekanntem, jähem Entsetzen erstarrt. Sie leugnen die Erschei-
nungen. Monge, haben Sie in Italien den Kapitän Anbelet nicht
gekannt?"
Auf diese Frage zog Monge sein Gedächtniß zu Rathe und schüt»
telte den Kopf. Er entsann sich durchaus nicht des Kapitäns Anbelet.
Bonaparte fuhr fort: „In Toulon hatte ich ihn ausgezeichnet;
da verdiente er sich die Achselstücke. Er hatte die Iugend, die Schön»
heit, die Tapferkeit eines Soldaten vonPlataeae. Er war wie ein antiker
Held. Seinen Vorgesetzten fielen sein ernstes Wesen, seine reinen Züge,
die Klugheit auf, die in seinem jungen Antlitz durchschimmerte, und sie
hatten ihn Minerva zubenannt; die Grenadiere gaben ihm diesen Na-
men, ohne dessen Sinn zu verstehen."
„Der Kapitän Minerva!" rief Monge. „Warum nannten Sie ihn
nicht gleich zu Ansang so! Der Kapitän Minerva war vor Mantua ge».

*) Ich gebe den Satz wieder, wie er gesprochen worden ist.

tötet worden, einige Wochen ehe ich in jene Stadt kam. Sein Tod hatte
einen starken Eindruck hinterlassen, denn man umgab ihn mit wunder«
baren Umständen, die mir berichtet wurden, die ich aber nicht genau
in der Erinnerung behalten habe. Ich entsinne mich nur, wie der Ge-
neral Miollis befahl, daß Degen und Halsschutz des Kapitäns Mi-
nerva, mit Lorber gekränzt, dem Zug vorangetragen würden, der an
einem Festtag vor der Grotte Virgils defilirte, um das Andenken an
den Besinger der Helden zu ehren."

„Aubelet". fuhr Bonaparte nun fort, „hatte den stillen Muth,
den ich einzig noch bei Bessiöres gefunden habe. Die edelsten Leiden-
schaften beseelten ihn. Er steigerte alle Gefühle seiner Seele bis zur
Aufopferung. Er hatte einen Waffenbruder, um einige Iahre älter
als er: Kapitän Demarteau, den er mit der ganzen Kraft eines großen
Herzens liebte. Demarteau glich seinem Freund nicht. Er, ein Heiß-
sporn, aufbrausend, den Lustbarkeiten wie den Gefahren mit gleichem
Feuer hingegeben, war dem Lager manchmal ein Vorbild der Heiterkeit.
Aubelet war der hehre Sklave der Pflicht, Demarteau der fröhliche
Liebling des Ruhms. Dieser gab seinem Waffenbruder so viel Freund»
fchaft, wie er empfing. Beide ließen Nisus und Euryalus unter un»
seren Standarten wieder aufleben. Des Einen wie des Anderen Ende
war umgeben von eigenthümlichen Umständen. Ich ward davon be»
nachrichtigt wie Sie, Monge, doch schenkte ich dem Fall mehr Auf-
merksamkeit, ob ich schon damals zu großen Zielen hingerissen ward.
Ich hatte es eilig, Mantua zu nehmen, bevor eine neue österreichische
Armee Zeit fände, in Italien einzurücken. Trotz Allem las ich einen
Bericht über die Geschehnisse vor und nach dem Tode des Kapitäns
Aubelet. Gewisse in diesem Bericht verbürgte Vorgänge grenzen ans
Wunder. Ihre Ursache ist entweder mit unbekannten Fähigkeiten in
Zusammenhang zu bringen, die der Mensch in einzigartigen Augen»
blicken erwirbt, oder mit der Einwirkung einer Vernunst, die der nn»
seren überlegen wäre."

„General, die zweite Hypothese müssen Sie ausschalten", sagte
Bcrthollet. „Wer die Natur beobachtet, hat von einer höheren Ver»
nunst nie Lebenszeichen gesehen."

„Ich weiß, Sie leugnen die Vorsehung", erwiderte Bonaparte.
„Dies ist einem stubenhockenden Gelehrten erlaubt, nicht einem Volks»
leiter, der über den großen Haufen nur Gewalt hat durch die Ideenge»
meinschafi. Gilt es, die Menschen zu lenken, so muß man über alle
großen Dinge denken wie sie und sich von der Meinung aller Mit-
lebenden tragen lassen." Und Bonaparte richtete die Augen durch die
Nacht empor zum Wimpel, der hoch oben am Hauptmast flatterte, und
sagte gleich darauf: „Der Wind bläft von Norden.
"

Er hatte mit der ihm eigenen Schroffheit dem Gespräch eine an-
dere Wendung gegeben: wie Herr Denon sagte: ,^Der General stößt die
Schublade zu."

Der Admiral Gantheaume meinte, es sei nicht darauf zu rechnen,
daß der Wind vor den ersten Herbsttagen umschlage.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_238.html[18.07.2014 17:48:55]

Der Wimpel war Egypten zugekehrt. Bonaparte blickte nach
jener Seite. Der Blick seiner Augen bohrte sich ins Weite und aus
seinem Munde kamen gehämmert die Worte: „Sie sollen aushalten
dort drüben! Die Räumung Egyptens wäre für Militär und Handel
ein Unstern. Alexandrien ist die Hauptstadt der Beherrscher Europas.
Von dort aus werde ich Englands Handel vernichten und Indien einer
neuen Bestimmung zuführen. Alexandrien: Das ist für mich, wie für
Alexander, der Waffenplatz, der Hafen, der Speicher, von wo ich her»
vorstürze, die Welt zu erobern, und wo mir die Schätze Afrikas und
Asiens hinströmen sollen. In Egypten allein wird man England be-
siegen. Wenn es Egypten in seine Macht bekäme, dann wäre es an
unserer Statt Herr des Alls. Der Türke liegt im Sterben. Egypten
sichert mir den Besitz Griechenlands. Mein Name wird für alle Ewig«
keit neben dem des Epaminondas geschrieben stehen. Das Los der Welt
hängt an meinem Verstand und an Klebers Festigkeit.
"
In den Tagen, die nun folgten, blieb der General schweigsam. Er
ließ sich die .Revolutionen der römischen Republik' vorlesen, deren Er«
zählungsgang ihm nnerträglich langsam schien. Der Flügeladjutant
Lavallette mußte im Sturmschritt den Abbs Vertot durchnehmen. Und
bald riß ihm Bonaparte ungeduldig dos Buch aus der Hand und ver-
langte die .Vitae' des Plutarch, deren er nicht überdrüssig wurde. Er
finde darin, sagte er, in Ermangelung großzügiger, ausgeprägter An»
schauungen ein mächtiges Gefühl der Bestimmung.
Eines Tages rief er nach der Mittagsruhe seinen Vorleser nnd
wies ihn an, im .Leben des Brutus' da einzusetzen, wo er am Abend
zuvor stehen geblieben war.
Lavallette schlug die bezeichnete Seite im Buch auf und las:
„Einst, da Cassius und er sich eben anschickten, Asien mit der ganzen
Armee zu verlassen (es war eine stockdunkle Nacht; sein Zelt war nur
durch ein schwaches Licht erhellt; tiefe Stille herrschte im ganzen La»
ger und er selbst war in seine Betrachtungen versunken), schien es ihm,
als ob Iemand in sein Zelt trete. Er wendet die Augen der Thür zu
und gewahrt einen grauenhaften Geist, seltsam und schrecklich von An-
gesicht; der nähert sich ihm und verharrt dann stillschweigend. Er hatte
den Muth, ihn anzureden. .Wer bist Du,' fragte er ihn, .ein Mensch
oder ein Gott? Wozu kommst Du hierher und was willst Du von mir?'
.Brutus,' antwortete das Gespenst, .ich bin Dein böser Genius und
Du wirst mich in Philippi sehen.' Drauf Brutus, ohne die Fassung zu
verlieren: .Ich werde Dich sehen'. Das Gespenst verschwand alsbald;
und Brutus, dem die herbeigerufenen Diener sagten, sie hätten nichts
gesehen noch gehört, fuhr fort, sich mit seinen Geschäften zu befassen."
„Gerade hier," rief Bonaparte aus, „in der Einsamkeit der Flu»
then wirkt so eiue Szene wahrhaft grauenvoll. Plutarch ist ein guter
Erzähler. Er weiß die Darstellung zu beleben. Er entblößt die Charak-
tere. Doch ihm entschlüpft, was die Ereignisse verbindet. Seiner Be-
stimmung entgeht man nicht. Brutus, ein mittelmäßiger Kopf, glaubte

au die Kraft des Willens. Ein höher stehender Mensch wird diesen
Wahn nicht haben. Er sieht, wie die Nothwendigkeit ihm Schranken
setzt. Er zerschellt nicht daran. Groß sein: Das heißt: von Allem ab»
hängen. Ich hänge von Ereignissen ab, über die ein Nichts entscheidet.
Wir Elenden vermögen nichts wider die Natur der Dinge. Kinder
sind eigenwillig. Ein großer Mensch ist es nicht. Was ist Das: ein
Menschenleben? Die Kurve eines Geschosses."
Der Admiral kam und meldete Bonaparte, daß der Wind endlich .
umgeschlagen habe. Die Ueberfahrt mußte versucht werden. Gefahr
war im Anzug. Von der englischen Flotte, die in Syrakus vor Anker
lag, bewachten einzelne Kreuzer das Meer zwischen Tunis und Sizi»
lien; und dies Meer hatten sie zu durchschiffen. Nelson befehligte
die britischen Schiffe. Ein Kreuzer brauchte nur das kleine Geschwader
zu entdecken: und wenige Stunden danach hätte man den schrecklichen
Admiral vor sich.
Gantheaume ließ das Kap Bon umsegeln, bei Nacht, mit gelösch»
ten Lichtern. Es war eine helle Nacht. Der Ausguck erspähte im Nord-
osten die Lichter eines Schiffes. Die Unruhe, die Lavallette verzehrte,
hatte selbst Monge ergriffen. Bonaparte saß wie gewöhnlich auf seiner
Kanonenlafette und zeigte dabei eine Ruhe, die man für echt oder für
erkünstelt halten mag, je nachdem man darauf ausgeht, seinen von
Wahn und Hoffnung erfüllten Fatalismus zu erwägen oder seine un-
glaubliche Fähigkeit, sich zu verstellen. Er hatte mit Monge und Ber-
tholl et verschiedene Fragen aus der Physik, Mathematik und Kriegs-
kunst behandelt; nun kam er auf gewisse abergläubige Vorstellungen
zu sprechen, von denen sein Geist vielleicht nicht ganz frei war.
„Sie leugnen das Wunderbare", sagte er zu Monge. „Aber wir
leben, wir sterben inmitten des Wunderbaren. Mit Verachtung haben
Sie, wie Sie mir eines Tages sagten, die außerordentlichen Umstände
aus Ihrem Gedächtniß verbannt, die den Tod des Kapitäns Aubelet
begleitet haben. Vielleicht führte die italienische Leichtgläubigkeit sie
Ihnen mit zu vielen Ausschmückungen vor. Es wäre Ihre Entschuldi-
gung, Hören Sie mich an. Dies ist die nackte Wahrheit. Am neunten
September um Mitternacht war der Kapitän Aubelet im Biwak vor
Mantua. A"f den drückend heißen Tag folgte eine kühle Nacht, denn
über der sumpfigen Ebene stiegen die Nebel empor. Aubelet befühlte
seinen Mantel und fand, daß er naß war. Da er einen leichten Schauer
verspürte, näherte er sich einem Feuer, über welchem die Grenadiere
Suppe gekocht hatten, und wärmte sich, auf einem Maulthiersattel
sitzend, die Füße. Dichter zogen Nacht und Dunst ihren Kreis um ihn.
Er hörte Pferdegewieher in der Ferne und den regelmäßigen Ruf der
Posten. So saß der Kapitän eine Weile angstvoll, traurig in die glü-
hende Asrk"> starrend, als lautlos eine große Gestalt herankam und sich
neben ihm aufpflanzte. Er fühlte sie an seiner Seite und wagte doch
nicht, den Kopf zu wenden. Er wandte ihn endlich; da erkannte er sei-
nen Freund, den Kapitän Demarteau. Der stützte wie sonst den Rücken

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_240.html[18.07.2014 17:48:56]

seiner linken Hand gegen die Hüfte und wiegte sich leicht. Bei diesem
Anblick fühlte Kapitän Aubelet, daß sich auf seinem Kopf die Haare
sträubten. Er konnte nicht zweifeln: sein Waffenbruder stand neben
ihm; und es war ihm unmöglich, daran zu glauben, da er wußte, daß
sich Kapitän Demarteau gerade am Main befand unter Iourdan, den
der Erzherzog Karl bedrohte. Doch im Anschauen des Freundes nahm
sein Schrecken zu; etwas Unbekanntes war da, das sich dessen eigent»
lichem Wesen gesellte. Es war Demarteau und gleichzeitig war noch
Etwas da, was Niemand ohne Entsetzen hätte sehen können. Aubelet
öffnete den Mund. Doch konnte seine eisige Zunge nicht einen Laut
Hervorbringen. Der Andere aber sprach: .Lebewohl! Ich gehe, wohin
ich zu gehen habe. Wir sehen uns morgen wieder. ' Und er entfernte
sich mit unhörbaren Schritten.
Am nächsten Tag ward Aubelet zur Auskundschaftung nach San
Giorgio gesandt. Ehe er ging, rief er den dienstältesten Lieutenant zu
sich und gab ihm die nöthigen Weisungen, wie der Kapitän zu der»
treten sei. ‚Ich werde heute getötet werden/ sagte er, ‚so wahr Demar-
teau gestern getötet worden ist.'
Und er erzählte mehreren Offizieren, was er in der Nacht gesehen
hatte. Sie glaubten, er habe einen Ansall des Fiebers, das die Armee
in den Sümpfen von Mantua heimzusuchen begann. Die Compagnie
Aubelet erkundete, ohne beläftigt zu werden, das Fort San Giorgio.
Damit hatte sie ihren Zweck erfüllt und'zog sich auf unsere Stellungen
zurück. Sie marschirte in der Deckung eines Olivenwäldchens. Der
dienstälteste Lieutenant trat an den Kapitän heran und sagte zu ihm:
‚Ietzt werden Sie es nicht mehr bezweifeln, Kapitän Minerva: wir
bringen Sie lebend zurück.
'
Aubelet wollte antworten, da traf ihn eine durchs Laub sausende
Kugel vor die Stirn.
Vierzehn Tage später übermittelte das Direktorium der Armee
iu Italien einen Brief vom General Ioubert, der den Tod des tapferen
Kapitäns Demarteau meldete, gefallen auf dem Feld der Ehre am
neunten September."
Als der General diese Erzählung beender hatte, durchbrach er den
Kreis seiner stummen Zuhörer und spazirte schweigend mit großen
Schritten auf dem Verdeck umher.
„General/ sagte Gantheaume zu ihm, „wir haben die gefähr-
liche Enge hinter uns."
Am nächsten Tag hielt er nordwärts, da er sich vornahm, der sar-
dinischen Küste entlang bis nach Korsika zu segeln und dann der pro»
venyalischen Küste zuzusteuern; doch Bonaparte wollte an einem Punkt
des Languedoc an Land gehen, aus Besorgniß, Toulon möchte vom
Feinde besetzt sein.
‚La Muiron' richtete ihren Kurs auf Port»Vendres, doch ein
Windstoß trieb sie nach Korsika zurück und zwang sie, in Ajaccio ein-
zulaufen. Das ganze Inselvolk war herbeigeeilt, seinen Landsmann zu

begrüßen, und kränzte die über den Golf ragenden Höhen. Inzwischen kam die Nachricht, daß Frankreichs ganze Meeresküste frei sei; so segelte man denn nach einigen Stunden der Rast auf Toulon zu. Der Wind war gut, doch schwach.
In der Ruhe, die er Allen mitgetheilt hatte, war Bonaparte d« Einzige, welcher nun mählich in Erregung gerieth, vor Ungeduld, den Boden zu berühren; und manchmal fuhr seine kleine, heftige Hand nach seinem Degen. Die glühende Herrschbegierde, die seit drei Iahren in ihm glomm, der Funke von Lodi entflammte ihn. Eines Abends, während zu seiner Rechten die gezackte Küste seiner Heimathinsel sich verlor, fing er plötzlich zu sprechen an, so rasch, daß sich die Silben in seinem Munde verwirrten: „Die Schwätzer und Nichtskönner würden, wenn man nicht Ordnung hineinbrächte, Frankreich vollends zu Schanden machen. Deutschland bei Stockach verloren, Italien an der Treb» bia verloren; unsere Armeen geschlagen, unsere Minister ermordet, die Lieferanten gestopft mit Gold, die Magazine ohne Lebensmittel und ohne Ausrüstungstücke, die Invasion nah: Das ist, was uns eine Regirung ohne Kraft noch Redlichkeit einträgt. Nur die redlichen Männer liefern der Autorität eine dauernde Stütze. Die bestochenen Leute flößen mir unüberwindlichen Abscheu ein. Man kann mit solchen Kerlen nicht regiren."
Monge, der Patriot war, sagte mit Nachdruck: „Redlichkeit ist der Freiheit nöt,hig wie Bestechlichkeit der Tyrannei."
„Redlichkeit", sagt der General, „ist eine natürliche und eigennützige Anlage bei Männern, die zum Regiren geboren sind."
Die Sonne tauchte in den Nebelring, der den Horizont säumte, ihre vergrößerte, geröthete Scheibe. Der Himmel war gen Osten mit leichtem Gewölk besät, das den Blättern einer Rose glich. Das Meer regte läfsig die rothgoldenen und azurnen Falten seines leuchtenden Teppichs. Ein Schiffssegel ward am Horizont sichtbar und der dienst» thuendl. Offizier erkannte durch sein Fernglas die englische Flagge.
„Haben wir," rief Lavallette aus, „haben wir unzähligen Gefahren entgehen müssen, um so nah am Ufer umzukommen!"
Bonaparte hob die Achseln: „Kann man noch an meinem Glück und an meiner Bestimmung zweifeln?"
Und er ließ seinen Gedanken ihren Lauf.
„Man muß die Schelme und Nichtskönner wegfegen und eine energische Regirung an ihre Stelle setzen, mit raschen, sicheren Bewegungen wie der Löwe. Ordnung muß hinein. Ohne Ordnung keine Verwaltung. Ohne Verwaltung nicht Kredit noch Geld, sondern der Ruin des Staates und der Privatleute. Man muß die Räuberei und den Börsenwucher, die soziale Auflösung stoppen. Was ist Frankreich ohne Regirung? Dreißig Millionen Staubkörnchen. Die Herrschaft ist Alles. Der Rest ist nichts. In den Kriegen der Vendse meisterten vierzig Männer ein Departement. Der Gesammthaufe der Bevölkerung will Ruhe, Ordnung und der Streitigkeiten Ende um jeden Preis. Er wird

sich aus Furcyl vor Iakobinern, Emigranten oder Chouans einem
Herrn in die Arme werfen."
„Und dieser Herr", sagte Berthollet, „wird zweifellos doch wohl
ein Heerführer sein?"
„Nicht doch," entgegnete lebhaft Bonaparte, „nicht doch! Niemals
wird ein Soldat Herr sein über diese durch Philosophie und Wissen-
schaft aufgeklärte Nation. Welcher General auch versuchen würde,
nach der Herrschaft zu greifen: seine Vermessenheit wäre bald bestraft.
Hoche ging damit um. Ob ihn der Geschmack an Lustbarkeiten oder eine
richtige Würdigung der Dinge davon abhielt, weiß ich nicht: aber ein-
stürzen wird das Unternehmen über allen Soldaten, die sich darin
versuchen werden. Ich für mein Theil billige diese Ungeduld der Fran-
zosen, die das militärische Ioch nicht leiden wollen, und ich meine un-
bedenklich, daß der Vorrang im Staate dem Bürger gehört."
Als Monge und Berthollet diese Erklärungen hörten, schauten
sie einander verwundert an. Sie wußten, daß Bonaparte auf dem
Wege war, durch Gefahren und Unbekanntes hindurch nach der Herr-
schaft zu greifen, und sie wurden nicht klug aus einer Rede, die seinen
Verzicht auf diese glühend begehrte Herrschaft zu enthalten schien.
Monge, der tief in seinem Herzen die Freiheit liebte, wollte sich schon
freuen. Doch der General errieth ihren Gedanken und antwortete als-
bald: „Freilich, wenn die Nation in einem Soldaten die zur Verwal-
tung und Regirung des Landes geeigneten civilen Fähigkeiten ent-
deckt, dann wird sie ihn zu ihrem Oberhaupt machen; doch als civilen
und nicht als militärischen Führer. So will es der Stand der Geister
in einem civilisirten, vernünstigen und gebildeten Volk."
Und Bonaparte fügte nach einer Pause hinzu: „Ich bin Mit-
glied des Institutes."
Das englische Schiff schwamm eine Weile noch auf dem Streifen
des purpurnen Horizontes und verschwand dann.
Am Morgen danach zeigte der Ausguck Frankreichs Küste an.
Port»Vendres kam in Sicht, Bonaparte richtete seinen Blick nach dem
schmalen, blassen Strich Landes. Ein Sturm von Gedanken erhob sich
in seiner Seele. Ihm ward eine glänzende und verworrene Vision von
Waffen und Togen; ungeheures Geschrei erfüllte seine Ohren im
Schweigen des Meeres. Und unter den Bildern, die seinem Auge vor-
überglitten, den Grenadieren, Beamten, Gesetzgebern, Menschen-
massen, sah er sie, deren Andenken ihm unauslöschbar im Blut brannte,
lächelnd und schmachtend, ihr Tuch an den Lippen und halb entblößten
Busens: Iosephine.
„General," sagte Gantheaume zu ihm und wies nach der Küste,
die in der Morgensonne bleichte, „ich habe Sie geführt, wohin Ihr
Geschick Sie rief. Sie landen wie Aeneas an den von den hohen Göt-
tern gelobten Gestaden."
Bonaparte ging in Frsjus an Land; am siebenzehnten Vends»
maire des Iahres 8.
Paris. Anatole France.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_243.html[18.07.2014 17:48:58]

hat eine Wirthschaftgeschichte, für die der Europäer Dezen»
sW.' nien brauchte, in ein paar Iahren durchlebt. Hochkonjunktur
(mit englischer Hilfe), Krisis, Krieg, Industrialisirung, Expansion,
Massenelend: immer gings im Galop. Mit der Finanzkraft Haverts
noch. Im Iahr 1910 wollte das Kabinet Katsura die fünsprozentigen
Anleihen in vierprozentige umwandeln, um zu zeigen, wie stark das
Land sei. Das Experiment konnte nicht fortgesetzt werden und Iapan
bekäme heute nicht leicht in Europa neues Geld. Nach dem Kabinets»
wechsel des vorigen Iahres hieß es, man müsse und wolle sparen; und
Finanzminister Pamamoto, ein Kaufmann, hält den Daumen auf den
Geldbeutel. Was dieser Mermuth Nippons erreicht, bleibt abzuwar-
ten. Der Gesammtertrag des internationalen Handels ist immerhin
.stattlich; er ist (mit Einschluß Koreas) von 1850 (1910) auf mehr als
2000 Millionen Mark (1911) gestiegen. Die Ausnützung der chinesi»
schen Wirren muß mit äußerster Vorsicht betrieben werden. Iapan
sucht sich der wichtigsten Theile der chinesischen Montanindustrie zu
bemächtigen; der Kohlen» und Erzgruben, deren Produkte den japa-
nischen Hochöfen willkommen wären. Die großen Stahlwerke in Wa»
Zamatsu und Muroran leiden unter Erzmangel; nur aus China ist
brauchbares Rohmaterial unter günstigen Bedingungen zu holen.
Die Revolution zwang mehrmals zur Unterbrechung der Erzlieferun»
gen; aber die klugen Iaps machen auch aus der Noth ein Geschäft.
Sie bieten der „Republik China" eine Anleihe (5 Millionen Dollars)
und verlangen als Gegenleistung eine Betheiligung an den chinesischen
Hanyangwerken (Hochöfen, Walzwerke, Eisengruben), an den Eisen-
erzgruben von Tajeh in der Provinz Hupeh und an den Kohlenberg-
werken von Pinghsiang, die den Hanyangstahlwerken Koks liefern. Im
industriell wichtigsten Revier will Iapan herrschen. Auch ein Schiff»
sahrtbündniß wird geplant: die japanische Großrhederei Nippon»Iu»
sen»Kaisha möchte sich der Kaiserlich Chinesischen Handels» und Schif-
fahrtgesellschaft vermählen. Ostasiens Wirthschaft modernisirt sich.
Wird Europa und (besonders) Amerika ruhig zusehen? Sie ha-
ben dem Kaiserreich Geld geliehen, sind Japans Gläubiger und haben
ihrem Handel im Mikadoland Vorposten aufgestellt. Als eine Bedin-
gung der fünsprozentigen Hukuang»Eisenbahn»Anleihe, die im Herbst
1Sll an die berliner Börse gebracht wurde, war den vier betheiligten
Mächte.n (Deutschland, England, Frankreich, Amerika) die Bestellung
von Eisenbahnmaterial zugesagt worden. Wenn die Iapaner aber die
Leistungen der Hanyangwerke steigern, entsteht den Anleihestaaten eine
gefährliche Konkurrenz. Die neue „Republik" wird, so lange sie auf
schwachen Füßen steht, kaum irgendwo große Kreditmöglichkeiten fin-
den. Daß Chinas Finanzen in übler Verfassung sind, zeigen die De-
krete der Kaiserlichen Regirung in Peking. Ende 1911 wurde eine
Zwangsanleihe im Hochstbetrag von 30 Millionen Dollars ausgege»

den, die vom gesummten Tshin übernommen werden sollte. Wer sich
weigerte, hatte Strafe zu fürchten. Da jedoch der Werth dieser „Ver-
legenheitbonds" in Geld ausgedrückt werden mußte, war der Erfolg
nur durch ausreichende Barmittel zu sichern. Und die Beamten hohen
und niederen Grades werden sich für die Reste der Kaiserherrlichkeit
nicht allzu eifrig tummeln. Die europäischen Gläubiger wurden durch
einen Schreckschuß aus der Ruhe gestört; ein englisches Blatt hatte ge-
meldet, die Regirung werde am chinesischen Neujahrstag (acht»
zehnten Februar) den Staatsbankerot anmelden. Die deutschen Emis»
sionhäuser beeilten sich, die Lage der in Berlin aufgenommenen »Chi«
nesen" zu schildern und vor übertriebener Angst zu warnen. Dies«
Anleihen sind durch Reichseinnahmen garantirt, die zum Theil unter
europäischer Kontrole stehen. Coupons, die am zweiten Ianuar fällig
wurden, sind bezahlt worden; andere, die am ersten März und am
ersten April eingelöst werden müssen, sind, zum Theil, durch Abschlag»
Zahlungen gesichert. Sorgenlos werden die Gläubiger freilich erst sein,
wenn sie wissen, daß eine lebensfähige Regirung für die Imsen bürgt.
Auch der Kampf um Persien ist noch nicht entschieden. Einst
dachte man in London, der Kaiser von Indien werde dem Zaren nie
erlauben, die Hand auf Persien zu legen. Vor zwanzig Iahren ge-
währte England dem Schah großmüthig ein Darlehen. Das erste und
letzte. Dann griff Rußland tief in den Beutel und sicherte sich dadurch
das finanzielle Protektorat. Russische Waaren haben sich den ersten
Platz auf dem persischen Markt erobert (die Einsuhr Rußlands ist um
das Vierfache größer als die indisch»britische); Rußland beherrscht auch
die besten Transportwege und England leidet jetzt darunter, daß es
nicht zu rechter Zeit für den Bau von Eisenbahnen sorgte. Der bri-
tische Händler hat nur das Kamel, dessen Rücken ihm Wagon und
Schiff ersetzen muß. Rußland hat in Persien klug und emsig gearbei-
tet. Seiner Wirthschaft ist die Vormachtstellung gesichert.
Im Wettkampf auf dem Weltmarkt ist Der voraus, der die besten
Transportmittel und Verkehrswege beherrscht. Das hat, wie England
in Persien, Frankreich in Egypten vergessen. Die französischen Kon-
sulatberichte melden die sichtbaren Fortschritte anderer Länder und den
Rückgang Frankreichs, das noch vor wenigen Iahren im Lande der Py-
ramiden den zweiten Platz einnahm. Daß Deutschland, Italien und
Oesterreich den französischen Handel überflügelt haben, ist den Fran-
zosen ein schlimmes Aergerniß. Kein unverschuldetes. Der Transport
von Waaren aus Marseille nach Alezandria ist theurer als der von
Hamburg oder Bremen, obwohl dieser Weg ums Doppelte langer ist.
Wer den Werth einer tüchtigen Handelsflotte nicht erkennt, kommt beim
Rennen um den Preis im Welthandel zu spät ans Ziel. Der deutsche
Exporteur hat in den Rhedereien verständnißvolle Mitkämpfer und
weiß den Werth guter Transportmittel auch der Kundschaft fühlbar zu
machen. Alle fremden Konsuln rühmen den deutschen Agenten, der sich,
im Gegensatz zum^Franzosen, Engländer und Amerikaner, flink den

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_245.html[18.07.2014 17:49:01]

Bedingungen des Landes fügt und dem Kunden jeden „nationalen"
Wünsch zu erfüllen sucht. Das beste MugniH ist"Vem deutschen jhauf»
mann in Feindesland ausgejiellt worLei?" ÄZB m Polen von den Feiw-
ben des O^tmä^rlenvÄenW^utMe^Vaaren boykottirt wurden, ver<-
suchten amerikanische Agenten, in den Bereich des deutschen Rivalen
einzudringen. Vergebens: die polnischen Geschäftsleute erklärten, so
bequem wie mit dem deutschen sei mit keinem anderen Kaufmann zu.
arbeiten. Und der Vankee versteht sich doch aufs Geschäft. Nach Ost«
asien ist er ein Bischen spät gekommen. Aber der Dollar hat sich durch«
zusetzen vermocht. Auch von der Türkenbeute fordern die Amerikaner
ihren Theil. Sie haben große Eisenbahnkonzessionen zu erlangen ver«
sucht. Unter dem alten Regime war gegen die deutsche und französische
Konkurrenz nichts zu machen. Ietzt siehts heller aus. Das Türkenpar--
lament hat sich, zum dritten Mal, im Dezember 1911 mit den amerika«
nischen Vorschlägen beschäftigt. Zum Abschluß kams noch nicht, weil!
die Amerikaner Konzessionen forderten, die ihnen den ganzen Bereich
der Bahnen (zunächst 2000 Kilometer) ausgeliefert hätten. Die türki-
sche Regirung verlangt, daß die Strecken nach der Weisung des Gene°»
ralstabes gebaut werden, während die Vankees nur an raschen Profit
denken, Herr Chester, der Unternehmer, muß sich gedulden; wenn,nicht
etwa Deutschland, Frankreich und Rußland sich zur Abwehr der Dol-
larinvasion vereinen, kommt er am Ende doch noch ans Ziel. Ladon.

In Sachen Wagner.

An Frau Kapellmeister Wagner,
allhier, Marienstraße No. A.

Ergebenste Notiz.

Der Grundsatz, daß den sächsischen politischen Flüchtlingen die
Rückkehr nur unter der Bedingung zu gestatten, daß sie sich der Unter-
suchung, der sie sich durch die Flucht entzogen haben, noch unterwerfen^
ist bereits wiederholt zur Anwendung gebracht und festgehalten wor-
den. Ich bin daher auch Ihrem Herrn Gemahl gegenüber nicht in der
Lage, ihm Aussicht auf eine Ausnahme davon eröffnen zu können.
Von Ihrem Erbieten Gebrauch machend, ihm Nachricht geben zii,
wollen, bitte ich Sie, mich durch Mittheilung des Obigen an Ihren
Herrn Gemahl der Nothwendigkeit seiner besonderen Benachrichtigung
und einer weiteren Beantwortung seines Briefes überheben zu wollen.

Hochachtungvoll

Dresden, den zehnten März 1859. v, Behr, Iustizminister.

Das Original dieses sür das Verhältnis des Staates zum Künste
ler charakteristischen Schreibens ist im Besitz des Buchhändlers Herrn
Georg Müller in Meran, der mir dessen Veröffentlichung frenndlich,
gestattete. Es erklärt sich durch sich selbst. La Mara.

h^,ausgeber und verantwortlicher Redakteur: NlarimNon Haröen in Berlin. —
Verlag der Zukunst iu Verlin, — Druck van Pag K Garlcb S, m, b, H, in Verität,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_246.html[18.07.2014 17:49:01]

Berlin, den 24. Februar 1912.
Fastenpredigt.
jlle, die im Reichstag irgendein Wort mitreden wollen, müssen
mit einem ernsten, treuenWillen und einem großartigen, vom
Kleinlichen abgewendeten Sinn eine gründliche Kenntniß der Ge-
schichte des Vaterlandes verbinden. Deutschlands Verfassung darf
nicht gebildet werden, wie man in den letzten Iahrzehnten Verfas»
jungen bilden zu können meinte. Man glaubte nämlich, an allge»
meinen Begriffen, welche man für ein System hielt, genug zu ha-
ben, und wähnte, aus einem Gedachten müsse auch nothwendig ein
Wirkliches folgen. Und indem zu diesem Dünkel gewöhnlich eine
schmähliche Leichtfertigkeit, ja, Verderbtheit des Gemüthes kam, so
warf man freventlich die alten Grundfesten nieder, welche auf der
innersten Lebensgewohnheit eines Volkes ruhten, und wollte nach
neuer Bauweise auch Das sichtbar und tastbar darlegen, was im
sicheren Schoß der Erde als sicherer Anker liegen muß. Die alten
Gesetzgeber verstanden besser, auf das Alte das Neue zu bauen und
nicht umzureißen, was stehen sollte. Das Volk, das seine Vergan-
genheit von sich wirft, entblößt seine feinsten Lebensnerven allen
Stürmen der wetterwendischen Zukunst. Weh also uns, wenn un-
sere neue Gestalt so neu würde, daß sie nur aus dem Bedürfniß
der Gegenwart ihr Dasein schöpfte. Aber auch aus der nächsten
Vergangenheit soll sie es nicht. Die letzten Iahrhunderte, seit dem
Westfälischen Frieden, sind die schlechtesten unserer ganzen Ge-
schichte. Da fängt hauptsächlich die heillose Zeit an, wo die einzel-
nen Glieder des Deutschen Bundes ihre Blicke nach dem Schutz des
Auslandes umherwerfen, wo sie sich herausnehmen, ein Jeder für

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_247.html[18.07.2014 17:49:02]

sich und sein Interesse, Gesandte an fremden Höfen zu halten, wo
überhaupt an die Stelle großartiger politischen Maximen, welche
aus der Ganzheit eines Volkslebens hervorgehen, die Kabinetspo»
litik und das Gesandtenspürwesen trat. Auf dem großen Deutschen
Reichstag, der unser Vaterland gründlich lordnen soll, müssen außer
den ehrenwerthen Männern, denen ihr Standpunkt und Beruf, der
gewöhnlichen Ordnung nach, dort Sitz und Stimme giebt, auch die
echten Kenner alter deutscher Geschichte und Weise, Sprache und
Verfafsung erscheinen, welche den übrigen Ständen den Geist Un-
serer großen Vergangenheit lebendig vor Augen zu stellen vermö»
gen, damit uralte Formen in verjüngter Gestalt wieder aufstehen
und, gleich den ehrwürdigen Bildern großer Ahnen, uns, ernsthaft
anschauend, gegen jede Entwürdigung des deutschen Adels bewah-
ren. In verjüngter, zeitgemäßer Gestalt: denn auch von dem Wahn
müssen wir uns freihalten, daß, ein Vergangenes, Abgelaufenes
sich, wie es war, herstellen lafse. Aber wer eine lebendige An-
schauung der Zeiten besitzt, wer Vergangenheit, Gegenwart und
Zukunft als Eins zu sehen weiß, wird solchen Wahn nicht hegen,
sondern nur ein organisches Hervorbilden der Zukunft aus Ver-
gangenheit und Gegenwart meinen, welches vom Nachahmen weit
entfernt ist. Alles auf den Mißbrauch und das Schlechte in der
Verfafsung Angewiesene findet nicht mehr Gnade vor der Mei-
nung. Die Thorheit des leeren Hochmuthes auf blos konventionelle
Vorzüge, die aufgeblafene, hohle Eitelkeit, das ganz dünkelhafte,
anmaß liche Iunkerthum ist die Fabel und der Spott der Zeit ge-
worden; aber ein wahrer, rechter, tüchtiger und ehrenfester Adel
fehlt uns überall, am Meisten in den höchsten Stellen, wo nur all-
zu oft die kahlste, flachste, plattste, erbärmlichste Gemeinheit ohne
Würde, Anstand und eine Spur adeliger Gesinnung durch den
Trödel äußerer Auszeichnung im Kontrast; nur um so schärfer sticht
und die Nation bei jeder Gelegenheit vor dem Ausland schändet.
Ein solcher Adel, nicht im langweiligen Müßiggang der Höfe aus-
geblafen, nicht im Stilleben, auf seinem Besitz verbauert, kann
allein aus einem regen öffentlichen Leben in der Gymnaftik der
Kammern und der Volksbewaffnung nns erwachsen; und diese
Schule müssen die Geschlechter suchen, wenn sie sich historisch be-
haupten wollen. Nur wenn man dem Volk seinen billigen Theil an
der eigenen Regirung gestattet, kann ihm die lebendige Theil»
nahme an dem allgemeinen Wohl zugemuthet werden, die zum
Bestände Deutschlands erfordert wird.

Diese Sätze hat der Koblenzer Ioseph Görres geschrieben. Vor
hundert Iahren; als die deutschen Stämme den Reichstag ersehnten.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_248.html[18.07.2014 17:49:03]

Israels als Literat.
Interieur des Israels, das die Reise feiner Kunst bezeich»
net, giebt stets im Letzten die lyrische Auslösung. Ein in den
Stubendämmer einsluthendes, in weichen, wehmüthigen Rhyth»
men schwingendes Licht wird ihr Mittel. Das bleibt der unwillkür»
lichen Lyrik durchaus fremd, die sich der Klarheit des germanischen
Landschaftbildes nicht selten wie von selber zugesellt. Der musika»
lische Ausklang bei Israels folgt einer tiefbewußten Willensäuße»
rung, ist für ihn die Zusammenfafsung aller Bildelemente zu einer
höheren Einheit und die Steigerung des Ausdruckes ins Fremde.
Hierin ist wohl auch zunächst die Nmwerthung des Lichtge»
dankens zu suchen, die das Erbe Rembrandts im Spätherbst des
letzten „tzaagers" erfahren hat. Das Lied des jungen David er»
giebt sich beim Altmeister wesentlich aus der sichtbaren Durch»
schütterung Sauls, bei Israels allein aus dem reichtönigen, un°
sicheren Lichtstreit im wüsten Luftraum. Dort ist selbst innerhalb
solcher musikalischen Absicht die malerische Umgrenzung des The»
mas sicher festgehalten, hier sind diese äußersten Wirkungen nur
an der Grenze zweier Künste erreicht. Wäre dieser tönende Ge»
halt von Israels' Bildern nicht näher bestimmt, blos akkordal zu»
sammenströmend, man müßte vor Allem nach dem Musiker Israels
fragen.
Auch Der hat geradezu als eine mitbestimmende Energie an
der Formung dieser Persönlichkeit theilgenommen. Werk und Le»
ben deuten es reichlich an. Man wird aus eine belangreiche Früh»
äußerung dieses Genieantheils schließen dürfen, wenn man erfährt,
daß der ums Brot sorgende groninger Kleinhändler aus seiner
starkzähligen Sippe gerade diesen Jungen ins Violinspiel ein»
führen ließ, bis die zunehmende Augenschwäche die Fortführung
hinderte. In den romantischen Werdetagen seiner Bildkunst wird
der mit seinem Instrumente versehene Cellist zum unbeholfenen
Mittler des musikalischen Gedankens, „«.da^io oon sxpressions",
mit dem er Webers letztem Liede huldigte. Er hat bei den vielen
orchestralen Vorführungen Mengelbergs und Mottas im haager
Winter bis ins höchste Alter kaum je gefehlt; als zuletzt die Füße
versagen, läßt er sich ins Konzerthaus tragen. Beethoven voran.
Nächst ihm Mozart. Aus der Durchreise nach Spanien bietet ihn

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_249.html[18.07.2014 17:49:03]

in Brüssel der Kellner Karten „für eine schöne Abendunterhal-
tung", wie er es bezeichnet. Es gilt „Tristan und Isolde". „Ach,
ich hätte lieber den Himmel vor mir aufgehen sehen in ,Figaros
Hochzeit. Denn ist es (Musik) auch nicht das Einzige, was unser
eigenes Herzblut bewegt, so trifft es uns doch, als ob es aus der
selben Athmasphäre käme, in der wir selbst leben und jubeln. Da
saß ich nun und ließ die herrlichen Ströme von Wagners Schöp»
fung über mich hingehen; ich wollte bis zu Ende bleiben, bis zum
endlichen Ende >... Dann ging ich allein im Mondschein, träu»
mend und nachdenklich, nach meinem Hotel. Hatte ich mich amusirt,
war ich entzückt von dem Zauber, der mich umgeben hatte? Ich
konnte mir keine genaue Rechenschaft geben; ich stand unter einem
unbeschreiblich nervösen Eindruck durch die Musik von Liebe und
Verlangen, die mich noch umrauschte." Er war nahe an Fünsund»
siebenzig, als er diesen Eindruck empfing und aufzeichnete.
Nun ist aber die rhythmische Schwingung im Malwerk Io»
sephs Israels nach Ursprung und Traggehalt eingehender be-
stimmt: sie ist die letzte Ausdeutung der inneren Vorgänge seiner
Menschen, nimmt von Diesen ihren Ausgang und ist auf sie ge-
stimmt, ihre ins Reinere und Allgemeine gesteigerte Charakte»
ristik, — das Mangmittel für den Ausdruck der Idee vom Men»
schen, wie Israels ihn sieht. Damit ist die lyrische Nuance näher
bezeichnet und die Frage nach dem Lieddichter Israels gegeben.
Ein auf solche Auswirkung gerichteter Instinkt mußte sich ge»
legentlich auch in dem Mittel versuchen, in dem sich die künstle»
rische Abficht geradezu organisch, jedensalls grenzgerechter aus-
sprechen konnte. Und so sind auch die Iahrzehnte, innerhalb deren
er das lyrische Thema bildnerisch zu fassen und auszubauen sucht«,
sinngemäß begleitet vom reichlichen Bemühen, ein Gleiches in poe-
tischer Form darzustellen. In den Zwiespalt dieses Weges führt
zunächst ein sinnfälligeres Exempel. Da radirt er irgendwann ein
Kind im Sessel, das man in der dumpfen Kammerecke allein ge-
lassen hat. Das Bildchen spricht einsältig für sich: im reichen Spiel
der Schatten, die das im warmen Licht gebildete Köpfchen betasten.
Aber der Bildner ist damals seiner Sprache noch nicht sicher. Er
meint, den von umgebender Daseinsschwere bedrängten und ver-
tieften Liebreiz des Kindes, den tragischen Accent seiner sorglosen
Anmuth nicht deutlich genug gegeben zu haben. Und so läßt er
dem Blatte bald seine Verse folgen:
„Im schwärzlichen, stinkenden Fischerkoch
ein Haus, zerstört von den Winden,
die Mauern zerrissen, die Fenster blind, —

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_250.html[18.07.2014 17:49:04]

wer will da noch Liebliches finden?
Uttd doch! Bei dem Herd, wo von Rauch und Ruß
so reichlich die Wände bespült
und Alles Dich ansieht so faul und alt,
sitzt ein Kind im Stühlchen und spielt.
"
Im poetischen Nachtrag sichert er sich die Idee des Sichtbaren, er
gebraucht die Lyrik zur Ergänzung des Bildnerischen, um im zwie»
fachen Mittel die ganze Absicht auszuschöpfen, die er in einem
nur unvollkommen erreicht glaubt.
Aber wie diese lyrische Erweiterung (im Sinn seiner damali»
gen Suche) gerade das Wesentliche ausspricht, so ist ihr Gehalt
das Primäre und Bewegende auch im bildnerischen Schaffens»
vorgange gewesen. Ein lyrisch näher definirtes Motiv steht be-
stimmend voran, seine künstlerische Durchführung bleibt schwan»
kend zwischen Mang« und Bildungmittel.
Es ist hier belanglos, daß das lyrische Produkt, welches die
Stilsuche des Malers begleitete und über einige Iahrgänge des
„Spektcttors" verstreut ist, an sich wenig Werth besitzt; in dem
Deutschen entlehnten Formenünd in einer hergebrachten, mono»
tonen inneren Folge 'hält es an dem romantischen Uebermaß fest,
in dessen Dämpfung und Eindämmerung gerade die Meister»
schaft seiner Bildnerfpäte gelegen war. Es war Blutgabe, vom
versfchmiedenden groninger Iuden auf den Sohn vererbt. Schon
die Mutter hat aus solchen bedichteten Schreibfetzen des Knaben
ein ansehnliches Bündel zusammengetragen. Später wurde an
dieser Reimmühe bezeichnend, daß das Gedicht am Geschauten sei-
nen Ansatz, nahm und auf seine breitere Grundlage nur einen
knappen Stimmungausklang setzte. Daß, sein Bau also im Be»
schreibenden ruhte und dasBildnergut steigendes Mitrecht forderte.
Ein Wort, vom Meister im gelegentlichen Gespräch empfan»
gen, ließ die Triebkraft des Lyrischen wie ihr unschlüssig wechseln-
des Verlangen nach der Kunstform gleich deutlich werden: „Wenns
mich einmal überfiel, mußte ich einsach," sagte Israels; „wie ich
mich auch zusammennahm, ich konnte es nicht abwehren. Ich habe
oft mitten im Malen einhalten müssen, um ihm zu folgen. Und
all Das, obwohl ich Vers und Reim nur schwerfällig zu verbin»
den verstand."
Der Trieb zur Dichtung wurde mit der reifenden Bemeiste»
rung des malerischen Mittels, das sich zuletzt jedes melodischen
Ausdrucks (innerhalb der melancholischen Tonlage seines Natu»
rells) sähig erwies, milder und versiechte zuletzt in der Befriedi-
gung des Bildners. Die künstlerischen Werthe, die Dieser schuf.

sind nur innerhalb des Gebietes einzuschätzen, in dem sie zur Dar« stellung gelangten; aber für ihre letzte Erkenntniß wird man den Beitrag nicht übergehen dürfen, den der Dichter gab. Der fortdauernde Zweikampf leuchtet in die tieferen Gründe feiner schöpferischen Doppelnatur, der stete Flug des Genies in der Berührungzone zweier heterogenen Künste wirft eine Grenzfrage von allgemeinem Gewicht neuerlich und bedeutsam auf und läßt es namentlich zweifelhaft erscheinen, ob diese Persönlichkeit im Wegwurf des Schicksals zu ihrer reichsten oder auch nur zu ihrer nothwendigen und gerechten Kunstäußerung gekommen ist.

Auch der längst gereiste, beschreibende Literat hat an der lyrisch bewegten Art dieses Malerschauens festgehalten. An der beglückten Wahrnehmung von Linien, Licht und Farben setzt sie ein, aber vernimmt zuletzt ihr Zusammenströmen nur noch melodisch und erfährt darin den äußersten Rausch, die letzte Entzückung. Daß dieser gleichartige Ausklang dort im Licht, hier im Lied gefaßt wurde, lag nur an dem verschiedenen Ausdrucksvermögen beider Künste. Aber man muß nur dem ersten Abendblick auf Tanger, mit dem er das Kapitel „Afrika" seines spanischen Reisebuches beschloß, nachgehen und wird Widerstreit und Lösung dieses zwiespältigen Genietriebes unmittelbar erfassen: „Ich setzte mich und starrte auf die herrlichen Linien und Farben, bis ich bemerkte, daß der Abend hereinbrach. Die Farbe der Luft wurde grünlich»blau und hin und wieder bekamen die violet gefärbten, langen, schmalen Wölkchen einen goldenen Ton, so daß sie, während ich hinsah, wie polirte Goldbarren glänzten; aber als ich plötzlich aus dem flimmernden Glanz der Luft auf die weiße Stadt blickte, war sie nicht wehr weiß: ein heller, rosiger Ton schien über sie gebreitet, die scharfen Linien der Mauern schwammen ineinander, das Blaßroth wurde grau, das Gold in der Luft war verschwunden und als ich wieder meine Augen von dem noch hellen Himmel abwandte, waren Stadt, Hügel und See eins geworden und bildeten eine dunkle Masse gegen die hellere Luft, in der Mond und Sterne langsam sichtbar wurden. Alles lag im Schleier der Nacht...

Ich schloß die Augen und ich sah dann noch
das blaue Meer, auf dem das Dunkel wohnt,
vornan die Felsen, marmorweiß und kalt,
darüber scheint mit Silberlicht der Mond.
Die athemlose Stille schweigt umher,
Nur dann und wann, wie uns das Leid erwacht,
erhebt der Wind die Stimme mit Geheul.
Dann wird es wieder still, still in der Nacht."

Das Stück giebt die Brücke zum Literaten Israels. Es ist nicht
allzu viel, was er hinterlassen hat: ein Retsebuch „Spanien"
(1898), zwei Künstlerworte, für Mittet (1892) und Rembrandt
(1906) und endlich zwei, Spazirgänge, in der Wassenaarschen Allee
im Haag (1901) und am scheveninger Strande (1905), die ich
jüngst hier in antiquarischen Iahrheften aufgestöbert habe, be»
zeichnen das Wesentliche. Und es ist nicht Vielerlei. Die Erzäh-
lung von der Reise, die im Marokkanischen endete, giebt nur den
Rahmen für eine ziemlich lose angereihte Folge von malerischen
Eindrücken, jedes Kapital etwa ein Bildstoff, das Begleitwort zu
der beigefügten Kopfzeichnung, das die Umwerthungmöglichkeiten
des unmittelbar Geschauten und im Stift Festgehaltenen andeutet
— ein Repertorium von Bewegungen, Linienreizen, Lichtwundern
und Raumerscheinungen, das aufgeregte Kolorit Spaniens von
einem sanstmüthigen Holländer empfangen, der die Farbe nur im
Fluß ihrer Lichtlösung und Lufthülle wahrzunehmen vermag. Die
Worte über Rembrandt und Millet sind Huldigungen, an die
Gelegenheit einer Iahrhundertfeier und an die einer Bildschau ge-
knüpft; sie umschreiben keineswegs das Werk Beider, sondern be-
richten nur von den inneren Erfahrungen, die ein Fernverwandter
hier empfing; zwei Heroisirungen im Sinne Carlyles, aber weni-
ger auf intellektueller Eindringlichkeit als auf der Intuition des
Monumentalen begründet. Die beiden Plaudereien vom Wald
und Meer im Umkreis seiner jahrzeitlich wechselnden Wohnstätten
auf der haager Königinnengracht und im Hotel d'Orange am
Strand von Scheveningen geben Streifzüge in den heimlichen
Malschatz der Heimath,altholländifch erstaunt und entdeckerfroh am
Glück der Nähe.

Was dieses Vielerlei einfach macht, ist zunächst der Standort
des Erzählers innerhalb seines Stoffes: der Literat geräth niemals
in die Distanz des Objektiven, steht stets inmitten des Vorwurfs,
bezieht Alles auf sich und bildet es in diesem Medium zu subjek-
tiven Werthen um; es ist Bekenntnißliteratur, die auch im fernsten
Afrika niemals aus dem Nahkreis der Persönlichkeit tritt.

Aber selbst in solcher Begrenzung ist das Persönliche noch an
eine altüberlieferte Kultur des Schauens gebunden, an jene weise,
stets von Heimwerthen ausschreitende Enge der Aufnahme, die
das Gemeinförmige, den Grad der Intensität und den National»
begriff alles holländischen Künstlerthums wesentlich erklärt. Es
giebt nur eine Kunst. Im Prado, vor Velazquez, bleibtRembrandt
der Werthmesser; aus dem Irrgang in einem tirolischen Provin»
zialmuseum bringt er ein gutherziges Wort über Defregger und
ein tiefbleibendes Erlebniß mit einem fernverschlagenen Terborch

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_253.html[18.07.2014 17:49:05]

heim. Es giebt nur ein Land; er sagt es selber: Holländische Maler sind merkwürdige Reisende; wenn sie ins Ausland fahren, beginnen sie mit der Feststellung, es sei nirgends so schön wie zu Haus. Er schätzt im Gespräch zunächst gutmüthig die Anmuth des Rheins, die Bucht der Alpen ein, gleitet dann mit dem lächelnden Spott über „die Berge", der hier erbgesessen und gemeingiltig ist, unversehens zu den Räumen unter dem heimischen Himmel und schließt beglückt,' daß Größe der Landschaft doch nur hier, in dem ruhevollen Zusammenwirken der breiten, freien Fläche und der mächtigen Höhe zu finden sei. Und so wägt auch der Fern« reisende mit dem an den feingrauen Dunst über dem feuchten Pol» der, an das gardinengestäubte Stubenlicht gewohnten Auge das fremde Strahl« und Farbengut immer wieder gegen das unver» gessene der Heimath. Seine Logik geräth nothwendig in Zwangs» folgerungen: sie findet den letzten Grund für die Blüthe franzö» sischer Landschaftkunst in der Erkenntniß und Darstellung jener beiden Komponenten des holländischen Raumes.

Ia, er führt den Nahbegrisf, der die Entstehung der neuhol» ländischen p^säSo intime nicht weniger erklärt, als der von Fon» tainebleau und der im Werke Israels nur auf eine besonderes Stoffgebiet angewendet erscheint, bis aufs Aeußerste: er spielt gar seinen Strandbezirk gegen die Waldstätte von Oosterbeek aus, die doch auch im heimischen Gelderlande gelegen ist. Vom Nahen gilt ihm das Nächste zumeist. Man wird von hier aus den Weg zu der Intensität einer Beobachtung finden, die zwischen Zandvoort, Katwijk und Scheveningen den Erfahrungbezirk eines ganzen Le» bens abgesteckt hat.

In solcher subjektivistischen Abgrenzung bietet sich das kitera« rische Werk, — auch dieses, wie das lyrische, als Kunstform an sich belanglos oder gar minderwerthig. Denn obwohl Israels die Er» Zählung vielfach versuchte, er ist niemals auch wirklich zu einem epischen Stil gelangt. Dieser auffällige Defekt ist schon vom Früh» werk des Künstlers reichlich begründet worden; auf dieser Verken» nung seiner Anlage beruhte der Irrthum eines Schaffens, an dem er bis in die Mannesreise hartnäckig festhielt: gerade die srühesten Verse irrten auf epischer Spur, strebten der Thatäußerung eines Thomas Morus, Albrecht Beyling und des Admirals de Ruyter nach, gerade die frühesten Bildwerke mühten sich fruchtlos um den Staatsakt des selben Kreises und der langjährige Historismus sei» ner ersten Malversuche ist zuletzt doch nur an jenem epischen Ver» sagen des Genies gescheitert. Wieder, wie im Lyrischen, gab ein Bildstoff, der dem Erzähler und Maler gleich kräftigen Anreiz

bot, die Entscheidung, enthüllte den Widerstreit des epischen Willens mit dem romantischen Instinkt und gab dem Sucher die Erkenntnis seines Weges.

Im gelegentlichen Gespräch bot stchs als ungefähre Anekdote. Um 1860 rumorte wieder einmal die erzählerische Lust. Es sollte eine Novelle werden und der Titel stand auch schon fest: „Ida, das Fischermädchen." Der Anstoß war von Geschautem gekommen. Ein schönes Ding, von dessen Anmuth noch ein feiner Glanz im müden Greisenauge glimmt, war ihm begegnet. Iedes Bemühen, den Stoff dichterisch zu fassen, bleibt umsonst. Aber der Trieb muß seinen plastischen Ausdruck haben. So entschließt er sich endlich zum Pinsel und malt die „Strickerin", ein blankes, wohlgebildetes Geschöpf im Thürrahmen, das über seinem magdlichen Sinnen das Strickzeug sinken läßt. Von Handlung, auf die der erste Angriff losging, keine Spur. Alles im frischen Liebreiz der Erscheinung; und dazu der milde Einschlag von Stimmung, in dem sich der eigenthümliche Stil seiner psychischen Analyse bereits ankündet. Auch hier im Zweikampf zuletzt der Sieg des Bildners; aber versagte sich im Lyrischen das Mittel, hier die gestaltende Kraft.

Aus diesem Wesenszuge beruhte auch das epischeUnvermögen des späteren Literaten. Selbst die äußere Folge der Handlung,, im Stierkamps, im mönchischen Straßenzuge, in der Begegnung des Heimkehrenden mit Mutter und Kind, löst sich hier in unver» bundene Impressionen von rein malerischer Umgrenzung. Nur' das Bildmögliche umfaßt sie.

Aber zuletzt liegtauch hier der Hauptwerth seiner literarischen Aeußerung im Relativen: im Maß ihrer wesentlichen Beziehungen zum Malwerk des Meisters. Gerade in den Unvollkommen» heiten des Erzählers bricht der Bildner recht eigentlich durch. Handlung ist ihm blos jenes Maß von Bewegung, das bildplastischen Ausdruck finden kann. Der Literat übertrifft in der Darstellung dieses Moments beinahe den Maler. Sein Wort bemeistert selbst den äußersten rhythmischen Exzeß der Bewegung, dem begleitenden Zeichenstift, an wuchtig zulangende Fischergeberde gewohnt, fügt sich auch der Tolltanz der spanischen Kirmes nur zu schwerschlürsendem Schritt. Aber es bleibt höchst merkwürdig, wie motivisch dieses Moment seine Schriften durchläuft, wie es die Höhepunkte der Erzählung bezeichnet und im Lichtströmen der Farben eben so betont wird wie im Auslangen der Glieder. Auf seine Bildkunst bezogen, läßt es ein plastisch-bewegtes Interesse ungemein kräftig hervortreten, das im unsicheren Licht seiner Stuben wie zugedeckt, von der schweren, pfuschigen Hand wie gebannt

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_255.html[18.07.2014 17:49:06]

ist. Der Literat giebt in diesem Punkt wichtiges Zeugnis; für den Bildner. Im Gespräch erfährt man ein Uebriges. Mit erregtem Hinweis auf den bekannten Brief Mlllets an einen Sozialisten hat Israels (mich) versichert, daß auch für ihn die menschliche Teil-nahme nach der malerischen, das große Mitleid nach dem bestim» menden Anlaß komme, den Maß und Schönheit der Formen und ihrer Bewegung darböten. Oder, um Wendungen zu gebrauchen, in denen sein charaktervoller Wortschatz die letzte Prägnanz fand: Iil echten Zügen des Da^Seins, die sich in Bewegung äußern.

Man wird von da aus den Schöpfungvorgang bei Israels, dem Maler, auf jene einsache Formel bringen dürfen, in der die zeitliche Folge zweier Begriffe Alles unterscheidet: vom Bewegten kommt er zum Bewegenden, der inneren Auslegung des sichtbaren Vorgangs. Diese Ordnung spricht für den Bildner; wäre sie (wie das ästhetische Arthell meist schweigend annimmt) umgekehrt, es würde dem Dichter im Genie eine Rolle zukommen, die jeden Zweisel am Werth des Gestalters rechtfertigen könnte. Noch an an» derer Stelle fördert der Literat diese wesentliche Erkenntniß.

Hier mag ein Beispiel stehen, das ich seinem scheveninger Spazirgang entnehme und das um so mehr überzeugt, als es am Ungefähren seinen Anlaß nimmt. In dem großartigen Massen« spiel des Sommerstrandes, Meer, Düne und Menschenstrom, fes» seit ihn gerade Dies: „Was mich stets besonders trifft, ist Toets Triumphkarre, die mit zwei Rossen in die See einsährt, umWasser fürdie Landbäder zu holen. Mit einem Ruck erklimmt Toet seinen Siegeswagen, er hebt die Peitsche hoch und mit langgereckten, vor» gekrümmten Hälfen ziehen die Pferde den schweren Holzkasten auf großen, breiten Rädern in den Müllsand. Sie stampfen und schnauben, bis sie am Rand des Wassers stehen; dann heben sie einen Augenblick ihre Köpfe; aber ein Hieb ihres Treibers: und sie jgehen mit ihrer schweren Fracht in die wühlenden Wogen. Das schlägt und schäumt und spritzt überallhin und, noch ein Wenig vorgestapft, stehen Pferde und Wagen, von allen Seiten umstaut durch die auf sie andonnernden Wogen. Doch hoch sitzt Toet auf seinem Siegeskarren, schlägt links» und rechtshin, daß es eine Art hat, zieht die Zügel an und nun heißts: Rechtsumkehrt! Die Köpfe der Rosse gehen hin und her, kraftvoll schleppen fie den angefüllten Trog, der hinten an der Karre hängt, vorwärts und bringen so, durch Dick und Dünn trappend, ihre Wasserfracht ans Land."

Das Beispiel steht für viele; seine Ausbeute ist mannichfach. Israels hat die gymnasiale „Lehre von der Beschreibung" niemals erfahren und doch ist hier die Schilderung durchaus in Bewegung

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_256.html[18.07.2014 17:49:06]

aufgelöst, kein Zustand, nur Fluß, Der sprachliche Ausdruck fügte sich nur mühsam und schwerfällig dem Bildnerwillen, der auf die plastische Reproduktion losstrebte. Die Bezeichnung der Stoffe, ihrer Form und Schwerewirkung, muthet wie die Notiz der Zei- chenskizze an. Ein kräftiger Sinnenmensch nimmt zunächst sehend und hörend wahr. Er hat, wie hier, namentlich die Klanggewalt von Sturm und Meer mit kindlicher Häufung der Alliterationen zu fassen gesucht; und die eigenartige Aneignung fremder Liter«« tur, namentlich deutscher Wendungen, die er gern in Schrift und Rede mischte, das Wohlgefallen am althebräischen und rückerti» fchen Reimspiel, sprach vor Allem von diesem Klangsinn.
Und außerdem noch Dies: von ungefähr, leicht angeregt, öfter noch von seinem tiefgründigen Humor begriffen, setzt hier und oft die Szene ein. Erst mit dem Schauen wächst sie sich bedeutsam aus, hier zum plastischen Ernst, sonst (bezeichnender noch) von den nahen, Schiffchen spielenden Kindern zur Wahrnehmung des Meeres hinter ihnen, das dem lieben Lächeln der Sorglosen die Größe und Schwere zufügt. Und in den wachsenden Massen dieser Erregung des Schauens erschließt sich seine Persönlichkeit und be- gründet die Größe ihrer Vision.
Selbst auf die schnurrigen Pfaffen mit Kniestrumpf und Lang« rock, die aufgeputzten Damen, Eseltreiber und Verliebten färbt so in seinen Schilderungen die Weite und Weihe ihres Rahmens ab, der leichtspöttifche Ansatz mündet in großen Ernst, der über dem kleinmenschlichen Getriebe „eine unnennbare Bewegung, scharf gehoben gegen den mächtigen Fond von Sand, See und Himmel" wahrnimmt. Aber wie seine Malkunst es heischte, nimmt auch der .Schriftsteller erst in der Stube, im vereinsamten Innenmenschen, in der Beschreibung, in der jeder Bewegungnerv zu tief verhalte- ner Schwingung gedämpft ist, den Schritt ins Große und schafft damit auch auf literarischem Boden den markantesten und bleiben- den Werth.
Im Entdeckungeifer geräth er in Tanger einmal in ein ver- fallenes Haus. Halb furchtsam, halb unternehmend wagt er sich in den finsteren Hof, die Treppe hinauf. Hebräischer Willkommgruß kommt von irgendwo, er erwidert, so gnt es geht, und dringt der Stimme nach. „Ich war in einen dunklen Raum getreten, er- leuchtet durch ein kleines, längliches, horizontal liegendes Fen- sterchen, Das heißt: ein viereckiges Loch, das nachts oder bei Unwetter mit einer Luke verschlossen werden konnte. Grell schien das Licht durch das Viereck und zeichnete sich auf dem Stein» iflur ab. In der Nähe dieser Oeffnung stand ein langer Tisch

mit schiefen Beinen und darüber lag ein großes, weißes Per»
gament, das beinahe ganz den Tisch bedeckte und mit einer-
Rolle nach unten hing. Da saß hinter dem Tisch der jüdische Ge»
setzesschreiber, beide Arme auf das Pergament gestützt, und wandte
sein sürstliches Haupt mir zu. Es war ein prächtiges Gesicht, fein
und durchsichtig bleich wie Alabafter; Falten, kleine und große,
liefen um die kleinen Augen und die große, gekrümmte Habichts»
nafe. Ein schwarzes Mppchen bedeckte den weißen Schädel und
ein langer, weißgelber Bart lag in großen Strähnen über dem be«
schriebenen Pergament. Er saß in einer Art Lehnstuhl ohn«,
Rückenlehne und zwei Krücken lagen neben ihm auf der Erde. Wie
gern hätte ich mein Skizzenbuch hervorgeholt! Der edle Kopf mit
dem Bart, der mit dem Pergament und Licht des Fensters eins
war, umgeben von dem Dunkel des sinsteren Raumes... Dann bat
er mich, ihm die Krücken zu reichen, und er humpelte mit mir nach,
dem offenen, flachen Dach, das auf dem selben Flur mit seinem
Zimmer lag. Hier lagen Matten, auf die er sich niederließ, und
er ersuchte mich, neben ihm zu sitzen. Beide genossen wir nun das
Panorama von Tanger, das unter uns lag, die Hügel und die See
in der Ferne. So sitzend, das fremde Land vor mir, neben mir den
langbärtigen Alten, auf den Matten des flachen Daches in Ma»
rokko, überkam mich das Gefühl, als ob ich in diesem Augenblick
in einer Welt lebte, von der ich einmal geträumt hatte."
Hie:' erst hat auch der Literat die große Ruhe gewonnen, die
mild und weise ist, und in ihr den Gleichschritt mit der Bild«
schöpsung seiner Lichtreise. Nicht nur das Werk, in das er später
den damals empfangenen Eindruck faßte, die Sprache Aller, die
ins Monumentale ragen, hat hier den höchsten literarischen Aus»
druck gesunden, dessen Israels, der Schreiber, fähig war.
Als letzte Ausbeute für das Bild der Persönlichkeit geben die
Schristen ihren reichen Beitrag zur Umschreibung der intellektu»
ellen Erscheinung des Israels. Der Intellekt ist die feste Struktur
dieses Gefühlsmenschen, die konstruktive Sicherung seiner Düm»
merempfindung. Alles scheinbar Zerfließende findet in ihm seinen
Rückhalt: ein ordnender Geist bringt zunächst ins Bild das kom»
positorische Gefüge, das den Bau bindet; erst an dieserNeberlegung,
erwärmt sich die Intuition und schreitet zur Harmonie vor. An
beiläufiger Beobachtung setzt das Schristwerk, das Gespräch ein,
die Naivetät eines Stillfrohen bestimmt es; dann springt ein Ge»
danke in diesen verworrenen Stoff, entzündet ein leichtflammendes
Sinnsviel: und von ihm aus findet, ernster gestimmt, der Intellekt
den Weg zur Idee. Die Wendung ist bezeichnend und kehrt immer

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_258.html[18.07.2014 17:49:07]

Wieder: unmerklich gleitet das Wort vom gerade Gegebenen ins
Allgemeine, induktiv wird Dieses gewonnen und darum sicher be»
gründet. Im Malgang das Selbe: was die Interieurs des Israels
aus der Sintfluth seiner Nachahmer hebt, ist namentlich Dies: daß
sich bei ihm allein vom Einzelnen und Schlichtgebotenen stets der
große Hinweis ins Soziale und in den allgemeinen Geist ergiebt.
An dieser Folge, die logisch ist, nimmt der intellektuelle Einschlag
im Genie als mitschöpferische Energie Antheil.
Wie die lineare Struktur seiner Bildwerke im süllenden,
fließenden Lichte reifte, ihre Härten und Kanten verlor und gegen
das psychische Moment der Stimmung stets weiter zurückwich, so
haben auch die Aeußerungen dieses Geistes im Wort allmählich an
Schärfe verloren, sind milder und weiser geworden und gedämpft
durch den wachsenden Anspruch des Gemüthes und seinen Eingriff
ins Urtheil. Ganz äußerlich erklärt die Erfahrung eines reichen
Lebens diese Läuterung und die Ueberwindung des schürfenden
Gedankens durch die umfassende Seele. Sprüche alter Weisen und
Goethes sind ihm so zu Selbstbekenntnissen geworden, die die
Probe eines Lebens bestanden. Aber die außerordentliche Anoma»
Zie dieser Mischung von Kopf und Herz bedarf noch ihrer letzten
Entzifferung. Das ist doch gewiß, — sein Werk bezeugt es aus je-
dem Tuche —, daß, der stahlkalt intellektuellen Wahrnehmung des
Historienmalers die warme Intuition des Instinktiven im Werke
der Reise folgte. Es ergab sich die paradoxe Folge, daß Einer
naiv wurde, nachdem er wissend gewesen. Und Israels war etwa
Dreißig alt geworden.als sich diese seltsame Umkehr in ihm vollzog.
In solcher Erscheinung trat jetzt auch dort sein Geist zu Tage,
wo er sich kritisch äußern sollte. Wir haben wichtige Worte von
ihm, über Rembrandt, Velazquez, Murillo, Morales, Millet und
Leibi. Ihre Kunst ist hier nicht eingehend durchspürt und auch ge»
gen einander nur durch ein Gefühl geschieden. Aber das Elemen»
tare darin ist groß begriffen. Gerade hier, an dem schärfsten Reiz,
der sich zersetzendem Intellekte bot, bewies er recht eigentlich die
persönliche Form, in die er zuletzt ausgereift war: dem Analyti-
schen lange entfremdet, kann er sich nur in Synthese äußern. Das
Bauende, Bildende siegt auch im Geistesgang. Und solchem Weg
angereiht, erscheint auch die Späte der Intuition, die posthume
Naivetät des Künstlers begründet. Alles geht eine Straße.
Und hier, im Eigenen, entfaltet auch der Literat seine intim-
sten und breitesten Züge, seine Sprache wird des reichsten Aus-
drucks fähig. Wie zart erweist sie sich, wenn sie den Umgang seiner
suchenden Iugend mit der Zeichenkunst Rembrandts im freund»

lichen Raum des alten Trippenhuis wiedergiebt: wie die Bestürm
zung vor der Größe des Oelmalers hier stilltiefer Versenkung
weicht, wie sich ihm hier im Kleinen das Geheimniß alles LebenK
austhut und dann, vor dem Blatt mit Rembrandts Mutter...
„Nimmt man das kleine Portrait in die Hand, dann schiebt man
die Mappe wohl einen Augenblick zurück und legt die Hand vorK
Auge, um sich der Thränen zu erwehren. Ein zarteres Blatt als
diese kleine Radirung dürfte kaum zu finden sein. Aus jeder Linie,
jedem feinsten Strich spricht das verständniszvolle, liebe Bild der
alten Mutter. Da ist kein Schatten zu viel und eine fortgelassene
Linie würde die Harmonie des kleinen Meisterwerkes stören. Der
berühmte japanische Maler Hokusai wünschte, den Tag zu erleben^
an dem er mit jedem Bleistiftstrich Lebendes lebendig machen
könne. Nnd Das hat schon der vierundzwanzigjährige Rembrandt
in diesem Bildniß seiner Mutter ganz erreicht."
Es bedarf nur eines besonderen Motivs mehr, vom Zeit« und
Weggenossen gegeben, um den Accent seiner Ergriffenheit in ein.
schönes Pathos zu steigern, in dessen Stolz die Rückschau auf die
eigene Wegsuche tief erregt mitschwingt. Es gilt Mittet: „Ihm
haben wir zu danken, daß, das Menschliche des Alltages auf den.
Thron erhoben ist, den es beanspruchen darf, daß nicht nur die Ge-
schichte von Königen und Eroberern, von helligen und berühmten
Männern die Gegenstände bildet, durch die sich ein erhabener
Geist inspiriren lassen darf, sondern daß dem Arbeiter, der das
Land pflügt, der Mutter, welche ihren Säugling nährt, die selbe
Liebe gewidmet werden darf und gleich große Schönheit zuerkannt
werden muß wie jedem Gegenstande der uns umgebenden Schöpf-
ung." *)
Haag. Dr. Max Eisler.

*) Die Gedichte Israels sind über einige Iahrgänge der holländi-
schen Zeitschrift „Sp ektator" v erstreut, weder gesammelt noch insDeutsche
übertragen. Vom Reisebuch „Spanien" und vom „Rembrandt" sind
Uebersetzungen erschienen, bei Cass irer (zweite Auflage 1906) und im
Verlag „Harmonie" 1910. Das „Wort über Millet" aus dem Aus»
stellungskatalog von „Pulchri»Srudio", Haag 1892, steht deutsch (ge»
kürzt) in „Kunst und Künstler", 1904, Februarheft. Die beiden Stücke
„Ein Spazirgang beim Haag" und „Am Strande von Scheveningen",
in denIahrheften des archäologischen Vereins „Die Haghe" 1901 und
1905 erschienen, werde ich demnächst selber in deutscher Uebertragung
erscheinen lassen.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_260.html[18.07.2014 17:49:08]

Der demokratische Reichstag.
HK!kemokratieunö Monarchie haben sich immer vortrefflichvertra«
gen. Wenn man den Ton nicht auf den zweiten Bestandtheil
des Wortes Demokratie legt, sondern damit nur meint, daß, das
Volk einen ungegliederten und undifferenzirten Haufen gleichbe«
rechtigter oder gleich rechtloser Individuen bildet, dann ist diie
asiatische Despotie sogar das verwirklichte Ideal dieser Staatsform.
Denn der Sultan darf alle Unterthanen ohne Unterschied prü-
geln; er erhebt heute einen seiner Stallknechte zum Ersten Mi»
nister und läßt ihn morgen köpfen. Macht man aber Ernst mit dem
xp««iv und will man die Volksherrschaft, so ist die Demokratie im
modernen Großstaat eine unwürdige Posse. Alle Kenner französi-
scher Zustände stimmen darin überein, daß, es keine geduldigeren
Hammel giebt als die Franzosen, die von den mit der Hilfe oder
Erlaubniß der Hochfinanz ans Ruder gelangten Emporkömmlin-
gen täglich bureaukratische, polizeiliche und steuerliche Fußtritte
schweigend oder lachend hinnehmen und unaufhörlich Bismarcks
Charakteristik des Franzosen illustriren, er lasse sich gern prügeln,
wenn man ihm dabei nur eine Rede zum Ruhm der Freiheit
halte. Die Nordamerikaner sind weniger geduldig; geführt von
ihrem Präsidenten, toben sie gegen ihre Tyrannen, die Trust-
herren; aber es nützt ihnen nicht.

Nach englischem Muster, meinte neulich Naumann, solle sich
bei uns die Versöhnung der Monarchie mit der Demokratie voll-
ziehen. Wie nach den Aufklärungen über die Natur des englischen
Staates, die wir Iosef Redlich und Sidney Low verdanken, heute
noch ein deutscher Politiker den englischen Parlamentarismus für
eine demokratische Institution halten kann, ist mir schlechthin unbe-
greiflich. England ist bis 1906 das am Meisten aristokratische aller
Länder der Erde gewesen und auf diesem aristokratischen Charak-
ter beruht seine Weltherrschaft; darauf, daß. im achtzehnten und
neunzehnten Iahrhundert seine Geschicke weder von einem einzel-
nen Mann (Monarchen oder Diktator) noch von Volkshaufen oder
von Demagogen, die sich der Volkshaufen bedienten, fondern von
dem Ausschuß, (dem Unterhaus) eines Standes gelenkt wurden,
dessen Mitglieder wirthschaftlicher Unabhängigkeit sich erfreuten,
in einem Kreis aufwuchsen, der ihnen den Weitblick über das
Erdenrund erschloß, und die ihr Leben lang nichts Anderes zu thun
hattenals: zu regiren (wofür siekeineBezahlungMfordern brauche
ten); wenn sie nicht vorzogen, sich den Künsten und Wissenschaften
oder dem Sinnengenuß, zu widmen. Daß die Parlamentswahlen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_261.html[18.07.2014 17:49:09]

reiner Humbug waren, haben die deutschen Romanlefer vor sechzig Iahren von Dickens erfahren, der übrigens nur soziales, kein po» litisches Verständnis hatte und darum von der Aristokratie Zerr- bilder giebt. Von der Periode, in der (nicht eine Demokratie, son- dern) der Adel dem König die Macht entrang, hat vor vierund» zwanzig Iahren Thorold Rogers in feinem!für die englische.Wirth« schaftgeschichte grundlegenden Werk 8ix Lenturiss ok ^VorK anä ^VsSss geschrieben: „Von dem arbeitenden und leidenden Volk, das den Helden der glorreichen Revolution' von 1688 und der spä- teren parlamentarischen Kämpfe das Leben und die Durchführung ihrer Rollen möglich machte, ist in der englischen Geschichte jener Zeit nichts zu sehen. Es verschwindet vollständig; es ist kein Ele- ment der Politik mehr, so wenig wie das Lastvieh; nur durch das Studium der Lohnlisten kann sich der Forscher einen Begriff von ihm verschaffen. Einzelne mittelalterliche Könige haben sich des Volkes angenommen. Unter den Plantagenets hatten die Richter ihr Amt zum Segen des Baterlandes verwaltet, unter den Tudors und den Stuarts waren sie beharrliche und bösartige Feinde jedes Rechtes und jeder Freiheit und unter den Königen der «Häuser Oranien und Hannover trieben sie es! noch ärger. Ich behaupte, daß in der Zeit von 1563 bis 1824 in der Form von Gesetzen, deremj Ausführung in der Hand von Interessenten lag, eine Verschwö- rung zusammengebraut! worden ist! M demZweck, denenglischen,Ar- beiter um seinen Lohn zu betrügen, ihn jeder Hoffnung zu berau» ben und ihn in unheilbare, jArmuth Hinabzustoßen. Länger alss zwei und ein halbes Iahrhündert hindurch habenffich in Englanddie!Ge» setzgebung und die Verwaltung zur Aufgabe gemacht, den Arbeiter auf die tiefste Daseinsstufe hinunterzupeinigen, jede Regung eines organisirten Widerstandes niederzutretenundStrafe aufStrafezu häufen, so oft er sich seiner Menschenrechte erinnerte." Diese Seite der englischen Geschichte ist sogar den deutschen Sozialdemokraten unbekannt; die Kapitel von Marx und Engels, die davon handeln (es sind gerade die werthvollsten), werden ihnen von den Führern unterschlagen, weil es zu deren Taktik gehört, die englischen Ver» hältnisse auf Kosten der deutschen zu rühmen und den Genossen ein- zureden, dieses England, wo es den Arbeitern so gut geht, sei eine Demokratie. Diesen Herren wars sehr unbequem, als ich vor neun» zehn Iahren in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" die Wahrheit aufdeckte; diese Zustände seien ja längst überwunden, hieß es. Ia, sie sind (durchaus nicht ganz) überwunden worden. Aber nicht etwa durch die Theilnahme „des Volkes" an der Gesetz- gebung. Das Unterhaus ist eine aristokratische Körperschaft geblie»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_262.html[18.07.2014 17:49:09]

den bis 1906 und das nion^till Intoi'e«<, dem die erste Parlaments«
reform das Unterhaus erschloß, die „liberale" Bourgeoisie, war der
erbittertste Gegner der Arbeiterschutzgesetzgebung, gewann „Ver-
treter der medizinischen Wissenschaft", die vor der Parlaments-
kommission aussagten, jvierzehnstündigejFabrikarbeit,sei, sechsjähri-
gen Kindern gesund; Aristokraten wie LordShaftesbury undChrist»
lichsoziale waren es, welche die Agitation für eine Sozialgesetz-
gebung in Gang brachten, und Staatsnothwendigkeiten verhalfen
der Agitation zum Sieg. Und wer regirt jetzt, wo das Unterhaus,
wenn die Iren dazu gerechnet werden, eine demokratische Mehr-
heit hat? Dank der von 1881 an ausgebildeten Geschäftsordnung,
über die man sich von Redlich unterrichten lafsen mag, das Ka-
binet oder, genauer gesagt, der Premier. Sogar die Frankfurter
Zeitung kann nicht Vermeiden, londoner Korrespondenzen aufzueh«
men, in denen festgestellt wird, daß der Vollzugsausschuß der Un-
terhausmehrheit, das Kabinet, hum Herrn des Unterhauses ge-
worden, dieses aber zu einem Apparat herabgedrückt worden ist,
der die vom Premier gewollten Gesetze zu registriren hat. Dessen
Diktatur: Das ist die thatsächliche Verfafsung des heutigen Eng-
lands; und daß mit dem Veto des Oberhauses die letzte Schranke
dieser Diktatur fiel, war ein Hauptgrund des leidenschaftlichen
Widerstandes gegen diese „Oberhausreform".

Also die Aristokratie, nicht die Demokratie, die es damals noch
gar nicht gab (in dem dritten Sinn des Wortes: Partei, welche die
Herrschaft der Mafse anstrebt), hat den König von England matt-
gesetzt; und die inzwischen entstandene Demokratie, die 1906 Ver-
tretung im Unterhaus und in Lloyd George einen Finanzminister
nach ihrem Herzen erlangt hat, kämpft nicht gegen den König, son-
dern gegen das Boden» und gegen das Geldkapital, Um nun von
der verfehlten Analogie zu unseren häuslichen Angelegenheiten
zurückzukehren,someintNaumann: „Der König soll über den Par-
teien sein, seine Minister aber soll er aus den Händen der Par-
teien empfangen"; und er deutet an, daß die Partei der sieben
Millionen Wähler es sei, die den leitenden Minister zu stellen, den
Kurs, zu bestimmen habe. Ia, wenn man nur erst wüßte, lvas diese
sieben Millionen wollen! Es giebt ja Leute, die dem Reichskanzler
Opposition machen, weil er im vorigen Sommer nicht losgeschlagen
hat; aber Die sind doch in der Gegend der geydebrände zu suchen,
nicht bei den sozialdemokratischen Pazisisten und bei den Erben
Virchows und Richters. Vom Seelenzustand der sieben Millionen
vermag ich aus der Sintfluth von Kundgebungen weiter nichts zu
erkennen, als daß sie all den Unsinn geglaubt haben, den ihnen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_263.html[18.07.2014 17:49:10]

drei Jahre lang die Agitatoren vorgelogen haben: es sei eine Miß»
handlung des Volkes, daß dem gemeingefährlichen Wüsten der
Raucher mit Streichhölzchen durch eine Preiserhöhung ein Wenig
Einhalt gethan werde (in der „demokratischen" Republik Frank«
reich, wo die Zündwaarenfabrikation Staatsmonopol ist, kosten die
Streichhölzchen viermal so viel und sind dabei schlecht); die Groß,»
grundbesitzer steckten unverschämte „Liebesgaben" in die Tasche
(im Politischen Handbuch derNationalliberalenPartei steht: „Diese
Liebesgabe war in ihrer Entstehung nicht so unberechtigt, wie
Viele meinen"; unter den unheilvollen Folgen der Steuergesetz»
gebung des Herrn Lloyd George wird angeführt: Tausende von
Wirthshäusern und Brauereien mußten geschlossen werden, weil
ihnen, den fanatischen Temperenzlern und Sektirern zu Gefallen,
unerschwingliche Laften auferlegt wurden); und ruchlose Habsucht
der Agrarier sei die Forderung zu nennen, daß, Korn und Vieh
(Vieh und Fleisch sind nicht das Selbe) einen den allgemeinen
Einkommen», Geld» und Preisverhältnissen entsprechenden Preis
behaupten sollen und daß dadurch die Landwirthschaft in den Stand
gesetzt werde, die Produktion womöglich im Verhältnis der Volks»
zunähme zu steigern. Da nun dieser Glaube der sieben Millionen
ein schlagender Beweis fürs Gegentheil von Weisheit und gesun»
dem Nrtheil ist, wird also dem Kaiser zugemuthet, das Steuer»
rüder den Erkorenen des dümmsten Theils der Staatsbürger anzu»
vertrauen. (Ieder Einzelne ist ja klug und verständig, doch sind
sie als Wähler vereint, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.)
Am Ehesten dürfte man vom Hansabund zuverlässigen Aufschluß
darüber erwarten, was eigentlich gewünscht, was erstrebt wird,
denn Kaufleute sind doch klare Köpfe, die wissen, was sie wollen;
aber auch von Denen erfuhren wir weiter nichts als Variationen
der Betheuerung: Handel und Gewerbe seien entschlossen, nicht län»
ger die Ueberagrarier auf sich herumtrampeln zu lafsen. Nun pre»
digt, zum Beispiel, der hamburger Chokoladefabrikant Max Rieck
in seinem Gordian (hat es auch schon in der „Zukunft" gesagt und
mir kürzlich geschrieben), den hamburger Kaufleuten und Fabri«
kanten sei es noch niemals so gut gegangen wie in den letzten Iah»
ren (also unter dem „Hungertarif"); sie werden rafcher wohlhabend
als je zuvor, brauchen immer mehr Leute und bezahlen sie gut;
„wir können Das ja". Die Klage, Handel und Gewerbe seien unter«
drückt, ist also nur eine agitatorische Redensart. Welchen Zweck
aber hat die Agitation? Stärkung der Sozialdemokratie? Daß sie
das Ergebniß der Agitation sein würde, hat Jedermann vorausge»
sehen. Also: die Vertreter von Handel und Gewerbe wollen den

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_264.html[18.07.2014 17:49:10]

Schutz und die Vergrößerung des Privatkapitals der Sozialdemo» kratie anvertrauen. Jetzt, nachdem es geschehen ist, jammert der „Berliner Aktionär", die Börse müsse mit Trauer erfüllen, daß, nur noch drei Männer (Kaempf, Dove und Roland»Luecke) im Reichs« tag sitzen, die als Sachverständige für Handelspolitik in Betracht kommen. Ein Rattenkönig unlösbarer Räthsel. Und wenn nun der Monarch so gewissenlos wäre, einem Auserkorenen dieser Räthsel« Partei das Steuerruder übergeben zu wollen, könnte es dann zu einer Kür kommen? Die größere Hälfte der Siebenmillionenpartei besteht aus Kollektivisten (wenigstens behaupten Das ihre erwähl« ten Vertreter), der Wahlfonds der kleineren Hälfte wird von Kauf» leuten, Fabrikanten, Grubenbesitzern und Finanzherren gespeist, die reich und immer reicher werden wollen; ist es denkbar, daß Beide einen gemeinsamen.Vertrauensmann als Premier vorschla- gen? Hier giebts keine Diagonale: man will entweder das Privat« eigenthum abschaffen oder man will es vertheidigen; ein Kompro« miß zwischen diesen beiden Parteien ist unmöglich. And eine der beiden Hälften könnte den Vertrauensmann nicht stellen, weil sie nicht die Mehrheit hat, weder im Hohen Haus noch im Land. Auch beim besten Willen des Monarchen, zu abdiziren, wäre der echte Parlamentarismus, dem in seiner Heimat durch die Demokratisi» rung des Unterhauses der Boden entzogen worden ist, bei uns heute, mit unseren Parteiverhältnissen, noch nicht möglich.

Aus dem selben Grund, an den der Herausgeber der „Zu» kunst" schon !oft erinnert Hat, ist auch an fruchtbare Arbeit im neuen Reichstag nicht zu denken. Die Möglichkeit ließe sich nur dadurch herstellen, daß die Nationalliberalen ihren Wahnsinnsrausch ab« schüttelten und sich resolut mit den beiden konservativen Fraktio« nen und dem Centrum zu einer Arbeitmehrheit verbänden. Die Ausficht auf diese Möglichkeit ist geschwunden, sei sie Herrn Schei« bemann zum Amt des Vicepräsidenten verholfen haben.

Beim allgemeinen, gleichen Wahlrecht ist es selbstverständlich, daß, die Mehrheit der Abgeordneten aus Vertretern der Unter« schicht besteht (wir sind blos deshalb noch nicht ganz so weit, weil mancherlei Mächte die natürliche Wirkung dieses Wahlrechts hem« men). Das muß eigentlich immer eine unfähige Volksvertretung ergeben. Trotzdem würde ich die Aufhebung des Reichstagswahl« rechtes nicht Willigen. Denn Ida ian die Einsührung der einzigen ver« nünstigen, der berufsständischen Volksvertretung einstweilen nicht zu denken ist, würden wir Censuswahlen bekommen, welche die Un« terschicht mundtot machen; die Alleinherrschaft der Scharfmacher aber würde eine Volksverelendung zur Folge haben, ähnlich der

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_265.html[18.07.2014 17:49:11]

englischen um das Iahr I«00. Eine starke Vertretung der Lohn« arbeiter ist also nothwendig. Daß, sich diese Vertretung zur Zeit So» zialdemokratie nennt, ist allerdings ein unerträglicher Zustand. Eine sozialdemokratische Reichstagsfraktion »ist eine eontiÄclictio in «.cheoto, denn der Name setzt den Willen voraus, das Reich zu er« halten. Die Thür zum Reichshaus einer Partei öffnen, welche die Abschaffung des Privateigenthums und der Monarchie erstrebt: Das ist ungefähr so, wie wenn Monsieur Delcasse zum deutschen Reichskriegsminister gemacht würde. Von dieser Anomalie sehe ich ab und betrachte die Sozialdemokratische Partei nur als Arbeiter« Partei, als welche sie unentbehrlich ist. Und auch mit dem schlech« testen Reichstag läßt sich auskommen, wenn zwei Bedingungen er« füllt sind. Erstens muß, der leitende Minister die Zügel fest in der Hand haben und die Pferde je nach seinen Zielen (natürlich muß er solche haben)zweckmäßig lenken. (EinsolcherStaatsmann wirdaller« dings auch schon einem ganz schlechten Wahlausfall vorzubeugen verstehen;soweitbrauchtevnichtzu gehen,wie die leitenden Minister der romanischen Staaten, denengehorsamePräfektenstetsdievorge« schrieben« Zahl von Anhängern und von Gegnern ins Haus lie« fern). Zweitens darf es unter den bürgerlichen Parteien kein« geben, die es macht, wie es die Nationalliberale seit dem Sommer 1909 gemacht hat. Sie hat sich der Mitarbeit an der Finanzreform entzogen, um das Odium der neuen Steuern dem von ihr als Popanz geschaffenen schwarzblauenBlockaufladenlzu können; eine Spekulation auf Mandatvermehrung, die, wie vorauszusehen war, verunglückt ist. Wenn Parteien, deren Mitarbeit wegen der Sachkenntniß und der Zahl ihrer Mitglieder unentbehrlich ist, statt zu arbeiten, die Reichstagsgeschäfte zu unwürdigen und thö» richtenWahlmanövern miß brauchen, dann bleibt einem energischen Reichskanzler am Ende nichts mehr übrig als: der österreichischen Verfassung den Paragraph 14 zu entlehnen.

Neisse. Karl Ientsch.

so

Wäre das Unterhaus, was es nach der Ansicht der Chartisten und ihrer Vorläufer sein sollte und was die Französische Nationalversammlung zu sein versuchte, das Gehirn oder der Magen des Staatskörpers, so hätte der verkrüppelte Zustand, in dem es sich Iahrhunderte lang befand, und die Üuaksalberei, mit der es an sich selbst kurirt, schon g inz andere Zuckungen in den Gliedern und ganz andere Rückschläge auf das Haupt bewirkt. (Lothar Bucher.) Die Akte eines angelsächsischen Parlamentes sind nichts Anderes als Friedensverträge zwischen den verbündeten Gruppen, die den Staat bilden, immer erneute Revisionen ihrer alten Schutz» und Trutzbündnisse. (Kemble.)

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_266.html[18.07.2014 17:49:11]

Mite Kremnitz.

„Dag ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lafsen mich nicht ruhn."
Kerner.

M^or einiger Zeit sagte ich zu einem Verlagsbuchhändler: „Ich hätte wohl Lust, einen Roman zu schreiben. Indessen Sie wissen: ich schreibe, um zu leben, nicht, um zu schreiben. Also sagen Sie mir, btite, was für mich dabei herauskommen würde." „Offener Frage offene Antwort", erwiderte er; „nichts". „Nichts?" repetirte ich mechanisch. „Nichts", wiederholte er mit behaglichem Ernst; „wenn Sie nicht einen Milieuroman schreiben oder ganz neue erotische Töne anschlagen könnten." Dieser Gedanke erschreckte mich doch ein Bischen und ich trat einen geordneten Rückzug an. Erinnere mich aber jetzt der lehrreichen Auskunst, während ich über Frau Mite Kremnitz und ihr Buch „Die Getäuschten" nachdenke.

Frau Kremnitz war Iahre lang Hosdame: sie könnte also den begehrtesten Milieuroman schreiben. In ihrer meisterlich erzählten Novelle „Der rothe Streis" braust die Wotansjagd der Leidenschaft an uns vorüber: sie könnte also vielleicht auch marktgängige Erotik liefern. Sie hätte Aussicht, mit Nataly von Eschstruth und Marie Madeleine zu konkurriren. Statt so zu thun, schreibt sie Bücher, die den Leser (im Sinn Schillers) „inkommodiren". Und wenn ich Etwas von ihr lese, so wirkt sie immer zugleich anziehend und abstoßend auf mich. Eins aber darf ohne Zweisel von ihr gesagt werden und muß daher auch einmal gesagt werden: sie ist eine Persönlichkeit. Ich wollte gern „über sie schreiben", kann es aber nicht; und wenn ich kurz gesagt habe, warum ich es nicht kann, wird auch ihr Wesen skizzirt sein. Ich bete die Form an; und die Form ist der Frau Kremnitz nichts. Ich entzück« mich an Esprit; Frau Kremnitz verweigert ihn. Ich lese gern von liebenswürdigen Menschen (und berufe mich dabei auf Goethe); Frau Kremnitz schildert nur liebenswerthe. Ich verweile wohlig im Idyll (siehe etwa die ersten fünszig Seiten der „Haindlkinder" von Bartsch); Frau Kremnitz kennt kein Verweilen.

Sie interessirt sich nur für das seelische Erleben ihrer Menschen (echt weiblich!) und ist ganz bei der Sache, entfernt jedes Beiwerk, geht stracks aufs Ziel los. (Echt männlich?) Sie glaubt an erlösende Liebe, glaubt mit den tiefsten Kräften ihrer Natur an ein Göttliches und müht sich, den Ekel, den ihr die Unsauberkeit der Welt einslößt, zu überwinden, müht sich, den unerbittlich zerstörenden Zweisel in das Ioch eines Credo zurückzuzwingen. Das gelingt dieser hermelinreinen, sensitiven und kritisch begabten Frau aber nicht, sich einzulullen: sie hat zu viel gesehen, gefühlt, gelebt, gelitten. Und da ist ihre „Note":

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_267.html[18.07.2014 17:49:12]

sie leidet so sehr am Leben, daß ihre Bücher oft wie ein lange ausge» haltener Schmerzensschrei wirken. Und nun schreibt sie gleichsam me» diumistisch. Von Kunst so wenig eine Spur, als walte hier höchste Kunst. Technische Absichten und Schachzüge und soslles 5 ksirs sind nicht zu bemerken. Nur eine Frage beherrscht sie, beherrscht nns: Können diese beiden Menschen einander noch lieben, können diese beiden Menschen noch leben?

Nun wollte ich noch sagen: Frau Kremnitz besitzt eine tiefe Kenntniß der menschlichen Seele. Aber Das ist wieder „vorbei" gelobt. Sie besitzt sie nicht: sie bewährt sie. In dunklem Drang, nicht etwa nach der Art gewisser Franzosen, die bei ihren Dissertationen immer auf den Leser schielen: Habe ich Das nicht geistreich, überrafchend und doch folgerichtig, gefingert? Freilich, die Psychologie dieser Schriststellerin erinnert an das Wort Iosephs de Maistre: „Die Seele eines Verbrechers kenne ich nicht; aber ich kenne die eines ehrlichen Mannes und ich weiß, daß es furchtbar um sie bestellt ist." Aber Frau Kremnitz glaubt (gewaltsam ringend und gleichsam das Kreuz umklammernd) an die erlösende Liebe und im letzten Kapitel ihres Romans hat sie die» ftm Glauben einen sublimen Ausdruck gegeben. Auch hier: nicht redend, sondern bildend.

Iedes Ding hat seine Zeit. Heute blicke ich gern auf eine bunte Wiese, morgen staune ich zu Gipfeln empor oder starre schaudernd in einen Abgrund. Auf Wiesen schreitet Mite Kremnitz nicht einher, zu Gipfeln führt sie nicht, aber manchmal reißt sie einen Abgrund auf, wo wir eine Blumenslur wähnten.

Sie kann kaum mit einem anderen Autor unserer Zeit verglichen, sicher mit keinem verwechselt werden. Mir scheint kaum möglich, ihre Lehrer zu nennen; ganz unmöglich, sie zu rubriziren. Sie ist einsam, ist „quelqu'un". Besonderes Kennzeichen: ein zerrissenes, gütiges Herz.

Eduard Goldbeck.

Die Erfindung des Salons.*)

ie Marquise de Rambouillet verdient ihren Platz in jedem Buch, das sich um die Technik der Gesellschaft bemüht; denn sie ist es gewesen, die den Salon erfunden hat, nicht nur figürlich, sondern in der That. Man kannte bisher kein eigentliches Gesellschaftzimmer, empfing bald im Garten, bald im Schlafzimmer, meist, wo man war, und kannte keinen festen Mittelpunkt des geselligen Lebens; den schuf nun

*) Eine Probe aus dem Buch „Lebensformen (Anmerkungen über die Technik des gesellschaftlichen Lebens)", das bei Georg Müller in München erscheint.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_268.html[18.07.2014 17:49:12]

zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Marquise de Rambouillet
und sie setzte damit dem einen Centrum, das die Höfe bildeten, ein
zweites entgegen oder an die Seite, nämlich das Haus der vornehmen
Frau, die es verstehtj zu empfangen. In diesem Hotel de Rambouillet
nimmt die Geschichte des französischen Salons ihren Ansang, der die
deutschen Menschen des neunzehnten Iahrhunderts ein gutes Theil
ihrer geistigen Entwickelung zu danken haben; denn die innerlich ähn-
liche Form des Renaissancelebens war längst durch den Wirbel re»
formatorischer Bestrebungen verwischt worden. Das Leben dieser Pre-
ziösen, aus der Literatur oder doch aus dem oft wiederholten Schlag»
wort Jedem bekannt, ist eine seltsame Mischung von eifrigem Suchen
nach dem seltenen, dem raren Ausdruck und einer harmlosen Naivetät.
Die selben Menschen, die keinen Satz aussprechen wollten, dessen Worte
Allgemeingut, dessen Fügung banal sind, vergnügten sich an den Rei-
zen kleiner Ueberraschungen, kindlicher Spiele, die man allerdings,
wie es ja auch schon ein Hauptvergnügen am Hof der Königin von Na»
varra war, oft genug in ,,^sux 6'ssprit" verwandelte. In dieser Gesell»
schaft fängt man an, sich um die Philosophen zu kümmern. Das ist
ja auch der Kreis, aus dem das klassische französische Theater ersteht,
in dem Corneille seine Stücke vorliest. Aber man ist auch furchtbar
vergnügt, Tage lang erregt, weil es gelingt, Einem was klug zu ver-
stecken. Dieser Kreis bildet einen Gegensatz zu dem Hof, an dem in-
zwischen die Formen läfsiger, die Manieren ganz schlecht geworden
sind. Die Zeitgenossen konstatiren hier zum ersten Mal den Einsluß
des gesellschaftlichen Milieu auf den Charakter des Einzelnen. Auch
darum ist diese Welt für uns so interessant. Man findet nämlich, daß
die selben Leute am Hof ganz anders sich gaben, sprachen und fühlten,
als nach ihrem Eintritt in den Salon der Marquise. Es waren die
selben Namen und die selben Gesichter, erzählen die Chronisten, aber
doch ganz andere Menschen. So kannten sie die Kunst der menschlicheil
Metamorphose, die das Kuriosum aller alten und neuen Geselligkeit
ist. An ihnen kann man schon beobachten, was dem Helläugigen die
Geselligkeit unserer Zeit Tag vor Tag offenbart, wie die Umgebung
Menschen von nicht allzu starker Eigenart eilig verwandelt, aus ihnen
für Minuten, Stunden und Tage andere macht. Niemand hätte ge-
wagt, in dem Kreise der Preziösen, an die unsere Snobs mit ihrem
klugen Leben oft allzu sehr erinnern, sich zu benehmen, wie es Lud-
wig XIII. selbst that, der (um nur ein Beispiel zu geben) in einer Hof-
gesellschaft bemerkte, daß eine Dame ein zu weit dekolletir:,Kleid
trug und dann bei Tisch aus seinem Becher einen Schluck Wcin in den
Mund nahm, um ihn auf den bloßen Körper dieser Frau zu sprudeln.
Oder wie der Marquis de Case, der an dem selben Hof, weil seine Nach-
barin bei Tisch ihn neckte, von der Platte ein Stück Fleisch voll Saft
nahm und es der jungen Dame ins Gesicht warf. „Hm «n rit äs tout
sou eosur", fügen die gleichzeitigen Memoiren hinzu und offenbaren
uns die verwirrte Welt der Zeit. Solche Art stimmt allerdings wenig

zu der Erscheinung des vollendeten HofmanneS, die mau zwei Iahr-
hunderte vorher nie mehr verlieren zu können geglaubt hatte. Diese
französische Zeit der Richelieu, Mazarin, ja, auch der Ansang des acht-
zehnten Iahrhunderts, den man sich gern als eine Epoche der aller-
feinst en Manieren, der höchst entwickelten Kavaliertugenden denkt, weist
noch eine große Reihe absonderlicher Widersprüche zwischen Charakter
und Form auf. Der Herzog von Lauzun, den man schon als das Vor-
bild aller künstigen Dandys preist, tritt mit seinem Schuh, mit der
ganzen Gewalt seines Beines auf die Hand der Prinzessin von Mo-
naco, weil sie ihn ärgert, und man versteht gut, daß die Ceremonien»
meister der Könige Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Füns-
zehnte unerbittlich und streng immer neue Gesetze erlassen, um end-
lich eine reine, glatte und zuverläfsige Form der Gesellschaft zu erzie-
len. Die Seufzer der Zeitgenossen helfen nicht, Madame de Main»
tenon bricht in die Klage aus: „In keinem Kloster der Welt giebt es
so viele Gesetze wie am Hof." Aber nur durch diese pedantische Art er-
reicht man endlich die Geselligkeit, die, romantisch, wehmüthig und
frivol zugleich, allen Genüssen hingegeben, jeder neuen Sensation
nachläuft, kein Gesetz tiefinnerlicher Sittlichkeit zugiebt, wohl aber die
Form als das äußerste Heiligthum festhält und durch sie sich Alles zu
gestatten vermag. In Frankreich ist diese Welt ironisch, schmachtend
und frivol zugleich, in Deutschland verbrämt sie sich lieber mit roman-
tischem Aufputz.
Die Geselligkeit des französischen Rokokos ist vor Allem sen-
suell, Angelegenheit der Nerven, unsentimental; die der deutschen Höfe
und Adelsgesellschaften, die nun auch von den jungen Beamten und
halben Bürgern acceptirt wird, neigt sich im Zug des achtzehnten
Iahrhunderts immer mehr den Werthergefühlen zu. Wann immer in
einer Gesellschaft die Dichter eine große Rolle spielen, der Dilettant
Verse macht, bleibt der empfindsame Ton nicht aus. Die Abenteurer
der französischen Hofgesellschaft hatten ihn auch. Ia, er bildet in der
Mischung mit der Lebensneugier, der Lüsternheit, der Genußsucht und
der Athemlosigkeit der Zeit ihren seltsamsten Reiz. Nun ist die ganze
Geselligkeit von den kleinen zerbrechlichen Ssvres»Porzellansiguren,
diesen Frauen voll Charme und Härte, abhängig. In Einem sehen sie
einander alle gleich, die Königinnen, die Favoritinnen, die Hosdamen:
sie scheinen den Schutz bei den Männern zu suchen und sind die Herr-
scherinnen. Sie scheinen nur Gefühlen hingegeben zu sein und leben
mit Gehirn und Nerven mehr als mit der „Seele". Ob man Nun an
die ersten Barockzeiten denkt, an die Schäferei der nächsten Iahrzehnte
oder an die Hausbackenheit der Zopftage: alle diese Generationen,
kraus vermischt, leben nur für das amüsante und aufreibende Dasein
der Geselligkeit. Ob man nun im köstlich geschichteten Bett empfängt,
um sich über die neuen Schändlichkeiten des Crsbillon zu unterhalten,
ob man, die Rose in der Hand, mit kleinen Bewegungen und zierlichem
Fuß durch den Garten hindurch Haschen spielt, ob man die Reize ver-
botener Lust im Winkel des Ballsaales genießt, für ein neues Stück,

ccessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.78 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609?urlappend=%3Bseq=270

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-24 11:11 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

zu der Erscheinung des vollendeten HofmanneS, die mau zwei Iahr-
hunderte vorher nie mehr verlieren zu können geglaubt hatte. Diese
französische Zeit der Richelieu, Mazarin, ja, auch der Ansang des acht-
zehnten Iahrhunderts, den man sich gern als eine Epoche der aller-
feinst en Manieren, der höchst entwickelten Kavaliertugenden denkt, weist
noch eine große Reihe absonderlicher Widersprüche zwischen Charakter
und Form auf. Der Herzog von Lauzun, den man schon als das Vor-
bild aller künstigen Dandys preist, tritt mit seinem Schuh, mit der
ganzen Gewalt seines Beines auf die Hand der Prinzessin von Mo-
naco, weil sie ihn ärgert, und man versteht gut, daß die Ceremonien»
meister der Könige Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Füns-
zehnte unerbittlich und streng immer neue Gesetze erlassen, um end-
lich eine reine, glatte und zuverläfsige Form der Gesellschaft zu erzie-
len. Die Seufzer der Zeitgenossen helfen nicht, Madame de Main»
tenon bricht in die Klage aus: „In keinem Kloster der Welt giebt es
so viele Gesetze wie am Hof." Aber nur durch diese pedantische Art er-
reicht man endlich die Geselligkeit, die, romantisch, wehmüthig und
frivol zugleich, allen Genüssen hingegeben, jeder neuen Sensation
nachläuft, kein Gesetz tiefinnerlicher Sittlichkeit zugiebt, wohl aber die
Form als das äußerste Heiligthum festhält und durch sie sich Alles zu
gestatten vermag. In Frankreich ist diese Welt ironisch, schmachtend
und frivol zugleich, in Deutschland verbrämt sie sich lieber mit roman-
tischem Aufputz.

Die Geselligkeit des französischen Rokokos ist vor Allem sen-
suell, Angelegenheit der Nerven, unsentimental; die der deutschen Höfe
und Adelsgesellschaften, die nun auch von den jungen Beamten und
halben Bürgern acceptirt wird, neigt sich im Zug des achtzehnten
Iahrhunderts immer mehr den Werthergefühlen zu. Wann immer in
einer Gesellschaft die Dichter eine große Rolle spielen, der Dilettant
Verse macht, bleibt der empfindsame Ton nicht aus. Die Abenteurer
der französischen Hofgesellschaft hatten ihn auch. Ia, er bildet in der
Mischung mit der Lebensneugier, der Lüsternheit, der Genußsucht und
der Athemlosigkeit der Zeit ihren seltsamsten Reiz. Nun ist die ganze
Geselligkeit von den kleinen zerbrechlichen Ssvres»Porzellansiguren,
diesen Frauen voll Charme und Härte, abhängig. In Einem sehen sie
einander alle gleich, die Königinnen, die Favoritinnen, die Hosdamen:
sie scheinen den Schutz bei den Männern zu suchen und sind die Herr-
scherinnen. Sie scheinen nur Gefühlen hingegeben zu sein und leben
mit Gehirn und Nerven mehr als mit der „Seele". Ob man Nun an
die ersten Barockzeiten denkt, an die Schäferei der nächsten Iahrzehnte
oder an die Hausbackenheit der Zopftage: alle diese Generationen,
kraus vermischt, leben nur für das amüsante und aufreibende Dasein
der Geselligkeit. Ob man nun im köstlich geschichteten Bett empfängt,
um sich über die neuen Schändlichkeiten des Crsbillon zu unterhalten,
ob man, die Rose in der Hand, mit kleinen Bewegungen und zierlichem
Fuß durch den Garten hindurch Haschen spielt, ob man die Reize ver-
botener Lust im Winkel des Ballsaales genießt, für ein neues Stück,

ein neues Ballet, für einen Tanzschritt probt, ob man schließlich die
Kinder an die Brust legt und Lotte spielt, Alles hat nur den einen
Sinn: so sehr auf den Nebenmenschen zu wirken, wie es irgend geht,
aus dem Leben so viel an heftigen und kurzen Reizen hervorzuholen,
wie die oft recht gebrechlichen Körper gestatten, und niemals bis zu
dem letzten Zucken der Muskeln, bis zum leise verzerrten Lächeln des
Todes zu vergessen, dag man gesehen wird, Schauspieler auf der großen
Komoedienbühne der Welt ist.
Der Ton der Gesellschaft bleibt ja nicht immer der selbe. Von
Corneille und Crebillon bis zu Voltaire, von den chinesischen Festen
bis zu den bäuerlichen Freuden ländlicher Vergnügungen, wo man
die Kühe melkt und dem Hahnenschrei nachahmt, ist ein weiter Weg
mit allerlei Ruheplätzen, Verzweigungen und Lauben. Das Bewußt-
sein fehlt aber diesen Menschen nie, und was sie auch thun, sie denken
wohl daran, daß sie es zwar um ihrer selbst willen, aus dem reinsten
Egoismus machen, aber doch zugleich zur Freude der Anderen; denn
das eigene, Lustgefühl ist ihnen nicht viel mehr als der Refler sremden
Vergnügens oder fremden Kummers. Darum wirkt Alles, was diese
Zeit unternimmt, Alles, was sie erregt, als Kunst, als Mittel der ge-
sellschaftlichen Kultur. Man kann kaum eine einzige Form, eine ein-
zige Nuance unserer heutigen Gesellschaft, mag sie dem ersten Ein-
druck auch noch so modern scheinen, auffinden, die nicht damals schon
geübt wurde. Liebhabertheater, Iagden, Ritte, Bälle, Maskenseste,
Redouten, das Spiel mit Worten, die Konversation, Gesang, philo-
sophische Erörterungen, die höchste Verfeinerung des Brieffchreibens,
der Flirt (noch unter einem Pseudonym): das Alles war regelrechtes
Rüstzeug jedes Menschen, der „dazu gehörte".
Der „Cortegiano" des achtzehnten Iahrhunderts, der Koder der
gesellschaftlichen Sitte in Frankreich, ist nie geschrieben worden. Dazu
ging das Leben schon zu schnell. Aber aus tausend Memoiren, hun-
derttausend Briefen, aus den Komoedien, den Novellen, den Bildern
und den Stichen, mehr aber noch aus den unversehrt erhaltenen Woh-
nungen, Schlößchen, Gärten jener Menschen erkennen wir die Form
ihrer Geselligkeit, Was in den Kreis der Preziösen eingeführt wurde,
nämlich die Konversation, die Causerie, Das wurde in den Salons vom
Barock an ausgebildet. Auf den zierlichen Möbeln, die für zwei Men-
schen engen Platz hatten, verstand man die Kunst der halben Worte,
der Redespiele, wußte man die leisesten Regungen der Nerven in
hübsche Sätze zu fassen; und man war umgeben von Spiegeln, in de-
nen man an sich, an den Anderen jedes kleinste Zucken beobachtete.
Unter dem Eindruck dieser ständigen Kontrole maß man seine Manie-
ren sorgsam, achtete auf Grazie und lernte die Kunst, die Worte a!s
Geheimnisse voll Andeutungen zu brauchen, die wie Irrlichter das Le-
ben verwirren. Ieder Zug dieser Menschen ist vielsagend, und wenn
sie ihren Fächer so viel gebrauchen, so war er ihnen ein Mittel, mit dem
selben Lächeln sowohl Ia als Nein sagen zu können, Sie haben übri-
gens öfters „Ia" als „Nein" gesagt. Man hat von dieser ganzen Ge-

sellschaft immer den Eindruck, als ob sie beständig beisammen ist, nie
Einer allein, daß auch rein physisch immer wieder Einer den Anderen
berührt; auch ihre Gefühle tauchen immer wieder in einander, man»
cherlei Bänder und Ketten verschlingen sie. Und doch hat man das Ge-
fühl, daß Ieder verlassen ist, Keiner mit dem Anderen Etwas zu thun
hat. Diese Antithese der Weltgefühle charakterisirt die Höhe gesell»
schaftlicher Kultur. Die Zeit, in der so viele Feuer glühen, ist im We-
sentlichsten kalt und verdankt dieser Kühle viele Möglichkeiten. Denn
zu glänzender Ausbildung der Persönlichkeit scheint doch das Bewußt-
sein nothwendig zu sein; man darf sich nicht allzu lange verlieren, kein
Erlebniß so ernst nehmen, daß es die letzte Kraft verzehrt, daß es nicht
einen Ueberschuß läßt, der eine originelle und charmante Form erzeugt.
Selbst die modernen Brüder Goncourt, diese feinen, subtilen und ins
achtzehnte Iahrhundert verliebten Kenner, können sich aus ihren stär-
ker schlagenden Herzen heraus nicht helfen und müssen sagen: „Eigent-
lich mögen wir diese Frauen des achtzehnten Iahrhunderts nicht, weil
sie, mit zwei oder drei Ausnahmen, ohne Impuls, ohne Glauben an
Güte und Selbstlosigkeit dahin gelebt haben, voll von Indifferentismus
und Skeptizismus gewesen sind, Advokatenseelen in der Brust hatten."
Für diese Gesellschaft müssen nun seltsame Zeiten gekommen sein,
als selbst in begrenzten Horizonten die phantastische Erscheinung einer
großen menschlichen Umwälzung auftauchte. Man citirt gewöhnlich
das Wort der armen Königin, die, als das Volk kein Brot hatte, fragte,
warum man den Leuten nicht Kuchen gebe; aber man thäte Unrecht,
wenn man meinen wollte, daß so weltensern, kindlich und ohne jede
Ahnung der Zukunst drohender Geschehnisse die Gesellschaft ihr hüb-
sches Einerlei weitergetrieben habe. Als die Menschen sich häuslichen
Beschäftigungen zuwandten und die galanten Künste in kleinbürger-
lichen Masken zu üben begannen, war Dies schon ein halb bewußter
Schritt rückwärts, ein vielleicht kindischer, aber doch vielsagender Ver-
such, die Götter zu versöhnen, das Unglück, dessen Dräuen sie Alle spür-
ten, aufzuhalten. Kaum zehn Iahre später aber hatte sich in allen maß-
gebenden Salons der pariser Gesellschaft der Ton verändert. Aus der
leichten Konversation, den nervösen Spielen von Männern und Frauen
war die Gewohnheit ernster Diskussionen geworden, und wenn man
sich auch zuvor schon mit jener gesellschaftlichen Universalität, die auch
die Encyklopädisten in den Kreis der großen Welt gezogen hatte, eben
so sehr um ökonomische Angelegenheiten wie um die Läftereien der
Novellisten gekümmert hatte, so verschwindet jetzt der Künstler, der
Dichter aus dem Mittelpunkt der Gesellschaft; es ist kein Platz mehr
da für den Ballettänzer, kaum noch Raum für den Schauspieler, es
sei denn, daß er mit erhabener Miene und hocherhobenem Organ pa-
thetische Verse voll politischer Anspielungen spricht. Das tönende
Wort tritt an die Stelle des verliebten Flüsterns. Das Anrecht, ein
Don Iuan, ein Lovelace zu werden, hat nun nicht mehr der graziös«
Galan, sondern der Politiker. W. Fred.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_272.html[18.07.2014 17:49:15]

Die wilde Helene.
Die wilde Helene.
der siebenziger Iahre war es, als der Funke des sozialistischen Feuerbrandes, der die Welt umkreiste, übersprang und flammend aufging in den leicht entzündlichen Herzen junger Männer. Eine Bewegung, die der Menschheit Befreinng von Knechtschaft und Elend verhieß, mußte Ieden mitreißen, der die Fesseln der Schule und der bürgerlichen Ideenwelt gelockert hatte. Aus dem Lager der Proletarier winkte die Gestalt Lassalles, die, wie keine der Neuzeit, geschaffen war, jugendliche Herzen zum Ueberschäumen zu bringen. In geheimen Kon» ventikeln, die Schule und Haus nie erspürten, loderte die Begeisterung für den Volkstribunen auf; aber auch der Haß gegen die Bereiter!n seines frühzeitigen Endes, gegen die Mörderin Helene von Racowitza.
Die Worte, die einst die Gräfin Hatzfeld an Hans von Bülow schrieb: „Ich habe auf Lassalles toten Körper den Schwur geleistet, daß ihm Rache werden soll, und ich muß ihn halten" klangen wie ein heiliges Vermächtniß in den Seelen nach.
Fast drei Iahrzehnte waren darüber hinweggegangen, die Leidenschaften in Liebe und Haß durch Leben und Dulden ihrer Gluth beraubt. Helene von Racowitza? Wenn je ihr Name noch genannt wurde, klang er wie. der einer Verschollenen. Selbst daß sie, die Ruhelose, die rastlos Irrende, am Ende ihres bacchantischen Zuges durch die Welt die legitime Gattin eines russischen Revolutionärs geworden, haftete nur dunkel noch im Bewußtsein. Man schrieb das Iahr 1908; in München waren flüchtige russische Studenten der Polizei in die Arme gefallen und über ihnen schwebte das Schicksal der Auslieferung. Das sollte gehindert, jedes erreichbare Mittel dagegen angewandt werden. Durch diese Sache kam ich zu Sergius von Schewitsch, dessen nächste Verwandte noch Großwürdenträger der russischen Krone waren. In einer nur wenige Häuser umfassenden Seitenstraße des Vorortes Bogenhausen wohnte er mit seiner Helene. Gegend und Milieu liegen darauf schließen, daß der Nomadentrieb des Paares zur Ruhe gekommen sei. Kleine, mit Anmuth und Phantasie eingerichtete Räume, voll von Behaglichkeit und Wärme. Und als der Zweck meines Besuches erfüllt war, als mein Partner, der Typ eines Weltmannes, an mich die Frage richtete, ob ich nicht auch seiner Gattin vorgestellt zu werden wünsche, da flammten wohl noch einen Augenblick alte Abwehrerinnerungen in mir auf; doch sie verstummten, als Helene von Schewitsch eintrat. Und sie mußten für immer verstummen; denn dieser Wärme des Ausdrucks, dieser wahrhaft herzlichen Menschlichkeit in Urtheil und Interesse konnteKeiner widerstreben.Eine innerlichstille,fast hausfraulich schlichte Dame stand vor mir. Der Märchenschein des glühend goldenen Haares war längst verblaßt und von der gefeierten Schönheit des Antlitzes, der stolzen, freien Stirn, dem feinen und kühnen Schnitt der trotzig gebogenen Nase, dem sprühend zärtlichen Auge nur das Unzerstörbare übrig geblieben. Hinzu aber war der Charme der Matrone gekommen.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_273.html[18.07.2014 17:49:15]

Alter, langes Siechthum, Kämpfe um Leben und Existenz und wohl nicht am Wenigsten die Beschäftigung mit philosophischen Problemen hatten das allzu rasch pulsende Blut endlich beruhigt. Helene nennt in einem Brief ihr theosophisches Glaubensbekenntniß „die schönste Endsumme, welche die so oft konsuse Rechnung meines Lebens giebt". Wer in den letzten Iahren ihr näher trat, Der sah bewegt dies Ergebniß innersten Erlebens. Eine Betschwester war das Weltkind von dazumal nicht geworden. Muthig, wenn auch gesättigt, schaute sie ihrer Vergangenheit ins Auge. Einer ihrer treusten Freunde schrieb an und über sie: „Der eigene Lebensinhalt wird für uns werthvoller, wenn ein liebendes Auge darauf ruht. Er wird, geläutert, für uns und Andere zur Klarheit erhoben. Ueber die Niederungen des Alltagslebens, ja, über unser voriges Selbst streben wir hinaus. Wir erblicken vor uns einen Führer und Freund, einen Mitkämpfer und Kameraden. Und das Alles ist Helene für mich. Sie hat tapferer, ausdauernder, erfolgreicher gerungen als ich. Ich war geschützt durch Geburt, Erziehung, Umgebung, Beruf, ängstliches Rück,ichtnehmen auf dasForum der Welt. Dieser äußere Halt hat Helene gefehlt, Sie hat den sittlichen Halt in sich selbst suchen und finden müssen. Und hat ihn gefunden. Darum ist sie mir weit voran und ich blicke zu ihr hinauf." Und an einer anderen Stelle: „Wer nur die wilde Helene kennt, Der beneidet (oder beklagt) dies Sonnenkind um die Höhen und Abgründe ihres Lebens. Nun ist sie still und einsam geworden, aber doppelt beneidenswerth. Höhen und Abgründe kennt sie noch jetzt. Abgründe des Verzagens und Höhen des Sieges. Eines Sieges, gleich werthvoll für den Geretteten wie für sie selbst. Ob er sich behaupten wird, ist ja wohl fraglich. Aber sie hat unmittelbaren und unbeschreiblichen Gewinn. Die Läuterung ist, wo nicht vollendet, doch gefördert. Eine höhere Stufe erreicht. Die Kraft des Ausharrens erprobt. Sie gehört einer vollkomm» neren Reihe an. Sie vernimmt den Chor der Büßerinnen: ‚Daß ja das Nichtige ganz sich verflüchtige, glänze der Dauerstern, ewiger Liebe Kern.' Und in tiefer Beugung antwortet sie wie Iene: ‚Wer zerreißt aus eigener Kraft der Gelüste Ketten?""

Im Oktober 1911 brach das morsche Brett, das die Eristenz der beiden Schewitsch trug. Den Mann hatte die moskowitische Indolenz, die Grandseigneurgewohnheit in der langen Dauer seines münchener Aufenthaltes zu keiner Bethätigung kommen lassen. Wissen und Geist, über die er verfügen konnte, blieben brach. Die eiserne Willenskraft, die ihn in Amerika als Iournalisten und Volksredner vorwärts gebracht hatten, war rostig geworden. Alle Anstrengungen, sich über Wasser zu halten, mißlangen, die alten Verbindungen (Schewitsch war einer der Mitbegründer des Simplizissimus, seine ewige Geldnoth der Grund zu früher Abfindung) waren verloren, die Maschen des Netzes, das ihn umfing, unerträglich eng geworden. Er hat sich getötet. Und Helene ist ihm bald gefolgt. Schon 1905 hatte sie Selbstmord versucht. Als sie zum ersten Mal in den Abgrund blickte, den ihr der geliebte

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_274.html[18.07.2014 17:49:16]

Serge bereitet hatte. Dan» schien es wieder ruhiger um sie werden zu wollen; doch im Inneren schritt das Verhängniß weiter. Und während sie in einem prunklosen, aber ungemein warmen Heim ihre Freunde um sich versammelte und selbst noch an der Schwelle des Greisenalters durch ihren Frauenreiz die Menschen an sich fesselte, krächzten bereits die Raben nach Habe und Gut, nach Edelgestein und Flitter, der in so überreichem Maße aus den Tagen der tollen Freuden zurück geblieben war. Sie blieb sich bis ans Ende getreu: das Gift, das sie nahm, lähmte das Herz; kein verzerrender Zug entstellte das friedvolle Antlitz.

Und wieder stand ich vor ihrer Gestalt, ihrem fast noch blutwar» men Sein und Wirken, als ihr geistiger Nachlaß mich an die Stätte ihrer letzten Tage rief. Längst war das vornehme bogenhausener Quartier mit einer kleinbürgerlichen Wohnung im entlegensten Proletarierviertel vertauscht worden. Vergilbte Blätter, Schwüre der Liebe, Worte der Freundschaft tragend, mancher große Name darunter, geistvolle Plaudereien und neckische Scherze gingen mir durch die Hände. Von ihrem Mohrenprinzen, dem Wallachen Ianko von Racowitz, dem ungeübten Schützen, der einmal in seinem Leben so gut sein Ziel traf, Bild und Locken, in silberner Kapsel sorglich aufgehoben. Von Lassalle nichts mehr; kein Bild, kein Brief; als wäre seine Erscheinung für sie ausgelöscht. Aus dem Kreis seiner Freunde freundschaftliche Zeilen von Karl Oldenberg, dem Weisen der Parlamentstribüne, aus dem Dezember 1867. Dazwischen Stöße von Manuskripten, begonnene und beendete Aufsätze, meist theosophischen Inhalts, und als wohl werthvollstes Bild ihres geistigen Wirkens ans der letzten Zeit ein über volle zwei Iahre sich hinziehender fast täglicher Briefwechsel mit ihrem letzten Freund. Ihr letztes Idol, Schewitsch, war lange zuvor schon, noch als Lebender, in den Staub des Alltags gesunken.

München. Dr. Iulian Marcus«.

Obligationen.

n Preußen gab es 1911 fast 1000 Millionäre mehr als 1910; und die Zahl der Personen, die ein Vermögen von mehr als 20000 Mark versteuerten, ist von 77V0J0 auf 870000 gestiegen. Nun sollte man,meinen, daß der „Rentner" auch im Bezirk der Anlagepapiere der sicherste Kantonist sei. Aber der Prozentsatz der Aktien im Ge» sammtvermögen ist von Iahr zu Iahr größer geworden; und seit 1909 hat das Publikum die Hürde der Dividendenwerthe kaum noch verlassen. Staatspapiere, Kommunalanleihen, Hypothekenpfandbriefe, Industrieobligationen: wer zählt die Völker, nennt die Namen? Das Alles will untergebracht sein. Da muß oft kräftig nachgeholfen werden. Die Hypothekenbanken heizen beim Vertrieb ihrer Pfandbriefe so stark, daß schon ge'ragtwird, obdieBonifikationennichtbegrenztwerdensollten.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_275.html[18.07.2014 17:49:16]

Die Kreditbank bekommt ihre Vergütung für den 'Absatz der Obligationen und zahlt eine Provision an den Bankier, der die Papiere bei seiner Kundschaft unterbringt. Das macht 2 Prozent Verkaufsprämie; und die künstliche Erwärmung des Marktes bewirkt wunderliche Erscheinungen. Daß zwischen alten und neuen Serien von Hypothekenpfandbriefen Kursdisferenzen von 1>,^ Prozent bestehen, ist nur der ungleichartigen Behandlung der Papiere durch die Banken zuzuschreiben. Die interessiren sich eben nur für die neusten Ausgaben und sehen in den älteren „zurückgestellte Waaren". Das Publikum aber wähnt, vor Kursverlust sicher zu sein, weil „die Hypothekenbanken den Börsenpreis ihrer Schuldverschreibungen stützen". Das ist eitler Wahn, Daß der Umlauf der Hypothekenpfandbriefe im Iahr 1911 sich um 522 auf 11213 Millionen ausdehnte, obwohl die Neigung des Publikums den Dividendenträgern gehörte, beweist nur, wie geschickt der Verkauf betrieben wurde. Staatsanleihen sind gewiß nicht schlechter als die Schuldverschreibungen der Pfandbriefbanken; und doch schwerer abzusetzen. (Den Werth einer zuverläfsigen Verkaufstechnik zeigte der große Erfolg der jüngsten österreichischen Rentenemission. Bis in die kleinste Hütte drang der Ruf zur Betheiligung. Die deutschen Anleihen mußten sich mit einem Achtungerfolg begnügen; doch ist kein Grund zur Klage, wenn die Subskribenten bei der Stange bleiben.) Schon wurde erzählt, die Hypothekenbanken seien entschlossen, über den vierprozen» tigen Normaltypus hinauszugehen. Vor einigen Iahren haben zwei Institute (Deutsche undBerliner Hypothekenbank) h'/sprozentige Schuldverschreibungen ausgegeben. Das Experiment blieb vereinzelt; jetzt, hieß es, empfiehlt die Situation des Grundstück» und Baumarktes, besonders in Berlin, die Wiederholung. Aber gerade die Schwierigkeit, gutes Hypothekenmaterial zu erlangen, müßte die Hypothekenbanken mit der Begrenzung des Pfandbriefabsatzes aussöhnen. Die Summen, die in Hypotheken angelegt werden können, nehmen rafcher zu als die Chancen ihrer Verwendung. Die Konkurrenz ist nicht klein: im Wettbewerb mit den Pfandbriefbanken stehen die Versicherungsgesellschaften, Sparkafsen, Stistungsgelder und das Privatkapital. Am ersten Ianuar 1913 tritt das Gesetz für die Versicherung der Privatbeamten in Kraft, Die Beiträge, die von Chefs und Angestellten bezahlt werden müssen, sind auf etwa 250 Millionen Mark im Iahr zu schätzen. Wenn davon auch nur der dritte Theil in Hypotheken untergebracht wird, müssen die Beherrscher des Hypothekengeschäftes die Wirkung spüren. Eines Tages wird der Vertrieb neuer Pfandbriefe sich verlangsamen; doch die Hypothekenbanken können durch die Prolongirung alter Hypotheken, zu besseren Bedingungen als beim ersten Abschluß, die ihnen entfallende Zinsensumme wieder hereinbringen. Vielleicht nützt den Staatspapieren die Karenz, die sich die Hypothekenbanken auferlegen müssen. Die Schicksalslinien der verschiedenen Gattungen von Schuldverschreibungen kreuzen sich; jeder Richtungwechsel wirkt auf alle Theile. Der sichere Zins hat seine Wirkung auf den Kapitalisten noch nicht verloren. Mit der Schuldverschreibung ist ja auch

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_276.html[18.07.2014 17:49:17]

Obligationen.
leichter zu arbeiten als mit der Aktie. Bankschulden gehören zum In»
ventar industrieller Unternehmungen. Werden sie läftig (durch hohe
Zinsen oder störende Breite in der Bilanz, so daß sie als Schönheit«
fehler wirken), dann wandelt man sie.in eine Obligationenanleihe um.
Die Bank wird abgefunden und an ihre Stelle treten die Besitzer der
Obligationen. Das vom Kaiserlichen Statistischen Amt herausgegebene
Verzeichniß der „Schuldverschreibungen der deutschen Aktiengesell-
schaften und sonstigen privatrechtlichen Schuldner" lehrt, daß Ende
1910 für etwa 3964 Millionen Mark Obligationen in Umlauf waren,
die sich auf 2017 privatrechtliche Schuldner (mit Ausnahme der Boden»
kreditinstitute) vertheilten. Auf Aktiengesellschaften entfielen etwa 3^4
Milliarden. Zur Charakteristik dieser Art von Obligationen ist die Un-
terscheidung in Schuldverschreibungen auf den Namen oder Inhaber
wichtig. Von den 3964 Millionen waren nur 586 Millionen auf den
Inhaber ausgestellt. Daraus ist zu ersehen, daß bei der Industrieobli-
gation besondere Garantien nothwendig sind, die nicht nur in ihrer
eigenen Sicherung (2050 Millionen waren durch hypothekarische Ein»
tragungen verbürgt), sondern auch im Verhalten des Gesetzgebers zum
Ausdruck kommen. Das Bürgerliche Gesetzbuch erkennt nur die Obli-
gation an, die auf den Namen (eines Bankhauses oder eines anderen
Ausstellers) lautet und durch Indossament übertragbar ist. Zur Aus-
gabe von Schuldverschreibungen auf den Inhaber ist die Genehmigung
der Landesregirung erforderlich, die in Preußen niemals ertheilt wird.
Nicht einmal die Große Berliner Straßenbahn konnte das Inhaber-
privileg für ihre letzte große Anleihe erreichen. In anderen Bundes-
staaten ist man weniger streng; selbst wenn die Firma, die die Obliga-
tionen ausgiebt, keine Riesengesellschaft ist. Iedensalls gehört die In-
dustrieobligation zur Gattung der Papiere, die sich besonderen Vor-
schristen unterwerfen müssen, weil sie als besonders sicher gelten wol-
len. Da der Staat nicht jede Industriegesellschaft, die Obligationen
ausgeben will, bis ins Innerste prüfen kann, sucht er sich durch die
Bedingung der Namensangabe so gut wie möglich zu schützen.
Bis ins Innerste dringt oft ja nicht einmal das Auge der Näch-
sten. Die Hohenlohewerke haben der Deutschen Bank eine Obligatio-
nenanleihe von 40 Millionen Mark „begeben", deren Andenken in der
deutschen Wirthschaftgeschichte fortleben wird. Seit der Veröffentlich-
ung dieser Transaktion muß der von der Deutschen Bank patronisirte
Finanz» und Industrieconcern der Fürsten Christian Kraft zu Hohen»
lohe»Oehringen und Max Egon Fürstenberg allerlei Unerfreuliches
hören. Die Hohenlohewerke sind (oder waren) der werthvollste Bestand»
theil der fürstlichen Unternehmungen. Sie wurden im Jahr 1905 mit
40 Millionen Mark Aktienkapital gegründet und haben heute 80 Mil-
lionen. Dem Fürsten zu Hohenlohe wurden für seinen Besitz an Berg-
werken, Bergwerkantheilen, Grubenseldern 44 Millionen gezahlt und
eine ewige Iahresrente von 3 Millionen Mark gesichert. Am ersten
Oktober 1910 ist die Rente gegen 32 Millionen Mark neuer Aktien ab-
gelöst worden. Das ganze Aktienkapital ist zum Börsenhandel zuge.

lassen; die Stücke werden auch im Ultimoverkehr notirt (letzter Kurs
200 Prozent)). Für 1910/1 l wurden II Prozent Dividende (vorher 9)
gezahlt. Ende Ianuar lasen wir, der Stellvertretende Borsitzende des
Aufsichtrathes, Geheimer KommerzienrathFritz von Friedländer»Fuld,
habe sein Amt niedergelegt, weil er überbürdet sei. Wenige Tage spä-
ter hieß es, die Verwaltung der Hohenlohewerke werde eine Anleihe
von 40 Millionen Mark aufnehmen, um neue Kohlenselder zu erschlie-
ßen. Nun erinnerte man sich, daß neben der Firma Emanuel Fried-
länder S Co. der vom Fürstentrust gegründeten G. m. b. H. Wulff S
Co. der Verkauf der Hohenlohe»Kohlen übertragen worden war, und
vermuthete, daß durch die Anlage und Ausbeute neuer Schächte der
Einsluß der Firma Wulff S Co. wachsen werde. Der Vertrag mit
Friedländer endet zwar mit dem Iahr 1915; doch scheint dafür vorgc»
sorgt zu sein, daß nur Wulff vom Zuwachs der Kohlenproduktion
Nutzen habe. Rebus sie stsntibus konnte Herrn von Friedländer»Fuld
die Erschließung neuer Kohlenselder nicht wünschenswerth sein. Hat
er gegen die Anleihe protestirt? Er selbst behauptet, daß er von dem
Finanzplan erst nach seinem Rücktritt aus dem Aufsichtrath der Hohen-
lohewerke gehört habe; aber die Absicht auf die Schachtbauten wird ihm
wohl bekannt gewesen sein. Auch vernahm man von Konslikten mit
dem Generaldirektor Lob, von der Entlassung zweier Direktoren und
von Bücherrevisionen. Der Generaldirektor bleibt „bis auf Weiteres";
zwei Stellvertretende Direktoren erklärten öffentlich, daß der Aufsicht-
rath, ohne zu hören, sie dem Amt enthoben habe. Vielfach wird er-
zählt, die Direktoren der Hohenlohewerke seien durch ihre Haltung bei
den Reichstagswahlen der Hüttenpartei (Hilger, Uthemann, Williger)
mißliebig geworden, deren Beschwerde den Fürsten Hohenlohe alarmirt
habe. Dem Aufsichtrath der Hohenlohewerke präfidirt Kommerzienrath
Kloenne, Direktor der Deutschen Bank. Höher aber als er thront Fürst
Hohenlohe, der die Aktienmehrheit hat. Will er den Diktator spielen?
Das würde höchstens einem Finanzgenie verziehen. Die Verwaltung
hat der Presse mitgetheilt, sie müsse für die Aufschließung der gleiwitzer
Kohlenselder „Investitionen bis zur Höhe von 20 Millionen" machen
(die Börsensachverständigen glaubten, 10 würden genügen) und brauche
die andere Hälfte für andere Zwecke (der Hohenlohewerke, müssen wir
annehmen; nicht etwa zur Deckung anderer Bedürfnisse im Bereich des
Fürstentrusts); die Revision (durch die Deutsche Treuhandgesellschaft)
habe mit der Geschäftslage von heute nicht das Allergeringste zu thun.
Daß diese Erklärung die entstandenen Zweifel beseitigt habe, kann
kein Ehrlicher behaupten. lieber dem Geschäftsbereich der Fürsten, der
ja auch noch die Posten Boswau « Knauer, Wolf Wertheim und Pas»
sagetaufhaus umfaßt, haben sich so dunkle Wolken zusammengezogen,
daß Karl Fürstcnberg Grund hätte, sich seiner frühen Prognose zu
rühmen und in der Burgstraße, wo Kurzsichtige seinen Rücktritt aus
der Fürstenzone einst wie eine böse Schlappe bespöttelten, laut zu sa-
gen: „Das, Kinder, war der klügste Einsall meines Lebens." Ladon.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_278.html[18.07.2014 17:49:18]

Zwei Briefe.
WDrofessor Dr. Naecke hat hier in seinem Aufsatz „Die Leitung
H?M Schwachsinniger" empfohlen, die leitende Stellung in den An»
stalten, unter deren Insafsen auch Schwachsinnige sind, dem Päda-
gogen zu nehmen und sie dem pfychiatrisch geschulten Arzt, der auch
pädagogische Kenntnisse haben soll, zu übertragen. „Der Schwach-
sinnige ist geisteskrank": mit diesem kategorischen Satz wird die For-
derung begründet. Wäre er von der Wissenschaft als durchaus richtig
erwiesen, dann wäre das Verlangen nach ärztlicher Anstaltleitung
berechtigt. Noch aber behaupten auch namhafte Aerzte, daß die Schwach-
sinnigen nicht zu den Geisteskranken gerechnet werden dürfen. Bei den
schwachsinnigen Zöglingen handelt sichs um abgelaufene Krankheiten,
dcren Ursprung im Foetalleben oder im ersten Kindesalter zu suchen
ist. Den pfychischen Zustand eines Schwachsinnigen kann man dem
körperlichen Zustand eines Schwächlings oder Krüppels vergleichen,
dic man nicht zu den Schwerkranken zählt. Der Schwachsinnige ist
ein Gehirnkrüppel, Und wie man den schwachen Körper durch gym-
nastische Uebungen zu kräftigen versucht, so soll die Gymnastik des Gei-
stes, Unterricht und Erziehung die schwachen Sinne stählen. Das ist
des Pädagogen Sache, nicht des Arztes. Professor Dr. Kraepelin ur»
theilt: „Die Pflege, die Erziehung, der Unterricht in Schwachsinnigen»
anstalten gehört in die Hände der Pädagogen; wenn es sich aber darum
handelt, die Ursachen des Schwachsinnes zu untersuchen, die eigent-
lichen Krankheitzustände, körperliche und geistige, zu behandeln, die
Analogien der Erscheinungen des Schwachsinns mit den Zuständen
der Geisteskrankheiten festzustellen und endlich die Heilmittel zu fin-
den, so ist Das Sache des Arztes. Die Grenze zwischen Pädagogen und
Aerzten kann nur da liegen, wo die Grenze zwischen Schule und Kran-
kenhaus ist. Die Schule gehört dem Pädagogen, das Krankenhaus
dem Arzt." Auch der bedeutende Irrenarzt Or. Pelmann hat ausge-
sprochen, daf; vom Arzt gegen Schwachsinn nicht viel zu thun sei, weil
es sich hier in den meisten Fällen um abgelaufene Krankheitprozesse
handelt. Als Mitarbeiter aber brauchen und wünschen wir den Arzt,
Wir wollen sein Urtheil hören und seinen Rath beachten, so lange er
auf dem Gebiet physiologischer und psychologischer Erkenntniß bleibt.
Wir wollen seine Anordnungen zum Schutz vor Schwächezuständen
und Krankheit aller Art genau befolgen. Aber die Schule und die
Anstaltordnung haben wir zu leiten. Die Heilpädagogik soll nicht ih-
rer erzieherischen und deshalb sozialen Bedeutung entkleidet und zu
Handlangerdiensten verurtheilt werden. Sonst wären für ihre Zwecke
tüchtige Erzieher, Pädagogen von Ruf bald nicht mehr zu haben: und
den Schaden hätten die armen Schwachsinnigen. Das wäre die Folge,
wenn Naeckes Wunsch erfüllt und den Aerzten die „Regirung" der
Anstalten überlafsen würde, in denen nicht Kranke, sondern Krän-
kelnde, Schwache hausen,

Bromberg. Ernst Grimm, Taubstummenlehrcr,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_279.html[18.07.2014 17:49:18]

II, Ein Leser der „Zukunst" schreibt mir: Vor ein paar Wochen
schritt ich durch die Gänge einer Kaferne, um einen alten Freund auf»
zufuchen. Da starrt mich aus einer Ecke, zwischen den Bildern ehrwür-
diger Kurfürsten, ein ganz moderner Apparat an, so ein dickbauchiger
Automat mit der stummen Bitte, ihm zwanzig Pfennige anzuver-
trauen. „Ziehen": Das thue ich gern; ich zog also und... Und hatte
ein „unsehlbares" Heilmittel gegen Gonorrhöe und Syphilis in der
Hand, „Ietzt pafsirt nichts mehr", sagte, mit breitem Grinsen, ein Re-
krut, der daneben stand. Die Untersuchung ergab, daß das Mittel kei-
nerlei Heilkraft habe. Und den zuständigen Stellen kam zum Bewußt-
sein, daß die sichtbare Aufstellung der Automaten zu geschlechtlicher
Ausschweisung geradezu herausfordere. Vorgestern ging ich den selben
Weg. Mein Blick suchte den Automaten: er war verschwunden. An
de? Wand aber hing, unter den Bildern ehrwürdiger Kurfürsten, der
Erlaß, dessen Wortlaut hier folgt:
Kriegsministerium. Berlin ^, gg, den 20. Ianuar 1912,
Nr. 876/1. 12 16. ^.
Seine Majestät der Kaiser und König haben zu bestimmen ge-
ruht, daß die Aufstellung von Automaten mit vorbeugenden Mitteln
gegen venerische Krankheiten (Viro»Automaten usw.) in den Kafernen
verboten wird und daß solche Mittel käuflich nicht mehr bereit zu stel-
len sind. Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Heer wird
nach wie vor in erster Linie durch die in der Verfügung vom einund-
zwanzigsten Iuni 1904 Nr. 957/5. 04 A. ^. angeordneten Belehrungen
anzustreben sein. Dort, wo nach Lage der örtlichen Verhältnisse und
nach dem Ermessen der Truppenkommandeure weitergehende Maß-
nahmen angezeigt erscheinen, sind auf den Kafernenkrankenstuben vor-
beugende Mittel vorräthig zu halten und solchen Leuten unentgelt-
lich zu verabfolgen, die sich, trotz der Belehrung, der Gefahr einer An-
steckung ausgesetzt haben. Die Truppen sind gegebenen Falls bei den
Belehrungen auf diese Maßnahme in geeigneter Weise hinzuweisen.
Die Auswahl und die Art der Abgabe wirksamer und für die Gesund-
heit unschädlicher Mittel regeln die Truppenärzte nach Vortrag beim
Truppenkommando. Dem Ermessen der Truppenkommandeure wird
es anHeim gestellt, Leute, die geschlechtlich erkranken, ohne von den be-
reitgestellten Mitteln rechtzeitig Gebrauch gemacht zu haben, zu be-
strafen. Auf die Durchführung der vorerwähnten Verhütungmaßnahme
bei den Kriegschulen wird besonderer Werth zu legen fein. Zum fünf-
zehnten Ianuar 1913 darf einem Bericht über vorstehende Maßnah-
men und ihren Erfolg entgegengesehen werden, insbesondere darüber,
wo in den Kafernenkrankenstuben vorbeugende Mittel und welche be-
reitgehalten werden, in welchem Umfang sie bei den einzelnen Trup-
pen benutzt worden sind, ob sich das Verfahren bewährt hat und in
welcher Weise für seine Durchführung gesorgt wird.
An die Königlichen Generalkommandos, von Heeringen,
Herausgeber und verantwortlich'r Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
lag dcr Z,ik„, s, in B,,U,>, - Dmck von Pajj « »arlcb S „, b, S in Verlin.
file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_280.html[18.07.2014 17:49:19]

Berlin, den 2. März 1912.
Residua.
Marokko»Kongo.
^echsTage hafnach langwierigerBerathung in derKommissi»
on, die Erörterung des franko»deutschen Vertrages vom vier»
tenNovember1911imSenatderFranzösischenRepublik gedauert.
Am zehntenFebruar ist derVertrag (mit 212gegen8l)Stimmen)
auch in Zweiter Instanz endlich angenommen worden. Von den
im Palais»Luxembourg gehaltenen Reden drang kaum ein Mattes
Echo in deutsche Ohren. Den Offiziösen paßte der Inhalt nicht in
den Kram; dieLiberalen brauchten alleZeit, allenRaum, um die
herrlichen «Siege der Linken "zu verzeichnen. Manches darf aber
auch bei uns nichtungehört verhallen. Daß der Vertrag den Fran-
zosen viel größeren Vortheil bringt als dem Deutschen Reich,
ward nirgends bestritten. Viele meinen, daß dieser Profit noch
billiger zu haben war; und die Schwachheit des Herrn Caillaux,
der sich.so lange ein deutsches KriegsschiffvorAgadirlag,inVer«
handlungen einließ, wird in beiden Kammern verurtheilt. (Diesen
Minister, einen Guizot kleinen Formates, hat nur der jähcRück»
tritt des Herrn von Lindequist noch ein Weilchen im Amt gehalten.)
Die wichtigsten Reden waren diederHerrenPichon,Ribot,Poin»
care, Clemenceau. Herr Stephen Pichon, der uns freundlichste
Leiter des internationalen Geschäftes, den die Republik seit tza»
notauz hatte, mußte die Wohnung amOuaid'Orsay räumen,weil
das berlinerThorengeschreiüberdie »potsdamer Errungenschast"
2,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_281.html[18.07.2014 17:49:20]

ihn dem Vertrauen der Kammern entwurzelte. Aus der Rede,
die seine Ablehnung des Novembervertrages begründen sollte:
»Der Vertrag vom neunten Februar 1909 war der Lohn des zähen
Beharrens in unseremRecht. Er gab uns, wie auchFürstBülow
ausdrücklich anerkannthat, Marokko. Er war kein endgiltigerAb»
schluß; doch er sicherte uns die ruhige Entwickelung und hatte uns
nichts gekostet. Später hat Deutschland Forderungen gestellt, die
mit diesem Vertrag unvereinbar waren. Wir mußten auf seinem
Boden bleiben und durften keine Kompensation gewähren. Im
April 1911 rief uns der Sultan nach Fez. Alle Konsuln hielten
den Marsch für unvermeidlich; auch der Deutsche Konsul sprach
sich in diesem Sinn aus. Die Instruktionen, die General Moinier
erhielt, wurden allen Mächten mitgetheilt und genau ausgeführt.
Trotzdem behauptete dann Herr von Kiderlen, wir seien über die
Grenze unserer Rechte hinausgegangen, und sagte in Kissingen
zum Botschafter Cambon: .Bringen Sie uns Etwas aus Paris
mit.' Während die beiden Regirungen die Möglichkeit der Ver-
ständigung suchten, überraschte uns der Streich von Agadir.Von
Unruhen in und bei diesem Hafen konnte im Ernst nicht die Rede
sein. Ich bedaure, daß wir uns unter dem Druck einer Drohung
überhaupt zu Gesprächen hergegeben haben; unsere Pflicht war,
zunächst dieseDrohung abzuwehren und die Verhandlung in Ge-
meinschaft mit allen Signatarmächten derAlgesirasakte zu führen.
Ein paarTagenach der bekanntenRede des Schatzkanzlers Lloyd
George hatDeutschland dem londoner Kabinet angezeigt, daß es
nicht daran denke,inAgadirTruppen zu landen. Jetzt? Auch der
neue Vertrag ist nur einKompromiß und eineEtape aufunserem
Weg.Deutschland verzichtet aufRechte, die wir ihm niemals ge»
währt haben. In einem Vertrag, der uns unter Drohung abver»
langt wurde, fehe ich eine Demüthigung und kann ihm deshalb
nicht zustimmen." Herr Ribot: »Wir können den Vertrag nicht
ablehnen; was er uns giebt, ist nicht wenig. Der selbe Kaiser, der
sich vor sieben Iahren sür die UnabhängigkeitMarokkos verbürgt
hat, muß jetzt unser Protektoratsrecht auf Marokko anerkennen.
Aber wenn ich, als das deutsche Kriegsschiff nach Agadir geschickt
wurde.MinisterderAuswärtigenAngelegenheitengewesenwäre,
hätte ich Herrn Cambon nicht erlaubt, nach Berlin zurückzukehren."
Ministerpräsident Poincare: » Man hat gesagt, im Kongo sei unser

Gebiet von den deutschen Fühlhörnern bedroht. Das ist nicht
richtig: die deutsch gewordenenLandstreifen sind auf allen Seiten
von unserem Kolonialbesitz eingeschlossen. Wenns nicht so wäre,
würde ich, als Freund herzlichen Einvernehmens mit Belgien,
denVertrag hier nicht vertheidigen. Man hat gerügt, daß wir ver-
pflichtet feien, in Marokko den Wettbewerb um die öffentlichen
Arbeiten allen Nationen zu den selben Bedingungen zu ermög-
lichen. Dabei wurde nur das Wesentlichste nicht erwähnt: das
Recht der (von uns kontrolirten) marokkanischen Regirung, die
großenArbeiten, denBau von Eisenbahnen, Häfen, Telegraphen-
linien und Aehnliches, nach ihrem Belieben zu vergeben, sie also
auch französischen Gesellschaften anzuvertrauen. Werden unsere
alten und neuenRechte jemals bestritten, dann werden wir keine
Schwäche zeigen, sondern so deutlich und in so festem Ton sprechen,
daß man uns hören wird." Herr Clemenceau: »Der Vertrag ähnelt
demTrojanischenPferd; alsein Friedenspfand wird er gepriesen
und aus seinem Inhalt klingt mir doch Waffengeklirr ins Ohr.
Wir mußten nach Fez gehen. Ich hatte gezweifelt, bin aber durch
die Akten überzeugt worden. Es wäre eine Schande gewesen, wenn
Frankreich, aus Furcht vor deutschem Einspruch, das Nothwen»
dige nicht gethan hätte. So lange ein deutsches Kriegsschiff vor
Agadir lag, durften wir nicht verhandeln. Darin stimme ichmitden
Herren Pichonund Ribot überein. Wir mußten uns in das Febru»
arabkommen vom Iahr 1909 verschanzen, den deutschen Eingriff
mit aller Kraft abwehren und Europa als Schiedsrichter anrufen.
Der deutsche Geist ist anders als unserer. Das Verhälniß ist schwie-
rig geworden, weil Deutschland sich durchseinen Siegzur Herrschaft
berechtigt glaubt und wir nicht zugeben können, daß unsere Nie-
derlage uns ins Vafallenthum zwinge. Als Jules Favre (er hat
inirs felbst erzählt) in Versailles den Bundeskanzler beschworen
hatte, die deutschen Truppen nicht in Paris einziehen zu lassen und
sich mit dem Ruhm, unsere Hauptstadt zur Uebergabe genöthigt
zu haben, zu begnügen, antwortete Bismarck:,Ruhm? Das Wort
hat bei uns keinen Kurs.' Deutschland hat uns besiegt, nicht un-
terworfen. Die Lebenden halten denToten dieTreue.Wir haben
in der Welt noch Manches zu thun und zu sagen. Wenn dem Muth,
dem Feuer, der bewundernswerthen Energie, von denen das Land
uns täglich Proben zeigt, Selbstzucht und kühle Ueberlegung sich
2S»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_283.html[18.07.2014 17:49:21]

gesellen, ist uns dieRache gewiß. Menschen, die nicht besiegt sein
wollen, die ihr Leben dem Vaterland als Opfer hinwerfen, sind
unbesieglich.Und an demTag, der den Marschbefehl bringt, wer-
den die selben Leute, die sich jetzt von verblendeten Schwätzern
gegen das Baterland aufhetzen lassen, Gewehre verlangen. Un«
ferePflicht ist, den Vertrag abzulehnen. IstDeutschland dann un-
zufrieden, — nun, so mag Deutschland unzufrieden sein."
Was seit acht Monaten hier vorausgesagt wurde,ist Ereig-
niß geworden. Wir haben ein schlechtes Geschäft gemacht, den
Franzosen, die der Panthersprung demüthigen sollte, in neue be-
trächtliche Machtmehrung geholfen, dem Islam uns, als unzu-
verlässige Freunde, entwerthet und Methoden angewandt, deren
Spur wir längst lieber inDunkel bürgen. Wer heute die Novem-
berreden des Herrn von Bethmann liest, die der Zuversicht auf
eine nahe Wiedergeburt franko°deutscherFreundscl)aftAusdruck
geben, wird fragen, wie solche Blindheit möglich war.
(Undwarum mußtetzerrvonKiderlen im Januar nachRom
reisen? Um der Stifter eines Friedens zu scheinen, zu dem die
Türkei jetzt, da der Araberaufstand organisirt ist, sich schwerer ent-
schließen wird als unter dem Dezembermond? Oder, weil ers in
Berlin nicht aushält und die Urlaubsfristen drum länger dehnt
als je ein Borgänger im Amt? In Rom wurde nichts erreicht, in
Konstantinopel neuer Zorn gezüchtet. Hat Herr Giolitti sich we-
nigstens verpflichtet, den Bau einer den deutschen Kongo der tri»
politanischen Küste verbindenden Eisenbahn zu fördern? Oder ist
daran noch gar nicht gedacht und als Lohn für alles den Italie-
nern Gewährte nur die Erneuung des Bündnißvertrages er-
strebt worden, den, nach Aehrenthals Tod, römische Schlauheit
sicher nicht freiwillig ablaufen ließe? ViäeatlaM«' K«manu8...)
Liest Herr von Bethmann französische Zeitungen? Weiß er,
welches Echo der Rath des„!Vlat!n", durch Spenden der Kommu-
nen und derPrefseFrankreichsLuftflotte rasch zu stärken,geweckt
hat? Die Minister Poincare, Millerand, Delcasse (»äevelopper
I'aviation, c'estßiAnäirIaffrance«)spendenlauten Beifall. Ausallen
Lagern tönts: »Wir müssen uns, um jeden Preis, die Herrschaft
im Luftreich sichern. Wir dürfen weder warten, bis Deutschland
auch da vorwärts gekommen ist,noch blind derRegirung vertrauen,
die für allesNöthige undMöglicheinihrerWeisheitfchonforgen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_284.html[18.07.2014 17:49:21]

werde. Aus eigener Kraft und aus eigenem Willen muß Frank»
reichsVolk sich so wehrfähig machen, wie es irgend vermag." Von
allen Seiten strömt das Geld herbei und ein Patriotenrausch ver-
bündet die Gegner von gestern. Die Soldaten werden auf jeder
Straße bejubelt und aus abertausend Kehlen kam, am vorigen
Sonnabend, auf demBoulevard Saint»Michel und vor dem Denk-
mal der Stadt Straßburg der Ruf: »Wir müssen den Elsaß ha»
den!" Sind solche Vorgänge nicht am Ende fast eben so wichtig
wie der Zank undStank unserer ehrenwerthenFraktionen?Herrn
von Bethmann aber, dem Organisator neuer Lothringerhoffnung,
wird bei seiner Gottähnlichkeit noch immer nicht bang.

Aehrenthal.

Alois Lexa Graf von Aehrenthal ist tapfer gestorben; und
hatte gerade im letzten Jahr tapfer gelebt. Kein leichtes Los ward
ihm. Kanzler (nicht den Titel hatte er, doch den Geschäftsbereich)
eines Greises, der, wenns die Ehre irgend erlaubte, nicht mehr
Krieg führen wollte; und mit seiner Zukunft auf die Gunst eines
Heftigen hingewiesen, der dieses Greises Ansehen rasch noch für
das ihm nothwendig Scheinende auszumünzen trachtete. Wenn
Aehrenthalnur den eigenen Vortheil bedachtund (nach Bismarcks
grimmigemWort) » für die maßgebende Zukunft optirt hätte", sähe
es in Oesterreich und in Ungarn heute wohl anders aus. Wäre
Freiherr Conrad vonHötzendorf noch Generalstabschef, die Süd»
grenze derMonarchie stärker befestigt und von größeren Truppen»
mengen bewacht, mit den Häuptern der magyarischen Achtund-
vierziger nicht so lange, nicht in so sanftem Ton verhandelt wor»
den. AberAehrenthal war ein demKaiser treuerMann; erfühlte
sich an das Gelübde.ohne Krieg auszukommen, gebunden und ihm,
in dessen kühler Geschäftsmannsseele doch nichts vom dumpfen
Vasallensinn eines Bancban lebte, ward zwischen den Hecken der
schönbrunner Politik die Werkstatt niemals zu eng. Seit zwei
Iahren war er ein kranker Mann. Schon morsch, als er im Fe»
bruar 1910 nach Berlin kam, dann zwei Tage lang in München
mit zwei Prinzen und einem Minister verhandelte und die auf-
horchende Diplomatie Europas an die Thatsache erinnerte, daß
Bayern, da es das Recht auf eigene Gesandtschaften hat und aus»
übt, auch zu freiem Verkehr mit den Geschäftsführern fremder

Großmächte berechtigt ist. Vielleicht hat er dieUnruhe und Sorge
des bosnischen Jahres, die unerwartete Gefahr eines ohne zu»
reichende strategische Eisenstranglinien schwer zu führenden Krie»
ges nie ganz überwunden. Dadurch würde erklärt, daß er die ein»
träglichsten Gelegenheiten verzauderte, gegen die russo»italische
Freundschaft (Desio»Racconigi) sich nicht zu rechter Zeit asseku»
rirte und in einerseinem Wesen sonst fernentzast in die Schlappe
desFriedjung»Prozesses rannte. Bis zum letztenWank aber hat
er gearbeitet; und hätte just im letzten Lebensjahr auch als Kern»
gesunder kaum anders gehandelt. Italiens Expansion nach Nord»
afrika war ihm nicht unwillkommen. Für Jahre, dachte er, haben
die Römer nun auf libyschem Boden zu thun, können nicht an
Albanien denken und werden bald merken, wie unbequem Frank»
reich ihnen imMittelmeer wird; aus freiem Willen also den Bund
mit den Kaisermächten nicht lockern. Deshalb wollte er sich ihnen
freundlich zeigen; sie nicht in den Tagennationaler Erregung durch
die vom Erzherzog Franz Ferdinand gewünschten Truppenver»
schiebungen zu neuem Groll reizen. Ein Weilchen sah es aus, als
solle Aehrenthal unterliegen. Freiherrvon Schönaich, derReichs»
kricgsminister, der das Militärprogramm des Grafen in den Dele-
gationenvertreten hatte, mußte demWillendesThronfolgerswei»
chen («Den Franz kann ich ja nicht wegschicken", seufzte der alte
Kaiser). Noch einmal aberrafftedersiecheMannamBallplatz sich
auf.Regirt in diesemReich nichtmehrFranzIoseph?Dürfen wir,
derenBlick nicht weit genug reicht, um derVorsehung in dieKar»
ten zu gucken, einen Präventivkrieg führen, der alles Ruhende in
Bewegung brächte? Uns auch nur, durch den Schein der Kriegs»
Vorbereitung, Feinde machen, deren Wuth dann, in uns ungün»
stiger Stunde, nicht leicht zu entwaffnen wäre? In London und
Petersburg, Paris und Berlin wurde die Wahrung des euro»
päifchen Friedens gewünscht. Hötzendorf fiel und Franz Ferdi»
nand mußte sich fügen. Als Sieger istAehrenthal gestorben. Sein
Auge war schon blicklos, als der Kaiser ihm, mit den Brillanten
zum Großkreuz des Stephansordens, denAbschiedsbrief schickte,
der ihn „ungeschmälerten Vertrauens "versicherte. Doch er wußte,
daß er gesiegt habe und daß Graf Berchtold, dem er im Herbst
die Nachfolge zugedacht hatte, sein Amt erben werde.
In dem mährischen Schloß dieses Grafen Leopold Berchtold,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_286.html[18.07.2014 17:49:22]

derOesterreich»Ungarn amZarenhof vertrat, hatAehrenthaleine
Schicksalsstunde erlebt. tzerrIswolskij,den er ausBukarestkannte,
wollte dem Zarenreich inStambul und Galata Stützpunkte gegen
den rebellirenden Islam schaffen und halle dem wiener Kollegen,
umihndemPlan günstigzustimmen, leis die Annexion des Sand»
schaks Novibazar angeboten. Am fünfzehnten September 1908
trifft er in Buchlau den Freiherrn von Aehrenthal (der vier Di-
plomaten mitgebracht hat: die Botschafter Grafen Berchtold und
Lützow, den GesandtenBaron Gagern und den Sektionchef Gra-
fen Esterhazy). Nach der jungtürkischen Revolution ist die Ge»
bietsdehnungunmöglichgeworden.dieimJuninochmöglichschien.
Der Russe denkt nicht mehr an Dardanellenforts, der Oesterrei»
cher nicht an den Sandschak. Bosnien und die Herzegowina? Die
muß Oesterreich nun nächstensseinemReichsleib eingliedern; die
Serbenwühlerei wird unerträglich und Wien kann nicht dulden,
daß in den seit dreißig Iahren okkupirten Provinzen im Namen
des Sultans Wahlen fürs Türkenparlament angeordnet werden.
Iswolskijs Stirn umwölkt sich. Die Südslaven würden die An«
nexion als neue Kränkung empfinden; und sie müßte von einem
Europäischen Kongreß bewilligt werden. Einen, der die Einver»
leibung nur registrirtund unser Befitzrechtnichtersterörtert, würde
ich ohne Zaudern beschicken, spricht Aehrenthal; nöthig dünkt er
mich nicht: mit Rußland ist die Sache seit der Reichstadts? Kon-
vention geordnet, mit der Türkei werden wir uns verständigen
und die anderen Mächte haben nicht dreinzureden. »Und wenn
wir, als Entgelt, die Oeffnung derMeerengen fordern?" Oester»
reich wird Ihnen keine Schwierigkeit machen. In einer gemein»
sam redigirtenMittheilung an diePresse wird die »vollkommene
Uebereinstimmung" der beiden Minister festgestellt. Herzlicher
Abschied. Iswolskij hat nur noch gebeten, ihm den Entschluß zur
Annexion früher als Anderen anzuzeigen. In Paris hört er, ein
paar Tage danach, daß Graf Khevenhüller dem Präsidenten der
Republik dieThatsache derAnnexiongemeldethabe. Errast durch
Europa,um einen zur Demüthigung Oesterreichs bereiten Kongreß
zusammenzubringen; wird inBerlin abgewiesen, in Paris gefoppt
und muß knirschend (um nicht durch die Veröffentlichung seiner
Briefe kompromittirt zu werden) schließlich in der Reichsduma
zugeben, daß Rußland, nach den Vereinbarungen von Reichstadt,

Berlin und Budapest, nicht das Recht habe,derAnnexion zu widersprechen. Kein Kongreß; keine Züchtigung Oesterreichs; nicht einmaleine KriegserklärungimbelgraderKonak.Aehrenthalhattc die in Buchlau klug vorbereitete Partie gewonnen. Dem Haus Habsburg»Lothringen ohne Blutverlust zwei Provinzen erobert und derMonarchie im Rath derBalkangroßmächte einen Platz gesichert. Zwei Jahre lang war er der Hort austrischer Hoffnung. Dann verblich sein Stern sacht; und aus dem Mund manches Oesterreichers vernahm man: »Er hat enttäuscht. "Immer enttäuschen zu müssen: wars ihm Verhängniß? Als Botschaftrath und als Botschafter schien er der ausrichtigste Bewunderer des russischen Genius und seinFreund Schwanebach pries ihn als denzuverlässigsten aller in Petersburg beglaubigten Diplomaten. Und der Liebling wurde dann zum Schwarzen Mann. Von dem Thronfolger, der ihm dieNachfolge Goluchowstts verschafft hatte, mußte er sich wenden. Den Landsleuten, die bismörckisches Handeln von ihm heischten, sich als bedächtigen Rechner zeigen. Und von dem verbündeten Kaiserreich, das von seiner Nibelungentreue und schimmernden Wehr einBischen laut sprach, die Distanz wahren. Er mußte. Weil er nur an Oesterreich denken durfte. Dessen Völker sollten wieder an sich glauben lernen; sollten erkennen, daß aus dem Qualm des böhmischen und ungarischen Haders die Reichspslicht gebieterisch sie in neue Gemeinschaft des Wollens rief. Das ward erreicht. AehrenthalsOesterreich sah imInnersten anders aus als Goluchowskis; anders auch als Haymerles und Kalnokys.Der Puls pochte nicht mehr so zaghaft. Den Raunzern antworteteringsumeinstolzesLächeln. Alles Handeln hatte, alles Denken sogar einen kräftigeren Rhythmus. Und die Jugend hob nicht mehr die Achseln, wenn ein Aelterer von Politik zu reden anfing. Ists für ein fünfjähriges Ministerleben nicht eine stattliche Leistung? Wer höhere forderte, übersah, welche Hindernisse dem Grafen Aehrenthal fast alle Wege sperrten. Was er in solcher Enge zu thun vermochte, hat er redlich gethan. Allen Großmächten bewiesen, daß Oesterreich»Ungarn der freie Herr seiner Geschicke ist. In aller Höflichkeit auch dem Deutschen Reich, dessen technisch unzulängliche Geschäftsleitung ihm den Herbst verbitterte. Der Rückblick lehrt ihn richtig schätzen. Er hat ohne Schwertstreich zwei Provinzen erobert und das Vertrauen der dadurch Gekränkten zurückgewonnen. Ein Genie war er nicht;

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_288.html[18.07.2014 17:49:23]

konnte auch weder durch Beredsamkeit noch durch Charmeurkunst
wirken. Tüchtig war er; ernst und gewissenhaft. Arbeiter und
Rechner. Den alles Brimborium widerte. Wie weit er, an welche
Möglichkeiten schon, vorausgedacht hat (nicht an den Tag nur,
wo er, als Vertrauensmann Englands und Rußlands, zwischen
Frankreich und Italien vermitteln könnte), wird die Nachwelt
vielleicht spät erst, vielleicht niemals erfahren. Er war eine Ge»
stalt, nicht nur einAmtsinhaber. In seiner steifen Selbständigkeit
dem Verbündeten nicht immer bequem. Aber einMann; und ei-
ner, der sein Metier von Grund auf verstand und in Ehrfurcht
liebte. Stirbt dieser Diplomatenschlag aus? In Europa ist nur
ein Exemplar noch auf hohem Sitz sichtbar: Sir Edward Grey.
Aehrenthal pflegte zu sagen, eine Wandlung europäischer
Politik werde erst der Tag bringen, der Rußland wieder zu star»
kerAktion fähig sieht. DieserGlaubekanntrügen: wenndieanglo»
deutsche Verständigung gelingt, stellt sich die Wandlung viel frü-
her ein. Seit ViscountHaldane in Berlin war, wird verhandelt.
Ueber die gewählte Basis, die Vorschläge und Gegenvorschläge
ein Wörtchen ins Weite schlüpfen zu lassen, wäre, als Thun ei»
nes Deutschen, kaum besser als Landesverrat!). GroberUnfugists
aber auch, Britaniens Aufrichtigkeit jetzt öffentlich zu verdächti-
gen und mit Hohn oder Schimpfrede die Verhandlung zu stören.
Seit unsere Politikso schwachgemuth ward, weiß Jeder, daß jedes
gegen England gesprochene schroffe Wort ihm Beifall einträgt.
Solche Gewißheit dürften Abgeordnete und Schreiber nicht leicht-
fertigmißbrauchen; ihrerApplaussuchtwardlangegenugja reich,
licher Lohn. Wenn in der Wilhelmstraße ein Mann von Autorität
und Weitsicht säße, hätte er die Fraktionen und Redaktionen ge-
beten, den großen Gegenstand einstweilen nicht anzurühren. Da
dieser starke Kopf fehlt, muß der Einzelne sich fragen, ob er die
GeschäftsstörungvorseinenLandsleutenverantwortenkönne.Wir
wollen noch nicht auf offenem Markt untersuchen, welche Um-
stände undFährnisse denBriten ein sZreement mitdemDeutschen
Reich empfehlen. Nicht länger die falsche (dem Deutschen Kaiser
mit Daten und Ziffern als falsch erwiesene) Behauptung herum-
tragen, England habe im Spätsommer eine Ueberrumpelung un-
serer Flotte aeplant.In derZeit schlimmsterStrikegefahr,als alle

Truppen zum Schutz der Hauptstädte gebraucht wurden. Ertappte Stümper ließen bei uns die Ente aufflattern. Wir wollen auH nicht kindisch wüthen, weil der Marinesekretär Winston Churchill in einer Rede, die in unfreundlichem Ton, doch mit höchstem Ne» spekt vonDeutschland sprach,einen unschicklichenAusdruck ange- wandt hat. (Er wollte sagen: »Für England ist die Flotte unent- behrliche Lebensbürgschaft, für Deutschland, dem sein Landheer den Besitzstand sichert, ein Mittel zur Machtmehrung. Ohne un- überwindliche Flotte müßte England verzwergen und verhun- gern; bliebe Deutschland noch, was es heute ist. Deshalb darf der Deutsche in unserem Entschluß, ihn im Kriegsschiffbau fortan stets um das Doppelte zu überbieten, nicht feindsälige Absicht wit- tern".) Wir wollen noch warten. In der ersten Ianuarwoche, ehe Grey den Kollegen Haldane für den letzten Versuch friedlicher Einigung warb, wurde hier tapfer geduldige Politik empfohlen. «Nicht schimpfen, still sitzen und den Herrn Vetter an sich kommen lassen. Der weiß jetzt schon Allerlei. Daß er mit Persien die sorg» loseHerrschaftüberIndien verlöre; daßinderZeit derMandschu» liquidation, die zu früher Anmeldung britischer Erbansprüche zwingt, die Pflicht, die tüchtigsten Geschwader in der Nordsee zu halten, zuschwer erträglicherLastwerdenkann; daß im Mittelmeer denLateinern eine Macht erwächst, derEngland eines Tages jeden Wunsch erfüllen muß; daß der Verzicht auf Hauptgrundsätze bri» tischer Politik (keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar; kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan; keine GrenzgemeinschaftmiteinemReich, dasübereingroßes Landheer verfügt) ihm durch den Hader mit Deutschland abgenöthigt worden ist; daß er die Gelegenheit zu sicherer Vernichtung der deutschen Flotte versäumt hat.ErsehntsichnachVerständigung;möchtenicht, wie auch nach ihm günstigen Kriegsverlauf unvermeidlich wäre, geschwächt vor dem schadenfroh leuchtenden Auge der Vankees stehen; und zweifelt,ob dieRussen, die er verhätscheln muß, nach ihrer Genesung ihm helfen würden. Könnte er mit den fünfund» sechzigMillionen Deutschenpaktiren: erließesichsgernwas kosten. Wir haben auf dem Weg von Kapstadt nach Kairo und hinter dem letzten Kahn des geltenden Marineprogrammes Wichtiges zu bieten und fänden als Forderer der Walfischbai, zuverlässiger Kohlenstationen und bewohnbaren Siedlungbodens heute m Lon- don Gehör." Utopierwahn: rief man mir damals zu;vierWochen

danach kam die Bestätigung über den Kanal. «Kein Mittel darf
unversucht bleiben, ehe zu dem Krieg zweier germanischen Vor-
mächte der Entschluß fest wird." Die Wiederholung solcher Sätze
kann nicht schaden. Mehr aber dürfte, wer als Politiker einge»
schätztwerdenwill.heutenichtsagen. MorgenwirdwiedereinTag.
Nicht wir, ließ Herr von Bethmann verkünden, haben die
Verhandlung gewünscht; die Anregung ist aus England gekom«
men. Dreimal lasen wirs. Schämten uns dreimal derUnmanier,
die GrobheitmitKraftverwechselt und einem gesternallzu hastig be-
kränzten Gast nachkreischt: «Ich muß aber konstatiren.daß ich Sie
nicht eingeladen habe!" DerDutzendbeamte, der selig strahlt, wenn
er in die Norddeutsche setzen kann, daß wieder drei Herzoge, vier
Fürsten und der Ordenspediteur Iacob bei ihm gespeist haben,
müßte über Serviettenringe und Taktfehler endlich hinaus sein.
tzerrAsquith hat,ohne dieStimme zu heben,erwidert: «Unswar
angedeutet worden, daß der Besuch eines englischenMinisters in
Berlin nicht unwillkommen sein würde." Einerlei. Wirstehenvor
ernster Entscheidung, die EuropensAntlitz glätten oder noch tiefer
furchen kann. Frankreich will denElsaß, England friedlichenGe»
schäftsabschluß. Der hitzigste Patriot sollte einsehen, daß die Re»
girung.die in solcher Zeit ihr Flottenprogramm erweitert, sich selbst
ins Anrecht setzt. Wir können warten. Haben nichts zu fürchten.
Die Linke.
Seit Iahren die beste Thronrede und die erbärmlichste tzaus«
haltsdebatte: damit ist demReichstag fürs Erste dasUrtheil gc»
sprechen. Der verstaubte Plunder kam noch einmal an dieSonne;
und mit Grausen wandte der Gast sich. Giebt es noch irgendwo
ein Parlament, dessen Mitglieder drei Viertel der Zeit an den
Beweis verzetteln, daß vor und hinter dem Bereich ihrer Sippe
nurTröpfe und Gauner sitzen? »Sehenswürdigkeil" verdeutschen
Reichshauptstadt; nach zwei Sessionen und einem Wahlrummel
ist die Zugkraft freilich erlahmt. Nur das Präsidium hat noch den
Reiz der Neuheit. Zwei Fortschrittliche und ein Sozialdemokrat.
Erster: Herr Johannes Kaempf; einst Direktor der Darmstädter
Bank (und auf diesem Posten so beliebt, daß die Bankbeamten
sich heute noch weigern, für ihn zu stimmen oder gar zu agitiren),
jetzt Präsident des tzandelstages und der Kaufmannschaftältesten,
auch (im Ernst) Ehrendoktor der berliner Juristenfakultät. Zweiter:

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_291.html[18.07.2014 17:49:24]

Herr Philipp Scheidemann; einst Buchdrucker, jetzt Redakteur.
Dritter: Herr Heinrich Dove; einst Amtsrichter, jetzt Geheimrath,
auch Syndikus der Handelskammer und des Börsenvorstandes in
Berlin. DerRötheste ist derTüchtigste undsiehtbesser aus als die
beiden Bankmänner (die er für Schmarotzer, Ausbeuter, Mehr-
werthräuber halten muß). Ein Nothpräsidium. Weil die Sozial-
demokraten dieMeldung beim Kaiser unter ihrerManneswürde
fanden, wollte weder dasCentrumnoch dieNationalliberaleFrak-
tion neben ihnen im Borsitz thronen.Aber die Herren Spahn und
Paasche haben am neunten Februar doch dieWahl ins Präsidi»
um angenommen? MißverständnisAnderthalb Dutzend Natio»
nalliberale haben doch für Herrn Bebel gestimmt? Mißverständ»
niß. Mindestens dreißig für Herrn Scheidemann? Mißverständ-
lich. Eine Komoedie der Irrungen; in vier Aufzügen. Zuerst heißts:
Der alte, kranke Bebel will für vierWochen ErsterPräsidentwer»
öen; will, ganz allein, ins Schloß gehen und mit Wilhelmunter vier
Augen reden. (Das wäre vernünftig und beiden Herren nützlich
gewesen.) »Nee, Kinder, zu solchem Skandal darfs bei uns nicht
kommen!" Die Liberalen stimmen für den Prinzen Heinrich von
Schönaich-Carolath. Stichwahl zwischen Spahn und Bebel. In
der letzten Minute eilt Herr l)r. Semler herbei. »Wählt, Mann
vorMann,jetztBebel! Der will nur den Triumph, verzichtet dann
auf das Amt und setzt sich mit seinen Hundertneun für unseren
Prinzen ein." Hätten Alle gehorcht, dann säße noch jetzt viel»
leicht Herr Bebel auf der Sella. Doch nur (ungefähr) Achtzehn
folgen Herrn Semler; und Petro Spahn wird die Schlüsselgewalt
anvertraut. Centrumund Liberale sind, nach langer Verhandlung
mitdemAbgeordnetenBebel,überzeugt,daß dieSozialdemokraten
sich altem Brauch nicht entziehen werden: und sträuben sich drum
nicht gegen die Präsidialgemeinschaft. Als sie hören, daß Herr
Scheidemann nicht mit ins Schloß gehen werde, rücken sie von
ihm weg. Herr Spahn verzichtet. Herr Paasche verzichtet. Nur die
Fortschrittliche Volkspartei ist zum schweren Opfer bereit (so las
ich auf hundert Blättern; weiß aber noch heute nicht, worin das
Opfer bestand): sie schickt die Kämpen Kaempf und Dove vor die
Front. Die werdengewählt. »Sieg der Linken". SiegderRechten.
Die Nationalliberalenfofortvonden Wahlkampfgenossen zu tren-
nen und ein Präsidium derDemokraten zu erwirken, das sich nicht

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_292.html[18.07.2014 17:49:25]

halten könnte: so hatte Heydebrand sichs gewünscht. Thut nichts.
Durch Kaempf zum Sieg; und ohne Scheidemann zum Kaiser.
Der ist schon ein Bischen ärgerlich. «Ueberall wird gefragt,
ob der Herr Scheidemann sich herbeilassen werde, mich zu besuchen,
nirgendswo ich ihn empfangen wolle." Nun werdenzweiKarten
abgegeben; zweiMänner erbittenAudienz. Antwort:«Seine Ma-
jestät lassen bestens danken, sind aber verhindert, dieHerren zu em»
pfangen." Konnte der Kaiser anders handeln? Erstens ist gewiß,
daß die beiden Herren nicht in ihren Aemtern bestätigt werden.
Zweitens haben sie Einen gekürt, der ins Land gerufen hat, der
Wortbruch gehöre zu den erhabensten Traditionen des Hohen»
zollernhauses.und der dem Reichshaupt denEhrengruß weigert.
Wenn sie meinen,daß dieserGruß demKaisergebühre.mußtensie
nach solcher Weigerung aus der Präsidialgemeinschast scheiden;
sind sie andererMeinung, so istihrPlatznichtim Schloß. »Ichem»
pfange, als Bundespräsident, jedes Reichstagspräsidium, sogar
ein brandrothes; aber nicht zwei Herren, die ihrem Amtsgenossen
erlauben,mich als desVerkehrsmitseinerwerthenPersonUnwür»
digen zu behandeln. Habe ich darum meine Leute, vom Kanzler bis
zum Stallknecht, zu Haupt» und Stichwahl für Herrn Kaempf an die
Wahlurne gehetzt und ihm mitdenSchloßstimmenineine magere
Mehrheit geholfen? Nach seinen Flugblättern und noch mehr
nach denen seines Gegners mußte ich annehmen, er sei der Tot»
feind der Sozialdemokratie. Jetzt sehe ich: Jacke wie Hose. Aerger
wärs ja auch nicht, wenn der Genosse das Rennen gemacht hätte.
Am Ende war der alte Bismarck im Recht: Vorfrucht; Krypto»
republikaner. Dann sollten die Leute aber auch nicht nach Orden
und Titeln schmachten. Ich thue, was die Verfassung vorschreibt;
Grobheit zu schlucken,zwingt sie michnicht."So könnte derKaiser
gedachthaben. Daß er demNothpräsidium, derVertretung eines
l^ump'parljÄment, die Thür schloß, darf der Gerechte nicht tadeln.
Am zehnten Februarmorgen stand im Berliner Tageblatt:
«DerBeweis, daß eine Links»Mehrheit, und zwar eine ganz deut»
liche und ausreichende Links»Mehrheit in dem neuen Reichstag
existirt, wurds gestern geführt. Und diese Links»Mehrheit hat sich,
nach anfänglicher Uneinigkeit, mit fast überraschender Festigkeit
zusammengefunden und in sehr thatkräftiger Weise bewährt".
Durch die Wahl des Präsidiums Spahn»Scheidemann»Paasche.
Von dessen Pracht drei Tage danach nur eine Säule noch zeugte.

Heimathurlaub.
D^m Süden lohte der Aufstand. Er schien nicht enden zu solleir.
Hinter Klippe und Dornbusch lauerten die Gelben. Ihre Ge-
schosse zischten in dieReihenunsererReiterund rissen hier Den, da Ie-
nen aus kühner Iugend ins Totenreich. Ihnen war wohl. Schlim-
mer gings Denen, die, nicht krank, nicht gesund, sich von Gefecht zu
Gefecht schleppten, ohne die rechte Freude im Herzen. Gehalten von
dem Bewußtsein der Pflicht, auszuharren in Durst und Hunger,
Staub und Sonnenbrand, bis zum Zusammenbruch.
Man hatte mich, blinddarmkrank, im Ochsenwagen an die
Küste geschickt. Dreiundzwanzig Tage lang holperte die Arche den
Weg zur Bai hinab. Erst durch kahles Bergland, dann über glei-
ßenden Sand. Er barg die unentdeckten Diamantschätze, die später
diesem armen Sande iden Rufdes Reichthums brachten.Wir Kranke
im Ochsenwagen hätten keinen Finger danach gestreckt.
Ein Woermannschiff sammelte, was beide Hafenplätze zur
Heimreise gespeichert hatten. Alle überragte der lange Hauptmann
von Erckert. Ihn deckt, nach mancher Ruhmesthat, nun rother Kala»
harisand. Er war ein starker Kopf. Zwang in den wenigen Stun-
den des Feldlebens, die nicht von militärischer Arbeit erfüllt wa-
ren, seinen Geist zur Betrachtung höherer Dinge.
Die gelbe Küste der Namib sank ins Meer. Wir drängten Kur
Reeling, suchten den letzten schmalen Streifen Südwests mit den
Augen zu halten. Schon lange war nichts mehr zu sehen, als wir
zurücktraten. Ich wußte: Auch Du bist Einer von Denen, die wie-
derkommen, weil sie müssen; Dich giobt das Dornenland nicht frei.
Durch glattes blaues Meer glitt das Schiff heimwärts. Mei-
nen Tischnachbar raffte der Typhus fort. Er hatte zwei Jahre im
Kampf gegen tzerero und Hottentoten gestanden, ohne daß ihn die
Kugel traf. Dann fing er an, die Kräfte zu verlieren. Was konnte
es fein? Man lud ihn aufs Schiff; und er war in Ungeduld, seine
Mutter wiederzusehen, die ihn am Petersenkai erwarten sollte. Aber
zwei, drei Tage nach der Abfahrt legte er sich hin. Und stand nicht
wieder auf. 'Perforation der Därme. Matrosen wickelten, ihn in die
Reichsflagge und banden Gewichte an seine Füße. Nach ein paar
Worten des Transportführers glitt seine Leiche ins Meer. Der
Mutter wurde die Nachricht von Las Palmas gemeldet. Lieutenant
Cleve war ihr ältester Sohn.
Auf den Glückseligen Inseln leuchtete Frühlingspracht. Sie
schütteten einen Schworm eleganter Passagiere auf unseren Damp-
fer, die vor der Sommersonne flüchteten. Sie betrachteten unsere
zerlumpten Padfracks mit Erstaunen und wollten nicht glauben,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_294.html[18.07.2014 17:49:26]

Daß, wir noch ganz anders ausgesehen hatten. Spornten uns, in
gut gemeintem Unverstand, in den Strudel ihrer Bordvergnügun»
gen stlnd Mußten erleben, daß, selbst der deutsche Lieutenant manch»
mal nicht tanzen mag.
In langsamer Fahrt liefen wir die Elbe hinauf. Rechts und
links die lieblichen Ufer Blankeneses. Uns schienen sie das Schönste
der Erde. Gepflegte Rasenslächen, hohe Parkbäume, in Grün ge-
rahmte Villen und darüber der Duft der Heimath. Heimweh faßte,
zum ersten Mal, das Herz. Es löste mildthätig die Spannung, die all
öas Große, Neue, Schreckliche durch Iahr und Tag geschaffen hatte.
Von Schiffen, die uns begegneten, rief man uns Grüße zu.
Vom Ufer winkten Taschentücher. Die Bordkapelle strengte sich, zu
Marschweisen in amerikanischem Tempo an. Ein Abgesandter der
Stadt Hamburg hielt eine Rede. Das Alles fiel auf die Nerven.
Wir waren zu elend und dachten wohl, Ieder für sich, etwas Be-
sonderes in dieser Stunde. Am Liebsten wäre man still von Bord
gegangen.
Und nun begann der Urlaub. Ich rathe jedem Afrikaner ab,
auf Urlaub zu gehen. Er ist kein Vergnügen. Ahasver gleich irrst
Du von Ort zu Ort, lebst in Hotels, in Gastzimmern, aus Koffern
und Kisten, unter allen Längen und Breiten der Heimath. Hier wird
Dir eine Kur, da eine Nachkur verordnet. Alte Beziehungen rühren
sich. Entfernte Verwandte, gute Bekannte, Freundschaften, Lieb-
schaften verlangen nach Dir. Jeder Besuch enttäuscht Dich. Diu fin»
dest Ieden verändert. Doch Das ist Irrthum. Du selbst bist ein An-
derer geworden. Fremder Boden hat Dich schneller, in neuer Rich?
tung wachsen lassen. Und Du legst nun, unbewußt, den lieben, gUten
Menschen, die ganz sie selbst geblieben sind, das Maß, Deines
fernen Tropenlandes an. Ueberall mißt es zu kurz. Du findest die
Herzen eng, diie Wohnungen dumpf, die Ziele klein, das Verstände
nitz matt, die Freuden schal. Wünschst Deinen Urlaub zu allen
Henkern und wirst erst froh, wenn er zu Ende ist.
Ich fuhr zur Nachkur in ein böhmisches Bad. Zwei Deutsche
zwängten sich in mein Abtheil. Aus Halbschlaf weckte mich dieStim»
me des Einen: „Wir sehen ja, wies mit der Armee steht. Sie kostet
Unsummen und leistet nichts. Ietzt werden fünszehntausend Reiter
mit siebenhundert Hottentoten nicht fertig." Sollte ich zu bereden
versuchen, was Viele damals dachten? Nicht nur ängstliche Steuer-
zahler, die Millionen in den südwestafrikanischen Sand rollen sa-
hen, auf Nimmerwiedersehen; politische Parteien, deren Beruf es
ist, am Heer zu kritteln. Auch wahre Freunde, die Lob nicht ge-
spart hätten, wäre es dort unten Schlag auf Schlag gegangen, wie
in den drei großen Kriegen. Oder so leicht und rasch wie gegen

Boxerbanden. Mit Eingeborenen war man doch immer schnell fer»
tig geworden. Das hatte eben erst Graf Goetzen im «stafrikanischen
Ansstand gezeigt. Und die nun erstaunt und besorgt fragten: Wa»
rum gehts dort unten nicht?
Bis Marienbad hätte ich meinen Mitreisenden keinen Glau-
ben erweckt. Mir aber formte sich die Zeitungnotiz des letzten,
Tages zum Bild: „Lieutenant Fürbringer und zwölf Mann aus
dem Hinterhalt bei Tsamab abgeschossen." Du siehst nicht, guter
Reisegefährte, die Felsenöde im Namaland, zwischen Karas» und
Oranje»Bergen, zerrissen von wasserlosen Rivieren, auf die un«
barmherzige Sonne brennt. Du siehst nicht die kleine Reiterschaar,
diemutterseelenallein,meilenweitlderdeutsHen Abtheilung voraus»
geschickt ist, um die Sichtverbindung mit einem fernen schwachen
Posten aufzunehmen. Die auf müden Thieren, zerlumpt und abge»
trieben, ohne Weg und Steg, querein zieht, nichts zu beißen und
zu brechen hat und doch vorwärts drängt. Bis ein scharfer Knall
plötzlich die Lust zerreißt (von wem? woher?) und dann pfeifend,
singend, klatschend, zischend Geschoß, auf Geschoß in ausgemergelte
Reiter» und Pferdeleiber schlägt. Grinsend streckt mach einer Stunde
ein Gelber die Fratze aus Klippendeckung hervor. Er duckt sich wie«
der, denn noch scheint ein verwundeter Reiter zu leben. Es ist der
Führer. Man ruft ihm zu, sich zu ergeben. Er antwortet mit einem
Schuß. And muß noch lange warten, bis auch ihn, den Letzten, die
feindliche Kugel erlöst.
Ein kleines Beispiel, ungezählten entnommen. Aber Dir hätte
besser gefallen, wäre in Südwest leichte Arbeit gewesen. Wenn auch,
dort Pauken und Trompeten den Ruhm der deutschen Waffen in
die Welt geschmettert hätten. Denn Dein Ohr versteht nicht, Leise«
res zu hören, Feineres, stilles Heldenthum.
Zum zweiten Mal trug mich der Ozean dem Kampfplatz zu.
Wir waren zu Dritt. Auch die beiden Anderen hatten schon einmal
dort unten gekämpft. Oberlieutenant von Boetticher hatte nach
Skorbut, Lieutenant Freiherr von Crailsheim nach Typhus kurze
Erholung in Deutschland gesucht. Dem Skorbutkranken brechen noch
jetzt die Zähne weg. Er sollte nicht mehr gesunden. Die Kalayari»
Expedition gab ihm den Rest. Er wurde ein Opfer der Strapazen.
Der Andere brachte ein Füllhorn süddeutschen Frohmuths mit, der
ihm über jede Entbehrung hinweghalf. Nach dem Krieg, der zwei
seiner Schwabenstreiche im Gefechtskalender verzeichnet, wurde
Südwest ihm zu friedlich. Er fand in Kamerun neue Arbeit.
Denn endlich sollten die Waffen ruhen. Der Friede kam. Eiir
Iahr lang schwieg der Kriegslärm.
A. F.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_296.html[18.07.2014 17:49:27]

Japanische Kunsthändler.
japanische Kaufmann steht bei seinen europäischen Kollegen
^« Nichten gutem Ruf. Immer wieder hört man Klagen über fei-
ne Unzuverlüssigkeit. Und die Moral jdes Standes, der bis zur Zeit
der RestaUratton der letzte war, niederer als der des Handwerkers
und Bauern, scheint! wirklich noch heute manchen Wunsch unerfüllt
zu lassen. Doch giebt es natürlich auch viele ehrenhafte Kaufleute.
Besonders mißtrauisch sind die Europäer im Verkehr mit den An»
tiquitätenhändlern, die im Asiatenenglisch, geschmacklos und tref»
send zugleich, Kuriohändler heißen. Das hat gewiß einen guten
Grund. Ist überall in der Welt der Antiquitätenhandel ein ge-
fährliches Geschäft (wegen der durch keinerlei objektive Merkmale
regulirbaren Preisbestimmung und wegen der dadurch bedingten
Fehlerquellen, wie man euphemistisch die ganze Reihe, von mög»
lichenTSuschungen, irrthümlicherBestimmungbiszu bewußter Fäl-
schung, nennen mag), so ist der Kuriohandel in Japan, wo das Ko-
piren und Nachahmen von je her ^ur Kunstübung selbst gehörte,
noch größeren Gefahren als anderswo ausgesetzt.

Die unzähligen Kleinigkeiten, die die KlMoläden der Fremden-
centren füllen, sind alle „alt", so alt, wie der Kunde zu hören
wünscht. Und alt in irgendeinem Sinn sind sie meist in der That,
wenn auch vielleicht nur in dem Sinn, in dem man von getragenen
Kleidern spricht. Aber ob eine Bronzeschale oder ein Elfenbein»
netzke durchschnittlicher Qualität zwanzig oder hundert Jahre alt
ist: die für uns, wenn wir etwa eine meißener Porzellanfigur kau-
fen, wichtigste Frage wird auch der gewiegteste Händler uns selten
zuverlässig beantworten. Mit gutem Gewissen nennt er jedes Stück
alt oder fehr alt, das er nicht unmittelbar vom Handwerker erwor-
ben hat. Daß diese Altersbezeichnung im Grunde belanglos ist,
wissen die Käufer gewöhnlich nicht. Sie hören so oft das Wort
„alt", daß sie am Ende einer Art von Hypnose verfallen und sich
um Stil und Güte des Gegenstandes weniger kümmern als um M
Thatsache des Alters, ohne aber mit dem Wort noch die Vorstellung
eines bestimmten Zeitstiles zu verbinden.

Kann man iin solchen Fällen, den häufigsten, nicht gut von be-
wußter Täuschung sprechen, so sieht die Sache natürlich anders aus,
sobald es sich um eigentliche Qualitätstücke handelt, sobald der
Händler einen guten Lack der Ashikagazeit, eine Plastik der frühen
Perioden, ein Stichblatt, ein Gemälde von der Hand eines be-
rühmten Meisters zu besitzen glaubt. Hier sind alle Täuschungen
möglich, denen die Händler selbst ausgesetzt sind, aber auch alle ab-
sichtlichen, mit denen einer den Werth seiner Waare zu steigern, eine

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_297.html[18.07.2014 17:49:27]

Fälschung an den Mann zu bringen sucht. Von diesen Betrugs«
fällen braucht man nicht lange zu reden; auch der europäische
Kunsthandel kennt jdavon Beispiele. In Japan,kommen.sie vielleicht
öfter vor; aber der ganze Kunsthandel hat dort,! wo eigentlich Ieder
sammelt, ja ein relativ größeres Gebiet. Der Iapaner besitzt keine
Möbel (weil er keine braucht), aber Kunstwerke, von den Geräthen
feines Schreibtisches bis zu den Kostbarkeiten der Theeceremonie,
zuidenen nicht guletztldie, Gemälde zählen. And wenn jeder Iapaner
die Leidenschaft des Sammelns hat, so hat sie der Kuriohändler
gewissermaßen von Berufes wegen. Er muß Sammler sein, die
Liebe zu den Dingen haben, die ihn treibt, ihnen bis in die ver«
borgensten Verstecke nachzugehen, aus denen er sie aufspürt und
ans Tageslicht bringt; von dort verschwinden sie dann schnell
wieder ins Dunkel seines Speichers.

Denn der japanische Händler hat nicht, wie unserer, einen Aus-
stellungraum, in dem die Dinge zur Schau stehen. Wie die Museen
in Iapan europäischer Import sind, so sind auch die großen Anti»
quitätenhandlungen mit ihren Schausälen nur für Europäer und
Amerikaner geschaffen und, was in ihnen zu sehen ist, meist auch
nurfürdieseFremden gefertigt. Ein echter Iapaner würde niemals
so kaufen und ein echter japanischer Händler niemals so seine Maa-
ren prostituiren. Was der japanische Händler in seinem Laden stehen
hat, ist, im besten Fall, Mittelgut, an dem nicht viel gelegen ist, das
mitnehmen mag, wer es will. Hat er aber ein gutes Stück, so ver»
birgt er es wohlweislich, behält es für eine Weile, wenn er reich ge-
nug ist, und zeigt,es höchstens vertrauten Freunden beim Chanoyn,
der Theeceremonie, in der man gestimmt ist, die Reize eines Kunst-
werkes zu genießen. Aber wenn er noch so arm ist: niemals würde
er ein solches Stück an den Erstbesten wegwerfen, der zahlen kann.
Der japanische Händler prüft seine Kunden; er beobachtet, wie
sie die Gegenstände betrachten, die er ihnen hingestellt hat, und hört,
wie sie nach anderen fragen. Er zeigt nicht mehr, als der Kunde zu
würdigen weiß. Versteht ers nicht besser, so mag er die geringere
Waare nehmen. Die gute ist selten (und wird in Iapan mit jedem
Iahr seltener); deshalb wird fiel für Den bewahrt, der sie „versteht".
Ein Händler, bei dem ich Mancherlei gekauft hatte, brachte mir
an einem der letzten Tage und nach langem Ueberlegen und einlei-
tendem Reden einStück, das alles bisherbei ihm Gesehene übertraf.
Nachdem ich es gekauft hatte, fragte ich ihn, warum er so lange ge-
zögert habe. Er antwortete: „Dieses Stück ist mein bestes; ich habe
es noch keinem Menschen gezeigt; brachte ich es vor Ihr Auge, so
mußte ich sicher sein, daß Sie es würdigen und kaufen werden. Denn
biete ichs Ihnen an und Sie schlagen es aus, so ist das Stück ent»

werthet. Verkaufe!ich «s dann einem Anderen, so können Sie hinge»
hen und sagen: Das konnte ich haben, aber mir schien es zu gering."
Die kleine Geschichte lehrt die Denkart des japanischen Kunst«
Händlers erkennen. Da man so oft von der Unmoral dieses Standes
redet, sollte man auch diese eigenartige Moral nicht vergessen, die
freilich nur aus der hohen ästhetischen Kultur des japanischen Vol-
kes zu erklären und in unseren ganz anderen Verhältnissen kaum zu
begreifen ist. Denn bei uns siegt ja das höchste Preisangebot. Auch
in Iapan gilt der Zuschlag Dem, der das höchste Gebot macht; aber
Ieder hat sich selbst zu fragen, was ihm der Gegenstand werth ist,
hat sein Angebot auf einen Zettel zu schreiben, das er ineiuKSstchen
legt, und dann ruhig zu warten. Ein rohes Ueberbieten giebt es
dort nicht. Für unseren Handel ist das Kunstwerk eine Waare wie
jede andere; zahlen die Amerikaner die höchftjen Preise, so beeilen
sich alle Händler, ihnen die schönsten Stücke zu verkaufen. Aus Ia»
van ist bisher nur eine sehr kleine Zahl wirklicher Kunstwerke in
fremde /Länder gelangt. And jeder japanische,Händlerz würde sich für
ehrlos halten, gäbe er einen werthvollen Gegenstand einem Auslän»
der, bevor er versucht hat, unter feinen Landsleuten einen Käufer
zu.finden. Sicher fehlts nicht an solchen „Ehrlosen"; doch sind sie,
den Japanern zum Heil, sehr selten die wahren Liebhaber und guten,
Kenner. Einer allerdings kam nach Europa underzog sich hier einen
ganz kleinen Kreis von Liebhabern, denen er Kunstwerke hohen
Ranges verkaufte. Aber der Menge Dessen, was den europäischen
Markt überschwemmt und was der Globetrotter in den Kurioläden
ersteht, braucht Iapan wahrhaftig nicht nachzutrauern. Den so arg
verschrienein Kunsthändlern und ihrer Sondermoral ist zu danken,
daß, dem Lande das Feinste geblieben ist.

Dr. Kurt G laser.

Selbstanzeigen.

Deutsche e^rik aus Oesterreich. Meyer S Iessen in Berlin.

Deutsche Dichter sind in diesem Buche versammelt: Oesterreicher.
Im großen Gefüge der deutschen Kultur haben Die immer ihre Son»
derart besessen; sie waren immer die südlicheren Temperamente, die
sinnlicheren Naturen, die musikalisch Empfänglicheren. Denkt man
längst hingeblaßter Zeitläufe: der Sänger von der Vogelweide war
Oeslerreicher. Aber hier muß so weit nicht zurückgegriffen werden.
hier kommt etwa nur ein Iahrhundert der österreichischen Dichtung in
Betracht, das jüngste. Nicht aber so, wie es meist gesehen zu werden
, pflegt, indem man für Wien einsach Oesterreich sagt. Deckt sich denn
Wien mit dem Begriff Oesterreich? Mag es auch Gipfel und Quint»
ss»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_299.html[18.07.2014 17:49:28]

essenz sein. Vom Reif der Habsburgerkronc umspannt, kluftet sich, wirrt sich, stößt sich das Ländergemenge. Ein nationales Gesprenkel, Ein Reich im Aufeinanderprall der Rassen. Ist es nicht seine histo» rische Mission, das harte Zusammenklirren zu mildern? Die grelle Buntheit in einen harmonischen Akkord aufzuschmelzen? Grenzvölker mischen ihr Blut. Scharf schießen ihre Gegensätze im politischen Kampf hervor. Aber unsichtbar vollzieht sich doch der Ausgleich. Unter allem nationalen Bewußtsein hinweg regirt das geheimnißvolle ewige Gesetz der Blutmischung. Und im Einzelnen steigen die feinsten Säfte der Auslese empor. Im Künstler wirken sie besonders geistig und fruchtbar. Erkennt man in den barocken Paläften von Salzburg, Wien, Graz nicht ein Grüßen her von Italien? Schimmert in Straußens Walzertakten nicht der weiche Klang slavischer Sehnsucht auf? Eingebettet mitten zwischen den Ländern ruht Wien. Das Herz. Ihm rinnt das Blut aus allen Gliedern zu. Ein Wenig buhlerisch und in Sicherheit gewiegt, liebäugelt es mit dem eigenen Zauber. An den Rändern des Reiches bedeutet aber jeder Tag neues Ringen und Wehren. Da klammern die Völker sich eigensinniger an ihre Ursprünglichkeit. Kein stolzeres Deutschthum als in Tirol. Echt, aufrecht, derb und gemüthvoll zugleich. In Böhmen nicht anders. Fremde Art filtert schwer sich durch. Wer leugnet es dennoch: allein durch die Reibung schon flimmert ein Phos» phoresszíren auf. Im seelischen Ausdruck bebt manchmal eine andere Tönung mit, eine andere Musik klingt an. Man soll nicht vergessen, daß Künstler sensitiver im Empfangen sind. Dies bleibt der Reiz aller deutsch»österreichischen Kunst: daß sie aus einem Geblüt stammt, das sich durch viele Iahrhunderte veredelt hat und das eine jüngere und eine ältere Rasse mitgespeist haben. Die Kunst ist beschwingter, farbi» ger, differenzirter geworden.

Spiegelt sich die Mannichfaltigkeit österreichischer Art nicht in der Landschaft? Voll Anmurh wellen sich des Wienerwaldes Hügel. Um die Siedlungen rings klimmen Weinreben die Hänge empor. Das breite Band der Donau schlingt sich durch die Wachau, dieses Pano» rama von Schloßruinen, Kirchen, entzückenden Veduten; vorüber an kleinen Städten, denen die Bauherren von einst die Behaglichkeit stil» voller Residenzen schenkten. Aesthetische Gefälligkeit überall. Das kai» serliche Wien: eine Riesenstadt, die gegen die lärmende Modernisirung sich stemmt. Straßen und Alleen lassen die Bewohner zu Spazirgän» gern werden, zu Flaneuren, die im Umhergehen einzig den beglücken» den Zweck des Schauens suchen. Anastasws Grün spazirte im Getüm-mel des vormärzlichen Praters und dichtete. Grillparzer löste im Vor-wärtsschreiten die schwere Dumpfheit seinerBrust. Banernseld brummte «''eich einer Hummel durch den ischler Wald. So ist auch in Hofmanns-thals Gedichten die Umgebung Wiens tief in die traumhafte Welt ver-woben. Gewiß: in die Natur hinaus trugen und tragen sie fast Alle Salonatmosphäre mit. Nicht rousseausche Schwärmerei jagt sie zur mütterlichen Erde. Städtersehnsucht treibt sie nach Einsamkeit, tiefem. Athemholen, Augenlust. Gesellschaftliche Kultur beherrscht ihre Ner-

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_300.html[18.07.2014 17:49:29]

ven. Hof und Aristokratie zeigten früh, wie Luxus und Leben sich köst-
lich durchdringen können. Unwillig geradezu erkennt man die prakti»
schen Forderungen, die einer modernen Großmacht Industrialismus
diktirt. Dichterträume neigen mehr zur Vergangenheit hin als zur Zu«
kunst. Wie selten ertönt doch ein sozialer Nothschrei! Ist es Blafirtheit
vor Wirklichkeiten? Niemals. Vorliebe für Aesthetisirung jedoch ver»
schleiert die Graßheiten äußeren Elends; ein häufigesErbtheil empfind»
sanier Geschlechter. Patrizischer Dilettantismus schwelgt lieber in der
Kostbarkeit von Dingen und Worten. Er zerbricht die Unbefangenheit
der Anschauung. Alle Vormärzdichter grübeln, härmen sich ab, sind
Raunzer, Malkontente. Bei Grillparzer und Stifter zernagt Unsriede
der Brust beste Gaben.
Ein geschlossener Menschenschlag, berg» und baumverwandt, er»
wuchs in den Alpen. Die Silberfirne und schroffen Zinken reißen ihre
Linien in den Himmel, unberührt und zur Ewigkeit weisend. Das Bild
der Welt trägt monumentale Züge. Auch im flüchtigsten Wechsel der
Zeit ist der Bestand der Dinge hier sichtbar. Läßt die Bergscholle sich
nur widerwillig die Frucht abzwingen, hängt der Bauer um so zäher
und treuer am Besitz. Aus bäuerischer Wurzel erstanden die markig-
sten Dichter dieser Lander, dem unkomplizirten Leben nah, von quell-
frischer Gesundheit, mit dem Muth und der gläubigen Philosophie
Derer, die ungekünstelt empfinden und die Lauterkeit langer Iugend
besitzen. Städtische Bildung vermag die Wucht nicht zu schwächen, die
gerade Natürlichkeit nicht zu biegen, mit der sie Geschautes und Ge-
dachtes formen. Aber umgekehrt: der Landschaft Gewalt und der ro-
busten Bevölkerung prächtige Primitivität modeln oft Gelehrten», Be-
amten», Klerikerköpfe nm. Freiluftmenschen werden hier. Gläubige
Menschen, in denen heidnischer Naturkult nachrumort. Unauslöschlich
wirkt die Erinnerung kirchensrommer Kindheit. Iuchzer, bieder Rausch
d«? Höhe jäh der Kehle erpreßt, angestammte Volkslieder, stampfende
Tanzrhythmen sind ihre Musik. Feldblumensarben von urgroßmütter-
lichem Hausrath prangen in ihrer Phantasie. Zartheit muß von Kraft
nicht erdrückt werden: Stickerinnen, Holzschnitzer, Silberschmiede pfle-
gen die künstlerische Ueberlieferung, wie die Dichter.
Die Länder des Sudetenkranzes und Deutsch-Ungarn. Wie auf
Inseln lebt das Deutschthum hier, umbrandet von Streitrufen. Wach-
sam, hellhörig, wie eben fortwährender Kampf verlangt. Die äftheti-
schen Anreize müssen kräftig sein, um solch angespanntes Dafein zu
überschmettern, zu durchdringen. Und wirklich: das Auge trisft auf
grellbunte Trachten rings, das Ohr auf fremdmüthige Melodien.
Fruchtbar ruhen die Ebenen, fettschollig, im Sommer Lerchenjubel dar-
über. Alte Schlachtfelder, mit Blut gesättigt. Religiöser Brüderschaf-
ten Fanatismus johlte hier seine Flammenlieder, moderne Batterien
dürchdröhnten den Boden. Wälder dunkeln märchenstill, legen sich über
die Mittelgebirge, aus Felsen sprudeln Gesundbrunnen. Die Städte
breiten sich frei an den Flüssen. Dem erregenden Athem der weiten
Welt willig geöffnet sind diese Länder. Tüchtigkeit, Eiser, Emsigkeit

durchfiebern Grubenwerke und Fabrikwerkstätten. Hell pocht der Puls der Zeit, erglüht soziales Bewußtsein. Bürgerlicher Liberalismus holte sich daher seine tapfersten Vertheidiger. Prag: ward da nicht von den Luxemburgern die erste deutsche Universität gegründet? Eine ragende Burg der Kultur nach wie vor. Brünn: heißt mans nicht Oesterreichs Manchester? Die deutschen Städte in Siebenbürgen, in der Bukowina. Vielstimmig ist dies Orchester. Es spielt nicht auf eigene Hand.

Literarischen Partikularismus: giebt es Das? Gabs Das je? Nicht einmal der Begeisterung des Freiheitkrieges hätte es bedurft, um Oesterreichs und Deutschlands Dichter zu einigen. Zu Beginn des neunzehnten Iahrhunderts saß SHreyvogel im Burgtheater, vollgesogen von jenaer Idealen. Die Häupter der Romantik siedelten nach Wien, das, während der Kongreß, tanzte, Europas Hauptstadt war. Goethe fuhr in die böhmischen Bäder, Grillparzer nach Weimar. Die Staatengrenze bestand nicht in der Literatur. Was die Sprache verband, bildete ein einziges geistiges Reich. Eins war die Entwickelung. Klassik, Romantik, Epigonenthum, Naturalismus, Impressionismus, sie waren nicht nur Echo, sondern volles Miterleben.

Von den Ansängen empor mag die formale Reife der Oesterreichischen Lyriker größer gewesen sein. Der Glanz eines vornehmen Eklektizismus durchleuchtet ihre Gedichte. So zerrissene, dissonirende Naturen selbst wie Sauter klären sich in ausgeschliffenen (in Frankreich würde man sagen: Parnassistischen) Formen. Lenau, der zigeunerhaft Verzweifelte! Die wählerische Kunst des Wortes versagt sich seinen trübsten Schmerzensausbrüchen nie. Die leicht huschenden Töne und Zwischentöne konnte sie schon umfangen, die Landschaft beseelen, neue Musik aus altbekannten Silben schlagen. Die Raffinements der Sprache verloren sich nicht mehr, steigerten sich noch, vervielfältigten, sublimirten sich. Die Betrachtung der Welt wurde nicht mehr zu allgemeinen, typischen Eindrücken umgeprägt, individualisirte sich, ward intimer, intensiver. Und allmählich reifte die Erkenntniß: nicht darauf komme es an, die Dinge mit Stimmungen einzuhüllen, damit sie poetisch seien, denn ihnen selbst wohnte ja Seele, also Poesie inne. Durch die bloße Hingabe erschließt sich ihr Gesang den Dichtern. Dort halten sie jetzt, wollen Welt und Leben nicht „schöner" machen, doch auch nicht ernüchtern, wollen sie nur in ihrer Realität, doch auch mit ihren tief waltenden Gesetzen erklingen lassen, Ieder auf seine Weise.

Auf die neue Blüthe der österreichischen Lyrik hinzudeuten, war dieses Buches Zweck. Dies sollte nicht ohne Zusammenhang mit der unmittelbar vorangegangenen Zeit geschehen. Auch wurde Deutsch» Ungarn angegliedert: in Lenaus Iahren war Transleithanien noch ein Theil Oesterreichs und heute noch fügen die Deutsch»Ungarn sich ungezwungener zu den Oesterreichern als zu den Magyaren. Blieben auch alle germanistischen Ansprüche ausgeschaltet, so sollte doch der Boden sichtbar sein, aus dem die neue Lyrik wuchs.

Wien. Camill Hoffmann.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_302.html[18.07.2014 17:49:30]

Die Wissenschaft des nicht Nlissenswerthen. Zweite, vermehrte
und veränderte Auflage. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.
Zwei volle Iahre lang schrieb ich meine Dissertation über römische
Epitolographie. Zwei volle Iahre lang verscheuchte ich die mich immer
angstvoller peinigende Frage: Wozu schreibe ich denn eigentlich? Na»
türlich: um den Titel und die Würden eines Dr. pdil. zu erlangen;
weiter darf ein Student der philosophischen Fakultät nicht denken. Die
Arbeit war fertig, auch die Prüfung konnte ich bestehen und nun sollte
eine neue Arbeit begonnen werden. Wozu? Um aus mir einen Do-
zenten zu machen. Worüber sollte man arbeiten? Keiner fragt nach
meinen Neigungen. Alle deuteten auf die Wissenschaft und ich hatte
einsach meinen Kopf zu beugen, zu arbeiten und da die Lücken auszu-
füllen. Leider war mein Kopf voll von Empörung und nicht zum
Beugen geschaffen. Indem ich nun scheinbar ruhig im Seminar dasaß,
ein Buch nach dem anderen durchstudirend, häufte sich in mir ein stum-
mer Widerstand, der mich an der Verrichtung jeder Arbeit hinderte.
Es war ein stechender, tiefer Schmerz. Die Zwangsarbeit sollte mich
darüber betäuben. Ich vergrub mich förmlich in Bücher. Doch sie
konnten mir wenig nützen. Ie mehr ich arbeitete, um so herausfor-
dernder, um so gebieterischer muffte ich mir Rechenschaft über den
Zweck meiner Arbeit ablegen. Auf den Rand meiner Bücher verirrten
sich kleine rebellische Noten, die ich bald wieder wegwischte, um mich
durch sie nicht irrleiten zu lassen. Meine Ehrfurcht vor den Professo-
ren und ihrer Lehre suchte ich mir mit allerlei künstlichen Mitteln zu
erhalten, um der lieben Ruhe willen. Denn Ehrfurcht beruhigt, Em-
pörung ist Qual und Unruhe. Und ich verdammte meine eigene Ver-
messenheit, über gewisse Dinge anders denken zu wollen als die Kolle-
gen. Bebend stand ich vor meinem eigenen Fehmgericht. Ich wurde
verurtheilt: das ruhige Glück der wissenschaftlichen Arbeit nicht eher
kennen zu lernen, als ich mir über ihre Zwecke klargeworden. Ein lan-
ger, furchtbarer Umweg, den ich noch heute zu wandern habe.
Als die erste Ausgabe dieses Büchleins erschien, dachte ich, mich
aus der Wissenschaft in das ruhige Anschauen des Aestheten hinüber-
retten zu können. Ich konstruirte mir als lebenserner Ansänger einen
allgerechten, lebensernen Ueberäftheten, der selbst nichts schafft, für
nichts Partei nimmt, der Alles genießt, der die Vergangenheit und die
Gegenwart mit unbeirrbarer Gerechtigkeit abmißt und, indem er nur
sich selber und nicht der Zeit dient, zum bewahrenden Gedächtniß, zum
erkennenden Auge, zum vorahnenden Seher der Menschheit wird.
Kaum war jedoch dieses Büchlein erschienen und der verlassene Stu-
dent (und zwar nicht wendig durch die Schuld dieses vielbesprochenen
und gescholtenen Werkchens) in den großen Strudel Mitlebender und
Mitstrebender gezogen, so entschwand vor seinen Augen die Vorstellung
eines allgerechten (ach, so rückgratlosen!) Aestheten. An seine Stelle
trat Giner, der nun weiß, daß Kritik üben heißt: der Zeit dienen,
kämpfen für Alle, die in der Zeit schaffen und keine Möglichkeit ha-
ben, rückwärts oder vorwärts zu schauen. Der Kritiker hat aus der

Vergangenheit die Gegenwart und aus der Gegenwart die Zukunft herauszufühlen. Und wie der Verfasser dem Leben näher gerückt ist, so mußte auch dies Buch, das einst aus der Wissenschaft in ein epiku» reistisch»nirwanistisches Anschauen hinüberführen wollte, nun sich ändern und den Weg von der Wissenschaft in rhätiges Leben zeigen.
Mich polemisch mit den Kritikern dieser Streitschrift einzulassen, wäre eitel Zeitvergeudung. Nur gegen das oberflächliche Wort vieler Kritiker möchte ich mich vertheidigen, die in dieser Arbeit den Ausbruch eines von allem Humanistischen abgewandten Wesens sehen wollten. Im Gegentheil. Professor Ostwald hat Recht, indem er sagt: „Das besonders Wirksame dieses Buches besteht darin, daß die Denkweise des Verfassers der Alterthumswissenschaft so nah steht wie nur möglich. Das Buch ist ja eben aus der Sorge um das Alterthum ent» standen, das man in der Mittelschule als pädagogisches Beimittel verzerrt, auf der Hochschule als Gegenstand einer sich selbst auflösenden, aussichtlosen analytischen Arbeit, überall vom Leben und von der Wirkung ferngehalten zu sehen verurtheilt war." Ich will Professor Ostwald gern zugestehen, daß die wirkende Philologie, wie ich sie mir denke, auf den Namen Wissenschaft verzichten muß und in den Bereich der Kunst verwiesen wird. Doch ist sie dadurch keineswegs ein Mittel zur Ausfüllung müßiger Stunden geworden. Das hieße, wie Professor Ostwald, die Kunst überhaupt als eine Zerstreuung der Beschäftigunglosen auffassen. Wohin Das führt? Ostwalds Aufsatz über mein Buch beginnt mit den Worten: „Der Berichterstatter hat absichtlich Iahr und Tag vergehen lassen, ehe er selbst über dieses Buch zu be» richten unternahm, weil er hat beobachten wollen, welchen sichtbaren oder praktischen Erfolg es haben würde. So viel sich erkennen läßt, ist ein solcher Erfolg nicht eingetreten. Die Philologie geht ihren alten, stumpfsinnigen Gang weiter, als ob nichts geschehen wäre." Gewiß thut sie Das. Warum denn auch nicht? Hätte Professor Ostwald von der Kunst keine so engherzige Anschauungen, würde er die Wiederbelebung des Vergangenen als eine menschenwürdige Aufgabe und nicht als ein müßiges Spiel betrachten, er dürfte sich über die Unbeirrbar» keit der Philologen nicht wundern. Geschichte und Kunst lehren die Macht irrationeller, unberechenbarer Elemente im Thun der Menschheit kennen. Keine menschliche Einrichtung arbeitet logisch. Hat man auch der Schule oder dem wissenschaftlichen Betrieb der heutigen Philologie mit Hilfe der Logik Grund und Boden entzogen, so leben sie dennoch unverändert ruhig weiter, kraft der historisch»unlogischen Mächte, die jeder menschlichen Institution innewohnen. Nie hat der Verfasser dieses Pamphlets einen sichtbaren Einsluß seiner Arbeit zu sehen erhofft; und gar in zwei Iahren! Nur die Bibel kann erzählen, daß die Stadt Iericho siebenmal mit Pauken und Trompetenschall umkreist werden mußte, ehe sie zusammenbrach. Es braucht eben ein Wunder, um Ursache und Wirkung so eng zu verketten. Und doch muß die Wahrheit gesagt werden. Man muß glauben, daß sie wirkt.
Dr. Ludwig Hatvany.

y">HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog
Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_304.html[18.07.2014 17:49:31]

Die Zukunft. v.78 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

  Partner login required

  Partner institution members: **Login** to download this book.

  If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609?urlappend=%3Bseq=304

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-24 11:11 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Vergangenheit die Gegenwart und aus der Gegenwart die Zukunft
herauszufühlen. Und wie der Verfasser dem Leben näher gerückt ist,
so mußte auch dies Buch, das einst aus der Wissenschaft in ein epiku»
reistisch»nirwanistisches Anschauen hinüberführen wollte, nun sich än-
dern und den Weg von der Wissenschaft in rhätiges Leben zeigen.
Mich polemisch mit den Kritikern dieser Streitschrift einzulassen,
wäre eitel Zeitvergeudung. Nur gegen das oberflächliche Wort vieler
Kritiker möchte ich mich vertheidigen, die in dieser Arbeit den Aus-
bruch eines von allem Humanistischen abgewandten Wesens sehen
wollten. Im Gegentheil. Professor Ostwald hat Recht, indem er sagt:
„Das besonders Wirksame dieses Buches besteht darin, daß die Denk-
weise des Verfassers der Alterthumswissenschaft so nah steht wie nur
möglich. Das Buch ist ja eben aus der Sorge um das Alterthum ent»
standen, das man in der Mittelschule als pädagogisches Beimittel ver-
zerrt, auf der Hochschule als Gegenstand einer sich selbst auflösenden,
aussichtlosen analytischen Arbeit, überall vom Leben und von der
Wirkung ferngehalten zu sehen verurtheilt war." Ich will Professor
Ostwald gern zugestehen, daß die wirkende Philologie, wie ich sie mir
denke, auf den Namen Wissenschaft verzichten muß und in den Bereich
der Kunst verwiesen wird. Doch ist sie dadurch keineswegs ein Mittel
zur Ausfüllung müßiger Stunden geworden. Das hieße, wie Pro-
fessor Ostwald, die Kunst überhaupt als eine Zerstreuung der Beschäf-
tigunglosen auffassen. Wohin Das führt? Ostwalds Aufsatz über mein
Buch beginnt mit den Worten: „Der Berichterstatter hat absichtlich
Iahr und Tag vergehen lassen, ehe er selbst über dieses Buch zu be»
richten unternahm, weil er hat beobachten wollen, welchen sichtbaren
oder praktischen Erfolg es haben würde. So viel sich erkennen läßt, ist
ein solcher Erfolg nicht eingetreten. Die Philologie geht ihren alten,
stumpfsinnigen Gang weiter, als ob nichts geschehen wäre." Gewiß
thut sie Das. Warum denn auch nicht? Hätte Professor Ostwald von
der Kunst keine so engherzige Anschauungen, würde er die Wiederbe-
lebung des Vergangenen als eine menschenwürdige Aufgabe und nicht
als ein müßiges Spiel betrachten, er dürfte sich über die Unbeirrbar»
keit der Philologen nicht wundern. Geschichte und Kunst lehren die
Macht irrationeller, unberechenbarer Elemente im Thun der Mensch-
heit kennen. Keine menschliche Einrichtung arbeitet logisch. Hat man
auch der Schule oder dem wissenschaftlichen Betrieb der heutigen Phi-
lologie mit Hilfe der Logik Grund und Boden entzogen, so leben sie
dennoch unverändert ruhig weiter, kraft der historisch»unlogischen
Mächte, die jeder menschlichen Institution innewohnen. Nie hat der
Verfasser dieses Pamphlets einen sichtbaren Einsluß seiner Arbeit zu
sehen erhofft; und gar in zwei Iahren! Nur die Bibel kann erzählen,
daß die Stadt Iericho siebenmal mit Pauken und Trompetenschall
umkreist werden mußte, ehe sie zusammenbrach. Es braucht eben ein
Wunder, um Ursache und Wirkung so eng zu verketten. Und doch muß
die Wahrheit gesagt werden. Man muß glauben, daß sie wirkt.

Dr. Ludwig Hatvany.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_304.html[18.07.2014 17:49:31]

Moderne Werdenoth.
armen Schauspieler sind die Statuen, welche jeden Abend
„KV« eine Seele von ihren Bildhauern und Dichtern fordern, um
davon zu leben." Von Iean Paul stammt das Wort, dem feinstfühlen»
den deutschen Seelenanalytiker, und beleuchtet die ganze Misere des
Schauspielers als Menschen, wie des Menschen als Schauspielers.
Denn schließlich ist Ieder so weit Schauspieler, wie er Seele von außen
empfängt, und er bleibt auf diese Seele angewiesen in dem Maß, wie es
ihm an eigenschöpferischer Wesenskraft gebricht. Mit Nietzsche zu re-
den: Ieder hat seine Vordergründe und Hintergründe; und er hat sie
oft doppelt und dreisach, als sein eigener Regisseur, Souffleur, Ac»
teur und Coulijsenschieber, Alles in einer Person. Und unter diesen
Allen steckt noch, in den Komplex verschlungen, der „Dichter", den der
pfychologische Tiefensorscher von Sils die „große Vernunst" nennt, die,
verborgen und überwuchert von der schauspielernden Maskerade des
Lebens, als Leibesvernunst, aufgezehrt wird und verkümmert wie das
Eigenwesen des Spielers über den fremden Seelen, die er Abend vor
Abend verkörpern muß.

Nietzsches Hauptverdienst scheint mir neben der vielgerühmten
Umwerthung aller Werthe insbesondere in seiner kritischen Prüfung
der Motive zu beruhen, die bisher noch weniger hervorgehoben wur»
den. So heißt es in der „Fröhlichen Wissenschaft" über die geglaubten
Motive: „So wichtig es sein mag, die Motive zu wissen, nach denen
wirklich die Menschheit bisher gehandelt hat: vielleicht ist der Glaube
an diese oder jene Motive, also Das, was die Menschheit sich selber als
die eigentlichen Hebel ihres Thuns bisher untergeschoben und einge«
bildet hat, etwas noch Wesentlicheres für den Erkennenden. Das innere
Glück und Elend der Menschen ist ihnen nämlich je nach ihrem Glau-
ben an diese oder jene Motive zu Theil geworden, nicht aber durch
Das, was wirklich Motiv war! Alles Dies hat ein Interesse zweiten
Ranges." Also mit anderen Worten: Der Mensch erscheint als der
Schauspieler seiner selbst und sein Glück oder Elend wird nicht von
den Motiven geleitet, die sein eigentliches Wesen bedingen, sondern
von denen, die er sich unterschieben läßt. Und weiter: „Es giebt bei
jeder Handlung erstens das wirkliche Mstiv, das verschwiegen wird,
zweitens das präfentable, eingeständliche Motiv. Dieses geht von uns
aus, von unserer Freude, unserem Individuum, wir stellen uns indi°
viduell damit. Ienes aber hat die Rücksicht auf Das, was die Anderen
denken, wir handeln, wie Ieder handelt, wir präfentiren uns als In»
dividuen, aber handeln als Gattungwesen. Komisch. Ich suche zum
Beispiel ein Amt: 2. Ich bin es mir schuldig, mich nützlich zu machen;
1. ich will meines Amtes wegen von den Anderen respektirt werden."
Aber auch Das, was hier scheinbar als Grundmotiv ausgegeben wird,
ist nur vorgeschobenes, ist noch immer Vordergrundsmotiv. Der letzte
Beweggrund, sollte man meinen, müßte der Selbsterhaltungtrieb sein,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_305.html[18.07.2014 17:49:33]

der sich in die Masken des Nutzenerstrebens oder des Ansehengewin»
nens kleidet. Aber verbunden mit dieser Selbsterhaltung ist überall
eine Hinweglenkung von dem wahren, tieferen Selbst, eine Selbstent-
eignung. Wie ein endloses Wellenspiel drängen die Motive aus der
Tiefe des Wesens, in ewiger Unrast, und verschleiern die Quelle. Es
ist eine ewige Flucht aus sich selbst, ein Uebertäuben und Ruhesuchen
in zerstreuender Bewegung. Dies Wellenspiel der Motive erzeugt un-
ser Lebensgetriebe, in dem Ieder Publikum für jeden Einzelnen und
Acteur für alle Anderen ist. Das rastlose Spiel durchschauen, in wel-
chen Verkleidungen immer es erscheint, nicht nur beim Objekt, sondern
vor Allem in sich selbst: Das versteht Nietzsche unter der kritischen Prü-
fung der Motive. Also bei jedem Beweggrund sich selbst zu ertappen
verstehen, gewissermaßen als sein eigener Detektive. Und das ganze
Getriebe zu fassen als eine ungeheure Veranstaltung zur „Beschäfti-
gung" des Menschen, zur beschäftigenden Ablenkung vom Urgrund
seines Wesens und zur Täuschung über dessen letzte Beweggründe.
Den Menschen nie zu sich selber kommen zu lassen, in ewiger Unrast
ihn umzutreiben: Das hat die deutsche Dichtung als die mephistophe-
lische Verführung durch das Leben empfunden; aber nicht allein der
Taumel von Begierde zu Genuß, auch nur die Festlegung in eine ge-
regelte Lebensweise, in eine berufliche Bindung gilt dem faustisch
Strebenden schon als Versuchung, ihn seinem höchsten Ziel ewigen
Werdens und Neuwerdens zu entfremden. Alles, was wir unter der
modernen Civilisation begreifen, mit ihren unzähligen Bedürfnissen
und Ansprüchen, ist im letzten Grund auch nichts Anderes als spiele-
rische Ablenkung von dem Wesenskern des Menschen, ein Surrogat
seines Werdedranges, ein Verschweigen seiner Werdenoth. Immer
neue bunte Muscheln (um mit Zarathustra zu sprechen) für spiellustige
große Kinder. Eben Diesem dient die moderne Technik, auf der unsere
Civilisation sich aufgebaut und von der sie ihre spielerische Natur em-
pfangen hat. Die fortschreitende Technik hat die abendländische Mensch-
heit wohl dem Dogmatismus und Scholastizismus entrissen, aber sie
hat sie zugleich auch ihrem inneren Selbst entfremdet. Sie hat eine
ähnliche Rolle wie die Kunst in der hellenischen Welt gespielt. Dort
kam es zu keiner Theokratie, weil der bildnerische Geist früh und recht-
zeitig sich der Kultsymbole bemächtigte; ansangs ganz noch im Bann
der Priesterschaft stehend, die ihm die strengen, keuschen Linien und
Formen egyptischer Observanz vorschrieb, emanzipirte er sich allmäh-
lich davon und stellte endlich in Phidias die frei bewegten, reinen For-
men göttlichen Menschenthums der vorbildlichen Andacht vors Auge.
Der Künstler hatte dem Priester den Kultdienst abgenommen und zur
Kultkultur umgeschaffen. Aber wie die Plastik der Antike allmählich
in Spielerei ausartete: eben diese Gefahr könnte der modernen Tech-
nik drohen. Iene wurde ihrer Kunst endlich müde, und wenn unsere
Technik vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt bleibt, so geschieht es
nur, weil sie sich überall mit einem praktischen Nutzzweck verbunden

zeigt. Die moderne Menschheit wird ihre Technik nie mehr entbehren noch ihren weiteren Entwickelungsgang aufhalten können, der ihr eine heilsame Erlösung von sich selbst gebracht hat. Aber sie wird sich inner» lich wieder von ihr lösen müssen, von der spielerischen Beschäftigung wie vom praktischen Aufgehen in ihr mit Leib und Seele, ohne sie doch damit aufzugeben als einzig durchgreifendes Machtmittel über Natur» und Menschengewalt. Die Griechen gingen innerlich an ihrem Kunsttrieb zu Grunde, der in sophistische Künstelei ausartete; der moderne technische Spieltrieb hat eine ähnliche Verödung und Verarmung der menschlichen Wesenskraft im Gefolge.

Keiner hat die „Motivation" alles menschlichen Denkens und Handelns so durchschaut und verdächtigt wie Nietzsche. Er hat den Wahrheitwillen auf den Sezirtisch gelegt und die labyrinthischen Schleichwege enthüllt, auf denen der Mensch sich überall selber ausweicht; er hat die raffinirte Technik aufgedeckt, mit der der Mensch sich und Andere unausgesetzt über sein wahres Wesen täuscht und hinwegtäuscht. Endlich hat er den „letzten Menschen" gezeigt, der an Allem, was ihn innerlich berühren und aufrühren könnte, klug blinzelnd vorübergeht: der sich immunisirt hat gegen alles Leben, das „innere Fühlung" mit ihm gewinnen möchte. Der letzte Mensch wird so bewußt die Fähigkeit zu dieser inneren Fühlung in sich abgetötet haben, wie man sich, einen Nerv durchschneiden läßt, um einer gewissen quälerischen Empfindung entledigt zu werden. Die heutige Menschheit täuscht sich noch mehr oder weniger bewußt darüber hinweg, indem sie den inneren Werdedrang übertäubt, durch beschäftigende Ablenkung und Zerstreuung aller Art, und ihre Werdenoth überschreit. Die Einen suchen dieser durch Spiel» oder Sammelwuth auszuweichen, Andere durch wissenschaftliche Vielgeschäftigkeit (was im Grunde auf den selben Zug hinauskommt). Es ist der geistige „Zug nach dem Westen", eine andere Art Amerikanismus, und man findet ihn nicht nur bei Einzelnen, sondern auch in ganzen Gesellschaften, Korporationen, wissenschaftlichen Instituten. So will mir zumal auch die bei der Iahrhundertfeier der berliner Universität im vorigen Iahr gegründete Kaiser» Wilhelm»Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften von diesem Zug ergriffen scheinen; überall möchte sie in die Ferne schweifen, während das Gute doch so nah liegt. Sie muß durchaus eine biologische Station in Rovigno an der Adria haben: und vergißt darüber, daß wir auch eine solche am Plöner See in Holstein besitzen, und was wir an dieser haben. Um einem dringenden Bedürfnis) abzuhelfen, gründet sie ein archäologisches Forschunginstitut für islamitische Kultur, weiß aber zu einem biologischen für deutsche Kultur nicht den Weg zu finden. Sie hat kein Verhältniß zu ihrem Volk und dessen nächstliegenden Bedürfnissen und Erfordernissen, seiner Rassenhygiene und Rassenbiologie, von der seine lebendige Zukunst bedingt wird. Dieser Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften erscheinen noch immer Tiefseebiologie und Archäologie fremder, toter Kulturwelten wichtiger

und werthvoller als die Gegenwart, die Biologie des eigenen Volkes,
von der das Wohl und Weh der kommenden Generationen abhängt.
Der Schreiber dieser Zeilen war der Erste, der (in früher ver-
öffentlichten Aufsätzen) sich ernsthaft mit der Gesellschaft beschäftigte;
bis dahin war mehr von Ordensmänteln und Sternen als von der
„Werdenoth" geredet worden. Mir ist für die „Mühwaltung" weder
Mantel noch Stern geworden; nicht einmal ein „Diplom" erhielt ich
für die „Richtlinie" von der islamitischen auf die deutsche Kultur hin.
Dennoch werde ich nicht müde werden, wie andere Unternehmungen,
die sich in die Ferne verlieren wollen, um sich über die gegenwärtige
Noth hinwegzutäuschen, so auch die Kaiser»Wilhelm»Gesellschaft*)
immer wieder auf die näher und nächstliegenden Aufgaben zu ver-
weisen. Auch ohne Lohn und Dank, wie es im „Havanml" heißt:

Sie gaben ihm nicht Brot noch Met;
Da neigt er sich nieder, auf Runen sinnend. . .

Heinrich Driesmans.

'Gedichte.**)

Der Linsame.

ÄVDöer ist auf dieser Lrde mir nicht fremd
Und kann so ganz mein kleines Dasein deuten?
Wer hört, von keinem Mauerring gehemmt,
Die helle Glocke meiner Seele läuten?

Mein Wandern durch den Tag und durch die Nacht
^Zst einsam sehr, so viel ich mich auch mühe.
Daß mir ein zweites Licht entgegenfacht,
Das mit dem meinen froh in einem glühe.

Ja, viele Menschen stehen da und dort
Und schauen auf bei meinem starken Schreiten <'
Und sprechen manchmal auch ein grüßend Wort;
Doch ist dies voll versteckter HeimlickFciten.

*) Eine Schrist, in der ich diese Gesellschaft behandle, erscheint
unter dem Titel „Das Orenda»Problem" im Verlag von Rudolf Leich-
ter in Schöneberg. Bei dieser Gelegenheit sei auf die ebenda (im neun-
zehnten Iahrgang) erscheinende Zeitschrist „Deutsches Leben" („Le,.
bcnsreform") hingewiesen, die auch über das Thema „Biologie des
deutschen Volkes" ausführliche Beiträge von mir bringt.

**) Ein erster Gedichtband von Alfons Petzold, der in einem der»
borgenen wiener Verlage vor Iahren erschien, war noch begleitet von
einer Biographie, die um Mitleid für ihn warb und ein Proletarier»
schicksal von seltener tragischer Gewalt erzählte. Darin war die entsetz»
liche Iugend eines begabten Kindes geschildert und seine wirre Iagd

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_308.html[18.07.2014 17:49:34]

Und ängstlich hüten sie ihr Pünktchen Licht,
Bedecken sorgsam es mit scheuen Hüllen,
Aus denen nie ein freches Leuchten bricht,
Um alle Straßen dieser Welt zu füllen,
Doch einmal werden alle Hände sich
Zu einer liebeschweren Hand verschlingen
Und Alle werden zu dem letzten Ich,
Zu Gott, in starker, frommer Linheit dringen,
>^
Die Schwangere,
Lin Lichtlein, von der Liebe angezündet,
In ihrem Leibe auf zur Flamme loht.
Den ömn des Lwigen hat sie ergründet
Und schaut nun lächelnd über Grab und Tod,
Um ihr geheimes Aönigthum zu schauen,
Stehn oft die Nachbarinnen vor dem Thor,
Sie hebt sich aus der Fülle dieser grauen
Und müden ZNenschen wie ein Licht empor.
Wie von den Bäumen, die in Blüthe stehen,
Geht eine fromme Sehnsucht von ihr aus.
Und viele Mädchen ihren Rreis begehen.
Und kommen seltsam weiser dann nach Haus.
Sie lassen alte Bücher, edle Steine,
Wie traunmmfponnen sie im Leben stehn,
Und suchen in der Ferne nur die Line,
Die einem Wunder darf entgegengehn.
durch die härtesten, niedersten Berufe der Großstadt, zugleich aber auch die starke innere Bildungfähigkeit dieses jungen geknechteten Menschen, der die paar müden Stunden nach der Arbeit bei Büchern und Vorlesungen verbrachte. Diese Verse, manche sehr ungelenk und nur liebend spürendem Blick ihr Talent verrathend, bedurften noch der mildernden Umstände und des Appells an das Mitleid. Aber der junge Dichter, dem, als ein Blutsturz ihm weitere harte Arbeit unmöglich machte, durch fremde Bemühung ein Iahr Stille erobert wurde, hat in dieser Zeit seine innerliche Kraft, sein ursprüngliches lyrisches Talent so sicher entfaltet, daß seineVerse heute keines Mitleides und keiner Empfehlung bedürfen. Wenn ich sie hier einsühre, so geschieht es nur, um sie einer breiteren Oeffentlichkeit vorzustellen, und in der Hoffnung, ein deutscher Verleger von Rang möge dem neuen Dichter rasch die Thür öffnen.
Stefan Zweig.

Die Zukunft.
Abend an der Donau,
Abend umspannt die Seit.
Reglos starren die Sterne,
Aus der Matrosentaverne
Stapft die Trunkenheit.
walzt mit wankendem Gang
Ueber die Donaubrücke.
^)n einer Gassenlücke
vergröhlt ihr Gesang.
Flußauf, nebelumdrängt,
Schaukelt ein kleiner Nachen;
Drüber das helle Lachen , ,
Froher Menschen hängt.
Lichtschwer dräut die Stadt,
Frißt das Licht der Laterne,
Das aus der Stromtaverne
Blinzelt scheu und matt.
>L in Jude.
Lr war so dunkel im Begreifen
Und stellte Alles in den Rreis der Nacht,
Nichts konnte er im wahren Lichte sehen
Und alles Werden war ihm nur ein Gehen
Auf einem Umweg zu des Grabes Schacht,
Lr sprach in Bildern, die aus Trauerschleifen
Und schwarzen Rahmen starrten auf uns her.
Und seine Worte gingen so bedächtig.
Als wären sie des größten Unheils trächtig
Und kummerschwer.
Und es kam vor, jedoch nur selten.
Daß sich aus ihm ein anderer Laut erhob,
Erzählte jubelnd von dem NIakkabäer,
von den Verheißungen der alten Seher
Und stammelte verzückt Zehovas Lob.
Doch gleich darauf ließ er nicht gelten
Der anderen Juden starke Zuversicht,
Lr ging davon mit grüblerischem Denken
Und mochte lange keinem Freunde schenken
Lin lächelndes Gesicht,
Wien, Alfons petzold.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_310.html[18.07.2014 17:49:35]

Banken und Fürsten.
schreitet die Produktion schneller als der Absatz. Die Waaren
IDA sind rascher hergestellt als umgesetzt und in Geld gewandelt;
und die Folge ist, daH Umlaufmittel sich als Anlagekapital festrennen.
Dann wird den Banken ihre „finanzielle Bereitschaft" vorgeworfen
und sie werden ermahnt, nach Möglichkeit Kredite auf lange Dauer
zu meiden. Ie kürzer die Frist eines Wechsels ist, desto besser ist er
(wenn er nicht durch andere Eigenschaften zum Tadel herausfordert).
Zwischen Finanz» und Waarenwechseln soll ein dicker Strich gezogen
werden. Locht eine Bank von der anderen auf sich ziehen, um bares
Geld zu bekommen, so ists ein Finanzgeschäft, dem die Voraussetzung
eines Waarenhandels fehlt. Gut und gleich sind nur die Tratten, die
den Namen des Lieferanten, des Abnehmers und das Indossament
einer Bank tragen. Die Reichsbank macht auch bei den Waarenwech-
seln Unterschiede. Sie nimmt Accepte von Firmen, die ihre Buchfor-
derungen diskontirt haben, nur gegen besondere Sicherheit, Wichtig
ist immer das „Ziel". Der Handwerker, der Gewerbetreibende, der
Händler muH dem Kunden eben so weite Zahlungfrist gewähren wie
die Großindustrie. Nirgends kann der Wechsel die sofort greifbaren
Mittel ersetzen; nur die Möglichkeit, ihn stets bei der Reichsbank zu
Geld zu machen, hebt ihn in den Rang eines sicheren Aktivums. Aber
vor der Ueberlastung mit solchen Pflichten hütet sich die Reichsbank;
und neulich ließ auch die Oösterreichisch»Ungarische Notenbank eine
ähnliche Warnung an die Kreditinstitute ergehen. Darf man auf Er»
folg rechnen? Sicher ist, dah manches belastende Engagement vermie-
den und manches Verlangen nach Kredit abgewehrt werden könnte,
ohne daß der Wirthschaftkörper dadurch litte. Freilich darf man nicht
glauben, bis übermorgen lasse sich Alles wandeln. Die Riesenkapita-
lien, die in der Industrie arbeiten, dürfen nicht sich selbst überlassen
bleiben. Und ihr Nahrungbedürfnifj ist nicht leicht zu befriedigen.
Die Banken verlangen von Iedem, der auf Kredit Werthpapiere
kaufen will, die Einzahlung von mindestens 10 Prozent der Gesammt»
summe. Vielleicht würde die Zahl der Spekulanten kleiner, wenn man
den Betrag der Einzahlung erhöhte. Dann aber könnten sich auch die
Provisionen verringern, deren Ertrag vom Umfang des Börsenge»
schüft es abhängt; und in der Bilanz sänken die Ziffern für Report und
Lombard. In den Zwischenbilanzen des letzten Iahres war der Gestal-
tung der Report» und Lombarddarlehen besondere Aufmerksamkeit zu-
zuwenden. Ultimo Dezember 1910 hatte die Summe dieser Positionen
bei acht berliner Aktienbanken 1074 Millionen betragen; Ultimo
August 1911 warens 1187, Ultimo Oktober nur noch 871 Millionen.
Zwischen beiden Terminen lagen die schwarzen Tage der berliner
Börse. Die Banken wickelten ab, was nicht mehr fest war, und zogen
sich den Vorwurf zu, die Kunden erst animirt und dann der Pein über-
lassen zu haben. Ganz so schlimm wars nicht. Mancher Wechselstuben»

Vorsteher, der gern bremsen möchte, merkt, daß sich das Publikum nicht immer halten lätzt. Wie wars denn mit der neusten deutschen An» leihe? Obwohl die gezeichnete Summe den aufgelegten Betrag nicht sehr hoch überstieg, ist doch nur ein Theil in die Hände ernsthafter Kapitalisten gekommen. Wieder haben Konzertzeichner ihr Spiel gerne« Ken und dem Finanzkonsortium die Sorge um das nicht verkaufte Material überlafsen. Die kann sie noch ein hübsches Weilchen drücken. Auch den Privatbankiers, für die man davon Nutzen erwartete, schafft die Kreditbeschränkung neue Schwierigkeit. Die Großbanken nehmen als Unterlage für Prolongationgeld nur noch Papiere, die zum Ultimohandel zugelafsen sind; und deren Zahl ist klein. Der Mittelbankier findet also schwerer Ultimogeld. Vermindert sich nun die Effektenspekulation? Der Ertrag des Börsenumsatzstempels im Januar (2,27 gegen 2,21 Millionen) läßt noch nicht darauf schließen. Aller» dings hört man von Bankleuten, das Börsengeschäft sei in diesem Iahr recht mager. Vielleicht soll damit aber nur die Aufmerksamkeit von manchem sichtbaren Mißerfolg abgelenkt werden. Sicher ist, daß Ravensteins Mahnung zur Borsicht im Kreditgeschäft nicht grundlos war. Manche Provinzbank (Chemnitzer Bankverein, Mülheimer, Rostocker, Bergisch»Märkische, Osnabrücker Bank) mußte ihre Dividende verkleinern und praeludirte so den Abschlüssen der Großbanken nicht gerade mit Siegesfanfaren. Die Verluste sind faft überall durch Fehler in der Gewährung von Kredit entstanden. Die Rostocker Bank, die mit 5 Millionen Mark Aktienkapital arbeitet, muß 1 Million auf die Aktien einer Hypothekenbank abschreiben, die zu ziemlich hohem Kurs gekauft worden waren. Die Rostocker stand auch in Beziehungen zur Niederdeutschen Bank, der sie, gemeinsam mit der Hanseatischen Bank in Hamburg, ein Darlehen von 1 Million gegen 500000 Mark Sicherheiten und zwölf Bürgschaften gegeben hatte. Die Niederdeutsche Bank nahm dafür 150000 Mark Antheile einer von den Direktoren der Rostocker Bank gegründeten „Mineralquelle G. m. b. H.". Das Beispiel lehrt, wie komplizirt viele Geschäfte kleiner Banken geworden sind und wie tief der Schnitt sein müßte, der den Wirthschaftkörper von allen schädlichen Kreditgebilden befreien sollte. Kein anderer Vorgang aber ist so lehrreich wie die Geschichte der Berliner Terrain» und Baugesellschaft. Der Fürstentrust und die ihm verbündete Deutsche Bank liefern seit Wochen dem Wirthschaftkritiker den interessantesten Stoff. Die Berliner Terrain» und Baugesellschaft, die noch aus den Glanztagen des Herrn Karl Neuburger stammt, ist ein Skelet im Haus der Fürsten. Längst schien eine gründliche Sani» runq nöthig; aber die Banken wollten diese Nothwendigkeit nicht gern anerkennen. Schließlich war aber die Höhe der Verluste nicht mehr zu verheimlichen. Im Concern der Deutschen Bank sinds allein 12 Millionen. Vorschüsse von 2 Millionen, die der W. Wertherm G, m. b. H. (sie gehört in den Bereich der Berliner Terrain» und Baugesellschaft) von der Deutschen Bank gegeben worden waren, werden gestrichen,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_312.html[18.07.2014 17:49:36]

Außerdem läßt die Deutsche Bank noch die Forderung von 5 Millionen Mark fallen. Die Bergisch-Märkische Bank, die einen großen Theil der Aktien und Obligationen der Baugesellschaft besitzt, muß 5 Millionen Mark abschreiben und setzt ihre Dividende von 8Vs auf 7 Prozent herunter. Da die Deutsche Bank etwa 60 Millionen Mark vom Aktienkapital der Bergisch»Märkischen Bank besitzt, so bedeutet deren Dividendenrückgang für sie eine (allerdings erst in der nächsten Bilanz sichtbar werdende) Minderung des Gewinnes um etwa 900000 Mark. Die Hauptschuld an dem Unglück der Baugesellschaft trägt die Baufirma Boswau S Knauer. Diese G. m. b. H. ging im Iahr 1908 von der Bergbank auf die Terraingesellschaft über, die damals ihr Aktienkapital um 1M/s Millionen erhöhte (3 für den Erwerb von Boswau « Knauer und ?Vs für die Zehlendorfer Terrains des Fürsten Fürstenberg) und eine Obligationenanleihe von 20 Millionen ausgab, die von der Handelsvereinigung (Fürstenbank) garantirt wurde. Die Beziehungen der Deutschen Bank zu Boswau S Knauer zeigen, daß auch Größe und Ansehen nicht vor Thorheit schützt. Mit der Baugesellschaft und Boswau S Knauer sind verquickt: das Passagekaufhaus, die Firma W. Wertheim, das Hansa»Haus G. m. b. H. in Hannover, das Thalia»Theater in Elberfeld, das Excelsior»Hotel in Berlin, dessen Antheile im Besitz einer Tochtergesellschaft von Boswau, K Knauer sind. Ob die Terrain» und Baugesellschaft nach der Sanirung allen weiteren Ansorderungen gerecht werden kann, ist fraglich. Die Deutsche Bank kehrt ihr den Rücken und überläßt es den Fürsten und deren Banken (Handelsvereinigung und Paläftinabank), für die Zukunft der Gesellschaft zu sorgen. Ein Konsortium, dessen Interessen durch die Handelsvereinigung vertreten werden, übernimmt alle Engagements der Deutschen Bank und der Bergbank. Als Gegenleistung bringen beide Institute das Opfer von 12 Millionen. Für die nöthi» gen neuen Betriebsmittel müssen natürlich die Fürsten sorgen. In dem Programm, das andeutet, wie die Deutsche Bank sich stellen will, heißt es, das Publikum solle nicht zu neuer Leistung herangezogen werden. Von dem Aktienkapital der Baugesellschaft sind 6 bis 7 Millionen in fremden Händen, der Rest, 11 Millionen, ist also im Besitz der Fürsten. An den 6 bis 7 Millionen hat das Publikum eine hübsche Summe verloren; denn die Aktien der Neuburgeraera (^/s Millionen), die allein an die Börse zugelassen sind, wurden zu 115 Prozent angeboten und die nächste Emission zu 140 den Aktionären servirt. An der ersten Aktienserie sind 70 bis 80, an der zweiten 100 Prozent verloren worden. Der Hauptverlust trifft die Fürsten, die, nach der geplanten Zusammenlegung der Aktien, neue Zuzahlungen zu leisten haben. Die freien Aktionäre bleiben von jedem Opfer verschont.

Wer sich der Glossen erinnert, die der Trennung der Berliner Handelsgesellschaft vom Fürstentrust folgten, muß über die „Treffsicherheit" der damals gefällten Urtheile lächeln. Hat Karl Fürstenberg etwa unklug gehandelt? Heute kann er sich an den Erlebnissen der

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_313.html[18.07.2014 17:49:36]

Deutschen Bank rösten. Die Farbe solcher Korrekturen ist wafchecht.
Die Deutsche Bank wird übrigens ihre geschäftliche Verbindung mit
dem Fürstentrust nicht lösen; sie hat ja den Hohenlohewerken soeben
Kredit gegeben. Aber vergeßt nicht, liebe Leute: das Alles ist erst der
Ansang. In dieser Gegend wirds noch ganz andere Stürme geben.
Die Banken können die Industrie, der sie durch tausend Bande
verknüpft sind, nicht auf Wafser und Brot setzen. Und wenn sie sich,
durch Umwandlung ihrer Engagements in Aktien oder Obligationen,
liquide zu machen suchen, so wecken sie neuen Geldhunger der Gesell-
schaften. Wie schwierig sich oft die Engagements der Banken gestalten,
lehrt das Schicksal der im Terraingeschäft angelegten Kapitalien.
Berlin leidet unter einer Baukrisis; 60000 Wohnungen stehen leer.
Wenn nicht gebaut wird, können die Terraingesellschaften ihre Grund-
stücke nicht verkaufen und das Anlagekapital bleibt nicht nur dividen-
denlos, sondern verfällt auch der Auszehrung. Die an der berliner
Börse notirten Terrainaktien haben seit Ansang 1911 im Durchschnitt
15 Prozent am Kurs verloren. Manche Grundstückgesellschaft, die
Parzellen verkauft hat, sieht den Buchgewinn schwinden, weil sie von
den Hypotheken, die sie den Bauunternehmungen gab, abschreiben
muß. Die Häuser, die gebaut wurden, können nicht vermiethet werden;
dadurch vermindert sich die Rente und der Werth des Objekts, das die
Beleihung stützen soll. Die Bodenaktiengesellschaft Berlin»Nord, eine
Gründung der Darmstädter Bank, mußte auf Hypotheken und Rest-
kaufgelder faft N/s Millionen abschreiben; der Ueberschuß und der
größte Theil der Reserve ist dadurch verbraucht worden. Da auf dem
Erundstückmarkt eine baldige Besserung kaum zu hoffen ist, möchte
man die Mängel der Baukonjunktur aus eigener Kraft überwinden.
Die Handelsgesellschaft für Grundbesitz wird einen Theil ihrer Ter-
rains selbst bebauen und hofft, aus den Häusern eine bessere und ste-
tigere Rente für ihr Aktienkapital zu erzielen als aus dem von der
Konjunktur abhängigen Grundstückverkauf.
Ihrer Mutter, der Berliner Handelsgesellschaft, gehts gut. Sie
hatte seit dem Iahr 1905 9 Prozent Dividende gegeben. Sie konnte
mehr vertheilen, giebt aber erst diesmal 9Vs. In der Bilanz vom Iahr
1910 war, durch den Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank, eine
Kürzung des Effekten» und Konsortialgewinnes um N/s Millionen
nöthig geworden (wenig im Vergleich mit den 12 Millionen, die der
Concern der Deutschen Bank jetzt verloren hat). Diesmal ist der Ab-
schluß flecklos und zeigt obendrein, daß die Handelsgesellschaft für
kommende Tage vorgesorgt hat. Auch die Nationalbank für Deutsch-
land hatte eine gute Bilanz. Der Ueberschuß des Reingewinnes allein
hätte die Erhaltung der Dividende von 7 Prozent, ohne Kürzung der
Reserven, freilich nicht ermöglicht; da jedoch die Tantiemen (nach dem
Beschluß bei der vorjährigen Kapitalserhöhung) verringert wurden,
war der Ausgleich bequem zu ermöglichen. Und durch die Vermehrung
der eigenen Mittel ist die Bilanz jetzt liquider geworden. Lad 0 n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zuk»nst in Berlin, — Druck von Paß 6 Sarleb G. m. b, ß in Berlin.

Berlin, den 9. März 1912.
Deutschland und England.

^FAenn nicht alle Zeichen trügen, sind die leitenden Männer in
☐Berlin und London zu der Einsicht gekommen, daß der eng-
lisch»deutschen latenten Gegnerschaft endlich ein Ziel gesetzt wer-
den muß. War doch die Spannung allmählich so straff geworden,
daß jeden Augenblick irgendein nicht zu berechnender Zufall diesen
Antagonismus in offene Feindschaft verwandeln und den Krieg
herbeisühren konnte. Bei kühler Abwägung aller Chancen eines
solchen Krieges mußte sich aber beiden Regirungen die Neberzeu»
gung aufdrängen, daß schon durch die Verschiedenheit der Krieg«
führenden (erste Seemacht und erste Landmacht der Welt) die völli»
ge Niederwerfung des Gegners ausgeschlossen ist, daß eine schwer
zu verwindende wirthschaftliche Schädigung auch des Siegers un-
vermeidlich wäre und daß der Vortheil aus der gegenseitigen
Schwächung nur Dritten zufiele; zunächstdenVereinigtenStaaten.
Trotz dieser klaren Sachlage bereitet ein großer Theil der
Publizistik beider Länder der mühevollen Arbeit Derer, die abge-
rissene Fäden wiederanknüpfen möchten, immer neue Schwierig»
keiten.Selbst in angesehenen deutschen Blättern wird auch jetzt noch
eine agressive Politik empfohlen und beinahe täglich den Lesern
jdas alte Lied vom perfiden Albion vorgesungen. Geschmackvoll
nennt man Ieden einen Simpel, der nicht darauf schwört, daß die
Engländer uns im vorigen Herbst heimtückisch überfallen wollten.
In „Scharfmacherorganen" übertreiben Politiker, die sich wild ge-
berden, manchmal wohl wider besseres Wissen die uns von Eng-
land drohenden Gefahren, um in der inneren Politik eine ihnen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_315.html[18.07.2014 17:49:37]

erwünschte Wendung zu bewirken und, wenn möglich, Konslikte mit
dem neuen Reichstag zu erzeugen. Auch sieht es fast aus, als ob
einzelne Marinehäupter, von ihrem Ressort»Standpunkt aus, ge-
meinsam mit den Flotten»Vereinen, kräftig ins Feuer bliesen, nur
um ihren Wünschen für den Flottenbau, bei der vielleicht nie wie«
verkehrenden Gunst der Stunde, Erfüllung zu schaffen. All diese
Hinderungversuche sind um so bedenklicher, als die große Masse des
englischen Volkes, der sie von einer gleichfalls vielfach voreinge-
nommenen Presse zur Kenntniß gebracht und oft genug aufge-
bauscht werden, sie durchaus ernst nimmt. Ohne praktischen Nutzen
erschweren sie das Bestreben der staatsmännisch denkenden Poli-
tiker, die im vaterländische Interesse den britischen Argwohn, auch
das deutsche Vorurtheil überwinden und die beiden Nationen all-
mählich zu freundlicheren Beziehungen hinüberleiten wollen.
Vielerlei hat sich im Lauf der letzten zwanzig Iahre zwischen
Deutschland und.England gestellt. Vor Allem ist da unser wirth»
schastliches Erstarken zu nennen, der ungeheure Aufschwung un-
serer Industrie und die Schaffung einer rasch wachsenden Handels«
flotte. Zwar steht sie an Tonnen» und Schiffzahl noch immer weit
hinter der englischen (die sie um das Vierfache übertrifft), ist aber,
bei prozentual schnellerem Anwachsen, von allen Handelsflotten
der Welt die einzige, die, bei der Vortrefflichkeit ihres Materials
und ihrer Mannschaft, qualitativ den Vergleich mit der englischen
nicht zu scheuen braucht. So unbequem diese Fortschritte auch den
an eine Monopolstellung in allen See» und Handels»Dingen ge-
wöhnten Engländern waren, so viele Hindernisse uns auch eng-
lische Konkurrenz und englischer Neid bereitet haben: der Versuch
gewaltsamer Unterdrückung des lästigen Mitbewerbers ist von den
Briten bisher nicht gewagt worden. Die Möglichkeit einer solchen
Repression war um so mehr gegeben, als England mindestens der
wohlwollenden Neutralität der wenigen Mächte sicher war, die
uns in einem solchen ungleichen Krieg beispringen konnten. Also
tatsächlich (ob mit mehr oder weniger Grazie: Das ändert an dem
Faktum nichts) hat sich Enland mit unserer Nebenbuhlerschaft ab-
gefunden; in der richtigen Erkenntniß, daß ein fleißiges und in-
telligentes Volk von fünsundsechzig Millionen Menschen unmög-
lich auf die Dauer vom Welthandel und vom Ozean auszuschließen
ist und daß der Erdball für englische und für deutsche Kaufleute
noch Raum genug hat, wenn guter Wille theilen hilft.
Mitunserer Handelsflotte wuchs aber auch die deutsche Kriegs«
marine; und sie hat jetzt eine Stärke erreicht, die sie berechtigt, den
Kampf (wenn wir von England absehen) gegen jede europäische

Großmachtflotte mit der Aussicht auf sicheren Erfolg zu wagen.
Das londoner Marineamt meint sogar, daß die deutsche Flotte,
bei der Schnelligkeit ihrer Mobilmachung, der Tüchtigkeit ihres
Personals und dem guten Zustand ihres modernen Materials,
selbst für England ein gefährlicher Gegner ist. Manche Fachmänner
(noch neulich der bekannte amerikanische Admiral Mahan) riethen
deshalb der englischen Regirung, nicht mehr zu warten, sondern
unsere Flotte zu vernichten, so lange der Sieg noch mathematisch
gesichert scheint, oder, wenn man das Odium des Aeberfalles scheue,
der deutschen Regirung ein Ultimatum zu stellen: Verzicht auf
weitergehende Flottenvermehrung oder Krieg. Die englische Re-
girung ist diesen Rathschlägen nicht gefolgt; sie hat nur zuerst an-
gedeutet und dann offen ausgesprochen, daß ihr die durch einen
Vertrag geregelte Beschränkung der Seerüstungen sehr erwünscht
wäre. Hier soll heute nicht erörtert werden, ob solche Beschränkung
praktisch möglich ist. Die Engländer behaupten (und bedauern),
daß unsere Regirung alle Versuche einer freundlichen Verständi-
gung schroff oder wenigstens kalt abgelehnt habe. Unter solchen
Umständen müsse, wenn das Zahlenverhältniß der deutschen zur
englischen Flotte nicht in einer für Britaniens Interessen gefähr«
lichen Weise verschoben werden solle, das londoner Marineamt den
Entschluß verkünden, jede deutsche Kiellegung künstig mit zwei eng-
lischen zu erwidern. Das ergäbe ein Wettrüsten, dessen Ende un-
absehbar wäre und in dem alle Friedensfreunde in beiden Ländern
eine große Gefahr erblicken müßten. Denn die Steuerlast würde
allgemach auch dem reichen England so unerträglich werden, daß
man ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorziehen
könnte; oder, kaufmännisch ausgedrückt, die Versicherungprämie ge»
gen die Gefahr eines Krieges würde so hoch, daß, sie zu den aus dem
Krieg zu erwartenden Verlusten in keinem richtigen Verhältniß mehr
stünde. Und nach solcher Prämie strebt kein guter Geschäftsmann.
Ter nicht Eingeweihte vermag nicht zu sagen, welche Vor-
schläge Viscount Haldane jüngst nach Berlin gebracht hat; aber
vielleicht ist die Annahme nicht irrig, daß er „akademisch" von
den Gefahren sprach, die durch fortdauernde Rüstung entstehen
könnten. Deutsche und Briten dürfen wohl hoffen, daß nach dem
freundschaftlichen Gedankenaustausch ein Strich unter das Ver-
gangene gemacht wurde. Das wäre vernünstig und für beide Par-
teien vortheilhaft. Die Entfremdung wäre nicht so weit gediehen,
wenn nicht beide Regirungen immer wieder schwere Fehler gemacht
hätten. Gut aber, und durchaus nicht nur für uns, war, daß Eng-
land den schlimmsten Fehler bisher vermieden hat: den, gegen uns

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_317.html[18.07.2014 17:49:38]

Krieg zu führen. Ein englisch»deutscher Krieg, wenn er selbst unseren Seehandel und unsere Kriegsmarine vernichtete, würde Bri» tanien theuer zu stehen kommen; auch das gegen uns siegreiche England wäre in einer für seine außereuropäische Machtstellung sehr bedrohlichen Weise geschwächt. Die Zahl seiner offenen und heimlichen Gegner würde um eine Macht ersten Ranges vermehrt, die von dieser Stunde an mit aller Kraft die Pergeltung vorbereiten und jede dazu günstige Gelegenheit ausnützen müßte. Auch weiß man in England sehr gut, daß es im Gebiet des britischen Weltreiches wichtige Punkte giebt, die für ein anderen Mächten verbündetes Deutschland durchaus nicht unerreichbar sind, sobald die deutsche Diplomatie sich entschließen lernt, endlich von dem abgetriebenen alten Schimmel der triplice herunter zu klettern. Wenn aber schon der deutsch»französische Gegensatz als ein großes Unglück für Europa anzusehen ist, so müßte ein deutsch»englischer Krieg oder eine Totfeindschaft dieser beiden Hauptzweige der germanischen Pölkerfamilie geradezu als eine Weltkataftrophe bezeichnet werden. Doch wir wollen nicht bei dieser heute immerhin wieder ferner scheinenden Möglichkeit verweilen; auch die braven Leute, die hüben und drüben mit Zunge und Feder den Krieg ü tout, prix empfehlen, malen sich die Folgen des von ihnen angeblich ersehnten Zusammenstoßes wohl nichtin voller Deutlichkeit aus.
Der Hauptvorwurf, der von nicht verantwortlichen Stellenaus den Briten bei uns gemacht wird, bringt stets die alte Anklage: England beleidige uns durch die Forderung unbeschränkter Seeherrschaft, wie es sie im neunzehnten Iahrhundert hatte. Seit dem rafchen Machtzuwachs derVereinigtenStaaten vonAmerika konnte man aber von einer völlig schrankenlosen Seeherrschaft Englands nicht sprechen. Höchstens noch von einer gewissen Vorherrschaft, ohne die ein Inselreich überhaupt nicht bestehen könnte.
Das Vereinigte Königreich ist, seit es auf ausreichende Land« wirthschaft verzichtet hat, für mehr als drei Viertel seiner Bewohner auf Zufuhren aus fremden Ländern angewiesen. Während die Sperrung der ganzen deutschen Seeküste die Ernährung unseres Volkes, das den größten Theil seiner Nahrungmittel aus dem Landweg bezieht, nicht ernstlich gefährden könnte, bedroht jede Erschwerung oder Hinderung der Korneinfuhr die Briteninseln mit der Gefahr einer Hungersnoth. Man braucht gar nicht an die Landung eines feindlichen Heeres zu denken: das auch nur von einer fremden Flotte blokirte England wäre einer Festung vergleichbar, deren stlebergabc von der Frage abhängt, wie lange die aufgespeicherten Lebensmittel vorhalten. Die Stärke der militärischen Stellung

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_318.html[18.07.2014 17:49:39]

Englands, die in seiner insularen Eigenschaft begründet ist, würde sich sofort in Schwäche wandeln, wenn Englands Kriegsschiffe nicht mehr im Stande wären, das Meer für Maaren« und Lebensmittel» Transporte frei zu halten. Die Aufgabe der englischen Flotte ist aber damit noch längst nicht erschöpft: sie muß auch die ununterbrochene Verbindung zwischen Mutterland und Kolonien sichern, besonders den Seeweg (durch das Mittelländische und das Rothe Meer nach Indien. Bei der Ausdehnung dieses Weltreiches (das, wie man nie vergessen sollte, doch von der größten civilisatorischen Leistung der Weltgeschichte zeugt) und bei der mehr auf Gewöhnung und Prestige als auf den relativ schwachen Garnisonen beruhenden englischen Herrschaft in allen füns Erdtheilen muß stets eine Flotte bereit gehalten werden, um bedrohte Stellen sofort schützen oder Aufstände schnell niederschlagen zu können. Ueberhaupt sind die Aufgaben und Augenblickspflichten der britischen Seemacht so mannichfach, daß England das Gros seiner Schlachtschiffe auf die Dauer ,gar nicht, wie es jetzt thun muß, in den heimischen Gewässern versammelt halten kann. Die Aeberlegenheit der englischen Flotte über die deutsche ist daher in der nüchternen Wirklichkeit viel geringer, als sie nach den Tabellen und Ziffernlisten scheinen müßte: eben, weil England mit seiner Flotte die ganze Menschenwelt umspannen muß, wir aber am entscheidenden Punkt, also in der Nordsee und im Kanal, immer unsere gesammte Macht vereinigt haben. Solche Erwägungen mußten den Briten eigentlich empfehlen, unsere Engagements in Afrika und Asien zu begünstigen, weil auch wir dann mehr zu schützen und zu verlieren gehabt hätten und zu einer größeren Verzettelung unserer maritimen Machtmittel genöthigt worden wären. Kurzsichtig war auch König Eduard, als er glaubte, durch Einkreisung ein Volk von der Energie, der Intelligenz und der Zahl der Deutschen lähmen zu können. In jedem Iahr wächst bei uns die Zahl Derer, die in der Fremde gekauftes Brot eFen müssen, um eine Million. Hinter die Frage, wie wir im Ausland, in überseeischen Ländern uns neue Absatzgebiete schaffen und erhalten können, werden in Deutschland bald alle anderen politischen Fragen zurücktreten. Deshalb war die deutsche Regirung auch genöthigt, für den mächtig aufblühenden Außenhandel eine starke Kriegsflotte als Rückendeckung bereit zu halten. Das Wort des englischen Marine»Ministers, daß unsere Flotte ein Luxusgegenstand sei, war mindestens in der Aus« drucksform verfehlt. Wir müssen uns das Recht wahren, unsere Seewehr den Bedürfnissen des Exportes, der Kolonien und der Handelsmarine des Reiches anzupassen. In gewissem Sinn aber

ist Churchills Parallele zwischen der deutschen Land» und der eng-
lischen Seemacht nicht falsch. Wie wir bestrebt sind, unser i>:er
auf einer Höhe zu halten, die auch eine Koalition siegreich abweh-
ren könnte, so muß England eine Flotte haben, die es gegen jede
denkbare Gefahr zu schützen vermag. Wenn England seineMariue
im Verhältnis: zu dem Wachsthnm fremder Flotten vermehrt, zeigt
es noch keinen Hochmuth, keine Lust zu frivolem Angriff, sondern
es thut, was ihm die Pslicht zur Selbsterhaltung gebietet, was es
thun muß, wenn es nicht sein Weltreich, seinen Wohlstand, ja, sein
nationales Leben auf ein leichtsinniges Spiel setzen will. Wie aber
eine englische Politik unklug ist, die dem deutschen Volk die Erfül-
lung seiner Wünsche nach dem Erwerb neuer Absatzgebiete versagt,
so wäre eine deutsche Politik, die dem englischen Lebensinteresse,
dem Streben nach gesicherter Vorherrschaft zur See, sich entgegen-
stemmte, nicht nur unbillig, sondern sie würde auch von der Ge-
schichte als unklug, als sinnlos übermüthig verurtheilt werden.

Dieser Darstellung, die von einem politisch und diploma-
tisch geschulten Kenner beider Länder kommt, möchte ich zunächst
nur die Warnung anfügen, die Sache (im Sinn des Alltagsaus-
druckes) auf die leichteAchselzu nehmen und zu vergessen, daß sichs
diesmal nicht um eine gleichgiltige Episode handelt, sondern um
einen Versuch, dessen Ergcbniß nicht Europa allein in gespannter
Aufmerksamkeit erwartet. Unsinn, sagt Mancher. »Was soll denn
herauskommen? Die Engländer wollen uns wieder mal über den
Löffel barbiren.Sie haben zu Haus das Strikegespenst, in Indien
Unruhe, in China, weil sie sich ander Küste nicht stark genug zeigen
können,Ansehensverlustundmüssen jetzt schon erleben, daß in der
wichtigen Panamasphäre der Pankee eine Insel besetzt, auf die
ihrhistorischesRechtgcsichertschien.SiesindihrerDreadnoughts,
nach denSchießresultatenund anderenNnfällen.nicht mehr ganz
sicher, haben erkannt, daß sie fürs Erste auf dem Festland keinen
mächtigcnBundesgenossengegenDeutschland fänden.und möch-
ten uns deshalb mit Schlummerliedern einlullen. Gebenwirnach.
verlangsamendasTcmpodesFlottcnbaues, danndürfen sie auf»
athmen und später, wenn wir das Tempo wieder beschleunigen, vor
dem Weltgericht uns feindsäligen Handelns beschuldigen. Rüsten,
die ganzcVolkskraft fürdieStärkung derMarine einsetzen: alles
Andere ist nutzlos." Solcher Rath kommt aus dem Glauben, daß
Deutschlands Geschäftsführer dumm genug sein wird, sich mit ein

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_320.html[18.07.2014 17:49:40]

paarBröckchen vom reichen TischBritaniens abspeisen zu lassen;
kommt aus Patriotenköpfen, die England noch immer nicht sehen,
wie es in unserer Wirklichkeit ist. Auch die eigene Heimath nicht.
Der wird keine Möglichkeit gesperrt, wenn sie ein Quartal, ein
Halbjahr lang wartet und neue Entschlüsse bis hinter den Tag
schiebt, der über dieFrucht der Verhandlung keinen Zweifel mehr
läßt. Die Reservesicherung, die im vorigen Herbst so leidig vermißt
wurde, ist, ohne allzu beträchtliche Kosten, zu erlangen; den leicht
mißdeutbarenSatz, dieNothwendigkeit eines dritten Geschwaders
sei erwiesen, könnte man dabei vermeiden. Aus höflichster Ruhe
zu der Firma Grey S Churchill sprechen: »Wir dürfen uns nicht
noch einmal der Gefahr aussetzen, in der Zeit nach der Mann»
schaftentlassung mit geminderter Seewehrkraft in unserem Han-
deln gehemmt zu sein. Aber wir haben nicht dieAbsicht, jetzt, wäh»
rend verhandelt wird, unsere Machtmittel zu mehren". Verdäch-
tigung, Hohn und Schimpfrede soll die Verhandlung nicht stören,
die mindestens für ein Menschenalter deutscher Zukunft wichtig
werden kann. »Deutschlandmöchteuns hinziehen, bis seinNord»
ostseekanal den Maßen der großen Schiffe angepaßt ist, wir dem
Islam als Totfeind verhaßt sind, Franz Ferdinand auf dem Thron
sitzt und dieLateiner uns im Mittelmeer unbequem werden. Nur
deshalb hat es uns zu Gesprächen herangewinkt." So könnte ein
Brite denken. Er würde in seinem Nebel eben so irren wie der
Deutsche, der hinter Englands Wunsch nur Trügerplan wittert.
Britanien ist nicht so schwach, wie es dem aus schiefem Ge-
sichtswinkel über den Kanal Starrenden scheint. Das müßte Je-
den, der belehrt sein will, schon die Erinnerung an die Zeit lehren,
derenGedächtnißebenwiederausSchleierntaucht. Napoleon Bo-
naparte wußte, werihn besiegt habe. Galt er nicht den bestenDeut-
schen, nicht Goethe sogar als unüberwindlich? Der zähe Wider-
stand der Briten hat ihm den Untergang bereitet. Seit sie in ihm
den Erzfeind britischer Zukunft erkannt hatten, war, ihn zu stür-
zen, keinOpfer ihnen zu schwer. Das gescholtene Volk der Krämer
hat damals keine Gefährdung seines Welthandels, keinen Mil-
liardenverlust gescheut. Feig ist der Brite nicht. Auf den Blättern
feiner Geschichte, die keinen Zusammenbruch von der Art des
preußischen vom Jahr l8I)6 verzeichnet, findet Ihr nirgends die
Andeutung, daß Briten je an der Dauerbarkeit ihres Staatswe-
sens verzweifelten. Krämer? Der dommissioner, der, als Haupt

eines winzigen Häufleins Weißer, Millionen von Hindu, Par»
sen, Mohammedanern das Schicksal bestimmt, hat nie das Förch»
tengelernt: hat durch seine Leistung das Recht erworben, sich einen
tapferen Mann zu nennen. Und wie groß in England die Zahl
solcher Männer heute noch ist, zeigt jeder Kolonialkrieg, jeder
Stri'eoderAnarchistenputsch.Solangesich die Möglichkeit bietet,
für die eigene Sache Fremde fechten zu lassen, wird England sicher
nicht selbst insFeuer gehen. Droht dem SritisK Empire aber ernste
Gefahr, dann mag ein Wunderwerk männlicher Kühnheit Er»
eigniß werden. Vergeht nicht, daß in allen Erdtheilen Männer
englischen Stammes leben, die des Wortes eingedenk sind: »Nur
Britenschuld kannBritanien jemals von seiner stolzen Höhe stür-
zen/Der Kuriendiplomat, der schon beim Jubiläum der alten Kö«
niginVerfallszeichensah.hättevielleichtnachflüchtigem Rundblick
auf die berliner Hofgesellschaft und bourgeoise Prassergemeinde
vor den Apostelstuhl die frohe Botschaft gebracht:»Die Deutschen
sind nicht mehr die stillen Träumer noch die nüchternen, jeder Ent»
behrung fähigen Krieger, die sie einst waren". Um unserenKalkul
vorIrrthum zu hüten, müssen wir Großbritanien für stark, für ein zu
zähestemWiderstand bcreitesund entschlossenes Land halten.Die
Stätten seinerreizbarsten Schwachheit kann es freilich nicht bergen.
Das Inselreich ernährt sich nicht selbst, schon eine kurze Blokade be-
dräut es/mit Hungersnoth (die in London die achtMillionen ge-
pferchter Menschen rasch in denWillen zumBürgerkrieg stacheln
könnte), die Elends häufung ist, dicht neben dem üppigsten Luxus,
gefährlicher als in irgendeinem anderen Land Westeuropas und
jede an dcrReichsperipherie entstehendeUnruhewirkt geschwind,
Unheil zeugend, bis ins Centrum fort. Darf England geduldig
warten, bis fein Kanalnachbar zu dem stärkstenLandheer sich eine
Kriegsflotte erstenRanges geschaffen hat.die er«zum Schutz seines
Handels" nicht braucht, mit ihren eng begrenzten Kohlenräumen
und ohne gesicherte Nachfüllstationen gar nicht brauchen kann.die
ihm eines Tages aber erlauben wird, den Leun an der verwund-
barsten Stelle zupacken? IKat is tbe question. Und die Antwort
muß lauten: Nein. Eduards Versuch, durch Einkreisung und Ein-
schüchterung uns mürb zu machen, war der schlauste, der sich er-
denken ließ.Nur war die strategische Stellung, die er demBriten»
reich gab, nicht auf Jahre hinaus zu halten; und der King starb,
^he er sie, als Psychologe und Geschäftsmann, zu einträglichem

tracZe auszunützen vermochte. Heute? Englands alte Armada ist,
weil sie bis in dieEntscheidungstundewahrscheinlich nicht insFeuer
käme, entwerthet, das Kraflverhältniß (deutsche gegen englische
Dreadttoughts) der Inselflotte nicht mehr so zweifellos günstig
wie vor zwei Lustren und die Kanalweitung in schnellem Wer-
den. Das Mittelmeerkann, wenn Franzosen und Italiener sich,
nach dem hitzigen Familienzank, einander versöhnen, eine zweite
Nordsee werden: ein zweites Meer, in dem Britanien mit einer
anderen, nicht bedingunglos freundlichen Seegewalt zu rechnen
hat. Und die Pflicht, in Asien dem Russenreich, weils sonst aus
demConcern schiede, vorwärts zu helfen, belastet dieBritenzukunft
mit unlöschbaren Hypotheken. Die entente coräisle war aus ge»
meinsamemtzaß erwachsen; und mußte mählich drum enttäuschen.
Der echteBrite sieht in demFranzen einen amüsanten, doch nicht
ganz ernsthaften, voller Mannesachtung unwürdigen Kerl; und
in der Gallierrepublik freuen sich nicht nur die loups Kretons im
innersten Herzensgehäus, wenns den Engländern an denKragen
geht. Seit Sir Edward Grey weiß, daß Herr Caillaux, während
er England gegen den Bedränger vonAgadir zu hetzen versuchte,
emsig um eine Privatverständigung mit dem Deutschen Reich be-
müht war, ist ihm die letzteIllusion geschwunden. öien fou qui s>
sie, denkt er; und hat von dieser Stunde an, was er konnte, gethan,
um eine anglo» deutsche Verhandlung einzuleiten.
Die wollen wir als eine Angelegenheit von ernstester Be-
deutung nehmen. So nimmt sie auch Englands Volk. Wer ihm
nachsagt, eswolle uns in eine Falle locken, mit vagem Versprechen
füttern, kennt die Stimmung nicht. Könnte die Volksmehrheit das
DeutscheReich inTrümmer schlagen: sie thäte es lieber heute als
morgen. Siekanns nicht; weiß, daßsiees nicht kann. Sie hat aus-
gerechnet, was es sie kosten würde, wenn sie auch nur die deutsche
Flotte vernichtete, die deutschen Kolonien besetzte. Daß sie, in
ihrem Weltclearinghouse, eine Serie von Kriegen (die nach einer
deutschenNiederlageunvermeidlichwäre)nichtüberdauernkönnte.
Daß die hundert Millionen Menschen, die unserReichsverband
um die Mitte des Jahrhunderts umfassen wird, nicht zu behan-
deln sind wie der arme Verwandte, dem Castlereagh oder Pal»
merston, je nach der Augenblickslaune, die Backe streichelte oder
striemte. Deshalb will sie kair tracle und ehrliche Verständigung
mit Deutschland; will jeden erschwinglichen Preis dafür zahlen.

Nur: ohne feste Bestimmung der Flottcnrelation wird kein halt»
barerFricde. England müßte sich selbst aufgeben.wennesthatlos
dcnTag herauskommen ließe, der dem in der Enge schmachtenden
Vetter die Ucbermacht sichert. Ist die Verständigung über sol»
che Relation nur im Gebiet der Utopia möglich, solls bei der Lo»
sung bleiben: »Zwei englische Kiele für jeden deutschen", dann
wars ein von kindischer Eitelkeit bewirkter Fehler, sich in Vcr»
handlungen einzulassen. Dann müssen sie mißlingen; kann höch-
stens noch der Geschicktere das Gesicht wahren. Dann aber sind
wir auch vor dem Menschengericht ins Unrecht gesetzt. Oder ge-
zwungen, mit unzeitgemäßer Offenheit endlich zu sagen: »Unser
Ziel ist dasErdarbitrium; wirwollen unsere Machtmittel bis auf
einetzöhe thürmen, von der aus wir selbst dem Britenreich, wenn
es unseren Wünschen widerstrebt, den deutschen Willen aufzwin-
gen können." Das wäre ein Wikingerprogramm; und wer es zu
künden wagte, würde als Räuber und Mordbrenner verschrien.
Noch wird verhandelt. Schon aber scheint auf die frohe Hoff-
nung, die unter dem zweiten Mond des Iahres aufgeblüht war,
ein Märzreif gefallen zu sein. Schon hört man aus dem Munde
der von der Last der Verantwortung Bedrückten: »Die deutsche
NationwilljadieVcrständigunggar nicht!" Lasset ihnen, Redner
und Schreiber, nicht diesen Vorwand; duldet nicht, daß sie sich in
dieserernstenSlunde entbürden; nöthigtsie, endlich einmal, unter
dieWuchtderVerantwortung. Die deutscheNation wird sichjcdcs
nützlichenGeschäftsabschlussesfreucn.Fürdieanglo»deutscheVer»
handlung spricht ihr Herz, spricht auch ihr Hirn noch nicht, weil sie
(leider nicht ohne Grund) den Vertretern ihrer Heimathinteressen
mißtraut und weil sie die eigene Kraft noch nicht erkennen gelernt
hat. Ob sie drei Schlachtschiffe mehr oder weniger auf dem Meer
sieht: sie ist heute so stark, daß sie.mit jeder Großmacht auf der
BasisgleicherRechte verhandeln kann. Mit dicserThatsache hat,
nach langem Sträuben und Stöhnen, der Brite sich abgefunden.
Und ist aus dieser Erkenntniß fürdasDcutscheReich keinGewinn
zu holen, dann muß die Unfähigkeit seiner Prokuristen noch ärger
sein.alsderdüstersteBlickbisherermesscnkonnte.Nicht einen dem
Applausbedürfniß genügenden Scheinerfolg wollen wir; nur
einenPakt.vondemFruchtzuhoffen ist. Und wir verlieren nichts,,
wenn wir den Rüslungcntschluß für ein Weilchen vertagen.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_324.html[18.07.2014 17:49:42]

Albrecht von Rechenberg.
Merkmal unserer Zeit soll der „Kultus der Persönlichkeit"
<DD> sein. Weil wir an Persönlichkeiten arm sind. Immerhin geht
das Gefühl unserer Armuth, die Sehnsucht nach starken Männern
noch nicht so weit, daß wir sie auch dann verehren, wenn sie au
falscher Stelle zur Wirksamkeit berufen werden, wenn sie unter
Verhältnissen wirken, unter denen ihre Stärke und ihr Reichthum
zu einem Uebel, zu einer Gefahr werden. Enttäuschung und Haß
geberden sich dann oft gar wild. Und wenn der starke Mann auch
ein starker Hasser ist, dann nimmt der Kampf Formen an, die auch
den Zuschauer verletzen und deshalb vielleicht geneigt machen,
Partei zu ergreifen, ohne daß er den Antheil der Partei an der
Schuld erkennt. So ist Albrecht von Rechenberg in der Seffent«
lichen Meinung ein gehaßter Mann geworden. Seines Wesens
Art zu erkennen, hat man sich nicht bemüht. Das aber ist das Min-
deste, was ein Mann von seiner Bedeutung fordern kann.
Rechenberg hat in Ostafrika in der Hauptsache keinen Erfolg
gehabt. Nicht nur von den Zeitgenossen: auch in der Geschichte
wird er so beurtheilt werden. Dennoch war er der bedeutendsteGou»
verneur, den die Kolonie bisher gehabt hat. In den wichtigen täg-
lichen Entscheidungen zeigte er sich als Meister des praktischen Kön-
nens, In ihm ist keine Ader vom Bureaukraten. Nüchterner Wirk-
lichkeitsinn und ein klarer Blick für die Folgen jeder Maßregel,
dabei Fieude an der Initiative und Verantwortung, Furchtlosig-
keit nach oben und unten: Das sind seine sichtbarsten Wesens-
züge. Man könnte ihn einen Feldherrn nennen, der nur siegreiche
Schlachten geschlagen hat und doch schmählich als Besiegter schied,
weil die ganze Anlage des Feldzuges auf einem verfehlten Plan be-
ruhte. Und diie Frage, wie Solches bei einem so klugen Mann mög-
lich war, hat mehr als nur persönliches Interesse.
Anlage und Werdegang wirkten hier zusammen. Und hier sei
gleich ausgesprochen, was seine Feinde (und auch viele Freunde)
bisher übersehen haben: der „ultramontane" Freiherr, der „auto-
kratische" Statthalter scheiterte daran, daß er eine von Grund aus
liberale Natur ist, so liberal, daß, ihn seine Kolonisten nicht ver-
standen und daß sie ihn, wenn sie ihn verstanden, erst recht be-
kämpfen mußten, weil dieser programmatische Liberalismus in eine
Rassenkolonie nicht paßt. Rechenberg hatte ein starkes Gefühl für
Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Freilich ist er wiederum
viel zu sehr Aristokrat, um sich mit Jedermann gemein zu machen.
Nnd so erlebten die Ostafrikaner das Unverständliche, daß der

Mann, dem es schwer fiel, eine schwielige Hand zu drücken, den vor
Armeleutelust ekelte, gern vor armseligen Läden stand, um mit in-
dischen Krämern zu plaudern, und mit einer kinderlieben Herzlich«
keit sich die Zuneigung der Schwarzen eroberte. Des Räthsels Lö-
sung ist nicht allzu schwer: wo die unüberschreitbare Kluft der
Farbe und Rasse ihn von der Menge trennte, da durfte er freund-
lich sein; wo aber die Rassengemeinschaft keine Schranke aufbaute,
da errichtete er sie mit eigener Hand. Man nannte ihn einen Men-
schenverächter, Männer von der Wucht und Lebenserfahrung eines
Rechenberg haben immer Etwas davon. Dem Farbigen aber zeigte
er diesen Zug nicht. Ein Menschenverächter kann kinderlieb sein.
Den Reger und Inder schätzte er eben nicht ernst genug ein, um ihn
als Individuum kritisch zu würdigen. Und darin ging er zu weit;
denn der Inder zum Mindesten kann daraus (anchauf Verachtung)
Anspruch machen. Die Europäer sind heute in Ostafrika die Aristo-
kratie des Landes; der Pflanzer, der Ansiedler sitzt unter den Ne-
gern, wie der angesessene Ritter in den Siedlungsgebieten des
Mittelalters, mit der Tendenz, sich zum Herrn der farbigen Sassen
und Hintersassen zu machen. Dem widersetzte sich der durch und
durch moderne und liberale Gouverneur und stabilirte denen Iun-
kers gegenüber seine Souverainetät wie einen rooksr äs droits.
Bis der roLksr zerschellte: weildieIunkersimGrundeRecht hatten.
Der Vorwurf, daß Rechenberg Autokrat war, ist berechtigt.
Aber da man liberale Männer nur noch als weich und wandlung-
fähig kennt, übersah man, daß Rechenberg ein Autokrat des Libe-
ralismus war, und da man den Grundzug seines Wesens nicht er-
kannte, wurde es hastigen Kritikern leicht, aus seinem katholischen
Bekenntniß die Legende von seinem Ultramontanismus herzulei-
ten. Damit ist manchmal in ganz insamer Weise gearbeitet worden.
Nie wurden die katholischen Missionen in Ostafrika kürzer gehalten
als unter Rechenberg; nie ist Bischöfen, die den Versuch machten,
auf das Gebiet der staatlichen Autorität überzugreifen, mit kälterer
Ruhe auf die Finger geklopft worden als von Rechenberg. Mancher
Oberhirt hat seufzend an die schönen früheren Zeiten, etwa unter
dem,Grafen,Goetzen, zurückgedacht. Rechenberg würde, stets und in
jeder Stellung die Rechte des Staates gegenüber der Kirche mit
größter Gewissenhaftigkeit und Energie wahren. Wenn er sich zum
Centrum bekennt (was sein mag), so tut ers als katholischer Adeli-
ger nur in dem Sinn, wie evangelische Adelige konservativ zu sein
pflegen: und es stünde gut um das Reich, wenn im Centrum lauter
Rechenbergs wären.
Schlimm war, daß die Menschenverachtung ihn hinderte, Men»

to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_326.html[18.07.2014 17:49:43]

Die Zukunft. v.78 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609?urlappend=%3Bseq=326

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-24 11:11 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Mann, dem es schwer fiel, eine schwielige Hand zu drücken, den vor
Armeleutelust ekelte, gern vor armseligen Läden stand, um mit in-
dischen Krämern zu plaudern, und mit einer kinderlieben Herzlich«
keit sich die Zuneigung der Schwarzen eroberte. Des Räthsels Lö-
sung ist nicht allzu schwer: wo die unüberschreitbare Kluft der
Farbe und Rasse ihn von der Menge trennte, da durfte er freund-
lich sein; wo aber die Rassengemeinschaft keine Schranke aufbaute,
da errichtete er sie mit eigener Hand. Man nannte ihn einen Men-
schenverächter, Männer von der Wucht und Lebenserfahrung eines
Rechenberg haben immer Etwas davon. Dem Farbigen aber zeigte
er diesen Zug nicht. Ein Menschenverächter kann kinderlieb sein.
Den Reger und Inder schätzte er eben nicht ernst genug ein, um ihn
als Individuum kritisch zu würdigen. Und darin ging er zu weit;
denn der Inder zum Mindesten kann daraus (anchauf Verachtung)
Anspruch machen. Die Europäer sind heute in Ostafrika die Aristo-
kratie des Landes; der Pflanzer, der Ansiedler sitzt unter den Ne-
gern, wie der angesessene Ritter in den Siedlungsgebieten des
Mittelalters, mit der Tendenz, sich zum Herrn der farbigen Sassen
und Hintersassen zu machen. Dem widersetzte sich der durch und
durch moderne und liberale Gouverneur und stabilirte denen Iun-
kers gegenüber seine Souverainetät wie einen rooksr äs droits.
Bis der roLksr zerschellte: weildieIunkersimGrundeRecht hatten.
Der Vorwurf, daß Rechenberg Autokrat war, ist berechtigt.
Aber da man liberale Männer nur noch als weich und wandlung-
fähig kennt, übersah man, daß Rechenberg ein Autokrat des Libe-
ralismus war, und da man den Grundzug seines Wesens nicht er-
kannte, wurde es hastigen Kritikern leicht, aus seinem katholischen
Bekenntniß die Legende von seinem Ultramontanismus herzulei-
ten. Damit ist manchmal in ganz insamer Weise gearbeitet worden.
Nie wurden die katholischen Missionen in Ostafrika kürzer gehalten
als unter Rechenberg; nie ist Bischöfen, die den Versuch machten,
auf das Gebiet der staatlichen Autorität überzugreifen, mit kälterer
Ruhe auf die Finger geklopft worden als von Rechenberg. Mancher
Oberhirt hat seufzend an die schönen früheren Zeiten, etwa unter
dem,Grafen,Goetzen, zurückgedacht. Rechenberg würde, stets und in
jeder Stellung die Rechte des Staates gegenüber der Kirche mit
größter Gewissenhaftigkeit und Energie wahren. Wenn er sich zum
Centrum bekennt (was sein mag), so tut ers als katholischer Adeli-
ger nur in dem Sinn, wie evangelische Adelige konservativ zu sein
pflegen: und es stünde gut um das Reich, wenn im Centrum lauter
Rechenbergs wären.
Schlimm war, daß die Menschenverachtung ihn hinderte, Men»

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_326.html[18.07.2014 17:49:43]

schenkenner zu sein. Das Instrumentarium seiner Psychologie war
zu grob; es versagte sofort, wenn ihm feiner organisirte Naturen
entgegentraten, die nicht auf die Formel: Eitelkeit, Gewinnsucht,
Genußsuch t, Machtkitzel gebracht werden konnten. jDas erklärt, war»
um mit vielen glücklichen Griffen, die ihm beim Durchschnitt gelan-
gen, so arge Mißgriffe bei außergewöhnlichen Menschen abwechsel-
ten. Die ungewöhnlich Guten schätzte er zu gering und die unge-
wöhnlich Schlechten zu nachsichtig ein. Auch warerzu temperament-
voll, um nicht schwach gegen Freunde (oder Solche, die er dafür
hielt: hier sind mehrfach böse Enttäuschungen vorgekommen) und
allzu hart gegen Feinde zu sein; er konnte unbarmherzig hassen.
Diese Züge erklären sein Schicksal. Liberalismus und Men-
schenverachtung machten ihn zum Freunde der Eingeborenen, mach«
ten ihm die Europäer zu Feinden.
Rechenberg hat seine Erfolge als Konsul errungen. Daß, er ein
guter Konsul war, machte ihn zu einem schlechten Gouverneur. Im
Orient achtet der Konsul in dem Eingeborenen den Herrn des Lan-
des. Er will ihn nicht beherrschen, er will nicht seine Produktion
leiten, er will ihm nicht beschwerlich fallen und unangenehm sein.
Durch gefälliges Wesen, durch gewandtes Ausschalten der kon»
kurrirenden Konsuln sucht er eine ihm günstige Stimmung und
Handelsvortheile zu erzielen. So hat Rechenberg als Konsul in
Sansibar gewirkt; fo seinen britischen Kollegen, ider jetzt in Lissabon
Geschäftsträger ist, aufs Trockene gesetzt. Seinem praktischen Ge-
schäftssinn und seinem aristokratischen Liberalismus behagte der
persönliche Verkehr mit den Großherren des Handels. Sie waren
auch in Dar es Salam sein liebster Umgang. Der knorrige, täglich
Hunderte von Arbeitern in Zucht haltende Offizier a. D. und Plan-
tagendirektor wurde ihm nie im selben Grad sympathisch. Hinzu
kam, daß Deutsch»Ostafrika, als Rechenberg sich dort als junger
Assessor seine Sporen verdiente, noch reine Handelskolonie war,
deren Ausfuhrwerthe nicht die Ergebnisse der Plantagenarbeit,
sondern die der Sammelthätigkeit der Eingeborenen (Elfenbein,
Kautschuk) zeigten. Von dieser Vorstellung der Handelskolonie ist
Rechenberg nie ganz losgekommen; freilich mag er ihr zuletzt nur
noch mit der Wehmuth der Entsagung nachgetrauert haben.
Das sind die Voraussetzungen, aus denen Rechenbergs Kolo-
nialprinzip erwuchs: kein Arbeitzwang, keine Organisation der
Europäerarbeit, sondern freie Produktion der Eingeborenen, ange-
regt durch die sich allmählich steigernde Kauflust. Nicht der Pflan-
zer, sondern der Kaufmann ist berufen, die Kolonie zu heben;
durch Vortheil verheißenden Aufkauf der Eingeborenenprodukte

und Stärkung der Kauflust und Kaufkraft der Einwohner. Also: Handelskolonie, nicht Plantagenkolonie; wieder ein Ausdruck liberaler Auffassung. Dieses Prinzip ist gescheitert. Nicht nur in Ost» afritaund in Rechenbergs Person, sondernmirDernburg auch für die anderen Kolonien. Denn Das war ja der größte Triumph Rechenbergs (aber auch der größte Schade, den er unserer Kolonialpolitik zufügte), daß er, der sehr viel Stärkere, auf der gemeinsamen Reise nach Tabora, 1907, seine Ideen dem nach kolonalpolitischen Gedanken hungrigen koino novus Dernburg suggerirte. Warum das System der Handelskolonie falsch ist, habe ich in der Preisschrift „Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?" zu zeigen versucht. Deutsch»Ostafrika bekennt sich fast einstimmig zu der entgegengesetzten Theorie; auch die Mehrzahl der Kaufmannschaft hat längst anerkannt, daß sie auf den Schultern der Pflanzer steht, deren Lohnzahlungen die Eingeborenen schneller und in größerem Umfang kaufkräftig gemacht haben, als es je dem auf die natürliche Steigerung der Eingeborenenproduktion wartenden Handel gelungen wäre. Auch Dernburg ist ja, wie ich hörte, aus den Südstaaten der Union, wohin er noch als Saulus ging, als Paulus heimgekehrt.
Und so stand Rechenberg zuletzt als einsame Säule unter den Trümmern eines zusammenbrechenden Systems.
Rechenbergs Theorie fand ihren Ausdruck in den Gesetzen und Handlungen seiner Amtsführung. Alle sind liberal und sozial, also den Eingeborenen freundlich.
Nicht ganz ohne Grund haben die Arbeitgeber bestritten, daß dieser Eingriff der Staatsgewalt zu Gunsten der Arbeiter nöthig war. Die Zeiten des Arbeiterüberschusses waren ja längst vorbei. Schon wurde überall der Plantagenassistent rücksichtlos entlassen, der die Arbeiter durch schlechte Behandlung „vergrämte"; schon überbot man sich bei der Konkurrenz um den Arbeiter in Fürsorge und Freundlichkeit. Immerhin darf der berechtigte Kern in Rechenbergs Fürsorgegesetzgebung nicht verkannt werden. Denn auch in seinem Bereich lebten natürlich gewissenlose Arbeitgeber, die mit dem Leib des Eingeborenen Raubbau trieben und die eigene intellektuelle Ueberlegenheit zum Beschwindeln der Schwarzen ausnutzten. Nur warunverkennbar, daß derGouverneurimmer und überall die Arbeiter begünstigte. Verließ er schon das Prinzip derjSelbstregelung durch freie Konkurrenz, legteer schon den Pflanzern Zwangsausgaben, Kontrolen und andere (nur in Folge des Taktes der ausführenden Organe nicht als Chicane empfundene) Beschränkungen auf, so mußte er auch eine Gegengabe bieten: die Mitwirkung des Verwaltungorganismus bei der Linderung der

Arbeiternoth. Hier ober erinnerte s ch der Gouverneur plötzlich wie«
der seiner liberalen Grundsätze und leistete einenWiderstand, dessen
Hartnäckigkeit alsböserWilleempfunden wurde. Besonders schlimm
aber war die schließliche Erkenntnisz, daß man den Arbeiterschutz
mit falschen Mitteln und an falscher Stelle gesichert hatte. Nicht der
Pflanzer erwiessich als Ausbeuter und Schädiger, sondern der pro-
fessionelle Anwerber. Der hatte nur ein Interesse: an schnellemNm»
sah, an großemVerdienst in kurzer Zeit; nicht das kleinste aber an der
Erhaltung der Leistungfähigkeit und des Vertrauens der Arbeiter,
an der Schonung „unseres werthvollsten Ativums". Und da das.
Gouvernement nicht eingriff, sahen sich Arbeiter und Pflanzer
mehr und mehr auf diese modernen Sklavenjäger angewiesen, die
unter den Farbigen schonunglos hausten und die Pflanzer ge-
wissenlos schröpften. Auch hier blieb das Gouvernement „liberal"
und achtete „das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte". Das war
der größte Fehler. Selbst zuletzt noch wäre eine Aussöhnung Zwi-
lchen dem Gouverneur und den Pflanzern vielleicht möglich ge-
wesen, wenn die gemeinsame Parole gelautet hätte: Gegen die
Sklavenjäger! Daß es nicht geschah, ist nur aus der Hitze zu erklä-
ren, in die der Prinzipienkampf gerathen war. Nnd die Beamten-
schaft hatte jede Fühlung mit den Arbeitgebern verloren.
Auch die Maßregeln zur Bekämpfung der Seuchen wurden
wichtig. Daß Rechenbergs Regiment in derBekämpfung der Schlaf-
krankheit und anderer Menschen» und (besonders) Thierepidemien
Großes geleistet hat, werden selbst seine Feinde nicht bestreiten.
Noch höhere Bedeutung verdient Rechenberg als Finanz-
mann. Nach der Zeit der weitherzigen Finanzpolitik«? vom Schlag
Bennigsens kam die Reaktion: die Periode der kleinlichen Spar-
reformer. Unter Goetzen erreichte sie den Tiefstand. Rechenbergs
Handeln hatte immer großes Format. Noch nie konnten die Be-
zirke über so reiche Mittel verfügen wie unter ihm: nur dadurch
wurde möglich, die bedauerliche Aufhebung der alten Kommunal-
verbände durch Dernburg, an der Rechenberg mindestens mitschul-
dig ist, bald zu verschmerzen. Und nicht laut genug kann der Kenner
seine Eisenbahnfinanzirung preisen, seineben so kühnes wie sicheres
System, mit den beginnenden Einkünften der ersten Strecken sofort
die zweite Hälfte weiterzubauen. Hier hat Rechenberg sich große
und dauernde Verdienste um die Kolonie erworben.
Aber das Ergebniß seiner faft fünfjährigen Amtsthätigkeil
blieb trotz Alledem unerfreulich. Einen Starken im Kampf gegen
Die zu sehen, für die er arbeiten sollte, ist immer traurig. Statt
des erhofften Plus mußte ein Minus heraus kommen. Nnd (es

darf nicht verschwiegen werden) Rechenberg ging zu spät. In der ersten Periode wirkte noch die Tradition, das intime Verhältniß der Beamten zu den Pflanjzern und vor Allem der auf sachkundiger Ueberzeugung beruhende pafsive Widerstand der alten Beamten mildernd und ausgleichend. Allmählich aber wuchs unter dem Zwang von Rechenbergs starker Persönlichkeit eine neue Beamten-generation auf, die, ohne Prüfung, als Evangelium anerkannte, was der Meister lehrte, vielleicht auch bequemer und dankbarer fand, ihm nachzufolgen als ihm entgegenzuwirken. So entstand-ein bisher in Deutsch»Ostafrika nicht gesehener Riß zwischen Be»amtenthum und Kolonisten; und endlich artete die Eingeborenen-fürsorge hier und da in eine Schwäche aus, die bei Kennern der schwarzen Psyche das ernsteste Bedenken erregt.

Wer wird Rechenbergs Nachfolger sein? Die Antwort auf diese Frage ist ungemein wichtig. Da sind zunächst die vielen Wun-den zu heilen, die der faft fünfjährige Krieg den Streitern auf bei-den Seiten geschlagen hat. Beamte und Kolonisten, auch Schutz-truppe und Beamtenthum müssen einander wieder versöhnt werden. Dem jugendlichen Drang nach Negerbeglückung muß der neue Gouverneur ein Ziel setzen und wieder an die alte Wahrheit erinnern, daß der Europäer in den Kolonien Geld verdienen will (freilich auch das berechtigte Interesse der Eingeborenen nicht ver-letzen darf). Leicht wird es der Nachfolger nicht haben. Erweist er sich aber als den richtigen Mann, dann wird ihm die Sympathie und Unterstützung der des langen Haders müden Kolonisten nie-mals fehlen. Der Versuch, die Eingeborenen zur Arbeit zur «ziet-hen, muß wieder aufgenommen werden; und zu ihm gehörig ist die Steuererhöhung, die in der Kolonie möglich und für ihr Gedeihen^ für eine gute Bilanz Deutsch»Ostafrikas nöthig ist.

Und Rechenberg? Der ungewöhnlich Begabte darf einenPlatz fordern, auf dem er zeigen kann, was er vermag. Er ist eine Kämpfernatur, die auf die großen weltwirthschaftlichen Kampfplätze gehört, wo um unsere Zukunft gerungen wird. Muth und Selb-ständigkeit, zäher Wille und verschlagene Klugheit empfehlen ihn für solche Aufgabe. Wenn es richtig ist, daß die Liquidirung des portugiesischen Kolonialbesitzes bevorsteht, wenn es richtig ist, daß Rechenbergs alter Freund und Feind Sir Arthur Hardinge, den er schon einmal übermochte, zu diesem Zweck als Gesandter nach Lissabon geschickt worden ist, dann müßte für uns Rechenberg das Wort führen. Was zu erlangen ist, wird er erlangen. Wenn man ihn gewähren läßt. Der seltene Mann will seltenes Vertrauen.

Hamburg. tzans Zache.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_330.html[18.07.2014 17:49:45]

Deutsche Verfassung/)
as Eine, was uns allein vom unausbleiblichen Untergang rct-
ten kann, ist, daß Alle, die teutschen Stammes sind, redlich, wie
im Felde, so im Werke und dann überall zusammenhalten. Was Ein-
zelne, was Völker entzweien mag, es muß vergessen und wenigstens,
bis das Geschäft vollbracht, verschoben sein. Was Alle eint insgemein,
ist das gemeine Wohl, die gleiche Liebe, Treue und das selbe Vater-
land; was trennt und irrt, kann hernach unter uns geschlichtet und
vertragen werden, Haß, Eisersucht und jegliche Empfindlichkeit sollen
vertagt und ausgeschlossen sein; die überlegene Willenskraft und aus
Heller Höhe ruhig überschauende Geistesklarheit, der klare ordnende
Verstand, der kalte, richtig berechnende Scharfsinn, die leichte gewandte
Lebensklugheit, Alle sollen sie sich anerkennen und mit einander sich
verbinden: denn es bedarf vieler Kräfte, daß die starke Arbeit gefördert
werde, und verschieden sind die Gaben ausgetheilt, damit sie sich suchen
nnd ergänzen durch einander. Feinden sie sich aber gehäfsig an, dann
kann nimmer etwas Gutes werden; und was die Persönlichkeit in
blinder Leidenschaft zerstört, ist dem Ganzen rein verloren.
Was uns noththut vor Allem und was zuerst durch die Ver-
fafsung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und ge-
schlossene Haltung dem Ausland gegenüber. Haben alle anderen Völ-
ker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann sind wir, wie die
Persier in Asien, nach allen Seiten blos gegeben. Teutschland ist der
Kreuzungpunkt, wo alle Völkerstraßen sich begegnen; Alles stößt und
drängt, wie von einer inneren Schwerkraft getrieben, gegen uns in der
Mitte an; und besäßen die Spanier noch die Niederlande, kein Volk
könnte unruhig in seinem Sitze sich bewegen, ohne daß die Wellen
irgendwo unmittelbar an die Ufer unseres Landes schlügen. Slavische
und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten; Beide gleich
sehr uns fremd und abgeneigt, in Beiden der gleiche unruhige Trieb,
sich auf unsere Kosten zu vergrößern. Auch hat es seit den Zeiten der
Völkerwanderung also sich geordnet, daß große Vaterlande, vom teut»

*) Als ich neulich hier ein paar Sätze von Görres veröffentlicht
hatte, sagte und schrieb mir Mancher, so vernünstige Rede habe er dein
„alten Reaktionär" gar nicht zugetraut. Görres ist faft schon vergessen.
And könnte doch heute noch leben. Müßte. Lest, was er einst über sein
geliebtes Deutschland schrieb: ob das Wesentliche nicht immer noch
wahr, noch allzu „zeitgemäß" ist. Herr Wilhelm Schellberg hat (in
Kösels Buchhandlung in Kempten) „Ausgewählte Werke und Briefe"
von Görres herausgegeben; zwei schlanke Bände, aus denen man den
großen katholischen Patrioten kennen Krnt, Hilft diese Ausgabe, der
eine sorgsame und eindringliche Charakteristik vorangeschickt ist, ihm
zur Auferstehung, dann hat Deutschland einen neuen Magister; einen,
der sein Leben lang Mensch geblieben ist und nie Theobalds glich,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_331.html[18.07.2014 17:49:46]

scheu Stamme bevölkert, jenseits der Weichsel und des Rheines iii
fremdes Gebiet hinüberziehen und zu nie aufgegebenen Ansprüchen
scheinbare Gründe geben, auf welche zu achten die Ehre des einen und»
untheilbaren Stammes nicht erlaubt.
Darum ist unsere Stellung auf der hohen Warte des gesammten,
Welttheils, von wo aus wir mit unabläfsiger Wachsamkeit auf alle
Völkerbewegungen zu achten haben; sicher, daß jede, die wir sorglos
vorübergehen lassen, zu unserem Verderben führt. Wie das alte Ger-
manien mit einem Wall von Markmännern und kriegerischen Völker-
schaften im Süden gegen die Weltherrschaft der Römer sich umgab:
so müssen wir rundum mit einer solchen Wehr uns umgürten und mit
einer Schildburg uns umschließen. Die bewaffneten Völker werden die
Mauern dieser großen Feste sein und hoch über ihre Zinnen werden
die Fürsten, starke Thürme, sich erheben, die weit umschauen in die
Ferne und alle Zugänge sichern und bewehren. Innen muß Alles
dann ein Leben und ein Bund zum Schutz und Trutz sein, damit beim
ersten Schlag, der an ferner Grenze an Schildesrand auffällt, Alles
aufmerkend horche und beim wirklichen Angriff Alle insgemein dem
angegriffenen Stamm zu Hilfe eilen. Dann allein kann uns gelingen,
daß wir die Schmach nicht wieder sehen, daß Feindesheere aus Donau,
Elbe, Weser, Main und Lech und Inn unser Herzblut trinken. Wir
können in Ruhe unseres Wohlstandes pflegen und dürfen nicht be-
sorgen, daß er mit jedem Iahrhundert einmal dem frechen Raub zur
Beute werde.
Dazu muß Alles im gemeinen Wesen sich stark und fest zusam-
mensügen, also daß die Bande in ruhigen Zeiten lose und nicht drückend
das einzelne umschlingen, im Druck und in der Noth und dem Anstoß
fremder Gewalt aber immer stärker sich zuziehen. Alle benachbarten
Völker haben zu diesem Zweck die Einheit der monarchischen Form
ohne MittÄbehörden gewählt und dadurch für den Angriff große
MMel, für dte"Vertheidiguttg starke Schnellkraft sich gewonnen, da-
bei aber auch viel an innerem eigenthümlichen Leben aufgeopfert.
In Teutschland widerstrebt zu oberst die religiöse Entzweiung dieser
Einheit; ihr widerstrebt der uralte selbständig eigenthümliche Stam-
mesgeist, der wie in Bergzüge die Nation in sich abgetheilt und ge-
gliedert hat; die liebevolle Anhänglichkeit der Völkerschaften an ihre
Fürstenstämme; endlich die fromme Achtung für das Herkömmliche
und den urkundlichen und durch die Verjährung langer Zeitläufte ge-
sicherten Besitzstand. Darum ist Teutschland die schwerere Aufgabe zu
Theil geworden, die Vielherrschaft durch die Macht der Verfassung
und den Gesammtwillen der Nation also zu bemeistern, daß sie stark
wie die Einheit, wenn auch nicht zum Angriff, doch für die Vertheidi»
gung wirkt. Größer ist dann auch der Preis, der auf der Lösung steht;
denn das Beste ist die starke Einheit in der freien Vielheit und das
Eegentheil führt nur allzu leicht zu Erstarrung, Tod und Despotismus.
Zu diesem Zweck müssen die Fürsten vor Allem erkennen, daß sie

die selbe Liebe, Treue, Ergebenheit und den gleichen Gehorsam, den sie
von den Untergebenen verlangen, auch der Gesammtheit und dem Vaterland schuldig sind; daß die selbe Einigkeit und Einheit, die ihre besondere Herrschaft stark macht und kräftigt, auch aufwärts allein das Ganze und in ihm auch wieder ihr Besonderes bleibend und bestehend machen kann. Die Völker müssen sich in gleicher Weise überzeugen, daß ohne einen entschiedenen, kräftig bestimmten öffentlichen Geist der Wille der Fürsten fürs gemeine Wohl ohnmächtig ist und daß, wenn sie in Läfsigkeit versinken, der gesammte Verband nothwendig zu Grunde gehen muß. Völker und Fürsten sind nach einander die schwere Prüfung dieser Zeiten durchgegangen, Iene, indem sie zuerst aus dem Taumelbecher französischer Freiheit getrunken, Diese, indem sie im Schierlingtrank von Napoleons Despotismus sich betäubt und Beide in der Anarchie ihre Freiheit zu begründen wähnten. So möge denn Beiden auch in ihrem Verhältniß zu einander die harte Lehre nicht verloren sein und sie nie wieder vergessen, daß die Freiheit der Völker in der Freiheit der Fürsten ihre Schranke findet, aber auch hinwiederum; und daß in dieser wechselseitigen Beschränkung allein das wahrhaft lebendige, kräftigende Ebenmaß zu Stande kommt.

Damit aber der öffentliche Geist, wie er sich jetzt glücklicher Weise in Teutschland entzündet hat, nachwirken und die Fürsten halten, tragen und in allem Guten unterstützen, im Bösen abmahnen und ihm entgegenstreben könne, muß ihm in innerer ständischer Verfassung eine vcrfassungmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverwesung gestattet werden. Während die Fürsten sich selbst in höherer Würde als Reichsstände und Stimmsührer ihrer Völker, aber untergeordnet dem Gesetz, erkennen, werden sie abwärts Vertreter dieser ihrer Völker anerkennen und die selbe Freiheit, die sie politisch nach oben hin in Anspruch nehmen, auch bürgerlich nach unten hin gestatten. Starke Völker allein können starke Fürsten machen; und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinen Wesen theilgenommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang und er sinkt und steigt mit ihnen; wo die Gesammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüstlich immer sich verjüngend Leben. In dem gleichen Gemeinsinn, womit die Fürsten sich zusammenschließen, werden darum auch die Völker sich um die Fürsten drängen; und also, durch solche Doppelkraft gebunden, wird mit wachsender Gefahr dieVer» einigung immer enger werden und genauer und fester geschlossen stehen.

Um aber auch mit sichtbaren Bändern das Ganze zu verknüpfen, und damit die Einheit, wo sie von der Eigensucht verachtet wird, auch gebieterisch sich geltend machen könne, muß eine Anstalt ausgefunden werden, die das Ganze von oben herab leitet und das Einzelne in seinem Bestande schützt. Von seinen Flüssen und Bergen begrenzt, liegt das weite Reich zwischen Meer und Alpen ausgebreitet und umhegt in seinen Marken den reichen bunten Flor der verschiedenen Völker«

schaften. Im Lauf der Zeiten hat es also sich geordnet, daß Fürften-
häuser seines Stammes zugleich mit Reichslandschaften über andere
beträchtlich große Ländermassen herrschen und zugleich in ihm sind
und außer ihm. Diese Ordnung, die zugleich große, mächtige, reichs-
verwandte und doch nicht in ihm befangene Massen bildet, die, wäh-
rend sie dem Schwächeren Ehrfurcht gebieten, ihn zugleich auch stärken
durch ihre Macht, leitet am Natürlichsten in die Mitte der Verfassung
hinein. Diesen Mächten werde die Gewähr der Einheit anvertraut;
sie sollen mit starkem Arm das verknüpfende Band zusammenhalten,
das Reich vertreten vor dem Ausland, handhaben seine Kriegsmacht,
alle Kräfte leiten zum gemeinen Ziel der Selbsterhaltung, wachen über
die Reichsgesetze und jede zerstörende Willkür im Innern niederhalten.
Ein Rath, den die Fürsten zu, bestimmten Zeiten in eigener Person be-
suchen, übe unter ihrem Vorsitz die gesetzgebende Gewalt und bringe
fortschreitendes, sich immer selbst ergänzendes Leben in die Verfassung,
damit sie, als bleibend gesetzt, nicht erstarre und, wenn wir, den Fran-
zosen gleich, sie in jedem Iahr ändern wollen, nicht zum Gespött werde.
Von diesem Rath möge dann des Reiches neue innere Ordnung aus-
gehen, daß Alle nach dem gleichen Recht gerichtet werden, daß mit glei-
chem Maß gemessen wird, daß die Abgaben unter Alle in gleicher Ver»
theilung umgelegt werden, daß alle Waffensähigen zur Vertheidigung
des Vaterlandes und alle Verständigen zu seinem Dienst berufen sind.
Und wenn die Fürsten also auf gemeinem Reichstag beisammen sind,
dann werden fie fühlen und erkennen, daß nun der Geist des gesamm»
ten Volkes über ihnen ruht; daß aber jeder für sich nur einen Strahl
davon in sich trägt, den er hegen und pflegen muß in frommer Liebe
und nicht verrathen und verkaufen fremden Völkern. Ieder wird ein»
fehen, daß er für sich keinen Verkehr mit dem Auslande haben darf
und daß der Geist seines Volkes im Zorn von ihm weicht, wie er sich
verrätherisch zum Fremden wendet, und daß das entseelte Glied so-
gleich von dem lebendigen Leib des Ganzen geschieden werden muß.
Denn nicht mehr soll das Ausland zwischen die Ringe und Schienen
des Harnisches seine Dolche bohren; Alles soll fest und eng geschlossen
auf einander liegen, damit jede drohende Gefahr an der schirmenden
Wehr abgleitet. Darum wird des Reiches Rechte das Schwert des
Angriffes führen, die Linke den Schild des Schirmes: und so wird be-
schützt sein das Haupt, das unter dem gekrönten Helm geborgen ruht,
und alle Gliedmassen, die der Stahl umfängt, und das gesammte rei-
sige Volk ruht fest und sicher auf seiner angestammten Erde; und die
Nachbarn, denen es bisher ein Gespött war, werden mit scheuer Ach-
tung zu ihm hinübersehen.

Und wie des Reiches erlauchte Stände also gewappnet unter der
alten heiligen Eiche um die Obergewalt im Kreife sich sammeln, so
werden sie zu Hause selbst in Mitte eines solchen Rundes ihre Stelle
haben, wo die Stimmführer ihres Volkes, seine Erwählten und Er-
lesenen, sie umstehen. Zur Zeit unserer babylonischen Gefangenschast,

als die Empörung aller Glieder gegen einander ausgebrochen und sie
sich von der gemeinsamen Lebensmitte losgesagt und der Despotismus
nach oben hin von allen Pflichten sich entbunden, hat er sie dafür alle
nach unten hin den Völkern aufgelegt und alle ihre Rechte wegge»
schlungen. Da ist die ständische Verfassung, auf deren Säulen die Väter
das Staatsgebäude gegründet hatten, abgebrochen worden; und es steht
der Thron nun einsam auf dem Markt in Mitte des Volksgetümmels
und der Fürst sieht nur Diener um sich her und Keinen, der ihm die
Wahrheit sage, und die ganze drückende Last der Verantwortlichkeit ist
auf sein einzig Haupt gewälzt. Welcher Regent wollte noch länger diese
Last ertragen, wer noch länger erdulden diese Verlassenheit in der Roth
und dem Drang dieser Zeit und in Mitte eines würdigen Volkes, das
noch mitten durch den Iammer ehrt und liebt?
Es sind aber die drei Säulen, auf welche alle ständische Verfaß
sung gegründet ist, Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, die selben,
welche weise, wenn auch nicht vollkommen, in der Reichsstandschaft der
alten Verfassung, durch die geistlichen Fürsten, die weltlichen sammt
der Reichsritterschaft und die Reichsstädte, dargestellt wurden. Auf
dieser dreifachen Grundlage, die so alt ist wie die Geschichte und in
ihren Uransängen und in tiefster Wurzel schon also getheilt erscheint,
wird auch der neue Staatsvertrag errichtet werden. Die Häupter der
drei Stände werden um den Fürsten stehen als Theilnehmer seiner
Verantwortlichkeit, Beistand ihm und Räthe, antreibend, wo die Herr«
fcherkraft nachläßt, hemmend, wo sie allzu scharf sich spannt: Vermitt-
ler zwischen dem Volk und der Regirung.
Und zwar ist der Lehrstand vorerst in der Geistlichkeit dargestellt.
Berufen, Gottes Wort zu lehren und die Gebote der Religion zu
verkündigen, zu wandeln in frommer Zucht und Ehrbarkeit und zu
hüten die Sitte mit der Tugend und Gerechtigkeit, hat das weise Alter-
thum vor den Anderen sie in den Ersten Rang gesetzt, Ihre Stelle ist
in der Mitte zwischen Wehr» und Nährstand, die sich ihr zur Rechten
ordnen und zur Linken hin, damit in der Mitte geschlichtet werde der
Streit und innerhalb der Schranken zurückgehalten der Widerspruch,
der, von irdischen Interessen immerfort genährt, immer von Neuem
sich entzündet und Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringt. Da-
rum ist zu beklagen, dafj dieser Stand in seinen Gütern alle selbständige
Begründung verloren hat, die ihm die Möglichkeit gestattete, unab-
hängig von der Regirung, seines Amtes zu warten, und es wird wohl
nöthig sein, allmählich wieder auf irgendeine Weise diese Unabhän-
gigkeit zu sichern. Und wie in uralten Zeiten die Priester schon in
solche sich getheilt, die dem Gottesdienst oblagen, und andere, denen
die Pflege der Wissenschaft anvertraut gewesen, also hat sich auch bei
uns der gelehrte Stand, seines Ursprunges uneingedenk, vom geist-
lichen geschieden und wird mit ihm den Lehrstand wieder ergänzen
müssen. Handhabend die höheren geistigen Kräfte, bewahrend die
Schätze, welche Geschichte und Nachforschung seit Iahrtausenden auf-
gehäuft, beherrschend das geflügelte Wort, die überall hindringende

Schrift und dadurch die Oeffentliche Meinung, gebührt auch ihnen eine Stelle in der Nähe des Thrones, Auch Das ist deswegen wünschens» werth, daß die Universitäten Teutschlands mehr und mehr unabhängig und fundirt als Stimmführerinnen dieser Klasse sich bewähren können.

Es folgt der Wehrstand und sein Haupt, der Adel, dessen wesentliche Bestimmung das Alterthum darein gesetzt, das Schwert zu führen zum Schirm des Landes, zu richten und zu schlichten mit dem scharfen Stahl, zu pflegen den Muth in tapferer Brust und im starken Körper jegliches kriegerische Geschick; zu bewahren die Treue und das Wort und mitten in der Kraft zu hegen zarte Milde und adeligen Sinn und in Allem zu sein des Volkes Vorstand und der starke Arm der Fürsten, schlagend und segnend, wie die Gelegenheit es mit sich bringt. Wenn er im Lauf der Zeiten von dieser Bestimmung abgewichen, dann wird er sie wiederfinden, wenn Alles die seinige erkennt. Nun, wo das Volk wieder wehrhaft geworden, ist seine Stelle ihm in Mitte der Sturm» schaareu angewiesen. Nicht mehr wird er, wie bisher, beinahe ausschließend in den Städten sich zusammendrängen und dort an leeres Treiben das ganze Leben setzen; vielmehr wird er gleich den Vorfahren, die von den heiteren Höhen herab das Volk in Thal und Grund führten und beherrschten, sich wieder mehr und mehr ansiedeln auf denl freien Land und in Mitte seiner Güter den rechten Kern des ansäfsigen Adels bilden, um den als seinen Schutz» und Schirmherrn im Frieden wie im Krieg das Volk sich sammelt und in dem es gern und willig das Vorbild aller friedlichen und kriegerischen Tugenden ehren wird und lieben.

Es folgt alsdann drittens die Masse dieses Volkes selbst, gethcilt in Iene, die draußen auf dem Lande dem Ackerbau obliegen und der Erde ihre vielfältigen Erzeugnisse abgewinnen; Andere, die in den Städten durch ihr Kunstgeschick diesen Erzeugnissen Form geben und Tauglichkeit, daß sie entsprechen den vielfältigen Bedürfnissen des gesellschaftlichen Vereines; endlich Solche, die, wie emsige Bienen hin» und herüber eilend, den gemeinen Verkehr, den Kreislauf der Güter und allen Handel und Wandel begründen sollen. Es ist das lebendige Blut, das in ihnen zur Ernährung, Belebung und Kräftigung des ge» sanimten Staatskörpers gebildet wird und, durch sie getrieben, im allgemeinen Umlauf die Theile bespülend und durchtränkend, sie immer erfrischt und erneut, ergänzt und allen Abgang wieder heilt. Die Wurzel in den Erdtiefen, das Gezweige in den Lüften, der Stamm mitten innen in seinen Saftröhren geleitend den Nahrungstoff: also erhebt sich kräftig und stark der Baum; und Blüthe und Frucht können nur gedeihen, wenn die lebendige Unterlage gesund und frischgrünend und saftreich ist. Und es soll dem Volke Raum gegeben werden, daß es sein Gedeihen in allen Richtungen verfolgen kann; sein Eigenthumsrecht an die Erde soll geehrt und geachtet sein; was die arbeitsame Thätigkeit ihrem Schoß anvertraut, Das soll ihr gesichert bleiben; und nachdem die Ernte reichlich ihren Mann genährt, soll die Saat ihm bleiben und den Kindern das Eigenthum, das den Vätern Nahrung nnd Bestand

gegeben. Eben so soll der handwerkende Bürger in den Städten Ruhe
nnd Sicherheit genießen; auch ihm soll durch seiner Hände Werk ein
gemächliches Auskommen erwachsen und für Alter und Zufall ein
Hinterhalt, den drückende Abgaben nicht schmälern noch weniger ver-
zehren dürfen. Daß der Verkehr frei sei und gesichert und auf allen
Wegen von Natur und äußeren Einrichtungen ungehemmt und daß
Alles leicht und lind pulfirend das Aderngewebe durchströme: Das
muß geordnet und gewährleistet sein, soll die Versassung ein gedeihlich
Werk begründen. Auch nicht geschlossen und versiegelt sei nach oben
hin dieses gesellschaftliche Gebilde, vielmehr seien im Frieden dem
tüchtigen Geschick, im Krieg ihm mitsammt dem Muth alle Bahnen
der Ehre freigegeben.

Also hat die bürgerliche Gesellschaft, nachbildend den innerlichen
Gegensatz in den verschiedenen Kräften und Verrichtungen des öffent-
lichen Lebens, in drei Formen sich gegliedert, die wieder in eben so
viele Gliedesglieder sich abtheilen, je nachdem jede blos in sich ist oder
Theil nimmt an der Natur der beiden anderen. Denn geschlossen soll
jede in sich sein, wie es die Bestimmung eines Ganzen fordert, geöffnet
aber zugleich auch eine der anderen, wie es dem Theil eines in sich
einigen Lebens gebührt. Nicht trennend und scheidend soll die Abthei-
lung der Stände im Staat wirken; nicht soll Ieder ein unabhängiges
Leben blos in sich selber leben: sondern, wie die Glieder des Körpers,
obgleich jedes für sich scharf bezeichnet, doch alle durch Nerven und
Blutadern mit einander in dem ununterbrochensten Wechselverkehr
stehen, also soll auch hier Alles vereinigt sein, äußerlich durch Staats-
einrichtungen, innerlich durch die Eintracht, die aus einem starken Va-
terlandgefühl hervorgehen muß. Und damit diese Eintracht sich an-
kündige schon im Bau der Verfassung, so wird eine einzige Körper-
schaft, erlesen aus den drei Ständen, das gesammte Volk vertreten,
und was also in sich getrennt ist durch verschiedene Beziehungen, wird
wieder vereinigt erscheinen durch das Verständniß zum gemeinen
Wohl. Und diese Ständeversammlung, wie sie aus dem Schoß des
Volkes hervorgegangen, wird wohl ihrem Begriff nach bleibend und
ständig sein, aber wechselnd in den Personen, damit in dem Kampf der
Macht mit dem Recht, das sie vertreten soll, die Eigensucht zum Miß-
brauch sich nicht verleiten lasse und für Privatvortheil und Erlangung
von Privilegien mit der Macht kapitulirt, die zu beschränken und an-
zutieiben ihr Beruf geworden. Darum wird es rathsam sein, durch
wiederkehrende Wahl die Körperschaft aus den drei Ständen immer-
fort zu, erneuern und zu ergänzen, damit sie jedesmal, erfrischt und
neubelebt, wie das Geschlecht durch die Folge der Geburten, zu aller
Zeit die Blüthe des Volkes in sich beschließe.

Was im mechanischen Getriebe das Pendul, Das wird im Staate
diese Anstalt sein, wenn es erlaubt ist, vom Toten ein Bild dem Leben
zu entlehnen; hemmen wird sie, wo es das Bedürfniß fordert, und be-
schleunigen, mäßigen und erheben und also ausgleichen alle inner-
lichen Ungleichheiten. Unterhalten wird sie im öffentlichen Leben den

Wcchselverkehr gegenseitiger Leistungen in Pflichten und in Rechten und jene freie Wirkung und Gegenwirkung, die wie der Athem des Lebens durch die sonst tote Masse geht. Gekräftigt wird sie immerdar vom Volk, das seine Sprecher dort gefunden, die, was in der Menge zum lärmenden Tumult wird, in die bestimmte, verständige Rede fassen und aus deren Munde mithin die öffentliche Stimme spricht. Wie ihre Stelle ist zwischen dem Volk und dem Thron, also werden sie geben, und empfangen nach oben und nach unten und durch ihre Einstimmung die Banden der Liebe fester ziehen, durch ihren Widerspruch gegen jeglichen Mißbrauch aber das Vertrauen der Bürger in die Re» girung gründen und rechtfertigen und so in Liebe und gesichertem Vertrauen den rechten Gemeingeist wecken. Die Bedürfnisse und die Klagen des Volkes werden durch sie vor den Thron gebracht und die Opfer, die des Staates Wohl erheischt, mit kluger Weisheit abgewogen, dem Volk aufgelegt. Daß der Eigenwille sein Maß habe und der Gesammt» wille das seinige, wird Alles durch sie geregelt; und dadurch allein möglich gemacht, daß alle Kräfte freien Spielraum gewinnen und das Ganze nicht wie eine leblose Masse durch die toten Kräfte getrieben wird, sondern den Grund der freisten Bewegung in sich selber hat. Nur indem man dem Volk seinen billigen Theil an seiner eigenen Regirnng gestattet, kann ihm auch allein jene lebendige Theilnahme an dem allgemeinen Wohl angemuthet werden, die zum ferneren Bestande Teutschlands erfordert wird.

Ist es also in der Art geordnet, daß die Reichsverfassung und die Verfassung jeder Landschaft innerhalb des Reichsverbandes einander nachgebildet sind und das selbe Grundgesetz, das im Ganzen gilt, auch das Einzelne beherrscht, dann werden Beide sich auch unter einander tragen und halten und Iedes wird in dem Anderen seine Gewähr gefunden haben. Die Fürsten also, im Angesicht der höheren Gewalt, als Stände das gesammte Reich vertretend, werden die selbe Freiheit, die sie sich unter den Genossen nehmen, auch nach unten ihren eigenen Ständen gewähren müssen und sind also durch ihren eigenen Vortheil abgehalten, durch eigensüchtige Willkür die Grundfesten des Bundes zu untergraben. Hinwiederum werden sie den selben Gehorsam, den sie der Obergewalt leisten, auch von ihren Untergebenen verlangen können, und indem sie die ausschweifende Freiheit in ihrem nächsten, Umkreis gegen die rechte Mitte zurückführen, wird es nicht anders als zum Vortheil des Ganzen und zur genaueren inneren Verkettung seiner Theile ausschlagen können. So ist auf jede Ausweichung vom rechten Maße sogleich eine Strafe gesetzt und jedes einschleichende Verderben wird, wie beim organischen Leib, sogleich, durch die Rückwirkung des Ganzen oder des Theiles, ausgeworfen und abgeschieden und es sind alle äußeren Bedingungen zu einem gedeihlichen Bestande des gemeinen Wesens gegeben.

Nachdem die wilden Wellen an einander sich gebrochen und ausgcschwankt, ruht zuletzt doch Alles in der Mitte und im Ebenmaß, wo die Natur ihm seine Stätte bereitet hat. Stehen so Viele auch läfsig

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_338.html[18.07.2014 17:49:49]

und verzagt, unbestimmt und schwankend zwischen dem Alten und
dem Neuen, kommen so Manche auch hinzu, die voll bösen Willens
sind: Alles gebt doch zum rechten Ziel, denn es naht die Stunde der
Geburt und es rüsten die treibenden Naturkräfte sich selbst zum Werk;
und die fragen nicht, noch daß sie schonten und zögerten: unerbittlich
fördern sie und rastlos, bis vollbracht ist, was sie gesollt. Die Halbheit
wäre wohl zu scheuen, hätte die Noth nicht allzu furchtbar drängend
sich gehäuft und an der einzigen schmalen Straße, die zum Ziel führt.
Abgründe rechts und links aufgewühlt. Auch treibt die Zeit, die an
hohler Leerheit sich zum Ueberdruß gesättigt, und der gründliche Geist
der Nation, gewaltsam, auch Die da widerstreben wollen und kleben
an der Oberfläche, in die Tiefe. Wer auf lange Dauer gründen will
ein bleibend Werk, muß durch den leichten Schutt der Außensläche
dringen und unten die ewigen Grundfesten aufsuchen, die auf dem ur-
alten Granit der ersten gesellschaftlichen Verfassung ruhen. Auf sol-
cher Unterlage erhebt sich sicher und wohlbewahrt das Staatsgebäude.
And daß die neuteutsche Schule der Bauverständigen also gründlich
baue wie die alte, die in Kirche und Staat so herrliche Meisterstücke
gothisch»teutscher Kunst uns zurückgelassen: Das ist unsere Hoffnung
und Zuversicht.

Sind aber nun in dieser Weise die äußerlichen Bedingungen zur
Begründung des gemeinen Wohles erst wieder hergestellt, dann bleibt
uns selbst innerlich die schwerste Arbeit noch zurück. Was wäre die
englische Konstitution, wenn nicht die starke, herrliche Volkskraft sie
immerfort belebte und begeistigte? Was soll uns eine ständische Ver-
fassung, wenn nur die Schlechtigkeit in ihr durch die Erbärmlichkeit
vertreten wird und nichts als eine leere Form weiter das öffentliche
Leben hemmt und lähmt? Die Verfassung kann nur wegräumen die
äußeren Hindernisse der Entwickelung; diese selbst mag nur von innen
heraus kommen aus eigener, selbstthätiger Fülle und Lebendigkeit.
Ist daher das Ganze erst nach rechter Art und Weise geordnet und ein-
gerichtet, dann (und noch zuvor) laßt uns dem Besonderen in nns selbst
die rechte Zucht und Ordnung geben. Lerne Ieder Gerechtigkeit üben
in all seinem Thun und meiden die abscheuliche Unbilligkeit, an die
uns Alle eine gewaltsame Zeit gewöhnt. Schon so viele Jahrtausende
hat die Geschichte dem öffentlichen und die Erfahrung dem besonderen
Leben gepredigt: daß jedes Unrecht, was wir üben, durch geduldetes
gebüßt werden muß; endlich sollten wir doch schon aus Klugheit auf
die heilsame Lehre merken, nur Recht zu thun, damit auch Recht uns
wieder werde. So lange haben wir dem Baal der Eigensucht gedient;
es möchte wohl an der Zeit sein, daß wir zum besseren Gott der Väter
wiederkehrten. Was uns sonst wie Sonnenlicht und Lebensluft ge-
meines Gut gewesen, worin Alle athmeten und sich sonnten und alles
Leben sich gründete, Das haben wir elendiglich zerrissen und verthcilt
und siechen nun erbärmlich bei Kerzenlicht und mephitischer Stubcn»
luft. Die großen, begeistigenden Ideen, die vorhin die Menschheit zu-
sammenhielten, hat die Entartung zerrissen in ein Gewimmel klein»

lick)er Begriffe und Ieder hat sein Götzenbildchen zu sich genommen,
dem er in der Nische als seinem Hausgeist räuchert. Der soll nun Geld
und Gnt verschaffen und verborgene Schätze: darauf geht nnser Sin-
nen und Trachten alle die Tage unseres Lebens. Darüber hat sich der
innerliche Krieg entzündet, den die Habsucht fort und fort ohne Still-
stand führt, daß Ieder, den Anderen überlistend, nur für sich erraffe;
das; er zusammenscharre, um der Lust zu frönen, und unersättliche Gier
sich zum einzigen Gesetz mache. Alle höheren Ansorderungen wissen
wir dabei mit einem Vorrath hoher, schöner Worte abzufertigen und
in täuschender Perspektive uns alle Tugenden vorzumalen, die wir
nicht besitzen. So ist unser Instand ein feineres, zahmeres Faustrecht
nur geworden, wo die Beutelschneider ihre ritterlichen Künste üben
und der Rest treuherziger Ehrlichkeit ausgeplündert wird. Soll es
also fortan mit uns beschaffen sein, dann erwarte Keiner irgend Segen,
auch von dem aufs Beste bestellten Verfassungwerk; dann ist alle Hoff-
nung eine Thorheit. Mag Mose und die Propheten unter sie kommen:
sie werden doch thun, was sie gelüstet.
Nicht also soll es in der Zukunst bestehen; wenn wir große An-
sprüche an die Fürsten und ihre Räthe machen, dann soll die Forde-
rung an uns selbst nicht geringer sein. Von oben herab haben die
Bänder der lebendigen Schwere nachgelassen; von unten herauf hat
der Zug der inneren Wahlverwandtschast der Elemente sich geschwächt:
darum ist die große Auslösung und Gährung in die Zeit gekommen;
und Beides muß mit einander und durch einander wieder hergestellt
werden, soll Glück und Wohlstand wiederkehren. Die Lüge, die ihr
Reich auf die Nichtswürdigkeit im Menschen gründen wollen, ist zu»
schanden worden; so laßt uns denn mit der alten Wahrheit und im
Guten wieder einmal es versuchen. Briuge Ieder Kraft und Liebe zu
dem Verein, Glück und Segen wird er daraus wieder als Zinsen zie-
hen; wo aber nichts ist, kann nur Nichtiges erwachsen; und wäre die
Verfassung übermenschlich klug ersonnen: sie wird ein hölzernes Ge-
rüste sein. Was in den anderen Naturreichen der Zwang zusammen-
hält, Das ist in den menschlichen der Fügung des Willens überlassen;
so laßt uns dann endlich den festen Willen haben und unsere Freiheit
also unverwandt anss Gute richten, daß sie streng wie die Nothwendig»
keit erscheint; sogleich anch wird der Zwang, der uns jetzt bindet und
besängt, zur Freiheit werden. Ieder suche sich zuerst selbst das Maß, zu
geben, daß seine Persönlichkeit in umschriebener menschlicher Gestalt
und nicht einer fressenden Flamme gleich erscheine. Bändigen wir zu-
erst in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenschaften, daß er
nicht herrisch tobend allein gebiete; halten wir sie im unteren Kreis
des Lebens eingeschlossen, daß sie seine irdischen Wurzeln umspielen
u,nd gründen den körperlichen Bestand der Leiblichkeit, Darüber laßt
uns aber pflegen den Adel unseres Wesens, in der Brust Muth, Tapfer-
keit, Stärke und Entschlossenheit, Gerechtigkeit, Entsagung, Sitte und
Rechtlichkeit.
Josef von Görres.

Elektromonopol, 3SZ

Elektromonopol.

M«,m preußischen Abgeordnetenhaus hat der Handelsminister vcrheißen, die Regirung werde Monopole der großen Elektrizitätgesellschaften bei Installation» und Leitungarbeiten nicht zulassen. Die Frage wird, wie einst die nach der Berechtigung großer Waarenhäufer, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch sozialpolitisch genommen; und da die Leistungen der Großproduzenten elektrischer Kraft nicht so eng mit den Lebensbedingunegn des Volkes verknüpft sind wie die der Waarenhäuser, findet das Vorgehen gegen die Elektrizitätgesellschaften tVineu Widerhall im Volk und der Staat hat hier ein leichteres Spiel, Vor einigen Wochen wurde den für den Bau elektrischer Ueberland» centralen zuständigen Behörden wieder eingeschärft, nicht nur daraus zu achten, ob sich einzelne Firmen ein unmittelbares Vorrecht zur Herstellung der Anschlußarbeiten ausbedungen haben, sondern auch mittelbare Privilegien, auch ein verstecktes Streben nach dem Monopol zu vereiteln. Die Centrale und die Stromabnehmer haben aber ein begreifliches Interesse an guter Ausführung der Anschlußarbeiten; deshalb soll das Recht auf die Prüfung der Fähigkeit der Installateure anerkannt werden. Die bayerische Regirung hat sich in ihrem Bericht über die Wasserkräfte und die Elektrizitätversorgung noch schroffer als Preußen gegen die Monopole der großen Gesellschaften gewendet. Sie will verhindern, daß mit Konzessionen zur Verwerthung von Wasserkräften Handel getrieben nnd die Versorgung der Städte und des Landes mit elektrischem Strom regellos durchgeführt wird. Der Umfang des Strombedarfes, soll ermittelt und nach einem bestimmten Programm gedeckt werden. In der Denkschrift heißt es: „Die Elektrizität» firmen sichern sich das Alleinrecht zur Herstellung der Inneneinrichtungen, die der Abnehmer des Stromes auf eigene Rechnung herstellen lassen muß, (Installationmonopol) oder sie geben diese Arbeiten nur unter der Bedingung frei, daß einzelne oder sämmtliche Materialien von dem Ueberlandwerk oder von einer bestimmten Firma bezogen werden müssen (Lieferungmonopol). Diese Taktik führt nicht selten zur völligen wirthschaftlichen Abhängigkeit der Installateure von einzelnen Großfirmen, wenn sie deren Kredit in Anspruch nehmen müssen und auf Iahre hinaus gezwungen sind, ihren Gesammtbedarf bei diesen großen Gesellschaften zu decken. Aber auch die Stromabnehmer sind im Nachtheil, da sie in der Regel viel höhere Preise zahlen müssen, als beim freien Wettbewerb der Installateure gefordert werden." Diese Erkenntnis müßte eigentlich zum Elektrizitätmonopol des Staates führen. Aber die private Herrschaft soll bleiben; man will ihr und dem verhaßten Großkapital nur die „Richtlinien" vorzeichnen.

Die großen Elektrizitätgesellschaften sind Kapitalblöcke; nicht tote, sondern sehr lebendige. Sie spenden Kredit und fordern Geld. Die Großen können den Kunden bequeme Bedingungen gewähren; deshalb wächst die Kundschaft. Mit ihr aber auch der Geldbedarf, Die Fabrik»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_341.html[18.07.2014 17:49:51]

anlagen müssen erweitert ewrden; nnd die Mittel, die dazu dienen,
verwandeln sich in Anlagekapital, das die Rentabilität erschwert. Eine
starke Firma vermag dem Kunden den Kaufpreis in einer Form zu
kreditiren, die alle üblichen Methoden von Lieferung und Zahlung
verdeckt. Schon soll Fabriken, die sich elektrische Anlagen bauen las-
sen, gestattet worden sein, die Kosten in zehn Iahren abzuzahlen. Der
Neubau kann also in die Bilanz zum vollen Werth eingesetzt werden,
ohne daß die Gegenleistung erkennbar wird. Aus den Einnahmen wird
in jedem Iahr eine bestimmte Abschlagzahlung geleistet. Eine so weit-
herzige Kreditirung können sich natürlich nur erste Firmen leisten;
und so erklärt sich deren Ueberlegenheit, die man mit dem Wort Mo-
nopol in Verruf zu bringen sucht. Können durch den Reiz, den solche
Möglichkeit bietet, nun aber nicht schädliche Folgen entstehen? Wer
sich eine elektrische Anlage verschaffen kann, ohne sie bar bezahlen zu
müssen, baut vielleicht, ohne es nöthig zu haben: und eines Tages ist
dann der Unternehmer mit einer überflüssigen Einrichtung, die Elek-
trizitätgesellschaft mit einem kranken Debitor belaftet. Diese Art, Be-
dürfnisse zu schaffen, ist unvereinbar mit dem Wunsch, den Wirth»
schaftkörper von den Ablagerungen des Kredits zu befreien und ihm
eine gesunde Blutcirkulation zu sichern. Die Elektroindustrie muß aber
dem schnellen Tempo des fabrikatorischen Fortschrittes ourch finan-
zielle Künste nachzukommen suchen und kann ohne die Trustgesell-
schaften und Treuhandbanken nicht mehr arbeiten. An diesem Punkt
stemmen sich grauer Theorie gepanzerte Nothwendigkeiten entgegen.
Der elektrische Strom kann durch eine Kreditreform nicht umgeschaltet
werden. Nur der Macht der großen Gesellschaften will er gehorchen.
Am Ende des Iahres 1908 wurden die ersten Elektro»Treuhand»
g es ellschaften gegründet, die zwischen der Fabrik nnd dem Kunden ei-
nen neuen Zusammenhang herstellen sollten, Staaten, Städte, Land-
gemeinden, Großindustrie sahen einen Weg, auf dem Geld für den Bau
elektrischer Anlagen zu holen war. Die Elektrobanken sollten die Mit-
tel vorschießen; zu bequemen Bedingungen, damit der Unterschied zwi-
schen der neuen Methode und der üblichen Taktik (Aktienemission,
Anleihe, Bankkredit) deutlich sichtbar werde. Die neuen Finanzinsti-
tute sollten sich die Mittel für ihre Geschäfte durch Ausgabe von Obli-
gationen verschaffen. Ich habe damals die Bedenken angedeutet, die
aegen solche Papiere aufkommen könnten. Zunächst die Qualität der
Sicherung. Würden die Forderungen, welche die Elektrizitätgesell-
schaften an ihre und der Treuhandbanken Kundschaft haben, dicht ge-
nug sein, um die Schuldverschreibungen zu tragen? Das Problem ist
nicht gelöst worden, da die Elektrobanken in den ersten Ansängen stecken
blieben. Die Idee durfte lagern, weil die Fabrikationgesellschaften
Aufträge genug hatten, um auf Nachhilfe verzichten zu können. So
blieb das Unternehmen, das von der AEG und von Siemens»Schuckert
vorbereitet war, seit November 1908 im Entwurf und ist erst jetzt aus-
gestaltet worden. Die Feltcn»Guilleaume»Lahmeyer»Gruppe hatte ihre

„Treuhandbank für die elektrische Industrie" schon im Februar 1909 gegründet (mit 25 Millionen Aktienkapital und dem Recht, das Fünffache des eingezahlten Aktienbetrages in Obligationen ausgeben zu dürfen); große Geschäfte wurden noch nicht gemacht. Die im Februar 1912 errichtete „Elektro»Treuhand»Aktiengesellschaft" (von AEG und Sicmens»Schuckert) hat ihren Sitz in Hamburg. Auf das Aktienkapital von 30 Millionen sind 25 Prozent bar eingezahlt. Obligationen dürfen bis zur dreifachen Höhe des Grundkapitals emittirt werden. Die Gesellschaften, besonders die AEG, haben eine solche Ueberfülle an Aufträgen, daß sie nur einen Theil ausführen können, weil ihre Einrichtungen für diesen Andrang nicht mehr genügen. Die eigenen Mittel, die seit 1909 beträchtlich vermehrt wurden, will man nicht schon wieder steigern: deshalb wird der Umweg über die Treuhandgesellschaft gewählt. Auf diese Weise können die Concerns neue Anlagen herstellen, ohne ihr eigenes Kapital zu erhöhen. Durch die neuen Finan»zirunginstitute entsteht freilich ein Dilemma, das die Unvereinbarkeit zweier gesunden Grundsätze zeigt: des freien Wettbewerbes und der Kreditbegrenzung, Wenn künstlich neuer Bedarf erwirkt wird, nimmt zwar die Beschäftigung zu, aber die Chance, der gesteigerten Nachfrage habhaft zu werden, verringert sich, weil die Aufträge sich an der Stelle sammeln, woher der Weckruf kam. Die Elektrizitätconcerns haben die Treuhandgesellschaften für sich, nicht für Andere geschaffen; sie wollen Bestellungen haben. Ihr Anlagekapital will in Nahrung gesetzt sein; und die Summe des Umsatzes beweist noch nichts für die Höhe des Gewinnzuwachses. Emil Rathenau warnt vor falscher Auslegung hoher Umsatzziffern. Man könnte sich vorstellen, daß eine Gesellschaft, an deren Spitze kluge Skepsis herrschte, ihre Anlagen so lange unerweitert ließ, bis ihr die Möglichkeit schwand, eine Hochsluth von Aufträgen voll auszunützen. Ist eine beträchtliche Erweiterung dann nicht mehr zn vermeiden, so bietet da, wo das Kapital erst vor Kurzem erhöht worden ist, die Treuhandbank die bequemste Hilfe. Aber auch die Obligationen solcher Bank müssen Abnehmer suchen und belasten also das Kieditgebiet, das mit allerlei Wallgräben geschützt werden soll.
Der Konkurrenzkampf wird mit gesteigerter Heftigkeit geführt.
Die Elektrobanken sind eine neue Waffe. Aber der Staat will nicht, daß die Schwächeren von den Starken unterjocht werden. Kann ers Hindern? Die Banken sollen kurzfristige Gelder, mit denen sie arbeiten, so selten wie möglich in Engagements von langer Dauer fesseln. Aber die Wahrung der (sogenannten) Liquidität ist nicht leicht. Der Schaaffhausensche Bankverein, der wieder ?i z Prozent Dividende giebt, konnte seine Beziehungen zur rheinisch»westfälischen Industrie nicht plötzlich abbrechen; und auf den Geldfang in Depositenkassen mag Keiner verzichten. So steigt die Fluth der fremden Gelder und deren Druck auf die Beweglichkeit der Bilanz, Das Verhältniß zwischen Passiven und erreichbaren Vermögentheilen ist beim Schaaffhausenschen Bankverein ungünstiger als bei den anderen Großbanken. Auch bei der

Kommerz» und Diskontobank (6 Prozent, wie 1SIS) hat sich die Liquidität etwas verschlechtert (von 70 auf 69 Prozent, während der Bankverein nur 53 Prozent gegen 57 aufweist); aber die anderen Ergebnisse des Abschlusses trösten über die kleine Aenderung im Bilanzstatus hinweg. Die Kommerzbank hat einen Gewinnüberschuß, erzielt, der für eine Dividende von 6Vs Prozent genügt hätte. Die Verwaltung hat den Mehrgewinn nicht vertheilt, sondern, durch Erhöhung des Gewinnvertrages um fast 400000 Mark, in Reserve gestellt. Eine Stärkung der Liquidität zeigt die Bilanz der Diskontogesellschaft (10 Prozent, wie 1910); durch die Vermehrung des Kommanditkapitals (um 30) auf 200 Millionen gewann sie etwa 45 Millionen neuen Geldes und gelangte mit ihrer Liquidität um das selbe Maß (10 Prozent) in die Höhe, das sie 1910 eingebüßt hatte: von 60 auf 70 Prozent. Im Uebrigen zeigte, nicht nur hier, der Gesammtumsatz im Ausschreiten ein etwas verlangsamtes Tempo, während die Unkosten in unverminderter Geschwindigkeit wuchsen. Da zur Auszahlung der Dividende, wegen der jungen Antheile, 1Vs Millionen mehr gebraucht werden als 1910 (18Vs gegen 17 Millionen), mußte der Gewinn einen ausreichend hohen Zuwachs geben. Das that er nicht im erwarteten Umfang; den Ausgleich bot der Verzicht auf eine Abschreibung von 1 Million auf Bankgebäude. Iedensalls zeigte schon der erste Rundblick, daß die Großbanken im vorigen Iahr nicht ganz so gedeihliche Arbeit hatten, wie erhofft worden war. Nur die Handelsgesellschaft hat ihre Dividende erhöht. Vielleicht können die Elektrobanken die anderen Finanzinstitute entlasten; allerdings nur für einen Bereich industrieller Geschäfte.

Daß die Kurse der Elektroaktien gesunken sind, hat am Ende nicht viel zu sagen. Anderen Industriepaperen geht es auch nicht besser unter dem wechselnden Mond. (AEG verloren, seit Iahresansang, 10, Bergmann 36, Schuckert 12, Siemens 17 Prozent.) Von den Bergmannwerken werden neue Aktien erwartet; daher die Entwerthung der alten Stücke. Ganz bequem ist da die Lage nicht; und schon wird von neuenPools geflüstert. Diese Gesellschaft wird durch dieNothwendigkeit, mit den beiden anderen Riesen Schritt zu, halten, vorwärts getrieben. So kletterte das Betriebskapital rasch in die Höhe (29 Millionen Aktienkapital bei der Muttergesellschaft, dazu 20 Millionen Obligationen; und 12 Millionen Stammkapital bei den Bergmann»Elektrizität» Unternehmungen). Wird es rentabel bleiben? Die Frage gilt auch für die Deutsch»Ueberseeische Elektrizitätgesellschaft. Im Februar wurde die Vermehrung des Aktienkapitals auf 120 Millionen (die Gesellschaft wurde 1898 mit 10 Millionen Grundkapital errichtet) beschlossen. In dem Unternehmen stecken jetzt mehr als 200 Millionen. Die Entwickelung der Elektrizitätgesellschaften spricht gegen die Möglichkeit, Entladungen überschüssiger Kraft des Wirthschaftkörpers durch Kreditukase zu verhindern. Das Kapital läßt sich nicht knebeln. Ladon.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_344.html[18.07.2014 17:49:52]

— Vit ZuKunst.
^e6er empfiehlt
Kö5tr!Ksr 5<K«s«dier
^iniieilspreix tür Osmen uvci Herren ^/l. 12.50
I^uxus»^u«slltii'ur>A 16.öl)
8a!aman6er

LIeKtriscde IKK' u. XvcKäpparäte

kür Naustialt u. Werkstatt
VeKtr. NsngmasssLesppsrst im Ledrsuc^

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_345.html[18.07.2014 17:49:53]

kl k. 5Z.
— Vit z «Kunst.
Mropol-bester.

«ros^e ^»Kr^srevue in S LilSern v, Julius
kreunS, AusiK von Viktor HollänSei, In
Shells gesetzt v. virektor RleKsrd S^Knitr.
l_!nter tlen I^inclen 4L
PK^ililliSiel.!
Hill«
,,,,IKdk>, K I«
Itt>>, knis, «u, kk«l>
» Iii, I, >/z »!>,
I i » knwn,»,!,«
i, d„>»i,„ <»nl> ixilitti,». INI« 'n 'äir
Sil2
WWW
^in nsuei' 8gN8stions-k!''folg!
>Vie man
Männer bessert
Oer' ^austs^fsl
Xnk, 8 VKr. VorverK II—2 <?Ke»tsrK^sss)
Or««<1ensr»tr. 72<73. — ?«!.: ^int «vi. 4««,
^utoliekonen.
Zsgs l^»eot 11—2 17Kr. I^risgricKstr, ISS,
?M^sI: Uli». »Uli. «sl»«n.
!Keoöor francke
^ neue ?roKr»niin!
l.utkei.5ti'.
22/24
«eokknet von i0 vor morgens, — ^iisoonSlicK g unS 10>/z vdri
Vottstsnelig neue» prsgrsmm
„l^anx ^er IZajaäeren"
„k^ine LsIIettstunäe auf äem Lise"

Berlin, den 1«. März 1912.
Duo.
liebe Vaterland darf ruhig fein. Im Hohen Haus des
Reiches sitzen zweiundachtzig Juristen (darunter sind drei-
undvierzig Rechtsanwälte), vierzig Parteibeamte und sechzig
Journalisten. Zählt man ihrer Summe die Pfarrer und Kaplane,
Professoren und Lehrer zu, so hat man eine starke Mehrheit der
Volksschicht, deren Beruf zu Gesetzgebung, Verwaltung, Regi»
rung auf allen Blättern deutscher Geschichte erwiesen ward. Drei
Handarbeiter, vier Industrievertreter, ein Bankpraktiker ersten
Ranges (Herr Ludwig Roland»Lücke); Techniker fehlen. Dieser
Reichstag spiegelt das Wirken und Wollen, das Bestreben und
Bedürfniß Deutschlands im Iahr 1912. »Ihm sinne nach; und
Du begreifst genauer: Am farbigen Abglanz haben wir das Le-
ben." Und den überwältigenden Triumph des Hansabundes, der
gegründet wurde, um dem Gewerbe, dem Handel, der Industrie
breiterenRaum in denParlamentenzu erobern, und dessenWahl-
flugblätter brüllten: »Wir wollen selbst im Parlament und in den
Parlamentskommissionen sitzen, an die Gewerbe, Handelund In-
dustrie sich bisher so oft vergeblich gewandt haben. Durch dieUnter»
stützung möglichst vielerKandidaten aus unseren eigenenReihen
wollenwir uns die Stellung in derGesetzgebung, in derVerwal»
tung und Leitung des Staates erkämpfen. "(Nicht dieRegirenden
nur, sondern auch die Fraktionen hätten Grund zur Freude, wenn
sämmtliche »Bünde", die nicht Produktivgenossenschaften, Kauf-
st

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_347.html[18.07.2014 17:49:54]

oder Verkauforganisationen sind, sich sacht auflösten. Wir haben
nachgerade zu viel von der Sorte. Solche Gebilde sind, wie ein
Blick aufdie Ligenzeiten Frankreichs, unter denLouis und Henris
Faure und Loubet, lehrt, immer Symptome eines ungesunden
Zustandes. Zur Wahrnehmung berechtigter Interessen genügen
Presse und Parlament. Die entwerthen sich selbst, wenn sie von
einem Verein, den das Mißtrauen gegen ihre Leistung in demBe»
thätigungdrangunverantwortlicherDilettantenzeugte.dieParole
erwarten oderAufträge annehmen; züchten sich eine Konkurrenz,
deren Erfolge die Rückkehr in eine Volksvertretung durch die von
den einzelnen BerufsständenAbgeordneten empfehlen müßten.)
Auch ein Präsidium hat das Hohe Haus nun. Die drei stärksten
Fraktionen, Sozialdemokraten, Centrum.Konservative, sind darin
nich t vertreten; nur die Liberalen, die aus eigener Kraft vier Man-
date erstritten haben und jetztübereinFünftelderPlenarstimmen
verfügen. Herr Scheidemann ist rauh, ohne ein armes Wörtchen
des Dankes für sein redliches Mühen zu hören, aus dem Amt
des Ersten Vicepräsidenten gewiesen worden. Schade. Er war der
FähigsteindemTriumvirat; sah auch amBesten aus und hatte Et-
was von der schlichtenWürde eines Provveditore,wenn er einer
zum Bundesrath bevollmächtigten Excellenz das Wort ertheilte.
(Obendrein die Hauptsache: er konnte eine Versammlung, deren
Lachlust von keiner Klippschulklasse übertroffen wird, mit derbem
Wortwitz aus stumpfsinnigem Hindämmern rütteln. Dem Grafen
Posadowsky, der den Parteiverbänden fern geblieben ist, dem die
großen Fraktionen aber ein Wort anständigen Grußes spenden
mußten, wird höhnisch gesagt, in seiner Einsamkeit scheine er sich
manchmal in zwei Meinungen zu spalten, deren eine der Posa,
deren andere der Dowsky im Herzen hege. Heiterkeit. Herr Erz»
berger wird Scherzberger genannt. Heiterkeit. Ein Neuling nennt
die Kollegen »hochverehrte Anwesende". Stürmische Heiterkeit.
Ein der Haussitte Kundigerer erklärt, er «müsse sich mit dem vorhin
erwähnten Klosetpapier beschäftigen". Jubel im Saal. Der,wagt
nicht, zu zweifeln, die feinste Blüthe deutscher Nation herbergt.)
Der kasselerRedakteur.der die schwere, doch den ragenden Män-
nern im neuen Deutschland unentbehrliche Kunst, aus heldisch
geweitetem Auge in die Sammellinse des Photographen zu blicken,
so schnell erlernt hatte, war im Reichstagsvorstand unhaltbar.
Sollte erdenErsatzmannhcrbeiwinken,wcnn derTodeinesBun»

desfürsten oder Preußenprinzen gemeldet wurde, und hastig vom Adlersessel klettern, wenn seine Fraktion, weil die Nachbarn sich zur Konvenienz kurzer Huldigung rüsteten, aus der Redehalle lief oder schlich? Die persönliche Sünde Philippi Scheidemann dünkt nicht Jeden ein Kapitalverbrechen. Dietzohenzollern, hat er einst durchs Dickicht der Debatte gerufen, »zählen denWortbruch zu ihren erhabensten Traditionen". DieAnschuldigung ließe sich,trotz Friedrich Wilhelm dem Dritten (der nur schwach, nicht einBösewicht war), nichtfest begründen;istaberkaumvielschlimmeralsdcr Vorwurf erblicherUndankbarkeit, der aus dem Hirn des kräftigsten Sozialistenfeindeskam.»DieUndankbarkeitderHohenzollern,den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischenKönigenalleinFriedrichderGroßeundKaiserWilhelm derErsteganzfreigebliebensind.sollteauchWilibaldAlexisgründlich kennen lernen": diesen Satz ließ, imIahr 1894, Heinrich von Treitschke drucken; und blieb dennoch das düster leuchtende Vorbild deutscherMonarchisten und sogar der HofhistoriographWilhelms des Zweiten. Preußens anderer Heinrich, Sybel (dem der junge Kaiser freilich den Verdun»Preis weigerte), hat über den «Wortbruch" des fünften Königs gesagt: «Allerdings ist es eine Karikatur des wirklichen Ereignisses, wennman später oft behauptet hat, die Freiwilligen und Landwehren von 1813 seien zu den Waffen geeilt, weil ihnen der König eine liberale Verfassung versprochen hatte: an ein solches Kontraktverhältniß hat keiner der Männer gedacht.die damals Blut und Leben für die Befreiung von fremdemIocheinsetzten.Darum aber bleibt es nichtmindergewiß, daß die spätere endlose Verschleppung des Verfassungwerkes ein Ausbiegen aus den von Stein und später von Hardenberg eingeschlagenen Bahnen und damit eine Abwendung von dem Geist jener großen Zeit gewesen ist." Worte soll man nicht allzu hoch schätzen. Auch nicht vergessen, wie oft Wilhelm die Sozialdemokratie (mit der sein hitziges Selbstgefühl «allein fertig zu werden" gehofft und die ihn dann grausam enttäuscht hatte) inschrillerRe» de schalt und zu ächten trachtete. Die beiden Mächte müssen einander ertragen lernen. Der Präsident des Ewigen Bundes muß jedes vom Reichstag gewählte Präsidium empfangen und jeder Reichstagsvorstand muß dem Bundespräsidenten, der in dieser Eigenschaft nicht Monarch, sondern der Vollstrecker des Reichswillens ist, die von höflichem (nicht,wieMancher wähnt,nur von so»

höfischem) Brauch geforderte Reverenz erweisen. Diese Nothwen»
digkeit empfinden selbst die Röthesten schon; und vielleicht saß
Herr Scheidemann auf dem letzten Iakobinerkarren. UnsereRo-
bespierre sind alt geworden und können dem Drang derBarras,
Tallien und anderer Thermidoristen nicht lange mehr wehren.
Passet alteEinrichtung neuemBedürfniß an: dieReichssache wills.
Herr von Eckardt hat in seinem Hamburgischen Korrespondenten
gerathen, den zwölften Paragraphen der ins Schwabenalter ge-
langten «Geschäftsordnung für den Deutschen Reichstag" so zu
ändern, daß er das Präsidium verpflichtet, nach der« Konstituirung
des Reichstages" sich beim Kaiser zu melden, also Jeden, der diese
Pflicht nicht erfüllen will, vom Präsidium ausschließt. Ein guter
Rath. DeMzwei Wünsche nachzuschicken sind. Erstens: das Präsi-
dium sollte sich beim Kaiser erst melden, wenn es, nach vier Wochen,
endgiltig(§11:» für die übrigeDauer derSession")gewähltist.Zwei-
tens: aus dertzofaudienzmögeein Staatsaktwerden. IstderEm»
pfang desVolkshausvorstandes nicht eben so wichtig wie derbes
Vertreters vonSiam oderVenezuela?DiePräsidenten müßten sich
mit dem Wunsch, vom Kaiser empfangen zu werden, an den Kanz-
ler (nicht, wie bisher, an das tzofmarschallamt) wenden und der
Kanzler müßte sie dem Reichshaupt vorstellen. In einer Viertel-
stunde wäreAlles schmerzlos abgethan; und derKanzler haftbar
für die Gewißheit, daß kein unbedachtes noch gar ein kränkendes
Wort fiele. Ceremoniale: sonst nichts. SolcherPflicht könnte nur
eine von Struwwelpeter und Suppenkaspar beherrschte Fraktion
sich entziehen. Und der Kaiser wäre vor dem Ausgleiten in allzu
vertrauliche Rede geschützt. Als er einem Reichstagspräsidium
die Gefahr geschildert hatte, in die ein Iapanerkrieg gegen die
Vereinigten Staaten das den Gelben verbündete England brin-
gen müsse, wurde in London der Satz herumgetragen: «Entwe-
der verlieren die Briten dann Kanada oder die Iaps besorgen
ihnen eine indische Revolution." Das hat drüben damals böses
Blut gemacht. Der Abgeordnete, der zum ersten Mal den Kaiser
sprechen hörte(und vielleicht nicht stets richtig verstand), kann das
Erlauschte nicht in des Busens Schrein riegeln; und aus derFrak«
tion sickerts dann leicht in die Färbergräben OeffentlicherMein»
ung.Deshalb,Allergroßmächtigster,keineAusflügeinsPolitische,
sondern die huldvolle Zurückhaltung, die in einer Staatsaktion
dem Allerdurchlauchtigsten, dem Träger der Hauptrolle ziemt.

ull View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.78 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

  Partner login required

  Partner institution members: **Login** to download this book.

  If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection
Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609
Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708609?urlappend=%3Bseq=350

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-24 11:11 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text Find

höfischem) Brauch geforderte Reverenz erweisen. Diese Nothwen»
digkeit empfinden selbst die Röthesten schon; und vielleicht saß
Herr Scheidemann auf dem letzten Iakobinerkarren. UnsereRo-
bespierre sind alt geworden und können dem Drang derBarras,
Tallien und anderer Thermidoristen nicht lange mehr wehren.
Passet alteEinrichtung neuemBedürfniß an: dieReichssache wills.
Herr von Eckardt hat in seinem Hamburgischen Korrespondenten
gerathen, den zwölften Paragraphen der ins Schwabenalter ge-
langten «Geschäftsordnung für den Deutschen Reichstag" so zu
ändern, daß er das Präsidium verpflichtet, nach der« Konstituirung
des Reichstages" sich beim Kaiser zu melden, also Jeden, der diese
Pflicht nicht erfüllen will, vom Präsidium ausschließt. Ein guter
Rath. DeMzwei Wünsche nachzuschicken sind. Erstens: das Präsi-
dium sollte sich beim Kaiser erst melden, wenn es, nach vier Wochen,
endgiltig(§11:» für die übrigeDauer derSession")gewähltist.Zwei-
tens: aus dertzofaudienzmögeein Staatsaktwerden. IstderEm»
pfang desVolkshausvorstandes nicht eben so wichtig wie derbes
Vertreters vonSiam oderVenezuela?DiePräsidenten müßten sich
mit dem Wunsch, vom Kaiser empfangen zu werden, an den Kanz-
ler (nicht, wie bisher, an das tzofmarschallamt) wenden und der
Kanzler müßte sie dem Reichshaupt vorstellen. In einer Viertel-
stunde wäreAlles schmerzlos abgethan; und derKanzler haftbar
für die Gewißheit, daß kein unbedachtes noch gar ein kränkendes
Wort fiele. Ceremoniale: sonst nichts. SolcherPflicht könnte nur
eine von Struwwelpeter und Suppenkaspar beherrschte Fraktion
sich entziehen. Und der Kaiser wäre vor dem Ausgleiten in allzu
vertrauliche Rede geschützt. Als er einem Reichstagspräsidium
die Gefahr geschildert hatte, in die ein Iapanerkrieg gegen die
Vereinigten Staaten das den Gelben verbündete England brin-
gen müsse, wurde in London der Satz herumgetragen: «Entwe-
der verlieren die Briten dann Kanada oder die Iaps besorgen
ihnen eine indische Revolution." Das hat drüben damals böses
Blut gemacht. Der Abgeordnete, der zum ersten Mal den Kaiser
sprechen hörte(und vielleicht nicht stets richtig verstand), kann das
Erlauschte nicht in des Busens Schrein riegeln; und aus derFrak«
tion sickerts dann leicht in die Färbergräben OeffentlicherMein»
ung.Deshalb,Allergroßmächtigster,keineAusflügeinsPolitische,
sondern die huldvolle Zurückhaltung, die in einer Staatsaktion
dem Allerdurchlauchtigsten, dem Träger der Hauptrolle ziemt.

Duo.

Die Nationalliberalen, die bei der ersten Präsidentenwahl für die Herren Bebel und Scheidemann gestimmt hatten, glaubten, vor dem Ohr ihrer grollenden Mandanten sich aufBismarck berufen zu dürfen. Der, sprachensie, habeden EintrittderSozial» demokraten ins Präsidium ersehnt. Hat erihnwirklich gewünscht? Mit der Inbrunst eines aävoeatus äiaboli, der einer Menschenseele das Heiligenregister zusperren strebte. Siebenzehn Jahre ists her: und scheint schon völlig vergessen. Am dreiundzwanzigsten März 1895 hatte die Reichstagsmehrheit (Centrum, Sozialdemokraten, die beiden Volksparteien, Polen undWelfen) dem Präsidenten die Erlaubniß versagt, dem Fürsten Bismarck zur achtzigsten Wiederkehr seines Geburtstages „den Glückwunsch des Reichstages auszudrücken". Aus Singers Rede: „Fürst Bismarck hat stets nur die Politik der Sonderinteressen und der nationalen und internationalen Gegensätzlichkeit betrieben; er hat keinen Anspruch auf den Dank und die Anerkennung des gerade von ihm so oft mit Hohn behandelten Reichstages." Aus der Antwort des alten Kardorff: „Durch dieses Votum würde der Reichstag nicht nur vor Deutschland, sondern vor der ganzen Welt, nicht nur vor der Gegenwart, sondern für alle Jahrhunderte der Zukunft sich mit unsterblicher Lächerlichkeit behaften." Die Herren von Levetzow und Bürklin wollen diesem Haus nicht länger Vorsitzen. Geheimrath Dove, der Vater des jetzt, gegen die Stimmen seiner Fraktion, ins Amt des ZweitenVicepräsidenten berufenen Handelskammersyndikus, schilt öffentlich den Reichs» tagsbefchluß „schmachvoll" und erinnert an die Thatsache, daß Ihering densiebenzigjährigen Kanzler im Ehrendoktordiplom als „denSchrecken derBösen, dentzortderGuten, dieBurg und Zier Deutschlands" begrüßt hat. Am Geburtstag spricht Bismarck zu deutschen Hochschulrektorcn: „Ich bedaure, daß der Reichstag darauf verzichtet hat, seinenZweiten Präsidenten aus der Sozialdemokratie zu nehmen. Er würde dadurch die Herren der Noth» wendigkeit näher gerückt haben, sich zu demaskiren und über das Ziel, dem sie zustreben, etwas mehr Auskunft zu geben. Daß die Sozialdemokraten keine Neigung haben, auf Dergleichen einzugehen, zeigt doch, daß sie selbst an dieMöglichkeit ihres definitiven Erfolges noch nicht glauben; sonst würden sie nach diesemMittel greisen. Aber sie fürchten, daß ein Moment kommt, wo sie sagen müssen: ,Weh mir, ich bin erkannt!' Und wer sie in ihrenZwecken

undZielengenauerkannthat.Derkannnichtmehrmitihnengehen."
Das Hofmarschallamt, heißts in derPresse, hätte eine Visitenkarte Singers nicht angenommen. Aus Friedrichsruh kommt die Antwort:» Ob eine Visitenkarte mit derAufschrift ,Paul Singer, Erster Vicepräsident desDeutschenReichstages' irgendwo inEmpfang genommen wird, ist gleichgiltig. Die Hauptsache ist die Ausklärung der Oeffentlichen Meinung über die Ziele der Sozialdemokratie. Deren Haupterfolge beruhen auf ihrer Taktik, Alles zu kritisiren, was im Staat geschieht, aber stets zu verschweigen, wie sie selbst den Staat einrichten würde. Daß sie sich weigert, einen derIhren ins Präsidium des Reichstages herzugeben, ist erklärlich; denn da könnte manche Situation den sozialistischen Prästdentenzwin» gen, die Maske zu lüften, mit der er seine Zukunftpolitik deckt. Nicht so erklärlich ist, weshalb die anderen Fraktionen nicht darauf bestanden haben, daß die Sozialdemokratie neben dem Centrum, als zweitstärkste Partei, eine Präsidentenstelle übernehme." Ob derHofbesuch angenommen oder abgelehnt wird.ist gleichgil» tig: dahabtIhrdenMann,der,alsChristophTiedemann ihm die NachrichtvonNobilingsAttentatindenSachsenwaldgebrachthat, zunächstnurdieMöglichkeitderReichstagsauflösungbebrütetund dann erst fragt, ob der alte Kaiser verwundet sei. Bismarck hoffte, der in den Vorstand gewählteSozialdemokrat werde sein Republikanerherz enthüllen und durch unhöflichen Bruch ehrwürdiger Sitte seiner Partei schaden, deren Anhang sich nicht vom Kaiserthum lösen wolle. Nach den Revolutionen, deren Schauplätze Rußland und die Türkei, Portugal und Marokko, Persien und China waren, und nach dreiLustren neuen Erlebens hätte er wohl anders gedacht.UndeineimDunkelpfauchende Sozialdemokratie einer ins Helle strebenden vorgezogen, die erreichbare Ziele zeigt und, nach britischem Muster, die deutsche Wirtschaft an den Machtspruch derGewerkvereinebindenwill. Nein: aufBismarck dürfen die Leute sich nicht berufen, die denRothenBarbaresken» tribut anbieten. Nicht einmal aufdenFürstenBülow,dessenBild sie, wie eines Cid Campeador, der schmalen Front vorantragen. Dürfte Der etwa ihre Taktik loben? Er hat die Sozialdemokratie » kulturfeindlich und brutal" genanntund laut gestöhnt: » Entgegen der leider in einigenliberalenKöpfennochherrschendenIdee,daß die Reaktion im Reich von rechts drohe und Seite an Seite mit der Sozialdemokratie zu bekämpfen sei, liegt nach meinerUeber» zeugungdiewahreGefahrderReaktionbeiderSozialdemokratie."

InlichterGeburtstagsstimmung hatBismarckgemahnt, den
Kampf gegen den Feind der Bürgergesellschaft nicht allzu tragisch
zu nehmen. Aber auch (in der Rede, die rieth, die Reichspolitik
von denLandtagenausscharfzukontroliren)gesagt: »Beiunseren
Fürstengeschlechtern steht das Nationalinteresse im Vordergrund:
man hat sich geschlagen, daß dietzunde dasBlutleckten, und man
reicht sich die Hand und geht zusammen gegen den Landesfeind.
Bei denFraktionen steht jede politische Verstimmung, jede Riva-
lität, jeder lautere und unlautere Wettbewerb mit den Nachbarn
über dem nationalen Interesse." Dieser Satz giebt den Erben
Miquels undBennigsens heute wichtigere Lehre als der über die
Präsidentenwahl gesprochene. Sie haben sich geweigert, zwischen
einem Konservativen und einem Centrumsmann im Vorstand zu
sitzen, und damit verhindert, daß die drei (nach dem Ausschluß der
Sozialdemokratie) stärksten Fraktionen gemeinsam das Reichs»
tagsgeschäft leiten. Sie thun, als sei rechts von ihnen der Saal
verseucht und die loseste Gemeinschaft mit der infizirten Schaar
drum zu meiden. Sind sie Sozialisten geworden? Dann wäre ihr
Handeln verständlich. Nein. Sie wollen fürPreußeneinanderes
Wahlrecht, fürs Reich eine andere Besitzsteuer als die Konser-
vativen; möchten den Machtbereich derKirche und desAdelsum
ein paarMeter verengen. Vor hundert Grundfragen könnten sie
sich mit den Konservativen, mit dem Centrum sogar über dieAnt»
wort schnell verständigen. Nicht über eine mit der Sozialdemo-
kratie. Und seit zwei Monaten reden und mücheln sie, als sei der
Sieg des Sozialismus, der sie aus den Großstädten gefegt hat,
ihr Triumph, als gehorche die Hundertschaft der Marxisten ihrem
Wink, als gebe es eine im Wollen einige „Linke". Dürfen sie wün-
schen,daß Konservativeund Centrum einander.weilsonstnirgends
ein Bund lockt, in Kälte und Vehmbannnoch innigerumschlingen?
Kann aus der vom Pflugschar wilder Demokraten aufgewühlten
Scholle in absehbarer Zeit je wiederihrWeizen erblühen? Ist auf
der Weide der Radikalsten für eine NationalliberalePartei, wieste
in ihrer Hochzeit war und, bei Lebensgefahr, sein muß, noch zurei»
chenderRaum?Weil dieschlimmeWahlbescherung gehehlt werden
sollte, ward gethan, als sei jeder Genossensieg den Bassermann-
ischen ins Gewinnkonto zu buchen. Statt die enttäuschende Nieder-
lage männlich zu gestehen, erniedert die Fraktion, die zur Keim-
zelle dermächtigen deutschen Verfassungpartei werden konnte, sich

in die Trugmär von der in Willenseinhelt wohnenden Linken:
und wird in der ersten Dämmerung schon ringsum vonHohn und
Verachtung bedräut. Der ventcte tolie muß endlich verbrausen;
persönlicher Aerger, gerechter und ungerechter, kühler Wägung
des Möglichen und des Nothwendigen weichen. Dann wird marr
auch erkennen, daß der Deutsche Reichstag einen Präsidenten,
braucht, dermehristals ein begüterter, imDienstbctrieb derFrak»
tionunnützlicherMurmleroderStammler. Einen rüstigenMann
von nobler Wesensfarbe und unbestreitbarem Ansehen, der sich
nicht vermessen hat, als er des höchsten Sitzes sich würdig glaubte.
Der vor den Regirenden nicht wie ein Kassenbote noch wie ein
Rüpel steht. Dem die Nation ehrerbietig lauscht und dessen ern»
stes Rügewort den frechsten Schwätzer in Scham zwingt.

Königliches Opernhaus.

Vor acht Iahren sprach hier Paul Wallot, der Schöpfer des
Reichstagshauses, über den Beschluß, der Hofoper eine neue
Stätte zu schaffen. Er fand Knobelsdorfs Bau »modernem An»
spruch nicht mehr genügend", rieth aber, ihn, als ein würdiges
Kunstwerk, stehen zu lassen, für das größere tzaus einen anderen
Platz zu wählen, und ließ seine Warnung in die Sätze münden;
» Es wäre zu wünschen, daß sich die Presse an derDiskussionsolchcr
mit der äußeren Entwickelung der Stadt unmittelbar zusammen»
hängenden wichtigen Fragen lebhafter betheilige. Bei der Be->
schaffenheit unseres Publikums würden belehrende Darstellungen
von kundiger Seite gewiß wirksam sein und manche Uebelthat
könnte so vielleicht verhütet werden." Eine wurde verhütet: der
Befehl, das alteOpernhaus niederzureißen, zurückgcnommen.Als
ich, noch vor Wallot, den Plan erörtert und mich gegen die Ab»
sicht gewandt hatte, den Bau, der vor dem Blick eines Iahrhun»
derts vom Kunstgeschmack unsererZeitzeugenwerde, einemUnzu»
länglichen anzuvertrauen,schrieb mir derMeisterAlfredMessel:
»Gott seiDank.daß endlich einmal einfreiesWortüberden künf»
tigen Opernhaus»Architekten gefallen ist! Was nützen meine
geringen Bauereien im Vergleich zu dem Segen, den man stiften
würde, wenn Einem gelänge, durch Aufklärung dahin zu wirken,
daß dieses nationale Unglück des drohenden Opernhausbaues
abgewendet wird! Könnten wir diesen Faustschlag abwehren,
den, aller Kultur zum Trotz, die brutale Unfähigkeit sich anschickt.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_354.html[18.07.2014 17:49:57]

der deutschen Kunst zu versetzen! Woher soll man künftig den
Muthhaben, weiterzuarbeiten, wenn manstetig imAnsehendurch
eine Monumentalleistung wie die zu erwartende vor aller Welt
herabgezogen wird! Ich möchte dafür arbeiten, daß hier, für diese
vornehmste Aufgabe, endlich einmal ein ganzer Kerl herankäme.
Gabriel von Seidl, Fischer in Stuttgart oder Hoffmann (den ich
unter den berliner Architekten an die erste Stelle setze): Das
wären die Männer, die in Betracht kämen; auch Licht in Leipzig.
Sogar Ihne wäre diskutabel." Von den Männern, die Messel
nannte, waren nur zwei zu dem Wettbewerb aufgefordert wor«
den, zu dem die Ministerien der Finanzen, der Oeffentlichen Ar-
beiten und des Königlichen Hauses einträchtig riefen: Hoffmann
und Ihne. Hoffmann wollte nicht konkurriren; er hat Messels Mu»
seenbaupläne auszuführen, das ganze Bauwesen der Stadt Ber.
lin zu leiten und glaubte vielleicht auch, der Wettlauf sei nur toi-
8naxv und der Siegerpreis Einem heimlich schon zugesagt. Wozu
sonst die Begrenzung der Werberzahl? Warum waren nur acht
Baumeister auserwählt worden?Fürchteten die drei einigen Ex-
cellenzen etwa, einannochunbekanntesArchitektengeniekönnemit
einem Schöpferplan in die künstlichsten Wirbel tölpeln? Haben
sie sich mit dem zähen Ernst, den die Sache heischte, umHoffmanns
Mitarbeit bemüht? Unwahrscheinlich. Seidl.Fischer, Licht,Beh-
rens, Kreis, Schmitz: nicht einer dieser (im Wesentlichen tief ver»
schiedenen) Männer ward zugelassen. Noch galt ja der Geheime
Baurath und Professor Felix Genzmer als der providentielle
Mann für den Opernhausbau. Gegen ihn hatte sich meinAlarm»
ruf gerichtet. Ihn,derGarniers pariserOper indieMundartber»
lincr Maurerparlirer übersetze, hatte Messels Keule getroffen.
Getötet? ImMinisterium der öffentlichen Arbeiten (wotzerrGenz»
mer, als ein durch Intendanten gunst, nicht auf dem gewöhnlichen
Weg überdieAmtstreppe auf die Höhe Gelangter, nie gehätschelt
wurde) fand man seine Entwürfe plötzlich »mißlungen" (eines
Mannes, dem Schinkels himmlisch schlichtes Schauspielhaus auf
GnadeundUngnade ausgeliefertworden war) und beschloß, aus
den Entwürfen der sieben Berufenen das Beste zu nehmen und
daraus ein«Vorprojekt" herstellen zu lassen. Wer aber sollte dieses
Ragout aus Anderer Schmaus bereiten? Baurath Fürstenau,
hießeszuerst; dann, alsderName hier genanntworden war.Re«
girungbaumeister Grube. Das Bauprogramm brachteForderun»

gen, die noch nie, noch nirgends mit dem Auftrag zu einem Theater-
bau verbunden waren; auch nicht in der Patriarchalzeit, wo die
Fürsten alles, von der Grundmauer bis an den Blitzableiter, für
ihr Hoftheater Nöthige bezahlten und das Volk nur einließen,
wenns ihnen beliebte. Ein dem Hof reservirtes Treppenhaus;
zwei ihm vorbehalteneTreppen; sünfHoflogen, darunter eine, die
sich durch zwei Ränge streckt, für Galavorstellungen; ein großer
Fest« und Speisesaal; eine Spiegelgalerie; ein kleiner Saal für
Audienz, Cercle und Thee; Vorsäle und Logensalons; vierBou»
doirs; Toilettezimmer: Küche, Kellerei, Spül» undAnrichteräume,
Speisenaufzüge: das Alles ward verlangt. Einem Opernhaus,
dessen Zuschauerraum zweitausendfünfhundertMenschenfaßt,soll
ein Schlößchen eingegliedert werden, in dem unten der Kronprinz,
oben der Kaiser große und kleine Empfangssäle zur Verfügung
hat und für achtzigMenschen gekocht und einFestmahl aufgetischt
werden kann. (Den Meistersinger von Bayreuth hätte die Ankün»
dungsolchenPlanes in die dresdenerRebellenstimmungzurückge-
scheucht.) Und dieses Theaterschloß soll, wie eineGrenzfestungvor
Belagerern, vor derAthemnähe desproKnumvuIZusgeschütztsein.
Unterfahrwege und Eingangshallen,die nur derHof benutzen darf.
Nicht aus dem China von gestern, sondern aus einem berlinerBau-
programm vom Iahr1910stammendieSätzc: »Wenn bei großen
Hoffestvorstellungen auch das Hauptfoyer für den Hof reservirt
und die linke Seite des Ersten Ranges ausschließlich von gela-
denen tzofgästen benutztwird, ist es nothwendig, eine Verbindung
der Königsräume mit der von ihnen umschlossenen Seite desEr»
stenRanges undmitderinsFoyer führenden Galerie des Haupt-
treppenhauses zu schaffen. Zu diesem Zweck ist in die Spiegel-
galerie, die den Salon der großen tzoffestloge mit dem Speisesaal
verbindet.inderAchse desRangumganges eineRaumerweiterung
mitvier breiten Thüren eingeschaltet, so daß über diesen Kreuzung-
punkt für die Hofgesellschaft ein ungehinderter Verkehr nach allen
vierRichtungen möglich ist. DurchOeffnenundSchließenderver-
schiedenen Thüren an der Kreuzungstelle können aber auch andere
Kombinationen geschaffen werden." Und so weiter. Auch dem Ge-
neralintendanten gebührt von Naturrechtes wegen eine Loge mit
Salon, Empfangszimmer,Warteraum, Sondereingang und ab»
geschlossenerDiensttreppe, die in die Hofregion führt. Der Baumei-
ster hats alsonicht leicht. KeinWunder, daß auch das »Vorprojekt"

Duo.
3«
nicht gefiel. Neuer Wettbewerb. Nur d>e Herren Grube, Ihne, Littmann, Seeling werden diesmal zur Konkurrenz aufgerufen. Drei tüchtige Praktiker (nur einer von ihnen nach Messels Spruch diskutabel); und ein völlig Unbekannter, der noch nie Nennens» werthes gebaut hat. Ein Regirungbaumeister aus dem Arbeit» ministerium.WelcheLeistung empfahl diesenHerrn Grube?» Seine Vorarbciten",sagtGeheimrath Saran,Dezernent in der Hochbau» abtheilung, «hatten etwas so Ueberzeugendes, daß sich von selbst der Gedanke ergab, auch ihn zum Wettbewerb einzuladen. "Wem ergab sich dieser Gedanke? Ministerialräthen. Wen hatte die bau- meisterliche That des Herrn Grube überzeugt? Ministerialräthe. Me sollen entscheiden, wer das Werk schaffen dürfe, dessen Miß- lingen Messel als ein «nationales Unglück" fürchtete? Hört Herrn Saran: »Auch bei dem Bau derparifer Oper trat einjungerArchi» tekt zum ersten Mal hervor und machte sich einen Namen. Hoffen wir, daß es auch hier so wird!" Antithetischer Parallelismus; selbst wenn die Hoffnung nicht tröge. Erstens: Charles Garnier hatte mit einem Plan zum Bau einer Kunsthochschule schon den prix cle Kome erstritten, als Restaurator im Zunftkreis Anerkennung er- worben und als Bezirksbaumeister für die Hauptstadt gearbeitet, als er um denOpernbau warb; war inParis und Rom, in Athen und Konstantinopel der edlen Kunst Meister geworden. Zweitens: Ihn kürte die Jury der Sachverständigsten, nicht Louis Napoleon noch die Baubureaukratie. Drittens: Auch sein Werk lobt den Meister längst nichtmehr; seinpomphaftüberladenes Opernhaus wäre nur in Monte Carlo (dem er das Kasino gab) heute noch ein dem Ortsgenius verwandtes Wunder. Einerlei. «Das Urtheil derGeneralintendanz, als dernutznießenden Behörde, hat ein be- sonderes Schwergewicht." Und Graf Hülsen»Haeseler (der nach Menschenermessen in demneuenHaus nichtmehrherrschen wird) ist für den fügsamen Herrn Grube. Dessen Entwurf soll mit «eini- gen reizvollen Motiven aus Littmanns Fassadenplan" aufgeputzt, von Spezialisten ergänzt und dann ausgeführt werden.

Das darf nicht geschehen. Das darf Herr von Breitenbach, derMinister, nicht mit seinerTheilverantwortlichkeit decken. Wir haben mitzuzahlen, also auch mitzureden; und möchten, nach der Gedächtnißkirche, dem Dom, dem Friedrichsmuseum, der Kaiser» Wilhelm»Akademieund demReichsmilitärgericht, endlich einmal uns eines Gebäudes freuen, auf das derFremde mit Neid, nicht

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_357.html[18.07.2014 17:49:59]

wieder mit höhnischem Blick, schaut. Was die Entwürfe ahnen
lassen, ist schlechter Schinkel, dem ein heimathloser (dem Grafen
Hülsen noch erstrebenswerth scheinender)Spontinistil aufgepfropft
ward. In welchem Umfang Herr Grube von den Entwürfen der
Kollegen Seeling und Littmann profitirt hat, mögen Sachkenner
prüfen; schon seineFassade ist der Littmanns, trotz derVersetzung
zweier Puppen, merkwürdig ähnlich (Genzmers letzter Plan ist
in Aufbau und Gliederung kräftiger) und Baurath Seeling hat
laut über unerlaubteBenutzung seiner Baugedanken geklagt und
die Ministerialinstanz unziemlichen Handelns bezichtigt. Doch
solcher Personalzank darf uns jetzt nicht aufhalten. Hier gehts
um Größeres. Um ein Werk, das mindestens anderthalb Dutzend
Millionen kosten und späten Geschlechtern noch als das Wahr-
zeichen deutscher Baukunst aus dem ersten Viertel des zwanzig-
sten Iahrhunderts gelteil wird. Seit Schinkel ausgebaut hat, ist
aus der Theatertechnik einNeues geworden. Dem wirkt ein Schin»
kel»Epigone niemals das passende Kleid. Empfinden die braven
StaatsbaubeamtendiegeistlosprotzigeNachäffungklassizistischen
Stiles denn nicht als eine deutscher Kunst angethane Schmach?
Fühlen sie nicht, daß ein Haus, in dem, zwischen Elektromaschinen,
Wagner, Strauß, Pfitzner herrschen sollen, anders aussehen muß
als ein für die Exportfirma Meyerbeer öd Scribe erbautes? Berlin
kann drciHoftheater ernähren.BefreitKnobelsdorffsBau von dem
läppischenPlundcr.denbehelmteBarbarenihmaufgestülpthaben;
weitet und modernisirt ihm das Bühnenhaus und macht ihn zur
Schaustätte des großenDramas (das in die Bonbonschachtel am
Schillerplatz nichttaugt)undderallzulangevernachlässigtenSpiel-
oper. Und sucht, bis in die fernsten Winkel, für die ungemeine
Aufgabe des Neubaues den besten Mann. (Wie die Bühne ein-
zurichten ist, könnt Ihr nur von Roller und Reinhardt lernen.)
Solches Werkdarf nicht imDunkel entstehen; jedem deutschenAr»
chilektenmuß gestattetwerden,seinenPlan den kundigsten Prüfern
vorzulegen. Werweiß?VielleichthatirgendwogeniaiischeJugend
schon dasTheater derZukunfl erträumt. Allen crfüllbarenWün»
schen Wilhelms werde Erfüllung. Wer aber warnt den Kaiser,
wieder, im freien Reich der Kunst, selbsthcrrisch zu scheinen und,
weil er ein nationales Unternehmen vom Versaillerwahn eines
Intendanten verstümpern läßt, den Groll der besten Deutschen
auf sein Haupt zu lenken? Warnt ihn vor Kleios Erzgriffel?

Kausalität und Teleologie.
seinem (am zehnten Februar hier besprochenen) Werk „HS»
«W herentwickelung und Menschenökonomie" sagt Goldscheid, daß,
Darwin im Teleologismus stecken geblieben sei. Zwar schalte er den
Schöpfer aus dem Verlauf der Entwickelung, aber er setze ihn an
deren Ansang, indem er Gott den Organismen die Tendenz zur
Höherentwickelung einpflanzen lasse. Sott erscheine shier als ein Ab»
bild des Thierzüchters: als das Mittel zur Verwirklichung seiner
Absichten habe er die Naturzüchtung durch den Kampf ums Dasein
geordnet. Goldscheid bestreitet der Metaphysik nicht die Daseinsbe»
rechtigung; er erlaubt dem Menschen, seinen Drang nachEntschleie»
rung der letzten Ursachen der Erscheinungwelt durch metaphysische
Deutungen zu befriedigen; der alte, theistische Vitalismus sei eine
diskutable Weltanschauung, der neue aber, der bescheiden mit Do-
minanten, Richtkräften und Entelechien arbeite, von denen Nie»
mand anzugeben vermöge, was sie eigentlich seien, müsse als eine
gefährliche Halbheit bekämpft werden. Nicht zu leugnen sei, daß sich
v orläufig die Biologie noch nicht ganz in Chemieauflösen lasse, auch
die Chemie nicht in Mechanik; man müsse Kräfte voraussetzen, die
wir noch nicht kennen. Aber diese unbekannten Kräfte müßten den
bekannten gleichwerthige Energien sein; und das Metaphysische
dürfe man bei der wissenschaftlichen Forschung weder in die Eni«
wickelung eingreifen noch deren Beginn einleiten lassen. „Was ist
die Aufgabe der Wissenschaft? Sie muß. danach streben, so weit in
das Wesen aller Vorgänge einzudringen, daß diese schließlich be-
rechenbar, meßbar oder mindestens schätzbar und damit unserer Be-
herrschung zugänglich, beherrschbar werden. Sollen wir nun zuge-
stehen müssen, daß, wo das Leben in Frage kommt, Agentien, Mo-
mente, Qualitäten auftreten, die außerhalb aller uns bisher be-
kannten Kontinuität stehen, dann bedeutet Dies eine Abdikation
der Wissenschaft." Den eigentlichen Grund, weshalb jede Teleologie
unzulässig, jedes Wesen nur Produkt einer Arsachenverkettung sein
soll, die von keinem Zweck setzenden Intellekt geordnet ist, den ei-
gentlichen Grund dieser Forderung fand ich nirgends in dem um-
fangreichen Werk deutlich ausgesprochen. Ich kann mir ihn aber
denken. Wenn der Mensch sein eigener Gott sein will, dann darf er
nicht zugeben, daß, ein jmetaphysischer Gott seinem! Streben Schran-
ken setze, Er muß, auch den Organismus künstlich herstellen können,
muß ihn darum begreifen. Wir begreifen nur, was wir machen kön-
nen, und können nur machen, was wir begreifen. Deshalb sind die
Organismen „bisher" noch unbegriffen geblieben; aber sie dürfen es

'nicht bleiben. Goldscheid selbst gesteht zu, daß. wir auch die unorganische Welt nicht begreifen. (Otto Liebmann hat sehr hübsch ge» zeigt, daß, wenn man Hexerei nennt, was sich nicht begreifen läßt, das ganze Universum eine große Hexerei ist). Aber was wir davon begreifen, Das, meint er, müßte sich restlos in die energetische Ursachenverkettung einsügen lassen.

Telephoben oder Misotelen wie Goldscheid wollen nicht zu» geben, daß, das Auge zum Sehen bestimmt sei; wir sehen nur, weil wir zufällig Augen bekommen haben. Auf den unverkünstelten Menschen wirkt diese Auffassung der Sachlage komisch. Und der schlichte Menschenverstand braucht sich seiner Unwissenschaftlichkeit nicht mehr zu schämen, seit Eduard von Hartmann erwiesen hat, daß, die Kausalität nichts ist als die Finalität, von der anderen Seite gesehen, und daß, die eine nicht ohne die andere denkbar ist. vauss, kinälis haben die Scholastiker sehr passend die eigentliche und Hauptursache genannt. Uebrigens schwebt Goldscheid selbst in Gefahr, dem an Darwin getadelten Fehler zu verfallen und an den Ansang seiner Entwickelung eine final gerichtete Ursache zu setzen; denn den Neovitalisten gegenüber, die annehmen, daß, eine beson» dere Richtungskraft die Energien beim Aufbau der Organismen leite (das Leben, schreibt Hartmann, leitet die Energien auf seine Mühle, aber selbst ist es keine Energie), behauptet er, andere als bestimmt gerichtete Energien gebe es gar nicht. Da muß, man doch fragen: Von wem haben die Energien oder die Atome den Anstoß empfangen, sich gerade in der Richtung zu bewegen, daß, etwas Geordnetes herauskommt? Goldscheid schreibt sogar: „Was mir vorschwebt, ist prästabilirte Harmonie als Entstehungursache der Organismen." Da haben wir die causa, kius.lis ganz unverblümt.

Daß die Neovitalisten (der Angriff gilt besonders den Forschern Reinke und Driesch) nicht den Willen des Schöpfers nennen, sondern sich verschiedener Termini wie Dominante und Entelechie bedienen, dafür mögen sie ja ihre Gründe haben; Hartmann sagt un» genirt, so oft die Entwickelung auf eine höhere Stufe fortschreiten sollte, habe „das Unbewußte" ihr einen neuen Impuls versetzt.

Und wie steht es um die Unwissenschaftlichkeit der Teleologie? Mit der exakten Wissenschaft, die dem Menschen zur Technik, zur rationellen Pflanzen» und Thierzüchtung verhilft, hat der Streit um die Teleologie gar nichts zu thun. Rationelle Pflanzen» und Thierzüchtung gab es vor der darwinischen Biologie. Die großen Physiker des sechzehnten und siebenzehnten Iahrhunderts aber, die zur heutigen Technik den Grund gelegt haben, sind durch ihre Na» turerkenntniß Bewunderer des göttlichen Mechanikus geworden,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_360.html[18.07.2014 17:50:00]

der die sich selbst regulirende Weltenuhr gebaut hat. Die exakte
Wissenschaft hat es nur mit dem Universum zu thun, wie es heute
ist, nicht mit der Frage, wie es geworden ist. Nur in der Beschrän-
kung auf das Vorhandene kann die Naturwissenschaft exakt sein ^
denn nur das Vorhandene ist meßbar und berechenbar. Wenn sie
weiter nichts sein will als Pflanzen» und Thierphysiologie, ist auch
die Biologie einigermaßen exakt; freilich, wegen der Komplizirtheit
der Organismen, nicht in dem Grade wie die Physik. Dagegen kann
die Wissenschaft von der Art, wie das Weltgebäude und die Orga-
nismen geworden sind, niemals eine exakte Wissenschaft werden;
Niemand ist dabei gewesen, der eine beglaubigte Urkunde des Vor-
ganges hinterlassen konnt:. Ein englischer Staatsmann hat die Ge-
ologie als tke LcisnOs ok tks vtis,t ^vi^jit Ks,ve dssn definirt; diese
Definition gilt auch für die Biologie, wie sie heute verstanden zu
werden Pflegt. Diese Biologie, die Geologie und die Kosmologie
sind spekulative und durchaus hypothetische Wissenschaften, mit de-
nen der Mensch seinen Erkenntnißdrang befriedigt, so gut er kann,
ohne jemals über Wahrscheinlichkeiten hinauszukommen. Und für
die Naturbeherrschung sind diese Wissenschaften ansichohneWerth.
Ob unser Planetensystem einmal eine Gaskugel gewesen ist, die sich
auf dem von Kant und Laplace beschriebenen Wege in kleinere Ku-
geln getheilt hat, ist für die Lehre von den Gasen und für deren prak-
tische Verwendung gleichgiltig. Und dem Th erzüchter nützt es nicht,
wenn er von Haeckel erfährt, daß sich seine Ein» und Zweihufer aus
den Beutelthieren entwickelt haben. An sich, sagte ich, hätten diese
Wissenschaften keinen praktischen Werth. Unter Umständen können
sie allerdings einen bekommen. Diebescheideneund schläfrigsPflsn«
zen» und Thierphysiologie älterer Zeiten wurde dadurch in lebhaf-
teren Fluß, gebracht, daß die Biologen das Geheimnitz des Lebens
und seine Entstehung zu ergründen hofften. Beim eifrigen Forschen
nach diesem Unerreichbaren fanden sie Manches, was ihre Vorgän-
ger nicht gefunden hatten und was auch von praktischem Nutzen ist.
Und so hat sich zuletzt auch der Atheismus als Förderer der prakti-
schen Wissenschaft erwiesen; denn die Hoffnung, die Ueberflüssig»
keit des Schöpfers beweisen zu können, hat den Forschungeiser be-
feuert Auch dem so .befeuerten ,Goldscheid schulden wir Dank für die
tiefere Einsicht in das organische Leben, die er uns eröffnet. Ersagt:
„Der Organismus'ist ein biochemisches Aggregat, das durch die Fä-
higkeit ausgezeichnet ist, sich gegenüber Reizen, die jene Grund-
funktion, die wir Leben nennen, fördern, anders zu verhalten äls
solchen gegenüber, die diese aufzuheben drohen." Woher ein solches
Aggregat diese Fähigkeit zur Reaktion hat, bleibt frei lich im Dun'

kel; und dieses Dunkel wird nur wenig oder gar nicht gelichtet, wenn wir gemahnt werden, nicht etwa zu glauben, das Protoplasma habe von vorn herein fördernde Reize gesucht und schädigende gemieden. „Die primitiven Lebewesen zeichnen sich nicht von vorn herein durch Unterschiedempfindlichkeit, durch Irritabilität aus, sondern Synthesen mit besonderen, ganz bestimmten Affinitätver» hältnissen nennen wir unterschiedempfindlich, irritabel." Mieder fragt man, wie ganz zufällig solche Synthesen entstehen konnten, die sich durch bestimmte Affinitätverhältnisse auszeichneten, welche dazu führten, daß. die Synthese durch Nahrungsuche, Assimilirung der Nahrung und Abwehr von Schädigungen sich selbst erhält, welchem Zufall wir Menschen unsere/eigene Existenz (sammt Marokko» handel und allem Uebrigen, was drum und dran hängt) verdan» ken. Doch scheiden wir die Entstehung aus, so fühlen wir uns durch die Beschreibung des Fortganges der Entwickelung, die im Wesent» lichen immer feinere Differenzirung desOrganismus durch das Milieu ist, sehr befriedigt. Dieser Theil des Werkes darf alsder wissenschaftlich werthvollste bezeichnet werden; er giebt ein Bild desVorganges, das weniger Unwahrscheinlichkeiten enthält als die Theorien von Haeckel und Weismann.

Aber um den Ansang handeltsichs eben; und dahat Goldscheid einen Einwand unerwähnt gelassen, den Iohannes Reinke in der Schrift „Die Kunst der Weltanschauung" zeigt. Die Annahme, daß fich Eiweiß, der Zellstoff, „von selbst", nur unter der Einwirkung der bekannten physikalisch»chemischen Kräfte, aus unorganischen Stoffengebildet habe, widerspreche dem zweiten Hauptsatz der Energetik: daß in einem materiellen System Energie von selbst nur aus dem Zustand höherer Spannung in den Zustand niederer Spannung übergehen kann. Der Zustand hoher Spannung ist labil, weil die Spannung sich zu entspannen strebt; im Zustand völliger Entspannung angelangt, hat der Körper in sich selbst keinen Antrieb, sich aufs Neue zu spannen; dieser Zustand istalso stabil: das Wasser auf dem Berge gleicht die Niveaudifferenz mit dem im Thal dadurch aus, daß es hinunterfließt oder fällt; unten angelangt, steigt es nicht von selbst wieder hinauf; will man es oben haben, so muß man es heben; die abgelaufene Uhr zieht sich nicht selbst auf; die auf der Grundfläche ruhende Pyramide stellt sich nicht selbst auf die Kante, kippt dagegen, von Menschenhand so aufgerichtet und dann sich selbst überlassen, wieder um; der ausgekühlte Ofen heizt sich nicht selbst. Das Eiweiß ist nun eine hochgespannte und darum sehr labile Verbindung, die wohl die Neigung hat, zu zerfallen (und als Theil eines Organismus wirklich zerfällt, sobald der Tod

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_362.html[18.07.2014 17:50:01]

daS dieBestandtheile in derSpannung festhaltende unbekannte Et-
was Msschaltet), deren Bestandtl)eile aber nicht die Neigung Haben
können, von selbst eine solche Perbindung einzugehen.
Das organische Leben einmal als vorhanden vorausgesetzt,
kann man sich ja nun die Arten aus einander entstanden denken.
Auf den mancherlei Wegen, die uns die Darwinianer plausibel zu
machen suchen. Wie es dabei wirklich zugegangen ist, werden wir
niemals wissen; mir ists^ offen gestanden, auch gleichgiltig. Inter»
essiren würde mich die Kunst, Organismen zu bauen, nur dann,
wenn ich enimal genöthigt sein könnte, dieseKunstzu üben. Dahin
aberkannesnichtkommen;Niemandwirdimirzumuthen.derFleisch«
theuerung durch die Fabrikation künstlicher Wlber abzuhelfen. Ich
habe also gegen Haeckels Stammbäume nicht das Mindeste einzu-
wenden. Aber die Artbildung ohne etliche „Impulse des Unbe»
wußten" ist wenig wahrscheinlich. Alois Schmitt erinnert in seiner
Schrist „Das Zeugniß, der Versteinerungen gegen den Darwinis»
mus" an einen Thatbestand, auf den vor ihm schon Huxley hinge-
wiesen hatte. Schmitt mustert die Versteinerungen und Abdrücke,
die in den verschiedenen geologischen Schichten gefunden wurden,
und kommt zu folgendem Ergebniß. Allerdings zeigt sich insofern
ein Fortschritt der Organisation, als in den ältesten Schichten, die
Spuren animalischen jLebens zeigen, Mr wirbellose Thiers, dannin
den jüngeren der Reihe nach Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel
und Säugetiere auftreten. Aber man findet nicht nur keine Zwi-
schenstufen, die aus einem dieser Kreise in den anderen führen, son»
dern auch innerhalb der selben Klafse, ja, innerhalb der selben Gat-
tung ist kein Fortschritt zu höherer Organisationzubemerken.Wenn
in einer Schicht eine neue Thierklafse auftritt, so erscheint sie sofort
fertig in Gattungen und Arten gegliedert und die Grundformener-
halten sich im Wesentlichen unverändert bis auf unsere Zeit. Die
allermeisten gefundenen Fossilien sind Dauertypen und haben, so
weit sie nicht ausgestorben sind, von ihrem ersten Erscheinen an
bis heute trotz allen gewaltigen Aenderungen derLebensbedingun»
gen im Wesentlichen unverändert fortbestanden. Huxley schreibt
nach einem Ueberblick über das Thierreich: „In allen diesen Grup-
pen giebt es Beweise für Veränderung in Menge, keinen für Das,
was man gewöhnlich unter Fortschritt versteht."
Mögen nun die Arten, wie es Haeckel darstellt, durch Ver-
zweigung einer gemeinsamen Stammform entstanden sein oder an
verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten sich unmittelbar
aus dem Urschleim entwickelt haben: auf keinen Fall vermag ich zu
glauben, daß die höheren organischen Formen auf dem Weg einer

ziellos verlaufenden Entwickelung zufällig entstanden feien. In
welchem Grade zufällig Goldscheid die Entstehung des Menschen
denkt, beweist seine Aeußerung: „Wir wissen nicht, welche Entwicke-
lungmöglichkeiten versäumt wurden. Vielleicht lagen in der Amei-
sen« oder in der Saurierlinie höherwerthige Chancen, die sich nur
aus geringfügigen Ursachen nicht realisiren konnten. Die EntWicke»
lung zum Menschen hin, die naturkausal nothwendig war, braucht
somit nicht nach einem einheitlichen logischen Schema nothwendig
gewesen zu sein." Ich kann mir denken, daß auf dem von Goldscheid
beschriebenen Weg aus einem Protoplasmaklümpchen ein Wurm,
aus einem Schaf ein Kamel wird, ohne daß diese Umwandlung be-
absichtigt war; aber daß ohne schöpferische Absicht, uuteleologisch,
überhaupt so charakteristische Gestalten entstehen könnten wie das
gemüthlicheRind.diegroßenKatzen, deren BewegungendieAnmuth
der Kraft verkörpern, das edle Roß, der prachtvolle Pfau, das sehn»
süchtig flötende Singvöglein, des Menschen in seiner Schöne und
mit seinen Ewigkeitgedanken, mit seinen unsterblichen Werken gar
nicht zu gedenken: Das ist für mich ein völlig absurder, nicht in Be-
tracht kommenderGedanke. Wenn ichdieunteleologische Entstehung
ablehne, so schwebt mir nicht die Bedeutung „Zweck" des Wortes
telos vor Augen. Obwohl ich den anttteleologischeu Biologen dank-
bar bin für die Fülle wunderbarer Zweckmäßigkeiten, die sie täglich
aufdecken, erscheint mir doch die Frage nach der größeren oder ge-
ringeren Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Lebewesen und
ihrer Organe unwichtig und die, ob unsere Optiker, wenn sie der
Schöpfer zu Rath gezogen hätte, ein vollkommneres Auge als das
Menschenauge konstruirt hätten, von geringer Bedeutung. Unter
tslos verstehe ich das Ziel und meine, die Entstehung unserer cha-
rakteristischen Formen sei undenkbar, wenn man sie nicht für Ideen
des Schöpfers hält und annimmt, ihr Keim sei darauf angelegt, sie
aus sich zu entwickeln; was der Darwinismus unter Entwickelung
versteht, verdient, wie ich früher einmal hier gezeigt habe, gar nicht
diesen Namen. Nichtdie Logik erhebt Widerspruch gegen die zufälli-
ge Entstehung der höheren Organismen. Zwar kommen in der Bio-
logie logische Fehlschlüsse genugvor. Beispiele: daß Formverwandt»
schaft an sich schon Blutsverwandtschaft beweise und daß Shn»
liche Formen, die in geologischen Schichten nach einander auf-
treten, aus einander entstanden sein müßten; überall in solchen
Fällen ist nur auf ein „kann", nicht auf ein „muß" zu schließen.
Aber für die Grundfragen kommt die Logik nicht in Betracht;
logisch ist die zufällige Entstehung eben so möglich wie die be-
absichtigte. Wir haben hier die alte Geschichte von den Buchstaben,

die sich „von selbst" zu einer Ilias ordnen, aus dem Räume in die
Zeit verlegt. Da zur Ilias viele Tausende von Buchstaben gehören,
ist die Zahl ihrer möglichen Kombinationen praktisch unendlich und
eine dieser möglichen Kombinationen ist die Ilias. Logisch also ist
die Sache möglich. Dennoch spricht die Vernunft, ohne zu schwan-
ken: Nein; mag ein Dämon aus den Lüften täglich tausendmal die
erforderliche Menge von Letternauf einenz Wüstensleck schütten, da»
mit Millionen Jahre fortfahrenundTrillionenKombinationenfin»
den: die Ilias wird nicht darunter sein; was an sich unmöglich ist,
wird auch in, Millionen Iahren, nicht möglich. Mag der b iochemische
Prozeß, durch infinitesimale Kombination der Elemente im Lauf der
Iahrmillionen Trillionen monströser Gestalten Hervorbringen: das
Rind und das Roß, der Pfau und die Nachtigal, der Mensch und
seine Karikatur, der Affe, die wunderbare Biene, deren Arbeit den
Menschen mit Süßigkeit und mit dem reinsten, lieblich duftenden
Leuchtstoff versorgt, sie Alle werden nicht darunter sein.
Goldscheids Untersuchungen zeichnen sich nicht allein durcheine
Feinheit und Sauberkeit aus, die nur ein ungewöhnlicher Scharf»
sinn zu ermöglichen vermag, sondern auch durch strenge Gewissen-
haftigkeit, dievermeidet, Hypothesen für Thatsachen zu halten. Doch
auch ihn hat manchmal der Dogmatisirungtrieb überwältigt; und
eins seiner Dogmen ist v!on reizender Naivetüt. Er sagt: „Wir Müs»
sen uns lnur jimmer vor Augen halten: das Denken als mechanisches
Phänomen, ganz abgesehen von seiner psychischen Innenseite, ist
nichts Anderes als eine Fortsetzung des allgemeinen Verhaltensder
organischen Substanz." Beethovens Adelaide, abgesehen von der
Melodie: Das wäre ungefähr eben so. An einer Stelle berührt er
einen Gedanken, den ich als einen wesentlichen Bestandtheil meiner
Geschichtphilosophie hervor zu heben pflege: daß nämlich weder das
Welträthsel gelöst noch das Menschendasein völlig vernünstig ge»
staltet werden darf, weil sonst der Mensch auf der Erde nichts mehr
zu thun hätte. Wo Goldscheid von „Denknothwendigkeiten" spricht,
möchte ich immer an die Thatsache erinnern, daß sie in jedem Men-
schenkopf verschieden sind. Nur auf den Gebieten der Mathematik
und der Logik sind Alle gezwungen, das Selbe zu denken. Das
Leben aber, schon das der Pflanzen und der Thiere, besonders das
Geistesleben der Menschen läßt sich nicht in den Bereich des Meß-
baren und Berechenbaren einzwängen. Hier entscheidet nicht die
Physik, die eben nicht Metaphysik sein kann.
Neisse. Karl Ientsch.
gl»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_365.html[18.07.2014 17:50:03]

Selbstanzeigen.
Die Straße. Vom Urwald bis zur Eisenbahn. Wilhelm Born»
gröber in Berlin. Mit 300 seltenen Illustrationen. 8 Mark.
Ein Werk dieser Art wird man im deutschen Schriftthum bisher
vergeblich gesucht haben. Selbst das Wenige, was die Ingenieurwissen-
schast über diese Materie zu Tage gefördert hat, geht kaum über weg»
bautechnische Angaben hinaus und genügte meinen Zwecken nicht.
Mir erschien es nebensächlich, mich über die Technik des Straßenbaues
an sich zu verbreiten. Ob die griechischen Handels» oder römischen Mi-
litärstraßen die oder jene Grundirung, Länge und Breite hatten, wie
die Straßenverhältnisse währenddes ganzen Mittelalters bis zur Neu-
zeit beschaffen waren: dies Alles ist im Grunde belanglos. Mir lag
daran, das Wesen einer Straße aus sich selbst heraus zu erklären und
ihre Bedeutung darzuthun. Die Straße ist das getreue Spiegelbild
von der Daseinsbethätigung eines Volkes. Im selben Maße, wie die-
ser Organismus wächst, wie sein Athem, sein Herzschlag geht, bald träg
und stockend, bald sprunghaft und stürmisch, bald geruhsam und aus-
geglichen, ganz so wird sie sich offenbaren. Wir lernen das historisch
Gewordene erst recht verstehen an der tragenden Rolle, welche dieStraße
in dem grandiosen Weltdrama der Kulturgeschichte gespielt hat. Ieder,
auch der mächtigste Usurpator, war ihr tributär, ob freiwillig, ob wi-
derwillig; denn alle Entfcheidungskämpfe um Herrschaft und Besitz find
hier zum Austrag gekommen. Aus diesen knappen Leitsätzen erhellt
schon die Wichtigkeit meines Themas. Ist doch die Straße von aller-
größter Bedeutung für die Kultur. Sie hat auch beträchtlichen Antheil
an den Erfindungen aller Iahrhunderte, am ganzen Denken, Fühlen
und Handeln der Menschheit überhaupt. Und in dieser Alles umfas-
senden Bedeutung stelle ich sie hin als eine Personifikation des Völ»
kerlebens und Weltwebens, mit allen ihren Charaktermerkmalen, in
ihrer ungeheuren Kraft und ihrem gewaltigen Einsluß auf alles Ge-
wordene und Werdende. So wird die Straße zu einem lebenden We-
sen, dessen reiche Entwickelung und fesselnde Schicksale im Spiegel der
Weltgeschichte gezeigt werden. Im ersten Band meines Werkes habe
ich die Straße vom Ursprung ihrer Entstehung, von der Thierfährte an
bis zur Eisenbahn geschildert. Meine „Straße" ist, ganz gegen meinen
Willen, anonym erschienen. Erstens aus politischen Erwägungen, die
ich allensalls gelten lassen mag, zweitens aus spekulativen Gründen,
um einen „unserer größten Kulturhistoriker" vorzumimen, den ich für
meine Bescheidenheit nicht in Anspruch nehme. Wenn sich aber der
Deutsche schon schwer entschließt, nach einem Buch zu greifen, das po-
sitive Wissenschaft mit gründlicher, wenn auch dichterisch belebter Dar-
stellung verbindet, so wird der Entschluß ihm noch schwerer, wenn sich
der Verfasser verborgen hM, Hiermit hole ich das Versäumte nach,- der
Autor des in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Prachtwerkes:

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_366.html[18.07.2014 17:50:03]

„Richard Wagner in der Karikatur" ist auch der Verfafser der Mono',
graphie „Die Straße".
Wilmersdorf. Ernst Kreowski.
->
Stamm. Gedichte. München, bei Georg Müller,
Eine Probe:
Höhlensäule.
Ich lausche sonder Ohr; und sonder Mund
umraunen Wände mich und machen kund:
Im hohlen, feuchten, dunkelschweren Rund
hob, seit Aeonen hob es mich vom Grund.
Oft, wenn ein Tropfen durch die Stille schlug,
ahnt' ich von fern der Lebensströme Zug
und harrte aus, mir selbst getreu, und trug v
das Dunkel, wachsend, schweigend, mir genug.
Dazwischen Ewigkeiten ohne Laut,
vom Dunkel undurchdringbar überblaut.
Kühl ist die Höhle, kühl. Und ob mir graut ^
an Tropfen fühl' ich, wie das All mich baut.
Und rings ein unsichtbarer Trost ward mein:
Im Dunkel strebt noch Mancher, Stein bei Stein.
Zwar Keiner kann dem Nachbar Stütze sein,
der Nächste nicht. Wer hoch will, steht allein.
Ich wuchs und nähre mich vom Tropfenklang,
vom leisen Widerhallen zehr' ich lang.
Im Unterirdischen erstarkt mein Sang
auf allen Stufen: dumpf, hell, froh und bang.
Ie mehr ich wachse, wird mir innen licht,
jedoch der Umkreis dunkler von Gewicht.
Müd ward ich nicht und füge, Schicht um Schicht,
aus dem Gerinn ein steinernes Gedicht,
Oh Beben, wenn ein Tropfen mir erscholl!
Das Dunkel naht, dem ich entgegenschwoll.
Hoch muß ich ragen, schlankhinauf und voll,
als eine Säule, die viel tragen soll.
Schon fühl' ich schauernd, wie sehnsuchtgeschwellt
die starke Wölbung sich entgegenhält:
Oh Lust! Ich reiche dann, auf mich gestellt,
hoch bis zur Kuppel dieser dunklen Welt,
München. Josef Schanderl,

Fred. Brzostt: Inöustrieschlesien. das Land einer Zukunft.
Deutsche Kulturworte eines Polen. Verlag von Oskar Hellmann
in Glogau. Preis 1,50 Mark.
Als feuilletonistischer Schriftsteller, von dem man „nur" einen
Roman oder ein Drama erwartete, hätte ich nicht gewagt, in den Streit
des Tages eine Brochure hineinzuwerfen, wenn es nicht Thatsache
wäre, daß in Oberschlesien Geistesleben und politische Bestrebungen
sich zu einem undurchdringlichen Knäuel zusammengeballt haben. Und
was meine Pseudonymität anbetrifft, so kann ich für sie folgende Be«
gründung geben, aus der auch zugleich hervorgehen wird, warum ich
die Brochure geschrieben habe. 1800: Mein Urgroßvater lebt als Bauer
in Koniecbul bei Czenstochau. 1840: Mein Großvater Felix Brzoski
wird russischer Soldat. In dem Aufstand flieht er nach Schlesien. Er
muß seinen Namen ändern. 1879: Mein Großvater Albert Kaminsky
wird Obermeister der Schneiderinnung in Oppeln. 1882: Mein Vater
wird Papierhändler und Buchbindermeister in Oppeln. 1908: Ich bin
Iournalist in Oberschlesien. Was liegt da näher, als daß ich (unter mei»
nes Großvaters Namen) einen Rechenschaftbericht darüber schreibe, was
Oberschlesien unter dem Einsluß seiner Lage und seiner Geschichte ge-
worden ist und noch werden wird? Die Daten zeigen, daß meine Fa-
milie eine forcirte Entwickelung durchgemacht hat: in hundert Iahren
vom polnischen Bauern zum deutschen Schriftsteller. Doch fließt kein
Tropfen deutschen Blutes in meinen Adern. Mein Großvater sagte ein-
mal: „Kinder, seid froh, daß Ihr in Preußen seid!" Wie ist eine solche
Entwickelung möglich? Ist sie ein nationales Wunder? Und in wie
vielen Familien hat sie sich in Oberschlesien eben so vollzogen? Lehrt
sie Thatkraft, Geisteskraft oder lehrt sie „polnische Wirthschaft"? Kann
aus Eisen Gold werden? Kann aus einem Polen ohne Blutmischung
ein Deutscher werden? Soll ich den Familiennamen noch einmal än»
'dern? Ist die Schule eine Schmiede? Kann sie Wunder wirken? Darf
sie es? Das sind Fragen. In einer Antwort werden Alle übereinstim»
men: daß der Heimathlose in Oberschlesien eine Heimath findet, daß er
sein Herz an dieses Land hängt im Taumel seiner ganzen nationalen
Stoßkraft. Für eine Familie von der zuvor angedeuteten Entwickelung
ist Oberschlesien der Brennpunkt der Begeisterung, ist Industrieschlesien
das Land einer Zukunst. Ich kann hier nicht erschöpfend den Inhalt
der Brochure skizziren; ich kann auch nicht sagen, daß sie irgendeiner
Tendenz dienen soll oder dient; nur den „Fortschritt" soll sie fördern
helfen. Sie schließt mit Borschlägen, wie in Dem, der noch nicht zum
Bewußtsein der Eigenthümlichkeiten seiner Heimath gelangt ist, das
Gefühl des Selbstbewußtseins, des Stolzes und der Selbstachtung zu
wecken ist, Bewußtsein, Stolz, Achtung deshalb, weil wir Oberschlesier
gewürdigt wurden, zu zeigen, wie die Geschichte mit den Nationen
spielt, sie in einander bringt und sie unter einander mengt,
Oppeln. Friedrich Kaminsky.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_368.html[18.07.2014 17:50:04]

Bankabschlüsse.
Bankabschlüsse.
Mahnung, den Kredit enger einzuschränken, hat die Liquidi»
SV» tSt der berliner Banken nicht verbessert. Die Debitoren sind ihr
stärkster Rückhalt. Ie mehr dieser Posten die „greifbaren Aktiva" zu-
rückdrängt, desto ungünstiger gestaltet sich die (übrigens mehr theore-
tisch als praktisch anwendbare) Liquiditätrechnung. Die Noten der
Reichsbank können ja zu zwei Dritteln ihres Gesammtbetrages durch
Wechsel gedeckt sein; die Leitung wünscht aber nicht, daß die Sicherheit-
garantie sich zu weit nach der Wechselseite neige. Auch in den Kredit-
banken soll der Prozentsatz, den die Debitoren zur Deckung der Ver-
bindlichkeiten beitragen, möglichst gering sein. Das Iahr 1911, be-
sonders die zweite Hälfte, ließ Börsen» und Emissiongeschäft abmagern.
Im September gab es „schwarze Tage" und im Oktober waren die
Reports und Lombards eingeschrumpft. Erst gegen Ende des Iahres
rundeten die Konten sich wieder. Immerhin blieb der Iahressaldo die-
ses Vermögenspostens bei den acht berliner Großbanken mit 1073 Mil-
lionen um 50 hinter der Schlußsumme von 1910 zurück, während die
Außenstände im Kontokorrent sich von 2541 auf 3003 Millionen er-
höhten und.die Acceptverbindlichkeiten von 1023 auf 1190 Millionen
wuchsen. Obwohl das Ausland im zweiten Halbjahr seine Guthaben
zurückzog, stieg der Gesammtbetrag der fremden Gelder von 4500 auf
4853 Millionen. Die eigenen Mittel (Aktienkapital und Reserven)
betrugen 1567 Millionen (1503). Wer bedenkt, daß die berliner Ban-
ken mit ihrem Betriebskapital einen Gesammtumsatz von 425 Milli-
aiden (gegen 376 im Iahr 1910) erzielten, wird weder an der Werbe-
kraft der Depositenkassen noch an dem Prestige der Banken zweifeln.
Ihre Leistung bewirkte, daß die Reichsbank 377 Milliarden umsetzte;
23 mehr als 1910 und nur 48 weniger als sämmtliche berliner Groß-
banken. Solche Ziffern zeigen, wie weit es bis zur Enthaltsamkeit ist.
Die Darmstädter Bank sucht die letzte Erinnerung an ihre stür-
mische Vergangenheit loszuwerden und ihren Aktionären eine beschei-
dene Rente zu sichern. Die Dividende von 6Vs Prozent bedeutet eine
Verzinsung der Aktie mit 5 Prozent. Damit läßt sich auskommen.
Die Dresdener Bank hegt höheren Ehrgeiz; sie hat ihren Umsatz bis
auf 91 Milliarden gebracht und ihren Debitoren einen Zuwachs von
88 auf 627 Millionen gegeben. Damit ist die dreifache Summe des
Aktienkapitals übertroffen. Und die Acceptverbindlichkeiten gehen
mit 264 Millionen über das Eigenkapital (Aktienkapital und Reser-
ven: 261 Millionen) hinaus. Die Liquidität ist verringert, das Deckung»
verhältniß bis auf 61 Prozent herabgedrückt. Das ist für ein so großes
Institut zu wenig. Die Verwaltung des Bankenstaates frißt immer
größere Stücke des Bruttogewinnes auf. Der Dresdener Bank nahmen
Handlungunkosten und Steuern fast 36 Prozent des Rohertrages weg,
der Deutschen Bank sogar mehr als 43 Prozent, Hier ist eine Armee
von 6100 Angestellten, dort eine Truppe von 4341 Mann zu besolden.

Die Dresdener Bank giebt für Geschäftsunkosten, Tantiemen und Gra-
tifikationen (19 Millionen) 2 Millionen mehr aus als für die Divi»
dendc. Und die Deutsche Bank hat einen Ausgabenetat (ohne Steu»
ern) von 25,30 Millionen, während die Dividende 25 Millionen for»
dert. Aber die Deutsche Bünk marschirt, trotz Boswau S Knauer, noch
immer an der Spitze. Von den drei Mitgliedern des „Großen Rathes"
giebt sie die größte, die Dresdenerin die kleinste Dividende. Die Deut-
sche Bank wiederholt in ihrem Geschäftsbericht, daß sie ihre Verbin»
dung mit der Berliner Terrain» und Baugesellschaft gelöst und nur
eine Forderung zurückbehalten habe, die durch eine Bürgschaft gesichert
sei. Das Waarenhausengagement (W. Wertheim) wurde einem Kon-
sortium (hinter dem die berühmten Fürsten zu suchen sind) zum Preis
von 10>/2 Millionen übertragen. Durch die Befreiung von den Waa»
renhäusern gewinnt die Terrain» und Ballgesellschaft die Verfügung
über ihre Reserven, die sie, mit dem Ertrag aus der Zusammenlegung
der Aktien, zu Abschreibungen verwenden kann. Auch das letzte Band,
das die Deutsche Bank an die Fürsten knüpfte, ist nun zerschnitten.
Geheimrath Kloenne und Kommerzienrath Berve, die Delegaten der
Deutschen Bank im Aufsichtrath der Hohenlohewerke, sind aus ihren
Aemtern geschieden. Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe»Qehringen ist
auf der ganzen Linie Sieger geblieben: zuerst gegen die Berliner Han-
delsgesellschaft, dann gegen die Deutsche Bank. Eine noble Strecke.
Als im Mai 1910 Karl Fürstenberg, nach fünsjährigem Kampf, zurück-
trat, sagte er: „Wir wollen abwarten, ob mein Nachfolger füns Jahre
im Amt bleiben wird." Der Erbe war Geheimrath Kloenne, der zwei»
undzwanzig Monate im Präfidium der Hohenlohewerke ausgehalten
hat. Vor ihm hatte sich schon Herr von Friedländer»Fuld ins Freie
gerettet. Die Anleihe der Hohenlohewerke, die von der Deutschen Bank
übernommen wurde, bleibt von dem Pairschub unberührt. Da sie an
erster Stelle auf den Werken und Kohlengruben der Hohenlohegesell-
schaft hypothekarisch eingetragen ist, braucht sie nicht von der Verwal-
tung angehörigen Personen kontrolirt zu werden.
Die Deutsche Bank paradirt mit einem Umsatz von 126 Milli-
arden (14 mehr als 1910); mit einer Bilanz, die in die Summe von
2142 Millionen ausläuft; Aktienkapital und Reserven betragen 310
Millionen (50 mehr als in der Dresdener Bank und 30 Millionen
mehr als in der Diskontogesellschaft), fremde Gelder 1508 Millionen.
Dieser Status kann sich sehen lassen. Nur die Liquidität, die 1910 etwa
79 Prozent betragen hatte, ist auf 76>/s zurückgegangen. Die Depositen-
gelder sind zu 21 Prozent durch bares Geld gedeckt. Auch in den ande-
ren Banken übersteigt diese Deckung 10 Prozent (in der Diskontogesell-
schaft und in der Dresdener Bank sinds je 18 Prozent): der Wunsch
des Reichsbankpräfidenten war also erfüllt, ehe er ausgesprochen
wurde. Die Bankleiter haben die Möglichkeiten der KrediteinschrSn»
kung erwogen, aber die Forderung größerer Einschüsse beim Effekten-
geschäft nicht gebilligt. Die Dresdener Bank warnt in ihrem Geschäfts»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_370.html[18.07.2014 17:50:05]

bericht vor jedem Reglement; man dürfe den Kreditbau nicht auf Formeln stellen, die durch eine Schablone aufgezeichnet sind.
Die Industrie kann nur bei großem Absatz rentabel bleiben. Die Massenproduktion verringert die Unkosten. Da das Kapital sich aber nicht so schnell erneuert, wie Waare produzirt wird, muß Kredit gewährt werden. Versagt man ihn der Industrie, so leidet sie unter den Folgen schwerfälliger Kapitalbildung. Die Deutsche Bank findet die Kapitalbildung ausreichend; denkt aber wohl mehr an die Effekten« produktion als an die reguläre Ergänzung des Wirthschaftkapitals aus den Betrieben. Auch die Reichsbank hat an der Ausdehnung des Kreditbetriebes mitgearbeitet. Die Thatsache, daß, 1911 die Ge» sammtsumme aller angekauften Wechsel 12,37 Milliarden erforderte (667 Millionen mehr als 1910), ist ein Beweis, der nicht weggeschoben werden kann. Auch die Reichsbank will eben Geld verdienen (1911 brachte einen Ueberschuß von 2?Vs Millionen, von dem das Reich 14,86, außer der Notensteuer von 2^4 Millionen, die Besitzer der An» theile 1M/s erhielten) und sieht darauf, daß ihr genügendes Wechsel» Material eingereicht wird. Das Diskontiren von Wechseln ist nicht nur Last, sondern bringt auch Gewinn. Begreiflich ist deshalb der Wunsch, die Reichsbank möge ihre Mitschuld an den Mängeln des Kreditwesens zugeben und die Sünder nicht nur in der Behrenstraße snchen.
Die Reichsbank hat die (nicht ganz einsache) Frage nach dem Wesen der Depositengelder mit der gebieterischen Vorschrift beantwortet: Alle Guthaben, die von Provision frei sind, haben als Depositen zu gelten. Diese Eintheilung wurde von den Banken angenommen. Das ^ Centralinstitut will wissen, wie groß die Guthaben der Provinzbanken in Berlin seien: also wurde dieser Posten aus den Kreditoren herausgehoben. Auch die sofort verfügbaren Summen, die zu Gunsten des einzelnen Institutes bei anderen Banken stehen, wurden sichtbar gemacht und die Accepte eingetheilt. Aber was nützen solche Entkleidungszenen, wenn die Liquidität dennoch leidet? Sie hat sich bei den acht Großbanken im Durchschnitt von 67,6 auf 66,3 Prozent gesenkt. Noch ist sie nicht viel niedriger als bei einer der größten londoner Depositenbanken, die selbst angiebt, daß sie mit ihrer Liquidität vornan stehe. Der Vergleich lehrt, daß die deutschen Banken noch immer auf so festem Grund ruhen, wie von der Vernunst gefordert werden kann. Wer ihrer Arbeit allzu enge Schranken setzt, darf sich nicht wundern, wenn ihr Gewinn sich schmälert. Bequem ists, ihnen die Schuld an allen Uebeln der Erde aufzupacken; aber nicht gerecht. Die Pflicht, Geld zu verdienen und reichliche Dividenden zu geben, zwingt ihnen Lebensgesetze auf, die stärker sind als alle vom Staat beschlossenen. Auch im Bankgeschäft verbürgt der große Umsatz noch nicht auskömmlichen Ge? winn. Und allzu oft wird die Wahrheit des Satzes vergessen, den ein kluger Bankleiter einst sprach: „Unsere Aufgabe ist nicht, Wohlthätig» feit zu üben, sondern, redlich für gute Rente zu sorgen". Ladon,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_371.html[18.07.2014 17:50:06]

Die Zukunst.
Drei Briefe.
I. Aufsatz, den Herr Paul Scheerbart hier neulich über den
Luftkrieg veröffentlichte, war der Anlaß zu dem Brief eines
Technikers:
Es ist ein Urtrieb in allen Menschen, jedes Ding, das einen von
ihnen erkannten Zweck hat, diesem Zweck zuzuführen, auch dann, wenn
ein neuer, zunächst nur als Möglichkeit auftauchender Zweck gefunden
ist. Das Kind, das ein Messer liegen sieht, wird bald ansangen, damit
zu schneiden, und wir können beobachten, daß ein Erwachsener, der
einen Bleistist in der Hand hält, auch wenn er nicht die Absicht hat,
zu schreiben, bald zu kritzeln und zu zeichnen ansängt. Der Soldaten»
beruf fordert, im gewissen Sinn, eine Niederkämpfung dieses Triebes;
denn der Offizier und der Soldat bereiten sich immer auf einen Zweck
vor, ohne ihn vielleicht jemals erfüllen zu können. Dieser im Militär
gebändigte Trieb hat eine Spannung erzeugt, die in unseren Tagen
sich manchmal dem rothen Strich am Manometer der Politik nähert;
und nicht immer weiß man, ob das alte Ventil der Diplomatie zur Be-
seitigung der Gefahr ausreicht. Diese Spannung ist der eines Knaben
vergleichbar, der Tage lang an einem Segelschisfchen arbeitet und keine
Möglichkeit sieht, es wirklich schwimmen und segeln zu lafsen. Daher
das emsige Streben, die Errungenschaften der Flugtechnik und Luft-
schisfahrt der Kriegstechnik nutzbar zu machen. In ruhigeren Zeiten
mit ausreichender Kühlung der politischen Mafchine hätte man viel»
leicht nicht halb so viel kriegstechnische Pläne auf die Erfolge der Luft-
schisfahrt gebaut,,auch wenn man damals im Besitz aller Erfahrung ge» >
wesen wäre. Die Sehnsucht, nach jedem technischen Fortschritt etwas für
den Krieg Brauchbares zu erlangen, führt leicht in Ueberschätzung des
gesuchten Werthes. Wenn man die mitWirths Fernlenkboot gemachten
Erfahrungen mit dem Aeroplan kombinirt, so kann man sehr schnell
beim lenkbaren Lufttorpedo ankommen. Die dichterische Phantafie eilt
dann der technischen Kritik voraus und hat in Gedanken schon Städte
und Festungen vernichtet. Ist der Dichtergeist müde wieder nach Haus
gekommen, dann steht wohl sein ruhiger Bruder, die technische Kritik,
auf und ein ganz neues Bild wird von ihm unserem Auge enthüllt.
Was beim Fernlenkboot, dessen Bewegung geometrisch auf eine Fläche
festgelegt ist, möglich wäre, wird beim lenkbaren Lufttorpedo zu einem
ganz neuen und sehr schwer lösbaren Problem. Das Lufttorpedo be-
wegt sich im Raum und man muß hier praktisch etwa drei Bewegung-
gruppen unter Kontrole halten, während vom Fernlenkboot aus nur
eine Gruppe von Bewegungen beherrscht zu werden braucht. Außer-
dem hat das Lenken aus der Entfernung, durch drahtlose Wellen, nur
so lange einen Sinn, wie man das gelenkte Fahrzeug oder Flugzeug
im Auge behält und ungefähr seine Lage kennt. Sonst fährt man, nach
dem schönen Bild, wirklich nur mit der Stange im Nebel herum. Aber
beim lenkbaren Lufttorpedo kommen noch ganz andere Schwierigkeiten

hinzu. Nehmen wir einen praktischen Fall. Wir sind dreißig Kilo»
meter von einer Stadt, die wir mit lenkbaren Lufttorpedos vernichten
wollen. Die Torpedos werden natürlich mit den Wellen der draht-
los«: Telegraphie gesteuert. Wenn wir eine energische Wirkung er-
zielen wollen, müssen wir bei einer Stadt von der Größe Münchens
immerhin mindestens 100 bis 150 Torpedos fliegen lassen; sollen alle
zu gleicher Zeit fliegen, fo müßten wir 15O Sendestationen für draht-
lose Telegraphie aufstellen, alle von verschiedener Wellenlänge, damit
jedes Lufttorpedo getrennt, für sich, gesteuert werden kann, was unbe-
dingt nothwendig ist. Das sind schon schwierige Vorbereitungen. Lassen
wir aber die Torpedos in Gruppen von zehn abfliegen, wobei wir im-
mer noch zehn Sendestationen brauchen, so kann die nächstfolgende
Gruppe immer erst losfliegen, wenn die vorausgegangene ihre Auf-
gabe bewältigt hat; denn sonst kommen die drahtlosen Kommandos in
Konslikt mit einander. Wenn die Torpedos die dreißig Kilometer
lange Strecke in zehn Minuten zurücklegen (was die ungemeine Ge-
schwindigkeit von 180 Kilometern in der Stunde bedeutet), so würden
wir mehr als zwei Stunden brauchen, um die 150 Lufttorpedos an den
Bestimmungort zu bringen. In dieser Zeit könnte zu Land gegen diese
Sendestationen von Lufttorpedos ein erfolgreicher Angriff ausgeführt
werden. Die Möglichkeit, Lufttorpedos zu verwenden, wäre also von
einer gut vertheidigten Absendestation abhängig; und mit Aeroplanen
allein wird sich diese Sendestation nicht vertheidigen lassen. Auch die
Aeroplane müssen, um ihren Benzinvorrath zu erneuern, immer wie-
der die Erde aufsuchen, bedürfen also einer vom Land her vertheidigten
Basis. Man darf nie vergessen, daß eine Luftflotte, besonders, wenn
sie aus Aeroplanen besteht, nur wenige Stunden in ihrem Element
bleiben kann und dann auf die Erde zurückkehren muß; sie ist also von
befestigten und gut vertheidigten Stellungen auf dem festen Land abhän-
gig. Die Luftkriegutopisten vergessen diese Abhängigkeit der Luftwaffe
von der Erde. Die Besiegung einer Kulturnation durch Luftwaffen
würde voraussetzen, daß die Flugzeuge sich Wochen lang in der Luft
halten können. Und schon (Dos sei hier verrathen) giebt es eine Kon-
struktion die alle Angriffe lenkbarer Luftschiffe, Lufttorpedos und
Aeroplane wirksam abwehren kann.

II. Der Brief des Herrn Ernst Grimm (Nummer 21 der „Zukunst")
fordert die Kritik heraus. Der Aufsatz des Professors Dr. Naecke setzte
die heilpädagogische Thätigkeit durchaus nicht herab; der Verfasser
dachte nicht daran, „die Heilpädagogik zu Handlangerdiensten zu ver»
urtheilen". Niemand kann den sozial und individuell Lesundheitlichen
Werth erzieherischer Thätigkeit höher schätzen als der moderne Ner-
venarzt, dessen Therapie zum großen Theil eine erzieherische ist. Aller-
dings hat seine erzieherische Thätigkeit eine ganz andere Grundlage
a s die der Pädagogen von Fach; sie stützt sich auf die aus der Neuro»
und Psychopathologie geschöpften Erfahrungen. Daß aber auf diesem
Gebiet von Aerzten in den letzten Iahren viel geleistet worden ist, da»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_373.html[18.07.2014 17:50:07]

für zeugen die Namen Rosenbach, Strümpell, Dubois, Levy, Freud, Marcinowski. Und man sollte meinen, gerade weil die moderne Heil« erziehung sich auf den Erfahrungen der Psychopathologie aufbaut, ist sie für die Erziehung Schwachsinniger von vorn herein geeigneter als die im Grunde für die Erziehung normaler Menschen bestimmte Schul» pädagogik. Denn das Geistesleben der Schwachsinnigen und Epileptischen hat doch mehr Beziehungen zur pathologischen Psychologie als zur normalen; daran kann man wohl nicht zweifeln, auch wenn man das Wort „Geisteskrankheit" nicht anzuwenden wagt. Wenn Herr Grimm den Zustand eines Schwachsinnigen, eines Gehirnkrüppels, mit dem eines körperlichen Krüppels vergleicht, dessen Körper durch gymnastische Uehungen zu kräftigen ist, dann möchte ich fragen, ob er es denn für so selbstverständlich hält, daß die orthopädischen Anstalten, in denen solche Krüppel untergebracht sind, unter der Leitung eines Turnlehrers stehen, statt unter der eines orthopädisch ausgebildeten Arztes. Und damit komme ich auf den springenden Punkt. Ich glaube nicht, daß der Nerven» oder Irrenarzt die „Regirung" der Anstalt an» strebt; Verwaltungarbeiten liegen dem ärztlichen Bethätigungdrang im Allgemeinen recht fern. Was er aber bei dem heutigen Stand sei» ner Wissenschaft, mit den Einsichten, die er in das psychische Geschehen der Schwachsinnigen gewonnen hat, im Interesse dieser Unglücklichen, nicht etwa im Interesse des ärztlichen Standes, verlangen muß, ist, daß ihm bei allen Fragen, ärztlichen und erzieherischen, der entscheidende Einsluß zugestanden werde. Ob sich Das praktisch durchführen läßt, ohne daß ihm die Leitung der ganzen Anstalt übertragen wird: darüber mögen Verwaltungtechniker urtheilen. Wenn sich aber nicht umgehen läßt, daß von beiden Berufen, Arzt und Pädagoge, einer dem anderen übergeordnet wird, dann kann es, wie jetzt die Verhältnisse liegen, nur der sein, dem der größere Allgemeinüberblick ermöglicht ist: der Nerven» oder Irrenarzt, der sich in seinem Beruf viel intensiver mit pädagogischen Fragen beschäftigen kann und muß als der Pädagoge mit psychopathologischen.

Stuttgart. Dr. Koschell -l.

III, Der Aufsatz „Heimathurlaub" war der Anlaß zu dem Brief eines Afrikaners, der jetzt in Deutschland lebt:

Als Lieutenant S, den Flimmersand und die heißen, kahlen Klippen von Kalkfontein hinter sich hatte und an die hundertfünszig Kilometer dachte, die noch vor ihm lagen, zeigte sein Gesicht den starren Zug entschlossener Entsagung, der allen Feldoffizieren eigenthüm» lich ist; vielleicht eine Folge der schweren Verantwortlichkeit in einem Lande, das täglich die Anspannung aller Nerven fordert. Hinter ihm ritt sein eingeborener Diener nnd prüfte mit dem scharfen Blick des Naturjägers die Pad auf frische Spuren. Lieutenant S. hatte den Südfeldzug von Ansang an mitgemacht. Er kannte das Land mit seinen Eigenheiten und liebte es, wie man nur Etwas lieben kann, dem man seine besten Jahre und achtzig Prozent seiner Nerven geopfert

hat. Die letzten Wochen in Kalkfontein waren eine Ruhepause gewesen, die Mensch und Thier nöthig hatten. Der lange ersehnte Regen, unter dem die afrikanische Erde tausendfach Blüthen trägt, war endlich gekommen und die Reviere führten überall Wasser. Wo bisher Dürre geherrscht hatte, blüthen die Bäume und Sträucher, sangen und zwitscherten die Vögel, breitete sich endlose grüne Weide. Die plötzliche Wandlung einer Natur, die sonst nur durch ihre spröde Größe reizt, war so außerordentlich, daß auch der Lieutenant bald ihrem erquickenden Einsluß unterlag. Er richtete sich im Sattel auf, sog die kräftige Luft behaglich ein und freute sich für seine Thiere auf das schöne Gras der nächsten Rast. Ueber die Gefahren des Rittes war man im Lager getheilter Ansicht gewesen. Die Einen meinten, Morenga mit seinem Orlog stecke noch tief in den Karrasbergen und werde sich hüten, weiter südlich aus dem schwer zugänglichen Gebirge herauszutreten. Andere, die ihn besser kannten, rechneten mit dem plötzlichen Ueberfall irgendeiner kleinen Station im Feld, außerhalb der Berge. Diesem Urtheil hatte sich auch S. angeschlossen, der die Bondels lange genug kannte und auf ihren raschen, kühnen Streifzügen mehr als einmal mit ihnen zusammengestoßen war. Also hielt er Auge und Ohr offen und hatte, ehe die Patrouille begann, seinen Karabiner sorgsam geprüft. 5

In Viljespüts trafen sie die ersten frischen Spuren, durch den Regen deutlich erkennbar, gaben den Pferden vorsichtig Wasser und ließen dann die gekoppelten Thiere im nahen Umkreis weiden, gut gedeckt durch die vielen dichten Büsche, die das Revier dort auszeichnen. Bald gings aber im Dreischlag weiter, bis die steile Sonne Halt gebot. Gefährliche Stellen hatte man in weitem Bogen umritten, denn der Offizier wollte sich nicht gern durch einen Schuß, aus dem Hinterhalt zu Boden werfen lassen. Er mußte bis Sonnenuntergang den Pferdeposten Jerusalem erreichen, seine Leute mit ihren Thieren sammeln und auf einem südlicheren Weg möglichst rasch nach Kalkfontein bringen, in den Schutz der mehr benutzten Truppenstraße und einer Etape, die zwar zunächst dem Schntz von Kranken und Invaliden diente, deren Gefechtskraft immerhin aber noch ausreichend war. Ie weiter die Sonne sank und je mehr sich die beiden Reiter ihrem Ziele näherten, um so schneller ritten sie. Die Spuren der Morenga»Leute hatten stündlich zugenommen; man konnte also nicht mehr zweifeln, daß der Orlog aus den Bergen herausgetragen nnd ein Handstreich versucht werden sollte, über dessen Tragweite der erfahrene Afrikaner sich sofort klar war, wenn er auch nicht wußte, wem der Angriff gelten würde. Gegen acht Uhr abends kam man durch die flachen Hügel, die Jerusalem umringen, und band kurz danach vor dem Haus des Farmers die müden Gäule an. Die Farm lag damals ein Streckchen von der Püts ab, so daß der Besatzung»Unteroffizier mit seinen Reitern vorgezogen hatte, sich direkt an das Wasser heranzuschieben. Die Leute hausten also auf einem kleinen Felsen, dessen eine Wand fast senkrecht zur Tränke abfiel und der auch nur einen leicht zu sperrenden Zugang

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_375.html[18.07.2014 17:50:07]

hatte. Immerhin waren die klippigen Hügel auf nahe Entfernung im
Umkreis sämmtlich höhn' und die Vertheidiger des Felsens konnten
bei einem Angrisf in schlimme Lage kommen. Das sah der Lieutenant
ein und war eben dabei, seine Reiter in das besser geschützte Farmhaus
zu schicken, als ein Orlogmann mit weißer Binde gejagt kam und von
Morenga einen Bries brachte, dessen Lecture dem Offizier das Blut
ins Gesicht trieb. Der Bondelsführer hatte mit zweihundert Gewehren
schon am Nachmittag alle Hügel um die Wafserstelle besetzt und machte
jetzt die Falle zu. Der Lieutenant war trotz seiner Vorsicht in der Dun-
kelheit durch den Feind hindurch geritten, ohne es zu merken. Er war
auch unbehelligt geblieben, weil Morenga den alten Gegner achtete
und auf seine Weise schonen wollte. Nun schrieb ihm der Herero, er
habe ihn während des ganzen Rittes beobachten lafsen, und bot ihm
an, in der Nacht mit seinem Bambusen wieder abzureiten. Er werde
ihn allein durchlafsen, aber mit Sonnenaufgang am anderen Morgen
die Station gewaltsam nehmen, da er Waffen, Munition und Thiers
brauche. Zugleich drückte er ihm seine besondere Hochachtung aus. Die-
ser in Europa verachtete Wilde also, der damals in den Zeitungen und
Berichten der Heimath als eine Art Räuber und Galgenstrick behan-
delt wurde, zeigte sich hier von einer Ritterlichkeit der Empfindung,
die jedem Kondottiere und Landsknechtführer der Vergangenheit Ehre
gemacht hätte. Unser Lieutenant aber antwortete, er wisse die Ehre
zu schätzen und sei morgen früh bei seinen Leuten auf dem Felsen zu
finden. Die beabsichtigte Uebersiedelung ins Farmhaus war damit
unmöglich geworden: jeder Versuch hätte sicheren Untergang bedeutet.
Als die afrikanische Sonne sich glänzend über den Horizont hob,
fiel pünktlich der erste Schuß. Zwei Stunden später war das kleine
Felsplateau eine einzige rothe Lache und der Lieutenant allein von
den Vertheidigern noch übrig. Er lag, leidlich gedeckt, hinter den Lei-
bern feiner gefallenen Leute und feuerte mit gleichmüthigem Grimm
auf die kleinen, dunklen Kopfziele, die sich ihm ab und zu boten. Der
durch spritzende Steinsplitter im Gesicht schwer Verwundete wußte,
daß der ungleiche Kampf nicht mehr lange dauern könne, wenn nicht
bald unverhoffte Rettung kam. Um halb Neun schoben sich die Ron-
dels bis auf fünszig Meter hinter den Klippen heran. Plötzlich ver-
stummte das Feuer und ein riesiger Herero erhob sich aus der Linie
der Hottentoten: Morenga selbst lief gegen den Lieutenant an. Heute,
da Beide längst der heiße Sand deckt, kann nicht mehr entschieden wer-
den, in welcher Absicht der schwarze Feldkornet vorsprang. Vielleicht
wollte er das letzte Mittel versuchen, um seinen weißen Feind zu ret-
ten. Der aber stand langsam auf, legte auf Morenga an und fiel, von
hinten durch den Kopf geschossen, tot vornüber Der Verfafser der
Skizze „Heimathurlaub" ist im Recht: die Landsleute wissen noch nicht,
wie es da unten zuging und welche Fährniß uns der Orlog erleben ließ.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wazimilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S m, b, ß in Berlin.
file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_376.html[18.07.2014 17:50:08]

ist es austeroräentliek scb«'er, aus 6er
Z grolZen?alil 6er angebotenen l?ei,ii<zungs-
^ mittel sür ^unä un6 ?änne ctie recbte
» V^aKI TU tressen. Die sicberste (Zev^abr
^ süräie (Züte eines Littels bietet allein 6ie
^ rlrlakrung, velene ^er^te un6 ^abnär^te
"seit lange!' ^aliren versnl^rZt, 6ie?akn-
« pasta prlLk^dO slanäig ?u empseblen,
?robetuben versenäen gezen I^in-
senciunF von 20 ?k. — 25 K — 25 cts
- r. LLIL«8D0»r T co..
ttersteiler «kr Xi« s 8e>ls
un i Xive« Lr .me.

^secier empfiehlt
Mi- Lwtnrme, IZIeicKsücKtige, stillende IVIUtter, ^KgesrKeilete unc k Rekonvaleszenten
miitel^ersten Ranges, ^eni^ >IK«K«I, viel ^läl«, KicKt verneouse^In mit Sen A»,
kug erteilt. — Vertreter überall gesucKt.

I^!nKe!t»preis tür
Osmer, un6 kjerren Ivl. 12.50
l^uxus-^»skütiruri^ iVI, 16,50
I^orciern 8ie IvlusterbucK 1^.
8alamanäer
7 entrsIe: IZerlin 8, r>!e<Zriek5tr. 182.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_377.html[18.07.2014 17:50:08]

ri i k z>,u n s>.
IN. Wörz 1912.
skesler. uncl Vergnüguugs tnieigen ^
ZVleiropol-cKeater.
W Ulm Um!
(Zrosse ZäKresrevu« in 8 IZilciern v,
?reunS, AusiK von Viktor Hoüönüer. In
Sieve gesetzt v. Direktor 1!i«Ksr>1 SvKuIt«.
VorveKmes c«ke klerkesille«!
«
'S
«lön »Ii, Kkl», >»>
SI>i' L,n,lo?!um. vr»,ö»n kk,ck»de>i>.

5in neuei' 8sn8stion8.tlrfolgl
>Vie man
Männer bessert
Sisr^u <!!« k<«vltiit
^»k, s VKr, VorverK 1l—2 i?Ke»tsrKasss)
OrssSensrstr. 72/73. — l'sl.i ^mt «vi. «40.
^.siit« «iooke!
?oI.«IsVNe »In^?^^s>^^^
^«gs I^acdt Ii—2 Ildr. rrisgrieKstr. ISS,
^rn rill^sl- 01^. »Uli. «elson.
!KeoSor francke
neue ?rogrannn!
5
«»I^OU«U^> 22/24
^^^^ (Zsökkust von 10 UKr uioi^sos. — ^,1IädEQ6IioKi
Vle 5en5stionellen ^i5lsu/-MaKttonen
„Dause a 1a ?orripa<1<iiir"

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_378.html[18.07.2014 17:50:09]

Märzwetter.

MArinz Kraft zutzohenlohe»Ingelfingen, derSohnAdolfs.des
'AD von den Kreuzrittern gestern als Demokrat verschrienen Her»
renhauspräsidenten, hat den Dienst des Flügeladjutanten am
Hofe Friedrich Wilhelms des Vierten übernommen. Noch sind,
acht Iahre nach dem berliner Straßenputsch, die Nächsten selbst
von dem Glanz des Königskopfes geblendet; fast sämmtlich im
Bann einesWesens, das durch die Schnelle derAuffassung, durch
die Buntheit des grazil hüpfenden Geistes den Betrachter ent-
zückter ist mein Meister, Ihr Meister, Aller Meister": der Satz,
den Ranke zu Max von Bayern gesprochen hat, ist noch Glau»
bensformel; und auf jeder Lippe, die vom König berichtet, das
(einst auf Otto den Dritten, das Weltwunder, so oft angewandte)
Wort: «bezaubernd".Auchtzohenlohes klares Soldatenauge irrt
vor dem Bilde dieser glitzernden Persönlichkeit; sieht rasch aber,
was von derUmwelt zu halten,zu hoffen ist. »DieHeißsporne un»
ter den Ultrakonservativen, die königlicher gesinnt zu sein vorge»
den als der König selbst, haben viel geschadet." Eine Politik ohne
Einheitund Kraft. IederMinister.Unterstaatssekretär, Präsident
kämpft um das arme Leben, das abends vielleicht schon verdäm»
mert. Von Amt zu Amt webt sich im Dunkel ein dichtes Netz von
Intriguen, dessen Fäden erst im Blitzlicht eines Skandals sicht»
bar werden. Alle Stützen der Königsgewalt sind morsch, alle Em»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_379.html[18.07.2014 17:50:09]

pfindungen,die sie aus der Kurfürstenzeit durch die Jahrhunderte
trugen, scheinen ausgehöhlt. Und von Ost zieht über Europens
Himmel ein schweres Gewitter herauf. Zwei Schreckensposten muß
der neue Flügeladjutant noch im März dem Herr« bringen! Georg
Wilhelm von Raumer, Unterstaatssekretär im Hausministerium,
hatsich erschosfen.AchtTage nach derVermählung mit einerjungen,
schönen, reichen Frau, derTochter des berliner Parfumeriehänd«
lers Treu, deren erster Mann, Lieutenant von Ferentheil, nach ein»
jährigerEhe gestorben war und die siebenIahre danach dem altern»
den Raumerihre Handgereicht hatte.Trieb dasBewußtsein nahen-
derPsychose, dieFurcht vor demWahnsinn ihn in den Tod? Das
Motiv zur That bleibt verschleiert; und Bismarck schreibt: »Das
Bild,dasichvonRaumerhabe, kann ich mir mit derPistolein der
Hand und mit derMündung amKopf gar nicht denken,ohne daß
es einen Eindruck vonIrrsinn macht". Nicht so jäh, doch tiefer und
länger wirkt die andere Trauerkunde, die Hohenlohe ins Schloß
Bellevue bringt (wo Friedrich Wilhelm gerade Steuerpläne be-
rät!)): »Der Generalpolizeidirektor vonHinckeldey ist im Duell er»
schossen worden". Leopold von Gerlach, der Generaladjutant, der
zum Vortrag befohlen war, geht nach Haus und schreibt in sein
Tagebuch: «EinesehrtraurigeGeschichte.tzinckeldey war ein gut»
müthiger, nur durch Ueberhebung über seine Sphäre verdrehter
Mann mit vielen ausgezeichneten Eigenschaften. Die Geschichte
des Duells ist sehr lehrreich wegen des Geistes von Schuld und
Entschuldigung. Der König, mitRecht indignirt über das Spielen
derOffiziere,befiehlttzinckeldey,zwei renommirte Spieler aus der
Stadtzu schaffen. Mit diesem Befehl entschuldigtHinckeldey gegen
Rochow»Plessow und den Grafen Pourtales indiskreter Weise
seine ungeschickten und willkürlichen Maßregeln gegen den Iockey-
klub. Die beiden Spieler, Heydebrand undSchmeling,dieDaser»
fahren, sind darüber empört und verlangen Erklärung von Hinckel»
dey.Der leugnet aus Rücksicht auf Seine Majestät den Befehl ab.
SiegehennunRochow zuLeibe, dersichwiederanHinckeldey hält»
ihn verklagt und so zurHerausforderungnöthigt, dieRochow an-
nimmt^ obwohl nichts dabei bezweckt werden konnte, weder eine
Genugthuung noch eine Versöhnung. Der alte Wrangel erzählte,
Hinckeldey sei den Sonntag vor dem Duell sehr andächtig betend
in der Kirche gesehen worden. S. M. sehr affizirt, aberruhig; rühm»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_380.html[18.07.2014 17:50:10]

tendenVerstorbenenund waren nur gegen die beidenSpieler er-
bittert, indenenSiedie eigentlichenUrheberdesUnglückssahen."
Sehen mußten. Sieben Tage zuvor hatte der Generalpolizei direk»
tor seine Entlassung aus dem wichtigen Dienst erbeten und das
amtliche Gesuch durch einen Brief unterstützt, der(wie Hinckeldeys
letztes Schreiben an den Monarchen) unbekannt geblieben ist.
^ Berlin, Montag, den dritten März 1856.
Begleitschreiben zum Abschiedsgesuch.
An Seine Majestät den König.
Euer Majestät bin ich genöthigt gewesen schon in mehreren
meiner allerunterthänigsten Schreiben, zuletzt in dem vom Vierund»
zwanzigsten vorigen Monats, auf die großen Verdrießlichkeiten auf-
merksam zu machen, in welche ich ganz nnverschuldeter Weise wegen
der Affaire im Hotel du Nord mit mehreren Offizieren verwickelt wor-
den bin. Iene Verhältnisse haben den unangenehmsten Einsluß auf
meine Stellung zu der hiesigen Garnison, ja, auf meine ganze übrige
amtliche Stellung gehabt. Ich habe keine Mittel unversucht gelassen,
nm Aufklärung und Satisfaktion zu geben. Ich habe in meinem letz-
ten Schreiben an Euer Majestät Allerhöchstdieselben selbst für mich
zu interessiren gesucht. Es ist vergeblich gewesen! Nachdem ich in
sichere Erfahrung gebracht habe, daß ich durch den hier wieder wei-
lenden ehemaligen Lieutenant von Heydebrand überall auf die unwür-
digste Weise verleumdet werde, nachdem ich gehört, daß der Lieutenant
bei den Garde»Kürassieren von Prillwitz gedroht, mich, sobald er mir
begegnet, öffentlich zu beschimpfen, erkenne ich, daß mich mein bisheri-
ges amtliches Verharren den schwersten persönlichen Beleidigungen
aussetzt. Es bleibt mir nur der eigene persönliche Weg übrig, den ich
mit Gott auf ehrenwerthe Weise zu Ende zu bringen hoffe. Dieser Weg
verträgt sich weder mit meiner amtlichen Stellung überhaupt noch mit
dem persönlichen Verhältniß, in welchem ich zu Euer Majestät zu ste-
hen die Ehre habe; und darum das beiliegende amtliche Gesuch um
meine Pensionirnng.
Ich bin auf diesen Schritt schon längst vorbereitet, denn er ist mir
schon längst von einer Eurer Majestät dekannten Partei in Aussicht ge-
stellt; ich habe ihn nur vermieden, so lange es sich mit meiner persön-
lichen Ehre vertrug.
Gestatten mir Euer Majestät nun noch, das letzte Wort, dasjenige
über meinen Nachfolger, an Allerhöchstdieselben zu richten.
Von der gedachten Partei werden Allerhöchstdenselben zwei Per-
sonen vorgeschlagen werden. Die eine ist der bisherige Regirung»
Präfident Peters in Minden, welchen man deshalb dermalen hierher
beschieden haben soll, die andere der Landrath des hirschberger Kreises
Von Graevenitz. Erlauben mir Euer Majestät über die Verhältnisse
beider Herren zu schweigen, obgleich sie zu manchen Bedenken Anlaß

geben, würden. Es mag Eurer Majestät allein genügen. daßBeide voll-
ständig in den Händen der Partei sind und daß, damit vielleicht der
letzte wichtige Punkt fällt, der nicht mit Männern besetzt ist, die ent-
schieden der Partei angehören.
Das sind vielleicht die letzten Zeilen, die ich an Euer Majestät
richten darf. Ich bitte Euer Majestät flehentlich, so wahr ich zu Gott
zu kommen hoffe: Lassen sich Allerhöchstdieselben warnen! Verschließen
Sie nicht das letzte Fenster!
Eurer Majestät erlaube ich mir den Ober»Regirung<-Rath von
Zedlitz»Neukirch zu Liegnitz als meinen Nachfolger vorzuschlagen.
Zedlitz hat hier in der Kammer meines Wissens auch zur äußersten
Rechten gehört. Er ist ein Kreuzzeitungmann, aber er ist ein gutes,
durch und durch redliches Gemüth, der, wenn Euer Majestät ihm seine
Pflicht gehörig eröffnen, Allerhöchstdieselben über die Partei stellen
Und Ihnen treu angehören wird. Dazu kommt, daß Herr von Zedlitz,
der Offizier in der Landwehr war, der alle Examina gemacht hat, der
ein tüchtiger Geschäftsmann ist, auch ein recht schönes Vermögen hat,
was zur Verwaltung dieser Stelle unbedingt erforderlich ist, da auch
der sparsamste Mann mit den gegebenen Mitteln nicht ausreicht, will
er nicht alles Ansehen verlieren.
Gott erhalte mir und meiner armen Familie die Gnade Eurer
Majestät! vonHinckeldey.
Der König entschließt sich nicht, einzugreifen. Eine Woche
danach steht der kurzsichtige tzinckeldey, der sich seitdem täglich,
unter der Leitung des Polizeiwachtmeisters Schwan, im Schießen
geübt hat, in der Jungfernhaide, nah beim Forsthaus Königs-
damm, Herrn Hans vonRochow»Plessow gegenüber. Er hat den
ersten Schuß. Seine Pistole versagt. Geheimrath von Münch-
hausen, sein Sekundant, giebt ihm eine andere. Die Kugel ver-
fehlt das Ziel. Rochows trifft den Gegner ins Herz, tzinckeldey
stirbt auf dem Kampfplatz. Aus demGrab noch will er zumKönig
sprechen. Der liest am Zwölften des Dieners Brief:
Berlin, Sonnabend, den achten März 1856.
An Seine Majestät den König.
Ich habe angeordnet, daß diese Zeilen Eurer Königlichen Ma-
jestät überbracht werden, wenn in dem Duell, welches mir bevorsteht,
ein Unglück mich treffen sollte.
Schon vor Monaten zeigte mir der Kanzleirath Iacobi an, daß
die bei dem Vorfall im Hotel du Nord betheiligten Offiziere und Rit-
tergutsbesitzer mir Rache geschworen, daß sie mich in Duelle ver-
wickeln wollten und daß es ihnen nicht darauf ankommen würde, einige
Iahre auf der Festung zuzubringen, wenn sie mich nur beseitigen
könnten.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_382.html[18.07.2014 17:50:11]

Euer Majestät wissen, daß der Vorfall int Hotel du Nord sich ohne
all mein Verschulden ereignet hat; daß es mir nicht entfernt beige«
kommen ist, dem Adel oder dem Offiziersstand entgegenzutreten oder
diese Herren zu beleidigen. Eurer Majestät ist aber auch aus vielen mei-
ner Borträge und Andeutungen vielleicht noch erinnerlich, daß der
Vorfall im Hotel du Nord von meinen Feinden (und darunter rechne
ich einslußreiche Häupter der Eurer Majestät ausreichend bekannten
Kreuzzeitungpartei) auf die geschickteste Weise benutzt wurde, mir
Schwierigkeiten zu bereiten und mich in Händel zu verwickeln. Durch
die äußerste Ruhe und Mäßigung bin ich ihnen bis jetzt entgangen.
Die verletzende Haltung des hiesigen Offiziercorps, die sich sogar
zum Theil auf meine Familien» und gesellschaftlichen Verhältnisse
erstreckte oder doch erstrecken sollte (Eurer Majestät Flügeladjutant
von Bonin wird Allerhöchstdenselben hierüber Auskunst geben kön-
nen), überzeugten mich, wie sehr jene gehäfsigen Insinuationen, daß
ich ein Feind des Adels sei und daß man mich daher vor allen Dingen
von der Person Eurer Majestät um jeden Preis entfernen müsse,
Wurzel geschlagen hatten.
Ie größer die Feindschaft auf der einen Seite war, um so eifriger
bemühte ich mich, auf der anderen Seite das Feuer zu dämpfen. Ich
hielt es nicht unter meiner amtlichen Stellung, mich in dem Hause des
Hofraths Schneider in Potsdam schon vor länger denn drei Monaten
zu sistiren und dort einer eingeladenen Deputation angesehener jün-
gerer Offiziere über alle mir und meiner Verwaltung von dem Offi-
ziercorps gemachten Vorwürfe, namentlich über die Affaire im Hotel
du Nord vollständige Auskunft zu geben. Diese Herren erklärten sich
nicht nur gegen mich selbst, sondern später auch gegen den Hofrath
Schneider durch meine Mittheilung für vollkommen befriedigt. Leider
habe ich davon wenig Wirkung verspürt. Bei jener Erörterung mit
den fraglichen Herren in Potsdam legte ich eine Vorstellung znm
Grunde, welche ich unter dem achten September über das Ereigniß im
Hotel du Nord an Euer Majestät gerichtet habe. Ich habe in dieser
Vorstellung auseinandergesetzt, daß ich und warum ich in meiner amt-
lichen Stellung gegen den Polizeilieutenant Damm eine höhere Strafe
nicht habe festsetzen können; ich habe angeführt, daß das mir vorgesetzte
Ministerium mein Verfahren und die Höhe der von mir erkannten
Strafe überall gebilligt habe; ich habe erörtert, daß ich in der vom
Offiziercorps mir so sehr verargten angeblich vortheilhaften Versetzung
des Polizeilieutenants Damm nach Paderborn keine eigene Einwir-
kung gehabt, ja, daß ich sogar den Minister des Innern mündlich aus»
drücklich auf die obwaltenden Bedenken aufmerksam gemacht habe; ich
habe schließlich in jener an Euer Majestät gerichteten Eingabe darauf
angetragen, daß, wenn gar kein anderes Mittel zur Ausgleichung
zwischen mir und dem Offiziercorps vorhanden sei, Euer Majestät das
vom mir gegen den p. Damm erlassene Strafresolut aufheben und auf
Grund der bekannten Bestimmungen des Militärst?afgesetzbuches eine

gemischte Kommission zur Untersuchung und Aburtheilung der Sache
konstituiren oder aber durch Allerhöchsten Erlaß aussprechen möchten,
daß mir dem Militär gegenüber nichts zur Last falle.
Euer Majestät haben nicht geruht, mir auf diese Vorstellung ei»
nen Bescheid zugehen zu lassen. Die der Vorstellung beigefügt gewese»
nen, eineiMlige Rechtfertigung bekundenden Akten sind mir späterhin
ohne jede Antwort aus Eurer Majestät Kabinet remittirt worden.
Dennoch ließ ich in meinem Streben nach Aufklärung und güt-
licher Beilegung der Sache nicht nach. Ich begab mich persönlich zu
dem Generallieutenant von Möllendorf und zu dem Obersten von le
Blanc»Souville, denen ich meine Vorstellung an Euer Majestät vom
achten September vortrug und mit denen ich mich über alle anderen
Vorgänge und Beschwerden zwischen Militär und Schutzmannschaft
verständigte. Beide Offiziere waren mir als bei dieser Angelegenheit
sehr einslußreich geschildert worden. Nach vorgegangenem mündlichen
Einverständniß der betreffenden Herren habe ich meine Vorstellung an
Euer Majestät vom achten September auch dem Obersten von Sydow,
dem Generallieutenant von Hahn, dem Generallieutenant von Hede»
mann und einigen anderen Herren zur Beruhigung des Offiziercorps
mitgetheilt. Auch Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen von Preußen,
Karl und Albrecht haben zeitig, schon im vergangenen Iahr, Kennt»
niß von meiner Vorstellung erhalten. Ich bin in der von Euer Ma-
jestät unter Vorsitz des Generalfeldmarschalls Grafen zu Dohna Aller«
höchst eingesetzten Immabiatkommission zur Schlichtung der Differen-
zen zwischen dem Militär und der Polizei bis an die Grenzen der
äußersten Nachgiebigkeit, insbesondere wegen Respektirung der Uni-
form des Offiziercorps, gegangen. Nichts hat mir geholfen!
Eine Einwirkung der höheren Offiziere, an denen es gelegen
hätte, scheint nicht erfolgt zu sein; und eine in dieser Beziehung noch
vor einigen Tagen an den General von Wrangel gerichtete persönliche
Bitte, doß er mündlich auf der Parade erklären möge, alle Differenzen
zwischen mir und dem Militär seien nun erledigt, ist von diesem Gene-
ral, dem ich ebensalls meine Vorstellung vom achten September ab-
schriftlich mitgetheilt hatte, unter dem Vorwand zurückgewiesen wor-
den, daß von einer solchen Erklärung auf der Parade nicht eher die
Rede sein könne, als bis Euer Majestät mein Strafresolut gegen den
Polizeilieutenant Damm kassirt und zur Untersuchung des Herganges
eine gemischte Kommission eingesetzt habe. Wenn ich mittlerweile von
den Offizieren beleidigt werde, so möge ich den Weg der Ehr? beschrei-
ten oder sie verklagen. Er, von Wrangel, habe nichts gegen mich zu
erinnern, wie er mir kürzlich dadurch zu erkennen g«g^en> dab er
meine Gesellschaft besucht habe. , ,,: .:> !,)' ,,K?: :!
7 So stehe ich zum Militär. Ich kann mir vor Gott und der Welt
das gewissenhafte Zeugniß geben, daß ich schon im Interesse des Aller-
höchsten Dienstes mit eigener Verleugnung nichts unterlassen habe,
was zur Aufklärung »nd AusgleichunK dienen koWchtz, 7:6"

Mein Streit mit dem Rittergutsbesitzer von Rochow.Plessow hat
, folgenden Zusammenhang. Am ersten oder zweiten Tage nach dem
Vorfall im Hotel du, Nord kamen zu mir der Herr von Rochow»Plessow
nnd der Graf von,Pourtales. Beide verlangten,von mir Satisfaktion
wegen der ihnen von dem Polizeilieutenant Damm angethanen Ver-
letzungen unter Ueberschreitung der Amtsbefugnisse. Ich erwiderte
beiden Herren, daß die Sache in der Untersuchung liege und daß ich da»
her völlig außer Stande sei, den Herren ein Urtheil über die Lage der
Sache abzugeben. Ein Wort gab das andere. Der Herr von Rochow»
Plessow war mir von Merseburg aus als ein anständiger Mann, be»
kannt, gegen den ich mich wohl für befugt erachten durfte; mich freier
zu äußern. Ich leitete daher die Fortsetzung des Gespräches mit den
Worten ein: „Meine Herren, hier spricht ein Edelmann zum anderen.
Ich spreche also vertraulich!"
Hierauf setzte ich den Herren auseinander; wie viele Offiziere schon
hier durch das Spiel ruinirt worden seien; wie mir sogar durch den
täglichen Polizeirapport mitgetheilt worden sei, daß in der im Hotel
du Nord damals versammelt gewesenen Gesellschaft sehr hohe Summen
im Spiel herüber und hinüber gegangen seien (angeblich in der Nacht
vom Donnerstag zum Freitag elftansend Thaler), daß anerkannte
Spieler von Profession sich in ihrer Gesellschaft befunden hätten; daß
dem Polizeilieutenant Damm an und für sich kaum eine Amtsüber»
schreitung zur Last falle, wenn er wirklich, was nicht einmal der Fall
sei, unaufgefordert in das gemiethete Lokal des sogenannten Jockey»
klubs eingedrungen sei, indem schon zur Konstatirung des objektiven
Thatbestandes eines etwa dem Wirth zur Laft fallenden Vergehens
Dies nothwendig habe erscheinen können. Ich führte wiederholt an,
daß der p. Damm zu den von ihm vorgenommenen Schritten gegen die
Gesellschaft im Hotel duNord in keiner Weise einen besonderen Befehl
von mir erhalten habe. Ich bat aber die Herren von Rochow und
Pourtalss, auf der anderen Seite zu erwägen, in welche Lage ich den
Herren Offizieren und Rittergutsbesitzern gegenüber kommen Möchte,
„wenn ich Allerhöchsten Ortes den Befehl erhielte, die in ihrer Gesell»
schaft gewesenen bekannten Spieler Herrn von Heydebrand und der
Läse und Herrn von Schmeling aus der Stadt zu verweisen." Diese
durchaus vertrauliche Mittheilung, welche die Absicht hatte, zu beru»
higen und die Herren auch auf meine Lage aufmerksam zu machen,
sollen der Herr von Rochow und der Graf von PourtalSs demnächst zu
Haus zu Protokol genommen haben. Beide Herren, welche ich bei nn»
serem Gespräch in einem aus der Lage der Dinge folgenden sehr erreg»
ten Zustand fand, haben aber nicht beliebt, das über meine vertrauliche
Mittheilung und Aeußerung aufgenommene Protokol mir vorher zur
Erklärung darüber vorzulegen, ob ich diese Aeußerungen auch wirklich
««macht habe, und mich darüber formell zu konstituiren. Der Inhalt
bieses Protokols ist vielmehr (auf welche Weise, habe ich nicht in Er»
fahruNg bringen können) dem Herrn von Heydebrand und dem Herrn

von Schmeling mitgetheilt worden und es soll darin der direkte Ss^
enthalten sein, daß ich gesagt habe: „Ich habe Allerhöchsten Ortes eih
nen Befehl erhalten, den Herrn von Heydebrand und den Herrn Majo^
a. D. von Schmeling aus Berlin auszuweisen." Ich habe keine Bezeich^
nung für dieses Verfahren. Herr von Heydebrand und Herr vdn Schmer
ling trugen auf Einleitung eines Ehrengerichtes an, wie ich später er»
fahren sollte. >
In dieser Beziehung kam vor etwa zwei Monaten der Kommas»
dant von Berlin, Generalmajor von Schlichting, zu mir nach dem M>k»
nifterium des Innern. Es war in der Mittagsstunde und ich hatte dort
Session in einem mich sehr beschäftigenden Vortrag. Ich wurde aus
der Session gerufen und Herr von Schlichting legte mir, mit Bezug-
nahme aus ein in seiner Hand befindliches Schriftstück, kategorisch die
Frage vor: „ob ich Allerhöchsten Ortes den Befehl erhalten habe, den
Major a. D. von Schmeling aus Berlin auszuweisen". Ich erklärte,
daß ich einen solchen Bsfehl nicht erhalten und daß ich daher auch die
mir Schuld gegebene Aeußerung nicht gemacht habe. Hierauf trennte
ich mich, da ich sehr pressirt war, nach wenigen Minuten von Herrn
von Schlichting.
Kurze Zeit darauf theilte mir der Herr Geheime Ober»Regirung»
Rath Freiherr von Münchhausen mit, daß ihm der Herr von Rochow»
Plessow gesagt habe, wie er sich durch mich sehr beleidigt fühle und sich
deshalb auch beim Minister des Innernbeschwert habe oder beschweren
wolle. Er, Herr von Rochow, habe nämlich meine Aeußerung vom Iuni
vorigen Iahres dem Herrn von Schmeling mitgetheilt (so glaube ich
verstanden zu haben). Dieser habe auf einen Ehrenrath angetragen
und er, Herr von Rochow, habe durch meine Erklärung dem Komman-
danten gegenüber ein sehr empfindliches Dementi erhalten. Ich er-
kannte sofort die Wichtigkeit dieser Thatsache, setzte mich sogleich nie-
der, besann mich auf den Hergang des zwischen mir und den Herren von
Rochow und Pourtalös im Iuni 1855 stattgehabten Gespräches, und da
ich allen Grund hatte, die Möglichkeit, ja, die Wahrscheinlichkeit eines
Mißverständnisses meiner Aeußerungen zu fürchten, so war ich sogleich
bereit, den Herrn von Rochow von dem ihm widerfahrenen Dementi
zu befreien, indem ich eine wahrheitgetreue Erklärung des Herganges
niederschrieb, solche Herrn von Münchhausen mittheilte und ihn be-
auftragte, bei Herrn von Rochow die Sache zu vermitteln.
Herr von Rochow ließ mir hierauf durch Herrn von Münchhausen
eine von ihm aufgesetzte Erklärung zur Aufhellung des zwischen uns
stattgehabten Mißverständnisses vorlegen, die ich, als meiner eigenen
Ehrenhaftigkeit zu nah tretend, für bedenklich hielt; dagegen erklärte
ich mich bereit, eine von dem Herrn Geheimrath von Münchhausen
entworfene Erklärung, welche durchaus unparteiisch war und dem
Herrn von Rochow seine volle Ehrenhaftigkeit ließ, zu unterschreiben,
ja, auch diese Erklärung in Gegenwart des Kommandanten, Generals
von Schlichting, abzugeben. Da Herr von Rochow hiermit nicht zufrie»

den war, so wurden die Verhandlungen abgebrochen und ich befolgte
nur noch den Rath des Herrn von Münchhausen, die von mir über
den Hergang des im Mai abgehaltenen Gesprächs abgegebene schrift-
liche Erklärung dem Kommandanten General von Schlichting zuzu-
senden, um dadurch den Herrn von Rochow»Plessow völlig zu ent-
schuldigen.
Schon vorher (oder später; ich weiß es nicht) soll sich der Herr
von Rochow bei dem Herrn Minister des Innern amtlich über das von
mir gegen ihn beobachtete Versahren beschwert und sich in dieser Be-
schwerde des Ausdruckes „amtliche Lüge" bedient haben. Mir ist diese
Beschwerde des Herrn von Rochow niemals mitgetheilt worden. Ich
habe sie niemals mit Augen gesehen. Erst vorgestern, Donnerstag, am
sechsten März, sind mir zwei Verfügungen des Herrn Minister des
Innern, vom dritten Februar und vom vierten März, amtlich mitge-
theilt worden, in denen die Beschwerde des Herrn von Rochow auf das
Entschiedenste als unbegründet zurückgewiesen wird. Die Beschwerde^
schrift des Herrn von Rochow ist mir, unerachtet meines bei dem Herrn
Minister von WestphaleN ausdrücklich darauf gerichteten Antrages,
nicht mitgetheilt worden.
Damit würde diese Sache ihre Endschaft erreicht haben; wenn
nicht am vergangenen Sonnabend, heute vor acht Tagen, der Polizei-
direktor. Stieber zu mir gekommen wäre und mir mitgetheilt hätten
daß der Lieutenant a. D. von Heydebrand und der Läse eine ganze Fülle
von mich in das unehrenhaftesteLicht stellenden Thatsachen dem Staats-
anwalt Noerner mitgetheilt habe. Ich fand mich hierauf veranlaßt, am
Sonntag früh zu dem Staatsanwalt Noerner zu fahren, der mir denn
auch eine ganze Reihe (wie sich nachher herausgestellt hat, zum Theil
unwahrer, zum Theil verdrehter) Fälle mittheilte, die ihm der Herr
von Heydebrand, in der Absicht, mir solche zu sagen, Lommunizirt habe.
Unter diesen Fällen war auch der, daß ich es ruhig hingenommen habe,
in einer schriftlichen Eingabe des Herrn von Rochow»Plessow an den
Minister des Innern einer „amtlichen Lüge" beschuldigt zu sein. Ich
erfuhr bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sicher diesen Ausdruck,
dessen sich der Herr von Rochow»Plessow bedient haben sollte, um mich
zu verletzen. Bei der hierauf in meinem Auftrag durch den Freiherrn
von Münchhausen vorgenommenen Konstatirung hat Herr von Rochow
erklärt, daß er geglaubt habe, dem Herrn von Heydebrand und der Las«
eine Abschrift des Schreibens, das Herr General von Schlichting an
ihn, den von Rochow, über meine gegen den p., von Schlichting im
Ministerialgebäude abgegebene, oben erwähnte mündliche Erklärung
gerichtet, behufs seiner Rechtfertigung nicht vorenthalten zu dürfen,
daß er ihm daher hiervon eine Abschrift gegeben, daß er aber dieser
zugleich zur Feststellung seines eigenen Standpunktes zur Sache die
schriftliche Erklärung beigefügt habe, daß er, der von Rochow, in einer
Eingabe an den Minister des Innern mich in Bezug auf diese Ange-
legenheit einer „amtlichen Lüge" beschuldigt habe. Durch diese schrift»

liche Erklärung des Herrn von Rochow gegen den Herrn von Heyde»
brand ist die mir angethane Beschuldigung einer „amtlichen Lüge" in
dasPublikum gekommen. Sie hat mich, nach reislicher Ueberlegung und
nach Rücksprache mit dem Geheimen Ob«r»Regirung»Rath von Münch-
hausen (der sich in dieser Angelegenheit in gleicher Weise als Edel-
mann wie als mein bester und treuster Freund bewährt hat) zu der
Ucberzeugung gebracht, daß eine gütliche, meine Ehre wahrende Aus-
gleichung nicht mehr zu erreichen sei, und veranlaßt, gegen Herrn von
Rochow die Schritte zu thun, welche mir Ehre und Pflicht gebieten.
Eurer Königlichen Majestät wird es auf den ersten Blick klar sein,
daß der Weg der Injurienklage gegen Herrn von Rochow nicht der
richtige gewesen sein,würde. Er würde nur dazu gedient haben, die
schändlichen Gerüchte über meine Ehrenhaftigkeit, die böser Wille nur
zu geschäftig verbreitet hat, zu vermehren. Ich bedarf aber zur Fort»
setzung meines Amtes, geradezu gesagt, der Ueberzeugung des Offizier»
corps von meiner Ehrenhaftigkeit, denn ich muß mit ihnen täglich ver»
kehren und dieser Verkehr kann nicht blos ein amtlicher sein, der mich
allen möglichen Verletzungen preisgiebt, die eben, weil sie nnklagbar
sind, um so tiefer kränken und in der allgemeinen Achtung um so tiefer
drücken, sondern er muß auch ein williger sein.
Und darum, Euer Königliche Majestät, darum schlage ich mich!
Thue ich es nicht, so bin ich für das Amt, mit dem ich gegen meinen
^ Willen noch immer betraut bin; völlig unbrauchbar. '-
Demnach habe ich von EurerMajestät einePension gefordert, weil
. ich mit dem Augenblick aufhören muß, an der Spitze der Polizei zu
stehen^ wo ich die bestehenden Gesetze selbst zu verletzen genöthigt bin.
Euer Majestät und ich selbst müssen freie Hand haben. Ich habe aber
Eurer Königlichen Majestät Schloß seit acht Tagen nicht betreten, weil
Derjenige sich seinem König nicht nähern darf, auf welchem auch nur
der, Schein eines Vorwurfes haftet.
. Das Schicksal meiner Frau und meiner Kinder lege ich getrost in
die Hände Eurer Königlichen Majestät. Ich vermache sie dem Hause
Hohenzollern! Gott wolle meinen Söhnen die Kraft geben, sich, eben
,so wie ich, von unten auf mühsam zur Anerkennung zu bringen. Er
wolle Ihnen seinen Segen geben, daß sie ihrem einstigen Herrn noch
^ mehr und noch bessere Dienste leisten, als ich es vermochte. Daß sie ihn,
wäre- es möglich, noch inniger lieben als Dies eine siebenjährige enge
Anschließung hervorbringen konnte.
, Eure? Königlichen Majestät, meines AllergnSdigsten Hettn
- - Ällerunterthänigster , ^ ^'
'"' Von H inck eld ey.
? > z TrotzdemGerlach und „die Partei "(der Kreuzzeitung) eifrig
Kr d!en miNdener Präsidenten Peters arbeiten (demstedenMuth
zutrauen, die lästigen Stieber undNoerner abzusägen), wird Ad»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_388.html[18.07.2014 17:50:14]

litz» Neukirch zu tzinckeldeys Nachfolger ernannt. An den Mini»
ster des Inneren, den die üble, in allen Winkeln Norddeutsch»
lands beschwatzte Sache zur Einreichung eines Abschiedsgesuches
getriebenchat, schreibt Friedrich Wilhelm am zweiten April aus
dem charlottenburger Stadtschloß:
Mein theuerster Westphalen!
Ich hobe immer nicht die rechte Antwort auf das Abschiedsgesuch
finden können, welches die Umstände, die das tragische Ende meines
lieben, getreuen Hinckeldey begleitet haben, Ihnen eingegeben hatten.
Ich rühme mich nicht, Ihnen heute (der Fassung nach) die rechte Ant»
wort zu geben, doch gebe ich sie Ihnen, wie ich sie als die beste erkannt
habe. Es ist Ihre zarte Gewissenhaftigkeit, die Sie zu dem Briefe de»
wogen hat. Es ist erlaubt, das Ergebniß großen und edlen Zartgefühls
unberücksichtigt zu lassen. Es ist aber nicht erlaubt, es zu tadeln. So
stehe ich Ihnen gegenüber. Ich darf, kann und will Ihr Begehr um
den Abschied aus Ihrer Stellung nicht berücksichtigen. Sie sind mir
zu nothwendig und haben zur Verhütung des unersetzlichsten Verlustes
gcthan, was Sie, dagegen thun zu können, übersehen konnten. Ihr
Wille war rein. Das ist das Erste, was ich ins Auge fasse, und dies
Erste entscheidet und bedingt mein Urtheil. Sie haben die ressortge»
mäf;en Instrumente in Anspruch genommen. Mehr darf ich nicht for»
dern^ Hätten Sie erkannt, was ich längst wußte, daß (Name eines
Ober»Negirung»Raths) ohne Hinckeldeys Leitung, verzeihen Sie mir
den rauhen, flüchtigen Ausdruck (hier folgt ein scharfes Urtheil über
den eben genannten Ober»Regirung«Rath). ^., so wären wohl tiefer, als
er steht, erfolgreichere Helfer zu finden gewesen. Sie hätten aber die
ressortgemäßen Schranken durchbrechen müssen und Das darf ich von
keinem meiner Minister fordern. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich ge-
wünscht hätte, bei Zeiten von den Duellprojekten, aus offizieller Quell«,
aber allerdings nicht in offizieller Form, benachrichtigt zu sein, mit
Angabe des Ortes und der Zeit; denn dann Hütt' ich einen Flügeladju»
tanten dahin geschickt, mit Papieren in der Hand, die das Duell un»
möglich gemacht haben würden. Aber, theuerster Westphalen, Man ist
jederzeit nach dem Eintritt eines Unglücks klarer über Das, was man
zu seiner Verhütung hätte thun können. Darum bitt' ich Sie dringend,
in dem eben Gesagten keine Spur von Vorwurf zu lesen; Der Vorwurf,
der mich selbst trifft, ist immer größ,er; denn ich wußte seit mehreren
Tggen, daß es auf >je Tötung Hinckeldeys abgesehen war, oder hätte
wenigstens die Entschuldigung, es glauben zu können. Hier war aber
eine außerst taktvolle und zarte Prozedur ersvtberlich, um den bereits
verbretteten Berdacht / ,Hinckeldey könne kein Pulver riechen, nicht un»
Widerruflich?zu «tabliren. Dasp ich Wstehei «K offen, hatMich zagHaft ge»
macht, KWj,^tt hat es. so gefügt. Die Sache ist nicht gut zu machen,
aber der. Sieg seiner Feinde U^u, MMde^ D<>s, lassen Sie unsere

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_389.html[18.07.2014 17:50:14]

nächste Sorge sein. Viele (und ich fürchte: manche aus Ihren Unter«
getanen) haben sich ins Fäustchen gelacht darüber, daß Hinckeldey ge-
zwungen war, einen illegalen Schritt zu thun, nach welchem er unfähig
war, das oberste Polizeiaufsichtamt fortzuführen. Die (wenn nicht
Alles täuscht) sind' vor der gräßlichen Wirklichkeit verstummt. Die
Franzosen des Mittelalters sagten: Ibisse? pssssr Iä, zustieg äs Oisu!
Sie wird nicht ausbleiben. Thun wir, die bei der ganzen Sache »guten
Willens gewesen, jetzt.das Unsere, um, so weit wir eben können, die
Lücke auszufüllen. ^ ,
Herr von Zedlitz hat ein überschweres Erbe mit edelstem Sinn
und reinstem Willen übernommen! Helfen wir ihm. Das aber sag', ich
Ihnen im Voraus: die tieferen Schwierigkeiten für Zedlitz kommen
erst. Bewährt er sich, übertrage ich auf ihn auch nur die Aeugerlichkei»
ten meines Vertrauens zu Hinckeldey (die zwei Tage wöchentlich, um
mir Vortrag zu halten), so gehen gegen Zedlitz die selben Machinatio»
nen wie gegen Ienen los. Hinckeldey fand im Schloß Ihres Ministerii,
mit Ausnahme Ihrer Person, keine Hilfe und kein Verständnis^ sür
seine geistreichen, großen und in ihren realisirten Theilen so glänzend
bewährten Gedanken. Möge Zedlitz glücklicher sein! Ich fürchte das
Gegentheil, wie gesagt, sobald meine Gunst und Beifall eine Gestalt
gewinnen. Darum halte ich es für richtig, daß ich Ihnen heute diese
meine Ueberzeugung und Befürchtung im Voraus ausspreche. Fassen
Sie Muth, ich bitte Sie, theuerster Westphalen, Ihr schweres Amt un-
ter meinem Beifall fortzusetzen; fassen Sie aber auch Muth gegen Die,
welche einem Mann meine verdiente Gunst nicht verzeihen können und
die etwa Lust bekommen möchten, mit Zedlitz fortzufahren, wie sie es
mit Hinckeldey begonnen hatten!!! Die Verspätung dieser meiner Ant»
wort ist mir sehr unangenehm, Sie rührt von meiner Reise nach Pots-
dam und den endlosen Vorträgen der letzten Tage her. Auf Wieder-
sehen! ?. V., «.
«Daß Jemand im Duell umkommt, ist nichts Ungewöhn-
liches ": mit diesem kühlenWort verabschiedet, mitten in dem frank-
furter Aerger über das »Empressement", mit dem in Berlin die
verspätete Einladung zum pariser Friedenskongreß angenommen
wird, Bismarck das Ereigniß. Ohne noch dessen psychologische und
(in begrenztem Sinn) politische Bedeutung zu ahnen. Großhe»
zogin Alexandrine von Mecklenburg hatte ihren Bruder Friedrich
Wilhelm ersucht, den adeligen Spielern, an die ihr Sohn beträcht-
liche Summen verloren habe, das Handwerk legenzulassen. Wei-
sung an tzinckeldey: «Die Kerls müssen aus Berlin fort oder ich
entzieheIhnen meine GnadeDer imtzotel duNordnächtigende
SpielklubwirdüberrUmpeltundaufPolizeibefehl geschlossen. Der
König will in seiner neurasthcnischen Schwachheit nicht genannt,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_390.html[18.07.2014 17:50:15]

auch der Minister des Inneren nichtmit der Verantwortlichkeit be»
bürdet sein: und der ganze Haß der Aufgescheuchten bleibt an
Hinckeldey hängen. Der, heißts, will sich nur5ächen. Seit er, im Juli
1854, die Kreuzzeitung in Beschlag nehmen und derenRedakteur
verhaften ließ, ist ervon diesemBlatt so oft angegriffen worden, daß
er schließlich den König bat, ihn als Präsidenten der Regirung
nachLiegnitz zuschicken. Alles Komoedie.verstehtsich. Jetztmöchte
er sich, als den zu jedem diskreten Dienst Bereiten, neuer Gunst
empfehlen undzugleich der Kreuzzeitungpartei die Schimpfschuld
heimzahlen: sie soll, des Grundadels sichtbarste Vertretung, als
eine Spielerbande der Volkswuth ausgeliefert werden. Hans
Rochow führt ihre Sache; kräftig und klug. Nicht einen Zweikampf
will er, sondern eine Untersuchung, deren Ergebniß den unbe«
quemen Generälpolizeidirektor entmachten muß. Vor seinem Ohr
hat tzinckeldey sich, im Augenblick erster Bestürzung, auf könig-
lichen Befehl berufen. Nun leugnet er, die Perfon des Königs
jemals in die Erörterung des häßlichen Handels hineingezogen
zu haben. Westphalen soll in einem Disziplinarverfahren fest-
stellen, wer Wahres bekunde: tzinckeldey oder die Ohrenzeugen
Rochow und Pourtales. In solchem Verfahren bliebe dem Po-
lizeihaupt nur die Wahl, das königliche Vertrauen zu täuschen
oder Meineid auf sich zu laden. Unmöglich. Um den König zu
decken, rafft Hinckeldey sich zur Herausforderung auf. Schreibts
aber früh feinem allergnädigstenHerrn und erbittetdenAbschicd.
Der wird bewilligt, doch verschwiegen: denn der treue Mann soll,
wenn er dasDuell überlebt, ins Amt zurückkehren. Als ein stum-
mes Opfer seiner Treue ist Hinckeldey gefallen. Und als guter
Royalist hat Rochow (der an derUnschuld des Gegners nichtmehr
zweifelte) die Verdächtigung hingenommen, er habe in frecher
Iunkerlaune den kurzsichtigen, täppischen Schützenniedergeknallt.
Ein Wort des Königs konnte einem preußischen Edelmann das
Leben retten, eines anderen Ehre wahren. Daß er dieses Wort
nicht gesprochen habe, hatFriedrichWilhe lm bis in die letztenTage
seines wachen Lebens bitter bereut. Als er sich selbst schon »dä-
melig- nannte und fastnurnoch Elisabeth, die zärtlichste Pflegerin,
verstand, lallte die Lippe manchmal die Namen der adeligenMärz»
opfer. Und die Königin barg den Nächsten nicht den Glauben,
daß die durch tzinckeldeys Tod und Rochows Vehmung bewirkte

Gewissensnoth dktzirnkrankheit ihresMannes begünstigt, mW,
bestens deren Schritt beschleunigt habe. Der Oeffentlichen Mei-
nung aber, die damals in berliner Konditoreien, noch nicht in
Schreibstuben, gemacht wurde, schien dieSkaydalgeschichte wich-
tiger als der Krimkrieg sammt dem franko»britisch.austrischen Ver»
trag. Denn sie besiegelte ja einen neuen »Sieg der Reaktion".

Paracentese.

Vierzehnter Juli 1909. Achtzehn Tage sind vergangen, seit
Fürst Bülow an Bord der „Hohenzollern" die Entlassung aus
den Aemtern des Kanzlers und Ministerpräsidenten erbeten hat
(auf dem selben Deck und an dem selben Kalendertag, die zwölf
Jahre zuvor des Botschafters Erhöhung ins Staatssekretariat sa-
hen): und noch weiß Alldeutschland nicht, wie der fünfte Reichs-
kanzler heißen wird. Lange Frist. Der Reichstag ist versammelt;
fühlt aber nicht die Pflicht, eine klare Kundgebung feines Wil-
lens in den Parteienzank einzuschieben. Keines Wunsches Echo
klingt in Wilhelms Ohr. In der Presse werden sämmtliche Papa»
bili(und Solche, die es sein möchten)beschmeichelt und gehechelt;
wird aber kein Wort hörbar, das ausspricht, was ist und sein
muß. Weil der Kaiser ja doch den Mann wählen kann, der ihm
paßt? Vielleicht wählt er falsch, wenn aus den Lungen der Volk»
heit nicht der leiseste Ruf zu ihm drang. Von den kieler Regat-
tafesten ist er morgens ins berliner Schloß heimgekehrt. Wer
Wochen lang auf dem Wasser gelebt oder im Automobil die
Haide durcheilt hat, findet das von Schlüter und Eosander
gebaute Haus selbst in einem sonnenlosen Sommer schwül und
dumpfig. Auf der (von Friedrich Wilhelm dem Vierten angeleg-
ten) Terrasse ist frischere Luft. Da soll gefrühstückt werden. War-
um nicht auch das Reichsgefchäft erledigt? Der Kanzler, die von
Bayern, Sachsen, Württemberg zum Bundesrath bevollmächtig-
ten Herren, die Staatssekretäre vonBethmann»HollwegundSy»
dow, tzandelsminister Delbrück, Unterstaatssekretär Mermuth,
Oberpräsident von Trott zu Solz werden geholt und dürfen mit
dem Kaiser, der Marineuniform und weiße Mütze trägt, in dem
Terrassegärtchen unter dem Grünen Hut promeniren. Vor dem
neugierigen Blick der schnell in die Burgstraße geschaartenMen»
ge wird der vierte Reichskanzler entlassen, der fünfte verpflich»

tet; werden zwei Staatsminister, zwei Staatssekretäre ernannt. ImGarten; neben dem gedecktenFrühstücksMch. In sünfzigMi? nuten sind die Zwei, in achwydzwanzigdieWeraNMfertjgt..Mcr , Männer, die seitWochen, seitMonaten nicht vor dem König stan» den und nun kaum zum Wort kommen. Der Zuschauer sieht sie lauschen, lächeln, denRücken krümmen. Hat sich dasCeremoniale der Ernennung aber ganz anders gedacht. Der Kandidat, meinte er, habe zunächst über seine Absichten und Pläne dem Kaiser Vortrag zu halten und die Entscheidung falle erst, wenn danach der Kanzler oder Ministerpräsident gehört ward. Der Spreepanto» mimus zerstört so frommen Glauben. Weltwende? Wilhelm hat gesagt, für den neuen Schatzsekretär habe der alte vorgesorgt und Mermuth brauche das von Sydow zusammengekratzte Geld nur auszugeben. War auch sonst zu munterem Scherz gestimmt. »Ist der fünfte Kanzler ein Mann raschen Entschlusses und tapfer ausharrenden Willens? Nur mit solchen Qualitäten kann er dem Reich nützen. Alles Andere ist Nebensache. Alles Prunken mit Geistreichthum vomUebel. Aus einem Feuilletonisten wird nie einRegirer.Den aber brauchen wir wie das liebe Brot. Einen wuchtigen deutschen Kerl, der Etwas will, aufrecht bei der Stange bleibt und sich von keinem Satanas einschüchtern läßt. Selten sichtbar; wenn er zu den Landsleuten spricht, muß es Ereigniß werden. Daß er kein plumper Lümmel sein darf, versteht sich. Herr von Bethmann ist fast unbekannt. Seit er, um neben Po» sadowsky nicht allzu arm zu scheinen, steifen Stoff mit allerlei hübschen Floskeln bestickt und mit darwinischer Ethik aufgepolstert hat, zwängt ihn die Schreiberzunft in die Schablone: .Philosophischer Kopf/ Dummes Zeug. Wenn Herr Krause seine Hedwig verheirathet, sucht er für die tzochzeitrede etwas Apartes zusammen; wenn ein kluger preußischer Minister das heikle Thema des Landtagswahlrechtes laut erörtern muß, hilft er sich mit den (vor dem Auge der Abgeordneten noch in Jugend» glänz funkelnden) Begriffen der Evolution und Selektion. Das beweist nichts. Und Herr von Bethmann foll nicht Privatdozent noch Professorsein, sondernKanzlerdesDeutschenReiches. Was er kann, hat er noch nie zu zeigen vermocht: er war kaum irgendwo warm geworden, so kam schon die Beförderung ins Höhere. Gewiß Keiner der Bethmänner, die Bismarck haßte. Dem un»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_393.html[18.07.2014 17:50:16]

ähnlich, über den der schroffe Schönhauser 1834 an Gerlach schrieb:
,Was für ein kleines Herz ist dochBethmann»Hollweg! Verletzte
Eitelkeit, äußerlich flache Ambition sind seine tiefsten Motive'.
Von Kopf zu Fuß unähnlich. ErnsteMenschen rühmen seine an-
ständige Gesinnung und die innere Feinheit seinesWesens; sind
sicher, daß er sich nie zu unwürdigem Handeln erniedern noch als
Gaukler paradiren werde; trauen ihm auch den Muth zu, den
weitenAmtsbereich instetigerArbeit zu erobern, statt als ein von
Wirklichen GcheimenRäthen gelenkterTitularherr drin zu thro-
nen. Leicht hat ers nicht. Wir müssen geduldig sein." So klang,
nach derStaatsaktion im Schloßgärtchen, hier derGruß, dieFr age,
dieMahnung; aus höflichem Hoffen. Wir mußten geduldig sein.
Von den fünf unter dem Grünen Hut Gekürten sind vier bis
heute im Amt geblieben. Einer wurde gestern hinausgedrängt:
Mermuth. Der Tüchtigste. Einer, der wußte, was er wollte, und
von der Willenslinie um keinen Hätschelpreis abbog. Staats-
sekretär im Reichsschatzamt: auf diesem Posten lebte sichs auch
nach derMehrung derReichseinnahme um eine halbe Milliarde
nicht so bequem, wie Wilhelms Sonncnstimmung vermuthet hatte.
Täglich pocht neuerAnspruch ans Thor; und jeder, demnichtauf»
gethan ward, träuft Gift in das Herz seines Hegers. Aus dem
Marincamt, dem Kriegsministerium ruft Ungeduld auf den Wil-
helmplatz: „ Jetzt habt Ihr ja Geld! Rasch also her mit dem Segen ?«
Aus dem Reichsamt des Inneren kommen Forderungen, unter
denen der Name des Unterstaatssekretärs Mermuth steht. „Der
Chef bedauert; dieReichsmittcl gestatten dieBewilligungnicht."
Trotzdem er selbst das jetzt Verlangte schon im vorigen Haus-
haltsplan fürnothwendig hielt? «Hier habe ich als für den Reichs»
fchatz Verantwortlicher zu handeln und muß mir jede Konfron«
tirung mit früher von mir Gewolltem verbitten." KeineAusgabe
ohne Deckung, kein Jahr ohne Schuldentilgung, nicht die winzigste
Zulage, die noch zu vermeiden ist: das Programm ist nicht eines
Schöpfers, doch Eines, der die Reichsnoth kennen gelernt und
schaudernd gesehen hat, was in jedem Ressortwinkel, im engsten
sogar, unnützlich vergeudet wird. Der Schatzsekretär ist dem Kanz-
le? untergeben undsolltenachBismarcksAbsichtauchvom Willen
des preußischeu Finanzministers abhängig sein. (Als die Finanz-
minister derBundesstaaten unter dem Vorsitz des Schatzsekretärs

versammelt waren, nannte der Entamtcte im Sachsenwald diese Rangordnung «verfassungwidrig- und meinte, sie sei auch durch den Nothbehelf des Stellvertreterartikels nicht zu rechtfertigen.) HerrWermuth fühlte sich vom erstenTag an als verantwortlichen Reichsfinanzminislcr. Vor wem sollte er sich in scheuer Ehrfurcht beugen? Herrn von Bethmann hatte er in Nr. 74 der Wilhelm-straße durchaus erkannt; diesem ewig Zaudernden Cerebrasthe» nikcr war nur von überlegener Willensstärke ein Entschluß ab-zuringen. Kreuzwcndedich von Rheinbaben saß nicht mehr fest auf seinem Stuhl, war dem Kanzler als lüstern Emporstreben-der verdächtigt worden und mußte bald dem fleißigen, seines Mittelwuchses heimlich bewußten Herrn Lentze weichen. Von Preußen war nichts zu fürchten; und Theobald! wähnte sich der Ordner des Reichshaushaltes sicher. Das Parlament hörte ihn nicht oft; nur, wenn er Beträchtliches zu sagen hatte. Seine Rede war immer knapp und schlicht, doch von stillem Humor durchleuch-tet und ließ helles Gehör ahnen, daß von diesem Sprecher noch Besseres zu erwarten sei als Sparmeisterschaft; daß hinter der ge-wollten Nüchternheit des Ziffernmenschen ein Politikerin Geduld seiner Stunde harre. Konservativ oder liberal? Eine Frage für Kinder. Der Führer einer Lokomotive, wetterte schon Lagarde, soll weder konservativ noch liberal sein, sondern Sachverständiger, Techniker. Als Herr Mermuth, nach Pflicht und Recht, vor der Wahl im Reichstag erwiesen hatte, daß nur blinde Parteiwuth die neuen Steuern spottschlecht und unergiebig schelten könne, warfen ihn, den «Helfershelfer der Schwarzblauen-, die liberal Schwatzenden zu den Scheusalen der Wolfsschlucht. Drei Mo-nate lang klebte sich Schmähung an seinen Namen, wie einst länger an Miquels. Jetzt soll er im Bundesrath der Gonfaloniere der Kindeserbschaftsteuer geworden sein: und wird links drum lauter gepriesen als rechts. Wer den Mann richtig sieht, kann ihm nicht zutrauen, daß er sich mit Haut und Haar einer bestimmten (gar einer von Kurzsicht oder vonDemagogie empfohlenen)Steucrart verschrieben habe. Die Reichsausgaben sollten (für Heer und Flotte)erhöht werden;undderSchatzfekretärwolltedazu nurmit-wirken, wenn er zulänglicher Deckung gewiß war. Sollte er sich inTaschenspielerkünste erniedern oder, unter dem Hohngeheul der in Wallots Hause stolzirenden Parteisekretäre, mit eigenertzand

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_395.html[18.07.2014 17:50:17]

sein Programm zerfetzen?DieDeckung, die ihm (aus dem Bezirk
der Spiritussteuer) angeboten wurde, genügte nicht. Das wußte
er; und wollte nicht lügen lernen. Hatte er, der doch als mißtrau«
isch galt, nicht gemerkt, wie hastig wider ihn ringsum Neid und
Haß die wärmende Erdschicht aufwühlte? «Der Vater aller Hin-
dernisse. Ein Pfennigfuchser, der den Ressorts Unentbehrliches
abknickert, im Deutschen Reich wie ein Konkursverwalter hausen
möchte und das Heer sogar, den zuverlässigsten Bürgen unserer
Großmacht, darben läßt. Ilms Reichsschicksal bekümmert er sich
nicht; will nur seine Rechnung im Reinen haben". Tag vor Tag
wurde Solches gewispert. Auch demKaiser gesagt, mit Wermuth
sei nicht zu arbeiten. Will er Delbrücks Platz und zeigt sich des»
halb auf seinem (undankbaren>Posten so schwierig? »Er zettelt
mit den Parteien. Hetzt uns das Centrum auf den Hals. Ist nach
derWahlzudenDemokratenübergegangen. Seitwanndars denn
ein Schatzsekretär Vorsehung spielen? Der hat die finanzpolitischen
Beschlüsse des Kanzlers auszuführen und, wenn im Reichstag
seinSprüchleinüberdentzaushaltheruntergehaspeltist,zuschwei»
gen, biserzurEmpfehlungeinerneuenSteuerberufen wird. Und
wo steckt denn die Riesenleistung des mitPapierlorberGekrönten?
Der Reichsanleihe gehts schlechter als je und die Werthzuwachs-
steuer hat den ganzen Grundstückhandel ins Stocken gebracht und
die besten Bodenaktien entweichet." Lauter wird das Geraun;
nicht klüger. Hexen kann auch Wermuth nicht; in einer Zeit, wo ein
tzalbdutzend gegen Sturm undFeuer gesicherter Industrie»Obli-
gationen je fünf Prozent bringt, schmaler rentircnde und von je-
dem Alarm bedrohte Staatspapiere nicht aufKursgipfelzaubern'
Kaum ein halbes Lustrum im Amt: und Ihr heischt von ihm die
Tilgung der in einem Vierteljahrhundert gehäuften Sünden-
schuld? Er hat sich Respekt erworben. Die Entziehungskur, die
sein Starrsinn erzwang, war nöthig. Seine Budgets loben ihn.
War er stärker als Kollegen und Kanzler: tadelt die Schwachen,
Daß derArmee knapper gemessen wurde als derMarine.ist nicht
ihm zuzuschreiben, sondern denKricgsministern, die nicht in Be-
reitschaft waren, ihr Amtsleben an unabweisbare Forderung zu
setzen. Daß er vom Wunschzettel Tirpitzens, des schlausten Ge-
schäftsmannes, alles einstweilen Entbehrliche zu streichen wagte,
verdient, schon der seltenen Kühnheit wegen, besonderen Dank.

Plötzlich soll alles Versäumte nachgeholt werden. Kriegsmini»
ster und Marinesekretär wollen die Stunde nützen, die dem blö-
desten Auge die Kriegsgefahr enthüllt hat. «Der Kaiser will, daß
Alles fertig sei." Woher flink das Geld nehmen? Gestern rühmten
wir uns der gutenBilanz und sollen heute mit der Wünschelruthe
nach neuen Steuerquellen tasten? Massenbedarf und Verkehr
sollen nicht belastet werden. Direkte Reichssteuern will derBun»
desrath nicht. Die nächsten Handelsverträge werden nach Men»
schenvoraussicht weniger bringen als die jetzt geltenden. Ein
Reichstag mitunsichererMehrheitund hundertzehn Sozialdemo-
kraten. Der auf allen Seiten (mit Stricken und Zwirnsfäden) an-
gebundene Schatzsekretär soll mindestens hundert Millionen aus
der Erde stampfen. Monatelang währt der Ressortzank. Wasam
Montag mühsam abgezwickt wurde, wird Mittwoch sacht wieder
angenäht. Aus der großen Flottenvorlage wird eine kleine; aus
der kleinen eine von Mittelmaß. Jeden Morgen muß der Kaiser
zum Kanzler; die Bedenken der vier «betheiligten" Ressortchefs
anhören, wägen, an einander abwetzen. Bis ihm die Nerven er-
müden. Und täglich wird ihm irgendwo unterthänigstzugeflüstert:
»Alles Hemmniß ist dasWerkWermuths."Der ahnt noch immer
nichts Arges. Thut, was die Pflicht ihm befiehlt, und träumt
nicht von der Möglichkeit, an der Erkältung seiner Freundschaft
mit dem Centrum zu sterben. Eines Abends liest er, daß er sich
zum Rücktritt bereite. Herr von Bethmcmn: »Ich denke gar nicht
daran, mich vonIhnen zu trennen." Schnell aber entschleiert sich
nun das dichte Gesträhn der Intriguen. Die deutschen Minister-
präsidenten werden nach Berlin eingeladen. Der Schatzsekretär,
der die neuen Ausgaben im ganzen Umfang durch neue Einnah-
men gedeckt fehen will, findet im Kanzler keine Stütze. Er ist ein
Mann; nicht ein Zufallsbeamter, der auf Gebieterwink auch an-
ders kann. Fühlt sichdemReich, derNationverantwortlich. Geht
nachtzaus, knifft einen Foliobogen und erbittet seineEntlassung.
Das Gesuch wurde erwartet. Wird genehmigt. Kein Wörtchen
sucht denBewährtenzuhalten; fürkommcndeZolltarifkämpfe den
besten (im Geplänkel mitSchweizern erprobten) Taktiker und zä»
hestenFechter aufzusparen. WedcrOrden noch Audienz. Schlich-
ter Abschied. A.D. (Sucht dieReichshauptstadt nicht einen wür-
digen Lord»Mayor, der sich im Zweckverband niemals duckt?)

HerrWermuthliebtcseinAmt(DascmpfandauchderFernc)
undhättesichihmgewißgernnochIahre lang hingegeben.Dannwä-
re derReichshaushalt von Grund aus geordnet und denRessorts
diePutzsucht abgewöhntworden.Dannhättein derNachbarschaft
Jeder einsehen gelernt, daß am Wilhelmplatz ein Gewissen wache,
dem mit Opiaten nichts anzuhaben sei; ein im tiefsten Sinn Ver-
antwortlicher, den man vielleichtüberzeugen, niemals beschwatzen
könne. Dieser Schatzsekretär, der das Haupt schon über den Dunst»
kreis der Bureaukratie hinaus hob, hätte sich einem Kanzler un»
tergeordnet, in dem sein Hirn einen Herrn zu fühlen veimochte.
Aus dessen Mund feste Weisung gekommen wäre. «Das brauche
ich. Bitte um Ihre Vorschläge. Für die mir wirksam scheinenden
setze ich mich gegen jeden Wind ein." Das sollte nicht sein. Herr
Wermuth mußte gehen.Der Einzige, der im Reichsschatzamt als
eine Persönlichkeit von eigenem Wesensgewicht gewirkt und als
Mann mit zugeknöpften Taschen die Zinne der Volksgunst er-
klettert hat. Sein Erbe ist Herr Kühn; braver Beamter. Rheinba»
bens: Herr Lentze. Lindequists: Herr Solf. Mumms: Graf Rex.
Rechenbergs: wenn Fortuna uns hold ist, ein Herzog.
So darfs nicht weiter gehen. Deutschland ist lange geduldig
geblieben; zu lange. Währt der Wechsel von Schweigen und
Schimpfrede fort, dann droht demReich ernste Gefahr; von außen
nicht: von innen. Nicht ein Mann von politischemAnfehen sitzt in
derReichscentrale.nicht einer imRath des Königs vonPreußen.
Excellenzen? Schulkinder spottenihnennach.Jeder rotheRedak-
teur findet, beiReichenselbst,leichterGehör als diese Dutzendver-
walter. Fleißig sind sie. Anständige Leutej die Vorträge abhorchen,
kein Aktenstück verstauben lassen und sich nicht an den Abendeß-
tisch setzen, ehe ihrNameunterhundertVerfügungenprangt. Wo
aber ist die Schöpferleistung, die ihnen Achtung würbe? Keins
ihrer vielen Worte weckt im Herzen der Nation je einen Wider-
hall. Und diese Nation, die so leicht zu lenken, nach Ehrfurcht so
hungrig ist, freut sich, wenn schrille Rede einen Geschniegelten auf
seinem hohen Stühlchen kränkt. Hat Deutschland je aus Parla-
ment und Presse so rauhe Töne vernommen? Das Herrenhaus
ist ein Irrenhaus, eine schlecht riechende Mumienhalle. DiePo»
lizeimannschaft besteht aus Bluthunden und Verbrechern; ihre
amtlichen Berichte bringen nur Lug und Trug. Wer die (Aktien»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_398.html[18.07.2014 17:50:18]

ge sellschaften verpflichteten) Ruhrzechenleiter nicht als eine Schin-
derhorde anprangert, ist ihr Knecht; leckt ihrer Sohle das Men-
schenblut ab, durch das sie waten mußte. Jede Antwort der Wür-
denträger verhallt ins Leere. Hebt sich gar der Kanzler, Preußens
Ministerpräsident, von seinem Sitz, so muß der deutschem Staats-
wesen Verlobte zittern. DerFallBethmann ist einfacher als irgend-
ein anderer. Ein Mensch, der nie zum Entschluß kommen kann,
soll dem Willen eines großen Volkes die Richtung weisen. Er
vermags nicht.Will nicht erkennen, daß er auf seinenPostennicht
.augt. Hält alle Anderen für blind und taub. Haßt, ohne sichs zu
gestehen, jeden Starken; und peitscht, wenn einmuthig Entschlosse-
ner ihn geärgert hat, die kränkelnden Nerven in den ersten Ent-
schluß, den einzigen, der schwächlich Zaudernden erreichbar ist:
brutal zu scheinen. Mit solchem Geschäftsführer wäre auch hinter
dem gewaltigsten Heer und der mächtigsten Flotte nichts zu ver-
dienen. Weil er im Volksvertrauen nicht die dünnste Wurzel hat,
ist Ohnmacht sein Los. Haldane oder Churchill, eine Wahl oder
ein Strike: nie klingt die Seele der Nation mit seiner in froher
Eintracht zusammen. Und brächte er Germanien lange ersehntes
Geschenk: vor seinem Gestus wiche die Freude. Herr von Beth»
mann muß aus dem Amt. Muß endlich den Platz räumen, auf
dem mit schwindligem Gewissen, ohne Humor und Zeugerver-
mögen die nothwendige Wirkung ins Ganze unmöglich ist. Dem
dürren Arm entglitt die günstigste Stunde. Frankreich vor der
Wahl, Algerien zu verlieren oder Marokko zu gewinnen; Eng-
land von neuen Chartistenkrämpsen geschüttelt und von Lloyd Ge-
orge den Schamschleiern entblößt; Italien als Thronprätendent
im Mittelmeer; die Sozialdemokratie nach ihrem größten Sieg
mit der Verantwortung eines hoffnunglosen Lohnkampfes be»
packt. Von solchen Feldern war reiche Ernte zu holen. Jede ist
Herrn von Bethmann verhagelt. Ermußfort; ehe es zuspätwird.
Wie Nebel liegts über dem Reich, wie Mehlthauaufgestern noch
hell blühendem Leben. Deutschland ist nicht, was der Reichstag
es scheinen läßt. Ist kerngesund, im Innersten jung und darf ge-
trost in den Lenz hinein jauchzen. Soll ein Grämlicher ihm alle
Wonne vergällen? Nurnoch ein Weilchen Geduld, heißts: „wenn
erdieWehrvorlagendurchgebrachthat, geht er." Diebrächleheute
sein Kutscher durch. Die brauchen kein Wort der Empfehlung.
And das Deutsche Reich will sich kräftigen Frühlings erfreuen.

Der Frauenfuß in der Dichtung.
ÄA^un könne nicht sagen, behauptet Platon, daß ein Glied des
menschlichen Körpers, für sich allein genommen, schön sei.
Die Schönheit erfordere die Zusammensassung verschiedener Theile.
Der Verliebte zürnt. Er denkt ihres Auges, ihres Mundes, ihres
Nackens, ihrer Hand, ihres kleinen Fingers; und fragt schmollend
den alten Symposiarchen: „Was weißt denn Du davon?" Cicero
und Ficinus lehnen sich in ihren Definitionen der menschlichen Lei»
besschünheit an Platon. Aristoteles sagt von ihr, sie sei ein be-
stimmtes passendes Größenverhältniß, das sich aus einer Zusam»
menstellung verschiedenartiger Theile ergebe. Wer diese grauen
Weisheiten hört und sich zu gleicher Zeit erinnert, wie er trunke»
nen Auges vor den weichen, aufgelösten Gliedern der schlafenden
Venus des Giorgione, vor dem leuchtenden Fleisch der tizianischen
Aphrodite gestanden hat, und wer die Schönheit des Weibes als
ewiges Geheimnis; empfindet, Der möchte gegen die allzu hellen
Philosophen so unhöflich sein wie der Verliebte. „Wenn Ihrs nicht
fühlt, Ihr werdets nicht erjagen!" Dennoch muß uns schließlich
einleuchten, daß, die Theorie nur auf einem Umweg der Schönheit
nahen kann: durch die Berechnung der Proportionen. Ein neuer
Anthropolog, der zugleich Aesthetiker ist, vr. Stratz, gab in seinem
Werk „Die Rassenschönheit des Weibes" Resultate von Messun-
gen, die er an Hunderten von Frauenkörpern aller Nassen borge»
nommen hatte. Mit Bandmaß und Tasterzirkel nahm er zwölf
Maße an jedem weiblichen Körper und stellte bestimmte Propor-
tionen für die Rassentypen auf. Er gelangte auf geometrischem
Weg zum Schönheitideal der weißen Rasse, die sich im Kampf ums
Dasein und mit ihren geistigen Kulturthaten als die höchstent-
wickelte erwiesen hat. Der Schöpfer der Mediceischen Venus hat
Bandmaß und Tasterzirkel nicht gebraucht. Ein Trost bleibt: daß.
die Messinginstrumente und Berechnungen des Gelehrten und
unsere seligen Augen zu dem selben Urtheil gelangen.
Die Theorie des Platon verschönte Dante, der Dichter, da er
die körperliche Schönheit eine Harmonie nannte, und Agnolo Fi»
renzuola, ein Erotiker der italienischen Renaissance, spann in den
„Gesprächen über die Schönheit der Frauen" den Gedanken des
Dante weiter; er sprach von „dem geordneten Einklang verschiede-
ner, nach ihrer besonderen Beschaffenheit und Bestimmung passend
abgemessener und in gewissem Sinn schöner Glieder, die, bevor sie
sich zur Bildung eines Körpers vereinen, unter sich abweichend
und gegensätzlich sind". Die Natur bringe geheimnißvoll aus dem

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_400.html[18.07.2014 17:50:19]

Vielerlei der Glieder die Einheit d'ös schönen Leibes hervor, nach
einem räthselhaften Gröfzenverhältnisz. Diese Apostel der Weibes»
schönheit schätzen die Schönheit eines Körpertheiles nur insofern,
als der Theil in einem vollkommen „richtigen" Verhältniß zur
Gesammtheit der Glieder steht. Sie sagen in ihren Abstraktionen
nichts von dem Reiz, den Lessing als „Schönheit in Bewegung"
bezeichnet; der aber, wie wir wissen, auch dadurch entsteht, daß
anmuthige Bewegung die etwa mangelnde Vollkommenheit pro«
portionaler Schönheit dem entzückten Betrachter ersetzt, ja, viel-
leicht Schönheitwerthe schafft, die noch inniger empfunden werden
als die mit Hilfe des Tasterzirkels berechenbaren.
Der Maler lächelt, dem Herr Platon weismachen will, ein
Glied des menschlichen Körpers, für sich allein genommen, könne
nicht schön genannt werden. Der Maler weiß, es besser. Das
Schönste sucht er auf den Fluren. Manche Schaumgeborene auf
der Leinwand trägt Hals und Brust von Laurette, die Arme von
Ninette, die Beine von Lisette, die Füße von Anette, das Haupt
von Ieanette zu Lehen.
Die Liebe des Mannes sieht jedes Glied am Körper der ge-
liebten Frau beseelt. Er erkennt und liebt im Theil das Ganze. Die
Psychologie des Frauenkenners erräth aus dem Bau des Mundes
Güte oder Hochmuth oder Frohsinn oder Leidenschaft oder Grau-
samkeit; und kaum ein Dichter versagt sich, die Seelensprache des
Auges zu deuten. Einer Frauenhand widmete Storm die Verse:
„Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über Deine Lippen gehen;
Doch, was so sanst Dein Mund verschweigt,
Muß Deine blasse Hand gestehen.
Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen
Und, daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen."
Es ist eine Wechselwirkung: das Gemüth der Frau beseelt
ihren Körper und die seelesuchende Liebe des Mannes zieht durch
die Thore der Sinne ein. Doch da sind nun der Psorten viele.
Der ganze Körper kann das Gepräge tiefsten Wesens tragen; oder
dieses mag auch einem Gliede des Körpers besonders reizvoll ein-
geprägt sein. Ein gesunder, harmonischer Mann mit seingebil-
deten Sinnen, weit entfernt von der Entartung der Fetischisten,
wird zuerst etwa von dem süßen Mund einer Frau oder der gra-
ziös gebogenen Form ihres Halses oder dem zierlichen Rhythmus
ihrer tanzenden Füße mächtig angezogen. Wäre nicht dem Theil

verliehen, Empfängliche mit dem ganzen Liebreiz eines schönen Wesens zu berücken, es gäbe der aphrodisischen Freuden wenig auf Erden. Denn sparsam vertheilt die Göttin ihre Gnade und die körperliche Vollkommenheit, die Platon allein gelten läßt, ist selten.
Der Don Iuan der alten Ueberlieferung war auf seine Art ein Platoniker. Er suchte mit kaltem, vom Zauber der Seele nicht verwirrten Auge die ideale Frauengestalt, und da er sie an einem Weibe nicht fand, verhundertfachte er das Verfahren des Malers, der für eine Gestalt seiner Phantasie viele Modelle braucht.
Für die göttliche Schönheit des blühenden Frauenleibes, die das All durchdringt und im Teil sich kündet, sei hier ein kleiner, zierlicher Zeuge gerufen: der Fuß. Er ist das dienende Glied, der Lastenträger. Er muß, während Haupt und Brust und, vom Fesselband an, die Körperglieder alle zur Luft der Höhe streben, auf der rauhen Erde schreiten. Doch fröhlich trägt er auf federnder Sohle die schlanke, schöne Frau. Sein stolz gebogener Rist weiz nichts von Demuth, sein munter beweglicher Elfenbeinknöchel, seine hüpfend? Ferse, seine biegsamen Zehen, seine feingegliederte Form, seine straffe seidene Haut, seine rosige Farbe wissen nichts von Trauer.
Warum auch Demuth und Trauer? Seit uralten Zeiten benutzten die Menschen den Fuß als das Sinnbild ihrer Macht. Einst drückte der Schlachtensieger seine Sohle auf den Nacken des Besiegten. Bedeutete diese Pose zunächst, daß der Feind in den Staub getreten sei, so ging doch auch unmittelbar von den Nerven des Fußes zum Gehirn des Siegers das Gefühl der eigenen Erhebung ein. Im Pantoffelkuß, der heute noch dem Papst von Gläubigen dargebracht wird, soll gewiß weniger die Unterwürfigkeit des Küssenden als die Erhöhung des Geküßten symbolisirt sein.
Eine thörichte körperliche Scham, der Unnatur nah verwandt, hat dem schönen Frauensuß in manchem Iahrhundert übel mitgespielt, ihn unter langen Gewändern versteckt, durch plumpes Schuhwerk entstellt. Den Dichtern aber blieb sein Reiz niemals verborgen.
Nicht nur an der Bekleidung des Frauenfußes bastelte die veränderliche Mode, die einst die luftige Sandale, dann Stiefel oder Schnabelschuhe, dann die klappenden zierlichen Holzstöckel des Rokoko schuf, dann, während des Direktoriums und in der ersten napoleonischen Zeit, den nackten, ringgeschmückten Füßen der R6» camier und der Tallien huldigte, später den niedlichen Bundschuh der Biedermeierin zugleich mit dem vom Kleid freigegebenen Ansatz ihrer Wade kokettiren ließ und endlich heute mit dem tief ausgeschnittenen Schühlein und dem durchbrochenen Seidenstrumpf sich wieder der Sandale nähert. Auch das Schönheitideal des un»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_402.html[18.07.2014 17:50:20]

Heklcideten weiblichen Fußes war gewissen Wandlungen unter«
worfen. Während die Französin unserer Tage genau so wie die
Chinesin auf ihre kleinen Füße stolz ist, zeigt sich der Fuß der klas»
fischen Griechenschönheit durchaus nicht so winzig. Seine edle
Form war bedingt vom Ebenmaß, von dem hohen Rist, der feinen
Ferse, der etwas abstehenden großen und der längeren zweiten
Zehe. In der Kultur der Füße kamen nationale Unterschiede
zur Geltung. Noch heute wird in Deutschland dieser Teil der weib»
lichen Schönheit oft vernachlässigt, während die Französin seit
Jahrhunderten die Pedicure schätzt und die wenig bekleidete junge
Italienerin der ärmeren Volksschicht von der Natur so bevorzugt
ist, daß sie künstlicher Nachhilfe nicht bedarf. Charakteristisch ist,
was Stratz in dem schon erwähnten Buch erzählt: „Alles ist Ge»
.wohnheit; und ich erinnere mich noch sehr gut, daß eine biedere
deutsche Bäckersgattin, der ich ein warmes Bad empfahl, mir em»
pört zurief: ‚Ich bin doch kein gemeines Frauenzimmer!' So kann
selbst Unreinlichkeit zur Tugend werden." Und ein altes Volks»
lied, das er der „Topographischen Anatomie" Hyrtls entnahm,
Liebt die wunderlichste Beschreibung einer schönen Frau:

„Den Kopf aus Prag, die Füß' vom Rhein,
Die Brust aus Oesterreich im Schrein,
Aus Frankreich den gewölbten Bauch."

In Goethes „Wahlverwandtschaften" heißt es: „Der Graf
^verlor sich in frühere Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die
Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer
entwickelte. Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese
Anmuth ist unverwüstlich. Ich habe sie heute im Gehen beobachtet;
noch immer möchte man ihren Schuh küssen und die zwar etwas
barbarische, aber doch tiefgefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten
wiederholen, die nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer
geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken." In
dem selben (elften) Kapitel des Romans nahen einander noch ein-
mal Eduard und Charlotte, Beide mit einer fremden Liebe im
Herzen. „Er warf sich vor ihr nieder und sie konnte sich nicht er«
wehren, daß er nicht ihren Schuh küßte und daß, als dieser ihm in
der Hand blieb, er den Fuß. ergriff und ihn zärtlich an seine Brust
drückte."

Schon Iahrtausende vorher reizte der Frauensuß den Schön-
heitsinn der Dichter. Gern freut sich der alte Homer an „glänzen-
den Füßen". Die Göttin Thetis, Achills Mutter, nennt er silber»
füßig und Eos, die Morgenröthe, bald rosensingerig, bald rosen»
füßig. Auch der Römer Lukian und unser deutscher Wieland wid»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_403.html[18.07.2014 17:50:21]

men den weißen und rosigen Füßen der griechischen Göttinnen be»
sondere Liebe. Doch vielleicht schon vor Homers Tagen ersann die
Sage, daß unter den weichen Tritten der Ceres und der Aphrodite
Blumen sprießen. Auch durch die christliche Welt schreiten des
Göttlichen geweihte Füße. Darum salbt Magdalena die Füße deS
Heilands und Wagners Kundry wäscht die Füße Parsifals und
trocknet sie mit ihrem Haar. Selbst die Erotiker der Renaissance,
ob sie gleich im Allgemeinen mehr auf das Ganze gingen, wid«
meten den Füßen der Lauras und Beatrices zärtliche Aufmerksam«
keit. Um eines sinnigen Wortes willen sei von den Italienern der
schon einmal genannte Agnolo Firenzuola citirt, ein 1493 gebore«
ner Florentiner, der, obwohl er ein guter Freund des berüchtigten
Aretino war, in seinen „Gesprächen über die Schönheit derFrauen"
nur die von der Kleidung nicht verborgenen Körpertheile rezen»
sirte. „Weil der Fuß", so sagt er, „die Grundlage und gleichsam
die Stütze aller übrigen Glieder bildet, ist er im höchsten Grade
beachtenswerth und von großer Wichtigkeit für die Schönheit im
Allgemeinen. So oft daher das Auge ermüdet oder vielmehr, von
dem überreichlichen und unaussprechlichen Genuß, bei der Betrach-
tung der Augen, der Wangen, des Mundes und der übrigen
Theile gesättigt, sich sammeln will, senkt es sich wie in Verlegen»
heit und ruht auf dem Fuße, wie Iemand, der ermüdet ist, den
Kopf auf ein Kissen legt. Deshalb, holde Frauen, seid nicht so miß»
günstig und zeigt uns mitunter den Fuß! Lernt von den Röme-
rinnen, die ihn eben so Pflegen wie das Gesicht!"
Unübertroffen ist der Zauberglanz, den das deutsche Märchen
Aschenbrödel um den kleinsten und schönsten Mädchenfuß webt.
Den gläsernen Pantoffel hat das arme Kind im Königsschloß der»
loren und die Herolde schreiten durch das Land und rufen aus:
„Die Iungfrau, an deren Füßchen das Schühlein paßt, sie und
keine andere wird des Prinzen Frau!"
Sein verliebtes Spiel beginnt der Frauensuß so recht eigent-
lich erst im galanten Zeitalter des Rokoko. Unter Ludwig dem
Pierzehnten hüllte das versailler Ceremonial die Hofdame noch in
schwere Stoffe; majestätisch gewichtig war die Geberde des Barock.
Unter der Regentschaft Philipps von Orleans jedoch schlüpft der
reizende Kobold aus der Verschalung und zeigt seine wahre Figur:
den kleinen, feinen Wuchs, die feinen Hände, die seinen Füße. Ihr
Lachen ist Musik, ihr Gang ist Musik. Auf den Bildern Watteaus,
Bouchers und auf Fragonards sehr pikanter „Schaukel" sehen wir,
wie Gesellschaft und Kunst den zierlichen Fuß im Stöckelschuh und
Seidenstrumpf zu schätzen wußten. Karl Widmer sagt (in seinem

Buch über „Die Frau des Rokoko"): „In dem weitausgeschnitte-
nen Stöckelschuh aus Atlas oder feinem Leder von der Farbe des
Kleides erscheint der Fuß noch kleiner, als er ist. Die hohen Ab»
sähe verleihen dem Gang das Tänzelnde, der Haltung das kokette
Balanciren. Mit dem Fuß, der Frau hat die galante Zeit einen
wahren Fetischdienst getrieben. Der Cordonnier, der für diesen
Fuß das Kunstwerk seiner eleganten Hülle anfertigt, betreibt sein
Metier mit den Allüren eines echten Künstlers. Ein berühmter
Schuhkünstler wird von der Gesellschaft verhätschelt. Prinzessin-
nen und Damen vom Hof schenken ihm ihr Portrait. Er lädt Ka-
valiere zum Essen ein. Die Kunstwerke, die er schafft und sich mit
märchenhaften Summen bezahlen läßt, haben Dichter begeistert,
wie Rstis de la Bretonne, der auf den schönen Fuß und die hohen
Absätze der Herzogin von Choiseul einen ganzen Roman schreibt."
Die vom zarten Fuß der Frau erregte Sinnenlust wird in dem
Roman Rstiss zur Monomanie; noch mehr in iden Scheusäligkeiten
des Marquis von Sade und später in den Romanen Sacher»
Mafochs, der mit Wonne in der Vorstellung eines von der Gelieb-
ten schmerzhaft getretenen Mannes schwelgt.
Auch das „Werther"»Kostüm kleidet den Fuß der Frau mit
liebevoller Sorgfalt, tzeinses „Ardinghello", dieses hohe Lied schö-
ner Sinnlichkeit, widmet jedem Theil des Frauenkörpers, auch dem
Fuß, glühende Betrachtung. Bei dem seligen Glänze der Füße
„Aspafias" verweilt Hamerling entzückt; und er schildert die an»
muthigen Zehenkünste tanzender Hetären. Die Willkür körperlichen
Schamgefühls in Bezug auf den nackten Frauenfuß. spricht aus
zwei Beispielen. Für Scotts prüde englische Leserschaft war es
wohlverständlich, daß, im „Talisman" die Jungfrau tief erröthet,
weil sie mit unbekleideten Füßen vor einem Mann erscheinen,
muß; in Lothars Erzählung „Die Reise ins Blaue" vergnügen sich
junge Damen und Herren der besten Kreise mit einem Gesellschaft-
spiel. Die Geschlechter sind durch einen Vorhang getrennt. Die
jungen Damen entblößen die Füßchen von Schuh und Strumpf
«und strecken sie, eine nach der anderen, durch einen Spalt der
Wand. Wer von den Herren aus der Individualität eines Fußes
dessen Besitzerin erkennt, erhält den Preis.
Eine Novelle Theophils Gautier beherrscht ein kleiner Frau-
enfuß. Freilich: der Fuß der egyptischen Prinzessin Hermonthis,
der Tochter des Königs Pharao, die vor dreitausend Iahren lebte.
Für fünf Louisdor ersteht der Dichter diesen balsamirten Mumien-
fuß und stellt ihn als Briefbeschwerer auf seinen Schreibtisch.
Nachts, um die Geisterstunde, fängt das Füßchen zu hüpfen, zu.

tanzen an; nun erscheint die schöne Prinzessin, der ein Fuß fehlt, und bittet um ihr sehr persönliches Eigenthum. Die Prinzessin klagt mit sanster Stimme: „Mein lieber, kleiner Fuß, Du fliehst mich immer, obwohl ich so sorgsam mit Dir umgegangen bin! Ich badete Dich in duftendem Wasser, in einem Bassin von Alabaster, glättete Deine Ferse mit einem in Palmöl getauchten Bimstein, Deine Nägel wurden mit goldenen Feilen gefeilt und mit dem Zahn des Nashorns glänzend gerieben, ich trug Sorge, gestickte und gemalte Thabebs mit umgebogenen Spitzen für Dich zu wählen, um die alle jungen Mädchen Egyptens mich beneideten; Du hattest an Deiner großen Zehe Ringe, die den heiligen Skarabäus darstellten, und Du trugst einen der leichtesten Körper, den ein bequemer Fuß sich nur wünschen kann."

Auch im Drama spielt der Fuß der Frau manchmal eine Sonderrolle. Wilde läßt das Haupt des Iohannes den geschmeidigen Füßen Salomes zum Opfer fallen: ihr Tanz erringt den blutigen Preis. Seht Ihr nicht, wie sich Kleists Käthchen schamhaft die Strümpfe auszieht, den Bach zu durchwaten und ihren hohen Herrn zu retten? Ein Höhepunkt in Wagners „Meistersingern" ist der Augenblick, da Hans Sachs Euchens Schuh und Fuß in seinen treuen Händen hält.

Die Märchengestalt des Dorfschneiders in Hauptmanns „Han» nele" bringt dem armen Kind in seinem Todestraum Brautkleider und gläserne Pantoffel, und während der Schneider vor Hannele kniet und ihre Füße bekleidet, spricht er: „Es sind die kleinsten Schühchen im Reich. Sie haben Alle zu große Füße: die Hedwig, die Agnes, die Liese, die Martha, die Minna, die Anna, die Käte, die Grete . . . Sie passen, sie passen! Die Braut ist gefunden. Iungfer Hannele hat die kleinsten Füße." Das Rautendelein der „Versunkenen Glocke" entzückt den kranken Glockengießer Heinrich mit Zauberkünsten seines lieblichen Leibes; nicht die geringste dieser süßen Listen ist es, als das Mädchen das Füßchen hebt, die Haselnuß zu knacken: „Gieb Acht: hier heb' ich meinen kleinen Fuß. Den rothen Absatz siehst Du?" Wichtiger ist die erotische Wallung, die den Doktor Rank in Ibsens „Nora" erfaßt, als ihm die bang nach einem Ausweg flatternde kleine Frau ihre neugekauften seidenen Strümpfe zeigt. Er verliert die Fassung; der Rettungplan Noras scheitert am Geständniß ftiner Liebe. In tzofmannsthals Tragoedie „Das gerettete Venedig" erleidet der welke Greis Dolfin unerhörte Schmach von der Courtisane Aquilin«, die er mit verzehrender Altersbrunst liebt. Sie speit ihm zu, uni wie viel häßlicher er sei als ihr toter Hund; er erwidert: „Kann

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_406.html[18.07.2014 17:50:22]

ich nicht schnuppern und das Plätzchen finden, wo Deine süßen Füße sind?" Nnd er küßt ihren Fuß.

Zum Symbol stärkster sinnlicher Macht, aber zugleich auch zum Symbol der gesammten geliebten Persönlichkeit wird der Fuß der Frau in Stuckens Artusdrama „Lanval" erhoben. Held Lanval von der Tafelrunde hat an der smaragdenen Küste von Avelun den blühenden Schemen Finngula erblickt, das zauberhafte Wesen mit der Gluth seiner Nmarmung ins Leben gerufen und der Geliebten, da sie später auf seinen Ruf nicht wiederkam, Treue und Vertrauen gebrochen. Eben feiert er mit Lionors Hochzeit, ein Mann mit zerrissenem Herzen, und sein Wahn schmäht Finngula, während sein Blut und seine Seele doch nach ihr allein schmachten. Plötzlich erlöschen die Lichter im Saale. In völliger Finsterniß erscheint an der Saalwand ein selbstleuchtender, nackter Frauenfuß. Er gemahnt an verschüttete Wonnen; er bedeutet die Gegenwart der ver» rathenen Liebsten und das Verhängniß.

Vielfarbig sind die Blüthen, mit denen die Lyrik den Fuß des Weibes schmückt. Gleichsam in den Abtönungen aller Temperamente wandeln, schreiten, schweben, hüpfen, tanzen, springen und wirbeln Frauenfüße durch die Lieder. Goethes „Veilchen" wartet demüthig, ob die Schäferin es pflücken werde:

„Ach, aber ach! Das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch."

Der geliebte Fuß in Bewegung leiht seinen eiegnen Rhythmus dem Gedicht. An ein hehres Schreiten denken wir bei der Stelle in Shakespeares Sonett: „Ich sah noch niemals eine Göttin gehen; doch weiß ich, auf die Erde tritt Dein Fuß"; und an ein Schweben bei dem Vers aus Schutzes „Bezauberter Rose": „Scheint leicht ihr Fuß auf Blumen sich zu wiegen." Bodenstedts „Mirza Schafft," singt:

„O wie mir schweren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn sie so leichten Ganges
An mir vorüberschwebt!"'

Das tanzende Füßchen hat es sehr vielen Lyrikern augethan. Aus dem Gedicht „Auf dem Maskenball" von Gustav Falke:

„Da dreht sich auf zierlichen Hacken
Auf einmal das zierlichste Bild.

Die Zukunst.
Ein Seufzer der Klarinette,
Ein zierliches Ach der Odo;
Tanze mit mir, Pierette!
Kein Füßchen tanzte je so.
"
Goethes „Goldschmiedsgesell" betrachtet der Nachbarin Fuß
beim Spinnen:
„Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich schenkts dem lieben Mädchen.
"
Die deutsche Sprache will, daß sich Fuß und Kuß reimen:
„Es gleiten leise knisternd die Gewänder
Und öffnen Himmelsreiche meinem Kuß.
Nun nestl' ich an dem Schühlein auf die Bänder
Und kose lind den kleinen nackten Fuß."
Ein ähnliches Verfahren wählt Puschkin:
„Nimm vom Nacken die Mantilla,
Wie der Tag uns aufzugehn,
Schönstes Mädchen von Sevilla,
Laß' Dein kleines Füßchen sehn!"
In „Galathea" klimpert neckisch Frank Wedekind:
„Und was thät' ich nicht, Du süße
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen Deine Füße,
Weil sie so verlockend sind."
Goethe empfiehlt dem liebenden Iüngling „Wahren Genuß"
in der Bescheidung:
„Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht."
Und hier der selbe Vorgang mit ganz anderer Wirkung, in
anderer Stimmung:
„Still ruht Dein Fuß auf meinem und es blühn
In unsern Blicken thaubenetzte Rosen."
Alfred de Musset will sich nicht bescheiden:
„Mein, mein ihr Hals, sehn sie die Wände
Des Schlafgemachs in üpp'ger Ruh;
Mein das Gewand um ihre Lende,
Mein ihre kleinen weißen Hände
Und mein ihr Fuß im schwarzen Schuh!"
In diesen Liedern ist meist ausdrücklich der Theil für das
Ganze genommen, der Gesammtreiz der Geliebten in ihrem Fuß
angesprochen. Wohl schimmert die Freude um den lieblichen Fuß

der schönen Frau. Doch auf müden Frauenfüßen wankt das tiefste
Leid, auf blutigen Frauensohlen irrt die Verzweislung. Auch in
den Gedichten. Kennt Ihr Heines Edith Schwanenhals, die bar-
fuß durch Nacht und Nebel wandert, barfuß, das Blut des Schlacht-
felds durchwatet, den erschlagenen Liebsten zu finden?
Ein wundersam trauriges Lied von müden Füßen der Liebe
hat Maeterlinck geschrieben:

„Schwestern, ich suchte dreißig Iahr,
Wo mag er verborgen sein?
Schwestern, ich pilgerte dreißig Iahr
Und holte iyn doch nicht ein.
Schwestern, ich pilgerte dreißig Jahr,
Nun sind die Füße mir schwer.
Schwestern, er war überall
Und ist nirgends mehr.
Schwestern, trübe die Stunde blinkt;
Zieht mir vom Fuße die Schuh',
Schwestern, auch der Abend sinkt
Und meine Seele sucht Ruh'.
"

Der Fuß des Weibes ein Symbol; der leichte, seidige, auf
Blumenduft schwebende der Liebe, der in Schmerzen mühsam hin»
kende des Alters und der Noth. Auf diesem Gegensatz „steht" die
Welt. Ihn hat Richard Dehmel ausgesprochen; in einem über»
wältigenden Gedicht, das mehr ist als eine soziale Sentenz, das
tief im Herzen ein Wissen weckt von den blühenden Traumfüßen
desGlücks und denElsndsfüßen des Lebens, die einander begegnen:

„Und wir gingen still im tiefen Schnee.
Still mit unserm tiefen Glück,
Gingen wie auf Blütyen,
Als die arme Alte
Uns anbettelte.
Und Du sahst wohl nicht,
Als Du ihr die Hände drücktest
Und Dich liebreich zu ihr bücktest,
Wie durch ihr zerrissenes Schuhzeug
Ihre aufgeborstnen
Blauen Füße glühten.
Ia, ein Mensch geht barfuß
Im eignen Blut durch Gottes Schnee,
Und wir zehn auf BllUhsn. .

Wilmersdorf. Hermann Kienzl.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_409.html[18.07.2014 17:50:23]

Zinsfuß und Kredit.
ls Ende Dezember 1911 der Privatdiskont die Höhe des amt-
lichen Wechselzinssußes nicht nur erreicht, sondern sogar über-
schritten hatte, glaubte man, dieses Symptom schwerer Belaftung des
Geldmarktes werde den Iahrcskehraus nicht lange überleben. Nun
aber sahen die Iden des März einen Privatdiskont von 4^ und eine
Reichsbankrate von 5 Prozent. Gewiß keine Zeichen einer ganz be-
haglichen Situation. Im vorigen Iahr galt seit Mitte Februar ein
Diskontsatz von 4 Prozent. 1910 war es eben so. 1909: von März bis
September 3^2 Prozent. 1908: bis in den Iuni ö Prozent. Seit vier
Iahren also gab es keinen Reichsbankdiskont von 5 Prozent mehr im
März. Woher hatten wir ihn jetzt? Mitgewirkt hat dazu die Politik
des Reichsbankpräfidsnten; der ernste Ton, in dem er die Banken vor
allzu reichlicher Kreditgewährung warnte. Die Banken und Bankiers
in der Provinz rühren sich. Ihnen scheint die Zeit dem Versuch gün-
stig, das Ioch der Großbanken abzuschütteln. Deren Leiter aber zügeln
ihr Verlangen nach neuen Geschäften, bis das Ereigniß von heute ein
Bonmot von vorgestern ist. Den Zusammenhang mit den Erörterun-
gen über den Kredit zeigt der Blick auf Oesterreich. Der Wechselzins»
fuß der Oesterreichisch»Ungarischen Bank steht auch noch auf 5 Prozent;
und im Habsburgerreich waren die Diskontbarrieren stets niedriger
als in Deutschland. Da die Kreditwarnung auch an die schwarz»gelben
Banken erging, dars man vermuthen, daß die Zurückhaltung der Cen»
tralinstitute und der Kreditbanken zu der Höhe der Geldsätze beigerra-
gen habe. Nur die Bank von England hat ihren Zinsfuß in diesem
Iahr geändert (am achten Februar senkte sich die Rate von 4 auf 3>
Prozent); aber der Riesenstrike hat den Strom der Umlaufmittel und
die Neubildung von Kapital gehemmt. Die Bank von Frankreich, die
im September 1911 ihren Wechselsatz aus der festen Verankerung der
3 Prozent gehoben und auf 3^ Prozent gebracht hatte, sitzt noch im-
mer auf dieser ihr sonst fernen Höhe. Im Februar erwartete man die
Rückkehr zum Normaldiskont. Vergebens.
Auch die Arbeiterbewegung, die den Erneuerungprozeß des Ka-
pitals hemmt und die Kaufkraft schwächt, wirkt freilich auf den Geld-
markt. Die englischen Kohlenarbeiter hatten ihre Kontrakte gekündigt
und bis zum letzten Punkt erfüllt, bevor sie das Gezähe aus der Hand-
legten. Die deutschen Bergleute sind am ersten März vertragbrüchig ge-
worden und wurden deshalb, nachdem sie drei Tage nicht eingefahren
waren, entlafsen.IndenbeidenReichen feiern faft zweiMillionenArbei»
ter. Hochöfen, Walzwerke, Spinnerei» undWebereimafchinen,Zuckerfa-
briken, Gasanstalten, Elektrizitätwerke leiden Kohlenhunger. Die Loko-
motiven sind auf knappste Rationen gesetzt. Die meisten englischenDam»
pfer liegen vor Anker. Große Kohlenmengen wurden verbraucht, um die
Betriebe so „warm zu halten", daß sie, nach Wiederaufnahme der Ar-
beit, schnell wieder ausgenutzt werden können. Die Hochöfen dürfen

nicht erkalten. Sie werden „abgedämpft". Das erfordert aber größere
Quantitäten Koks, als bei normaler Arbeit gebraucht werden. Da der
natürliche Ausgleich zwischen Produktion, Absatz und Geldzufluß
fehlt, neigt sich das Gewicht der Aufwendungen auf die Seite des Kre»
dits. In England erlitt das Nationalvermögen durch den General»
strike im September 1911 einen Verlust von zwei Milliarden Mark.
Wie groß er diesmal werden wird, läßt sich nicht einmal vermuthen;
auch nicht, ob der englischen Kohle gelingen wird, die im Ausland ver-
lorenen Absatzgebiete in absehbarer Zeit wiederzugewinnen.
Im Ruhrrevier sind mehr als 2000V0 Knappen in den Ausstand
getreten. Nicht ihr Verlangen nach Lohnerhöhung wurde abgelehnt,
sondern ihr Recht bestritten, durch die Ausschüsse der Organisation
mit den Iechenverwaltern zu verhandeln. Die Industrie verfügt über
große Kohlenvorräthe nnd glaubt, drei Wochen lang ohne Verkürzung
weiterarbeiten zu können. Daß der Strike nicht länger dauern kann,
ist durch die Kleinheit des Kriegsschatzes verbürgt. Aber der Schade
wird trotzdem nicht gering sein. In den Häfen werden Riesenpreise für
Bunkerkohlen gefordert. Die Folge ist, daß viele Dampfer still liegen,
weil die höchsten Frachten keinen Gewinn mehr lassen. Der große
Ruhrstrike des Iahres 1905 kostete die Arbeiter 18 Millionen Mark
an Löhnen. Die Gruben verloren mehr als W Millionen, die Ei-
senbahnen (an Frachten) 10 Millionen. Seit dem Beginn des neuen
Ausstandes sind die Bergwerkpapiere im Durchschnitt um 10 Prozent
gefallen. Die Zechen haben große Lasten zu tragen und eine Lohner-
höhung wird nicht leicht auszugleichen sein. Die Zechenstatistiker haben
berechnet, daß eine Steigerung der Löhne um 15 Prozent den Verdienst
aus einer Tonne Kohle von 1,80 Mark (so hoch wird der Nutzen nach
der Preiserhöhung, die am ersten April eintritt, sein) auf 14 Pfen-
nige herunterdrücken werde. Daß bei solchem Ertrag auf Dividenden
kaum noch zu rechnen wäre, ist klar. Schon eine viel geringere Lohn-
besserung würde den Ertrag des zu verzinsenden Kapitals schmälern.
Erlaubt solche Wirkung eine Minderung des Kredits? Die Banken
werden nicht mehr genöthigt sein, ihr Kontokorrent auf Kosten des Ge-
winnes zu vermehren; denn die Industrie wird sich freuen, wenn sie
die Mittel zur Ernährung ihres Betriebskapitals findet. Wodurch soll
der Zinsfuß niedriger werden, wenn das Mißverhältniß zwischen An-
lagekapital und freien Mitteln immer sichtbarer wird? Schließlich
kommt es darauf an, ob das Volksvermögen in jedem Iahr den Ueber-
schuß bringen kann, den ihm die Statistik nachgewiesen hat. Man be-
denke, wie geräuschlos sich das Auswechseln von Schlagwörtern voll-
zieht. Wer glaubt heute noch an eine nahe Möglichkeit, den vierpro»
zentigen Anleihetypus wieder aufzugeben? Und wer hätte um die
Iahrhundertwende geglaubt, daß deutsche Großstaaten ihre Schulden
mit 4 Prozent verzinsen müßten? So ists auch mit der Entwickelung
auf dem Geldmarkt. Die „Abundanz" verschwindet und die Wirt-
h-
schaft muß auf neue Geldverhältnisse eingestellt werden. Sind die Ban-
gt

ken wirklich bereit, ihre Barreserven aufzufüllen, so müssen sie irgend-
wo in der Bilanz vom Alten Etwas abtragen. Sie werden bei den De-
bitoren ansangen und damit den Eindruck der Geldknappheit vertiefen.
Oder sie erbitten von der Reichsbank die Summen, die als bare Rück-
lagen vorhanden sein sollen. Das würde geschehen, wenn vorgeschrie-
ben würde, daß die Banken ihre Giroguthaben bei dem Centralinstitut
vergrößern müssen. Wer ein Girokonto bei der Reichsbank hat, macht
mit ihr Geschäfte. Deren Umfang richtet sich nach der Größe des Gut-
habens. In diesem Kreislauf von vermehrter Rücklage und gesteiger-
tem Umsatz ist das Ende immer: erhöhte Belastung der Kreditcentrale.
Ein kräftiger Industriestaat paßt nicht zu einer Couponsrepublik.
Giebts besseren Beweis als die deutsch-französische Finanzgeschichte der
letzten sechs Monate? Frankreich hat den deutschen Banken die Gut-
haben genommen und nicht wiedergegeben, obwohl französisches Geld
sich im deutschen Bezirk höher verzinst als im eigenen Land. Wo fin-
det Deutschland Geld? In den Vereinigten Staaten; also in einem
zu ihm passenden Wirthschaftgebild. Im Dollarland steht das geschäft-
liche Leben ähnlich zn Geld und Kredit wie bei uns; nur fördert drüben
die unermüdliche Spekulation den Umsatz rascher. Die Union ist in
eine Periode gelangt, die man ein Klimakterium nennen könnte und
vor deren Ueberwindung der Organismus nicht wieder in Ruhe kom-
men wird. Trusts und Tarifrevision sind die Unruhestifter. Die In-
dustrie verbraucht weniger Geld als in gesunden Tagen. Wie schnell
sich die Börsenstimmung ändert, zeigt die Entwickelung der Standard»
Ott»Aktie, die nach der Verurtheilung rüstig in die Höhe geklettert ist.
Die Vankees wissen, daß ihre Guthaben in Deutschland sicheren Ge-
winn bringen. Auch die amerikanischen Geldsätze waren gestiegen, als
beträchtliche Zahlungen fällig wurden. Im Wesen der Konjunktur
hat sich jedoch nichts geändert. Daß die Morgan, Rockefeller, Kuhn,
Loeb S Co. und Andere die Finanzirung wichtiger Unternehmungen
nach ihrem Gutdünken betreiben oder ablehnen können, wird nachge-
rade als Hemmniß empfunden. Man erfand das Schlagwort Money»
Trust und fordert nun, daß die Regirung sich auch um diesen Trust
kümmere. Doch dieses System ist unangreifbar. Die Mehrheit der Ak-
tien sichert den Großen den Dirigentenplatz in der Verwaltung der
Aktienbanken; und dadurch werden die Depositengelder den Geschäften
der mächtigen Privatunternehmer dienstbar. Kredit ist also nur im
Machtbereich der Trustmagnaten zu erlangen. Das ist nicht gut, weil
dadurch gesunde Theile des Wirthschaftkörpers der Gefahr des Ver»
kümmerns ausgesetzt werden. Der Fehler liegt im Aufbau der ganzen
Wirthschaft; die Depositengelder werden im Sinn der amerikanischen
Geschäftspolitik verwaltet. Man müßte die Individuen beseitigen und
an deren Stelle wirkliche Aktiengesellschaften setzen, die durch Gesetz
und Verfassung mit Sicherheitbürgschaft ausgestattet sind. Auch in
Deutschland wird ja über die Verwaltung der Depositengelder geklagt;
einen Money»Trust giebts aber nicht: denn die Aktienbanken konkur»
riren. Das ist der finanitechnisch wesentlichste Unterschied. Ladon.
Serausgeber und verant»ortlicher Redakteur: Maximilian ßarde« in Berlin. —
erlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb <S.m.b, K, in Berlin.
file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_412.html[18.07.2014 17:50:25]

Berlin, den 30. März 1912.
Moritz und Rina.
Kressin, Judica 1912.
Gebenedeiter!
AMnmoderne (also standesgemäße) Anrede; aber auch nicht etwa
imSinnchristlicherFrommheit gemeint. Putzig, im Aufblick
(versteht sich) zu Dir an Lukas und den Lobgesang des Priesters
Zacharias zu denken. Eher an Fecamp und die Kuttenkräuter, an
deren Auszug so gern nippst; oder, mit schuldiger Ehrfurcht, an
den jüdischen Herrn, durch dessen Dunstkreis, zwischen Raucher»
fisch, lackirtem Käse und Rothkohl, inAmsterdam und Rijnsburg
mich donnemals in allertzerrgottsfrüheeinhoherWilleschleppte.
Gebenedeit: weil so märchenhaft genußfähig und munter noch
im Silberhaar und vor dem Morgenthee sogar, wo andere vom
LebenRamponirte ungenießbar, schon bis andieSchläfe inPhi«
losophenheiterkeit mildester Sorte, ganz ungesalzen wie Malossol,
getunkt. Mancher lernts nie; et j'en suis. Wie Dich, obendrein
ohne rechten Glauben, so zu läutern vermochtest, mir unfaßbar.
Sehe noch den Karl, der in Alkala von mir Abschied nahm. Das
spitzeste, böseste Zünglein imKreis; drüber und drunter auf jedem
ZahnBorsten, deren ein Igelrücken sich nicht zu schämen brauchte.
Wurdest auch mit Nattern, Spanischen Fliegen, Kreuzottern fer»
ttg. Immer im Stachelpanzer; und immer den Hieb der Parade
vorgezogen. Fleisch, Blut und namentlich Knochen des Vaters,
der Porck und Scharnhorst erlebt hatte; und der Schwester nicht

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_413.html[18.07.2014 17:50:25]

nur nach der Kirchenbuchangabe verwandt. Bequem war dieses Geschwister nicht; doch wenn wir einander wund gestochen hatten, gings für ein Weilchen wieder innig. »Benedikt und Beatrice." Lebchen, ein großer Bücherwurm vor dem Herrn, hatte es aufge» bracht; und sobald auf unsererReibungfläche dieFunken knister- ten, neckte der ganze Schwärm: »^ucK^äo^bout>IotKinA.» (Wo- bei erwähnt werden muß, daß Deine Ergebenste nie so unanstän- dige Sachen redete wie Shakespeares sonderbare Oberpräsiden- tennichte; die freilich noch ein ganzes Streckchen früher geboren wurde als selbst sie, unter der Jungfräulichen Königin, die einen Puff vertragen konnte.) Neulich, im Deutschen Theater, habe ich das Paar nicht wiedererkannt. Strahlte leider nie so üppig in appetitlicherFleischfarbe wie dieseBeatrice mit demDonatellohals und dem Makarthaar, deren allzu kostbare Toilettenpracht nicht darüber wegtäuschen konnte, daß sie Bourgeoise blieb. Ein ge- sundes, liebes Weib mit richtig gehendem Herzen; nicht (wie noch die verwitternde Ellen Terry) eine Lady, unter deren blondem Schopf einTeufelchen anGrill verbrennt. Näher beiSakrow als bei Emmelfei, wie der Brite quakt. Mehr Madame aus dem ru» higen Berlin als Väschen Pembrokes. Und Benedikt! Ein ge« schickterMensch, der seinPublikum kennt, es an der rechten Stelle zu kratzen weiß und nicht mit dem Spielerpfund nur, fondern auch mit der abscheulichen Stimme noch wuchert. Erstens aber kein Rauhbein und Haudegen, den die Wonne, sich geliebt zu wissen, in einen sanften Putzmacher umwandelt. Schon bei der Heimkehr aus dem Kampf wunderschön geschniegelt und geleckt; gar nicht wieEiner,der sich imFeldlager verlottert und bei muffigemPro« viant gedarbt hat. Und als Geliebter in einer Gala, die sich kaum Liesbeths beide Roberts, Leicester und Essex, bezahlen konnten. Zweitens nicht vornehm und nicht männlich genug. Zu viel Ge- kräh, Gefuchtel, Geschlenker,Geheul; derBenedikt.den ich kenne, wälzt sich nicht im Gras, schäkert nicht mit Meerkatzenstimme, kitzelt Standesgenossen nicht mit spitzem Reitstock. Der ist barsch, aber aus guter Kinderstube; bleibt immer ein Mann und wird nie zum Possenreißer: hat in der geschlossenen Knospe ein starkes Gefühl, dessen Duft, wenn Frühling über sein Herz kommt, nicht nur Leonatos Nichte berauscht. Liebenswürdigkeit fehlt Eurem HerrnBassermann (trotz ominösem Namen)nicht; nurWuchtund

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_414.html[18.07.2014 17:50:26]

Einfalt. Er pumpt aus hundertRöhren heraus,was inKopfund
Bnist irgend flüssig zu machen ist, besprengt sich mit allen Wohl-
gerüchen eines Treibhausgeistes, scheint schließlich eher ein amü-
santer Geck als ein nobler Degen, der sein Zartestes unter eine
Igelbürste versteckt, und erklärt, wider den Sinn des Dichters,
mit zwecklosem Zappeln, Stöhnen, Springen, Kreischen den Ti-
tel: Viel Lärm um nichts. Schade. Das Paar kam aus einem
Gartenhaus, dessen Bewohner an Feiertagen Landpartien nach
dentzavelseen machen; nicht ausTudorschlössern.Auch die kleine
dickeNiemann war weder sprödeDornenjungfrau noch Earltoch»
ter; wenn sie aber unter dem grünen Blitz ihrerAprilwetteraugen
das Fingerchen quirlen ließ, glaubte man ihr, daß sie unter einem
tanzenden Sterngeborenworden war. Und die Benedikts, diewir,
von Irving und Liedtke bis auf Mitterwurzer und Matkowsky,
sahen, brauchten sich nicht so zu strapaziren,um für wilde Flügel-
köpfe zu gelten. Das Stück selbst hat mir nie geschmeckt. Dieser
Claudio, der nach dem ersten Wort blödsinniger Verleumdung
seineBraut für einen Gassenkehricht hält und drauf brennt, ihr vor
allen Traugästen, am Altar, den Schimpf ins Gesicht zu werfen,
giebt einen netten Begriff von florentinifchen Grafen/ Ilnd seine
tzero, die, als das Stinkbömbchen zerplatzt ist, sich dem ruppigen
Kerl gleich wiederfelig an den Hals hängt,kann mir.mit ihrer un»
würdigen Versöhnlichkeit, gestohlen werden. Trotzdem hat dieser
seltsamste Engländer Einen immer wieder am Wickel. Als gebe
es (während alle Anderen von draußen reden und von Gefühls»
spalieren pflücken) auf Gipfeln und in Tiefen nichts, was er nicht
erlebt, bis ans bittere Ende durchgekostet hat. Er kennt die Könige
und die Landstreicher bis ins Mark. Männer und Weiber. Den
müden Galantuomo von Arragon (der zu jung) und den Schutz-
mann Holzapfel (der komisch, nur nicht grämlich, nicht verlesen und
bildungprotzig genug war). Bin, trotz Vorbehalt, für den Abend
dankbar.Das Ganze hatte einen schönenTon vonJugend.Froh»
sinn undLust an sorglosemPhantasiespiel(den besten der Pracht»
kcrl Leonato, dessen saftig robustes Iunkerwescn ich mir in die
Nachbarschaft wünschte). Die Bilder bleiben mir. Sah dieAtino»
sphäre, in der Shakespeare hänseln und tollen konnte, nie so. Die
drei Spötter zwischen hohen Hecken am Parkbecken, mit den Ger-
ten das Wässerchen trübend, ihre kavalicrc Stichelrede, die fein

abgestimmtenFarben derSammetgewänder und Seidendominos,
der rothe Saal im Geflimmer der Spiegelkerzen, Hero mit Base
und Zofe mitten im Aussteuerkram: man weiß, wie undwo. Riecht
Elisabeths Brokatwelt. Und merkt wieder mal, was man entbehrt.
Deshalb: Gebenedeiter; weil das Alles täglich haben, noch
ohne Magenrache zerkauen kannst und vom Benedikt nur das
Beste, Lebenszeitgemäße behalten hast. Klais je m eZare in Kom-
plimente, diealteLeutenichtkleiden.FolgeDeinesDreitagewerkes,
von dem ein härteres Herzgerührtwerdenkonnte.Inwelchem Zu-
stand landete ich auf dem Stettiner Bahnhof! Seit einem halben
Jahrtausend nicht mehr allein gereist. AberAdolfen hatte die Gicht
an beiden Pfoten (Strafe für leichtsinnige Abkehr vom Vegetari-
schen) und die Sache duldetkeinenAufschub. Den Morgen, dermir
denBrief des Jungen brachte, vergesse ich nicht. Bräutigam; und
derHerrSchwiegervaterzwarimSteMssengetauft,dochvonAbra-
hamsStamm. MeinJunge! Hatte jaArges gewittert, seit er des
Königs Rock auszog und in die Industrie abschwenkte. Traf mich
dennoch wie ein Gewitter vor Oculi. Hin: war mein erster Gedanke;
retten, was noch zu retten ist. Dem Podagristen durfte ich die nackte
Wahrheit nicht auf den Rollstuhl packen; um ihm nicht zu scha-
den, mußtemich.wieeinetanzsüchtigeMamsell, mit einerNothlüge
trollen. Schämte mich vor Patzkes weißem Scheitel, als er die
Handtasche nebst Kofferfchein präsentirte, und war froh, daß kein
bekanntes Gesicht mitfuhr. Trotz Alledem ists dann so hübsch ge-
worden. Dein Verdienst. Das Mädel einfach und auf seine Art
fein.derJunge im siebenten Himmel und die Schwieger aus gutem
evangelischen Haus. Daß ich den Papa Geheimrath (Das sind sie
Alle; und haben mindestens die Krone Zweiter) noch nicht zu be-
schnuppern brauchte, war ein Segen. Ohne Dich und Deine Lotte
wäre ich aber nicht zu Rand gekommen. Wenn Euch Eine paßt,
die sechsmal an Eurem Tisch saß, darf ich ruhig sein. Bins.so weit
die vorhandenen Mittel reichen, wüthe nicht mal mehr darüber,
daß außer mirAlles im süßen Geheimniß war,und bin nur trau-
rig, weils so hastig abgemacht werden mußte. Sind die Tage ver-
flogen! Mir wirbelts noch immer im Schädel. Hattest aber auch
mit abgefeimter Zärtlichkeit für mich aufgebaut. Die Landfrau in
Seelentrauersollte»zerstreut"werden; weißschon. DarumFrauen-
ausstellung, Adlon und Shakespeare. Genug für zweiundachtzig

Stunden aus dem Leben einer Greisin. Den Weibern hätte ichs
nicht zugetraut; sie halten sich höllisch dran, und was die Vereine
und Missionen leisten, muß imponiren. Wohin aber geht die Reise?
Kann mir die Männer nicht vorstellen, die mit den furchtbar ge-
lehrten, sozial fürsorglichen, zerarbeiteten Frauen auskommen
sollen. Die großen Ziffern, die zeigen, wie viele Mädchen und
(gräßlich!)MütterschoninBerufen verbrauchtwerden, erschrecken
mich. Was wird draus? Aus der Ehe und aus der Rasse? Ob
ein Fräulein sich bis zum Doktor durchkeucht und das Heer der
Reizlosen sich »Bewegung" macht, ist nicht wichtig. Um so mehr,
ob Millionen in derFabrik aufwachsen und verblühen. In fünf«
zigIahren giebtseineschöne Bescherung. Kranke, imHaus fremde
Mütter und vom Staat erzogene, über den selben Volksschullei»
sten gespannte Kinder, denen der Staat natürlich ein Gräuel ist.
Ich werde es, Gott sei Dank, nicht erleben. Möchte aber, ehe ich
in die Grube fahre, Den noch sehen, der die berühmten »Kultur»
staaten" mit der Inbrunst des Wüstenpredigers beschwört, den
Frauen alle Fabrikarbeit zu verbieten und die Männer so zu be»
zahlen, daß sie ihre Familie ernähren können. Lächelst vom Glet-
scher herab? Ja,warum hast mich zwischen dieReformweibermit
abgetretenen Säumen, Mutterschutz und schiesen Hacken spedirt?
Um dem Verhör zu entgehen. Zweck des Programmes, daß
(leugne nur nicht) kaum für das Familiärste eine stille Stunde
bleibe. Seit Monaten hat sich ein ganzes Schock quälender Fra-
gen gestapelt: und alle habe ich nun unbeantwortet w eder heim-
gebracht. Deine Brüderlichkeit nennts «Bewahrung vor Aerger»
niß".Sehr nett und pfiffig. Der Kopf stand auch nicht gerade nach
Staatlichem. Jetzt aber hocke ich hier, freue mich an Krokus und
grünen Strauchspitzchen und darf keinen Besuch annehmen, weil
die Ullwissenheit um alle Reputation brächte. Wie lange? Als
das Gemunkel vom Kanzlerwechsel anfing, schworDein Mund.die
ärmste Schwester, sobald Licht werde, in die Klarheit zu führen.
Noch auf dem Bahnsteig wurde das Gelübde, vor dem Fenster»
spalt, feierlich wiederholt. Nichts; kein Sterbenswörtchen. Soll
ich, wie Beatrice, vom nächsten Bärenführer sechs Heller Hand»
geld fordern und seinen Affen ans Höllenthor führen? S. M. ist
fort und ein Mann Deines Kalibers muß wissen, was die Glocke
geschlagen hat. Nach dem Wahlekel war entschlossen, im Engsten

zu bleiben und nie mehrins Allgemeine zu tauchen. Läßt sichs ab»
gewöhnen? Nicht in so alten Tagen. Nnd was wir erleben, über-
steigt doch die höchsten Puppen. Dieses Geschimpf! Ein Minister,
der, pflichtgemäß, sagt, daß jeder Beamte, der für einen Rothen
stimme, dem König den Treueid breche, wird wie ein Kujon her»
untergehunzt.Und ein Kanzler, der hundertzehn Republikaner in
den Reichstag läßt, bleibt in der Gnade. Mit dem Inspektor, der
mir so viele renitente Leute lieferte, spränge ich anders um. Was
hält denn eigentlich diesen Herrn Hollweg, dem im ganzen Reich
kein Christenmensch das für sein Amt Nöthigste zutraut und mit
dem ich fertig bin, seit erHeydebrand der Heuchelei beschuldigte?
Unfaßbar. Draußenhaterso viel Ansehenwic ein Dorfschulmeister
aufdemViehmarkt; drinnenverzanktersichmitAllenundmußhin»
nehmen, daß diekleinstenBundesrathsknirpse ihmüberdenSchna»
bel fahren. Schwimmt ernun endlich ab? Hier behaupten die Wei-
sen, Tirpitz komme; mit England sei nichts geworden, also Rüstung
auf Leben undTod unvermeidlich; mit demMonsieurBethmann
werde Kiderlen fallen, durch Bernstorff ersetzt werden, aber nicht
Konstantinopel bekommen, weil er da von der Vertreterzeit her
Allerlei hängen habe. Marschalls Erbe seidemathenerWangen»
heim zugedacht, der in Korfu Gelegenheit hatte, cle clonner sa me-
sure. Änd S.M. sei in letzter Zeit so verstimmt und nervös gewe-
sen, daß die Nächsten bei dem Gedanken an Reiseaufschub eine
Gänsehaut hatten. Keinen Schimmer, ob irgendwas davon stimmt.
<Wie sollte ich, die der tief eingeweihte Herr Bruder mit anderen
Wintersachen in denMottenschrank gesperrt hat?) Jedenfalls ist
Ruhe und Behaglichkeit ausgewandert. Jeden Morgen nach der
Zeitung eine pelzige Zunge. Daß es Herrn Bassermann (dem noch
berühmteren) in die Bude zu regnen anfängt und wenigstens einem
Theil seiner werthen Parteigenossen die Vernunft aufdämmert,
war die einzige Freude in trüben Tagen. Denn die neuste »Be»
festigung des Dreibundes "tröstet mich nicht; und daß eine pariser ^
Spielerin allen Reportern erzählen darf, wie der Kaiser lacht, fran-
zösische Verse deklamirt, eng gebundene Röcke schätzt und Frank-
reich bewundert, hörte ich lieber nicht. Adolf: »Wie vor der No»
vemberkrisis. Dürftest also nicht fragen, was den frommenTheo»
bald hält." Er ist wieder auf den Beinen und leidlich aufgefrischt.
Feuer und Flamme für die Heirath des Jungen (»Bismarck war

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_418.html[18.07.2014 17:50:28]

doch auch für Rassenkreuzung") und gesprächiger, alsdemHaus»
frieden zuträglich ist. Bekennt aber selbst, daß die Politik ihm un-
durchsichtig geworden sei wie eine bis an den Kork gefüllte Tinten»
flasche und daß er auf Haldane und Churchill, Tirpitz und Mer-
muth, Victor Emanuel und Franz Ferdinand sich keine Reim»
Verse machen könne. Auch er. Mußt die Verantwortung tragen.
»Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das un-
heilige Volk und errette mich von den falschen und bösen Leuten.
Was betrübestDuDich.meine Seele,und bist so unruhig in mir?
Harre auf Gott!" Am fünften Sonntag der Fasten zu lesen. Viel-
leicht hilsts noch einmal bis Gründonnerstag weiter. Fühlst, wie
schwer mir wird, Geduld zu lernen? NachMieze bautnun auchOtto
ein eigenes Nest. Wird gewiß noch manchmal herkommen und im-
mer der gute Junge sein, der jeden Schmerz in Mutters Schoß
ausgeweint hat. Aber ein Fremdesistzwischenuns; undsoliebich
seine Frau gewönne: das Blut läßt sich nicht befehlen. Als Sol-
daten habe ich ihn geträumt, neben Einer aus unserem Stand und
Altpreußenklima. Alles anders. Er ein Geschäftsmensch und sie
reich, verwöhnt, bei innererTüchtigkeit fast international, injedem
Luxus-Expreß heimisch uitd im Winter an Kairo leichter als an
Kressin zu akklimatisiren. Muß wohl so sein. Sie wird sich die red«
lichste Mühe geben, hier jedes Ding „reizend" zu finden; und sich
^intzalbjahrhunderthinterihrerZeitglauben.NochindenHunds»
tagen bliebe es frostig. In seine Osterkiste (Eure soll das Leckerste
bergen, was ausPommern zu holen ist) packe ich denerstenWaffen»
rock, der so lange hier hing. Kann ihn nicht mehr sehen. Ietztkommt
die richtige Einsamkeit. Was hat Unsereine.wenn die Kinder weg
sind? Das Bischen Hausfrauenpflicht reicht knapp für Alltags-
herzen. Und daß ich mit Deinem Schwager nie zur Einheit zu-
sammenwuchs, ist am Ende nicht nur meine Schuld. Deine, daß
mein Puls mit dem Preußens schlug. Heute? Was mir heilig ist,
wird verhöhnt; an allen Ecken, von allem Gesindel. Uns will man
wie Giftkraut aus dem Boden jäten, den die Ahnen dem rothen
Adler erobert haben, und alles darauf Entstandene mit Plattfüßen
zertrampeln. Männer vonRang und Verdienst werden angespien
und das großeMaulwill uns vorschwindeln,aus ihm spreche die
«Stimme der Nation". IViucK ^cto ^bout NotKinZ. Gute Nacht!
Küsse Lotie; und grüße von Mutter das Brautpaar. Rina.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_419.html[18.07.2014 17:50:28]

Die Zukunst.
Berlin. Emanuel 1912.
Lveet öestrice!
Das Feinste, was aus Pommerland zu holen ist, kannst lei-
der nicht in die Kiste legen (für deren Empfang wir uns von Pal»
marum an würdig, mit Fasten, bereiten wollen); höchstens ein Kon-
terfei von der Sorte des Judicabriefes.Das zarteste Osterlämm»
chen mundetnicht so. Draußen tröpfelte es. Mir aber stieg die Mai»
enzeit nieder, in der ich einst mit der lieblich blitzenden Virago im
Geist rangund fürund wider alle Dinge destzimmels und der Erde
Fehden ausfocht. Bin auf die Narben noch stolz. Und Zwei, die
sich so innigzu einander gerauft hatten, konnte nichts wieder tren»
nen. Amen. Aus der Wirrniß Deines Muttergefühles Dich in
Shakespeares Seelensanatorium zu führen, hatte die Schwäge-
rin empfohlen, die Rinettes stärkste Seiten kennt. Keins von uns
aber erwartet, daß sich das alte Spiel noch einmal so tief ein-
drücken werde. Bist mit Allem im Recht. Mich hat, nebenbei,
noch verdrossen, daß Don Juan um das Gelächter der Gründ-
linge warb. Wird dieses scheele Stiefkind Fortunas.das alle Quel-
len und Flüsse des Lebens vergiften möchte, ins Operettenreich
gestoßen, dann zerstiebt der Sinn der lockeren Komoedie völlig.
Ekelhaft soll der hämische Bursch sein, der das von Thränen ge-
netzte Menschenleid wie eine AustermitCitronensaft schlürft; nicht
lächerlich. Doch über Allem hatte Etwas vom Geist des fröhlichen
alten Englands gewaltet; der alle Schlacken wegwirbelte. Wo ist
er nun? Daran dachte das greise Haupt, als Du Zerstreutheit und
Mangel an Ehrfurcht vor der Dichtermajestät rügtest. Von Volk
oder gar Rasse reden wir wie von einer unveränderlichen Größe,
einer Konstanten, die man, morgen wie gestern, in jede Gleichung
einstellen könne,und sind(avis ä la lectnce) entsetzt, wenn ein Näch-
ster sich in fremdem Blut fortpflanzen will. Dürften mit so viel Fug
dann auch an Spuk glauben. Bacon und Lloyd George scheinen
nicht von der selben Rasse und beinahe wird uns schon schwer,
Winston als Sohn Randolphs Churchill zu erkennen. Herr As»
quith, der, um mit demKohlenstrike fertig zu werden, allenBerg»
arbeitern durchGesetz dasRecht auf einenMindestlohnsichern will,
könnte sich aus Elisabeth berufen. Die hat, klug wie ein Caesar, der
die Plebejer füttert, verfügt, daß an jedes Iahres Anfang die
Friedensrichter mit würdigenundverschwiegenenMännern aus'

ihrem Sprengel berathen sollen, welcher Lohnsatz für jede Arbeit»
art zu bewilligen sei. Vor hundert Iahren hat das Parlament die
Bill aufgehoben, die auf allen Gebieten den Minimallohn vor-
schreiben wollte, doch nie ins Weite wirksam geworden war. Da-
nach kam das Evangelium von Manchester (laute Wiederholung
vonGoürnays,desPhysiokraten,Ruf,,,l.ais8e^saire,Iaisser passer«;
freies Spiel derKräfte; Angebotund Nachfrage:Adolf erkicirts im
Flug); und als 1831, fünfzehn Jahre nach Cobdens Russenbro»
chure.die Chartistenkonferenz die Arbeit denSklaven des Kapitals
nannte und freie Kooperativgenossenschaften forderte, meinten die
Mächtigsten: Viel Lärm um nichts. Wird jetzt der Mindestlohn
durch ein Gesetz erzwungen, dann werden zunächst alle Bergarbei»
ter (und bald wohl auch die Maschinenmannschaft aus anderen
Betrieben)Beamte mit staatlich verbürgtem Einkommen. Und ist
erst dieWaareArbeit gegenUnterbietung geschützt, dannists nicht
mehrweit bis zu Schutzzöllen, die denzumMindestlohn Verpflich-
teten vor Schleuderpreisen behüten. Entschuldigstmich? Insolche
Wege drängt derVergleich mitElisabethsZeit. Die lebtnurnoch
in Shakespeares Gedichten. DieneueBritania stecktinkeinerguten
Haut und hat noch zu erproben, ob sie die Demokratie ertragen
kann. Indien, Kanada,Irland,in derNordsee unsere,im Mittel»
meerFrankreichs undItaliensFlotte.Nordafrika lateinisch.Nord-
persien russisch, Nordamerika als Herrin des befestigten Panama-
kanals und zu Haus, auf der Insel, die sich kaum einen Monat lang
ohne Zufuhr ernähren kann, dasRiesenheer derArbeiter zu offe-
ner Meuterei gehetzt: da könnte dem Muthigsten bang werden.
Merkst aber nichts. Der Strike, neben dem unserer ein Kinder-
spiel war (ein den Aktiengesellschaften, die schon abgeschriebene
Vorräthe ausverkaufen konnten, gar nicht unwillkommenes), ver-
läuft fast ohne Geräusch. Bei uns Truppenkonsignation, endloser
Schwatz und Schimpf in Reichstag und Landtag; drüben kein
Waffengeklirr und kein heftiges Wort. Die Haltung der Leute,
ihreAllure mußmannochimmerbewundern. Sieregirensichselbst
(hier beginnt der alte Streit mit dem feudalsten Schwesterherzen
aufsNeuc), sind selbst der Staat, habeninFreiheitihre Geschäfts-
führer erwählt und können in höchsterWuth fürMißgeschick nicht
Andere verantwortlich machen.IKere s tke rub.Deshalb muß heute
noch, wie in Leonatos britischem Messina, mitten im Kampf der

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_421.html[18.07.2014 17:50:29]

Feldherr dafür sorgen, daß die Zahl der Fallenden nicht zu groß
werde; sonst findet der Mann auf der Straße, der Sieg sei zu theuer
erkauft, und enthebt den Sieger dem Amt. Hier aber endet die
Liste der Aehnlichkeiten. Britania hatte dicke Runzeln bekommen.
Deshalb will sie, wenns irgend möglich ist, Kriege mit Groß«
mächten vermeiden. Denke mal an die Hagelschäden der letzten
Monate. InChina wird nicht nurder Zopf abgeschnitten, sondern
die ganze Dynastie sanft aus der Macht befördert und fürs Erste
auf Wartegeld gesetzt. Was da geschieht, kann viel weiter wir-
kende Folgen haben als Japans Modernisirung, die der Euro-
päer auch lange für ein Maskenspiel nahm. Ostasien, Liebste, ist
kein Pappenstiel. Das Einzige, was, außer Südamerika (das, via
Panama, einzusangen ist), denPankee bis in Träume beschäftigt.
Schien von der Vorsehung den Engländern als Markt zugedacht:
und wird nun von den Vereinigten Staaten, von Russen und Japs
zärtlich umzingelt und übermorgen vielleicht von zwei gelben Ar-
meen bewacht. Britanien braucht seine Hauptmacht im Aermel»
kanal und muß sich zu einerAbstinenzvonChinaentschließen, die
theuer werden könnte. In Persien hats einen unbequemen Nach-
bar herangewinkt,auf demWeg nachSuez dienochfreienWeide»
plätze Franzosen und Italienern eingeräumt und vor den Türken
dasDiencrn gelernt. Alles, umNothhelfer gegenDeutschland zu
löhnen. Die sind aber nicht weniger schlau als vorsichtige Bauern
im Westen: sagen Ja, nehmen den Sold und bleiben gelassen
stehen. Sie werden von dem anglo»deutschen Zwist fett, freuen sich
derUmwerbung von beiden Seiten und wären Esel, wenn sie für
eine offen ins Feuer gingen. Rußland, Frankreich, Italien, Oester-
reich und Spanien sogar haben an der Kanalkonjunktur anständig
verdient: und die Assiette der Türken und Portugiesen wäre noch
leerer, wennderBull nicht dem Michel mißtraute. Als obendrein
an den Tag kam, daß die Pariser, die in London den Berserker
mimten, in der Stille mitBerlin anbändeln wollten, stoppte man
der Firma Cambon S Bertie leise den Kredit und dachte (wie
der junge Kaiser, der Herbert im Weißen Saal aus dem Gna-
denborn anträufeln sollte): »Dann doch lieber gleich an die rich-
tige Quelle." BiscountHaldane packte die Koffer, wurde bei uns
wie ein Souverain behandelt und nahm wahrscheinlich die Zu-
versicht mit, ,, in Weltgeschichte gereist zu sein". Kennt den fünften
Kanzler eben nicht. Dessen Rezcptzettel empfiehlt, Alles liegen

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_422.html[18.07.2014 17:50:30]

zu lassen. Georg Siemens thats auch; aber nur mit schlechten Sachen, die im Augenblick nicht vcrwerthbar waren. Bethmann besonders gern mit solchen, die auf irgendeine Art schnell erledigt werden müßten. Preußisches Wahlrecht (das direkte und geheime hätte den Schreiern für Jahre den Mund gestopft); Agadirstreit (im August wäre jede Lösung geschluckt worden); Wehrkostendeck» ung etc. pp. WenndasFedervieh und dieRednergildedann ungeduldig zappelt, stöhnt er über Verkennung, Verhetzung und bebrütet danach wieder die tauben Eier. Den englischen Antrag konnte man höflich ablehnen oder flink was Wohlriechendes her» ausdestilliren. Nein. In den Keller (nicht in Kiderlens, wo der Burschenkantus steigt und die Bierjungen fliegen); im Mai sind dieTage länger. Drüben glauben sie, eineFalle sei in Arbeit,und schicken Churchill vor. „Wollt Ihr nicht, so bleibt nur das Mittel: zwei Kiele gegen einen; sonst ließe sich mit zehn gegen sechs Dreadnoughts auskommen." Nimm mich, Liebste, für einen unsicheren Kantonisten: ich fand die Rede männlich und höflich(was hier schwer zu vereinen war) und bedaure, daß die Antwort aus Kindertrompeten kam. Basta. Die liberalenRegirungleute mußten versuchen, sich aus dem Ruf unkriegerischer Schlaffheit zu retten. Gehts schief, so dürfen sie drauf pochen, daß sie dreimal Verständigung angeboten haben; und wir kommen als Bösewichte in die Historie. Kanns nicht ändern. Nur, scheint mir, sollten große Reiche ungefähr wissen, was sie wollen. Wir? Die Angabe, daß die Stimmung seitAschermittwoch nur viermal gewechselt habe, wäre Beschönigung, himmelhoch jauchzend; zu Tode betrübt. Also sprach die Witwe des einst vor dem Herrn gewaltigsten Polen: «Bei Ihnen weiß Keiner, was in acht Tagen sein wird."
Auch derErgebenste nicht, denDeinSpott grausam den Eingeweihten zuzurechnen geruht. Giebts überhaupt nicht,Mylady. Die von den Kreisspitzen franko gelieferten Personalien können von Morgen bis Mittag mal hinter der Prinzenschwelle für wahr gegoltenhabenzbeweistnicht, daß sieumdieVesperzeitnicht grundfalsch waren. Der Großadmiral ist zu hell, um sich in die Nesseln zu setzen. Marinesekretär kann er bleiben, so lange er will; Kanzler wäre einProvisorium. Eins, für das mich gegen Raubthiere einsetzen würde,wennTirpitz,als der selbst den lautesten pätnotaräsUnverdächtige.Lust hätte, dieSachemitEnglandzu deichseln. DieEinzugsfanfare kommt aber wohlauseinemseitdemWahlwintermit

Eiszapfen verstopften Posthorn. In dcrWilhelmstraße hatten sie, zurAbwechselung,aufMarschall gewettet. Der ja auch Chance zu haben schien. Schorlemer undRheinbaben zu sehr nach rechts en» gagirt, Goltz unmöglich: bliebausderaltenKandidatenschaarnur derMann der berühmten Orientberichte. Immerhin eine europä- ische Figur, fürs Innere feitBülows Sturz fleißig vorbereitet und seit den Handelsverträgen im Duft liberalen Wandels. Noch ein Point: die einzige Botschaft, als deren Chef unser Schwabe zu denken wäre, würde frei. Kann ja noch kommen. Einstweilen niest kein Mäuschen mehr davon. Vor der Abreise hat S. M. zu dem Vertreter einer Großmacht gesagt, er denke nicht an einen Wechsel in den Hauptämtern des internationalen Dienstes. Wäre schlimm. DcrStaatssekretär(derindenHaldanetagenfastausgeschaltetwar) hat sich selbst sein Grab geschaufelt; ersparst mir die Aufwärmung des Kongokohles. Mit dem Anderen bin ich feitder lothringischen Affaire fertig. (Im lieben Reichsland gehts ja schon recht lustigzu. Ob S. M. noch nicht merkt, was sie ihm da, mit gütiger Hilfe der p t. Genossen, in den Hermelin gesetzt haben? Kommt aber noch dicker.) Weiß nicht, warum ihn der Bundesrath jetzt anjeder Kante dcmcntirt. Vielleicht, weil auch die Bevollmächtigten finden, er habe eine allzu joviale Art, mit Kollegen und »Nachgeordneten" umzugehen. Radolin, Arnim, Moltke, Rheinbaben, Wermuth: derIüngling sieht denGrund zu so schrofferAbkchrnichtein.(Da« bei ist der Mann noch empfindlich wie eine Altjungfer; begreift nicht, daß ein Staatssekretär, den er vor dem Feind im Stich ge» lassen hat,nicht bei ihmspeisenwill,undklagt,daßWermuthAlles persönlich nehme.QrsccKus äe seclitione: Adolf ist der firmste Rö» mer.) Amtliche »Feststellungen", die von Dresden, Stuttgart, Dessau aus für falsch erklärt werden: Das hatten wir noch nicht. Acberall geht die Autorität in die Binsen. Kein Wunder. Wer A »gen im Kopf hat, sieht den Vater sämmtlicher Schwierigkeiten. S. M. möchte ihm nicht die Matratze stopfen, bevor die Wehr» vorlagen durch sind, aus denen ja ein Rühmchen sprießen muß. Sehr huldvoll gedacht. Aber ich zittere (einsam, nicht allein), wenn derHeiligeTheobald eineTasse durch ein schmalesStübchen tra- gen soll; Zehn gegen Eins, daß mindestens der Henkel bricht. Er kanns nicht; und komplizirt seinen Fall nur dadurch, daß er sich für den Berufensten hält. Warum mußte er die Erbschaft» sicuer ausgraben? Das Palladion der Linken (die ich für die Hei»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_424.html[18.07.2014 17:50:31]

terkeit meines Lebensabends nicht missen möchte)? Zweihundert
Männer, deutsche Geistesauslese von der Sonnenseite, können
sich nicht zur Einheit zusammenschweißen, weil neunzig zwar, um
ihre Niederlage zu verschleiern, thun, als sei ihr Herz bei den So-
zialisten, mit diesen Allerliebsten aber nur äugeln dürfen. Da liegt
die Trumpfkarte derRegirung.Wenn eine Weile Jeder, der nicht
bereit scheint, für die Rothen alle Gestirne zu verpuffen, einStre»
ber,Lakai oderLump geschimpft worden ist, gewöhnt man sich dran
und die Nationalliberalen verzichten auf die Ehre, der Volks-
partei die Remonte zu stellen. Die Linke schrumpft zum Krüppel-
glied, das der schwächste Kanzler nicht zu fürchten braucht. Unse«
rer?Müßte nachgerade doch wissen, daß nur ein Wort den Schein
der Gemeinschaft zu wahren vermag. Und dieses eineWortspricht
er: Erbschaftsteuer. Auf die sind sie Alle eingeschworen. Die ist die
edelste Bürgschaft nationaler Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.
Deren Morgenröthe scheucht alles Gewölk hinweg, das zwischen
denFraktionen schwebte. »Sind wir nun etwa nicht einig?" Schon
aber hat Huckebein den Fehltritt gespürt; kann und will anders.
Spiritusmonopol; später Petroleum, Streichhölzer, Cigaretten»
papier. Kindeserbe? Nie, imTraum nicht, eingefallen. Nach einem
Tumult, der dem besten Staatssekretär das Leben verleidet hat.
Wer den Allerhöchsten Herrn sieht, kann die Abwesenden leicht ins
Anrechtsetzen. Auch gackerts von allen Leitern: »Kein Nachfolger,
der ganz sicher nicht enttäuscht". Keiner. Doch ein Bäckerdutzend,
aus dem Jeder wie ein Heilbringer begrüßt würde. Weils nicht
mehr Theobaldus ist.Dah die Kanzlerei enden,nach zweiundzwan-
zigjährigerkostspieligerDemonstrationderUnmöglichkeitAmtund
Verantwortung getheilt werden muß, leuchtet den Meisten jetzt
ein. Biswirsoweitsind, mußFutterindieMenagerie.Menschen»
fleisch.WarumsolldieWuth sich nicht an dem Bewußtsein lindern,
daß ein Minister ihr Opfer wurde? Anderswo verbraucht man
in schlechten Zeiten die Excellenzen im Groß; und fährt sehr gut
dabei. Verbraucht sie nicht einmal. Erinnerst Dich noch an den
Cirkus?DieabgehetztenPferde kommen nach einer Pause wieder.
Sind im Stall abgerieben, gelabt, frisch gesattelt und behängtwor»
den: und holen sich mit ihrer neuen Nummer neuen Beifall. Geht,
bei geschicktem Management, auch mit Zweibeinern.
Ist die Zunge noch pelzig? Sie wird roth.wenn gelesen hast,
daß die Empfänge in Wien, Venedig, Brioni »einen besonders

herzlichen Charakter hatten." Sicher. Und besonders groß und
herzlich wird auch die Freude der Türken sein (mit denen ich, als
BotschafterGeorgs, jetztschnell überBagdad und Koweitplaudern
würde). Victor Emanuel und Franz Ferdinand suchen gemein«
sam Ostereier; und aus Pola werden dieBilder der italienischen
Kriegsschiffe entfernt, nach denenOesterreichs Küstenartillerie ge»
stern noch schießen lernte. Der Weg nach Korfu ist mit Weltfrie»
denspfändern gepflastert.Rüste ab, holdeKriegerin, und entwöhne
Dich, insAllgemeine zu tauchen. PommernhatreinlichereBade-
gelegenheit. Was willst denn? Der Junge hatmit offenem Auge ge-
wählt, ist ernsthaft glücklich, tzerrseines Schicksals und der Schmie»
gervater wird noch Dein Intimster. Ein forsches Kerlchen, das in
die Welt paßt, zehn trockene Mandarinen in die Tasche steckt und-
nicht nach arrogantischer Hoheit muffelt. KennstLottens Plänchen
schon? Paß auf! Der Junge entschuldet das Majorat, baut für
Mieze und ihren Seemann, der auch mal für sich und die Seinen
leben möchte, auf kressiner Grund ein modernes Landhaus und
Ihr zieht nach Berlin. Bitte! Wart lange genug zwei Vögelchen
auf einerStange. Adolf ist zu gut fürdie stille Versenkungin Bor»
deauxundtzundejungenärger. Und meine Reinette soll nicht Trüb-
sal blasen lernen. Denke Dirs aus: so ost das Herz begehrt, das
ganze Kükenvolk umDich; und nirgends ein Vorgesetzter, der die
Lippe kneifen darf. Im Nu kehrt Dir die Freude am Vaterland wie»
der. Gehl ja, trotz tzüh und Hott, stramm vorwärts. Ists denn eine
Kleinigkeit, daß England heute mit dem vierzigjährigen Reich
verhandeln muß und wir in jedem Jahr anderthalb Milliarden
für Wasser» und Landwehr hingeben können? Sind zu nah an
der Maschine gewesen. Unser Fürst hielt die Deutschen für die
unzufriedensten Leute (worüber sich streiten läßt); sind sies, dann
gewiß nur, weil zu viele staatlich und städtisch beamtet sind. Ein
Drittel muß weg; kann auch, wenn die zwei übrigen zeitgemäß,
besoldet werden. Der Rattenkönig von Präsidien, Magistraten,.
Reichs» und Staatsbehörden ist zur Landplage geworden. „Es-
geht auch ohne dem": schrieb der Schneidergesell an die fromme
Köchin, die erst mit demRing amFinger seine brenzlichen Wün-
sche erfüllen wollte. Keine prüde Stirnfalte, Beatrice; bin fchore
fertig. Und, bis an die bekannte Grube, stets Dein Moritz.

Assessorenaustausch.
Äff essorenaustausch.
^K!? er letzte Grund der Unzufriedenheit des Volkes mit unserer Justiz läßt sich nicht mit einigen neuen Gesetzesparagraphen heben. Dazu liegt er zu tief und wurzelt zu sehr im Persönlichen, das sich nicht so schnell wandelt. An der Pflichttreue und Integrität des Richterstandes zweifelt das Volk nicht ernstlich;aberseinRechts« bewusztsein deckt sich nicht mehr mit dem des Richters. Was heute immer sichtbarer wird, hat der feine Iurist Stölzel schon vor vierzig Iahren in seiner „Geschichte des gelehrten Richterthums in deut» schen Territorien" gezeigt: die Wendung gegen den juristischen Formalismus, das Residuum des fremden römischen Rechtes. Der deutsche Richter hat diese Wendung nicht mitgemacht. Er ist der gelehrte Richter geblieben, der seine Thätigkeit in der Hauptsacheals eine philologische auffaßt und seine Aufgabe darin erblickt, den Sinn der Gesetzesparagraphen zu entziffern, nicht aber, den Bedürfnissen des praktischen Lebens und dem Rechtsempfinden des Volkes gerecht zu werden. Davon macht auch unser höchstes Gericht keine Ausnahme.Wenn nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts, auch der Theilnehmer und Anstifter eines schweren Verbrechens straflos bleibt, falls sich herausstellt, daß, der Thäter unzurechnung» fähig war, weil dann ja kein Verbrechen im juristischen Sinn vorliege und also auch kein Theilnehmer an einem Verbrechen vorhanden sein könne, so erscheint Das dem Laien als eine Unbegreiflichkeit, während es nur eine konsequente Anwendung desauchdorr geltenden Grundsatzes ist, die Gesetzesparagraphen nur formal zu behandeln und aus ihnen, wie aus Gleichungen der Mathematik, nur herauszuholen, was sich rein logisch aus ihnen ableiten läßt.
Da das Recht auf dem gemeinsamen Rechtsbewußtsein des ganzen Volkes beruhen muß, kann ein Zwiespalt in der Auffassung, wie er bei uns zwischen Richtern und Volk besteht, nicht andauern, ohne beide Theile schwer zu schädigen. Ein Wandel aber ist ohne die Mitwirkung der führenden Iuristen nicht möglich. Sie haben bisher in den Kommissionen und im Reichstag bei der Berathung unserer Iustizgesetze stets den Ausschlag gegeben und von ihnen wird, wie die Dinge liegen, auch in Zukunst abhängen, ob dem Richter gesetzlich die Bewegungfreiheit eingeräumt wird, die er besitzen muß, wenn er von dem Formalismus frei werden soll. Sie sind auch, auf der Universität und in der Praxis, die Erzieher des Richterstandes. Die Situation gleicht also der des Mannes, der sich, selbst an seinem Schopf aus dem Sumpf ziehen will. Allmählich wird ja auch bei unseren Iuristen die im Volk lebende Rechtsauf»

fasfi:ng durchdringen. In die Mauer sind schon jetzt Breschen ge»
legt. Das beweist die Bewegung sür das neue Recht. Aber auch die
Führer dieser Bewegung rechnen nur auf langsames Fortschreiten.
Der Prozeß, könnte beschleunigt werden, wenn wenigstens ei»
nem Theil unserer Iuristen die Gelegenheit gegeben würde, einmal
eine andere juristische Atmosphäre als die heimische zu athmen und
die Verhältnisse in einem fremden Rechtsgebiet kennen zu lernen.
In einer Zeit, in derIeder sichauch die großen Lebensschulen frem»
der Länder nutzbar zu machen sucht, haust unser Richter wie auf
einer isolirten Insel. Der schwäbische Oberamtmann in Immer»
manns „Münchhausen", dessen Wunsch unerfüllt bleibt, einmal an
einer Verhandlung der rheinischen Assisen theilnehmen zu können,
ist noch immer eine typische Gestalt. Noch im Iahre 1908 konnte ein
hoher preußischer Richter ein Buch über englisches Gerichtswesen
veröffentlichen, ohne, nach seinem eigenen Geständniß, einer ein»
zigen englischen Gerichtsverhandlung beigewohnt zu haben. Dieser
Mißstand ist in den Verhältnissen begründet (der Iurist kann sein
Wissen nur in der Heimath verwerthen) und Abhilfe nur von staat»
lichem Eingriff zu hoffen.
Ungewöhnlich begabten Assessoren, von denen, nach Prüfung»
ergebniß und praktischer Leistung, zu erwarten ist, daß sie einst in
höhere Stellen gelangen werden, könnte das Reich die Gelegenheit
bieten, als Volontäre bei einem Gericht oder bei einemangesehenen
Rechtsanwalt eines anderen Rechtsgebietes zu arbeiten. Da auch
in anderen Ländern sicher das Bedürfniß fühlbar ist, das Rechts»
verfahren der benachbarten Staaten in der Praxis kennen zu ler»
nen, ließe sich wohl ein Austausch ermöglichen, wie er für Pro»
fessoren eingeführt worden ist. Der Gewinn wäre doppelt. Außer
einer Korrektur des juristischen Denkens könnte noch ein zweiter
wichtiger Zweck erreicht werden. Nicht nur der amtirends Richter
soll die theoretische Deduktion, das berühmte „juristische Denken"
zurücktreten lassen und Fühlung mit dem Rechtsbewußtsein des
Volkes gewinnen: die ganze Rechtswissenschaft soll aus einer theo»
«tischen zu einer praktischen Erfahrungwissenschaft werden. Dazu
ist ein offenes Auge für die Bedürfnisse des praktischen Lebens er»
forderlich. Doch reicht für den Iuristen, der auf dem Gebiet des
Rechtes schöpferisch sein und das Gesammtziel erreichen will, auch
die gründlichste Kenntniß der wirtschaftlichen und sozialen Ver-
hältnisse allein nicht aus. Zur Erfahrungwissenschaft gehört noch
ein anderes Moment. Der Professor der praktischen Medizin hat
nicht nur die physiologischen Vorgänge im Organismus genau zu
studiren: er muß auch Versuche gemacht und dadurch die Wirkung

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_428.html[18.07.2014 17:50:33]

Assessorenaustausch,
der von ihm empsohlenen Arzeneimittel festgestellt haben. Denn es ist beim Organismus
wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schieben,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Der Erfolg läßt sich bei den komplizirten organischen Vor»
ganzen nicht im Voraus berechnen, sondern nur durch das Experi»
ment erkennen. Das gilt auch vom Volkskörper. Auch im geistigen,
wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Leben des Volkes fließen die
Fäden ungesehen durcheinander und führen Den in die Irre, der
sich nicht fest an die Erfahrung hält. Und den Weg des Experi-
mentes können wir um so leichter einschlagen, als fast alle gesetz»
lichen Bestimmungen und die Methoden ihrer Anwendung, um
deren Einsührung es sich bei uns handelt, schon in anderen Län»
dern in Kraft sind. Aus ähnlichen Erwägungen kam die Regirung
wohl zu dem Entschluß, der Novelle zur Strafproeßordnung eine
vergleichende Zusammenstellung der in andern Kulturstaaten gel»
tenden gesetzlichen Vorschriften beizugeben. Doch wie diese Vor»
schriften wirken, kann nur Der beurtheilen, der längere Zeit unter
fremdem Recht gelebt und vielleicht gar an der Rechtsprechung mit»
gewirkt hat. Die Aufgabe unserer ins Ausland gehenden Iuristen
würde also nicht nur darin bestehen, das fremde Rechtsverfahren
kennen zu lernen; sie müßten auch die Einwirkung bestimmter
rechtlicher Einrichtungen auf das ganze soziale Leben erforschen.
Die fremden Rechtsgebiete, die zuerst in Betracht kämen, Wä»
ren England, Frankreich und die Schweiz. Wenn auch Englands
Rechtsprechung durchaus nicht so ideal ist, wie sie von Manchem
geschildert wird, so ist doch drüben Vieles verwirklicht, was bei uns
das Rechtsbewußtsein des Volkes fordert. Der Strafvollzug ist
strenger, der Ton vor Gericht aber im Allgemeinen humanerals bei
uns. Der englische Richter bleibt sich, trotz der ihm eingeräumten
hohen Stellung, bewußt, Diener eines im Durchschnitt mündigen
Volkes zu sein, und hält sich selbst da, wo ihm ein Zweifel an der
Richtigkeit dieser Voraussetzung kommen könnte, nicht für berech»
tigt, von den Formen der Höflichkeit abzuweichen. Noch wichtiger
ist ein anderer Charakterzug. Einer der bedauerlichsten Fehler un»
serer Richter ist ihre Furcht vor der Revision; sie gerade zwingt
unter das Ioch des Formalismus. Der englische Richter kennt sie
nicht. Ohne Zögern folgt er dem eigenen, selbständig gebildeten Nr»
theil. Das System der Laienrichter könnten die Assessoren in Rein»

kultur und in seiner Wirkung auf höheren und niederen Stufen
der wirtschaftlichen Entwickelung in der Schweiz kennen lernen.
Pom Volk gewählte Laienrichter sind da bis in die höchste Instanz
zugelafsen. Im französischen Recht endlich ist längst das Prinzip
durchgeführt, das die neue Bewegung auch bei uns zur Geltung
bringen will: das Gesetz giebt nur die allgemeinen Rechtsgrund»
sätze, deren richtige Anwendung den Richtern überlafsen ist.
Diese knappen Andeutungen sollten nur zeigen, daß die vor-
geschlagene Einrichtung nützliche Ergebnisse hervorzubringen ver-
möchte. Freilich wäre, wie vor dem Körper des Einzelmenschen, auch
hier sorgsam zu individualisiren; nicht jede Bestimmung, die sich
draußen bewährt hat, muß deshalb in das andere Sittenklima
Deutschlands übertragen werden.
Erlangen. Hermann Kranichfeld,
on Petrarka soll ich Dir erzählen, mein Freund? Von dem Sohn
^SWs des Messer Petracco, des Genossen Dantes, der mit Diesem zu-
gleich aus Florenz verjagt wurde, als ein Weiter von den Schwarzen,
die am Arno herrschten? Von dem italienischen Kinde, das in der Ver-
bannung geboren wurde, ohne Heimath und Volk, in der Stadt Arezzo,
die Bonaparte, ein Einzelmensch wie er, noch fünshundert Jahre später
nach der Schlacht bei Marengo um seinetwillen verschonte. Von dem
Knaben und dem Iüngling Petrarka soll ich Dir berichten, der im
Dunst» und Machtkreis des päpftlichen Hofes in Avignon aufwuchs,
umweht von dem Wind der Provence, den Liedern der Troubadours
und doch im Herzen seiner Muttersprache getreu wie nur je ein Ver-
triebener. Der nach seines vorsorglichen Vaters Geheiß auf den Hoch-
schulen Montpellier und Bologna die Rechte studirte, bis er nach des-
sen Tode diese unsröhliche Wissenschaft aufgab und die Priesterweihen
und eine Pfründe nahm und Kanonikus wurde, einzig, um der kleinen
Sorgen für die Nothdurft des Leibes ledig zu werden. Von dem geist-
lichen Menschen Petrarka, dessen ernstes Gewand zu seiner Seele paßte,
möcht' ich Dir Vieles vermelden. Seine tiefe Liebe zu den Wissenschaf-
ten möcht' ich Dir schildern, die ihn, dem seine eigene rohe, stumpfe
Zeit wie schlechte Luft mißfiel, zum Studium des Alterthums trieb.
Ueber die Iahrhunderte hinweg greisend, zog er den vergrabenen Geist
der Antike empor, knüpfte er mitten im Mittelalter die irrende, blinde
Menge wieder an die Erde und die erhabensten irdischen Aufgaben, ein
Konsistorialpräsident a. D.
Petrarka.

Erzieher unseres Geschlechtes. Er lehrte als Erster wieder den Menschen und seine Größe und taufte seinen Glauben daran „Humanismus". Das ist: allseitige Ausbildung des Einzelnen und Aller zur höchsten menschlichen Vollkommenheit. Soll ich Dir von den Schauern erzählen, die diesen Begeisterten durchfroren und durchglühten, da er über die Trümmer des römischen Forums wandelte und als Erster wieder die Bedeutung des heiligen heidnischen Alterthums fühlte? Oder von dem hohen Aufschwung seiner Seele, da er auf dem Kapital unter Trompeten» und Schalmeienklang mit dem Lorber, dem delphischen Zweig, zum Dichter gekrönt wurde und, wie ein indischer Heiliger, erschüttert mehr die Macht der Menschheit als die der unsaßbaren Gottheit begriff und begreifen wollte? Damals empfing er erst in Wahrheit die letzten Weihen, da in ihm endlich die Menschheit sich wieder selbst krönte und Einen der Ihren, ohne ihn zum Gott zu machen, zu den Sternen erhob.

Laß Dir von diesem einzig gearteten Menschen noch Mehreres sagen, von ihm, der im vierzehnten Iahrhundert ein so modernes Leben führte wie die Besten von uns im zwanzigsten. Der, zu studiren und zu dichten, einsam auf dem Lande lebte, im anmuthvollen Thal Vaucluse bei Avignon in der Provence neben der Quelle der Vorgue, die, mächtig aus der Erde strömend, an Kraft und Verschwendung ihm heute noch gleichzukommen sucht. Der in die Natur verliebt war, wie Keiner vor ihm, selbst Franz von Assisi nicht: Stunden lang durchstreifte er allein mit einem Hunde die Wälder, den Vögeln, den Fischen und den Bäumen lauschend. Er war der Erste, der mit Empfindung einen hohen Berg bestiegen hat, um die Welt und sich selbst und sein Leben von oben zu betrachten. Er entdeckte das Naturgefühl und die Empfindsamkeit, große Gegenden, die den Alten eben so unbekannt gewesen waren wie Neu»Indien, das zweihundert Iahre nach ihm Kolumbus fand. Er schaute sich selber, er war vielleicht (neige sich vor ihm, was Mensch heißt!) der Allererste, der sich selber erkannte und zu bejahen wagte. Der Erste, der den alten, ängstlichen, scheuen gewissenskranken Adam, der aus dem Paradies laufen mußte, als er sich selber sah, überwunden hat. Der Erste auch, der sich, anders als Marc Aurel und die Stoiker, seine eigene Diagnose gern stellte, sich wichtig nahm und interessant fand und auch seine Fehler ehren lernte. Er wollte sich selbst behandeln und pflegen und heilen. Darum verachtete er die Aerzte und ihre damals tief im Argen liegende Quaksal»berkunst mit größerem Recht, als Molisre und die Späteren es thaten, und führte durch seine Streitschriften gegen sie, wie überall, so auch in der Medizin, eine Renaissance herauf. Denn Alles, was er that und schrieb, schlug ins Positive aus.

Er lebte als ein Einzelmensch, allen Genies vor ihm und nach ihm verbrüdert, oben auf der Woge des Menschenmeeres. Er war veränderungsüchtig und vermochte zu reisen wie wir, zu seiner eigenen Lust, nicht nur aus Noth oder Zwang, wie die Meisten damals allein

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_431.html[18.07.2014 17:50:34]

sich fortbewegten. So sah er ganz Frankreich und Italien, Spanien,
das westliche und südliche Deutschland, Böhmen, Tirol und die Schweiz
und wußte im dumpfen vierzehnten Iahrhundert so klar davon zu
sprechen und zu schreiben, wie Pinturichio die Fremde zu malen ver-
stand. Er verkehrte mit Fürsten und mit Königen wie mit Seinesglei-
chen und nahm auch darin für sich die Zeit Voltaires voraus. Von vie-
len unter ihnen, die er innig liebte, zog er sich gleichwohl zurück, weil,
wie er selbst in dem Brief an die Nachwelt sagt, in dem er seinen Le-
benslauf skizzirt hat, die Liebe zur Freiheit über jeden (auch nur
scheinbaren) Zwang in ihm vorherrschte. So modern war er, so mensch-
lich fühlte er.
Soll ich Dir berichten, wie klug er, gleich Goethe, sein langes, sie»
benzigjähriges Leben aufzutheilen wußte? Wie er den Diplomaten
und den beredten Vermittler und politischen Abgesandten, zu dem er
sich gern machen ließ, spielte, so gut ers vermochte? Wie er Publizist
wurde und war, lange vor Aretino und Hutten und Erasmus von
Rotterdam? Wie er nur aus reinem, innerem Zwang dichtete und kei-
nen Reim mehr suchte, als er lange vor seinem Tode das letzte Liebes-
lied auf Laura gesungen hatte? Wie er kein Alleswiffer war noch sein
wollte, aber Das, was er wußte, gleich Lessing, ganz beherrschte und
bis in die tiefste Tiefe durchdrungen hatte? Wie er die Dialektik als
eine thörichte Spielerei verachtete und die Scholaftik des Morgen»
und Abendlandes als tote Belaftung des Lebens haßte? Wie er bie»
nenhafl fleißig den Wissenschaften den Honig aussaugte, den wir für
unser Leben gebrauchen können, und immer noch neue Weiten mit
seinem Geist zu ergründen suchte bis zu dem Ende, bis zu dem Mor-
gen, als man ihn in seinem Tuskulum zu Arqua bei Padua im Biblio-
thekzimmer sitzend fand, sein müdes, früh ergrautes Haupt auf das
Buch vor ihm zum ewigen Schlummer niedergebeugt?
Soll ich Dir das AeuKere, die Hülle dieses Geistes beschreiben,
der mit solchem edlen Tod eins der würdigsten Leben, das je von Men-
schen geführt wurde, beschloß? Denke Dir einen ausdrucksvollen und
von der Selbstbeherrschung, die in ihm wirkte, gut gebildeten Kopf,
von einer Kapuze ständig umhüllt, die nur die von keinem Haar und
keinem Bart entstellte schöne, scharfe Silhouette freigiebt. Aber denke
Dir diesen klugen Kopf nicht auf einer häßlichen, versessenen und ver-
krümmten Gestalt, sondern auf einem kräftigen und gewandten Kör-
per, den lange Spazirgänge bis ins Alter frisch und stark zu erhalten
suchten. Nur die Augen sind vom vielen Lesen ein Wenig schwach ge-
worden, so daß er sich, froh jeder neuen Erfindung seines Menschen-
geschlechtes, der soeben in Florenz entdeckten Brillengläfer beim Stu-
diren bedienen muß.
So sah der erste Europäer aus. Soll ich Dich noch ein Wenig
durch das Innere dieser wunderbaren frühen Erscheinung führen, in
welche unsere ganze heutige Zeit projizirt zu sein scheint? Soll ich Dir
das Wesen dieses Geistes klären, der vor sechshundert Iahren schon so
trefflich mit dem schweren Menschendafein fertig geworden ist? Komm,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_432.html[18.07.2014 17:50:34]

folge mir, mein Freund! Nur lag uns vor dem Eingang zu diesem
Heiligthum alle die Höhner, die schwachen und halben Seelen zurück-
lafsen, die, mit ihrer Kleinheit seine riesenhaften Umrisse verspottend,
uns den Ekel vor der Menschheit erregen, den sein großer Anblick uns
aus ewig genommen haben könnte! Hier ragt Einer der Unseren, den
wir verehren können. Laß es uM thun, mein Freund! Um seiner rüh-
renden Schwächen willen sei er uns nicht minder liebenswerth denn
um seiner gigantischen Höhen, für die der Zollstock der Mittelmäßigen
nicht ausreicht, Ist uns Iesus selbst nicht eben so lieb und groß um
seiner Aengste willen im Garten Gethsemane als um seinen Muth
und seine Hoffnung am Kreuz? Schaut auf Petrarka! Er fühlte sich
als einen Bürger dieser Welt, er ahnte, daß diese Erde nur ein Stern
unter vielen in der Unendlichkeit sei. Aber er bildete sich selbst, das
Chaos um und in sich Herr und Meister, wieder zum Kosmos und
fand, daß es schön sei, ein Mensch M sein. Sieh ihn Dir an, wie er
war, und lächle der scheinbaren Widersprüche! Er hatte so feine Ner-
ven wie wir. Er bangte vor Seereisen und zitterte vor Blitzen. Und
schon darum war ihm der Lorber theuer, weil er gegen den Blitzschlag
gefeit sein soll. Und doch war dieser Mann der einzige im Mittelalter,
der nicht abergläubig war, der nichts auf Vorzeichen noch auf Prophe-
zeiung gab und der keiner außergewöhnlichen Wunder bedurfte, um
erstaunen zu können. Er schwärmte für die Antike nnd ihren inter-
nationalen, kosmopolitischen Geist und meinte, der Weise sei überall
zu Haus. Und er war zugleich einer der leidenschaftlichsten Patrioten,
begeisterte sich ein halbes Iahrtausend vor Cavour und Garibaldi für
das risorAimsnw Italiens und besang als erster Italiener sein ganzes
Vaterland, nicht nur seine Heimathstadt.

Petrarka war ein Freund, wie wenige Menschen es zu sein ver-
mögen. So konnte er mit Boccaccio, dessen Art und Kunst ihm gründ-
lich fremd sein mußte, freundlich verkehren und plaudern. Und konnte
ihn überlegen festhalten, da die Reu,e und die große Angst über den
weicheren Freund gekommen war; so fest, daß er der Wissenschaft und
der Kunst nicht ganz untreu wurde: „Willst Du es aber doch thun",
so schrieb er (grüßt ihn, Ihr Gelehrten, die Ihr heute auf dem Schisf
steht und über die Wafser fahrt!), „dann verkaufe mir wenigstens
Deine Bibliothek, damit sie nicht zersplittert werde noch in unrechte
Hände gelange". Er war einer der besten Briefschreiber aller Zeiten
und wußte eben so gut anzuregen und zu fördern wie zu trösten oder
zu schelten, wenn es ihm nöthig schien. Er schwärmte, wie Nietzsche
später, von der Gründung eines humanistischen Klosters, einer neuen
univ«rsitss, zu der auserwählte Männer sich zum Zweck eigener Aus-
bildung und gegenseitiger Befruchtung vereinigen sollten.

Und war doch selbst der Einsamkeit so hold und froh, daß er sie
über alle irdischen Güter pries, daß er, um dessen Unterhaltung die
Gebildeten seiner Zeit wie zu einem Orakel weite Reisen machten, die
längste Zeit seines Lebens in der Stille zubrachte, daß er, der an den

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_433.html[18.07.2014 17:50:35]

ersten Höfen hätte wirken können, wie ein Einsiedler und ein Gelehrter in einem Dörfchen gestorben ist. Er sah ein, daß der Ruhm als ein vergängliches Gut dieser Welt zu verachten sei. Und wie oft er sich auch Dieses vorsagte und klar machte: er liebte ihn über Alles, noch mehr als die Ruhe und gar die Liebe selbst. „I^sura s Isur«": um diese beiden Pole kreiste sein Leben.

Laß uns leise gehen, mein Freund! Wir nahen dem innersten Innern dieses labyrinthisch verschlungenen Menschen, dessen Räthsel und Wirrnisse sein Iüngster Tag gelöst hat, wie es uns Allen auch bei unserem Tode geschehen wird. Laß uns mit Steinen die blos Neugierigen verscheuchen, die sich um die Achse seiner Liebe grinsend drängen! Laß uns die Narren verachten, die da schreien: „Schaut her! Auch er hatte einen Körper, der ihn beherrschte. Er besaß eine Buhlin neben seiner Liebe und zwei Kinder von ihr trugen seinenNamen!" Laß uns die Thoren auslachen, die da meckern: „Seine Liebste, seine Laura, der er einundzwanzig Iahre lang, da sie lebte, anhing und sechsundzwanzig Iahre noch nach ihrem Todej,die er niemals auch nur mit einem Kuß berührt hat, war die Frau eines Anderen, dem sie bis zuletzt angehörte, dem sie treu sein Haus verwaltete, dem sie elf Kinder geboren hat". Fort von diesen Kurzsichtigen, diesen Scheelängigen, die Alles klein oder häßlich sehen oder aus gemeiner nächster Nähe! Stelle Deinen Blick auf diesen Großen ein, mein Freund, auf diesen Helden, den die Liebe heilig gesprochen hat, den die geistigen Menschen, die über ihren Körper leben, als ihren Bannerträger verehren. Merke Dir Dieses: Du kannst die kleinen Seelen daran erkennen, daß sie über ihn lachen oder spotten. Dies Maß wende an, um zu wissen, wer Deiner Achtung und Deines Umganges nicht werth ist, mein Freund ! Meide ihn um Petrarkas großen Herzens willen, auf dem, wie auf dem Hifthorn der Karolinger, geschrieben stand: „Dien' Einer!"

Lies diese ,Verse von ihm, die ich für Dich, frei und nicht ängstlich und doch so wörtlich wie möglich verdeutscht habe, mein Freund. Du wirst sehen, wie er, ohne sie zu haben, seine Laura nicht minder glühend und himmelaufthürmend geliebt hat als der jüngste Schiller im Genug die seine. In dreihundertsechzehn Sonetten allein hat er sie gepriesen und geküßt und das letzte von diesen ist nicht müder oder schwächer als das erste oder das mittelste, das einhundertachtundfünszigste. Laß Dir nichts vorreden und vorrechnen über ihren Werth von den eklen Kreaturen, die Alles von ihm kommentiren mögen, nur seine Gefühle nicht, weil ihnen der kurze Athem dabei ausgehen würde. Alle diese Sonette sind schön, glaube mir, der ich es weiß. Man kann nur sagen, daß es einige unter ihnen giebt, die noch schöner sind. Lies diese Verse, diese Zeugen einer Liebe, die ein ganzes Leben währte und mit dem Leben erst endete, die den längsten Athem hatte, welcher der Liebe auf Erden beschieden ist, lies sie nicht leise für Dich! Lies sie der Frau vor, die Du liebst, und nach jedem Liede möget Ihr Euch ansehen und sagen: „Dies war ja schon einmal da, was wir Beide ersehnen. Dies muß ja doch

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_434.html[18.07.2014 17:50:35]

möglich sein auf der Erde, was immer die Menge der Menschen da-
gegen sagen und thun mag. Und wenn wir es auch in anderer Form
erleben als Iener und Iene: Dies muH es doch geben, da es Einer
uns vorgemacht hat bis zum Ende!"
Und so beginne, mein Freuend, mit diesem ersten Lied, das er
dichtete, den Tag zu! ehren, da er sie kennen lernte. Hörst Du es klin»
gen: „Leuegstto siä I'giorno s I'ivsss s I'äuno!"
Gesegnet sei der Tag, der Mond im Iahre,
Der Lenz, die Zeit, die Stunde und Sekunden,
Das schöne Land, der Ort, der mich gebunden!
Ach, von zwei Augen kam das Wunderbare.
Gesegnet auch der Schmerz, der sonderbare,
Der aus der Liebe sich für mich entwunden,
Der Pfeil, der Bogen und die tiefen Wunden
Des Herzens, die ich nie ganz offenbare! ">
Gesegnet sein die Worte, all die lieben,
Die ich zu, meiner Herrin Preis vergossen,
Die Seufzer, Wünsche, Thränen, die mich trieben?
Gesegnet sei das Lied, das mir entsprossen,
Gesegnet au,ch, haß ich ihr treu geblieben
Und dieses Herz nu,r ihr allein erschlossen!
Und dann lies dieVerse, die er schrieb, als er sie einmal auf einen
AAgenblick nur gesehen hatte:
Wie Gott,anschouen heißt das ewige Leben,
Niemand b'egehrt.mehr, könnte mehr begehren,
So kann Dein Anblick, Liebste, mich mit Zähren
Aus diesem kurzen Triaum zum Glück erheben.
Nie sah ich Dich, nie noch so schön wie eben,
Wenn Augen je das Herze Wahrheit lehren.
Glückselige Stunde, laß Dich ewig ehren,
Wie alle Dinge vor Dir leer entschweben!
Und würdest Du nicht allzu schnell enteilen,
Ich wünschte nichts mehr. Denn wie Manche zehren
Von Düften nur, und Solches gilt für Wahrheit,
Und Andere nur den Durst und Hunger heilen
Mit Gluth ,und Wafser, die doch Reiz entbehren,
Was lebt' ich nicht von ihres Anblicks Klarheit?
Wie lieb,und tief sind diese Strophen, die er (wie oft that Goethe
später ein Gleiches bei Angebinden, die er seiner liebsten Lotte verehrte)
mit im Frühling für sie gesammelten Trüffeln ihr zusandte:

Die Zukunst.
Wenn der Planet, der unsre Stunden scheidet,
Im Lenz ins Bild des Stieres eingekehrt,
Glüht Stärke von ihm, wie vom warmen Herd,
So daß er neu die Welt mit Grün umkleidet.
Doch nicht nur außen, wo das Auge weidet,
Hat Bach und Hang mit Blumen er beschert.
Auch in Her Tiefe, die uns stets verwehrt,
Erweckt er, n>as sonst schweren Schlaf nur leidet.
Dort wächst «nch diese Frucht, die ich Dir schicke.
Und so haft Du als aller Frauen Sonne
Mir Deiner ,Au,gen Strahlen zugesendet.
Mein Wort,und Werk wächst von der Liebeswonne.
Doch wie Du drehst und lenkst die holden Blicke:
Der Frühling bleibt mir ewig abgewendet.
Lies diese Weise von ihm, die er auf der Reise ihr zusang, als
er einsam von Aachen, vom Grab Kaiser Karls kommend, durch die
wüsten Ardennen nach Frankreich und zu ihr zurückkehrte:
Durch wilde Wälder, finster und verschlungen,
Wo selbst Bewaffnete gefährdet gehen,
Zieh' ich gesichert, kann nichts Schlimmres spähen
Als nur der Liebe Strahl, der mich durchdrungen.
Und hab' im Gehn (o thöricht Herz!) gesungen
Zu ihr. Gott selbst kann sie nicht von mir flehen!
Dort kommt sie zwischen Frau.en, schön zu sehen,
Ach, Buchen sinds mit Tannen, zart und jungen.
Den Lauten lausch' ich und dem Gang der Stunden,
In Blättern und Gezweig der Wipfel Klagen,
Dem Lauf der Wafser, die das Gras durchflüstern.
Nie hab' ich noch das Schweigen so empfunden,
Das gransig wohnt, wo Wald und Schatten ragen.
Es will beinah die Liebe mir verdüstern.
Immer trauriger und schwärzer werden seine Lieder, Hier folgt
ein Sonett, daS Hamlet, Prinz von Dänemark, gedichtet haben könnte:
Glaubt' ich, es könnte mich der Tod entlaften
Der Liebeswehn, die mich zu Boden drücken,
Ich hätte längst der Glieder ekle Krücken
Ins Grab getragen, ewig dort zu, raften.
Doch weil ich weiß, daß Dies ein Weiterhaften
Von Leid zu Leid nur wär' und andern Tücken,

Petrarka.
So bleib' ich stehn inmitten dieser Brücken,
Scheu vor dem Uebergang zu neuen Lasten.
Wohl wär' es Zeit, dag nun die letzten Pfeile
Vom Liebesbogen grausam auf mich fielen,
Der Schmerz, den ich mit großen Seelen theile!
Mir blieb nur noch der eine Wunsch vor vielen,
Drum bat ich oft den Tod zu meinem Heile.
Doch er bleibt taub und will nicht auf mich zielen.
Lies dieses noch, mein Freund, das er sich zurief auf dem Wege
zum Alter, lies es ihr vor, die Dir lauscht:
Wenn sich mein Leben trotz den harten Qualen
So lange wehren kann und trotz den Leiden,
Bis ich in meines Alters ernstem Scheiden
Dein Augenlicht erschau' in tausend Strahlen
Und Deine Locken, die jetzt golden prahlen,
Versilbert, Kranz und Tuch, die grün Dich kleiden,
Verwelkt und alt, ^ wie muß, ich sie beneiden,
Die Muth und Kraft mir aus der Seele stahlen!
Dann wird die Liebe mir die Kühnheit geben.
Daß ich Dir meine Schmerzen offenbare,
Die hoffnunglosen Stunden, Tage, Iahre.
Doch wird die Zeit auch Diesem widerstreben,
So laß mir nux den Trost vor meiner Bahre,
Daß späte Seufzer Dir für mich entschweben.
Verweile, verweile lange bei diesem Selbstbildniß in Gedanken,
mein Freund! Ich glaube, es ist das hundertdritte Sonett:
Den Frieden find' ich nicht, kann nichts bekriegen,
Ich bebe, hoffe, brenne und erfriere,
Flieg' himmelan und krieche gleich dem Thier«,
Ich fasse nichts, will Alles an mich schmiegen.
Ich bin in Haft, das Thor läßt sich nicht biegen,
Man hält mich nicht, bangt, daß man mich verliere.
Töte mich, Liebe, daß ich 'triumphire,
Du läßt mich ja nicht fallen und nicht siegen.
Ich sehe augenlos, bin stumm und schreie,
Will gerne sterben, suche mich zu halten.
Ich hasse mich, der ich für Andre brenne.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_437.html[18.07.2014 17:50:37]

Die Zukunst.
Vo,n Schmerzen weinend, lächelnd ich gedeihe,
Das Leben läßt mich wie der Tod erkalten.
So bi,n ich, hohe Frau, seit ich Dich kenne.
Und dieses herbe Gegenstück dazu, so modern wie Alles von diesem gleich uns irrenden Ritter:
Glücklich im Traum und selig, mich zu sehnen,
Umarm' ich Schatten, hafche nach den Winden.
Ich bin im Meer, kann Grund und Rand nicht finden,
Schreib' in die Lust und muß auf Sand mich lehnen.
Em Strahl der Sonne ist mein ganzes Wähnen,
Er läßt vor lauter Liebe mich erblinden:
So jag' ich eine Hindin, sie zu binden,
Auf lahmem Roß, matt, mit zerzausten Strähnen.
Und ohne Licht und Kraft, nur mir zum Schaden,
Verbring' ich Tag und Nächte stets mit Zittern
Und rufe Liebe, Sie und selbst den Tod.
Seit zwomzig Iahren, o wie schwer beladen,
Trieb ich mit Thrämen Handel, ach welch bittern!
So laufet meiner Liebe streng Gebot.
Und dann ganz leise, wie das Bl,ut eines ohnmächtig Gewesenen wieder zu rinnen ansängt, sickert der Trost in sein Leiden:
Wie oft sprach schon die Liebe zu mir: „Schreibe,
Schreib, was Du sahst, in Lettern schreibs von Gold:
Zweisarbig Blut durch die Verliebtem rollt,
Bald roth, bald bleich, bald Tod, bald Gluth im Leibe.
Auch Du haft angehört einst einem Weibe
Und warst ein Beispiel, wie Ihr lieben sollt.
Hat Andres auch die Welt mir Dir gewollt,
Ich will nicht, daß Du ihr entfliehst. Nein, bleibe!
Und wenn die schönen Augen, drin ich wohne
Und einst, Dich zu besiegen, eingezogen,
Wenn sie im bittern Tode wieder brechen,
Und er von Neuem mir gehört, der Bogen,
Der Dich bezwang, dann weißt Du, wie ich lohne,
Dann wirst Du weinend Deinen Dank mir sprechen.
Und höre nur, wie sein Stolz gleich der Morgenröthe aus dem Finstern und Grauen hervorbricht:
O wie ich brenne, glaubt es mir, Ihr Alle!
Wenn Ieder glaubt, so muß sie mir vertrauen.

Petrarka.
Sie, die am Schönsten in der Well zu, schauen,
Sie glaubt mir nicht, wie oft ich zu ihr walle.
Schönheit ohne Ende Du, vor der ich falle,
Siehst Du nicht meine Äugen Thränen thauen!
Ihr bösen Sterne an des Himmels Brauen,
Grüßt mich kein Trost aus ihres Herzens Halle?
Dies mein Erglühn, das Dir so wenig theuer,
Dein Liebreiz, den ich immer wieder preise,
Sie werden Taufende dereinst erheben.
Denn träumend seh' ich Du mein süßes Feuer,
Wenn tot Dein Licht und Deine Lippen leise,
Unzählige von unsrer Asche leben!
Und nun folgen die Sonette, die er nach ihrem Tode gesungen
hat, die schönsten vielleicht, die es auf der Erde giebt. So dieses hier,
wehmüthig wie ein Bild von Botticelli:
Der Zephir weht und bringt den Frühling wieder
Und Gras und Blumen, all die lieben Seinen.
Die Schwalbe kreischt, der Nachtigalen Weinen
Schluchzt auf die roth und weißen Fluren nieder.
Es lacht die Au, es duftet süß der Flieder
Und Erd und Himmel scheinen sich zu einen.
Und Alle nur beglückt das Eine meinen,
Ein jedes Thier weiß wieder Liebeslieder.
Nur mir, dem Armen, steigen schwere Klagen.
Sie zieht sie aus der Brust mir durch ihr Scheiden,
Die Schlüssel zu mir hat sie fortgetragen.
Das Vöglein singt, es neigen sich bescheiden
Die Blumen mir, die Frauen aus den Wagen.
Doch ich bin einsam unter rohen Leiden,
Und diese beiden Sonette, die er, nach Vaucluse allein und alt
heimkehrend, gedichtet hat und die wie das Echo eines Waldhorns aus
kühlem Grund an Sommerabenden klingen, lies sie, mein Freund! Sie
ähneln einander wie trauernde Geschwister:
O Thal, erfüllt von meinen wilden Klagen,
O Fluß, den oftmals meine Thränen nährten,
Gethier in Wald und Fluth und Luft, Gefährten,
Gleich mir an grüne Ufer hier verschlagen.
Du heitere Luft, noch warm von meinen Klagen
Und Schmerzen, die mir Süßigkeit bescherten,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_439.html[18.07.2014 17:50:38]

Die Zukunst.
Und, ach, Ihr Hügel auch, Ihr lang entbehrten,
Die Liebe treibt mich still herum voll Zagen.
Wohl find' ich all die alten Bilder wieder,
Nur nicht mich selbst. Verdüstert ward mein Leben,
Endloser Schmerz haust laut in meinem Innern.
Von dort sah ich sie noch. Ich blicke nieder
Nach ihrer Spur. Sie hat sich fortbegeben,
Nackt, himmelwärts. Mir blieb nur das Erinnern.
Und hier der Bruder dieses Sonetts:
Schneller als Hirsche flohen meine Tage
Und wie ein Schatten flüchtig, kaum zu sehen,
Wie Wimpernzucken, ^ ach, was ist geschehen,
Das herb und süß ich im Gedächtniß trage?
Elende Welt, Du, schwanke dreiste Wage
(Und wer ganz blind ist, mag gern au^f Dir stehen),
In Dir schwand mir mein Herz, ins Grab zu gehen
Mit ihr, die jetzt ich als verfallen klage.
Doch jenes schönre Bild von ihr, das heute
Noch lebt, so wie es ewig wird bestehen,
Macht mich nur immer mehr zu ihrer Beute.
Mein Haar wird grau, doch sinnend muß ich sehen
Nach ihr. Wo ist sie, die mein Herz erneute,
Wo mag ihr Schleier jetzt wohl lieblich wehen?
Nimm eins noch mit, mein Freund, in Dein Leben hinein. Ich
möchte Dich immer wieder noch mit ihm beschenken. Es ist mir das
liebste seiner Sonette. O höre:
Einst sang, jetzt klag' ich, doch nicht weniger Süße
Schlürf' ich den Klagen aus als den Gesängen,
Es giebt ja einen Grund nur beiden Klängen,
Drum wenden sich zur Höhe meine Füße.
Drum trag' ich milde oder harte Grüße
Mit gleichem Muth, die stolzen wie die engen
Begebenheiten. Nichts soll mich bedrängen,
Daß ich besiegt zerbrochne Waffen büße.
So mögen denn mit abgenutzten Klingen
Welt, Weib, Geschick und Liebe mich bestehen,
Ich will nur glücklich oder gar nicht leben.

Gluth, Schmerz und Tod, wie wollt Ihr mich bezwingen?
Ein edler Sein als meins ward nie gesehen;
Aus süßer Wurzel wächst dies stille Streben.
Und nun zum Schluß (denn einmal mußte selbst er sich trennen)
dikse beiden Lieder. Das eine in Moll wie eine Cellosonate:
Die Augen, die ich einst so warm besungen,
Die Arme, Hände, Füße und die Wangen,
Die von mir selbst zu trennen einst mich zwangen,
Abseits von ollem Volk zu zehn gedungen,
Die goldnem Locken um ihr Haupt geschlungen,
Ihr Engelslächeln mit so heilem Prangen,
Daß Paradiese, wo sie ging, entsprangen,
Dies Alles ward zu, Staub, vom Nichts bezwungen.
Ich aber lebe noch mit Scham nnd Schmerzen
Und ohne Licht, das mir im Glück so theuer,
Auf leerem Schiff bei abgebrannten Kerzen,
Und lösche selbst das letzte Liebesfeuer.
Vertrocknet ist die Quelle mir im Herzen
Und nur auf stumme Klagen weist mein Steuer.
Und dieses zuletzt, das er an den Ansang gestellt hat, zugleich
seine Gesänge segnend, zugleich Abschied von ihnen nehmend. Lausche
diesem Geist, ^vs, snims csngiäs!
Ihr, die Ihr hier, in Reimen ausgegossen,
Den Klang der Klagen hört, die einst mich nährten,
So lang die ersten Iugendwirren währten,
Da noch ein andres Blut durch mich geflossen.
Ihr habt in vielein Weisen mich genossen,
Da Hoffnung noch und Schmerzen mir Gefährten.
Wenn je der Liebe Lehren Euch verklärten,
Hab' ich u,msonst nicht dieses Herz vergossen.
Wohl seh' ich jetzt, daß ich in Aller Munde
Seit langer Zeit u,nd Ruhm mein Leben war.
Oft muH ich drum vor Scham in mir erglühen;
Und dieser eitlen Scham weiß ich zur Stunde
Nur einem Trost, tieftraurig, doch ganz klar:
Die Lust der Welt wird wie ein Traum versprühen.
Kaiserswerth. Herbert Eubenberg,

härter der Konkurrenzkampf, desto höher die Unkosten. Um sie
KW! zu vermindern, sucht man sich über die Geschäftsbedingungen zu
verständigen. Aber da drängt sich das Betriebskapital mit seinen An-
sprüchen vor und weigert den Dienst, wenn ihm die Gelegenheit zur
Bethätigung verkürzt wird. So entsteht ein «irculus vitiosus: von dem
durch die Konkurrenz erzwungenen Aufwand zu einem, den das im
Geschäft steckende Kapital verlangt. Das sichtbarste Beispiel bieten die
Depositenkassen. Daß deren zu viele sind, merkt Ieder, der Sinn sür
Schaufensterkultur hat. Warum also verringert man die Zahl nicht?
Die Wechselstuben sind ja für die Höhe der Ausgaben sehr wichtig.
Die Berliner Handelsgesellschaft, die ohne solche Kassen arbeitet, hatte
1911 um 3 Millionen niedrigere Unkosten als die Kommerz« und Dis»
kontobank, die nur 98 Millionen Kapital hat (gegen IM Millionen
der Handelsgesellschaft). Die Annahme des Vorschlages, die Banken
mögen sich über die Zinsensätze, die sie für fremde Gelder gewähren,
einigen und nicht über einen Höchstbetrag hinausgehen, wäre das To»
dcsurtheil für viele Depositenkassen, die davon leben, daß sie demPubli»
kum höheren Nutzen bieten als der Nachbar. Die Einigung über den
Preis, also über die Chancen; die man dem eigenen Betriebskapital
bieten kann, ist kaum denkbar, so lange jede Bank ihre besonderen Le-
bensgesetze hat. Wie schwer die Vereinbarung gleicher Bedingungen
ist, zeigen die mißglückten Versuche, von den Hypothekenbanken einen
bestimmten Vergütungsatz beim Verkauf ihrer Pfandbriefe zu erlan-
gen. Ist der Absatz schwierig, so erklettern'die Bonifikationen die steil-
sten Höhen; denn die Hypothekenbanken wollen rentabel bleiben und
die Forderungen des Betriebskapitals verhindern jede Reform. Und
von den Pfandbriefbanken wird noch lange nicht so viel gefordert wie
von den Müttern der Depositenkassen. Die lassen sich nicht einmal von
schlechten Zeiten schrecken. Immer wieder kommt irgendwoher die
Klage, neben den alten Bankgeschäften habe sich die Depositenkasse ei-
nes berliner Institutes aufgethan, die Alles billiger zu machen ver-
spreche und mit Ködermitteln, die man früher für unvereinbar mit
guter Geschäftssitte hielt, den Eingesessenen die Kundschaft abzufangen
trachte. Was bleibt den Schwächeren übrig? Sie müssen mitbieten;
und gewähren oft Kredite, zu denen ihr Athem nicht ausreicht.
Das Iahr 1911 war für die Großbanken nicht allzu ergiebig;
dennoch haben manche wieder neue Wechselstuben aufgemacht (Schaaff»
hausen, trotz seiner mäßigen Liquidität). Wenn nun gleiche Bedin-
gungen für die Geldannahme durchgesetzt würden: woher sollten die
Depositenkassen, die man nicht Bedürfnißanstalten nennen kann, das
nöthige Geld holen? Die Voraussetzung jeder Preiskonvention ist, daß
die Kontrahenten unter gleichen Verhältnissen leben. Experimente
von der Art der Stabeisen» und Grobblechkonvention locken nicht zur
Nachahmung. Die Großbanken haben den Privatbankier an die Wand
gedrückt. Er wird nicht bequemer leben, wenn die Großen sich stren»

Kreditklemme.
gerem Gesetz beugen müssen. Erst dann käme die Uebermacht der wirk»
lichen Großen zu voller Geltung. Die könnten sich nicht einschränken;
um ihre Rentabilität zu retten, müßten sie mindestens immer auf der
Höhe ihrer Ausgaben bleiben. Grau, theurer Freund, ist alle Theorie.
Die Grundsätze, nach denen das Bankenkapital in Deutschland
verwaltet wird, haben sich bewährt. Wettbewerb und Unkosten: diese
Peitschen treiben den Bankmann vorwärts. Wer leugnet, daß oft ge»
sündigt wurde und wird? Geheimer Oberfinanzrath von Lumm, ein
Mitglied des Reichsbankdirektoriums, schrieb neulich über die Mah-
nungen des Präfidenten Havenstein und sagte dann: „Eine Gefahr
muß in dem übermäßigen Anwachsen der namentlich durch die Groß»
danken gewährten ausgedehnten Kredite zum Zweck der Gründung
neuer Unternehmungen erblickt werden, und zwar sowohl auf dem Ge-
biete der Industrie als auch auf dem Grundstück» und Baumarkt zur
Stützung von Bodentransaktionen und Errichtung von Bauten, wie
Maarenhäusern und Vergnügunglokalen, Unternehmungen, die zum
Theil einen stark spekulativen Charakter haben. Das erheischt die an-
dauernde Festlegung von Mitteln, deren Bereitschaft geboten wäre".
Nach dieser Auffassung kann, zum Beispiel, die Gründung der Tem»
pelhoferfeld»Gesellschaft kaum als ein nützliches Geschäft angesehen
werden. Und doch rissen sich die Banken um diese günstige Gelegenheit.
Neue Transaktionen auf dem Grundstückmarkt verbietet schon die Un»
gunst der Konjunktur. Was diese Ungunst vermag, lehrte jetzt wieder
das Schicksal der angesehenen Firma Mosler S Wersche in Berlin.
Hohe Kredite von Banken, überreichliche Gewährung von Baukredi-
ten: mit diesem System läßt sich in einer Zeit stockenden Grundstück»
verkehrs nicht leben. Die betheiligten Kreditbanken behaupten, daß sie
gedeckt seien und keinen Verlust zu befürchten haben. Der Fall zeigt
immerhin, wie ungesund, bei dem Wettkampf der Geldgeber, der Zu-
stand geworden ist; um sich von alter Verpflichtung zu lösen, müssen
die Banken schließlich neues Geld einschießen. Denn mit der Ueber»
nahme verpfändeter Hypotheken ist ihnen nicht gedient, weil sie für sol-
chen Besitz nicht eingerichtet sind. Und daß kein Verlust entstanden sei,
darf man erst sagen, wenn die Pfandobjekte auch als verwerthbar er-
wiesen sind. Die Schwierigkeit der Kreditreform liegt zum größten
Theil in dem aus vergangener Zeit Nachwirkenden. Die Liquidation
alter Betheiligungen ist bei schlechtem Wetter schwer. In einem Fall
wie dem der Firma Mosler S Wersche könnte das gewaltsame Ab«
brechen der Engagements nicht nützen; das Wesen immobiler Werthe
fordert nun einmal eine langsame Abwickelung.
Unter dem Druck hoher Unkosten stehen fast alle Wirthschaftbe»
triebe. Die Steigerung der Löhne und der sozialpolitischen Lasten
wird immer stärker fühlbar. Auch im großen Reich der Kohle. Der
Strike der Ruhrbcrgleute hat nach neuntägiger Dauer mit einer Nie-
derlage der Knappen geendet. Daß es so kommen werde, war voraus-
zusehen, da die Arbeiter weder einig noch mit genügendem Kriegs-
schatz versehen waren. Sie tragen die Kosten des Ausstandes; de.r För»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_443.html[18.07.2014 17:50:40]

dcrausfall war leichter zu verschmerzen. Auch ohne neuen Kampf aber werden die Löhne weiter steigen. Also auch die Preise; denn vermehrter Aufwand im Betrieb wird durch Preiserhöhung ausgeglichen. Und jede Kohlenpreissteigerung verringert die Rentabilität auf großen Gebieten der Industrie. Der Blick auf die Arbeiterbewegung zeigt auch den Zusammenhang von Unkosten und Kreditanspruch. Bei der Gel» senkirchener Bergwerkgesellschaft, die ihrer Größe nach zu hohen Ausgaben, der Struktur nach aber zu niedrigen Unkosten neigt, hat das Veihältniß der gesammten Laften zum Reingewinn sich im Iahr 1909 bis zu 81V? Prozent gehoben. 1910 waren es 74, 1911 wieder 76 Prozent. Auf der Seite der Laften aber sieht man eine faft geradelinige Steigerung bis zu 259 Mark auf den Kopf des beschäftigten Arbeiters im Iahr 1911. Auch die Montanindustrie strebt natürlich nach einer Verminderung der Unkosten; bei allen Fusionen der letzten Iahre hieß es, die Verschmelzung werde die Ausgaben vernünftiger begrenzen. Schließlich scheint das Monopol der sicherste Ausgleich zwischen Laften und Ginnahmen, Allerdings nur im eigenen Bereich; der Abnehmer, der selbst wieder produzirt, wird durch die Bedingungen, die ihm das Monopol auferlegt, in seiner Bilanz getroffen. Die Freunde der Staatsmonopole vergessen überhaupt leicht, wie sehr die Kosten solcher Einrichtung den Nutzen für den Staat mindern, der dann den Abstand zwischen Einnahme undAusgabe durch erhöhte Preise zu erweitern suchen muß. Wir sehen jetzt ja, wie die Spirituscentrale sich auf die Beseitigung der „Liebesgabe" vorbereitet. Die Branntweinsteuer vom Iahr 1887 ließ einem Kontingent die alte Verbrauchsabgabe von 39 Mark pro Hektoliter, belaftete aber die darüber hinausgehendeProduktion mit 70 Mark, Seit der Reichsfinanzreform betragen die Steuern 105 und 125 Mark. Die Spannung von 20 Mark, die geblieben ist: da steckt die „Liebesgabe", die staatliche Rückvergütung an die Brenner, Ihre Ge» sammtsumme betrug im Iahr etwa W Millionen. Auf diese Prämie sollen die Brenner nun, im Interesse der Wehrvorlagen, verzichten. Doch kein Wermuthstropfen verbittert das Opfer: die Spirituscentrale hilft mit einer Preiserhöhung schmerzlos darüber hinweg und die Kosten tragen die Käufer, die Destillateure und Liqueurfabrikanten, Solche Zusammenhänge muß man erkannt haben, um zu wissen, wie schwer es ist, ein für alle Wirthschaftverhältnisse pafsendes Kreditmaß zu finden. In der Theorie sieht das Alles kinderleicht aus. In der gemeinen Wirklichkeit aber muß man mit unzähligen Faktoren rechnen, die auk das Schicksal des Wirthschaftlapitals einwirken. Das will unter allen Umständen ergiebig bleiben, sich die freie Preisbildung wahren und kann nicht stets ängstlich fragen, ob seine Kreditpolitik dem im sicheren Hafen weilenden Theoretiker gefiele. Die Aufgabe ist (wie Luzzatti richtig erkannt hat), der besonderen Geschäftsindividualität die Art der Kreditgewährung anzupafsen. Da nützen allgemeine Ermahnungen nicht viel. Ieder einzelne Fall will in seinem eigenen Licht gesehen, nach seinem Sonderbcdürfniß erledigt werden.

L a d 0 n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunst in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb <S. m. b. g, in Berlin.
»

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20078_444.html[18.07.2014 17:50:40]